

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM

JAHRE 1815.

ZWÖLFTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung
und Leipzig,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1815.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Degen: *Grundsätze der Strategie erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland.* Mit Charten und Plänen. I Theil. Grundsätze der Strategie und Anwendung derselben auf einen angenommenen Kriegsschauplatz. Mit einem Kupfer. 206 S. VIII S. Vorerinnerung. II Theil. Geschichte des Feldzugs. 354 S. III Theil. Geschichte des Feldzugs. 398 S. 1813. 8. Die Charte des Kriegsschauplatzes und eilf Pläne in gross Folio.

(Diese Ausgabe auf dem schönsten Velinpapier von meisterhaftem Druck und Stich ist nicht in den Buchhandel gekommen, für welchen eine spätere bey Strauss in Wien auch in drey Theilen 8 veranstaltet ist.)

(24 Rthlr.)

Es ist für jede Nation eine grosse Wohlthat, wenn das souveräne Geschlecht, welches über sie herrscht, die Züge des Nationalcharakters in sich vereinigt und veredelt darstellt, im eigentlichsten Sinn der Repräsentant der Nation ist. Zerfällt diese aber in mehrere Volksstämme, die bey aller Verschiedenheit sich doch in den Grundzügen gleich sind, und sich eben darum, trotz aller Verschiedenartigkeit, Spannung, Zwietracht und Eifersucht, doch immer nach einem gemeinschaftlichen Bunde sehnen, die Nothwendigkeit desselben tief empfinden: so ist es eines der höchsten Geschenke des Himmels, wenn er einer solchen Nation ein grosses Fürstengeschlecht aufgestellt hat, das, die Nationalzüge in seinem Charakter vereinigend und veredelnd, zum nationalen souveränen Oberhaupte der verschiedenen Volksstämme, zum Mittelpunct und Schutzherrn der ganzen in dieselben zerspaltenen Nation, zu ihrer wahrhaftigen Einheit, durchaus von der Vorsehung geeignet ward.

Wir brauchen die Anwendung auf die deutsche Nation und das österreichische Kaiserhaus nicht auszusprechen. Dass sich in diesem erhabenen Geschlecht unser Nationalcharakter am treuesten, am vollendetsten ausdrückt, dass wir nur unter seinem Schirm unsere Volksstämme zur Nationaleinheit gestalten können, fühlt in unseren Tagen jedes ächt deutsche Herz, sagt jede ächt deutsche Stimme; auch fehlt es nicht an der historischen Entwickelung, wie seit Rudolph von Habsburg, dem Wiederhersteller Deutschlands, die Deutschheit das eigentliche Erbtheil seines Hauses ward, sich allen Wechsel der europäischen Cultur hindurch rein in demselben erhielt, und selbst durch dessen Verbindung mit ausländischem Blute nur einen Anreiz zu einer höheren, und doch immer gleich treuen Entwickelung gewann.

Merkwürdig genug that sich zu jener Zeit, da eine literarische Cultur in Deutschland aufdämmerte, und in die deutsche Sprache, in die deutsche Volkseigenthümlichkeit übergehen wollte, ein Vorbild auch dieses Zuges in Kaiser Maximilian dem Ersten kund, der selbst in deutscher Sprache für Kriegswissenschaft und Geschichte Autor wurde. Seitdem hat sich ein gelehrter Stand unter uns in solcher Fülle und Bedeutung ausgebildet, dass man von dem souveränen Hause, welches der deutschen Nation vorstünde, nicht mit ganzer Wahrheit sagen könnte, sein Geist und Charakter repräsentire auf eine idealische Weise die Art und Kraft, den Geist der deutschen Nation, wenn es sich nicht selbst in darstellender Kunst und Erforschung der Wahrheit mächtig bewiese. Durch das vorliegende Werk wird dieser Anfoderung an das alte deutsche Kaiserhaus auf eine glänzende Weise genug gethan. In der Kriegswissenschaft und militärischen Geschichtschreibung ist es unstreitig das Höchste, was seit Julius Cäsar geleistet ward: einen der grössten deutschen Autoren sieht unser Vaterland voll Bewunderung aus dem Stamme Rudolphs von Habsburg erblüht. Die Billigkeit, Bescheidenheit, die tiefe Ruhe, welche sowohl von Unschuld der Gesinnung, als einem seines Gegenstandes mächtigen Verstande zeugt, diese Charakterzüge des deutschen Kaiserhauses, sind die Seele des vorliegenden Werkes; mit ihnen ferner jene kühne, allseitige Gerechtigkeit, die nur der Deutsche anderen Völkern und sich selbst widerfahren lässt. Sein Urheber ist derjenige Held, der sein deutsches Schwert jedesmal, da es ihm gestattet wird, mit Feuer für Deutschland zieht, und in dem hier beschriebenen Kriege deutscher Umfassung und Entschlossenheit in Kriegswissenschaft und Kriegskunst zum glorreichsten Sieg über französische Berechnung verhalf; der auch jetzt in der deutschen Bundesveste sein Banner aufgepflanzt hat, unter welchem sich endlich auch ein politischer Bund der Deutschen in Wahrheit und Kraft bilden sollte.

Wenn es ein Hauptzug in der deutschen Literatur ist, dass sie sich um den alterthümlichen Geist bemüht, und wenn wir den Charakter des Alterthums vorzüglich darein setzen müssen, dass er tiefe und umfassende Grundsätze einfach aufnimmt und aufstellt, und mit unbefangener Grösse für das Vaterland ausführt: so ergiebt sich ein neuer Gesichtspunct, warum eben jetzt dieses Buch eine herrliche deutsche Nationaler-

scheinung zu nennen sey. Wer aus einem alten Kaiserstamm entsprossen ist, und die Reiche seines Hauses noch in einem eigenthümlicheren Sinne wie sein Vaterland betrachtet, als worin der Bürger des Alterthums sein Vaterland liebte, der erhält seine Gesinnung leicht in dem Schwunge des Alterthums, ungelähmt von den vielen Verhältnissen, durch welche sich andere Sterbliche der neueren Zeit durchwinden müssen.

Schon die ersten Worte der Vorerinnerung haben etwas Alterthümliches. Das Werk soll ein Beytrag seyn, *um Feldherren zum Schutze des Vaterlandes zu bilden*; der Urheber desselben will seine Mühe belohnt sehen, wenn er den ersten Schritt in der Laufbahn des Mannes erleichtern half, der als kluger, erfahrener und zugleich entschlossener Feldherr der edelste Stein in der Krone seines Monarchen sey und die Stütze seines Vaterlandes werde.

So ist auf das Bestimmteste angegeben, für wen im engesten Sinne das vorliegende Werk verfasst wurde. Genie, Studium und Erfahrung des Feldherrn haben es aufgezeichnet, um das junge Genie, das zum Feldherrn im ganzen Umfange des Begriffes werden kann und will, zu leiten, für die Kriegs*wissenschaft* zu begeistern, mit Vaterlandsliebe zu erfüllen und für reine Heldentugend zu stimmen. „Das Genie, sagt der erhabene Vf., wird geboren, der grosse Mann muss gebildet werden: Genie ist Anlage, nicht Vollendung. Es überspringt wohl zuweilen den systematischen Gang der Lehre und eilt der Erfahrung voraus; es ergreift nur instinctmässig das Resultat, und weilt nicht bey dem Princip, das wie eine unbekannte Grösse sich in seiner Seele entwickelt. Aber weit öfter schweift es in verderblichen Irrthümern umher, und wenn sein Flug einmal die Unsterblichkeit erreicht, so ist es seltener das Verdienst eigener Grösse, als die Folge eines glücklichen Ungefährs." So einfach und tief über das Tiefste in der menschlichen Natur, das Verhältniss zwischen Genie und Erfahrung und der aus beiden hervorgegangenen Wissenschaft, zu reden, ist nur dem Genius selbst gegeben, vermag nicht schon derjenige, welcher nur ein Resultat des Nachdenkens und das Product sowohl eigener als fremder Erfahrungen aufstellen kann; und wir können nicht umhin, zur Ergänzung jener schönen Stelle noch eine später vorkommende Bemerkung hinzuzufügen: „Wenn ohne Genie noch kein Mann ein grosser Feldherr geworden ist, so finden wir hingegen in der Kriegsgeschichte Beweise, dass gebildete Heerführer von weniger genialischer Anlage rohe Genies besiegt haben, wenn sie nur Festigkeit im Entschlusse und Beharrlichkeit mit Einsicht verbanden."

Wer sich der Kriegswissenschaft geweiht hat, und den Genius des Feldherrn in sich fühlt, dem muss daher bey diesem Werke, das eigends für ihn geschrieben ward, das Herz hochschlagen. Gleichwohl darf keiner, der zu den Fahnen des Kriegs und des Vaterlandes geschworen hat, es anders als wie ein nothwendiges Handbuch betrachten: denn die Grundlehren seiner Wissenschaft und Kunst sieht er hier mit bewundernswürdiger Klarheit und einer einfachen Nothwendigkeit, wie nirgends, aufgestellt, erhält eine für jeden begreifliche und doch umfassende Idee von seinem ganzen Geschäft, von dem grossen Zusammenhang, in welchem jede seiner Bewegungen, Bemühungen, Fürsorgen mit dem erhabenen Entwurf steht, der einen ganzen Feldzug dachte und oft über das Schicksal der Staaten und Völker entscheidet.

Wir wünschen ferner auch, dass selbst dem Laien in der Kriegskunst, also dem grössten Theile der gebildeten Welt, dieses Buch kein verschlossenes bleibe. Je mehr unsere Kriege nun nationale werden: desto häufiger soll eine verständige Theilnahme an denselben, wie einst bey Griechen und Römern an ihren Kriegen gewöhnlich war, auch unter uns werden. Auch ist der reiche Inhalt des vorliegenden Werkes nicht strategisch allein, wenn gleich stets mit meisterhafter Kunst dem strategischen Zweck untergeordnet. Der Laie in der Kriegswissenschaft findet hier einen Schatz von historischen Aufschlüssen, feinen psychologischen Bemerkungen, grossen Wahrheiten der Staatsweisheit und des menschlichen Gefühls in Hinsicht auf den Krieg, auf das Verhältniss zwischen den Monarchen und ihren Feldherrn. Was der Art ein Fürst von dem souveränen Fürstenstamme, der keinem anderen an altem Ruhm und Hoheit weicht, so ausspricht, dringe tief in Gemüth und Geist der grössten Monarchen, und darum ist endlich auch für die Souveräne dieses Werk ein unschätzbares Buch.

Das erste Hauptstück enthält die Grundsätze der *Strategie* oder *Kriegswissenschaft*. „Sie entwirft den Plan, umfasst und bestimmt den Gang kriegerischer Unternehmungen." Darum wird sie die eigenthümliche Wissenschaft des obersten Feldherrn genannt, so wie die *Taktik* oder *Kriegskunst*, welche lehrt, wie strategische Entwürfe ausgeführt werden sollen, die unerlässliche Kunst eines jeden Truppenanführers ist. Wir heben auch die übrigen Bestimmungen der Grundbegriffe aus, um bey Verfolg unserer Beleuchtung auch dem Laien in Kriegswissenschaft und Kriegskunst die kraftvolle, nothwendige, und doch so leise, anspruchslose Entwickelung der Lehre, und die meisterhafte Darstellung in der Geschichte des Feldzugs selbst begreiflich machen zu können. Wenn die Strategie die entscheidenden Puncte bestimmt, deren Besitz zu ihrem Endzweck nothwendig ist, und die Linien zu ihrer Verbindung bezeichnet: so bilden jene Puncte, in sofern sie gesichert und behauptet werden sollen, im Angriffskriege *die Operationsbasis*, im Vertheidigungskriege die *Defensionslinie*; in sofern aber man sie erst erreichen muss, werden sie *Operationsobjecte* genannt, so wie die Linien, die zu ihnen führen, *Operationslinien*.

Man begreift leicht, dass die Taktik, die bloss der Strategie wegen vorhanden ist, ihr untergeordnet sey; dass daher, wo strategische Rücksichten mit taktischen Vortheilen im Widerspruche stehen, erstere die Oberhand behalten, zumal, da eine Abänderung der strategischen Puncte und Linien, die von der Beschaffenheit des Kriegstheaters abhangen, nicht in der

Macht des Feldherrn liegt, der Taktiker dagegen in seiner Kunst Mittel findet, den Nachtheilen einer unvortheilhaften Stellung abzuhelfen. Allein gleichwohl sagt der grosse Feldherr, der hier redet, dass in dem erwähnten Collisionsfall die Strategie *im Allgemeinen* die Oberhand behalte. Wir treffen hier sogleich auf die Bescheidenheit, womit er weise sein System ansieht, und welche er bey Befolgung desselben von dem klugen Feldherrn jedesmal fodert. Sie fusst auf den bekannten Spruch, dass keine Regel ohne Ausnahme sey.

Weil kein Krieg geführt werden kann, ohne dass das Heer im Besitz der dazu unentbehrlichen Mittel, also der Gegend, aus welcher, der Wege, auf welchen dieselben herbeygeschafft werden, mächtig ist: so gilt als oberster Grundsatz der Strategie, dass jede Aufstellung und Bewegung volle Sicherheit gewähre für den Schlüssel des rückwärtigen Landes, für die Operationsbasis, auf der die Vorräthe aufgehäuft werden, für die Communication mit diesen, und für die Operationslinie, die zum Operationsobject führen soll. Indem man selbst durchaus nach diesem Grundsatz handelt, ist folglich der grösste Vortheil, den Feind durch Gewalt oder durch Manöver zu zwingen, dass er von demselben abweiche.

An den obersten Grundsatz der Strategie und die aus ihm folgenden Maximen schliesst sich im dritten und vierten Abschnitt die Lehre von den strategischen Puncten und Linien, ohne welche die Maximen der Strategie nicht ausgeführt werden können. Strategisch wird hier ein Punct genannt, dessen Besitz für Operationen entscheidenden Vortheil gewährt. Will man ihn erst erreichen: so ist er strategisch für den Angriffskrieg; will man ihn behaupten: so ist er es für den Vertheidigungskrieg. In dem ersten hat man dreyerley strategische Puncte. Die ersten bilden die Operationsbasis, die zweyten das Operationsobject, und die dritten sind die zwischen den beiden ersten vermittelnden. In der Defensive haben die dritten Puncte eben dieselbe Bestimmung; aber die ersten sichern in ihr die rückwärtige Gegend, und die zweyten sind bestimmt, den Feind von weiterem Vorrücken gegen die ersten abzuhalten. Ein strategischer Punct, durch dessen Besitz man den Schlüssel des Landes gewinnt, ist für das Schicksal desselben entscheidend. „In jedem Staate, der ein Kriegssystem hat, sollte es Staatsmaxime seyn, solche Puncte auch im tiefsten Frieden in Vertheidigungsstand zu setzen und zu erhalten." Eine strategische Linie ist diejenige, welche von allen Linien, die zwey strategische Puncte verbinden, die meisten Vortheile zu dieser Verbindung gewährt. (Da späterhin bemerkt wird, dass zu jedem strategischen Puncte mehrere strategische Linien führen: so wäre der Begriff der strategischen Linie vielleicht klarer geworden, wenn es hiesse: eine Linie, die zwey strategische Puncte verbinde, sey eine strategische, doch im strengsten Sinne wäre nur diejenige so zu nennen, welche ausschliesslich die vortheilhafteste sey; wenigstens giebt derselbe Abschnitt den Begriff der Operationslinie auf gleiche Weise.) Auch durch die grössten taktischen Vortheile darf man sich zu keiner Bewegung verleiten lassen, durch welche man sich so weit von den strategischen Linien entfernt, dass der Feind ihrer mächtig werden kann. Diejenige strategische Linie, auf welcher das bestimmte Operationsobject erreicht werden soll, heisst die Operationslinie. Sie ist im strengsten Sinn nur *eine*. Nimmt man mehrere an, um das nämliche Object concentrisch zu erreichen: so muss entweder jede einzelne Colonne dem entgegenwirkenden Feinde gewachsen seyn, oder diesem muss unmöglich fallen, irgend etwas zu unternehmen, bis sich alle Colonnen bey dem Operationsobject vereinigt haben; oder der Marsch der Colonnen muss solches Verhältniss haben, dass sie sich bey der progressiven Annäherung unterstützen können, als bildeten sie nur eine.

Die Operationsbasis ist nur dann gut, wenn sie aus mehreren Puncten besteht: denn es ist zu gefährvoll, alle Vorräthe auf einem Puncte aufzuhäufen, zu beschwerlich, sie auf einer einzigen Strasse nachzuführen, und man hat mehr Wahl in den Operationslinien, mehr Fähigkeit zum Manövriren, wenn man die nöthigen Bedürfnisse auf mehreren Puncten findet. Diese letzten müssen durch gangbare Communicationen unter sich verbunden seyn. Vortheilhaft ist, wenn sie so befestigt sind, dass der Feldherr bey einer raschen Bewegung ohne Gefahr Magazine entblössen darf. Am wenigsten wird die Operationsbasis bedroht, welche parallel mit jener des Feindes geht, und sie bleibt immer geschützt, wenn die Operation von der eigenen Basis in senkrechter Linie auf die Stellung des Feindes führt. Dagegen tritt die wenigste Sicherheit für ihre Flanken, ihre Communications- und Rückzugs-Linien ein, wenn die Operation aus dem vom Feinde entferntesten Punct der Basis ausgeht. Ist die eigene Basis länger als die feindliche: so ist sie mehr vor Umgehungen gesichert und giebt mehr Fähigkeit zum Manövriren. Entscheidender kann man auf den Feind wirken, wenn man sich näher an seiner Basis befindet, als er an der diesseitigen. Zieht die Richtung der Operationslinie eine Veränderung in der Operationsbasis nach sich: so dürfen diejenigen ihrer Puncte, welche von einer unentbehrlichen strategischen Wichtigkeit sind, besonders die Schlüssel des eigenen Landes, nur in dem Fall entblösst werden, dass sie entweder selbstständig genug sind, um einstweilig ohne Gefahr ungedeckt bleiben zu können, oder die Armee ein solches Übergewicht über die Feinde erlangt hat, dass diese gar nicht auf die diesseitige Basis einwirken können. Bey jeder Verlängerung der Operationslinie muss man gewiss seyn, den Feind soweit von den Flanken zu entfernen, dass die in gleichem Verhältniss ausgedehnte Operationsbasis gesichert werde. Erlaubt das Terrain eine solche Verlängerung der Basis: so kann leicht ihre Ausdehnung zu viel Mittel erfodern, als dass noch genug übrig blieben, um mit Kraft gegen das Operationsobject zu wirken. Erlaubt das Terrain solche Verlängerung der Basis nicht: so werden die Endpuncte von dieser gegen die aufgestellte Armee einen so spitzigen Winkel machen, dass dieselbe viel-

leicht auf Eine Communication beschränkt ist, und Gefahr läuft, von der Basis abgeschnitten zu werden. Gegen beide Übel kann man sich durch eine neue Basis schützen, welche die ältere decken muss, und gleichen Gesetzen, wie diese, unterworfen ist. Geschieht der Rückzug des Feindes in der Verlängerung der diesseitigen Operationslinie, oder parallel mit derselben: nur dann können mehrere auf einander folgende Operationsbasen in einer ähnlichen Richtung und Breite gebildet werden. „Um den Angriffs - sowohl, als den Vertheidigungs - Krieg mit Erfolg führen zu können, sollte die vortheilhafteste Operationsbasis an den Grenzen eines grossen Staats durch Festungen, besonders im Central - und an den beiden End - Puncten, gesichert seyn, und zugleich eine gute Defensionslinie bilden. Diese sollte als Grundlage aller Operationen betrachtet, und stets in Vertheidigungsstand gehalten werden."

Auf die Lehre von der Operationsbasis folgt der Abschnitt von den Operationen. Alle Umstände, die im Kriege wirken, müssen in voraus berechnet werden, ehe man den Punct, von welchem man ausgeht, und die Operationslinie, welche man wählt, um ein Operationsobject zu erreichen, festsetzt: denn die natürlichen Vortheile einer solchen Linie führen selten allein zum Ziele. Bey offenbarer Überlegenheit ist die günstigste Richtung für die Operation, auf der strategischen Linie, welche die Basis mit dem Object am kürzesten verbindet, mit gesammter Macht gegen den entscheidenden Punct zu operiren. „Zusammengesetzte, und auf das Zusammentreffen entfernter Combinationen gegründete Manöver sind in der Strategie noch schädlicher, als in der Taktik, weil die Entfernung der Linien grösser, folglich eine richtige Berechnung und ein richtiges Eintreffen noch schwerer sind." Ist man nicht überlegen genug, um sicher auf Hinauswerfung des Feindes auf seinen strategischen Aufstellungspuncten rechnen zu dürfen: so muss er durch Manöver zur Verlassung derselben genöthigt werden. Dazu reicht kein anderes Manöver hin, als wenn man ihm bedroht, entweder seine Operations - und Communications-Linie zu gewinnen, oder vor ihm seinen Rückzugspunct. Tritt während einer Operation der Fall ein, dass man seine strategische Linie mit einer anderen vertauschen muss, und hat man dazu Zeit genug: so geschehe es dort, wo eine strategische Linie die alte mit der neugewählten in Verbindung setzt. Drängt aber die Zeit: so geschehe es schnell und vorsichtig dort, wo man nicht gefährdet ist, die alte Operationslinie zu verlassen, ohne die neue vor dem Feinde erreichen zu können.

Defensive Aufstellungen entsprechen nur dann ihrem Zweck, wenn sie den Punct gewinnen und behaupten, ohne dessen Besitz der Feind nicht in das rückwärtige Land vorrücken kann. Stehen demselben mehrere offensive Linien zu Gebote: so ist in der Regel die defensive Aufstellung da am zweckmässigsten, wo entweder jene Linien zusammenstossen, oder durch eine transversale Communication verbunden sind, welche letztere die Möglichkeit giebt, sich nach Mass der feindlichen Operationen gegen alle Seiten zu bewegen. Nicht immer ist die Aufstellung auf einer strategischen Linie zu ihrer Deckung nöthig. Auch eine Flankenstellung kann dazu dienen, indem ihre Absicht dahin geht, den Feind durch Bedrohung seines Rückens und seiner Communicationslinie aufzuhalten, und von der Richtung seiner Operation abzuwenden. Die Aufstellung muss also näher an seiner Communicationslinie seyn, als er an dem Objecte seiner Operation, oder dieses muss ihm einige Zeit widerstehen können. Die Stellung muss taktisch gut, und das Verhältniss der Truppenstärke wider den Feind so berechnet seyn, dass er sie nicht überwältigen kann. Auf den Fall, dass er die Flankenstellung über den Haufen würfe, soll er doch nicht präveniren können, und darum muss ihre Verbindung mit der eigenen Basis und den Puncten, die der Schlüssel der rückwärtigen Gegend sind, gesichert seyn.

Dieses sind die vornehmsten strategischen Grundsätze, welche wir in dem ersten Hauptstück mit so einfacher als nothwendiger Entwickelung aufgestellt sehen. Wenn sie selbst von dem Genie, der Wissenschaft und der grossen Erfahrung ihres Urhebers zeugen: so sind Darstellung und Sprache so einerley mit ihnen, dass man denselben nicht nur den eigenthümlichen Geist, sondern ebenfalls das Praktische ansieht. Beredt wird zuletzt noch über die eigenen Vorzüge der Strategie gesprochen. Wie sehr bewährt die Geschichte den Ausspruch, dass thatenreiche Feldzüge, in welchen die Heerführer mehr Taktiker als Strategen waren, in der Regel weniger entscheidend wurden, als solche, in welchen das strategische Genie des Feldherrn den ganzen Schauplatz des Krieges umfasste, auf die Operationslinien des Feindes drang, und jede Schwäche seiner Basis benutzte. Den grössten strategischen Charakter tragen die Kriege, welche die französische Revolution zu Ende des vorigen, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts hervorbrachte. Nach der veränderten Kriegsart waren schnellere Bewegungen mit grösseren Massen möglich, und die Leichtigkeit, strategische Verluste einzubringen, verlor sich dadurch. „Die Offensive, heisst es S. 47 weiter, erhielt über die Defensive ein viel grösseres Übergewicht, und die Taktik wurde mehr als zuvor der Strategie unterworfen. Daher lieferten Feldzüge von wenig Wochen Resultate, die man sonst nur nach langen Kriegen erwarten konnte, und befestigte, aber nicht strategische Puncte leisteten keinen Nutzen, indessen andere, die zugleich strategisch waren, den grössten Anstrengungen widerstanden."

Um die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines Kriegssystems, in welchem jede Massregel aus den Regeln der Strategie herfliesst, sey es offensiv oder defensiv, durch ein Beyspiel darzuthun, wird am Schlusse Frankreichs erwähnt, wie es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts trotz der gräulichsten Zerrüttung im Innern und anfänglich ohne Armeen doch dem ganzen Europa widerstehen konnte, weil seit Ludwigs XIII Regierung seine Grenze unablässig nach strategischen Grundsätzen befestigt wurde.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Degen: *Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das zweyte Hauptstück enthält eine Anwendung der strategischen Grundsätze auf einen angenommenen Kriegsschauplatz, weil die Grundsätze der Kriegswissenschaft, so einfach sie selber sind, eine so vielfältige Anwendung erleiden, dass die Kunst, unter keinem Verhältnisse von den Maximen des Krieges abzuweichen, weit schwerer sey, als die Kriegswissenschaft. Da im Kriege kein Fall dem anderen ähnlich ist, und sich desshalb keine allgemeinen Regeln über die Anwendung der Grundsätze geben lassen: so wird sie hier an einem Beyspiel gezeigt, von welchem man analogisch auf andere Fälle schliessen soll. Der gewählte Schauplatz ist die Strecke, welche der Bodensee, der Rhein, der Main, die Eger, die Elbe, die Moldau, die Enns und die nördlichen Gebirge des salzburger und tyroler Gebiets einschliessen. Um das Beyspiel zu vereinfachen, ist dabey angenommen, dass die Schweiz und Tyrol neutral sind, sich auf dem Kriegsschauplatze kein befestigter Punct findet, als Cassel bey Mainz, Kehl, Prag und Theresienstadt; dass nur zwey Mächte den Krieg führen, und von den Armeen die eine den Rhein, die andere die Enns und die Moldau zur Basis ihrer Operationen hat. Zuerst wird die Bildung des Terrains beschrieben, und hier erhalten wir das erste herrliche Beyspiel von der ungemeinen Kunst, woran dieses Buch reich ist, ein Bild von dem Kriegsschauplatze vor unsere Seele zu stellen, aus welchem, indem es nur der Einbildungskraft gegeben scheint, alle Züge zur strategischen Belehrung führen. Wie schwer eine solche Kunst sey, ergiebt sich daraus, dass seit und ausser Julius Cäsar Niemand sie würdig genug auszuüben verstand, um neben dem grossen Römer genannt zu werden, bis er nun in diesem Punct vom Erzherzog Karl noch übertroffen wird. So selten ist der Verein, dass mit Talent, Studium und Weisheit des Feldherrn sich die Einbildungskraft paart, welche künstlerisch ein sinnliches Ganzes aufzufassen, und als solches wiederzugeben weiss; und gleichwohl bleibt gewiss, dass ohne solche Einbildungskraft auch grosse Talente des Feldherrn nie zum Feldherrngenie werden. In unseren letzten, an Kriegen so reichen Jahrzehenden, wo eine unzählige Menge von Generälen, besonders in den französischen Heeren, aus allen Ständen emporstieg, hat ausser dem Erzherzog den Verein einer Einbildungskraft, die ein sinnliches Ganzes künstlerisch auffasst, mit Gelehrsamkeit und Talent des Feldherrn, vielleicht nur ein Einziger gezeigt, Bonaparte.

Zunächst tritt vor unsere Augen der Hauptrücken, „der ganz Europa durchzieht, und alle Wässer theilt, welche sich in die verschiedenen, diesen Welttheil umgebenden Meere ergiessen.“ Sein Gang von einem seiner höchsten Puncte in Graubündten, bis er Böhmen von Baiern und Österreich trennt, dann die drey Ströme, die aus ihm entspringen, der Rhein, die Donau, und die Moldau, mit ihren Umgebungen und Nebenflüssen, werden so beschrieben, dass die Phantasie ihre Eigenthümlichkeit fasst, und der Verstand gezwungen wird, mit dem Bilde sogleich strategisch zu verfahren. So geht er vorbereitet und gespannt zu den Betrachtungen über den Kriegsschauplatz, wo ihm volles Licht wird. Das erste Hauptresultat in strategischer Hinsicht bemerkt, dass das Kriegstheater die Gestalt eines länglichten Vierecks habe, wo die senkrechten Linien von der nördlichen oder südlichen Seite auf die entgegengesetzte ungefähr halb so lang als jene sind, welche die beiden Operationsbasen verbinden, die nämlich östlich von Steyer auf Theresienstadt, westlich von Breysach nach Mainz gehen. Darauf folgt das Resultat, dass die Operationsbasis im Westen in jeder Rücksicht sehr vortheilhaft sey, weniger vortheilhaft die östliche. Über die Communicationen auf dem angegebenen Kriegsschauplatze, vorzüglich über das grösste Hinderniss in der Verbindung der verschiedenen, von der einen zu der anderen Basis gehenden Operationslinien, oder die Donau, welche selbst die Grenzlinie zwischen den Armeen ausmachen kann, wird überaus lehrreich gesprochen. Die Bestimmung der Operationsobjecte führt zunächst die Bemerkung herbey, dass der Feind nur in der Strecke, welche die Donau von Ulm bis Regensburg durchzieht, „wo ihm mehrere Communicationen die Bewegung in transversaler Richtung durch die ganze Breite des Kriegtheaters erleichtern,“ gegen die Flanken der vorrückenden Armee manövriren könne. Nothwendig ist daher, dass man ihn von ihr entferne; und weil die Donau die dazu nöthige freye Bewegung nach allen Seiten wesentlich hindert: so muss man sich eines Übergangs über dieselbe zwischen Ulm und Regensburg bemeistern, und ihr Defilée vor Ankunft des Feindes besetzen, welches nur zwischen jenen Städten auf die gegenseitigen Operationen einen wesentlichen Einfluss nimmt. Beide Theile können

alsdann mit der nämlichen Wahrscheinlichkeit des Erfolgs operiren, weil der Unterschied zwischen der Entfernung der beiderseitigen Endpuncte des Defilées zu den nächsten Operationsbasen sich ungefähr gleich ist.

Der vierte Abschnitt, über die Wahl der Operationslinien, macht diese vollständig auf dem angenommenen Kriegsschauplatze durch eine tabellarische Ordnung anschaulich, und ihr folgen im fünften Capitel Betrachtungen über die defensiven Aufstellungen. Wird die westliche Basis selbst von dem anrückenden Feinde bedroht: so kann ihr Vertheidiger, durch Festungen hinlänglich gedeckt, von Kehl und Cassel her dem Gegner wesentlich Abbruch thun, ohne selbst gefährdet zu werden. Mit weit mehr Schwierigkeiten kämpft der Vertheidiger der östlichen Operationsbasis. Konnte er Regensburg nicht erreichen, und daselbst eine defensive Aufstellung zwischen Landshut und Wernberg vorbereiten: so hat er keine andere Aufstellungslinie als die Basis selbst, und muss den Feind, wenn er nicht Kräfte genug besitzt, ihm entgegenzurücken, bey Budweis erwarten, sofern derselbe durch Böhmen kommt, und das linke Ufer der Donau gegenüber von Linz und Enns besetzen, sofern jener längs der Donau operirt. Zwischen Budweis und Kaplitz ist in beiden Fällen der angemessenste Aufstellungspunct. Wäre man so schwach, dass man nicht hoffen dürfte, sich auf diesem Punct zu halten: so bleibt nichts übrig, als sich in das weitläuftige und befestigte Prag zu werfen. Berennt der Feind diese Stadt: so muss er seine durch die Moldau getrennte, und von steilen Ravins durchschnittene Linie zu sehr ausdehnen, als dass sie nicht leicht gesprengt werden könnte. Belagert er aber nur eine Seite von Prag: so hat man ihn von anderen Unternehmungen abgezogen, und kann in der Festung eine Veränderung der Umstände sicher erwarten.

Da unvorhergesehene Ereignisse eine offensiv vorgehende Armee schnell in die Defensive zurückwerfen können: so müssen die defensiven Stellungen auch beym Angriffskriege reiflich erwogen werden. Es ergiebt sich das Resultat, „dass auf allen parallelen Defensionslinien zwischen Ulm und Regensburg, welche von dem Defilée der Donau durchschnitten werden, eine Aufstellung unmittelbar an diesem Flusse und in der Nähe eines Übergangs die zweckmässigste sey.“ Sonst würde man natürlich den Gegner, wenn er plötzlich auf dem unbesetzten Ufer vordränge, nicht mehr hindern können, dass er alle folgenden defensiven Aufstellungen in die Flanken nähme.

Eine schöne Bemerkung über Winterquartiere schliesst diesen Abschnitt, dass sie nämlich einerley Zweck mit defensiven Positionen haben, und denselben strategischen Gesetzen, wie diese, unterworfen sind. Darum erscheint Regensburg, welches mit seiner steinernen, allen Naturereignissen widerstehenden Brücke, und dem auf dem linken Ufer gelegenen Theile Stadtamhof der stärkste Punct auf dem ganzen Kriegsschauplatze ist, auch als der wichtigste für die Winterquartiere. Er gestattet sie mit Sicherheit auf beiden Ufern der Donau.

Um die Untersuchung über Operationsentwürfe zu vereinfachen, wird das Verhältniss der gegenseitigen Kräfte und die Bestimmung des Augenblicks, wo der Krieg ausbrechen soll, als ausser der Sphäre des Feldherrn liegend, beseitigt und eine vollkommene Gleichheit in Stärke, Mitteln beider Armeen, in den Fähigkeiten ihrer Feldherrn und in dem Zeitpunct angenommen, wo sie beide von ihrer Operationsbasis aufbrechen. Die kürzeste Linie zu dem ersten Operationsobject führt auf der westlichen Operationsbasis von Lauterburg, auf der östlichen von Budweis. Vorausgesetzt wird dann, dass die westliche Armee ihre Operationslinie bis Donauwerth verfolge, welcher Ort von Lauterburg nur 1¾ M. weniger entfernt ist, als Regensburg von Budweis. Beide Theile können also zur nämlichen Zeit auf den Standpuncten eintreffen, von welchen aus sie auf einem oder dem anderen Ufer ihre Operationen beginnen wollen. Das zweyte Operationsobject muss dann die gänzliche Verdrängung des Feindes von dem ersten erreichten seyn. Schwerlich kann dieses zweyte Object ohne eine Schlacht gewonnen werden. Sie auf dem linken Ufer zu liefern, daran liegt beiden Heeren, weil das westliche bey Verlust des Treffens sich dann leichter zurückziehen, nach dem Sieg Budweis leichter gewinnen kann, und das östliche, weil es diesen wichtigsten Punct seiner Operationsbasis alsdann auf seinem Rückzuge zu decken, und Regensburg, die einzig übrig bleibende Passage, auf dem linken Ufer viel schwächer ist, und leichter forcirt wird. Abwärts Ingolstadt ungefähr in der Gegend von Kösching werden beide Armeen auf einander stossen. Greift die westliche an: so wird sie die Entfernung des Feindes von dem Strom und von der Strasse über Regensburg beabsichtigen. Macht die östliche den Angriff: so geschehe er auf den feindlichen linken Flügel, um den Gegner an die Donau und gegen Ulm zu drücken, wodurch er auf die beschwerlichste Communication beschränkt und seine Rückzugslinie bedroht wird. Ist die Schlacht nicht entscheidend, dass der Feind durch sie von der Donau verdrängt wird: so ist dadurch nichts erreicht, und eine zweyte muss folgen. Der Rückzug auf die westliche Operationsbasis ist gegen den Neckar am vorzüglichsten: denn auf der kürzesten Linie führt er zu einer guten Aufstellung hinter diesem Flusse, und das steile Gebirge der rauhen Alp beschränkt den Feind auf denselben Weg, worauf der Rückzug geschieht, dass er also nicht zuvorkommen kann. Wäre der linke Flügel zurückgedrückt, so dass der Gegner den Neckar früher erreichen könnte, so tritt die Nothwendigkeit ein, an der Donau zu retiriren. Sicherer, doch auch beschwerlicher, geschieht diess auf dem linken Ufer: denn der ruhigere Marsch auf dem rechten bringt unvermeidlich mit sich, dass der Feind einen Vorsprung selbst auf der letzten Rückzugslinie zu dem Höllthal gewinne. Ist die östliche Armee vor Ingolstadt geschlagen: so geht ihre Rückzugslinie entweder über Neumarkt oder auf Regensburg. Sie darf diesen letzten Punct nach einer totalen Niederlage dem Feinde nicht überlassen, weil er sonst den Vorsprung auf allen ihren

Rückzugslinien gewinnt. Ausserdem ist der Rückzug auf Regensburg auch dadurch vortheilhaft, dass die Defiléen der Altmühl, Laber und Naab den Feind aufhalten. Wendet man sich dann von Stadtamhof nach Böhmen, so verfolgt der Feind wiederum durch Defiléen, wo er durch geringe Macht lange aufgehalten werden kann.

Nach der Niederlage auf dem linken Donauufer noch schlachtfertig, thut die östliche Armee am besten, wenn sie keine Verstärkungen aus Böhmen zu hoffen hat, eine Aufstellung auf dem rechten Ufer zu nehmen, welche so wie die Passage der Donau den Feind mehr aufhält, als Positionen auf einer geraden Rückzugslinie. Dieser würde Alles auf das Spiel setzen, wenn er sie stehen lassen und nach Böhmen marschiren wollte. Er muss sie auf dem rechten Ufer angreifen, was er nur mittelst eines Umweges vermag; denn schwerlich wird er auf dem von den Feinden besetzten Puncte den Übergang forciren können.

Auch der weitere Calcul für die östliche Armee ist mit dem eindringendsten Scharfsinn ausgeführt, und es bricht sehr hervor, wenn man das Detail übersieht, mit demjenigen vergleicht, was über die westliche gesagt ist, welchem Vaterlande der patriotische Urheber dieses Werkes insbesondere Feldherrn zu seinem Schutze bilden wollte.

Über Anlegung der Magazine ist im siebenten Abschnitt mit jener Weisheit und Unbefangenheit gesprochen, welche die neuesten Maßregeln im Kriegswesen auf ihren wahren Gehalt zurückführt, doch diesen nicht verkennt, und an dem alten Brauch hervorhebt, was in ihm von wesentlichem Nutzen ist. Ein Feldherr, der bey Entwerfung seines Planes auf Ernährung des Heeres von den Vorräthen des Landes zähle, das er durchzieht und besetzt, sey gefährdet, seine Operationen den Rücksichten der Verpflegung unterordnen zu müssen. Im Allgemeinen könne das französische Requisitionssystem für keine neue Erfindung gelten: denn Zwangslieferungen und gewaltsame Steuern wären in allen Kriegen ausgeschrieben. Nur habe es eine schneller wirkende Ausdehnung erhalten, weil nicht bloss nach einem verhältnissmäßigen Massstabe die Abgaben auf das eroberte Land vertheilt würden, sondern jede Truppenabtheilung gleich bey ihrer Einrückung und bey ihrem Durchmarsch die Befugniss übe, die Lebensmittel, die man bis auf einen gewissen Grad in einem cultivirten Lande verbreitet findet, zu erpressen und zu ihrem täglichen Gebrauch zu verwenden. So erleichtere das Requisitionssystem zwar alle schnellen weitfassenden Operationen, und sey besonders für detaschirte Abtheilungen von wesentlichem Vortheil; aber Magazine und ihre gesicherte und zweckmäßige Anlegung mache es keineswegs überflüssig. Die Erschöpfung und Verschwendung der Landeserzeugnisse, die es zur Folge habe, erlaubten es nur in Feindeslande, und auch hier gebiete die Vorsicht in einem Positionskriege schlechterdings die Anlegung unangreiflicher Magazine. Überdiess gebe es Länder, deren Cultur nicht das Bedürfniss fremder Völker zu decken vermöge. Ja, mancher Kriegsschauplatz sey der Art, dass auf ihm der Nachschub der inländischen oder rückwärtigen Verpflegung nicht entbehrt werden könne. Als Grundlage einer Verpflegung ohne Magazine dürfe das Requisitionssystem also nicht gelten; doch erleichtere es die schnelle Bildung neuer Magazine und die Versparung der schon gesammelten Vorräthe auf unvorhergesehene Fälle. „

Magazine können sich nirgends angemessener finden, als auf der Operationslinie, welche durch Aufstellung und Bewegungen der Armee gesichert seyn muss, und durch ihre Bestimmung jeder vor- und rückwärtigen Bewegung zugleich die zweckmäßigste Strasse zum Nachschub der Verpflegungen bestimmt. Weil aber dieser auf einer einzigen Strasse zu schwierig ist: so erhellet, dass auch die Communicationen, die sicher zu der Operationslinie führen, Puncte zu Magazinen hergeben müssen. Innerhalb des Bezirkes, der nicht über den Raum der Aufstellung hinausgeht, kann nur der Bedarf von einigen Tagen enthalten seyn: die grösseren Vorräthe werden in Entfernung aufbewahrt, in der Gegend, welche die Aufstellung mittelbar deckt, und der Feind nicht erreichen kann, ohne seine Rückzugslinie bloss zu geben. Je näher die Linien der Zufuhr an die Armee kommen, in welcher sie sich endlich concentriren: desto näher müssen sie sich an die Operationslinie anschliessen. „Aus diesen Grundsätzen entwickelt sich das Maximum der Entfernung von den Magazinen und ihren Communicationen zu der Operationslinie.“ Um dieselben zu erläutern, werden die Epochen angegeben, welche in der Vorrückung und Verpflegung einer Armee sind, die von der Moldau an die Wernitz eine Operationslinie von Budweis über Neumarkt und Regensburg bis Donauwerth verfolgt.

Die Betrachtungen über das Vertheidigungssystem des Kriegsschauplatzes stützen sich auf die Wahrheit, dass strategische Puncte mit Gewissheit nur durch Festungen behauptet werden können, und folglich diese allein zur Gründung eines dauerhaften Vertheidigungssystems geeignet sind. Solche befestigte Puncte, die auf den Besitz eines Landes, das Schicksal eines Feldzugs und für Behauptung des Schlüssels zu den Operationsobjecten wirken sollen, oder Festungen vom ersten Range, dürfen wohl über zwölftausend Mann Besatzung enthalten, doch nie weniger; solche dagegen, die eine einzige Operationslinie, einen strategischen Punct, einen Übergang versichern, den Zugang zu einem Operationsobject sperren, einer defensiven Aufstellung zur Verstärkung dienen u. s. w., Festungen vom zweyten und dritten Range, bedürfen nur dann einer starken Besatzung, wenn bey ihnen mehrere Communicationen zusammentreffen, und Ausfälle aus ihnen den Operationen des Feindes auf Nebenlinien Abbruch thun können. Handelt es sich nur um den Punct, den das Feuer einer Festung bestreichet, ist diese also ein Fort: so taugen ihr nicht mehr Truppen, als hinreichen, einen Sturm abzuschlagen und die Umgebung zu beschiessen.

Jeder Staat (doch nur ein solcher, der auch eine Macht ist?) soll wenigstens *einen* Waffenplatz haben,

„der als Schlüssel des Landes seine Selbstständigkeit schützt." Ein wahrhaftiges Vertheidigungssystem gründe sich auf einen Gürtel von Festungen, welcher das Ganze durch Deckung seiner Theile sichert, und werde nur da möglich, „wo nicht der Armee allein, sondern der ganzen militärisch organisirten Nation die Besetzung solcher Puncte obliegt." Der edle Erzherzog, welcher das Bedürfniss der Nationen mit hellem Geist und wohlwollendem Herzen umfasst, fügt hinzu, dass jenes Defensionssystem, und diese militärische Organisirung der ganzen Nation, heut zu Tage jedem grössen Staatskörper, der seine Unabhängigkeit erhalten will, unentbehrlich geworden sind. Mit Bedeutung wendet er sich zum Vertheidigungssystem solcher Mächte, deren Heil allein durch die stehende Armee auf einem von allen Seiten zugängigem Kriegstheater gesichert werden soll. Hier muss die Gesammtkraft des Heeres den Mangel einer befestigten natürlichen Grenze durch strategische Operationen ersetzen. Beyspielsweise wird demnach dargethan, wie innerhalb des angenommenen Kriegsschauplatzes eine stehende Armee am besten zu Werke gehe, ihre Operationslinien und Communicationen zu decken, durch bestimmte Stützpuncte ihre Aufstellungslinien und durch grosse Waffenplätze die erreichten Operationsobjecte zu behaupten, und im möglichsten Grade zu manövriren. Man sieht leicht, was hier auch bemerkt ist, dass die Entwickelung über das Vertheidigungssystem des angenommenen Kriegsschauplatzes eine Wiederholung und Übersicht des Hauptinhaltes von den vorhergehenden Abschnitten gewähren muss. Die ganze Lehre der Strategie ist mit einem grossen Blick auf die Kriegsgeschichte geschlossen, welche seit der Römer Zeit in Germanien bis zu dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beweise, dass das Defilée der Donau der Schlüssel vom südlichen Deutschland sey. „Im Feldzuge von 1809 bahnte sich Napoleon durch einen Sieg bey Regensburg und durch die Forçirung dieses Punctes den Weg zu weiteren Fortschritten; allein er wurde in denselben aufgehalten, so lange der Feind im Besitz des linken Ufers der Donau blieb; erst dann gewann er grosse Resultate, als er ihn auch davon entfernt hatte."

Ist uns gelungen, die Hauptideen des ersten Bandes in der Kürze zusammenzufassen, ohne dass sie an Klarheit, lichter Ordnung und Einfachheit eingebüsst haben: so dürfen wir auch hoffen, anschaulich zu machen, wie die aufgestellten Lehren der Strategie in der Geschichte des Feldzugs von 1796 in Deutschland ein individuelles Leben erhalten, wodurch ihre allgemeine Wahrheit und Richtigkeit bekräftigt wird. Da die Taktik immer der Strategie unterworfen bleibt: so ergiebt sich leicht, dass selbst ohne vorhergehende Entwickelung der taktischen Lehren in ihrem Umfange die Darstellung jenes Feldzugs nicht bloss in strategischer, sondern auch taktischer Rücksicht erläuternd und belehrend seyn kann, wie es wirklich der Fall ist. Auch springt ins Auge, dass der angenommene Kriegsschauplatz, auf welchen die strategischen Grundsätze angewendet wurden, schon mit Hinsicht auf die Geschichte des Krieges von 1796 in Deutschland gewählt war, „dessen entscheidende Momente in der Gegend vorfielen, die in dem vorhergehenden Theile beschrieben worden."

Mit einigen grossen Zügen wird zuerst dargethan, wie sich seit dem Bündnisse von Pilnitz bis zu Ende des Jahres 1795 die politischen und militärischen Verhältnisse gestalteten, welche unter den europäischen Mächten durch die französische Revolution durchaus verrückt waren. Der Feldzug von 1795 war durch einen Waffenstillstand zwischen dem französischen und österreichischen Feldherrn beendet, wodurch beiderseitige Truppen ruhige Winterquartiere bekamen. Im Monat März des folgenden Jahres bestand die österreichische Armee am Niederrhein mit Inbegriff der Contingente einiger deutscher Fürsten und der Besatzungen von Mainz und Ehrenbreitstein unter Befehl des *Erzherzogs Karl von Österreich* aus 71,076 Mann und 20,702 Pferden, und die österreichische Oberrhein-Armee mit Inbegriff der Besatzungen von Philippsburg und Mannheim unter dem *Feldmarschall Wurmser* aus 60,838 Mann und 21,940 Pferden. Dagegen zählte die französische Sambre- und Maas-Armee unter dem *Obergeneral Jourdan* 65,000 Mann und 11,000 Pferde, so wie die Rhein- und Mosel-Armee unter dem *Obergeneral Moreau* 71,381 Mann, 6,315 Pferde. An Zahl der streitbaren Männer und vorzüglich durch das grosse Übergewicht an Reiterey, waren also die Österreicher überlegen; doch verschwand dieser Vortheil gegen den ungleich grösseren, welchen die Franzosen durch das Terrain hatten. Der rechte Flügel ihrer Linie stützte sich an die neutrale Schweiz, gesichert durch eine doppelte Reihe der stärksten Festungen von Basel bis Landau und durch rückwärtige Forts in dem vogesischen Gebirge. Den linken Flügel deckten die holländischen Festungen und Mastricht und Jülich, und die Mitte machten Luxemburg, Thionville, Saarlouis und Metz, fast unangreifbar. Dagegen war die österreichische Linie von Basel bis Philippsburg nur durch den Rhein gedeckt, in der rückwärtigen Gegend und an dem Strome selbst besassen die Österreicher keinen Vertheidigungspunct, hatten während der vier Jahre, welche sie am Oberrhein zubrachten, gar keine Puncte befestigt, „um sich dadurch des wichtigsten Zugangs in das Herz ihrer Länder zu versichern." Die Festungen Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitstein verwahrten freylich ihr Centrum; aber ihr rechter Flügel bildete einen an nichts gestützten Haken, und so half die Stärke der Mitte nichts, da sie ohne grosse Mühe von ihren Flügeln entblösst werden konnte. „Bey der so ausgedehnteren, umfassenden, befestigten Operationsbasis der Franzosen konnten die Österreicher an eine offensive Operation nicht denken, ohne die zahlreichsten Armeen auf ihren beiden Flügeln aufgestellt und sich der feindlichen Puncte, wodurch ihre Communicationen bedroht waren, bemächtigt zu haben. Obgleich jene nicht möglich waren, zu diesem noch keine Miene gemacht worden: so entschloss sich doch der wiener Hof, einen Angriffskrieg zu führen."

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

WIEN, b. Degen: *Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit welcher edeln Freymüthigkeit tadelt hier ein Fürst des Kaiserhauses, der Bruder des Kaisers, in einem Werke, das zu Wien gedruckt ward, die Fehlgriffe in dessen Kriegsverwaltung! Den Plan des Hofkriegsrathes zu der Offensive nennt er „einen riesenmässigen, der sich nur denken liess, wenn die französischen Armeen gänzlich zerstört und ausser Stand gewesen wären, im Felde zu erscheinen." Beide österreichische Feldherrn thaten Vorstellungen wider diesen Plan, die auch hier mit siegender Beweiskraft mitgetheilt sind; doch mussten sie den Waffenstillstand aufkündigen, und am ersten Junius sollten die Feindseligkeiten anfangen. Ehe indessen der Feldzug in Deutschland eröffnet ward, erhielt Wurmser Befehl, einen Theil seiner Kriegsmacht durch Tyrol zur Rettung Mantua's zu senden, „weil Bonaparte mehr durch Märsche, als durch Gefechte, ohne eine einzige Hauptschlacht, denn selbst den Übergang der Adda bey Lodi war nur ein Gefecht mit einer österreichischen Abtheilung, bloss durch fortgesetzte Bewegungen auf den Communicationen des Gegners sich bald im Besitz von Italien befand, und die österreichischen Truppen zersprengt waren." 21,924 Mann und 3,296 Pferde detachirte Wurmser meistens aus der Gegend von Mannheim, wo sich das Gros seiner Armee befand. So waren die Österreicher gezwungen, jeden Gedanken an die Offensive aufzugeben. Doch fassten sie den Entschluss, anstatt ihre schwachen Flügel zu verstärken, eine defensive Aufstellung auf dem linken Rheinufer zu behaupten, und besetzten eine Linie von diesem Fluss, so dass ihre Armee auf das zwecklosesste vor Festungen aufgestellt war, die zur selbstständigen Vertheidigung erbaut sind. Bey dieser Gelegenheit wird hier die Bemerkung gemacht, dass Feldherrn zu oft den Überblick des Ganzen vernachlässigen, und sich von Ansichten hinreissen lassen, die nur die Handlungen eines Untergeordneten bestimmen sollten. Beym Ausbruch der Feindseligkeiten zeigte sich sogleich, dass die Österreicher ihre unzweckmässige Stellung nicht behaupten konnten. 9 Bat. hatte der Erzherzog an die Oberrhein-Armee abgeschickt, um ihr den Verlust der nach Italien abgegangenen Truppen einigermassen zu ersetzen. Ihm flössten bald die Bewegungen der Franzosen gegründete Besorgnisse für seine Communicationen ein. Er ging gegen die Seltz zurück, hinter welcher er das verschanzte Lager von Hechtsheim durch 22 Bat. und 22 Escad. besetzen liess. In dem nämlichen Mass machte die Oberrhein-Armee eine rückgängige Bewegung gegen die Verschanzungen vor dem Brückenkopfe von Mannheim, und Moreau erschwerte ihren Rückzug nicht. Klug wollte er warten, bis die andere Armee, die schon einen festen Fuss auf dem rechten Rheinufer hatte, und durch den Brückenkopf bey Düsseldorf gesichert war, den grössten Theil der feindlichen Kräfte auf sich gezogen hatte, ehe er den Übergang des Rheins forcirte. Durch glückliche Gefechte nöthigte er dann Wurmser, sich in die Verschanzungen von Wundenheim zu werfen, welche 13 Bat., 10 Escad. besetzt hielten; indem die übrige Armee, in eine Postenkette aufgelöset, das rechte Rheinufer bis Basel inne hatte. Nun ward der Feldmarschall selbst nach Italien beordert, um den Oberbefehl über das dortige Heer zu übernehmen, und Feldzeugmeister Latour, der das Commando am Oberrhein überkam, wurde den Befehlen des Erzherzogs untergeordnet. „Dieser Umstand, der die Einheit im Commando erzweckte, war ein Glück für Österreich, und rettete trotz der unzweckmässigen Basis, auf welche die Operationen gegründet wurden, und aller daraus erfolgten fehlerhaften Einleitungen, die Ehre seiner Waffen im Feldzug von 1796." Wie nachdrücklich spricht die Erfahrung aller Zeiten für die hinzugefügte Bemerkung, dass der Erfolg im Kriege nur gesichert sey, wenn der Wille eines Einzigen zwischen die verschiedenen Ansichten der einzelnen Führer tritt; und welche grosse Seele athmet aus den Worten über Eugen und Marlborough, die allein eine Ausnahme von jener Wahrheit machten: „Selten bringt die Natur zwey solche Männer im nämlichen Zeitpunct hervor, und wie selten befinden sie sich in der Lage, unbedingt nach den Gefühlen ihrer edeln Seelen handeln zu können!"

Von dem Augenblicke an, da Erzherzog Karl allein an der Spitze der österreichischen Kriegsmacht stand, entwickelte sich der Feldzug in Deutschland mit einer Einfachheit und Sicherheit der Berechnung, welche immer höher steigen, und durch ihre Wirkungen ein dramatisches Interesse gewähren, so wie die zur rechten Zeit entscheidend kühne Entschlossenheit

des deutschen Heerführers gleichsam in jedem Act den Knoten mehr löset und zuletzt befriedigende Vollendung des grossen Schauspiels verleiht.

Die Beschreibung der Gegend zwischen der Sieg und der Lahn, die in den Vorgrund des vierten Abschnittes gestellt ist, dient wiederum zu einem trefflichen Beleg für die erörterte grosse Kunst dieses Werkes, das Terrain darzustellen. Schon sie lässt auf eine feine Weise ahnden, dass der österreichische Anführer auf diesem Kriegsschauplatze keine vortheilhafte Defensive werde ausführen können, und diese Ahndung hat um so mehr Reiz, weil bey dem ersten Überblick des Bildes Manches für das Gegentheil spricht. „Ein durchschnittenes Land mit wenig Communicationsstrassen, tiefe steile Thäler, Bäche, welche es transversal durchströmen, liefern alle Anhaltspuncte für den Vertheidiger, Barrieren gegen den Angreifenden."

Wir sehen die Sambre- und Maas-Armee glücklich vorrücken. Jourdan hatte den General Kleber beordert, mit 24 Bat., 20 Escad. die hinter der Sieg stehenden Österreicher anzugreifen. Nach einem glücklichen Erfolg wollte er selbst mit der Armee über den Rhein setzen und sich mit ihm vereinigen. Am 12 Juny war die ganze zu der offensiven Operation bestimmte Rheinarmee an der Lahn.

Den beschriebenen Schauplatz zwischen der Sieg und der Lahn zu behaupten, war eine der schwersten militärischen Aufgaben. Um den Gegner stehendes Fusses zu erwarten, war dort nur die unvortheilhafteste Aufstellung in zwey Linien möglich, die einen ausspringenden Winkel bilden; die Vorrückung des Feindes von der Sieg war so gefährlich, als jene von Neuwied, beide Linien liessen sich nur zugleich behaupten. Wollte man sie verlassen, und sich hinter der Lahn concentriren: so vereinigte sich die französische Armee über Neuwied mit den von der Sieg anrückenden Truppen schneller, als die Österreicher von der Nahe an der Lahn eintreffen konnten. Indem hier noch weiter ausgeführt wird, wie auf dem angegebenen Terrain keine Defensive thunlich war, entsteht natürlich die Frage, warum die Österreicher nicht die Offensive ergriffen? Dort, wo das Terrain ihre Bewegungen und Manöver nicht hinderte, in der offenen Gegend am Fusse der Gebirge, indem die Franzosen mit Überwindung irgend eines Hindernisses beschäftigt waren, dort, wo man concentrirt seyn konnte, indess der Feind defilirte, also an der unteren Sieg, hätte die Offensive ergriffen werden müssen. Dass diess nicht geschah, darum tadelt der Erzherzog den dort befehlenden Prinzen von Wirtemberg. Denn hätten die Franzosen an der Sieg auch den Vortheil der Mehrzahl gehabt: so sey es doch nicht in so überwiegendem Verhältniss gewesen, dass nicht ein rascher Angriff während oder doch gleich nach dem Übergange des Flusses das Gleichgewicht herzustellen vermocht hätte.

Freymüthig und vortrefflich wird entwickelt, wie nach Versäumniss des ersten Augenblickes zum Angriff des Feindes alle weiteren Gefechte bloss zu unnützem Menschenverlust geführt. Umsonst focht die Arriergarde der Österreicher während des ganzen Rückzuges mit dem überlegenen Verfolger, unnütz und verderblich war es, dass sie das Gefecht bey Altenkirchen annahmen; sie hätten bis an die Lahn zurückgehen, und durch Vertheidigung des Defilees Zeit gewinnen sollen, sich der Hauptarmee zu nähern.

Wie schön macht sich gegen diesen Tadel über den österreischen Führer die Äusserung, dass die Disposition des feindlichen Generals Kleber, so wie die Art ihrer Ausführung, zweckmässig waren, und alles Lob verdienen. Doch indem man sich einer solchen Unparteylichkeit freut, wird man von der Unbefangenheit und Gründlichkeit überrascht, womit derselbe zugleich getadelt ist. Er kannte die Absicht seiner Regierung und seines Obergenerals, eine offensive Operation zu unternehmen; den vorigen Feldzug hatte er mitgemacht, und wusste, wie schwierig ein Übergang über die Lahn sey. Warum benutzte er nicht den Augenblick, wo die zurückgeworfenen Österreicher, in einen Cordon aufgelöset, nicht im Stande waren, das Ufer des Flusses mit Kraft zu vertheidigen? Hätte er den Cordon durchbrochen, die Österreicher in die verschiedenen Thäler zurückgedrängt: so hätte der Erzherzog seine Operationen nach ihm richten müssen, die Truppen nicht zur rechten Zeit vereinigen, und mit solcher Macht, wie bald geschah, vorrücken können.

Eben so vortrefflich und scharfsinnig wird die Stellung der französischen Sambre- und Maas-Armee an der Lahn getadelt. Gerade die Strecke, welche durchaus zu keiner Operation angemessen war, nämlich vom Ausfluss der Els bis an den Rhein, war mit drey, und dagegen jene aufwärts der Lahn, auf welcher schlechterdings operirt werden musste, nur mit zwey Divisionen besetzt. Die Absicht, die Blokade von Ehrenbreitstein zu decken, kann den Fehler des französischen Feldherrn nicht entschuldigen. „Diese unbedeutende Festung liegt auf einem hohen Felsen, ist ganz durch tiefe und steile Thäler umgeben, und fasst so wenig Garnison, dass sie in keiner Hinsicht einer vorrückenden Armee Schaden zufügen, oder durch Ausfälle auf ihre Communicationen wirken kann." Ohne dass die Beschaffenheit des Terrains sie nöthig machte, war auf dem linken Flügel eine Flanke formirt, welche doch nie zur Grundlage einer Aufstellung dienen, nur augenblickliche Aushülfe in einer bedrängten Lage gewähren soll; und die Division Lefevre, welche die Flanke ausmachte, hatte eine solche Ausdehnung, dass nirgends auf dieser schwächsten Seite der Stellung ein durch Truppenzahl gesicherter Punct war. Diese Aufstellung erlaubte keineswegs, durch Überlegenheit und Überraschung die Lahn zu forçiren; aber auch zu einer Defensive hätte sie nicht getaugt. Die Hauptsache wäre immer gewesen, dass man vier Divisionen mit der Cavallerie Limburg gegenüber aufgestellt hätte, die entweder mit Nachdruck vorgehen, oder sich rasch dorthin wenden konnten, wo der Feind mit Macht durchdringen wollte. Der Obergeneral Jourdan liess sogleich nach seiner Ankunft an der Lahn am

13 Juny das Terrain und die Übergänge recognosciren, und hätte vielleicht eine der Offensive angemessene Disposition getroffen. Allein die Österreicher warteten nicht ab, dass er damit zu Stande kam. Der Verlust der Zeit ist beynahe der einzige, der sich im Felde gegen einen geschickten und raschen Feldherrn nicht wieder einbringen lässt. Wie schön heisst es S. 84: „Der oberste Feldherr soll stets in der Nähe seiner Avantgarde seyn; sie ist die Quelle, durch welche ihm die Nachrichten zufliessen; bey ihr allein kann er die Kenntniss der Gegend und aller Umstände zur Bestimmung seiner Entschlüsse früh genug erlangen, um mit Schnelligkeit und Kraft zu wirken." Hieran schliesst sich der Tadel gegen Jourdan, dass er nicht mit der Division Grenier bey Neuwied übersetzte und an die Lahn eilte, um die Gegend genau kennen zu lernen, und alle Vorbereitung zur weiteren Offensive vollendet zu haben, als die letzte der Divisionen anlangte.

An der Lahn commandirte auf Seiten der Österreicher jetzt der Feldzeugmeister Wartensleben, welcher von dem Oberfeldherrn angewiesen war, im Fall er von der Lahn verdrängt würde, über die Ems die nächste Verbindung mit der Hauptarmee zu gewinnen, und seinen linken Flügel gegen den Main zurückzuziehen, der nöthigenfalls die Besatzung von Mainz verstärken könnte. Der Erzherzog selbst hatte den Plan, mit der äussersten Schnelligkeit zwischen Wezlar und Leunen über die Lahn zu gehen, und den Feind in dem Augenblick von ihr zu depostiren, wo Jourdan dem bestimmten Angriffspuncte noch keine besondere Aufmerksamkeit widmete. Schon am 14 Juny liess er die französischen Posten diesseits der Brücke von Leunen über die Lahn zurückwerfen, und gab Befehl, dass noch am 15 nach Vorpoussirung der Avantgarde sich die hinter Wetzlar stehenden Österreicher des Debouchées und der Anhöhen vor der Stadt bemeistern sollten. Jourdan liess den General Lefevre sich zwischen Greifenstein und Oberbühl aufstellen, damit er alles zurückschlüge, was über die Dyle oder die Lahn setzen wollte, wozu es zu spät war und eine einzige Division nicht mehr hinreichte. Gleichwohl wurden am 15 die Österreicher unter dem Feldmarschall-Lieutenant Werneck so geworfen, dass sie den Rückzug theils über die Dyle, theils gegen Wetzlar antraten. Erzherzog Karl eilte herbey, und fand, „dass Werneck wie jeder General gehandelt, der nicht durch Nachdenken und Übung die Fertigkeit erlangt hat, schnell den entscheidenden Punct zu fassen, und die Truppen in jeder Richtung herumzuwerfen. Er hatte die ganze Strecke zwischen der Dyle und Lahn besetzt, sich überall forçiren lassen, und den Verlust eines jeden Postens als unwiederbringlich für sich, und als hinreichende Veranlassung betrachtet, alle anderen aufzugeben." Sogleich ertheilte der Erzherzog ihm Befehl, mit 4 Bat. 6 Escad. die Anhöhe vorwärts Altstädten zu erstürmen, wo der linke Flügel des Feindes mit einer Batterie stand. Die Erstürmung gelang durchaus. Dann warf der sächsische General Zeschwitz „mit seinen braven Chevauxlegers und Husaren die Franzosen von der Anhöhe von Berghausen und eroberte ihr Geschütz." Das grösste Resultat dieses Tages war, dass der Erzherzog nun in Jourdans linker Flanke stand, der sich zum Rückzug entschloss. Wie meisterhaft sein Gegner ihn verfolgte, könnte man nicht darthun, ohne ihn ganz abzuschreiben. Am 19 früh war Jourdan über den Rhein. Kleber aber hatte eine Stellung bey Uckerath genommen, um Zeit zu gewinnen, weil der Obergeneral die Offensive wieder ergreifen wollte. Dazu war diese Aufstellung vortrefflich, denn der Feind konnte aus ihr in kurzer Zeit wieder auf die Flanke von Neuwied gelangen und seine Armee vereinigen. Er musste schlechterdings aus ihr geworfen werden. Der Erzherzog beorderte dazu den Feldmarschall-Lieutenant Kray mit vierzehntausend Mann. „Wenn aus einer Vorpostenchaine vorgegangen wird, und wenn man glaubt, bloss wieder mit Vortruppen engagirt zu werden: so begehen die Generale, die an diese zerstreute Kriegsart gewöhnt sind, meistens den Fehler, alle ihre Truppen zu vereinzeln. Dieses geschah auch hier." Kleber entschloss sich zum Angriff, und die Österreicher flohen zurück in der grössten Unordnung. Nur in dem Dorfe Kircheip leisteten sie den hartnäckigsten Widerstand. Doch glaubte Kray es verlassen zu müssen, und vereinigte die ganze Infanterie auf den Anhöhen hinter dem Dorfe. Kleber stürmte dieselben in der Fronte. Nach einem Handgemenge, „von dessen Hartnäckigkeit und Dauer man in der Kriegsgeschichte neuerer Zeiten wenig Beyspiele findet," wurden die Franzosen hinuntergeworfen, und ihr Feldherr ordnete den allgemeinen Rückzug in die Position an, die er vor dem Gefecht inne gehabt hatte. Die Österreicher verfolgten ihn bis über das Dorf Kircheip, und nahmen dort ihre Stellung. Einfach urtheilt der Erzherzog, dass beide Theile sich den Sieg zueigneten, ohne darüber zu entscheiden; er bemerkt nur, dass sie beide tapfer gekämpft und viel verloren hätten. Aber herzlich gern preiset er Klebers Entschluss, den Feind anzugreifen, den Kennerblick, womit er den Moment dazu wählte, seine richtige Beurtheilung des entscheidenden Punctes. Dass er die Stellung hinter Kircheip angriff, wird entschuldigt, weil er nach dem ganzen Benehmen der Österreicher an diesem Tage einen Mangel an Dispositionen von ihrer Seite annehmen musste. Klug zog er sich zurück, als der erste Sturm misslang. Er hätte die Truppen des Generals Collaud auch noch ins Feuer bringen können; aber ward Kray auch geschlagen: so stiess er auf die Armee des Erzherzogs. Nun gewann er, dass er gänzlich unbeunruhigt das verschwanzte Lager bey Düsseldorf erreichen konnte. So war das Resultat der ersten Operation der Sambre- und Maas-Armee, dass sie ohne eigentliche Schlacht, bloss durch Manöver, und weil der Erzherzog eine Mehrzahl auf dem entscheidenden Punct vereinigte, gezwungen war, ihren Plan aufzugeben. Der edle Sieger verhehlt nicht seine männliche Freude über dieses Gelingen seiner strategischen und taktischen Combinationen. Wir nennen diese Freude eine männliche, weil er bey Beschreibung der gelungenen That nicht den geringsten Stolz ver-

räth, dass er es war, der den Sieg gewann; vielmehr erhebt er sich von solcher Freude eines Individuums sofort zu einer allgemeinen Betrachtung. Diejenigen Feldherrn, welche mit gleichen oder geringeren Kräften einen Sieg erfechten, wenn ihnen auch grössere Quellen zu Gebote standen, die sie nicht zu benutzen wussten, würden von dem grossen Haufen vor allen gepriesen; vor dem Kenner gelte dagegen derjenige Heerführer, der durch vorsichtige Zusammenfügung kluger Massregeln im Gange der Manöver und am Tage der Schlacht ein Übergewicht an Kräften auf den entscheidenden Punct zu bringen wisse; denn nur ein solcher fessele den Sieg und brauche kein Glück.

Inzwischen wäre es eine falsche Voraussetzung, wenn man diese Erhebung des Feldherrn, dass er, statt sich persönlich zu loben, eine allgemeine Bemerkung hinstellt, aus einer, nach dem Charakter der neueren Zeiten gewöhnlichen Sitte ableitete, die auch ein verständiges Selbstlob mit Ziererey verwirft, um eine ungeheure stille Anmasung zu verbergen. Eine vorzügliche Seite dieser ganzen militärischen Darstellung ist ohne Zweifel, dass der Erzherzog sich und sein Verfahren unbefangen selbst tadelt, und vielleicht nie gründlicher ist, als eben in diesem Tadel; aber grösser dünkt uns die Eigenschaft, dass er versteht, sich selbst unbefangen und gründlich zu loben. G. V. P.

(Die Fortsetzung wird nächstens folgen.)

SCHÖNE KÜNSTE.

SCHLESWIG, b. Koch: *Marie Müller*, von der Frau *Charlotte von Ahlefeld*, geb. *von Seebach*. 1814. Mit 1 Kupfer. Zweyte vermehrte und verbesserte Aufl. 252 S. 8. (1 Rthlr.)

Man kann die schriftstellerischen Frauen füglich in zwey verschiedene Hälften theilen: zu der einen gehören solche, die dem Ideale selbst künstlerisch entgegenstreben, und zu diesem Ende aus ihrem engeren Gefühlskreise in höherer Universalität hinausgetreten sind; die andere Abtheilung machen diejenigen Schriftstellerinnen aus, welchen sich die beschränktere Sphäre ihres Daseyns durch poetische Gestaltung und Entfaltung des sie beseelenden Hauptgefühls, auf das sich Alles in ihr bezieht — als einziger Stoff darstellt. Selten werden die letzteren die gewöhnliche Wirklichkeit überschreiten; sie beschäftigen sich gern mit Reminiscenzen der Empfindungen; anstatt sich in reiche bunte Erfindungen und Bilder zu verwickeln, entwickeln sie lieber mit pflegendem Wohlgefallen das Vorhandene und Umgebende ihrer Lage und Bildung, und die Phantasie wirft nur selten, gleich einer verdeckt hängenden Alabasterlampe, einen matten blassen Schimmer über das zusammengebrachte Ganze.

Es behaupten Viele, im weiblichen Gemüth, in seinem Gefühl und Lieben sey eine Poesie, die mehr Musik als Wort sey, und die man daher am wenigsten kennen lerne, wenn Frauen sie mit Worten ausstellen wollen; diess Schreiben werde dann eben ihre schwache Seite, und wäre der Abfall von jener inneren Poesie. Andere sprechen den Frauen eine eigentlich schöpferische Phantasie überhaupt ab, und rühmen die Schriftstellerinnen der ersteren Gattung, als über ihr Geschlecht hinweggewachsen. Noch Andere behaupten, wie ein weiblicher Brief der Liebe in seiner Einfachheit etwas für einen Mann Unerreichbares sey: so hätten auch die Frauen der zweyten Gattung, die in ihrer Sphäre stehen blieben, einen entschiedenen Vorzug vor den der ersteren. Mancher wendet dawider ein, dass man das, was man lebt, und vor sich hat, nicht erst zu schreiben brauche, und dass es mit den Romanen solcher Frauen sein eigenes Bewenden habe. Wir lassen alle diese angeführten Behauptungen auf sich beruhen, und begnügen uns mit der nicht zu bezweifelnden Versicherung, dass die Vfn. der *Marie Müller* zu den Schriftstellerinnen der zweyten Gattung gehört, mit deren Charakteristik wir im Allgemeinen schon die dieses Romans aufgestellt haben.

Diese Geschichte ist in einer einfachen Haltung, einer hie und da zu gedankenmatten Sprache abgefasst, deren übrigens anspruchlose und schlichte Darstellung sich gern etwas ins Breite zieht, wo nichts Bedeutendes festgehalten wird. Die Charaktere haben keine besonders entwickelte Eindrücklichkeit, die Verhältnisse sind nicht immer richtig erfasst, z. B. in der Liebe der Gräfin Josephine zum Sohn ihrer Erzieherin, welche ihrem Sohne als das beste Mittel, seiner Leidenschaft Herr zu werden, den Rath giebt, Josephinen täglich mit der Vorstellung der Unmöglichkeit ihres Besitzes zu sehen; so auch, wenn der Graf, als seine Gemahlin ihre Nebenbuhlerin Marie im abgelegenen Schlosse getroffen hat, ihr eine viele Seiten lange Deduction des Verhältnisses im Augenblicke des leidenschaftlichen Zusammentreffens vorhält. Doch hat das Ganze etwas Sanftes und Gutes, das die Theilnahme, wo nicht immer zu spannen, doch sich zu versichern weiss; auch hat hie und da ein Moment mehr Leben und Farbe, z. B. der Eintritt Josephinens bey ihren conventionellen Ältern, die Scenen im einsamen Schlosse (mit Ausnahme des langweiligen Verzeichnisses der Vergnügungen beider Liebenden), die Unterhaltungen von des Kärnners Frau mit Marien.

Unzart und gleich zum Anfange störend ist es, dass Marie in dem Augenblick, wo ihr Verlobter Ludwig (das wahre *Souffre-douleur* am Ende des Buchs) von ihr Abschied nahm, vom Fenster herunter sich in den vorbeyreitenden Grafen verliebt, und sobald bereitwillig ist, sich diesem hinzugeben, recht vorsätzlich den armen Ludwig zu betrügen; desgleichen ist der Wortwechsel zwischen Josephine und Marie im alten Schloss in einem beider ganz unwürdigen Tone und höchst widrig; auch möchte es nicht alle Leser befriedigen, dass die vom Grafen getäuschte, hingeblasste, sterbende Marie sich noch Ludwigen wiedergiebt, und der arme Mensch nichts von seiner Liebe hat, als sie, deren letzter Gedanke der Graf ist, — zu begraben. Eigentlich hintergeht sich Alles in diesem Buche, Josephine, der Graf, Marie; und der arme Ludwig, als der einzige Ehrliche, muss die Täuschung, die ihn um sein Leben betrogen hat, — zu Grabe tragen.

— nc.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie*, herausgegeben von *D. C. A. G. Keil*, und *D. H. G. Tzschirner*. Zweyten Bandes Erstes Stück. 1814. 217 S. gr. 8. (20 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1815. No. 83. S. 162 — 168. 1814. No. 6. S. 42 — 48.]

I. *Systematische Darstellung der Moral der Apokryphen des A. T.*, von *M. L. D. Cramer*, Privatdocenten in Wittenberg. Der Vf. hält eine Untersuchung über die Moral der Apokryphen besonders darum für wichtig, weil sie vieles Licht auf die Moral des N. T. werfe, und zu einer wichtigen und vorurtheilsfreyen Beurtheilung und historischen Würdigung derselben sehr viel beytrage. „Man hat, sagt er, nicht selten den Ursprung der christlichen Sittenlehre zu den Begebenheiten der Weltgeschichte gerechnet, welche isolirt, ohne alle Verbindung mit den vorhergehenden und gleichzeitigen Begebenheiten, gleichsam wie ein *Deus ex machina* dastehen, und den Beobachter derselben mit Staunen erfüllen, weil er sie ohne Vorbereitung auf einmal in den Zusammenhang der Begebenheiten eintreten sieht. Einige gingen sogar so weit, dass sie in der Unmöglichkeit, den Ursprung der Sittenlehre Jesu historisch erklären zu können, einen Beweis für den höheren, göttlichen Ursprung derselben zu finden glaubten. Wie unphilosophisch und unhistorisch es sey, dergleichen Begebenheiten überhaupt in der Weltgeschichte anzunehmen, und namentlich den Ursprung der Sittenlehre Jesu dahin zu rechnen, leuchtet von selbst ein." Der Vf. ist gegen die Hypothesen, welche den Ursprung der Sittenlehre Jesu aus dem Essenismus, oder aus einer weisen Mischung der Grundsätze der Pharisäer und Sadducäer, oder aus morgenländisch-griechischer Weisheit ableiten. Nach ihm ging die Moral des Christenthums aus dem Mosaismus hervor, und wurde durch die allmählichen Fortschritte der moralischen Cultur der Hebräer überhaupt vorbereitet. „Will man also den Ursprung der Sittenlehre Jesu historisch deduciren: so muss man die moralische Cultur der Hebräer nach ihren verschiedenen Modificationen, vorzüglich nach dem babylonischen Exil, mit pragmatischem Geist zu würdigen wissen. Als Vorarbeit dazu kann und muss eine treue und historische Darstellung der Moral der Apokryphen betrachtet werden: denn das Christenthum trat durch den Gang der Cultur der hebräischen Nation vorbereitet hervor, und konnte weder in dem Geiste Eines Mannes, noch in dem Winkel irgend einer philosophischen Secte ausgebrütet werden; da es noch dazu die Spuren einer allmählichen Bildung und Entwickelung so augenscheinlich an sich trägt." In dieser Ansicht des Vfs. ist Wahres mit sehr vielem Falschen gemischt. Was zuvörderst das Problem, die Sittenlehre Jesu historisch zu erklären, im Allgemeinen betrifft: so haben diejenigen, welche es aufstellen und zu lösen versuchen, und diejenigen, welche es nicht Statt finden lassen wollen, nach verschiedenen Rücksichten, beide Recht und auch wieder Unrecht. Jede geistige Erscheinung kann erklärt werden, und auch nicht: denn sie ist theils Product der Bildung, theils der Naturgabe (letztere nennt man nach religiöser Ansicht Offenbarung). Je origineller sie ist: desto weniger wird sie erklärt werden können. Ein origineller Geist, wie Jesus, wird allerdings nicht alle Bildung und Anregung von Aussen entbehrt, aber doch grösstentheils originell producirt haben. Gewiss ist, dass seine Lehre auf historischem Boden erwachsen ist (unter den Griechen hätte sie nicht auftreten können): man muss sich aber hüten, sie ganz in gegebene historische Materialien aufzulösen. Bey der historischen Deduction derselben muss man dann wieder Zweyerley unterscheiden, das Material und den Geist. Das Material kann grösstentheils überliefert, und der es belebende Geist doch eigenthümlich seyn. Aber auch in Rücksicht des Geistes ist die Annahme eines gewissen Einflusses der früheren geistigen Erscheinungen nicht zu verwerfen. Rec. ist nun der Meinung, dass, abgesehen von dem, was der erhabenen genialischen (göttlichen) Natur Jesu beyzumessen ist, das Christenthum sowohl dem Material als dem Geiste nach aus dem A. T. zu erklären sey, wie auch der Vf. annimmt. Aber nicht können wir mit ihm darin übereinstimmen, dass das Christenthum durch die spätere Fortbildung der religiösen und sittlichen Cultur der Juden nach dem Exil erklärbar werden soll. Uns scheint das Judenthum (so nennen wir die Religion der nachexilischen Hebräer) eher eine Entartung als Fortbildung des Mosaismus zu seyn. Wenn nun aber der Vf. *diesen* Zusammenhang des Christenthums mit dem A. T. annahm, und zu dessen richtiger Auffassung seinen Beytrag liefern wollte in dieser Darstellung der Moral der Apokryphen: so hätte er — und auf jeden Fall verlangte diess der ächte historische Pragmatismus — die Moral der Apokryphen an die des A. T. anknüpfen, und sie als Fortbildung derselben darstellen müssen. So

aber hat er ſie ganz unabhängig und iſolirt dargeſtellt.

Was nun die Darſtellung ſelbſt betrifft: ſo hat ſich der Vf. die ähnlichen Arbeiten von *Bauer* und *Bretſchneider* zum Muſter genommen, nur daſs er ſich einer mehr philoſophiſchen, ja ſogar ſyſtematiſchen Anordnung befliſs. Dadurch aber iſt er etwas ins Steife und Pedantiſche verfallen. Zuerſt ſtellt er die *allgemeinen moraliſchen Sätze und Lehren* (oder die *Metaphyſik der Sitten*) dar, womit die Abhandlung in dieſem Stück der Analekten abgebrochen wird. §. 1. *Sittenlehre.* Die Hebräer hatten keinen beſtimmten und eigenen Ausdruck für das, was wir Moral oder Sittenlehre nennen, ſo wenig als einen beſtimmten Begriff davon, indem ſie eine Menge andere Begriffe damit verbanden, und die theoretiſchen und praktiſchen Functionen des menſchlichen Geiſtes verwechſelten. Die uneigentlichen Ausdrücke, mit welchen die Moral bezeichnet wird, ſind hier aufgeführt. Faſst man das zuſammen, was jene Ausdrücke an ſich bedeuten, und vergleicht man damit die Bücher, in welchen dieſe Moral vorgetragen wird, nach Inhalt und Form: ſo beſteht die Moral in kurzen ſcharfſinnigen Sätzen und Vorſchriften, welche zeigen, wie der Menſch, und namentlich der Jude, weiſe, klug, tugendhaft und glücklich leben könne und ſolle. §. 2. *Freyheit.* Der Begriff derſelben wird mehr vorausgeſetzt als erwieſen. Die altteſtamentliche Vorſtellung, daſs Gott das Herz mancher Menſchen verhärte, kommt in den Apokryphen nicht mehr vor, dagegen die entgegengeſetzte, daſs er einige Auserwählte bey ihrem Streben nach Tugend und Frömmigkeit auf auſserordentliche Weiſe unterſtütze. §. 3. *Sittengeſetze.* In den Apokryphen findet ſich ein doppelter Erkenntniſsgrund der Moralgeſetze: 1) der Wille Gottes im moſaiſchen Geſetz und in den Ausſprüchen der Propheten, 2) die Betrachtung der guten und böſen Folgen der Handlungen. Ein eigentliches oberſtes Sittengeſetz und Princip darf man bey dieſen unſyſtematiſchen Moraliſten nicht ſuchen: die leitenden Ideen, welchen ſie folgen, vereinigt der Vf. in folgendes Moralprincip nach kantiſchem Zuſchnitt: Handle ſtets ſo, daſs du durch genaue Erfüllung des Willens Gottes in dem moſaiſchen Geſetz und in den Propheten ſo glücklich als möglich werdeſt. Charakteriſtiſch iſt hienach für die Moral der Apokryphen ein engherziger moraliſcher Particularismus, und auf der anderen Seite ein grober Eudämonismus. §. 4. *Tugend und Laſter.* Zuerſt werden die Ausdrücke dafür angegeben; und dann die Begriffe daraus entwickelt. Die Verwechſelung mit Weisheit und Thorheit, und die ſtete Beziehung auf Glück und Unglück ſind gut bemerkt. Eben ſo die materielle Anſicht, nach welcher auch unabſichtliche Handlungen für Sünden genommen, und Legalität und Moralität mit einander verwechſelt werden, und daſs ſie ihren Grund in der theokratiſchen Verfaſſung habe. Als eine eigenthümliche Vorſtellung wird angeführt, daſs nach J. Sirach und Baruch die Tugend ſich bloſs auf dieſes Leben beziehe, und bloſs in dieſem Leben geübt werden könne. Wir ſind der Meinung, daſs nach keiner vernünftigen Moral von einer anderen als irdiſchen Tugend die Rede ſeyn könne: denn der Kampf zwiſchen dem ſinnlichen und ſittlichen Triebe, den unſere jetzige Tugend vorausſetzt, hoffen wir, ſoll in jenem Leben aufhören; dieſe Vorſtellung liegt aber auch gar nicht in den angeführten Stellen, es iſt da bloſs vom Lobpreiſen Gottes die Rede. Die Worte Baruch 2, 17: δωσουσι δοξαν και δικαιωμα τῳ κυριῳ, heiſsen: *ſie werden die Ehre und Gerechtigkeit Gottes rühmen*, δικαιωμα iſt *Preis der Gerechtigkeit.* Ogleich der Vf. die Cardinaltugenden (mit Unrecht) für ein logiſches Hirngeſpinnſt hält: ſo weiſt er doch deren nach bey Sirach und im B. d. Weisheit, und nicht ohne Vortheil für die Charakteriſtik. §. 5. *Ideal der Tugend.* Ein ſolches verſteht Sirach an mehreren Stellen unter der *Weisheit.* Es finden ſich hier einige intereſſante Bemerkungen. §. 6. *Triebfedern zur Tugend*, wozu der Vf. ſchlechterdings nicht den Willen Gottes, der zwar für den *Grund* der moraliſchen Vorſchriften angeſehen werde, ſondern allein den Trieb nach Glückſeligkeit rechnen will. Aber nach dem doppelten Erkenntniſsgrunde des Guten (ſ. oben) müſste es auch einen doppelten Beweggrund geben, welches unſtreitig die Ehrfurcht gegen Gott und der Glückſeligkeitstrieb iſt. Das Räſonnement des Vfs. hat uns hier nicht überzeugt. Er ſagt, auch die Furcht vor Gott als dem Sittenrichter führe auf den Eudämonismus zurück, und wir wollen zugeben, daſs beide Beweggründe als nahe verbunden gedacht werden müſſen. Aber iſt es wohl möglich, daſs die Achtung vor dem Guten an ſich, welches dem Juden mit Gottes Willen eins war, ſchlechterdings gar keine Stelle im Gemüth dieſer Schriftſteller gehabt habe? §. 7. *Beſtimmung des Menſchen. Höchſtes Gut.* Es ſoll dieſs für die Vff. der Apokryphen Glückſeligkeit ſeyn, wozu die Tugend als Mittel betrachtet werde. Hier ſcheint uns der Vf. aber wieder ungerecht zu ſeyn, und die Stelle J. Sir. 25, 10, 11 muſs er mit Zwang aus dem Wege räumen: warum verglich er nicht lieber damit die ähnlichen 10, 22. 24. 25? Richtig iſt, was nun folgt über die doppelte Beſtimmung in dieſem Leben und in jenem, welche beide das B. d. Weish. kennt, Jeſus Sirach aber bloſs die erſte. §. 8. *Zurechnung.* Hier die eigenthümlichen Vorſtellungen von der Zurechnung fremder Sünden und der eigenen zukünftigen. Die Bemerkung, daſs die Lehre von der Zurechnung der Sünde Adams aus einer ſolchen jüdiſchen Vorſtellung gefloſſen ſeyn möge, zeugt von Mangel an Einſicht in den wahren Geiſt dieſer Lehre. §. 9. *Gewiſſen.* Hier zeigt ſich allerdings ein Fortſchritt in der Ausbildung der Moral, den der Vf. hätte herausheben ſollen. §. 10. *Colliſion der Pflichten.* Es wird Einiges aus den B. Judith hieher gezogen. Reflexionen darüber finden ſich in den Apokryphen nicht. §. 11. *Von den ſittlichen Anlagen des Menſchen und von dem Böſen im Menſchen.* Die Stelle Jeſ. Sir. 25, 24, απο γυναικος αρχη ἁμαρτιας κ. τ. λ., erklärt der Vf. ſo: *das Weib ſündigte zuerſt*; allein das folgende: *durch ſie ſind wir alle des Todes*, zeigt, daſs hier von *Entſtehung* der Sünde durch das Weib die Rede ſey.

Richtig wird die Meinung Jeſ. Sirachs über dieſen Punct erklärt durch die Bemerkung, daſs er wohl öfter fremde Gnomen aus verſchiedenen alten Blumenleſen aufgenommen haben möge. Die Vorſtellungen des B. d. Weish. ſind aus der platoniſchen Philoſophie gut entwickelt. §. 12. *Grade der Laſterhaftigkeit.* Der Zuſtand der *Sicherheit im Sündigen*, der *Heucheley* und der *Verſtocktheit* werden bey Jeſ. Sirach und im B. d. Weish. nachgewieſen. §. 13. *Beſſerung.* Ein ſehr gelungener Abſchnitt. §. 14. *Tugendmittel.* a) *im Sirach.* Dazu gehört nach dem Vf. auch die Weisheit, ob ſie gleich ſonſt als Ideal der Tugend betrachtet wird. Allein ſo wenig wir die Vernunft oder Frömmigkeit als Tugendmittel betrachten können: ſo wenig dürfen wir die Weisheit bey Sirach, die ihm ungefähr mit der Vernunft und Frömmigkeit gleichbedeutend iſt, unter ſeine Tugendmittel zählen. Der Vf. ſcheint ſich aber unter Tugendmitteln etwas anderes als Rec. zu denken. §. 15. *Tugendmittel* b) *im B. d. Weish.* Auch hier wird die Weisheit fälſchlich als ſolches betrachtet: ſie iſt *Quelle* und *Kraft* der Tugend, aber nicht Mittel derſelben. §. 16. *Tugendmittel* c) *in den übrigen apokryphiſchen Schriften des A. T.* Hier iſt wohl die Vorſtellung, daſs Gott die Menſchen durch auſserordentliche Mittel zur Tugend führe, z. B. durch Engel, mit Unrecht angeführt: ſie gehört in die religiöſe Lehre von der Weltregierung. — Die Abhandlung iſt hier abgebrochen. Dem Fleiſs und dem Beobachtungsgeiſte des Vfs. können wir das gebührende Lob nicht verſagen, und wir muntern ihn zur baldigen Fortſetzung auf, warnen ihn aber beſonders vor dem von ſeinen Vorgängern oft begangenen und von ihm ſelbſt ſchon nicht ganz vermiedenen Fehler, zu dem ihn die nun folgende Unterſuchung über die einzelnen Tugendpflichten noch mehr verleiten kann: nicht zu viel zwiſchen den Zeilen zu leſen, und die Vff. nicht zu ſehr beym Worte zu nehmen.

II. *Wer waren die Nichtjuden, deren ſpottenden Indifferentismus und frivole Irreligioſität Philo rügt und bekämpft, und welches Licht verbreitet dieſe Erörterung über das A. und N. T. überhaupt und manche Stelle insbeſondere?* Eine exegetiſch - hiſtoriſch - kritiſche Abhandlung von M. *Joh. Chriſtoph Schreiter.*

Der Vf. hat ſchon in zwey Abhandlungen im 1 und 2 Stück des 1 Bandes dieſer Analekten polemiſche Beziehungen in Philos Schriften aufzuzeigen geſucht (mit welchem Glück, hat Rec. nach ſeinem Urtheil ausgeſprochen;) noch hat er ſich deſſen Polemik gegen die Therapeuten, „dieſe Trappiſten des Judenthums", zum Gegenſtand genommen; da ihm aber noch verſchiedene zu dieſer Unterſuchung erfoderliche Hülfsmittel mangeln: ſo giebt er einſtweilen dieſe Beleuchtung polemiſcher Beziehungen auf Nichtjuden, und deren Spöttereyen über das moſaiſche Geſetz. Es iſt kein Zweifel, daſs der Vf. Recht hat, wenn er dergleichen Spöttereyen gebildeten Griechen oder mit griechiſcher Bildung tingirten Helleniſten zuſchreibt. Er beweiſt dieſs vorzüglich aus Philos Erklärung und Vertheidigung des Mythus vom Thurmbau zu Babel. Wir hätten auch wohl Juden über ihr allverehrtes Geſetz ſpotten können? Zugleich aber geht auch aus dieſer Zuſammenſtellung des Vfs. hervor, daſs dadurch kein feſter Standpunct für die philoniſchen Anſichten gewonnen wird. Er knüpft an theils wirkliche theils vielleicht nur mögliche Miſsverſtändniſſe des moſaiſchen Geſetzes ſeine allegoriſch myſtiſchen Deutungen. Und daher ſieht Rec. die Fruchtbarkeit dieſer Betrachtungsart der philoniſchen Schriften nicht recht ein. Noch weniger aber leuchtet uns die vom Vf. gezogene Parallele zwiſchen ſolchen polemiſchen Beziehungen Philos und der Warnung vor Irrlehrern 2 Petr. II, 1 — 3 ein: hier wird ſich der Vf. vom Vorwurf des Geſuchten nicht reinigen können. Aus dieſem apologetiſchem Beſtreben leitet er auch die allegoriſche Auslegungsart Philos ab. Weil jene Gegner, des hebräiſchen Textes unkundig, ſich an den griechiſchen Buchſtaben des Geſetzes hielten, und nicht einmal die gewöhnlichſten Hebraismen richtig zu würdigen vermochten: ſo konnte Philo nicht füglich in eine Erörterung nach dem Geiſte der hebräiſchen Sprache, — wenn er auch derſelben kundig war — eingehen, und weil er die LXX für inſpirirt hielt, ſchloſs er ſich wohl auch abſichtlich aus Ehrfurcht an ihren Text an. Daſs dieſe Gründe Statt hatten, geben wir zu; aber ganz aus ihnen allein läſst ſich die allegoriſche Interpretation Philos nicht erklären. Sie lag im Geiſte der Zeit, und iſt unabhängig von Polemik. Auch konnte Philo gar nicht, wenn er auch gewollt hätte, grammatiſch hiſtoriſch erklären, weil ihm die Kenntniſs der hebräiſchen Sprache faſt ganz fehlte. Hierauf hat der Vf. faſt gar keine Rückſicht genommen, und er ſcheint vorauszuſetzen, daſs Philo wohl nicht ſo ganz mit dieſer Sprache unbekannt geweſen ſey.

III. *Iſt Ammon oder Tatian Verfaſſer der ins Lateiniſche, Altfränkiſche und Arabiſche überſetzten Evangelien-Harmonie? und was hat Tatian bey ſeinem bekannten Diateſſaron oder Diapente vor ſich gehabt und zum Grunde gelegt?* von *Joh. Chriſtian Zahn*, Prediger in Delitz bey Weiſſenfels.

Die Unterſuchung dieſer beiden Fragen iſt der zweyte § der vom Vf. längſt verſprochenen *hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in Tatians Evangelien-Harmonie.* Er macht ſie in dieſer Zeitſchrift bekannt, um die Kenner aufmerkſam auf ſein künftiges Werk und auf dieſen nicht unwichtigen Gegenſtand ſelbſt zu machen, und ſie zu berichtigenden Bemerkungen und Zurechtweiſungen zu veranlaſſen. Die erſte der beiden obigen Fragen muſs der Vf. ganz kurz und beſtimmt eigentlich ſo beantworten: wir wiſſen es nicht. Doch fodert es die hiſtoriſche Genauigkeit, dieſes freylich unbefriedigende Reſultat durch kritiſche Unterſuchung und Prüfung zu begründen, und das Wahrſcheinlichere auszumitteln. Der Vf. macht es ſehr glaublich, daſs *Tatian*, und nicht *Ammon*, Verfaſſer war. Vielleicht irrte ſich *Euſebius*, wenn er dem Letzteren eine Harmonie, wie dieſe, zuſchrieb, da er vielleicht weiter nichts gethan hatte, als daſs er die vier Evangelien bloſs in die bekannten kleinen Abſchnitte

eintheilte, dann neben seinen Matthäus, gleichsam als Parallelstellen, an den Rand schrieb, wo jeder Abschnitt im Marcus, Lucas und Johannes stand, und so bey den übrigen Evangelisten: welche Arbeit wohl auch eine Evangelien-Harmonie genannt werden konnte. Tatian lebte früher als Ammon. Des Ersteren Harmonie war zu des Letzteren Zeit gewiss vorhanden, und für ihn leicht zu haben: warum hätte er nun diese unnütze und überflüssige Arbeit übernehmen, und, wenn er sie unternahm, Tatians Vorarbeit verschmähen sollen? Hat er also eine Evangelienharmonie verfertigt: so hat er gewiss die des Tatian zum Grunde gelegt. Für Tatian als Vf. einer solchen Evangelienharmonie, wie die unserige ist, sprechen alle kirchlichen Nachrichten, und es kommt nur darauf an, dass diese Nachrichten auf die unserige passen, so haben wir Alles für ihn gewonnen. Die Nachricht des *Theodoret* passt darauf. Es giebt keinen Grund, warum unsere Harmonie nicht eine freylich interpolirte Übersetzung der tatianischen Arbeit seyn könne. Theodoret fand sie in den Kirchen als Evangelienbuch im Gebrauch; sie musste also die Stelle der vier Evangelien vertreten können, und wörtlich treu aus den Evangelien genommen seyn. Das ist aber der Fall mit unserer Evangelienharmonie. Da Theodoret 200 Exemplare davon confiscirte: so müsste sie sehr verbreitet seyn, und eins davon konnte nach Italien kommen, und da ins Lateinische übersetzt werden, so wie sie im Orient ins Arabische und Syrische übersetzt wurde. Der Umstand, dass *Victor von Capua* ein Exemplar von unserer Harmonie ohne Titel und Vfs. Namen vorfand, spricht mehr für den Tatian als Ammon. Tatian war ein Ketzer, und man verbarg vielleicht seinen Namen, um das geschätzte Werk ohne Verdruss benutzen zu können: einen solchen Grund hatte man aber nicht, Ammons Namen zu unterdrücken. Dass in unserer Harmonie nichts von Tatians Ketzereyen vorkommt, erklärt sich leicht und natürlich schon durch die Grundlosigkeit der dem Marcion angedichteten Verfälschungen: er hatte die Evangelien wahrscheinlich gar nicht verfälscht. Nur zwey Umstände sprechen gegen die Vermuthung des Vfs. Einmal die Geschichte der Ehebrecherin, welche sich im 120 Cap. unserer Harmonie befindet, was sich aber wohl erklären und rechtfertigen lässt. Aber dass die Genealogie, von welcher Theodoret sagt, dass sie Tatian böslich weggelassen, darin befindlich ist, scheint schwieriger zu seyn. Indess ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, dass sie erst späterhin hinzugesetzt worden, wozu auf eine merkwürdige Weise das Stillschweigen des *Victor* von Capua über die Genealogie in seiner Vorrede stimmt. Auch sucht der Vf. es kritisch wahrscheinlich zu machen, dass dieselbe ursprünglich gefehlt habe: es findet sich nämlich in derselben eine grosse Varietät in den verschiedenen Abschriften. Einen positiven Beweisgrund für seine Meinung findet der Vf. in einer Nachricht bey *Assemani*, dass *Ephrem* der Syrer Tatians Evangelienharmonie, welche den Eingang hatte: Im Anfang war das Wort, mit einem Commentar erläutert habe. Diese Nachricht passt auf unsere Harmonie, in welcher der Anfang nach Lucas: *Quoniam quidem multi conati sunt ac*, als ein späterer Zusatz kenntlich, der hingegen nach Johannes: *In principio erat verbum etc.*, ursprünglich ist. Diesen Anfang musste auch Tatians Werk haben, da er das Evangelium Johannis kannte, wie man aus seiner *Oratio ad Graecos* sieht, und den Anfang desselben nirgends schicklicher als an die Spitze seiner Harmonie stellen konnte. Doch diess mag hinreichend seyn, um auf die Untersuchung des Vfs. aufmerksam zu machen, und wir bemerken von der Beantwortung der zweyten Frage nur soviel, dass der Vf. annimmt, Tatian habe *fünf* Evangelien bey seiner Harmonie zum Grunde gelegt, welches er aus Victors Werken in seiner Vorrede schliesst: *Ex historia quoque ejus (Eusebii) comperi, quod Tatianus — unum ex quatuor compaginaverit Evangelium, cui titulum Diapente imposuit*, wonach also die Stelle des Eusebius, in der jetzt δια τεσσαρων steht, zu corrigiren wäre. Dieses *fünfte* Evangelium wäre denn das Evangelium der Hebräer gewesen, das mit den Denkwürdigkeiten Justins, des Lehrers des Tatian, verwandt war; alle Spuren davon müssten aber aus dem Werke des Tatian im Verlauf der Zeit entfernt worden seyn. Der Vf. gesteht das Unsichere seiner Hypothese selbst zu: einigen Schein hat sie aber immer.

IV. *Exegetische Miscellen von Joh. Schulthess* Prof. zu Zürich. Enthalten 1) *Etwas zur Erwiederung des in den Analekten 2 St. S. 147 ff. eingerückten Aufsatzes* von M. *Emmerling*. Hr. *E.* hatte in jenem Aufsatz Hn. *Sch.* als den Rec. von *Kuinöls* Comment. in den *Marb. Anal.* in der Behauptung, dass im N. T. der Artikel nirgends soviel als τις, τι bedeute, und in mehreren einzelnen Erklärungen beygepflichtet: nur in zwey Stellen stimmte er nicht mit ihm überein. Davon vertheidigt nun Hr. *Sch.* seine dort vorgetragene Erklärung. Die erste und wichtigere ist 1 Kor. 15, 8, wo er εκτρωμα durch *Spätling* erklärt. Was er hier dafür beybringt, möchte diese gezwungene Erklärung keinesweges zu retten vermögen: die Hauptschwierigkeit, die im Sprachgebrauch liegt, hat er nicht berührt, wie sie denn freylich Hr. *E.* auch nicht urgirt hatte. 2) Über Eph. 1, 23, wo die Worte το πληρωμα του τα παντα εν πασι πληρουμενου aus der griechischen Phrase πληρουν εκκλησιαν. Plutarch. Phoc. c. 34 und ähnlichen so erklärt werden: *concilium illius, qui omnes nationes et gentes ubicunque terrarum conciliat*, dem Sinne nach nicht sehr verschieden von der *koppe*schen und *schleusner*schen Erklärung. Wir glauben aber, dass der einzig richtige Sinn dieser Stelle aus der Parallele Col. 2, 10 genommen werden müsse, wo πληρουν von wirklichem Erfüllen (mit wirksamer Gegenwart, vgl. Matth. 28, 20) zu verstehen ist.

α. ε. α.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

1) LEIPZIG und ALTENBURG, b. Brockhaus: *Welthistorische Ansicht vom Zustande Europas am Vorabend der Schlacht bey Leipzig im Jahre Achtzehnhundert dreyzehn.* Von Ludwig Lüders. Mit einem Plane der Schlacht bey Lützen. 1814. 124 S. 8. (14 Gr.)

2) LONDON: *Tableau politique de l'Europe, depuis la Bataille de Leipsic gagnée le 18 Octobre 1813.* 1813. 83 S. 8.

3) PETERSBURG, b. Pluchart u. Comp.: *L'empereur Alexandre et Buonaparte.* 1814. 40 S. 8.

4) GÖTTINGEN, b. Deuerlich: *Über die Erwartungen deutscher Politiker und Weltbürger von der Universalherrschaft Napoleons.* 1814. 92 S. 8.

5) BERLIN, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Über die endliche Erhebung Germaniens, oder: wie kann die Hoffnung einer besseren Zeit für Deutschland in Erfüllung gehen?* Von Heinrich Burdach, D. der Philosophie. 1814. 128 S. 8. (14 Gr.)

6) Gedruckt am Rhein, im zweyten Jahre der deutschen Freyheit: *Der fremde Götzendienst.* Eine Vorlesung, als Einleitung zu dem Vortrage über das Nibelungenlied zu Berlin im Christmond. 1813. 49 S. 8. (5 Gr.)

7) DEUTSCHLAND: *Der rheinische Bund, oder des Löwen Gesellschaft.* Mit einigen Blicken auf einen neuen deutschen und europäischen Staaten-Verein. 1814. 71 S. 8. (9 Gr.)

8) Ohne Druckort: *Was war der deutsche Krieger unter Napoleon? und was ist er jetzt?* 1814. 29 S. 8. (4 Gr. 6 Pf.)

9) LEIPZIG, b. Weygand: *Zwanzig kritische Paragraphen und historische Noten über den Text der Zeit von Anton von Preussen.* 1814. 43 S. 8. (5 Gr.)

10) Ohne Druckort: *Betrachtungen über das Concordat.* Aus dem Französischen übersetzt. 1813. 16 S. 8. (2 Gr.)

11) GERMANIEN: *Die Krisis des französischen Reichs in Actenstücken dargestellt, mit nothwendigen Erläuterungen.* 1814. 74 S. 8. (8 Gr.)

12) BERLIN, in d. neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Kaiser Napoleons Rede, gehalten am 14 Februar 1813 vor den Deputirten des gesetzgebenden Corps,* nach dem Charakter und dem wahren Sinne des Redners erweitert und aus dem Französischen übersetzt von D. F. G. F. von Neuhof. 1814. 48 S. 8. (6 Gr.)

13) In allen deutschen Buchhandlungen: *Friedens-Project.* Entworfen von *Kotzebue,* den 26 Junius 1813 für den Friedens-Congress zu Prag. Erneuert den 26 Februar 1814. Als Stoff zu Parallelen. (1 Gr. 6 Pf.)

14) LEIPZIG und ALTENBURG, b. Brockhaus: *Die moskauer Kanonen-Säule oder der Sieges-Obelisk.* Nebst einer Abbildung. 1814. 8. (4 Gr.)

15) GERMANIEN: *Briefe über die neuesten Zeitereignisse, ihre Ursachen und ihre Folgen.* Erstes Heft. 143 S. Zweytes Heft. 162 S. 1814. 8. (1 Rthlr.)

16) Ohne Druckort: *Aufgefangene Briefe durch die leichten Truppen der verbündeten Heere.* Französisch und deutsch. 1813. 115 S. 8. (10 Gr.)

17) LEIPZIG, b. Cnobloch: *Deutschlands Rettung und Sachsens Befreyung durch die Schlacht bey Leipzig im October 1813, in einer ausführlichen treuen historischen Darstellung von einem Augenzeugen.* Mit einem topographischen illuminirten Plane, auf welchem alle Positionen, Märsche und Angriffe der beiderseitigen Armee genau angegeben sind. Zweyte Auflage. 1815. 16 S. 4. (12 Gr.)

Den *welthistorischen Betrachtungen am Vorabend der Schlacht bey Leipzig* (No. 1) gehen Gedanken über den historisch-politischen Standpunct Europas am Vorabend der Schlacht bey Lützen voran. Sie theilen nicht die fast allgemeine und gemeine Ansicht von Napoleons Plan und Charakter, indem es von ihm heisst, „dass er bis dorthin mit dem seltensten Glück im Bunde alle Hindernisse besiegt hatte, die seinem riesenhaften Entwurfe zu einer *allgemeinen Reform des europäischen Staatensystems*, nach einer, in seinem Geiste, nach seinen Ansichten und Absichten ausgebildeten Idee, sich hatten entgegenstellen wollen." Noch sind wir zu wenig unterrichtet über das eigentliche Wesen dieser beabsichtigten Reform. In der Einleitung zu der neuesten Constitution, die er Frankreich geben wollte, sind Andeutungen darüber. Auf die Allgemeinheit einer gewöhnlichen einfachen Universalmonarchie ging der Entwurf nicht, sondern auf eine neue Föderativverfassung der europäischen Staaten,

das einzige Ziel, nach welchem wir streben dürfen. Die sogenannte europäische Republik sollte durch eine neue Gestaltung ihrer schwankenden und trümmerhaften Form mehr zu Einem Staate werden. Die Idee war vortrefflich; aber nur der Despotismus konnte unternehmen, sie auszuführen, und höchst wahrscheinlich war sie in Napoleons Kopf mit dem engherzigen Gedanken verbunden, dass die französische Nation, welche zum Weltbürgerlichen am wenigsten geschickt ist, dass er, welcher Freyheit und Zusammenklang der Nationen wohl denken, nicht lieben konnte, das oberhauptliche Princip der neuen Föderativverfassung Europas werden sollten. Darum ist sein Entwurf bald eitel geworden. Merkwürdig genug trug zur Zertrümmerung desselben ein Mann vorzüglich bey, dessen Geist von dem Ideal einer wahrhaften Föderativverfassung der europäischen Staaten durchdrungen ist, *der Freyherr von und zum Stein* (*le nommé Stein*), welcher hier mit Recht Napoleons ewiger Gegner genannt ist.

Wir stimmen dem Vf. bey in der Meinung, dass Bonaparte, als er nach der Katastrophe in Russland dem gesetzgebenden Corps sagte: „ich bin mit dem Betragen aller meiner Alliirten zufrieden," die wahren Gesinnungen Preussens nicht genug verkannte, um glauben zu können, dass die kriegerischen Anstrengungen jener Macht treulich zu seinem Besten geschähen. Er wusste wohl, dass alle Wünsche des preussischen Cabinets wider ihn waren; aber gleichwohl fürchtete er nicht, dass dasselbe entschieden wider ihn handeln werde, und schmeichelte sich wohl gar, eben aus jenem Grunde die Anstrengungen des preussischen Volks für sich benutzen zu können. Das wusste er nicht, wie glühend und allgemein dieses Volk ihn hasste, und eigentlich nicht fürchtete, und wie die Gesinnung desselben das Cabinet zum muthigen Einklang mit ihm bewegen könne. Uns scheint, dass man nach dieser Ansicht sich die damalige diplomatische Sprache der französischen Regierung, welche sogar bedauerte, dass der König von Preussen, der treue Alliirte Frankreichs, durch den illegalen Schritt des Generals York in Verlegenheit gesetzt sey, am besten erklären möge.

Die Darstellung der damaligen französischen Diplomatie von der Politik der europäischen Staaten, die auf Rundung im Sinn und Ausdruck ausging, wird gehörig gewürdigt. Wenn sie sagte: „Amerika hat zu den Waffen gegriffen, um der Souveränität seiner Flagge Achtung zu verschaffen; die Wünsche der Welt begleiten es in diesem rühmlichen Kampfe; die Nachwelt wird sagen, dass die alte Welt ihre Rechte verloren und die neue sie wieder erobert habe": so finden wir freylich in diesem Gedanken und Ausdruck den gewöhnlichen Schwung Napoleons, möchten auch nicht ableugnen, dass er dabey eine grosse, welthistorische Ansicht vom Zustande Europas im Allgemeinen hatte, dass auch in seiner Seele die lebhafteste Ahndung von dem aufsteigen konnte, was nicht nur aus Nordamerika, sondern auch aus der Conföderation von Venezuela einst werden möge. Aber wir glauben nicht mit dem Vf., dass Napoleon auch die Ahndung gehabt habe, „wie selbst das schöne, mächtige Frankreich in der zukünftigen, von Washington und der alten Hauptstadt des Montezuma ausgehenden Strömung mit versinken könnte." England sah er wohl in solcher Strömung versinken; dass Frankreich in ihr aufhören könne, Frankreich zu seyn, ist gewiss so wenig seinem Egoismus, als der französischen Eitelkeit eingefallen, und fällt ausserdem auch wohl keiner unbefangenen Berechnung ein: denn Frankreichs Macht kann nie durch die Ereignisse der fremden Welten entschieden werden.

Nach dem Untergang seiner Kriegsmacht in Russland und Polen gab der französische Kaiser noch nichts von seinem alten System auf. Die Heereskraft, welche er zur Wiederherstellung desselben aufbot, mass man vorzüglich nach seiner Äusserung, dass er bey allen Vortheilen, welche er aus der nützlichen Mitwirkung seiner Alliirten ziehen könne, insonderheit durch Entwickelung der eigenen Macht Frankreichs den Augenblick eines ehrenvollen Friedens schnell herbeyführen müsse. Sonst wurde im Einzelnen von den französischen Heeren wenig bekannt; aber auch die Stärke des vereinten russisch-preussischen Heeres erfuhr man keineswegs genau. Der Vf. bemerkt über den Geist desselben, dass man die stille Thätigkeit in den Büreaus des preussischen Generalstabes, wie auch die Wahl des Königs in den Individuen, denen die Leitung der Geschäfte anvertraut war, loben musste. Zweifelhaft sey aber gewesen, ob der praktische Blick, die wahre Intelligenz, die sich im Moment der Entscheidung bewährt, auch im preussischen Heere vorhanden war, „ob sich dort Männer fanden, die Napoleon als Feldherrn und Alexandern von Neufchatel als dem Leiter des Generalstabes mit Fug und berechtigtem Vertrauen entgegen zu stellen wären." Er fügt dann hinzu, „nun sey freylich solche Frage zum Triumphe eines Blücher und Gneisenau auf das entschiedenste beantwortet." Wir äussern hiebey nur den Wunsch, dass Blücher ein so viel grösserer Feldherr als Napoleon seyn möge, wie Gneisenau gewiss grösser in Leitung des Kriegswesens und des Krieges selbst als Berthier.

Über das wahrhaft deutsche Gefühl, welches den erlesensten Theil des preussischen Heeres schon damals beseelte, dass die hervorstechenden Köpfe desselben sich mehr als Deutsche, wie als Preussen, fühlten, diesen Keim, aus welchem sich das Herrlichste für Deutschland entwickeln kann und wird, sollten kräftigere und schönere Worte gesagt werden, als wir hier finden.

Das Beyspiel Hamburgs, als Tettenborn es räumte, beweiset genug, wie grundlos das eigene Gefühl war, welches nach dem Vf. jeden beym Anblicke der Tataren, Kalmucken, Baskiren ergriff, „dass diese Massen vielleicht fähig und *sogar instruirt* wären, auf gewisse Fälle mit den Hauptstädten Deutschlands und seinen schönen Landschaften zu verfahren, wie sie mit Moskau und Russlands Fluren verfahren sind."

Der zweyte Abschnitt, *die Schlacht bey Lützen am 2 May 1813*, fängt unzweckmässig an mit den Worten: „die erste Schlacht war geliefert!" und dann folgen andere zu voreilige Bemerkungen über die ge-

lieferte Schlacht; auf deren, so wie der vorangegangenen Tage Geschichte der Vf. nachmals erst kommt.

Von dem Rückzug der Alliirten aus der Schlacht bey Lützen ist auch hier die Ansicht gegeben, welche in der bekannten Schrift festgestellt ist, für deren Urheber man allgemein den preussischen General von Gneisenau angiebt; wiewohl nähere Angaben sagen, dass sie, freylich unter dessen Leitung, von dem Major Clausewitz verfasst sey. Wie billig, wird getadelt, „dass die preussischen Zeitungen in Berlin und Breslau diese Schlacht dem edlen, Alles aufopfernden Volke als einen wahren Sieg verkündeten, dass man wegen dieses Sieges Dankfeste halten, das *Tedeum* singen liess." Der Rausch der Freude war kurz, und unbeschreiblich niederschlagend, öde das Gefühl, in einer solchen Sache getäuscht zu seyn. Einem so muthigen Volke hätte man offen sagen sollen, mit welchem Ruhm man gefochten, aus welcher Klugheit man das Schlachtfeld geräumt habe, um künftig den Feind vom Schlachtfelde zu werfen. Das *Tedeum* hätte man singen können, mit Dank gegen Gott und der aufrichtigsten Freude, dass so viel erreicht war. Leider wollen unsere Regierungen noch immer nicht einsehen, dass die beste Klugheit sey, ganz offen und bestimmt gegen die Völker über ihre grossen Angelegenheiten zu seyn.

In der Mitte der Schrift kommt der Vf. näher an seinen eigentlichen Gegenstand, und stellt in der Art, wie der König von Preussen seinem Volke den Waffenstillstand bekannt machte, ein treffliches Beyspiel auf, wie der Souverän mit bestimmter Offenheit und männlichem Vertrauen zu dem Volke reden solle.

Die diplomatische Gaukeley, welche während der Waffenruhe zu Prag gespielt wurde, wird dadurch ewig merkwürdig bleiben, dass sie bey Österreich auch die letzte Hoffnung vertilgte, ohne die Gewalt auch seiner Waffen einen Zustand des Friedens und der Freyheit herbeyführen zu können. Der Charakter, den Österreichs Politik nun zeigte, ist hier grösstentheils mit den Worten des oft gedruckten Aufsatzes, „Österreichs Politik im Jahr 1813," geschildert. Die allgemein bekannten Nachrichten über die Begebenheiten des wieder ausgebrochenen Krieges wären hier zweckmässiger weggeblieben. Wenn der Vf. endlich zu dem Vorabend der Schlacht bey Leipzig auf den beiden letzten Seiten zu kommen scheint: so fällt auf, dass er an diesem Vorabend von ihr redet, als von einer vergangenen Begebenheit. So sagt er z. B., „die Zerstörung des Continentalsystems wäre erreicht gewesen, wenn auch die Schlacht ein weniger glänzendes Resultat gegeben hätte." Denkt man an den Standpunct, welchen er genommen: von welchem Sehergeist zeugt dann der Schluss seines Büchleins: „Zum letztenmal erhob sich die tausendköpfige Hyder, doch sie erlag unter den flammenden Streichen der vereinten Alciden!" Und wer möchte nicht wünschen und hoffen, dass sein Sehergeist bey diesen Worten nicht bloss den Erfolg der Schlacht von Leipzig voraussah, sondern auch die uns nun bevorstehenden Monate mit demselben umfasste?

Das *politische Gemälde Europas* seit der Schlacht bey Leipzig (No. 2), welches am 4 December zu London beendet ist, rührt wahrscheinlich von einem Russen her; denn als einer der Hauptgründe von Napoleons Niederlagen in Russland wird der angegeben, dass die Russen ein *antikes* Volk sind. Wie man auch über diese Behauptung denken mag, bleibt allerdings wahr, dass alle jene Mittel ächter und falscher Cultur, wodurch die Franzosen bey andern Völkern, leider am meisten bey den Deutschen, ihrer Diplomatik und Kriegskunst immer in die Hand arbeiteten, bey der Masse der Nation unter Russlands Scepter durchaus nicht anzuwenden waren, wenn gleich bey den vornehmen Russen Sprache und Literatur, Sitte und Grundsätze der Franzosen vielleicht noch mehr Eingang gefunden haben, als bey der vornehmen Welt der Deutschen. Der Urheber dieses Büchleins ist selbst ein Beyspiel dafür. Wie sehr muss er sich französirt haben, um eines ächt französischen Stils so Meister zu werden? Also nur von der russischen Volksmasse im Ganzen gilt, was hier schön und wichtig behauptet wird, dass die Russen die imaginäre Macht Napoleons nicht kannten, und auch darum seine reelle Macht vernichteten.

Seite 15 wird zuerst die eigentliche Tendenz dieses Gemäldes ausgesprochen. Wenn Frankreich, heisst es daselbst, keinen Ehrgeiz seiner Besieger zu fürchten hat: so darf doch der europäische Continent nicht dereinst ihre Uneigennützigkeit bereuen müssen. Die heftigsten Declamationen gegen Bonaparte künden dann sofort an: dass nur sein gänzlicher Sturz unseren Welttheil vor einer solchen Reue bewahren könne. Freylich wäre sein Name in die heilige Liste der Könige eingeschrieben, aber er habe seinen Platz unter ihnen nicht mit Bescheidenheit eingenommen. Hätte er Frankreich glücklich gemacht: so wäre die grosse Ungerechtigkeit, die Verletzung eines grossen Rechtes, indem die Souveräne ihn als den Souverän der Franzosen erkannten, verzeihlich gewesen, weil das Glück von dreyssig Millionen Menschen mehr gelte, als die Rechte einer einzigen Familie; aber er habe Frankreichs Wohlstand zu Grunde gerichtet, um die übrigen europäischen Völker zu quälen und zu drücken. Sein Loos müsse man nun ganz scheiden von dem Schicksal des grossen französischen Volkes. Kein Friede mit ihm! Ob die verbündeten Mächte denn immer grosse Armeen an der Grenze Frankreichs lassen könnten, um jede seiner Bewegungen zu beobachten? ob Russland dort auf lange Zeit hundert tausend Mann, fünfhundert Lieues von seinen Grenzen, unterhalten wolle? Wenn Bonaparte den Frieden mit den verbündeten Mächten unterzeichne; so habe er schon seinen ersten Sieg gewonnen.

Jedermann sieht, wie dergleichen Gedanken, die am Ende des Jahres 1813 zum Sturz Napoleons anfeuerten, nun wiederum an der Tagesordnung sind, obgleich jener Krieg damit endete, dass Napoleon nicht mehr, oder nach dem Ausdrucke des Vfs., dass „der Mörder des Herzogs von Enghien, der Verschwörer von Bayonne, der Kerkermeister Ferdinands des VII, der Brandstifter von Moskau, nicht mehr beym Bankett der Könige sass."

Indem die damaligen Gedanken des Vfs. durch einen seltsamen Gang der Dinge, nach einem Frieden-

der in seinem Sinne mit den Bourbons geschlossen war, doch wieder an der Zeit sind, entsteht nun die Frage, wie sich jetzt seine Weissagung bewähre, dass man den Krieg mit dem Enthusiasmus der Kreuzzüge geführt habe, aber bey Rückkehr eines christlichen Krieges Jeder seine Übel fühlen werde, wie die braven Kreuzfahrer bey der Rückkehr aus Palästina; dass das englische Gold nicht mehr hinreiche, um das erschöpfte Deutschland wieder in Athem zu bringen.

Gewiss ist, dass sich der Vf. mit dieser Weissagung geirrt habe, und gewiss bemerkt er den begangenen Irrthum gern. Aber um so heftiger wird er auch nun wieder auf seine ehemaligen Worte dringen: „wenn Buonaparte, alle Thatsachen über seinen Charakter läugnend, einwilligte, in die politische Ordnung zurückzukehren: so würde er bald zu seinem Schaden wahrnehmen, dass die Unordnung das einzige Element eines Usurpators ist. Unruhig wegen seiner Zukunft, zitternd vor der Gegenwart, beschämt wegen des Vergangenen, würde er mit Recht für das zittern, was er so lächerlich seine Dynastie nennt; gestürzt von der Höhe seines Ruhms, in einem Labyrinth von Verwirrung und Deficits aller Art, würde er den Satan in der Tiefe vorstellen, der noch in seinem Haupt die Absicht wälzt, den Himmel zu erstürmen. Frankreich, vernichtet unter den Ideen eines solchen Menschen, würde bald seine Schwäche durch Tyranney bestraft sehen, das Schrecken würde die Verzweiflung zurückbringen, und dieses Land, welches die verbündeten Mächte aus Humanität geschont, hätte keine Mittel, um dem Untergange zu entfliehen, als die Greuel des Bürgerkrieges."

Wir haben diese Stelle übersetzt, weil sie, obgleich im December 1815 geschrieben, die in diesem Augenblick obwaltende Gesinnung der meisten Menschen in Europa ausspricht; und die in ihr liegende Ansicht viele Hunderttausende wider Bonaparte bewaffnet, indem er laut verkündet, dass er nichts als Frieden und Heil der französischen Nation und Frieden der Welt wolle. Wird wiederum das Resultat erreicht, dass er nicht auf dem französischen Thron geduldet werde: so begnüge man sich nur nicht mit der Warnung des Vfs., dass die Verbündeten nicht eine Grossmuth ausüben sollten, welche man künftig zu bereuen hätte; denn er wollte dadurch nur warnen, dass man Bonaparte nicht bestehen liesse. Die Erfahrung lehrt uns hinlänglich, dass wir auch unsere Grossmuth gegen das französische Volk zu scheuen haben: Habt ihr es überwunden: dann gebt seinem Reiche die Grenzen, welche Ludwig XIV durchbrach, um ein System, wie er und Napoleon befolgten, möglich zu machen.

Jene übersetzte Stelle verräth zugleich, dass der Vf. mit Beredsamkeit seine Gedanken vortrage; und es giebt sehr viele einzelne beredte Stellen in diesem Büchlein. Aber der Reichthum an Worten, an einer glänzenden Phraseologie, die häufig dieselben Gedanken mit etwas veränderter Wendung wiederholt, ist zugleich gar zu gross, es ist zu wenig Fortschreiten und Entwickelung der Gedanken sichtbar, als dass wir in dieser Schrift ein Product ächter Beredsamkeit sehen könnten.

Gleiche rednerische Lebhaftigkeit, eben so viel schön gesagtes Detail, fast eben dieselbe übertriebene Wortfülle, fast gleicher Mangel an der Ökonomie des Stils in der Fortschreitung der Gedanken, doch mehr Haltung, die freylich leicht wird, weil die eine Figur durchaus schwarz, die andere durchaus licht ausfällt, sind in der *Vergleichung zwischen Kaiser Alexander und Bonaparte* (No. 3) bemerkbar. Da ausserdem Gesinnung und Empfindung in beiden Schriften ganz einerley sind, und sich als Verfasser der letzten *Ouvaroff* von der russischen Legation zu London nennt: so dürfen wir ihn auch wohl für den Urheber jenes politischen Gemäldes halten, welches zu London erschien. Er erwähnt, dass er durch die Schrift Chateaubriands über Bonaparte auf die Idee zu jener Parallele gekommen sey, und äussert grosse Bewunderung dieses Schriftstellers, welche manche Fehler und Eigenheiten des hier verwaltenden Stils erklärt. Dass ihn freut, als Russe das Lob seines Kaisers zu verkünden, begreifen wir wohl, doch gar nicht die Behauptung, dass man ein Russe seyn müsse, „um sich zur Höhe dieser tugendhaften Seele zu erheben, die Wohlthat für Unbild, Freyheit für Sclaverey wiedergiebt, und die Frankreich von den Drangsalen befreyt, welche dasselbe über Russland gebracht hat."

Anstatt uns sogleich zu zeigen, wie Bonaparte zu dem Riesen und dem Ungeheuer ward, das uns der Redner in demselben schildert, spricht er vorläufig davon, dass er uns diess zeigen wolle; überlässt dann aber der Geschichte, darzuthun, wie ein einzelner Mensch sich plötzlich im Besitz der unermesslichen Erbschaft der Revolution sah. Allein diese Aufklärung sollte mit grossen und tiefen Zügen der Redner geben, welcher über Bonaparte als eine Gestalt in der Welthistorie spricht. Man hat in unseren Tagen den flachen Spott vorgebracht, dass Napoleon Andere für sich habe arbeiten lassen, und nichts gethan, als sich die Frucht ihrer Arbeit zuzueignen. Aber zu einer Zeit, wo gewaltige Kräfte durch Ehrgeiz entflammt werden, gehört da nicht die ausserordentlichste Kraft dazu, die übrigen kräftigen Männer für sich und seine Zwecke arbeiten lassen zu können? Wie gern hätten wir gegen ein paar Züge, die uns über diese Erscheinung Aufschluss gäben, die Aufrechnung allbekannter Thatsachen, und die Erwähnung des Buchhändlers *Palm* hingegeben, welcher leider mit dem Freyherrn *von Stein* zusammengestellt wird. Überaus wahr und schön ist von diesem Letzteren gesagt, dass er mit dem Genie seines Jahrhunderts und seiner Nation die Seele eines Römers verbinde. Wenn er mit dieser Seele Alles umfasste, und in Thätigkeit setzte, wodurch Preussen, Deutschland, Europa, gerettet werden konnten, und ihn deshalb derjenige ächtete, der ein System verfolgte, wodurch Frankreich unter seiner Herrschaft über Europa geböte: wie kann man da neben seiner hohen Natur eines Mannes gedenken, der für eine schlechte Schrift den Märtyrertod ertrotzte?

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auf S. 16 sehen wir zuerst Alexander und Buonaparte in Parallele gegen einander stehen, jedoch ohne auf den nächsten Blättern irgend etwas als das Allbekannte über Beide wahrzunehmen. Selbst die glücklichen glänzenden Ausdrücke fehlen, bis über den Kaiser von Österreich ein Epigramm sagt: Franz vergass, dass er Vater sey, und ward eingedenk, dass er König sey. Die siegreichen Ereignisse seit Österreichs Beytritt zur Coalition verfolgt der Redner ohne irgend einen überraschenden oder nur etwas ungewöhnlichen Gedanken; und wie er auf das Benehmen seines Kaisers in der Hauptstadt der Franzosen kommt, erschöpft er sich in Gegensätzen über Alexander und Buonaparte, die vor jedem Auge daliegen. Eines hätte er uns zeigen sollen, wodurch der russische Kaiser grösser erscheinen möchte, als durch diesen Contrast, nämlich wie Alexander die Seele des Völkerbundes wider das napoleonische System wurde, und wie er die siegenden Mächte zu dem grossmüthigen Betragen gegen die französische Nation bestimmte?

So wüssten wir nichts mehr aus dieser Schrift hervorzuheben, und wollen nur, um ihre Art von Beredsamkeit sich selbst schildern zu lassen, auch wegen des Contrastes der Stelle mit dem Stand der Dinge in *unseren* Tagen, ihren Schluss noch in einer Übersetzung mittheilen: „Der Anblick des Glückes der Welt ist die Marter, welche Gott für ihn (Buonaparte) aufbewahrt; ohne Zweifel die grösste, die er über ihn verhängen kann. Bezeichnet mit dem Stempel der Verwerfung, sitzend auf dem Felsen, von welchem er einst fortgebracht wird, um die Verwünschung der Völker zu hören, die Seufzer der Mütter, die von ihm den Erstgeborenen (nur den?) ihres Schosses zurückfodern, wird Buonaparte jeden Tag die Schrecken einer Lage erdulden, welches einzig der Pinsel von Dante schildern kann. Gestorben für Frankreich und die Welt, wird er lebend über sein Grab die Verwünschungen der Geschichte aussprechen hören, welchen die Könige Ägyptens nur ihre Leichen unterwarfen."

Mehr als das kaum beurtheilte rhetorische Bemühen, dringt die kleine Schrift *über die Erwartung, welche deutsche Politiker von der Universalpolitik Napoleons hegten*, in das Wesen derselben ein. Sehr richtig ist in ihr geurtheilt, dass damals, als alle gegen Napoleon angestrengte Kraft von ihm gebrochen ward, und es beynahe gewiss schien, seine Dynastie werde auf Jahrhunderte den schönsten Theil der Welt beherrschen, es ein menschenfreundliches Unternehmen war, weltbürgerliche Ideen zu verbreiten, „die zum Throne des Eroberers als homogen mit den seinigen von einer Weltherrschaft gelangen, und dem blinden Triebe des Kriegers eine besonnene Richtung geben konnten." Eben so gegründet ist die darauf folgende Bemerkung, dass die Welt, wenn Napoleon sein Ziel erreicht hätte, und jene Ideen nicht ohne Einfluss auf ihn selbst oder solche, die auf sein Walten einwirkten, geblieben wären, die Urheber und Verbreiter der weltbürgerlichen Gedanken, die seinem System den eigentlichen Geist einhauchten, als die herrlichsten Verfechter der Menschheit gefeyert haben würde.

Über das Gefährliche und Verderbliche eines Universalstaats sind hier gute Erinnerungen beygebracht, auch über die Eigenschaften, die ein herrschendes Reich haben müsse. Seiner Lage nach solle es den Mittelpunct aller Eroberungen bilden können, so dass eine gleichmässige Berührung aller seiner Theile möglich sey. Russland habe eine solche Lage in der Mitte von Asien und Europa, Deutschland in Europa; dass Frankreich sie nicht habe, glaubte der Vf. nicht nöthig auszusprechen. Wichtiger sey noch, dass das vorherrschende Volk eines Universalstaats das kräftigste, tugendhafteste, genievolleste und cultivirteste sey. Hieran schliesst sich der heisseste Dank „gegen das höchste Wesen, dass es eine Nation, die durch keine Tugend, durch keinen Ernst des Lebens sich des Herrschens würdig machte, von der frivolen Laufbahn des Emporklimmens zur Ehre unter den Völkern in die Tiefe der Gemeinheit zurückwarf." Einem heissen Dankgebete nimmt man einige Übertreibung nicht übel.

Über die Universalherrschaft Napoleons selbst wird bemerkt, dass sie in ihrem Entstehen, denn wirklich ist sie über das Entstehen nicht hinausgekommen, in der Geschichte weniger Jahre alle Misshandlung wiederholt habe, welche sich Rom auf der höchsten Stufe seiner ungerechten Gewalt gegen die Völker erlaubte. Auch hier ist Übertreibung. Konnte Napoleon an seinen Senat je, wie der hier angeführte Kaiser Probus an den römischen über Deutschland schreiben: „Die Felder in Gallien werden mit dem Viehe der deutschen Barbaren gepflügt, wir haben ihnen nichts als die blosse Er-

de gelassen, vier Hunderttausend von ihnen sind niedergehauen, sechzehntausend unseren Völkern einverleibt worden."

Sehr wünschten wir, dass der Vf., der nicht zu den gewöhnlichen Schreibern über die Tagesgeschichte gehört, den Gesichtspunct, der ihm bisweilen vorschwebt, festgehalten und verfolgt hätte, nämlich, wie war Napoleon, so unrein und eigennützig sein Zweck gewesen seyn mag, durch die Mittel selbst, welche er für Gründung seiner Universalherrschaft anwenden konnte, genöthigt, selbst die gemisshandelten Völker, indem sie ihm dienten, zu einem freyeren, stärkeren, ruhmvolleren Daseyn vorzubereiten, als sie ohne ihn erlangt haben würden? Diess ist der einzig richtige und fruchtbare Standpunct, aus welchem die Historie und Politik das Verhältniss zwischen ihm und besonders den deutschen Völkern betrachten können.

In *Burdachs Erhebung Germaniens* ist wenig Erhebung. Wo er sich durch bekannte historische Notizen hinschleppt, verfehlt er bisweilen die Wahrheit. So weiss die Geschichte nicht, dass Kaiser Karl V endlich eingesehen, wie in der Vereinigung von zwey ganz verschiedenen Reichen kein Glück für den Beherrscher und für die Unterthanen sey, und desshalb die Krone Spaniens von dem deutschen Kaiserthum getrennt habe. Im Gegentheil ist bekannt, dass er in seinen Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian gedrungen, sie sollten auf Deutschland zu Gunsten seines Sohns Philipp von Spanien verzichten. Übrigens ist Alles, was der Vf. beybringt, in dieser A. L. Zeitung schon öfters besprochen. Er hat viel Eifer für deutschen Sinn und deutsche Ehre, und die deutsche Eintracht, welche wenigstens gegen das Ende des Jahrs 1813 eintrat, und in dem folgenden Jahre des Krieges fortdauerte, auch jetzt wieder durch Napoleons Wiedererscheinung erzwungen ist, betrachtet er mit Recht als die Grundbedingung, unter welcher die endliche Erhebung Germaniens möglich sey. Leider ist sie noch immer ein Werk der Noth, nicht Product unserer Gesinnung, unseres bürgerlichen und politischen Zustandes, und wäre vielleicht schon jetzt nicht mehr unser Glück, wofern das Schicksal seinen eisernen Hammer nicht wieder hätte hören lassen.

Wenn wir Hn. *Burdach* nicht einräumen können, dass er ein *kräftiges* Wort *zu den Herzen der deutschen Brüder* geredet habe: so müssen wir dem Vf. des *fremden Götzendienstes* auch bekennen, dass diejenigen Unrecht gehabt, welchen seine Vorlesungen wie *geschleuderte Feuerbrände* erschienen. Ist etwa folgende Stelle, die er in seinem gerechten Eifer wider unsere Vornehmthuerey mit der französischen Sprache ausstösst, ein *Feuerbrand*? „Ihr lieben Deutschen, ihr seyd doch ein Reinheit liebendes Volk! Ihr beschmiert nicht euer Haar mit Fischthran oder eueren Leib mit Kuhmist, wie manche Wilde, zerknickt nicht mit den Zähnen gewisse Thierchen, wie manche Zahme, warum wollt ihr denn eueren Mund, und da der Mund dess übergeht, wess das Herz voll ist, euer Herz mit französischem Unflathe und Gifte verunreinigen?"

Wie konnten die verehrten deutschen Frauen, welche diese Worte anhören mussten, doch die Übelkeit, die sie darob sicher empfanden, für die Wirkung eines Feuerbrandes halten? und wie durfte man überhaupt, indem ein fremder Götzendienst verdammt werden sollte, in einer Sprache zu ihnen reden, die offenbar auch einem Götzen geweiht ist? Für diesen Götzen halten wir nämlich eine Afterdeutschheit, welche in roherer Zeit, als unsere Tage sind, auch bey grossen und ächtdeutschen Männern, wie Luther, bisweilen ihren Spuck trieb. Wenn der Vf. nicht noch kernhafter seyn wollte, als die deutsche Tüchtigkeit, die er wirklich besitzt: so würde er jenem Götzen nicht zu fröhnen brauchen.

Wir übergehen, was der Schriftsteller, welcher den rheinischen Bund, als eine grösstentheils durch Gewalt erzwungene Allianz mit dem neuen Welteroberer, des *Löwen Gesellschaft* nennt, über die früheren politischen Ereignisse sagt, wodurch Napoleons System gegründet und eine solche Erscheinung, wie der rheinische Bund, möglich wurde. Seine nähere Darstellung der Bundesacte beginnt er mit der Bemerkung, dass schon längst jede vom französischen Cabinet ausgegangene Verfassungsurkunde verdächtig geworden war, und trefflich vergleicht er alle Constitutionen und organischen Edicte Napoleons mit den militärischen Tagesordnungen oder Tagesbefehlen. „Zwey Hauptvorzüge fehlen ihnen, welche nach dem Ausdrucke eines philosophischen Staatsmannes jede gute Verfassung bewähren sollen, Liebe und Dauer."

Dass die Fürsten, welche dem Rheinbunde beytraten, nach der Reichsverfassung unrecht handelten, ist eben so wenig zu bezweifeln, als dass es zu den nachtheiligsten Folgen ihres Schrittes gehörte, wenn es dadurch zu einem förmlichen Bruch zwischen dem Süden und Norden der Deutschen kam. Bonaparte machte denselben weniger schädlich, weil er auch den Norden unter seine Gewalt zog. Nachdem diess Anlass geworden, dass selbst der Süden von seiner Obergewalt wieder befreyt ist, wäre es unverantwortlich, wenn wir nun durch unsere eigenen Massregeln und Einrichtungen die Zwietracht zwischen den beiden Hälften Deutschlands und ein nördliches und ein südliches System constituiren wollten.

Da über die verderblichen Grundsätze und Folgen des Rheinbundes der Vf. nichts vorbringt, was in dieser Literaturzeitung nicht schon erörtert wäre, und wir auch über die guten Grundsätze und Folgen desselben, welche er unerörtert lässt, schon gesprochen haben: so eilen wir zu seinen Ideen über einen deutschen und europäischen Staatenverein. Er will, dass zum künftigen germanischen Bunde auch die Schweiz, neugeschaffene Herzogthümer Elsass, Lothringen und Burgund, die wieder selbstständigen katholischen Niederlande und Holland gehören. Auch das Königreich Preussen, durch eine deutsche Colonie von deutschen Rittern gegründet und gebildet, dürfte nicht ausgeschlos-

sen bleiben. Alle jene Staaten bilden eine nothwendig zusammenhängende Kette; und werde ein Glied von ihr getrennt: so eile es dem Verluste seines selbstständigen Lebens entgegen; die traurigste Erfahrung habe gelehrt, dass Preussen nicht zu gross sey, um als Glied des deutschen Föderativsystems zu erscheinen. Ein kräftiger Mittelpunct von diesem sey unerlässlich. „Und wohin, sagt der biedere und scharfsinnige Vf., könnten unsere Blicke mit mehr Recht gerichtet werden, als auf jenes altdeutsche Kaiserhaus, dessen Mitglieder mit Regenten-Tugenden aller Art geschmückt sind, dessen Ahnen, was einzig in der Geschichte ist, die von den Ständen anvertraute Gewalt nie missbraucht haben, auf einen Regenten-Stamm, welcher gegen die erklärten Feinde Deutschlands und der christlichen Bildung, gegen die Franzosen und Türken, den längsten Widerstand geleistet hat, welcher der Freyheit der einzelnen Bestandtheile unbeschadet, selbst Jahrhunderte lang, einen eigenen Föderativ-Staat; zwar mit vielen Schwierigkeiten und Unfällen, aber mit Gerechtigkeit und Schonung der besonderen Nationalität beherrscht!"

Was den angegebenen Umfang des deutschen Bundes betrifft: so können wir ihn nur durch einen Krieg erreichen, der nicht bloss wider Bonaparte, sondern wider die Macht des französischen Volkes geführt wird; vielleicht ist der Zeitpunct dazu schon gekommen.

Es hat keinen Anschein, dass Preussen sich in einen Bund fügen werde, der dem Oberhaupte wesentliche Rechte giebt, einen wirklichen Mittelpunct in demselben hat; und der Wunsch des Vfs., wie Österreich an der Spitze des germanischen Gesammtbundes stehen solle, bleibt unter den gegebenen Verhältnissen noch idealisch. Welcher deutsche Bund aber auch jetzt zu Stande kommen könne, den keine deutsche Macht verhindern wird, wenn Österreich ihn will, haben wir schon in diesen Blättern ausgesprochen.

Nur einer von den Wünschen des Vfs. scheint in Erfüllung zu gehen, dass eine Reihe von Festungen gegen Frankreich die Zugänge zum deutschen Vaterlande beschützen soll. In den nächstens erscheinenden Grundlinien der deutschen Verfassung, worüber wenigstens Österreich, Preussen und Hannover sich vereinigt zu haben scheinen, wird den Deutschen eine befestigte Grenze zugesichert. Dass sich zur Deckung derselben ein neuer deutscher Orden bilde, halten wir nicht mit dem Vf. vonnöthen und rathsam; dagegen für eine Nationalwohlthat und Nationalrettung, dass aus allen waffentragenden Deutschen aller Gegenden und Staaten des gesammten Vaterlandes ein sich immer erneuendes Heer gebildet würde, um in Bundesfestungen und Bundeslägern die einträchtige Heldenkraft der deutschen Nation zu repräsentiren und den Feind zu schrecken. Ein deutscher Orden bringt schon wieder einen Kriegerstand mit sich, und wir können ohne unser Verderben nichts als ein Kriegervolk dulden.

Die Frage: *was war der deutsche Krieger unter Napoleon?* beantwortet N. 8 mit den Worten: Nichts mehr als ein Sclave des Despotismus, wenn auch mit unterdrücktem Freyheitsgefühl im Herzen; und die zweyte, *was er jetzt sey*, wie sich erwarten liess, mit Triumph: „Das Edelste, was Krieger je seyn können, Vertheidiger der Freyheit, Retter der Freyheit." Wir hoffen, jenes *jetzt*, aus dem Anfang des Jahres 1814, gelte auch von dem deutschen Krieger in der Mitte des Jahres 1815; und gewiss wird der Urheber des Büchleins nicht wieder nöthig haben zu berechnen, wie viel zürcher Gulden das südliche Deutschland an Menschen für Napoleons Dienst verliere. Er hat gelesen, dass in dem unfruchtbaren Schweden der politische Werth eines Menschen auf 111 züricher Gulden berechnet werde, und schätzt den Süddeutschen wenigstens eben so hoch. Nun zählt er die Contingente zusammen, welche die Rheinbundesfürsten (da Sachsen auch mit genannt ist, müssen wir wohl annehmen, dass ein Norddeutscher auch 111 zürcher Gulden werth sey?) in sechs Jahren dem Protector stellen mussten, so dass sie ihm fünf und vierzig Millionen, achtmalhundert und zwanzig Tausend, achthundert zürcher Gulden in Menschen opferten.

Die *kritischen Paragraphen* von *Anton v. Preussen* (No. 9) beginnen mit Witzeley, bleiben reich daran, wiewohl sie auch einige ächt witzige Zusammenstellungen enthalten. *Einfälle* wäre ein besserer Titel für sie gewesen, und der Vf. hätte uns, nach einigen Spuren zu urtheilen, weit mehr gesunde und treffende Bemerkungen gegeben, wenn er weniger Witz hätte haben wollen.

Die Parallele zwischen Napoleon und Alexander von Macedonien hat glückliche Züge: „Dieser trat seine weite Reise mit wenigem Gefolge an, Jener aber mit starkem; und Alexander blieb unterwegs, sein Gefolge kam zurück, bey Bonaparte ist es umgekehrt." So überrascht auch die Bemerkung, dass die übrigen französischen Marschälle ihre neuen Namen von irgend einem Fleck auf dem festen Land erhielten, der letzte aber, der von Napoleon zum Herzog gemacht wurde, der Fürst von der Moskwa, allein so unglücklich ist, Herzog von einem Gewässer zu heissen. „Und man kann von diesem Fluss sagen, wie die Hebräer von den babylonischen: an Wasserflüssen Babylons da sassen wir und weinten." Wenn über Napoleon gesagt wird, dass er sich in den Stil von Julius Cäsar hinein arbeite, aber es so weit darin gebracht habe, — „wie Klopstockianer in der Erreichung ihres Meisters — sie rauchten sämmtlich Taback und liefen Schlittschuh": so gehört dagegen diese Vergleichung zu den vielen schiefen und nicht treffenden dieser Paragraphen. An Ausbildung in Wissenschaft und Geschmack der Schreibart ist Bonaparte mit dem grossen Römer nicht auf das Fernste zusammenzustellen; aber wäre er ihm darin gleich: so ist in der Sprache seines Geistes ein Schwung und eine Kraft und eine Ahndung von idealischer Einheit, dass er als Stilist grösser seyn könnte als Cäsar. Wollte man diess aber auch bestreiten: hat der französische Machthaber den römischen in irgend einem unwesentlichen Dinge nachgeahmt, wie die Klopstockianer ihren Meister im

Tabacksrauchen und Schlittschuhlaufen? und ist er ihm sonst so unähnlich, wie solche talentlose Jünger dem Dichter? Zu schlagen und zu siegen hat wenigstens Bonaparte so gut gewusst wie Cäsar, an Schnelligkeit sind Beide die grössten Beyspiele, auch an der Milde, mit welcher sie eine Revolution durchführten, wodurch ihre Alleinherrschaft an die Stelle der Republik trat; und wenn Napoleons Glück durch seinen Feldzug in Russland verdunkelt ward: so haben wenigstens bis jetzt ihn noch keine Dolche von Verschworenen durchbort, wie den römischen Imperator.

Will man von dem Aberwitz, der hin und wieder vorkommt, eine Probe: so dient die Anmerkung über den Herzog von Abulfera dazu, der auch den Niessbrauch von allen Gewässern dieser Stadt erhalten habe, worin Lachse und Forellen wären; und da hätten die Spanier gedacht, „dass *pecher* im Französischer fischen und sündigen bedeute, die Sünde aber ausgetrieben werden müsse." ! !

Mitten unter den guten und schlechten Einfällen steht S. 29 eine vortreffliche Betrachtung, dass man unserem Reichthum an Gedanken nicht unsere Armuth an Thaten vorwerfen solle, und wir vielmehr durch jenen an Thaten reich geworden wären, wenn unsere politische Existenz nicht den Lebensfunken der Thatkraft in uns erdrückt hätte; dass es thöricht sey, durch die alte Geschichte beweisen zu wollen, die geistreichen Nationen müssten durch rohe Söhne der Natur oder weniger geistreiche Völker untergehen, da das Leben der alten Völker einen ganz anderen Grund und Boden gehabt, als das der Mauern habe.

Angehängt sind *Jahrzahlen* mit der Bemerkung, dass seit Christi Geburt die meisten merkwürdigen Begebenheiten in den Anfang oder an das Ende der Jahrhunderte fallen. Zum Beweise führt der Vf. sofort die beiden Begebenheiten an, welche der Geschichte Europas in den letzten Jahrhunderten die Hauptrichtung gegeben haben: die Entdeckung des neuen Handelsweges und des vierten Welttheils fällt an das Ende des funfzehnten, und die Reformation in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, beide unabhängig von einander. Eine Reihe von gut ausgewählten Ereignissen dient zum weiteren Beweise. Wenn man auch den Versuch macht, diess scharfsinnige Spiel dadurch zu entkräften, dass man einen anderen Punct der Jahrhunderte, als ihre ersten und letzten Jahre wählt, um zu zeigen, dass jede Parthie von Jahren eine Strecke der Jahrhunderte hindurch von grossen Begebenheiten bezeichnet war: so wird man es doch bey keinem Punct mit einem solchen Glücke und solcher Evidenz durchführen. In der Mitte der Jahrhunderte trifft man besonders viele merkwürdige Friedensschlüsse.

Die *Betrachtungen über das Concordat* (No. 10) sollen von dem Herzen eines Russen herrühren, welchem nichts Heiliges und Menschliches fremd sey, und aus dessen französischer Handschrift übersetzt seyn. Da Napoleon in der Vorrede der grosse Virtuos der Lüge genannt wird, versteht sich schon von selbst, dass nach der hier herrschenden Ansicht der heilige Vater gar kein gültiges Concordat mit ihm schliessen konnte. Gewiss ist, dass der vierte Artikel, nach welchem dem Erzbischof oder ältesten Bischof einer Provinz die Befugniss ertheilt wird, den vom Kaiser ernannten Erzbischof oder Bischof kanonisch einzusetzen, sobald der Papst demselben in sechs Monaten nach seiner Ernennung die kanonische Einsetzung nicht ertheilt hat, das hierarchische System mit der verderblichsten Zerrüttung bedrohe. Der Erzbischof oder älteste Bischof einer Provinz kann von der weltlichen Macht leichter als das Oberhaupt der Kirche selbst bewogen werden, solche Männer kanonisch einzusetzen, die ganz dem weltlichen Interesse ergeben sind. Ob nun aber daraus folge, dass Pius VII jenen Artikel nicht unterzeichnet haben könne, wie der Vf. meint, zweifeln wir sehr. Übrigens ist unverkennbar, dass das ganze Concordat, „eine unter dem Schwert Napoleons vollzogene Acte, ein zwischen dem Unterdrücker und dem Schlachtopfer, sogar innerhalb der Mauern seines Kerkers gezeichneter Vertrag," durch dasjenige, was es stillschweigend voraussetzt, z. B. dass der Papst kein Landesherr mehr seyn sollte, wenn er gleich als Souverän Gesandte anderer Souveräne annehmen, und denselben wiederum Bevollmächtigte senden konnte, ferner dass er innerhalb des napoleonischen Reichs seinen Sitz haben musste, was gewiss war, weil ihm durch das Concordat gar kein bestimmter angewiesen wird, noch mehr wie durch die ausgesprochenen Sätze, auf die gänzliche Zertrümmerung einer unabhängigen Hierarchie abzweckte.

Endlich hat das Concordat gar keinen Sinn, als im Geist der vollendeten Universalherrschaft Napoleons. Der Papst sollte das Oberhaupt der gesammten römisch-katholischen Kirche bleiben, aber durchaus abhängig vom französischen Kaiser; mithin musste wenigstens die ganze römisch-katholische Christenheit dem letzten gleichfalls unterworfen seyn. Offenbar wollte Napoleon auch die Bekenner der protestantischen, selbst griechischen Kirche nicht frey lassen von seinem Scepter, und vielleicht dachte er, um durch den Papst die religiöse Welt leicht zu handhaben, sämmtliche Christen wieder unter den Stab desselben zu bringen. Nur durch einen solchen Zweck bekommt das Concordat seinen vollen Sinn.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Elberfeld, b. Büschler: *Lesebuch für Kinder in Stadt- und Land-Schulen.* Von *Johann Friedrich Wilberg*, Lehrer in Elberfeld. Erster Theil. Zwölfte Auflage. 1814. 64 S. 8. (2 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Actenstücke, in welchen die *Krisis des französischen Reichs*, (No. 11), nämlich jene vor dem Sturze Napoleons, dargestellt ist, sind die Rede desselben an das gesetzgebende Corps bey Eröffnung seiner Sitzung am 9 December 1813; zweytens eine vor demselben Körper gehaltene Rede des Grafen von Regnauld de Saint-Jean d'Angely, die ein paar Tage später sich datirt; drittens der Bericht des Grafen von Fontanes an den Senat im Namen einer Commission, welche zur Einsicht von Papieren des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ernannt war; endlich eine Zuschrift des Senats an den Kaiser, welche der Graf von Lacepede am 30 December überreichte, und die Antwort des Kaisers darauf. Der Anmerkungen zu diesen Actenstücken sind viele; sie treffen mitunter und schiessen mitunter fehl. Übertreibt Napoleon: so übertreibt auch der Verf. der Anmerkungen. Wenn Jener behauptet, dass *glänzende* Siege die französischen Waffen in dem Feldzug 1813 verherrlicht haben, und sich des Beywortes für seine Siege hätte enthalten können: so weiss dieser nur von Niederlagen der Franzosen, ohne an Lützen und Bautzen zu denken. Auf Kosten der Ehre wollte der französische Kaiser keinen Frieden schliessen; hier meint eine Anmerkung, dass diese Ehre durch *drey* Feldzüge (den von 1813 dürfte man *doppelt* zählen!) völlig verloren sey. Die hohen verbündeten Mächte waren sämmtlich und wiederholt von den französischen Waffen geschlagen; wer wollte behaupten, dass sie darum die Ehre verloren hatten?

In den Thatsachen, welche der Vf. vorbringt, möchte bisweilen zuviel kühne Behauptung seyn, z. B. wenn es Seite 53, 54 von dem König von Sachsen heisst, dass ihn Napoleon am Gängelbande der Religion geführt habe, mit Hülfe seiner bestochenen Jesuiten.

Übrigens sind diese Anmerkungen über die Rede Napoleons und seiner Diener zweckmässiger, als die *Erweiterung* einer Rede von ihm, (No. 12), wodurch er lächerlich gemacht werden soll. Der deutsche Übersetzer dieser Erweiterung eines vielleicht nur angeblichen Originals ist der Meinung, dass unsere Schriftsteller die Handlungsweise Napoleons immer nur aus dem Gesichtspunct des Ernstes und der sittlichen Strenge aufgefasst haben; nun werde der Moralist hier mit dem Satiriker vertauscht. Sicherlich war der französische Kaiser eben wegen der Übertreibung seiner grossen Eigenschaften, und weil er die französische Nation einmal aus dem Gesichtspunct nahm, dass die Politik ihr Gaukelspiele vormachen müsse, sehr vielen und sehr auffallenden Lächerlichkeiten preis gegeben, und ein Geist, welcher sie in ihrer Wahrheit darzustellen wüsste, würde allerdings ein satirisches Gemälde liefern, wie es keine Literatur besitzt; aber eine Rede von ihm zu wählen, worin der Schwung seiner Seele sich in Beredsamkeit darthut, und Fragmente derselben mit einem breiten, gemeinen Geschwätz zu umgeben, das ist ein albernes Beginnen, welches eine Lobrede auf ihn wird, anstatt eine Satire zu seyn, welche eine bittere Hohnlache, wie hier versichert ist, über seine Lächerlichkeiten aufschlägt.

Das Friedensproject, welches Hr. *v. Kotzebue* (No. 13) entworfen hat, um Napoleon durch die Grundsätze, welche von ihm zu verschiedenen Zeiten geäussert waren, zur Annahme desselben zu zwingen, ist durch eine überraschende Verkettung der Begebenheiten der Art geworden, dass der französische Machthaber es sich gefallen lassen will, und die verbündeten Mächte es ihm nicht gestatten wollen. Im Übrigen ist wohl nichts leichter, als Grundsätze und Ansichten, die in einem Zeitraum von 1797 bis 1813 ein so gewaltiger Herrscher, mit so riesenhaften Entwürfen, im raschesten Wechsel grosser Begebenheiten nach der stürmischen Revolution, hie und dort aussprach, zerstückelt hinzustellen, ihren Widerspruch zu zeigen, und aus ihnen Beweise zu ziehen, wie seine Entschlüsse seyn sollten und nicht sind. Aus manchen dieser Aussprüche zieht überdiess Hr. *v. K.* ein Resultat, welches verräth, dass er sie nicht verstanden habe. Mit einem tiefen Sinn für die Wirkungen einer politischen, wirklich heilsamen Revolution, die in Frankreich begönne, und über Europa ausginge, hatte z. B. Bonaparte im Jahr 1797 gesagt: „alsdann, wenn das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet ist, wird das ganze Europa frey werden." Nun lässt das Friedensproject ihn im Jahr 1813 versichern, dass er sich schmeichle, das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet zu haben, und zieht die Schlussfolge, dass er sich also der Freyheit Europa's nicht länger widersetzen solle. Beides ist falsch: das Erste hat er noch nicht geglaubt, er sah den Zeitpunct, wo es also seyn werde, in der fernsten Zukunft; und als eine Vor-

bereitung zu der Freyheit, welche ganz Europa durch neue organische Gesetze erhalten sollte, nahm er die Tyranney, welche er vor der Hand über die europäischen Völker verhängte. Es mag seyn, dass in einem solchen Zweck und in seiner eigenen despotischen Natur ein Widerspruch lag, der zu den herbsten gehört, von welchen die Welt je gelitten hat; aber für ihn konnte aus jenem seinem Ausspruch im Jahr 1797 schlechterdings nicht der Schluss gezogen werden, dass er 1813 sein tyrannisches System durch einen Frieden aufheben sollte.

Es war gewiss eine treffliche Idee vom Kaiser Alexander, dass zu *Moskau* ein *Sieges-Obelisk* aus dem Geschütz errichtet werden sollte, welches die Russen von den Franzosen erobert, oder diese auf der Flucht jenseits des Niemen zurückgelassen hatten. Auch ist diese Idee auf eine vorzügliche Art im Entwurf ausgeführt worden, den die in No. 14 gelieferte Abbildung zeigt. Allein durch sie hat das Schriftchen einen Werth. Den geschraubten Vortrag über die Kanonensäule und ihre Abbildung, „als eine majestätische Verkündigung des mit Sieg gekrönten Finals," hätten wir gern erlassen. Wahrscheinlich ist er aus einer Monatsschrift abgedruckt: denn mitten unter den gekräuselten Redensarten heisst es: „Der Herausgeber jener (welcher?) Monatsschrift erhielt den Entwurf zu dieser Siegessäule unmittelbar aus St. Petersburg, und ist an der Ächtheit *also* (giebt es *dort* nur *authentische* Leute?) nicht zu zweifeln.

Der *Briefsteller über die neuesten Zeitereignisse* (No. 15) liefert uns Briefe, zuerst vom 31 März 1812 aus Berlin, wo er weissagt, dass ein neuer schrecklicher Krieg ausbrechen werde, dann weitere aus Leipzig, Dresden, Königsberg, Willna, Dogorobuz, und zuletzt am Ende des zweyten Heftes den Brief eines Officiers vom yorkschen Corps aus Taurogyn. Alle diese Briefe sind wahrscheinlich, wie der erste, auf einem und demselben Zimmer zu Berlin geschrieben; und wenn es S. 146 heisst: „ein dichter Pelz hat mich bis jetzt geschützt vor dem Erfrieren, trocknes Brod in *kleine, kleine* Portionen eingetheilt, mit Schneewasser aufgeweicht, ein Schlückchen Branntwein, befriedigt die Bedürfnisse des Magens": so muss der Briefsteller ein armer, armer Schriftsteller seyn, wie er ein kleiner, kleiner ist. Er hat Barthelemy zum Muster genommen; denn wie dieser die Reisen des jungen Anacharsis aus den classischen Schriftstellern kritisch zusammengesetzt hat: so er die Zeitereignisse und die Schicksale der Theilnehmer an ihnen unkritisch aus dem altonaer Merkur u. dgl.

Die Briefe (No. 16), welche durch die leichten Truppen der verbündeten Heere *aufgefangen* seyn sollen, konnten in dem Moment ihrer Erscheinung Einiges wirken, indem sie Zustand und Stimmung des französischen Heeres bey Dresden, in Böhmen u. s. w. verriethen. Übrigens sind sie unbedeutend. Nur über die Dummheit, mit welcher Vandamme die Niederlage bey Culm einleitete, findet man ein artiges Detail.

Wir glauben dem Beschreiber der *Schlacht bey Leipzig*, (No. 17), dass er ein Augenzeuge derselben war; er berichtet in lauter so kleinen Sätzen, dass man merkt, das Schrecken habe ihm den Athem benommen. Gleichwohl hat er nicht ohne Deutlichkeit, und selbst mit einiger Vollständigkeit beobachtet. Nur ein Bild von der Schlacht konnte er in einem solchen schreckhaften Zustande nicht umfassen, und also auch nicht wiedergeben.

Ms.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Franz Joseph Schelver von dem Geheimnisse des Lebens.* 1815. 166 S. 12. (16 Gr.)

Obgleich Rec. mit dem Vf. gar nicht einverstanden seyn kann: so hat ihn doch die muthmassliche Veranlassung und der Zweck, wie die Hoheit der Gesinnungen, die der Vf. ausspricht, eben so tief ergriffen, als die hellen Lichtfunken seines vielseitig ausgebildeten Geistes, die aus vielen Stellen in Strömen und in einer Art heiliger Begeisterung hervorbrechen. Die Veranlassung scheint theils durch die gegenwärtige Zeit, theils durch die Verschiedenheit des historischen Lebens der Vergangenheit und des Wechsellebens zwischen dem Süden und Norden in ehemaliger und jetziger Zeit geworden zu seyn. Da in der Jetztwelt so viel Heiliges entheiligt, so viel Ernsthaftes verspottet, so viel Edeles brüchig, der Glaube zur Gaukeley, die Tugend zum Spiele, das Recht zur Gewalt, die nüchterne schlichte Sitte zur Fabel geworden; — da sich in dem Leben entweder eine Art Opiephagie, die die neuen Thorheiten in der alten retten will, oder eine Art Bezauberung, womit der Mensch sich selbst entflieht, angesetzt hat; — da der Dünkel jetziger geistiger Bildung sich nicht von der Knechtschaft entwinden kann, und selbst das geistige Capital zu verschlingen droht: so musste jedes fromme Gemüth die Überzeugung innigst in sich aufnehmen, dass nicht allein dem menschlichen Leben mit dem Wissen und der Speculation gar nicht geholfen sey, sondern dass auch der Zustand der Andacht, die das Leben vermittelnde Kraft habe. Vor dem Geiste eines Mannes, dem die Verschiedenheit der pythagoreischen Weisheit, die ein Schweigen gebot, dem die Verschiedenheit der Zurückgezogenheit der Hindus und der Erstarrung der Braminen in physischer, geistiger und historischer, besonders mythischer Hinsicht von dem stillen Hirtenleben des Norden, wo die dem Herzen eingeborene Sitte nicht aus Ideen, sondern aus dem Bedürfnisse hervorging, dem die Wechselbeziehung zwischen Süden und Norden, dem selbst das Christenthum in der Verschiedenheit seiner Gestaltung in Süden, wo es die weltliche Gewalt, und in Norden, wo es die Tiefe des Gemüths zu erfassen strebt, noch einen höheren, mit seinem reinen Gemüthe allein verwandten Reiz darbot, diese Räthsel aus dem Gemüthe zu lösen; — vor dem Geiste eines Mannes, der die Geschlechter aus den Pflanzen hatte verschwinden lassen, konnte jeder Sinn und jede Empfindlichkeit als eine getöd-

tete Willenskraft, wie jeder Wille als der Tod der Sinne erscheinen, und so konnte er auch eben so leicht die Freyheit nicht in dem Bewufstseyn, sondern in der Freyheit über dem Bewufstseyn suchen. Der Zwiespalt des Lebens, das in der inneren Gemeinschaft bindend, in der Weise scheidend ist, löste sich ihm nun klar in einem Herzen auf, das die siegende, aller Sclaverey entfesselte Zurückgezogenheit in Gott, das die Demuth, Gelassenheit und Ergebung in seinen heiligen Willen, als das Gesetz des in Menschenliebe und Wort geborenen Vaters (S. 60) zu seinem Ziele gemacht hat. Sein Hauptzweck war daher wohl dieser, nicht bloss die Kraft dieses Herzens in eine siegreiche Wirklichkeit und lebendige Gegenwart über das Unglück des Geschlechts überzuführen, und die Freyheit der Ein- und Auskehr eines solchen Lebens von allen Zweifeln und Hindernissen zu entbinden, sondern auch den Grund zur Stiftung einer heiligen Gemeinde zu legen, wo das Handeln aus dem Kampfe zwischen Lebens-Erstarrung und Tödtung des Erstarrten frey hervortritt in das Herz des Lebens, d. h. den ewigen Willen des Vaters, und wo das *Eine* Herz auch *Ein* Feuer und Licht, *Ein* Blut und Fleisch überall bereitet. In dieser Hinsicht ist ihm die Natur eine grosse Kirche, worin der Geist Gottes, ausgegangen von geheiligten Menschen, alle stummen und redenden Geschöpfe versammelt zu dem sichtbar und wirklich göttlichen Leben der ursprünglich paradiesischen Schöpfung. Obgleich er eine Ruhe will, die ihre Pflicht thut, ohne es zu wissen, S. 47, die in der Ruhe die freyeste That ist: so will er doch keine Ertödtung, die in heiligen Trotz, heilige Bosheit, heiligen Selbstmord übergeht; er sieht diese vielmehr als ein Ungeheuer physischer und sittlicher Verrücktheit an, sondern er will eine Gelassenheit, die kraftvoll ist, das immer umstürzende Mass in die gleiche Messung zu führen. Rec. könnte hiemit die Anzeige, die in sich Recension ist, schliessen; allein da das Werkchen nur für Wenige ganz deutlich, und zugleich der Übergang zu einem neuen über die Form des Lebens ist, so glaubt er zur Verständlichkeit desselben (Rec. hat es dreymal lesen müssen), und dann auch zur Hochachtung gegen den Vf. durch den kurz skizzirten Inhalt etwas beyzutragen. Es theilt sich in 2 *Bücher*: *das erste* (mit der Überschrift: *Erkenne, glaube und fürchte nicht*) setzt das Leiden der göttlichen Natur des Menschen allein darein, dass der Mensch von seinem Wesen abgezogen und mit sich befremdet die Kraft verloren hat, sich zu erlösen und zurückzuziehen; *das zweyte* (*fürchte nur dich selbst* überschrieben) geht tiefer in die Entstehung des veräusserten Zustandes ein. Das Geheimniss des Lebens ist das Alles durchwandernde, in Allen dasselbe gleiche unsichtbare Leben, das allgemeinsame innere Wesen der sichtbaren Welt. Der Schöpfer ist in Allen derselbe, nur die Weise seines Schaffens ist in jedem verschieden. Wo die Weise scheidet und von einander entfremdet, da bindet die innere Gemeinschaft wieder. Jedes Daseyn hat diese zwey Hälften; wechselnd zwischen seiner sichtbaren und lebendigen Natur steht es bald in des Geschaffenen Form bald in des Schöpfers Gewalt; beide Hälften haben auch gleiche Foderung und Herrschaft. In dem Ringen vom Gegentheil zum Gegentheil bestehen die Geschichten und Begebenheiten des Lebens. Jede Verjüngung und Erfrischung ist nothwendig eine Vernichtung des Erschaffenen; der Tod der Beweger des Lebens, und jede Geschichte des Lebens hat ein in ihr selbst forteilendes Streben. Der Mensch geht den Weg der Vollendung im freyen Kampfe gegen sein Selbst; aus seiner Selbstvernichtung erwacht der heilige Wille; wer nicht freywillig das Opfer bringt, muss die rächende Gewalt des Schicksals erfahren; die Ergebung in dasselbe, die Anerkennung seines göttlichen Ursprungs ist allen Völkern und allen Zeiten der Mittler zur Versöhnung gewesen. Je mehr Kampf und Widerspruch der Lebensorgane dem Leibe eingeboren: um so näher steht das Geschöpf seinem Schöpfer. Der Weg des Lebens führt nie von aussen nach innen, sondern durch die völlige Ertödtung von innen nach aussen. Das Bewufstseyn im Menschen von diesen zwey entgegenstrebenden Mächten wird theils durch den Zufall, der oft das Gute ohne Anstrengung, oft nicht mit aller Anstrengung gelingen lässt, theils durch die Freyheit des seinem Feinde dargebrachten Opfer, theils durch das fromme Übernehmen der Schuld ausgebildet in der Überzeugung, dass Gott der gute Wille und das Vollbringen selbst, und dass der gute Wille und die Kraft im Menschen nur Gottes Wille und Gottes Kraft sey; dann wohnt Gott dem Menschen nicht bloss in den sinnlichen Beweisen des Wohlseyns, sondern auch im Tode und Verderben. Die Wissenschaft des Menschen ist nur der Widerschein seines eigenen Geistes und Lebens, seine Welt in Erscheinung und Wirklichkeit die Ausgeburt seines eigenen Herzens, bey dem er zuerst in die Schule gehen muss, um das wahre Herz des Lebens — den gleich gewordenen Zustand der Macht und Gegenmacht — das ewige Werden und Schweben zwischen Schöpfer und Geschöpf oder das ewige Untergehen in und das Auferstehen aus dem nämlichen Schöpfer kennen und erfassen zu lernen. So steht er in dem offenen Geheimnisse der Welt, in dem ewigen Räthsel, das sich selbst auflöst und aufwirft. Es ist ein Irrthum, das Leben als einen fortgehenden Fluss zu betrachten. Der Schöpfer ist nicht ausser, sondern in seinem Geschöpfe, d. h. dass letzterem die Absicht und die Macht seiner Absicht gegeben ist, um in Bewufstseyn des Mangels den Weg zur Vollendung zu gehen. Die Auflösung der Fragen von Freyheit und Verschuldung, von des Bösen Ursprunge und dem Verhältnisse zu Gott kann mit gleich frommen Scheu seitwärts liegen, oder mit gleichem Muthe auf jede Gefahr gewagt werden; die ruchlosen daraus hervorgegangenen Lehren werden durch das redliche Wollen geheiligt, und der Fall, den sie bereiten, wird wieder der Weg zur Erhebung. Ist einmal die ewige Liebe in seine Seele eingedrungen, und hat sie sein Wesen ganz durchdrungen: so strebt der Mensch, auch das Entfernteste und Feindlichste mit sich zu versöhnen, und im Gegensatz der Sinnlichen und übersinnlichen Welt, die beide als entgegengesetzte

Naturen sich nicht verbinden können, wird er der Vermittler durch den einen anerkennenden Geist. Dieser Geist beider Leben ist derselbe; sobald die sinnliche Welt so sein inneres Leben durch diesen Geist geheiligt hat: so hört er auf, sie als äusseres todtes Mittel zu betrachten; das an sie gebundene Unfreye wird eine freye Andacht zu dem allgegenwärtigen Gotte. *Im zweyten Buche* erklärt er die Entstehung des veräusserten Zustandes, und indem er das Selbstverschulden des Menschen, das Schaffen eines Feindes ausser sich, und seine Überzeugung, das von aussen her zu vernehmen, was ihm selbst offenbar ist, als die von ihm selbst hervorgebrachten Hindernisse zur Wirklichwerdung des höheren Lebens darstellt, so setzt er zugleich wiederholend den Weg des Lebens von innen nach aussen in ein helleres Licht. Man begegnet hier herrlichen Ideen über religiösen Cultus, über den Zustand des Schlafs und Wachens, und über das Ringen des Menschengeschlechts nach sicherer Ruhe und der Weltgeschichte nach ihrem Mittelpuncte. Wir rechnen dabey natürlich ab, was die Lebendigkeit seiner Phantasie zusetzt, die so weit geht, dass er im Ernste behauptet, dass Keiner krank würde, der nicht zu viel gewagt hätte. — Sein Hoffen der Seligkeit auf diesem Wege ist so die Seligkeit der Hoffnung in vielem geworden. Dem Vf. scheint es mehr um des Glauben als das Geglaubte zu thun zu seyn. Rec. ging es wie dem Lord Peterborough, der zu Pope über Fenelon sagte: er ist eine liebliche Seele; ich fürchtete, er mache mich zu fromm, ich ging fort. H. P. E.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Germain Mathiot: *Histoire de la Chevalerie française, ou Recherches historiques sur la Chevalerie, depuis la fondation de la Monarchie jusqu'à Napoléon le Grand;* par *J. M. Gassier.* 1814. 432 S. 8.

Als König *René* ohne Königreich in der Provence die Tage seines geschäftlosen Lebens in friedlicher Ruhe verlebte, geistliche Processionen stiftete, die noch jetzt feyerlich begangen werden, geistliche Schauspiele (*Mystères* genannt) zusammensetzte (1476), die Gedichte der Troubadours sammelte, selbst dichtete, heraldische Observationen anstellte: brachte er das Ritterwesen in ein System, wie die von ihm hinterlassenen Manuscripte bezeugen, welches die Grundlage alles dessen blieb, was nach ihm darüber gesagt wurde. Seine Nachfolger traten in seine Fusstapfen mit der den Franzosen eigenen Leichtigkeit. In ihrem Reiche wurde das Ritterwesen als eine Gartenblume des Staats und der Politik gepflegt, gezogen und geschützt. So musste dasselbe gedeihen. Spätere Schriftsteller, z. B. ein *Fauchet, Menestrier, Vulson de la Colombiere,* und neuerlich *Tressan, St. Palaye,* folgten der vorgefundenen Spur, und der Weg wurde endlich breit genug für die Wanderer in den Gärten der Ritterwelt. Besonders hat *St. Palaye* in seinem bekannten Werke über das Ritterwesen (welchem der deutsche Übersetzer *Klüber* eine so hohe Vollständigkeit gegeben hat) beynahe Alles erschöpft, was über dasselbe gesagt werden konnte. Es war daher kaum zu vermuthen, dass sobald nach ihm ein Zweyter in die Bahn treten würde. Aber eben desswegen konnte Hr. *G.* uns nicht viel mehr sagen, als wir schon wussten. Was er über das Ritterwesen gelesen hatte, zog er zusammen, und vereinigte es unter Rubriken. Belege hat er nirgends angeführt, und in seiner kurzen Vorrede erwähnt er auch nicht, ob er Mscpte benutzt habe. Er sagt nur, es sey erfreulich, die Sitten und Gebräuche der Vorwelt mit denen unserer Zeiten zu vergleichen, und, fährt er fort, wenn man mein Werk mit Aufmerksamkeit liest, wird man finden, dass die Franzosen noch immer belebt werden von jenem „*esprit de galanterie envers les Dames qui fut toujours la base de notre caractère.*" Im 7 Capitel ist uns etwas Neues vorgekommen, die *Significations symboliques des anciennes armures de Chevaliers.* Der Vf. giebt nicht an, ob er diese Deutungen etwa in einem alten Werke oder Manuscripte gefunden habe; hat er sie selbst gemacht: so sind sie oft sonderbar genug. Z. B. die *Lanze* ist das Symbol der Wahrheit, weil sie gerade ist; die *Beinschienen* zeigen an, dass der Ritter Diebe und Räuber auf den Heerstrassen zu bekämpfen habe, u. dgl. m. Die Folge lässt sich nicht wohl absehen. Die Ritter der Tafelrunde, und die unter der Benennung irrende Ritter bekannten, sind in einem von Capitel 5½ Seiten gar zu kurz abgefertigt worden. Eben so die *Chevaliers Troubadours.* Bey der *Chevalerie des Dames* hat er ganz allein den barcellonischen *Orden von der Axt* (*de la Hacha*) angeführt. Die Beschreibung der ritterlichen Waffengattungen (S. 128) ist gar zu oberflächlich, und diess ist auch der Fall bey anderen Dingen. S. 290 ist die Rede: *De la manière des Tournois à plaisance,* par *René d'Anjou.* Diese Mittheilung ist nicht uninteressant. Mit starken Sprüngen eilt der Vf. zu dem, wie es scheint, ersehnten Ziele, d. i. zu den Orden, welche der K. Napoleon gestiftet hat, und fertigt die vorher in Frankreich gestifteten Orden ganz kurz ab. Die Zeit wird jene noch kürzer abfertigen. Doch wird es auch in der Folge nicht unangenehm seyn, von verschollenen Dingen etwas zu vernehmen. — Das von *Baradis* gezeichnete, von *Adam* gestochene Kupfer vor dem Buche stellt den Ritterschlag, welchen Bayard seinem König Franz I. ertheilt, dar, und ist kaum erträglich zu nennen. L. P.

NEUE AUFLAGEN.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Predigt am Dank- und Befreyungs-Feste zu Homburg vor der Höhe den achten May* 1814 gehalten von *Johann Georg Breidenstein,* Hofprediger und Kirchenrath. Neue Auflage. 1814. 62 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

MEDICIN.

Halle und Berlin, in der Buchhandlung des hallischen Waisenhauses: *Darstellung des Wesens, der Erkenntniss und Behandlung der gastrischen Fieber*, von D. *Georg August Richter*, Privatdocenten an der Universität zu Berlin und ausübendem Arzte daselbst. 1812. VII und 206 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. hat sich bey Behandlung seines Gegenstandes der Leitung der Naturphilosophie vertraut, und es ist nicht abzuleugnen, dass er die älteren Erfahrungen und Beobachtungen mit den Lehren und dem Geiste dieser Philosophie in einen solchen Einklang zu setzen gewusst hat, dass man oft zu glauben versucht wird, gewisse Ansichten und Maximen seyen allein ihrem Schosse entsprungen, da sie doch bey näherer Beleuchtung als Kinder der Erfahrung erscheinen. Übrigens scheint uns dieses Verfahren, die alte rohe Kost der Erfahrung durch einige neue Beymischungen aus der mächtigen Büchse der Naturphilosophie zu würzen; was besonders bey jüngeren Autoren immer mehr zur Sitte wird, dem Gedeihen der Wissenschaft wenig förderlich. Man glaubt heutiges Tages viel gethan zu haben, wenn man die naturphilosophische Trias von Sensibilität, Irritabilität und Reproduction an die Spitze seiner pathologischen oder therapeutischen Bearbeitungen stellt, und nun das, was uns die Beobachtungen und Erfahrungen der älteren und neueren Zeit Brauchbares gelehrt haben, in diese drey Fächer einschiebt; und doch wie wenig hat man damit gethan! In dieser Beziehung scheint uns das vorliegende Werk von ähnlichen Versuchen eben keine Ausnahme zu machen. Sehen wir aber ab von dieser zufälligen Bekleidung, die ihm dem herrschenden Systeme zu Liebe gegeben worden ist: so hat es Vorzüge, welche es über manches andere Werk sowohl der älteren als neueren Zeit, welches denselben Stoff zum Gegenstande hat, vortheilhaft erheben, und wir tragen kein Bedenken, es besonders denjenigen unter den jüngeren Ärzten, die den Rausch, in welchen sie das System der Erregungstheorie versetzt, noch nicht ganz ausgeschlafen haben, dringend zu empfehlen. Denn es enthält, ausser einer vollständigen Zusammenstellung der wichtigsten Erfahrungen und Beobachtungen über die gastrischen Fieber und ihre Heilung, auch noch manche aus eigenen Ideen und Erfahrungen geschöpfte Zugabe, die dem praktischen Arzte von grossem Interesse seyn muss. Es verdient demnach, dass wir es unseren Lesern noch etwas näher bezeichnen.

Entsprechend jener Dreyheit organischer Systeme nimmt der Vf. drey grosse Hauptgattungen des Fiebers, welches zunächst zu den Krankheiten der Irritabilität gehört, an: 1) das reine Fieber der Irritabilität (*Synocha*), wobey diese Sphäre hervorstechend leidet; 2) das Reproductions- oder Vegetations-Fieber (*Synochus*), wo sich mit jener eigenthümlichen Affection der Irritabilität noch ein Mitergriffenseyn der Reproduction verbindet; 3) das Sensibilitätsfieber (*Typhus*), wo sich zu jener Abnormität der Irritabilität noch ein Leiden der Sensibilität gesellt. Zu der Eigenheit des Reproductionsfiebers gehört noch, dass die Abnormität in der Sphäre der Reproduction dauernd und hervorstechend sey, die Reproduction gewissermassen primär leide, das Fieber hervorgerufen habe, daher zu ihm in einem ursachlichen Verhältniss stehe, oder doch auf den ganzen Verlauf desselben den entschiedensten Einfluss habe. Als Unterabtheilungen dieses Fiebers werden festgesetzt: 1) die exanthematischen oder Ausschlagsfieber; 2) die mit örtlichen Entzündungen verbundenen Reproductionsfieber; 3) die schleichenden lentescirenden Fieber; 4) die Faulfieber; 5) die katarrhal- und rheumatischen Fieber; 6) die gastrischen Fieber. — Wer bemerkt hier nicht das Gezwungene einer solchen Eintheilung zu Liebe des Systems? Einmal bleiben durch dieselbe die Wechselfieber von den Fiebern überhaupt ausgeschlossen, da sie doch auf diesen Namen eben sowohl Anspruch machen, als alle übrigen. Zweytens ist nicht einzusehen, warum die wenigen übrigen, nicht zu den Reproductionsfiebern gezählten Fieber, insbesondere die Synocha und der Typhus, nicht mit gleichem Rechte diesen zugerechnet werden können, da wohl keines derselben vorkommen möchte, ohne dass die Sphäre der Reproduction mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wäre; oder sollte man Veränderungen in der Qualität und Quantität des Blutes und anderer abgesonderter Stoffe, kritische Ausscheidungen, Mangel an Esslust, Durst u. s. w. nicht als Affectionen dieser Sphäre zu nehmen haben? Behauptet aber der Vf., der erste Impuls der Krankheit geschehe hier immer zunächst auf Irritabilität und Sensibilität, in jenen Fiebern immer primär auf die Reproduction: so möchte ihm dieses zu erweisen sehr schwer werden. Gerade die nervösen Fieber beginnen in sehr vielen Fällen mit Erscheinungen, welche Störungen in dem Geschäfte der Reproduction zur Ursache haben, z. B. Neigung

zum Erbrechen, wirklichem Erbrechen u. s. w., da hingegen andere Fieber, z. B. die exanthematischen, oft sogleich mit allen Zeichen einer gestörten Sensibilität hervortreten. Da nun aber bey allen Fiebern die Sphäre der Reproduction mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen ist, ja auf ein solches *plus* oder *minus*, da es sich nicht einmal immer in den Erscheinungen zu Tage giebt, keine besondere Eintheilung der Fieber überhaupt gegründet werden kann: so würden wir eine solche generelle Eintheilung lieber gänzlich unterlassen, und uns bloss an die schon bestehende ältere Eintheilung nach dem Leiden der besonderen Chylifications - und Secretions-Organe und ihrer krankhaft veränderten Absonderungsstoffe gehalten haben. Dieser zufolge zerfallen die gastrischen Fieber nach unserem Vf. 1) in solche, wo mit dem Leiden der Irritabilität mehr oder weniger schadhafte Stoffe in dem Darmkanal enthalten sind (*febris gastrica saburralis*), welche Stoffe a) von Aussen durch den Mund in den Darmkanal gelangt, oder b) aus der ganzen Masse der Säfte, vermöge einer in ihnen Statt findenden fehlerhaften Mischung, durch die absondernden Organe des Darmkanals, oder (fügen wir noch hinzu) c) auf beiden Wegen, von aussen durch den Mund, und von innen durch krankhafte Secretion, in denselben abgesetzt worden sind; 2) in solche, wo die schädlichen Stoffe noch nicht in dem Darmkanal selbst sind, aber eine entschiedene Neigung haben, sich nach ihm hin zu ziehen, und früher oder später durch denselben ausgeleert zu werden. Entweder a) die Unreinigkeiten sind hier schon in der Nähe des Darmkanals, und man kann mit Gewissheit voraussehen, dass sie früher oder später in denselben gelangen werden. Sie befinden sich aber in diesem Falle entweder in den Drüsen des Darmkanals, besonders in dem Gekröse, und bilden dann das schwarzgallichte Fieber (*febris atrabilaria*), oder in der Leber, woraus dann das sogenannte Leberfieber (*febris hepatica*) entsteht. Oder aber b) sie sind noch nicht einmal in der Nähe des Darmkanals, sondern noch im ganzen lymphatischen und venösen System verbreitet, das sogenannte venöse gastrische Fieber (*febris gastrica venosa*). Eine Eintheilung nach dem verschiedenen Charakter der schadhaften Stoffe hält der Vf. zwar für verwerflich, behält jedoch das Gallen - und Schleim-Fieber bey, weil in diesen Fällen die Materie einen sehr entschiedenen Charakter annimmt, und diesen im ganzen Verlauf der Krankheit behauptet, so wie dann diese auch durch einen ganz eigenthümlichen Verlauf und Sitz der schadhaften Stoffe ausgezeichnet ist. — Es leidet keinen Zweifel, dass aus gewissen constanten Erscheinungen gewisse eigene Formen von Fiebern hervorgehen, die man sogleich wieder erkennt, sobald man jene charakteristischen Erscheinungen zu Gesichte bekommt. Unbekümmert um die Foderungen einer strengen Kritik, welche für jede systematische Eintheilung einen hinreichenden Eintheilungsgrund verlangt, begnügten sich die älteren Pathologen nur damit, einer jeden bestimmten Form einen bestimmten Namen zu geben; dieser Name mochte nun von dem Sitz des Übels, von einer der Haupterscheinungen, in welchen sich dasselbe ausspricht, oder von einer eingebildeten und muthmasslichen Ursache hergenommen seyn. Genug, man *kannte* das, was man bezeichnen wollte. So entstanden die Namen: Saburralfieber, schwarzgallichtes Fieber, venöses gastrisches Fieber, Gallenfieber u. s. f. Allein logisch ist eine solche Eintheilung eben so wenig, als sie den geläuterten Grundsätzen der neueren Pathologie entspricht. Vor allem, dünkt uns, hätte sich der Vf. zum Behuf einer solchen Eintheilung, mehr um den Begriff dessen, was man gastrische Unreinigkeit nennt, überhaupt bekümmern sollen: denn den alten Sinn, in welchem dieses Wort genommen wurde, möchte man doch wohl schwerlich heutiges Tages damit verbinden wollen. Auch hätte es schon der Streit, den man erst vor Kurzem über die Existenz oder Nichtexistenz solcher Unreinigkeiten geführt, nothwendig gemacht, sich des wahren Begriffs derselben zu versichern, bevor die Rede von gastrischen *Fiebern* und ihrer Eintheilung seyn kann.

Gastrische Unreinigkeiten sind uns aber entweder 1) Stoffe, welche von aussen durch den Mund aufgenommen, durch die Kräfte der Digestion und Chylification nicht zu gesundem Blute umgewandelt werden können. Solche Stoffe können sich aber befinden a) in dem Magen, b) in den Gedärmen, oder c) sie können in das System der Saugadern übergegangen oder d) gar von der Blutmasse schon aufgenommen worden seyn. Oder 2) fehlerhafte Secreta, deren chemische Verschiedenheit zwar nicht bestimmt werden kann, da sie unendlichen Modificationen unterworfen sind, welche aber doch, nach den verschiedenen, dem Organismus im *gesunden* Zustande zukommenden Absonderungen der Digestions- und Chylifications-Organe aufgezählt werden können. Es sind: Speichel, Magensaft, pankreatischer Saft, Galle u. a. m. In diesen Fällen sind die sogenannten Unreinigkeiten bey weitem nicht immer, wie der Vf. zu wähnen scheint, präexistirend in anderen Flüssigkeiten, namentlich im Blute vorhanden, sondern sie sind eben erst Producte einer gesteigerten Absonderungsthätigkeit gewisser Organe, gewöhnlich verbunden mit verminderter Thätigkeit in anderen absondernden Organen. Sie sind so wenig präexistirend darin als andere normale Absonderungsstoffe von Speichel, Saamen u. s. w. Da mehrere dieser Absonderungen, sowohl dem Grade als der Art nach, zugleich von dem normalen Zustande abweichen können: so ist in dieser Beziehung auch ein gemischter gastrischer Zustand möglich. Oder 3) Stoffe, welche aus dem Blute entweder durch diejenigen Gefässe, welche den Ansatz neuer Masse an die Stelle der abgehenden, oder durch diejenigen, welche die Entfernung excrementieller Stoffe aus dem Blute bewirken, entfernt werden sollten, aber vermöge unterdrückter oder gestörter Function dieser Gefässe nicht entfernt und daher im Blute zurückgehalten werden. Die Unreinigkeiten der letzteren Art können nun wieder durch andere Absonderungswege, als die gewöhnlichen, nach verschiedenen Theilen des Körpers hingeführt, auf dem Wege dahin in manchen Organen

aufgehalten und ihre totale Abscheidung verzögert werden, aber dann sind sie immer schon als Secreta zu betrachten, und zu den unter a bemerkten unreinen Stoffen zu zählen.

Ferner hat der Vf. die Beziehungen, in welchen das Fieber zu diesen gastrischen Erscheinungen, und umgekehrt diese zu ihnen stehen, nicht mit der erforderlichen Gründlichkeit entwickelt. Nicht immer ist mit der Erscheinung gastrischer Unreinigkeiten Fieber verbunden, ja in sehr vielen Fällen, in denen jene permanent zugegen sind, und durch immer neuen Zutritt unterhalten werden, ist dieses nicht der Fall. Diess leitet schon zu der Vermuthung, dass gastrische Unreinigkeiten nicht immer in ursachlichen Verhältnissen zum Fieber stehen, ob wir gleich die mögliche Entstehung desselben auf diesem Wege nicht ableugnen, und ihm dann den Namen des gastrischen nicht absprechen wollen. Viel häufiger aber, und besonders unter Einwirkung gewisser epidemischer Einflüsse, ist die Entstehung gastrischer Unreinigkeiten, so wie des zugleich mit eintretenden Fiebers, durch besondere Angriffe auf die sensiblen Gebilde des Organismus, und insbesondere durch aufgehobenen oder gestörten Consensus gewisser Organe bedingt. Es zeigen sich hier solche Erscheinungen, welche die grösste Analogie mit denen haben, welche wir bey starken Kopfverletzungen wahrnehmen. Sie sind, wie bekannt, vermehrte Gallensecretion, Erbrechen gallichter Stoffe, und andere Zeichen von Unreinigkeiten. Aber auch hier zeigen Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Betäubung, Kopfweh u. s. f., welche der Erscheinung dieser gastrischen Fieber vorhergehen, oder mit ihrem Eintritte verbunden sind, unverkennbar ein primäres Ergriffenseyn der sensoriellen Organe und einen gestörten Consensus dieser Theile mit den Organen der Digestion und Chylification. — Fieber, in deren Verlauf gastrische Erscheinungen erst als Folge der sich wieder einstellenden normalen Verhältnisse von Digestion und Egestion, von wechselseitiger und proportionaler Thätigkeit in den Functionen der verschiedenen Absonderungsorgane, als kritische Abscheidungen, hervortreten, würden wir den gastrischen nicht beyzählen: eben so wenig diejenigen, bey welchen die gastrischen Erscheinungen schon vor dem Eintritt des Fiebers vorhanden waren, aber mit diesem in keinem directen Causalverhältniss stehen, wobey vielmehr ganz andere Einflüsse die Bedingungen des Fiebers abgeben (so kann z. B. bey früher vorhandenen gastrischen Stoffen auf Erkältung ein rheumatisches Fieber entstehen); oder endlich diejenigen, bey denen erst als Folge von Diätfehlern oder fehlerhafter ärztlicher Behandlung Unreinigkeiten im Verlauf eines Fiebers sich einstellen u. s. w.

Absichtlich haben wir hier Manches ausführlich dargelegt, was zum Theil der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen zu seyn scheint, und was vielleicht Stoff zu einer künftigen weniger mangelhaften Eintheilung dieser Krankheiten abgeben könnte. Desto kürzer können wir uns nun fassen bey der weiteren Anzeige dieses Werkes.

Die einzelnen gastrischen Fieber, deren der Vf. fünf abgehandelt hat, nämlich: das Saburralfieber, das schwarzgallichte Fieber, das venöse gastrische Fieber, das Gallen- und das Schleim-Fieber, sind im Ganzen vorzüglich gut bearbeitet, und es sind hier wieder ältere Beobachtungen und Curmaximen in Erinnerung gebracht, die nie in Vergessenheit hätten kommen sollen. So z. B. bey dem Saburralfieber, dass man immer erst untersuchen solle, ob die vorhandenen Unreinigkeiten auch schon zum Ausleeren geschickt sind oder nicht, und solche, wenn sie aus einem zähen, die Wände des Magens und des Darmkanals auskleidenden Schleim, oder aus einer scharfen Galle, die in dem Magen und Darmkanal durch ihre Schärfe krampfhafte Zufälle erregt, bestehen, oder wenn sie mit grosser Trockenheit des Darmkanals verbunden sind, erst zum Ausleeren vorbereiten; ferner was von dem Durchschlagen der Brechmittel und zur Verhütung desselben und von den Vorsichtsmassregeln beym Gebrauch der abführenden Mittel gesagt wird, u. s. w. Mit besonderem Fleisse ist aber das Gallenfieber behandelt; und es möchte wohl kaum ein Zug an diesem vollständigen Bilde desselben vermisst werden. Die Ähnlichkeit dieser Krankheit mit der Leberentzündung ist unverkennbar; allein die Behauptung, dass ein jedes ursprüngliche Gallenfieber als solches schon eine leichtere oder bedeutendere Leberentzündung bedinge, scheint uns eben so wenig erwiesen, als die neuerlich aufgestellte, einer Identität des Typhus mit der Hirnentzündung. Man suche doch kein so grosses Verdienst darin, gewisse Ähnlichkeiten der Form in Gleichheiten des Wesens umzuschaffen, und lasse jeder Form das Ihrige, was ihr den Namen gab! Diess möchten die neueren Nosologen beherzigen! So, um bey der vermeintlichen Identität der Leberentzündung und des Gallenfiebers stehen zu bleiben, wird jene zunächst durch gewisse, örtliche, allen Entzündungen gemeinsame Symptome, z. B. Schmerz, Hitze, Geschwulst u. s. w., und durch einen eben so bestimmten Verlauf und Ausgang in Zertheilung, Eiterung, Verhärtung oder Brand charakterisirt, Zeichen, die nach unserer Meinung nicht fehlen dürfen, um die Krankheit zu einer Leberentzündung zu stempeln. Dagegen können andere Zeichen: Mangel an Esslust, bitterer Geschmack, gallichtes Erbrechen, starken Kopfschmerz, ziegelrothe Wangen, mit gelblicht grüner Farbe begrenzt, u. s., s. fehlen, welche bey dem Gallenfieber nicht fehlen dürfen, um es als solches bezeichnen zu können. Jene Zeichen können nun zwar in diese, und diese in jene überlaufen, aber immer wird die Mehrheit und Intensität der einen oder der anderen entscheiden, oder im Falle sich beide gegenseitig das Gleichgewicht halten, eine Complication beider Krankheiten, und daher auch eine complicirte therapeutische Behandlung statuirt werden müssen. Bey der Heilung des Gallenfiebers setzt der Vf. drey Indicationen fest. 1) Man sucht auf die örtliche Krankheit der Leber einzuwirken, sie zu heben, oder wenigstens zu mindern, und folglich auch dadurch der fehlerhaften Gallenabsonderung Grenzen zu setzen. Da wir die eigentliche Natur dieser örtlichen Leber-

affection nicht kennen: so muss man zum wenigsten ihre entfernte oder Gelegenheits-Ursache wegzuschaffen suchen. Bey grosser Hitze der Atmosphäre dient Kühle, bey Zorn und Verdruss Gemüthsruhe u. s. f. Zeigen die Symptome einen synochischen Charakter, aber die Leberaffection ist zugleich sehr bedeutend, die kaustische Beschaffenheit der Galle sehr gross: so lasse man sich nicht zu Aderlass und solchen Mitteln, welche auf die Irritabilität wirken, bestimmen. Einwirkungen auf die Reproduction der Leber, besonders Brechmittel, heben hier zugleich auch das starke Fieber. Gegen die örtlichen Zufälle der Leber sind übrigens nur dann örtliche Blutausleerungen durch Schröpfköpfe und Blutigel erfoderlich, wenn Zeichen einer mehr oder weniger rein irritabeln oder acuten Leberentzündung zugegen sind. Auch die Affection der Sensibilität und die davon abhängende Herabstimmung der dynamischen Verhältnisse ist oft nur secundär, und hängt von einer nachtheiligen Einwirkung der örtlichen Leberaffection und der scharfen gallichten Unreinigkeiten auf das Nervensystem ab, die durch ausleerende Mittel gehoben wird. Bey örtlich erhöhter Sensibilität und krampfhaften Zufällen in der Leber- und Magen-Gegend, wenn diese besonders bedeutend sind, darf man es nicht wagen, ein Brechmittel zu geben; sondern man muss fette, ölichte Salben in die Lebergegend und Herzgrube einreiben, oder erweichende Umschläge u. s. f. anwenden, um erst diese Zufälle zu beseitigen, bevor man zu Brech- oder ausleerenden Mitteln schreitet. Durch Mittel, welche unmittelbar auf die örtliche fehlerhafte Reproduction und Vegetation der Leber wirken, den gallichten Zustand heilen zu wollen, ist nicht rathsam, weil ihre Wirkung zu langsam ist, und sie häufig in dem allgemeinen Fieberzustande Gegenanzeigen finden. (Aber sind denn Brech- und abführende Mittel nicht auch solche, welche jene fehlerhafte Reproduction und Vegetation der Leber verbessern? Man denkt sich wohl die Sache zu mechanisch, wenn man die gute Wirkung dieser Mittel in solchen Fällen bloss auf die dadurch hervorgebrachten Ausleerungen bezieht.) Nur wenn das Gallenfieber in einen chronischen Zustand überzugehen anfängt, das allgemeine Leiden der Irritabilität sich immer mehr verliert, dagegen die örtliche Leberaffection immer deutlicher unter dem Bilde der Leberverhärtung oder der chronischen Leberentzündung hervortritt, dann ist von der behutsamen Anwendung dieser Mittel, besonders aber des versüssten Quecksilbers, sehr Vieles zu erwarten. 2) Man sucht die in Rücksicht ihrer Menge und Mischung vom Normalzustande abweichende Galle auszuleeren. Vorzüglich passend sind die ausleerenden Mittel dann, wenn die Gelegenheitsursache des gallichten Zustandes von der Art ist, dass sie schon aufgehört hat zu wirken, oder bereits durch die Kunst entfernt wurde, und nur noch das Product derselben, die viele scharfe Galle, den gallichten Zustand unterhält. Aber auch, wenn die Leberaffection gar nicht, oder nicht schnell gehoben werden kann, und dadurch die fehlerhafte Galle immer wieder von Neuem erzeugt wird, sind doch ausleerende Mittel nöthig, und müssen so lange wiederholt werden, als sich die gallichten Unreinigkeiten von Neuem ansammeln. Selbst bey einem bedeutenden Mitergriffenseyn der Sensibilität schaden diese Mittel nicht, und werden, wenn diese nur secundär durch Einwirkung schadhafter gallichter Stoffe auf die Nerven der Digestionsorgane leidet, zu wahren Nerven- und Stärkungs-Mitteln. Perioden der Rohheit und Kochung gallichter Stoffe, wie sie die Alten angenommen, sind verwerflich; eben so die Anwendung auflösender Mittel, um die scharfe Galle aufzulösen und beweglich zu machen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Zürich*, bey Ziegler u. S.: *Beobachtung und Behandlung einer Phagedäna* von Dr. *J. R. Köchlin.* 1814. 85 S. kl. 8. (5 Gr.)

Die mitgetheilte Krankheits-Geschichte ist in nosologischer und therapeutischer Hinsicht nicht ohne Interesse, die Darstellungsart des Vfs. lebendig und anziehend. Das Übel bestand in einem fressenden Geschwür von ursprünglich herpetischer Natur. Ungeachtet der Bemühungen der geschicktesten Ärzte, griff dasselbe immer weiter um sich, und verursachte zuletzt fürchterliche Zerstörungen. Das äussere Ohr der linken Seite war beynahe ganz weggefressen; eben so fehlten die Augenlieder und andere Theile des linken Auges. Das Auge selbst war degenerirt, und drehte sich, vermittelst seiner eigenthümlichen, ganz entblösst da liegenden, und für das Auge des Beobachters sichtbar spielenden Muskeln, als eine scheusslich aussehende blutrothe Kugel in der Augenhöhle herum. Die Nase war entstellt, und mit Flechtenschorfen bedeckt. Über dem linken Schlafe und dem linken Auge befand sich ein Geschwür von der Grösse einer Mannshand, aus welchem sich unaufhörlich bald Eiter, bald eine andere übelriechende Feuchtigkeit ergoss. Der Kranke, welchen der Vf. als einen achtungswerthen, merkwürdigen und verdienten Mann und Gelehrten bezeichnet, litt zugleich an fliessenden Hämorrhoiden, öfteren Constipationen und Congestionen des Blutes nach dem Kopfe.

Nachdem alle Mittel der Kunst vergebens gegen dieses hartnäckige Übel angewendet worden waren: machte Hr. *Köchlin* Versuche mit einem von ihm erfundenen neuen Heilmittel, *Aqua antimiasmatica* genannt. Der äusserliche und innerliche Gebrauch desselben bewirkte in der That eine auffallende Verbesserung des Localübels. Nichts desto weniger erlag der durch langjährige Leiden erschöpfte Kranke, nachdem ihn der Vf. 21 Monate in seiner Behandlung gehabt hatte.

Hr. *Köchlin* hat sich in dieser kleinen Schrift überall als einen so gebildeten, denkenden Arzt gezeigt, dass Rec. keinen Augenblick daran zweifelt, er werde die Bestandtheile seines neuen Mittels sobald bekannt machen, als wiederholte Erfahrungen dessen Heilkräfte mehr erprobt haben. *Geheimnisskrämerey* ist des wahrhaft gebildeten Arztes gänzlich unwürdig; Hr. *Köchlin* wird eine solche Beschuldigung von sich abzuwenden wissen.

G. G. . . K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

MEDICIN.

Halle und Berlin, in den Buchhandlungen des halleschen Waisenhauses: *Darstellung des Wesens, der Erkenntniss und Behandlung der gastrischen Fieber*, von D. *Georg August Richter* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Brechmittel finden eine weit ausgedehntere Anwendung im Gallenfieber, als die abführenden. Die dadurch bewirkte Ausleerung scheint in manchen Fällen nur Nebensache zu seyn: denn häufig leisten sie gerade dann die ausserordentlichsten Dienste, wenn sie am wenigsten schadhafte Stoffe ausleeren. Die Anzeigen zu der Anwendung derselben nimmt man aus den hinlänglich bekannten Zeichen der nach oben turgescirenden gallichten Unreinigkeiten. Sie sind hier durch Abführungsmittel keinesweges zu ersetzen, und es giebt keine Gegenanzeige derselben als wahrhaft entzündlicher Zustand des Magens und der Gedärme. Sind wegen des Leidens der Irritabilität Blutausleerungen nöthig: so müssen diese den Brechmitteln vorangehen. Ist derjenige Zustand zugegen, welchen man *febris hepatica* nennt, und welcher sich durch die besonders heftigen örtlichen Zufälle der Leber, Angst in der Herzgrube und andere krampfhafte Zufälle auszeichnet: so sind gleichfalls Brechmittel angezeigt, nur müssen sie in kleinen abgebrochenen Gaben gereicht werden. Sind die im Magen und obern Theile des Darmkanals enthaltenen gallichten Unreinigkeiten ausserordentlich scharf und kaustisch, und wird dadurch ein krampfhafter Zustand in diesen Theilen hervorgebracht: so entsteht auf den Gebrauch dieser Mittel entweder ein nicht zu stillendes Erbrechen, oder ein fruchtloses Würgen. In diesem Falle muss man sie mit einer vegetabilischen Säure oder nach Umständen mit Moschus verbinden. Hat man aus besonderen Zeichen zu vermuthen, dass das Brechmittel nach unten durchschlagen werde: dann muss man genau prüfen, ob von der Unterlassung des Brechens und dem längeren Verweilen der kaustischen Galle im Magen, oder von den Folgen des vielleicht eintretenden Durchfalls grössere Gefahr zu besorgen ist. Der Fall erfodert grossen Scharfsinn. Hat man sich aber zur Anwendung eines Brechmittels entschlossen: so legt man zuvor ein spanisches Fliegenpflaster auf den Magen, und so wie davon Brennen entsteht, reicht man das Brechmittel in Verbindung mit krampfstillenden Mitteln. Die Anwendung der abführenden Mittel im Gallenfieber findet bey weitem nicht so häufig Statt, als die der Brechmittel. Die gewöhnliche Indication zu ihrer Anwendung nimmt man aus den Zeichen der nach unten turgescirenden gallichten Unreinigkeiten, wenn diese mit Verstopfung verbunden sind. In der Regel verdienen die säuerlichen, Weinstein, Tamarinden u. s. w. hier den Vorzug. Übrigens kann man hier bisweilen durch abführende Klystiere mehr ausrichten, als durch eigentliche abführende Mittel, und sie passen besonders nach der Anwendung der Brechmittel, wodurch immer ein Theil der gallichten Stoffe in den unteren Theil des Darmkanals abgeleitet wird. 3) Man sucht die allzu grosse Schärfe der in den Magen und Darmkanal ergossenen Galle zu vermindern, zu verdünnen oder einzuwickeln. Dieses ist besonders dann erfoderlich, wenn die Schärfe der Galle ausserordentlich gross ist, und wenn im früheren Zeitraume der Krankheit ausleerende Mittel versäumt worden sind, jetzt aber an keine Ausleerungen der Galle mehr zu denken ist. Man giebt zu diesem Ende Hafergrützschleim, Salep u. s. w. Sind mit der sehr scharfen schadhaften Galle bedeutende Fieberbewegungen verbunden: dann leistet viel säuerliches Getränk, und selbst die Anwendung der Mineralsäuren, vortreffliche Dienste. Bisweilen ist damit ein heftiges, freywilliges Erbrechen verbunden, welches nicht gestillt werden darf, wenn es wirklich schädliche Stoffe ausleert, und sich die krankhaften Erscheinungen danach vermindern. Ist dieses aber nicht der Fall, und das Erbrechen sehr heftig: dann ist 1) entweder die scharfe, kaustische Galle daran Ursache. Hier sind die einhüllenden, und wenn die ausgeleerten Stoffe von saurer Natur sind, absorbirenden Mittel angezeigt. Oder 2) die Ursache des Erbrechens liegt allein in einer krampfhaften Nervenempfindlichkeit des Magens und ganzen Lebersystems. Dann schreitet man zum Gebrauch der krampfstillenden Mittel, besonders des Opiums u. s. w. Was wir hier aus dem Abschnitte über das Gallenfieber ausgehoben, sind wohl zum Theil alte und bekannte Lehren, aber hier so gut zusammengestellt, und den neueren Ansichten in der Physiologie und Nosologie sich so gut anschliessend, dass auch diejenigen, denen sie schon längst bekannt waren, sie nicht ohne Interesse lesen werden. In gleichem Geiste ist nun aber auch der Abschnitt von dem Schleimfieber und der von den Verwickelungen des gastrischen Fiebers bearbeitet. In dem letzteren werden besonders die Complication des gastrischen Zu-

standes mit dem ansteckenden Typhus, des bösartigen Spital-, Kerker-, Schiff- oder Fleck-Fiebers mit fieberhaften Ausschlägen, mit intermittirenden Fiebern und mit örtlichen Entzündungen behandelt. Ungern haben wir hier die Ruhr vermisst.

Druck und Papier sind gut. S. 90 und 91 findet sich zweymal ein Sinn entstellender Druckfehler, nämlich *Typhus* statt *Typus*.

Hbm.

Göttingen, b. Dieterich: *Beyträge zur Chirurgie und Augenheilkunst.* Von *Franz Reisinger*, D. der Medicin und Chirurgie. *Erstes Bändchen.* Mit einer Kupfertafel. 1814. 186 S. 8. (16 Gr.)

I. *Bemerkungen über die Anwendung der Ligatur, als ein wichtiges Mittel* (eines wichtigen Mittels) *zur Heilung der Fisteln.* Obgleich der Schnitt nicht unbedingt zu verwerfen ist: so hat doch bey eigensinnigen, das Messer scheuenden Kranken, desgleichen wo die Fistel gegen eine harte Unterlage gedrückt werden kann, wo Muskeln quer durch oder tiefliegende Gefäfse durchschnitten werden müssten, wo der Schnitt plötzlich eine zu grosse Fläche der eindringenden Luft aussetzt, bey sehr entkräfteten Kranken, und wo die Natur die Fisteln bereits zu Secretionsorganen gebildet hat, besonders auch bey lymphatischen kalten Abscessen und beabsichtigter langsamerer Heilung der Fisteln, die Ligatur den Vorzug. Das wichtigste Mittel ist sie besonders bey Mastdarmfisteln in Ansehung des Schmerzes, der Entzündung, Eiterung, Blutung, Reinlichkeit u. s. w. Das Instrument, dessen sich der Vf. bedient, besteht aus einer silbernen, an beiden Enden abgerundeten Röhre von 1 pariser Linie im Durchmesser und 5½ bis 6 Zoll Länge als eines Theils eines Cirkels von 18 Zoll im Durchmesser; in dieser steckt ein, wenigstens 1 Zoll längerer, eben so gebogener Stahldrath, der an einem Ende in eine troikarförmige Spitze zuläuft, am anderen aber ein silbernes Knöpfchen, das sich abschrauben läfst, und nahe dabey ein Öhr hat, um die Ligatur darin zu befestigen; auch kann man an seiner concaven Fläche eine an der Spitze einen halben Zoll lang fortlaufende Furche anbringen, um darauf dilatiren zu können, in welchem Falle aber das Instrument etwas dicker gemacht werden muss. Die Anwendung erhellet aus dieser Beschreibung von selbst, indem man es gegen den auf der zur Gegenöffnung bestimmten Stelle ruhenden Daumen durchstöfst, das Knöpfchen abschraubt, und sodann den Drath durchzieht. Man kann sich desselben auch vor der Operation zum Sondiren bedienen. Bey Unterbindung der Mastdarmfistel muss man am unteren Ende der Röhre einen Griff von 1 oder 2 Ringen befestigen, um das Instrument fester in der gehörigen Lage erhalten zu können. Bey dieser Operation wird die Röhre nach Durchstofsung des Mastdarms mit der linken Hand in die Höhle desselben vertieft, und durch dieselbe eine gehörig lange Darmsaite, an deren unterem Ende eine Ligatur befestigt ist, oder eine schmale stählerne, wenigstens 12 Zoll lange, ziemlich stark gewundene, oben mit einem metallenen Knöpfchen und unter demselben oder an ihrem Ende mit einem Öhre, durch welches die Ligatur geht, versehene Feder eingebracht, so dafs ihre concave Seite immer gegen die concave Wand der silbernen Röhre gekehrt ist, damit die Windungen der Feder, sobald sie in die Höhle des Mastdarms kommen, sich nach unten hin begeben. Ein ähnlicher stählerner, aber nur an der Spitze gehärteter Troikar mit einem elastischen, an der Spitze schief abgeschnittenen Catheter (nicht *Catheder*, dergleichen orthographische Fehler noch einige vorkommen) ist eine Erfindung des Hn. Hofr. *Himly*, an dessen Stelle ein biegsamer silberner Catheter vorgeschlagen wird. Zur Ligatur werden gewichste Fäden von rohem (der gebleichte soll leichter faulen) Zwirne oder Seide angewandt. — II. *Bemerkungen über eine eigene Fistel-Art.* Drey unter der Behandlung des Hn. *Himly* beobachtete Fälle einer von mechanischen Ursachen entstandenen rosenartigen Entzündung und schnell um sich greifenden Eiterung und Brandes des Zellgewebes unter grossen aponeuretischen Stellen, welche, da innerliche Mittel allein nicht ausreichten, durch Einspritzungen einer Auflösung von Sublimat und Mohnsaft, mit Compression und Erweiterung der grösseren Fistelgänge und allgemeiner stärkenden Heilart bezwungen wurde; man achte dabey auf gastrische Complication, vorzüglich auch auf Unregelmäfsigkeit der Menstruation. Zu Anfange der Cur war ein Brechmittel, im Verfolge die Verbindung flüchtiger und permanenter Reizmittel mit einzelnen Dosen von versüfstem Quecksilber oder mineralischen Säuren nach Umständen vortheilhaft. — III. *Bemerkungen über die Keratonyxis, der vorzüglichsten* (die vorzüglichste) *Operations-Methode des grauen Staars.* Vergleichung derselben mit der Depression durch die Scelerotica: sie ist für den Operateur leichter, für den Kranken weniger unangenehm und abschreckend, wegen ihrer Schmerzlosigkeit auch bey Thieren am anwendbarsten; sie ist gefahrloser, und in ihrer Wirkung sicherer. Dieses alles wird umständlich aus einander gesetzt, dabey aber auch angegeben, wann die Depression und die ungleich seltener anzuwendende Extraction Statt finde. Zur Bildung der künstlichen Pupille ist sie bis jetzt noch nicht geeignet. Der Belladonna gebührt vor dem Hyoscyamus der Vorzug: man läfst eine gut filtrirte Auflösung des guten und frischbereiteten Extracts zu 5 Gran in 1 Drachme destillirten Wassers zu einigen Tropfen zwey Stunden vor der Operation und wieder kurz vor derselben bey liegender Richtung des Kopfs auf den Augapfel fallen und einige Zeit einwirken; nach der Operation wird täglich einmal das Eintröpfeln in den inneren Augenwinkel gewärmt wiederholt, um eine mögliche Iritis mit ihren Folgen zu verhüten. Neueste Modification der Nadel des verehrten Lehrers unseres Vfs., Hn. Prof. *Langenbeck*; Ort des Einstichs; Unterstützung der Nadel durch den linken Zeigefinger u. s. w. Wiederholung der Keratonyxis. — IV. *Über die Construction*

und den Gebrauch eines Fantoms in der Augenheilkunst. Sowohl zur Übung in den bereits erlangten Fähigkeiten, als auch für Lehrer und Lernende empfehlungswerth: ein Auge aus einer menschlichen Leiche oder von Thieren, besonders jungen Ziegen (wo kurz nach dem Schlachten der Kern der Linse sich so trübt, dass er aufs täuschendste einen käsichten Staar darstellt) und Schweinen, wird in einem von Holz oder Horn verfertigten Schälchen und einer Maske befestigt, und durch einen vielfachen Mechanismus werden die Bewegungen der Augenmuskeln, des Kopfes, des Körpers u. s. w. nachgeahmt. Dieses lehrt die Abbildung aller einzelnen Theile der Maschine, wie der rühmlichst bekannte *Klindworth* sie verfertigt; die Beurtheilung derselben, da sie allerdings etwas sehr zusammengesetzt scheint, müssen wir competenteren Richtern überlassen. Zur Verrichtung der Operationen wird eben die Aufmerksamkeit auf die Instrumente empfohlen, als geschähen jene an lebenden Körpern; auch angerathen, sie kurz vor dem Gebrauche zwischen den Fingern durchlaufen zu lassen, weil das *sebum cutaneum* sehr vortheilhaft auf ihr leichteres Eindringen zu wirken scheine. In welcher Ordnung die Übungsoperationen an menschlichen Leichen gemacht werden müssen. Operationen an lebenden Thieren können bey weitem nicht so lehrreich werden, als an ausgeschnittenen Augen. Viele brauchbare Regeln über die Behandlung derselben.

Ks.

STENDAL, b. Franzen und Grosse: *Kleine medicinische Abhandlungen und Wahrnehmungen aus dem Gebiete der Erfahrung.* Von D. *Johann George Friedrich Henning*, herzogl. Hofrathe, wirkl. Hofmedicus und Stadtphysicus zu Zerbst. 1812. 149 S. ohne Zueignung und Vorrede. 8. (12 Gr.)

Schon 1789 gab der Vf. „Beobachtungen über den Werth und die Wirksamkeit einiger Arzneymittel" heraus, wovon dieses die Fortsetzung, aber von einigen anderen Aufsätzen begleitet ist, und wozu noch ein Band versprochen wird.

1. *Über Catarrh, Rheumatismus und goldne Ader, in Absicht ihrer häufigen Frequenz* (letzteres ein Pröbchen von der oft vernachlässigten Schreibart, welche nebst zahlreichen, nicht vollständig angezeigten Druckfehlern oft das Lesen unangenehm macht). Rec. hält diesen Aufsatz für wirklich populär, und wünscht ihm vielen Eingang bey einem Publicum, „das mitten im Strudel indiscret genug oft solche Fragen beym vollen Bewusstseyn der Ursachen noch zu thun im Stande ist" (die Satire glückt dem Vf. nicht immer: aber — *si natura negat etc.*). Den seit einiger Zeit vorgefallenen physischen Revolutionen ist er geneigt zum Theil (ohne die übrigen Ursachen in fehlerhafter Erziehung u. s. w. auszuschliessen) die häufigen Catarrhe, so wie den durch die Äquinoctialstürme herbeygeführten entwickelten Gasarten die eben dann gewöhnlichsten Rheumatismen zuzuschreiben.

2. *Der Krieg, eine Ursache vieler Krankheiten.* (Die Vorrede von diesem Buche ist im Jan. 1810 geschrieben: wie unendlich sind seitdem unsere Erfahrungen hierüber gesteigert worden!)

3. *Das Blutspucken.* Dass nicht bloss Schwäche seine einzige Ursache sey. Empfehlung der Inauguralschrift *Luthers de Haemoptysi. Vit.* 1793. Von dem Einflusse der Leidenschaften auf dasselbe, durch ein merkwürdiges Beyspiel erläutert. Schärfe, als eine Ursache vieler Krankheiten, deren Grund nicht zu erkennen ist. Krankengeschichten: ein auf öftere Erkältungen und Vernachlässigung eines langwierigen Hustens mit klopfenden Schmerzen im linken Hypochondrio erfolgtes plötzliches Blutspucken, welches durch krampfstillende, ableitende und etwas reizende Mittel vermehrt, aber durch Blutigel auf die leitende Stelle, Salmiak und Ipecacuanha, so wie der nachbleibende Husten durch den Gebrauch des Wasserfenchels, des Salmiaks mit Ipecacuanha in kleinen Dosen, und des isländischen Mooses mit Süssholz gehoben wurde. Bey der Rückkehr der monatl. Periode kam wieder ein leichterer Anfall, der den angeführten Mitteln wieder wich; die Kranke vertrug aber eben so wenig, als vorher, stärkende Mittel, und gelangte nach und nach, besonders bey öfteren allgemeinen, sehr alkalisch riechenden Schweissen, zur völligen Gesundheit. Ein anderes Beyspiel von einem 40jährigen Soldaten mit Drüsengeschwulst und herpetischem Ausschlage im Gesichte, Erstickung drohendem Husten, und anhaltendem Fieber, welche Zufälle durch lindernde und einwickelnde Mittel gehoben wurden; aber nach einer abendlichen Erkältung entstand in der Nacht plötzlicher Brustschmerz mit fürchterlichen Zufällen, öfters wiederkommendes Blutspucken, und endlich Auswurf einer grossen Menge Eiters, worauf nach und nach die Kranke völlig genas.

4. *Cascarillenrinde.* Nach überstandenen Kinderkrankheiten ist das Extract das trefflichste Stärkungsmittel für die Verdauungsorgane und Drüsen. Wie nöthig es sey, bey Kindern auf die ersten Wege Rücksicht zu nehmen: Hirnwassersucht und Wassersucht der Rückenwirbelhöhle hat der Vf. von bloss gastrischen Zufällen entstehen sehen. Einige Krankheitsgeschichten beweisen den Nutzen dieses herrlichen Mittels, welches auch oft dem Rec., zumal in Verbindung mit der wässerigen Rhabarbertinctur, sich bewährt hat. Bey Erwachsenen zeichnet sich das Pulver der Rinde bey Schleimhämorrhoiden aus Schwäche des Darmkanals und vorzüglich der Drüsen und Gefässe des Mastdarms aus; ingleichen bey geschwächter Verdauung in Verbindung mit Rhabarber und Mittelsalzen: nur muss man lange mit ihrem Gebrauche anhalten.

5. *Ipecacuanha.* Bey einer Magenschwäche, die besonders im Spätjahre 1809 nach dem damaligen epidemischen Wechselfieber viele Leute befiel, und durch ausleerende Mittel vermehrt wurde, leistete sie, besonders mit Salmiak verbunden, die besten Dienste, wie durch einige Beyspiele bewiesen wird.

6. *Zimmt.* Große Lobeserhebungen desselben, die Rec. doch nicht übertrieben findet. Die Zimmtblüthen haben nichts als den Geruch mit ihm gemein (?). Sein Nutzen bey Magenschwäche, bey scrophulösen Kindern nach Reinigung des Darmkanals, in Verbindung mit China. Bey zu häufiger Menstruation von offenbarer Schlaffheit und Reizlosigkeit der Gefäße ist die Tinctur das Hauptmittel, alle Stunden zu 30—40 Tropfen (!); beym weißen Flusse vor oder nach dem Eintritte der monatlichen Periode Zimmt mit eisenhaltigen Salmiakblumen; einer Schwangeren, die schon mehreremal im dritten Monate abortirt hatte, ließ der Vf. vom Anfange täglich einen Kaffeelöffel Zimmt nehmen, und ihn selbst in Klystieren mit anbrühen, wodurch Mutter und Kind gesund erhalten wurden. Nutzen desselben in Klystieren bey Hysterischen und Hypochondristen. Verbindung desselben mit anderen stärkenden Mitteln zur Nachcur nach erschöpfenden Krankheiten.

7. *Rother Fingerhut.* Sein Nutzen in Wassersuchten von Obstructionen und Infarcirungen: ist die Ursache derselben eine fehlerhafte Beschaffenheit des Lymphsystems, so ist das Queckfilber nützlicher; hat man mit beiden zu kämpfen, oder ist eines die Ursache des anderen, so ist die Verbindung beider Mittel vorzüglich gut. In Wassersucht von allgemeiner Schwäche leistet er wenig oder nichts; so auch bey der Hautwassersucht nach unterdrückter Ausdünstung, außer wenn ein Ausschlag vorher gegangen war. Eine Sackwassersucht von einem Leberscirrhus wurde nach beynahe halbjährigem Gebrauche desselben völlig gehoben. Zur Heilung der Hirnwassersucht hat der Vf. ihn beynahe einzig gefunden. Er giebt ihn im Decoct oder versetzt in Pulver; der Tinctur erwähnt er nicht.

8. *Erfahrungen mit der Bella Donna in der Gicht.* Einige merkwürdige Fälle, wo sie (Wurzel und Blätter zusammen) bey dreistem, jedoch vorsichtigem Gebrauche in gehöriger Verbindung mit anderen Mitteln sich sehr hülfreich erwies; doch nicht, wo sich schon Knoten gebildet hatten, in welchen Fällen das unübertreffbare Aconitum half. (Gewundert haben wir uns, dass der Vf. keine von den sonst gewöhnlichen Wirkungen der Belladonna bemerkt hat, ausgenommen Trockenheit im Halse ohne Durst.)

9. *Sublimat.* Vorzüge der Auflösung desselben (wozu doch Rec. das destillirte dem Quellwasser vorziehen würde) vor anderen äußerlichen Mitteln in der Krätze, auch in einigen Arten trockener Räude und Flechtenausschläge.

10. Antwort auf drey Fragen eines Freundes: 1) „Wiefern die Lectüre medicinisch-praktischer Schriften für Laien in der Kunst nützlich und zulässig sey? 2) Muss der Arzt Religion haben? 3) Was ist von einem Arzte zu halten, der mit lauter geheimen Mitteln heilen will, und diese stets versiegelt unter seinem Namen, oder durch ein vielversprechendes Avertissement unter fremder Männer Namen verkauft?" (Beynahe möchte man glauben, dass dieser letzten Frage Individualitäten zum Grunde lägen: auch hat die Beantwortung, wenigstens im ersten Theile, den Rec. nicht völlig befriedigt. Doch hierüber lässt er gern jedem seine Meinung, wenn er nur dieselbe vor seinem inneren Richter zu verantworten sich getraut.)

11. *Ein merkwürdig complicirter Fall aus der gerichtlichen Arzneywissenschaft.* Eine Frau, welche seit 4—5 Monaten kränklich gewesen war und seit 6 Wochen die Gelbsucht (von Gallensteinen, wie die Section lehrte) hatte, bekam auf Kaffee, worein etwas Arsenik gekommen war, Erbrechen, nahm hierauf ein Brechmittel und sodann wieder die vorigen Arzneyen gegen die Gelbsucht, und wurde nach vier Tagen weit kränker, so dass sie am Abend des fünften Tages starb. Den fünften Tag darauf, am 18 August, wurde die bereits begrabene Leiche secirt, in welcher keine Spur von Arsenik gefunden wurde. Die Schuld des Todes wird daher der vorhergegangenen Krankheit, und zum Theil dem unzweckmäßig angewandten Brechmittel beygemessen. Ks.

ZÜRICH, b. Ziegler u. S.: *Fieberlehre* von *Johann Heinrich Rahn*, weiland der Arzneykunde Doctor, Chorherr und Prof. der Naturlehre und Mathematik am carolinischen Gymnasium, und Lehrer am medicinisch-chirurgischen Cantonal-Institut in Zürich u. s. w. *Ein nachgelassenes Bruchstück des Handbuchs der praktischen Heilkunde.* Mit einer Vorrede von Hn. D. *Paulus Usteri.* 1814. VI u. 640 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hn. Dr. *Usteri* gebührt unser Dank für die Herausgabe dieses hinterlassenen Bruchstückes des als Gelehrten und als Menschen gleich achtungswerthen *Rahn.* Bereits vor funfzehn Jahren wurde dieses Werk gedruckt, seine Fortsetzung und Herausgabe aber theils durch die im Jahr 1798 erfolgte Staatsumwälzung der Schweiz, welche *Rahn* seiner Vaterstadt und seinem Wirkungskreise als Arzt und Lehrer entrückte, indem man ihn in den helvetischen Senat berief, theils durch die später erfolgende wissenschaftliche Revolution — die Erscheinung des brownschen Systems — verhindert. Außerdem würde der Vf. sein *Handbuch der praktischen Heilkunde* vollendet, und dadurch zur Vervollkommnung unserer Wissenschaft sehr thätig mitgewirkt haben. Wie viel die praktische Heilkunde durch die Nichtvollendung dieses größeren Werkes des trefflichen *Rahn* verloren habe, beweist die vorliegende *Fieberlehre*, welche sich durch Vollständigkeit, gute Anordnung der einzelnen Materien, Erfahrungsfälle und seltene Belesenheit vor vielen ähnlichen Unternehmungen rühmlich auszeichnet. Obgleich dieses Werk ganz im Geiste der Humoralpathologie abgefasst ist, und größtentheils das Bekannte über die Fieber, ihre Erkenntniss und Heilung enthält, wesshalb wir uns auch in keine ausführliche Anzeige eingelassen haben: so erscheint dasselbe in empirischer Hinsicht doch so gediegen, dass Rec. das Studium dieser Schrift angehenden Ärzten nicht dringend genug empfehlen kann. Aber auch ältere, erfahrene Ärzte werden diesen trefflichen Nachlass eines der gelehrtesten Ärzte unserer Zeit nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen, und demselben eine ehrenvolle Stelle in ihrer Bibliothek einräumen.

GG... R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle u. Berlin, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Religiöse Gedichte von August Herrmann Niemeyer.* 1814. 420 S. 8. (Schreibp. 2 Rthlr. Druckp. 1 Rthlr. 12 gr.)

Die in vorliegender Sammlung enthaltenen religiösen Gedichte tragen ein Gepräge an sich, welches unstreitig den Verehrern der älteren und neueren Theologie eine zwar verschiedenartige, aber doch gleich grosse Theilnahme für sie einflössen wird.

Der Kirchenglaube unserer Väter ruhete auf dem Unerforschlichen. Die Geheimnisse der Religion waren es, was vorzugsweise ihre frommen Seelen beschäftigte. Je unzugänglicher diese Geheimnisse der Vernunft blieben: desto stärker bewegten sie das Herz, welches durch Gefühl und Ahnung zu erfassen strebte, was sich dem Begriff entzog. An alte Kirchenlieder, wie — *Wer recht die Pfingsten feyern will; Es glänzet der Christen inwendiges Leben; Ich will dich lieben meine Stärke; Mein Jesu dem die Seraphinen* — an solche und ähnliche Lieder darf man nur erinnert werden, um sich zu überzeugen, welche Fülle religiöser Anschauungen die Geheimnisse unseres Glaubens an das Licht brachten, wenn die andächtige Betrachtung derselben von der Gabe der Dichtung unterstützt wurde. Bey des würdigen Vfs. vorliegender Sammlung zartem und tiefem Sinn für das Schöne, und seiner entschiedenen Fähigkeit, dasselbe darzustellen, würde er vielleicht in der heiligen Dichtkunst den besten der alten Meister nahe oder gleichgekommen seyn, hätte er unter so frommen Umgebungen gelebt, wie jene. Wenn seine christlichen Gesänge so manchem der vortrefflichen unter den älteren an Kraft und Innigkeit nachstehen: so trägt hievon nicht sowohl er die Schuld, als vielmehr seine Zeit: denn seine Jugend fällt gerade in die Jahre, wo man anfing, das Christenthum des Übernatürlichen berauben, der wechselnden Weisheit des Tages unterordnen, und zu einer Dienerin der jedes Mal in der Schule herrschenden, oft sehr seichten Sittenlehre erniedrigen zu wollen. Hiedurch verlor die Religion das heilige Dunkel, welches das Verlangen zu schauen in grösserem Masse weckt als befriedigt, die Hoheit, welche die fromme Begeisterung über den Bezirk veränderlicher Erscheinungen zu dem Unvergänglichen und Ewigen emporhebt, den Reiz des Wunderbaren, welches dem Ernste der Erbauung das Ergötzliche der Fabel beygesellt. Hieraus entstand selbst in gottseligen Menschen eine Verödung des Herzens, welche, anderer Beziehungen jetzo nicht zu gedenken, für die Kunst wenigstens, und namentlich für die heilige Dichtung, sehr nachtheilig wirkte. So werden die Anhänger des alten Kirchenglaubens sagen, und sich auf diese Sammlung *niemeyerischer* Gedichte berufen, als einen Beweis, wie gegründet ihre Klagen über den Schaden sind, den der Untergang desselben so vielem Schönen und Würdigen angethan hat, was dem innerlichen Leben unserer Vorfahren Gehalt und Glanz verlieh. In diese Klagen stimmt der würdige Vf. gewissermassen selber ein, in dem Liede, welches überschrieben ist: *Trauer um die Abtrünnigen,* und so anfängt:

> Warum tönt das Lied der Frommen
> Schwächer stets von Gottes Ruhm?
> Traurig ist mein Herz beklommen,
> Öde wird das Heiligthum!
> Die einst treu dem Bunde war,
> Wo verlor sich hin die Schaar?
> Warum muss ich einsam wallen,
> Zu den gottgeweihten Hallen?

Wer könnte der wehmüthigen Sehnsucht widerstehen, welche dieses zarte Lied nach den Tagen vergangener Frömmigkeit einflösst? An sanfter Rührung kommen ihm andere der Sammlung gleich. Gern werden sich auf diese die Widersacher des alten Glaubens berufen, um zu beweisen, es müsse doch um die Verödung des Herzens, welche die Aufklärung angerichtet haben solle, nicht so schlimm stehen, da sie in dem edlen Vf. die Begeisterungsfähigkeit nicht ertödtet habe, in der heiligen Dichtkunst Werke hervorzubringen, welche, wenn sie manchem der älteren auch an Kraft nachstünden, es ihnen an Lieblichkeit und gefälliger Anmuth zuvor thäten. Diese möchte noch gewonnen haben, wenn die Vernunftgemässheit, die im Ganzen herrsche, sich auch im Einzelnen immer bewähre. So z. B. erscheine Christus allerdings meist nur als der Weiseste und Beste Einer; bisweilen aber doch auch als Erlöser, Versöhner, Weltrichter, unter Gestaltungen, welche leicht Missverständnisse veranlassen könnten. Hierin werden ihnen die Anderen wahrscheinlich beystimmen: denn es wird ihnen vorkommen, dass einzelne Theile des alten Lehrbegriffs, aus ihrem Zusammenhange gerissen, die ihnen zukommende Würde schwerlich behaupten können, und dass es für den heiligen Dichter zwischen völliger Annahme und gänzlicher Verwerfung der alten Heilsordnung kein Mittel gebe, wofern nicht eine Mischung verschiedener Ansichten und Empfindungsweisen entstehen soll, die wahrhaft unverträglich sind.

Die bisher angedeuteten Eigenheiten der Darstellungsart des Vfs. treten sehr kenntlich hervor S. 323 in dem Oratorium, welches überschrieben ist: *Am Gedächtnissfeste der Todten.* Laut der Vorrede will der Vf. dadurch Gelegenheit geben, auch unter uns eine Nachahmung des schönen Gedächtnissfestes der Todten in der katholischen Kirche zu befördern, und in dieser Beziehung nennt er es Versuch eines neuen *Requiem*, wodurch er zu einer Vergleichung desselben mit dem weltkundigen *dies irae dies illa* selber auffodert.

Die Lehren der Kirche von der Wahrhaftigkeit alttestamentlicher Weissagungen, und selbst heidnischer, wenn sie mit jenen stimmen; vom Ende der Welt; von der Auferstehung der Todten; vom jüngsten Gericht; von der Sündhaftigkeit des Menschen, nach welcher ein Jeder von Gottes Gerechtigkeit Alles zu fürchten hat; vom Versöhnungstode Christi, welcher einem Jeden zu Gottes Barmherzigkeit und Gnade Getrostheit, Zuversicht und unendliche Hoffnung einflössen soll; von den ewigen Belohnungen des Himmels und den Strafen der Hölle — diese Lehren haben die Begeisterung hervorgebracht, aus welcher jenes wundersame Lied hervorgegangen ist. Sie sind der katholischen Kirche keinesweges eigenthümlich, sie waren allen christlichen Bekennungen gemein, bis die neuere protestantische Theologie sie grossentheils wegerklärt hat. Aber jene Lehren hängen mit Ideen zusammen, welche haften bleiben, und, nachdem sie einmal unter dem Menschengeschlechte laut geworden, nicht sobald verhallen werden. Diese Ideen betreffen die jenseit der Sinnenwelt vorhandene sittliche Ordnung von ewigem und unwandelbarem Bestande, welche allem Irdischen vorangegangen ist, und alles Irdische überdauern wird; den unendlichen Abstand zwischen Gott und dem Menschen, welchen nur ein Göttliches und Menschliches in sich vereinigender Mittler aufheben kann; die Nothwendigkeit, Gott zu lieben über Alles, und die Unmöglichkeit, diese Foderung nach ihrem ganzen Umfang zu erfüllen, das hieraus entstehende Bedürfniss höheren Beystandes, um den Widerspruch zwischen dem Sollen und Können, dem Wollen und Vollbringen zu lösen, und so in frommen Seelen den innerlichen Frieden, der täglich gestört wird, täglich zu erneuern; die Nichtigkeit des irdischen Lebens nach seiner Währung, seine Unendlichkeit nach den Folgen, die der Gebrauch desselben in alle Ewigkeit hervorbringt. Diese Ideen, welche die tiefsinnigsten Weisen des Alterthums zum Theil nur dunkel ahneten, bringt jenes heilige Grablied Allen ohne Ausnahme, auch den Ärmsten an Geiste, zur Anschauung. Hierin liegt seine erbauliche Kraft. Nicht weniger als durch Erhabenheit des Inhalts, ist es bewunderungswürdig durch seine Gestaltung. Eine Stimme ist es, die da singt, aber es ist die Stimme des menschlichen Geschlechts: denn eines Jeden Herzensangelegenheit erscheint hier als die Sache Aller, und die allgemeine Sache als eines Jeden eigene.

Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus,
Cum vix justus sit securus?

Qui Mariam absolvisti,
Et latronem exaudisti,
Mihi quoque spem dedisti.

Indem so Alle einstimmig und einmüthig singen, findet sich der Beste gedemüthigt und der Verworfenste aufgerichtet, da Keiner als der göttlichen Gnade würdig erscheinet, und doch Jeder sich ihrer getrösten darf. Die Zeit der Auferstehung und die Haltung des Gerichts sind Geheimnisse. Weislich hütet sich der fromme Sänger, den Schleyer wegzuziehen, der sie den Augen der Gläubigen verbergen soll. In den ersten acht Strophen zeigt sich beides in einer noch fernen Zukunft, und als das Bild davon so lebendig wird, dass sich das Bevorstehende in Gegenwärtiges verwandelt, ergiesst sich die Empfindung in ein Gebet, welches anfängt:

Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me fons pietatis,

und dann zwischen wechselnden Gefühlen der Furcht und Hoffnung, der Zerknirschung und Zuversicht sich hin und her wendend mit den Worten schliesst:

Lacrimosa dies illa,
Qua resurget ex favilla
Judicatus homo reus,
Huic ergo parce Deus.

So führt uns das Lied an die Pforten der Ewigkeit, deren unergründliche Tiefe Tag und Nacht wiederhallet von Seufzern und Gebeten Unzähliger, die zu dem Throne des Allerhöchsten emporsteigen. Ob von den Flehenden allen Einer Begnadigung erlangen, oder das Urtheil der Verdammung vernehmen werde, bleibt zweifelhaft. Jeder zittert für sich, und hofft, für den Anderen; und indem er mit gläubiger Zuversicht um Ruhe für die Todten bittet, weissagt ihm das Herz, auch derer Gebet werde Erhörung finden, die einst über seinem Grabe singen: *Dona eis requiem.*

Das ist der Triumph unseres Glaubens, dass alle seine Verheissungen, Lehren, Gebote und Drohungen darauf abzwecken, die Besseren von uns zu bestärken; aber nicht sicher zu machen, die Schlechteren zu demüthigen, aber nicht niederzudrücken; die Gewissen bald zu rühren, aber nicht zu ängstigen, bald zu beruhigen, aber nicht einzuschläfern. Es entsteht hieraus ein immerwährender Kampf von Gedanken, die sich unter einander verklagen und lossprechen, ein unaufhörlicher Wechsel von Entzweyung und Versöhnung mit Gott, von Bekümmerniss und Tröstung, von wehmüthiger Freude und süsser Trauer, der das Leben des Christen auf Melodieen der Empfindung stimmt, von einer aus Kraft und Milde gemischten, zwar strengen, aber nicht unlieblichen Tonart, derjenigen ähnlich, in welcher das alte *Requiem* seit vielen Jahrhunderten dahinströmend tausend Mal Tausende der Gläubigen im Leben und im Tode gerührt und erquickt hat, als das feyerlichste und erbaulichste aller christlichen Grablieder.

Das vorliegende der protestantischen Kirche zugedachte neue *Requiem* unterscheidet sich von jenem auf den ersten Blick durch die äussere Gestaltung. Es zerfällt in zwey Theile, deren erster sich mit Gesängen

eröffnet, welche, wie es scheint, zunächst die feyernde Gemeine mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigen, und einen Jeden an die ihm durch den Tod entrissenen Geliebten erinnern sollen. Mit dem siebenten Gesange erweitert sich der Kreis der Empfindungen, indem sich der Himmel aufthut, und verschiedene Gruppen Seliger im Hintergrunde zeigt. Es kommen nach einander zum Vorschein Kinder, dann Märtyrer und Helden, unter welchen die im letzten Kriege Gefallenen die Theilnahme der Gemeine besonders erregen.

Doch hingestreckt,
Mit Wunden bedeckt,
Liegen umher, aus den Heldenschaaren,
Die unsres Lebens Wonne waren.
Errungen ist der Völker Glück;
Doch ach! — sie kehrten nicht zurück.

So singt eine Stimme der Feyernden, worauf jene im Chor von den Himmelshöhen herab antworten:

Wir waren treu bis in den Tod,
Uns ward des Lebens Krone.

Weiter treten hervor bräutliche Jungfrauen und unentschleyerte Mädchen; dann Weise, die sich also vernehmen lassen:

Ein hohes Loos ward unser Theil;
Die Wahrheit sprach durch unsern Mund;
Wir schöpften Licht aus Gottes Licht,
Dem Licht entquoll der Brüder Heil.
Wir trugen willig Spott und Hohn;
Reich ist die Erndte, groß der Lohn.

Es folgen nunmehr irdisch Beglückte, welche sich durch des Lebens Freuden nicht verlocken liessen, und deren Blick nach Gott gewandt blieb; endlich die durch Leiden schwer Geprüften und bewährt Gefundenen. Diese vergleichen sich mit Christo, und sprechen:

Aus grosser Trübsal kamen wir;
Wir glichen heil'ger Dulder dir.
Du hast gekämpft und überwunden;
Wir haben im Tode das Leben gefunden.

Da es das Ansehen gewinnt, als seyen diese Seligen in den Himmel gekommen, nicht durch Gottes Barmherzigkeit und Gnade, sondern durch Verdienst und Würdigkeit: so werden jene Selbstrühmungen Manchem anstößig seyn, der sich der Worte unseres Herrn erinnert: wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist: so sprechet: wir sind unnütze Knechte.

Den zweyten Theil eröffnet eine Stimme; es ist die Stimme des Herrn. Sie ruft:

Es spricht der ew'gen Wahrheit Mund:
Wie Felsen steht der alte Bund;
Was Staub ist, soll zu Staube werden.
Alle, die gelebt auf Erden,
Stell' ich, der Herr, vor mein Gericht.
Und all ihr Thun kommt an das Licht.

Diese feyerliche Ankündigung des Gerichts macht auf die Gemeine Anfangs einen nur schwachen Eindruck, der sich in mehreren Chören und Arien ausspricht, worauf abermals eine Stimme erschallt, von der es aber zweifelhaft bleibt, ob es ebenfalls die Stimme des Richters ist oder nur eines Herolds. Sie ruft:

Verbergt euch, Frevler, in die tiefste Nacht!
Gericht zu halten kommt, den ihr verhöhnt.

Diese Drohung bringt eine Wirkung hervor, welche also geschildert wird:

Arie.

Auf donnerndem Wagen,
Von Engeln getragen,
Erscheinet der göttliche Sohn.
Die Sünder erbeben;
Sie zagen, sie heben
Ringend die Hände zum Thron.

Chor.

Es hallt in den Tiefen, es tönt von der Höhe
Wehe! Wehe! Wehe!
Fallt auf uns, ihr Berge! Felsen, stürzt nieder!
Die Gnad' ist verschwunden, sie kehret nicht wieder.

Ob nunmehr das Gericht wirklich gehalten wird, oder ob es bey der Androhung verbleibt; ob, wenn es gehalten wird, dasselbe als das letzte allgemeine, auf den jüngsten Tag angesetzte zu betrachten ist, oder als ein besonderes, von Zeit zu Zeit wiederkehrendes; wer diejenigen sind, über welche es gehalten wird, ob alle bis dahin gestorbenen Menschen oder nur die Frevler, welche den Herrn verhöhnen, sich also, um in der Sprache der alten Kirche zu reden, der Sünde wider den heiligen Geist schuldig machen — hierüber geben die folgenden sieben Strophen keinen Aufschluss, indem sie sich nur damit beschäftigen, die Mitglieder der feyernden Gemeine zu beruhigen, und ihnen, statt knechtischer Furcht, kindliches Vertrauen zu dem Richter einzuflössen, welches auf eine freylich ganz anders ergreifende Art das alte *Requiem* thut, in den wenigen und einfachen Worten:

Recordare Jesu pie,
Quod sum causa tuae viae,
Ne me perdas illa die.

Quaerens me sedisti lassus,
Redemisti crucem passus,
Tantus labor non sit cassus.

Der angestellten Vergleichung dieses neuen *Requiem* mit dem alten zufolge möchte wohl einige Aufmerksamkeit verdienen, was darüber ein frommer, vielleicht aber etwas zu eifriger Katholik angeblich geäussert hat. Nichts wünsche er mehr, soll er gesagt haben, als dass dieses protestantische *Requiem* einen Tonsetzer wie Mozart finden, und dass man sich dadurch bey der im Preussischen vorseyenden Umbildung des Gottesdienstes bewogen sehen möge, der jährlichen Aufführung desselben ein eigenes Fest zu widmen. Diess werde seiner Kirche einen herrlichen Triumph bereiten.

Die anderen Oratorien sind überschrieben: *Abraham auf Moria, Lazarus, oder die Feyer der Auferstehung, Thirza und ihre Söhne, Mekala, die Tochter Jephtha, Die Feyer des Todes Jesu.* Von diesen meldet der Vf. in der Vorrede, sie hätten in den Jahren 1776 — 1780 ein sehr grosses Publicum bekommen, und diess vornehmlich einem damals sehr geschätzten Componisten, dem seligen Musikdirector *Rolle*, zu danken gehabt, welcher sie zuerst in den damals sehr glänzenden magdeburgischen Concerten vollstimmig aufführte, und dann in Clavierauszügen herausgab.

Der Vielen, welche zu jener Zeit durch *Niemeyers* und *Rollens* Singspiele erfreuet wurden, Einer ist auch der Rec., und seine dankbare Hochachtung gegen den Vf., mit dessen Hülfe ihm in Tagen früher Kindheit die erste Ahnung der Kunstwelt aufging, ist bey Durchlesung der beiden ersten der genannten Oratorien so lebendig in ihm geworden, dass er deren Beurtheilung Anderen überlassen muss; in Ansehung der drey übrigen ist er unbefangener, da diese ihm keine bestimmten Erinnerungen zurückgelassen haben.

Die biblische Geschichte von Jephtha's Gelübde enthält einen Stoff, dessen künstlerischer Behandlung eine nicht geringe Schwierigkeit im Wege steht, da die Opferung der Tochter das sittliche Gefühl beleidigen, die Verschonung derselben die tragische Wirkung der heiligen Sage schwächen zu müssen scheint. „Sie sprach zu ihrem Vater, lautet die Sage: du wollest mir das thun, dass du mich lassest zween Monate, dass ich von hinnen hinab gehe auf die Berge und meine Jungfrauschaft beweine mit meinen Gespielen. Er sprach: gehe hin, und liess sie zween Monate gehen. Da ging sie hin mit ihren Gespielen und beweinte ihre Jungfrauschaft auf den Bergen. Und nach zwey Monaten kam sie wieder zu ihrem Vater, und er that ihr, wie er gelobet hatte." — Diese Züge der Erzählung bieten unseres Erachtens ein Mittel dar, die erwähnte Schwierigkeit wegzuräumen. Denn nichts ist wohl natürlicher, als dass die Jungfrau, da sie die Berge verliess, um vor den Altar zu treten, umringt von ihren Gespielen, sich in einem Gebete der Gottheit feyerlich weihete. Wie nun, wenn Gott gleich nach diesem Gebete sie durch einen sanften Tod zu sich genommen hätte? Dieser plötzliche Tod hätte den Jephtha vor Blutschuld bewahrt, und doch seines Gelübdes entledigt, zugleich auch für seine Vermessenheit bestraft; er hätte Jehovah's Missfallen an Menschenopfern sehr eindrücklich beurkundet; er hätte der Jungfrau Heldenruhm auf das Schönste verherrlicht, gemäss der Sage, welche meldet: es ward eine Gewohnheit in Israel, dass die Töchter Israels jährlich hingehen, zu klagen die Tochter Jephtha des Gileaditers des Jahres vier Tage; jener plötzliche Tod hätte vermocht, Auftritte herbeyzuführen, den rührendsten ähnlich, wodurch je eine Tragödie zur Reinigung der Furcht und des Mitleidens hingewirkt hat. Freylich berichtet die Geschichte ausdrücklich: er that ihr, wie er gelobt hatte, d. h. er verbrannte sie; und so wäre jener plötzliche, durch Gott selbst verhängte Tod von der Aussage der heiligen Schrift eine bedeutende Abweichung, die sich, aus religiösem Gesichtspuncte betrachtet, vielleicht nicht entschuldigen, von Seiten der Kunst jedoch gewiss vollkommen rechtfertigen liesse. Ob diess aber auch von dem Auswege gilt, den der Vf. gewählt hat? In dem Augenblicke, wo das Opfer vollzogen werden soll, lässt er den obersten Priester Abjathar erscheinen, worauf sich Wechselreden entspinnen, welche so enden (S. 293):

Jephtha.

Abjathar! Willst du den Herrn versöhnen,
Wenn er den Meineid rächt?

Abjathar.

O tödte mich mit diesen Zweifeln nicht!
Gott ist kein Mensch; dem Laster zürnt der Herr,
Und jenem Wahn, womit der Sterbliche
Sich ihn zu sühnen müht, als dürstete
Nach Blut und Tod der Gott,
Von dem in tausend Strömen Leben quillt,
Den nie ein thörichtes Gelübd versöhnt. —
Sink in den Staub und fleh, dass er verzeih,
Was du — mir schaudert — du zu thun beschlossest! —
Und du, Mehala, nicht dein Blut,
Dein Herz sey ihm ein Opfer! — *Leichter, meine Tochter,*
Viel leichter ists, den Augenblick des Todes,
Als ihm ein ganzes Leben weihn. —

Mehala.

Dir, Vater der Liebe, dir weih ich mein Leben,
Dir, himmlische Tugend, diess klopfende Herz!
Du hast mich den Armen des Vaters gegeben,
Schufest zur Wonne den Schmerz!
Jede meiner jungen Freuden
Heilig sey sie, wie du bist:
Jede Thräne, die ich weine,
Sey ein Opfer, das dir fliesst.
Dir, Vater der Liebe, dir weih ich mein Leben,
Dir, himmlische Tugend, diess klopfende Herz!

Unter den Kränkungen, welche die tragische Würde des Stoffs bey dieser Behandlung erfahren hat, möchte die empfindlichste wohl die seyn, dass die Jungfrau ihres Heldenruhms beraubt wird. Denn kam diese so leicht davon, mit einer Angelobung nämlich, dergleichen täglich Tausende gethan und Tausende gebrochen werden: so konnte schwerlich in Israel die Gewohnheit entstehen, dass die Töchter Israels hingingen, zu klagen die Tochter Jephtha des Gileaditers, des Jahres vier Tage.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Conversationslexikon* oder *Handwörterbuch für die gebildeten Stände*, über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bey der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe in Beziehung auf Völker- und Menschen-Geschichte, Politik und Diplomatik, Mythologie und Archäologie, Erd-, Natur-, Gewerb-, und Handlungs-Kunde, die schönen Künste und Wissenschaften; mit Einschluss der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter, und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Zeitereignisse. Sechster Band. M und N. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1815. 798 S. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.) Auch unter dem Titel: *Conversations-Lexikon oder encyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände.* Sechster Band, M und N. (S. d. Rec. Jahrg. 1812. No. 46.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE u. BERLIN, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Religiöse Gedichte* von *August Herrmann Niemeyer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Mutter mit den sieben Söhnen, welche in dem anderen, *Thirza* überschriebenen Oratorium als Heldin auftritt, ist als Vorbild der heiligen Felicitas anzusehen, welche später in den Legende vorkömmt. Des Erzählers Worte: „Es war aber ein grosses Wunder an der Mutter, und ist ein Exempel, das wohl werth ist, dass man es von ihr schreibe. Denn sie sah ihre Söhne alle sieben auf einen Tag nach einander martern und litte es mit grosser Geduld, um der Hoffnung willen, die sie zu Gott hatte" — diese Worte erregen eine besondere Rührung, weil sie uns die lange Reihe ähnlicher Trauerscenen in das Gedächtniss rufen, welche die Standhaftigkeit späterer Glaubenshelden eben so prüften und bewährten. Überhaupt möchte man sagen, dass die Erbaulichkeit der heiligen Schrift mit dem Fortschritte der Zeit immer wächst, da sich die in ihr liegende Kraft der Begeisterung mit jedem Jahre reicher und mächtiger entwickelt. Denn was ist die Kirchengeschichte anderes, als eine Fortsetzung der biblischen, was ist diese anderes als ein Vorbild jener? Wie Vieles in der Schrift wird erst verständlich, wenn man es mit dem Erfolge zusammenhält, den es hervorgebracht hat. Solche Beziehungen der früheren und späteren Zeit zur Anschauung zu bringen, und so die Zukunft mit der Vergangenheit zu verknüpfen, gehört unseres Erachtens vorzüglich zum Berufe des religiösen Dichters, welcher vor allen anderen prophetisch seyn darf und seyn soll. Sterbenden, wie man sagt, wohnt etwas Weissagerisches bey: und so möchte es die dichterische Täuschung nicht gestört, sondern vielleicht gar sehr erhöhet haben, wenn der Thirza mit ihren Söhnen in der Todesstunde Gesichte erschienen wären, und ihren Mund geöffnet hätten, um so manchen Helden der kommenden Tage zu dem einzuweihen, was er nach ihrem Beyspiele thun, leiden, verlieren, und erstreiten werde. Eine solche Beymischung des Prophetischen hätte dieses Oratorium zu einem wahrhaft christlichen gemacht, was es nach seiner jetzigen Gestaltung Manchem nicht zu seyn scheinen wird.

Die Feyer des Todes Jesu entbehrt eigentlicher Handlung völlig: denn sie besteht aus Gesängen und Gesprächen zwischen Angehörigen, Freunden und Jüngern Jesu, welche versammelt sind, das erste Jahresfest seines Todes zu feyern. Den Schmerz, den ihnen das Bedenken seines Leidens und Sterbens erweckt, mildern eingemischte Erinnerungen an seine Auferstehung und Himmelfahrt. Hieraus geht eine Stimmung hervor, welche die Bekümmerniss und Trauer schwächt, der wir am Charfreytage ausschliessend Raum geben sollen. „Verstehest du nicht, sagt Thomas von Kempen, Hohes und Himmlisches zu erspähen: so ruhe aus im Leiden Christi und wohne gern in seinen heiligen Wunden." — Diess sollen bey der Feyer des Todes Jesu Alle wollen; und wenn die Kunst dabey unsere Andacht erhöhen und nicht stören will: so muss sie sich innerhalb dieses Kreises der Empfindung halten.

Wir kehren noch ein Mal zurück zu des Vfs. geistlichen Liedern, um unser Bedauern zu bezeigen, dass man darunter Pfingstgesänge vermisst. Wie dem Apostel zufolge von den drey Angeltugenden Liebe die grösste ist: so lässt sich sagen, es sey von den Geheimnissen unserer Religion keines grösser, als das Geheimniss der Ausgiessung des heiligen Geistes und seiner siebenfachen Gabe, wodurch er die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt, erleuchtet, heiliget und bey Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben. Dieses Geheimnisses erste Ahnung ist als der Grundstein, und die aus seiner Anbetung entspringende Demuth ist als der Schlussstein anzusehen von dem Tempel Gottes, wozu wir unser Herz erbauen sollen. Wunderbarer Weise ist es zugleich von allen Geheimnissen dasjenige, welches dem Belange der weltlichen Weisheit am nächsten liegt, weil es das innerste Wesen unseres Glaubens am wenigsten verhüllt darstellt.

> Was ist das Heiligste? Das, was heut' und ewig die Geister
> Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht —

Diesen Spruch eines unserer Dichter führen Viele im Munde, nicht ahnend, wohin sie gelangen würden, wenn sie dem Gedankenzuge folgten, der ihnen in diesen Worten entgegen kömmt.

Unter den vermischten Gedichten haben zwey unsere Aufmerksamkeit vornehmlich auf sich gezogen. Das eine derselben ist überschrieben *Thomas*, worüber die Vorrede S. X Folgendes aussagt: „Die dichterische Bearbeitung einer schönen Scene aus der biblischen Geschichte — *Thomas* — soll zugleich eine Anfrage seyn, ob eine Reihe ähnlicher biblischer Gemälde nicht unwillkommen seyn dürfte, in welchen die Poesie der Wahrheit so nahe als möglich bliebe,

und selbst das Dichterische auf dem Grunde psychologischer Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit ruhte."

Von den Wahrheiten der Seelenkunde darf sich wohl die Kunst nie und unter keinen Umständen entfernen; es wird also an dieser Stelle unter psychologischer Wahrheit allem Vermuthen nach geschichtliche zu verstehen, und der Sinn der Frage so zu fassen seyn: ob über Personen der Bibel eine Reihe dichterischer Sittengemälde willkommen seyn dürfte, in denen die Poesie nur dazu diente, die Gemüthsarten gedachter Personen, wie sie nach des Vfs. Ansichten in der Wirklichkeit gewesen sind, oder gewesen seyn können, zur Anschauung zu bringen, ohne dabey, wie man es sonst von der Kunst zu fodern pflegt, auf etwas Urbildliches (Ideales) hinzuarbeiten. Auf die so gestellte Frage wird die Antwort nicht weniger verschieden ausfallen, als verschieden die Grundsätze sind, von welchen sich bey Erklärung der Bibel ausgehen läst. Hierüber verdient bey dieser Gelegenheit wohl sehr eine Äusserung Bacons von Verulam in Erinnerung gebracht zu werden, welcher im neunten Buche von Erweiterung der Wissenschaften Folgendes sagt:

„Es giebt eine Art, die Bibel auszulegen, welche beym ersten Anblick keusch und nüchtern zu seyn scheint, aber gleichwohl die Schrift entstellt und der Kirche grossen Schaden bringt. Sie tritt, um es kurz zu sagen, ein, wenn man die göttlich eingegebenen Schriften auf dieselbe Art wie menschliche erklärt. Bedenken muss man, dass Gott dem Urheber der heiligen Schrift zweyerley offenbar ist, was menschlicher Einsicht entgeht, die Geheimnisse des Herzens nämlich und die Folgen der Zeit. Da also die Sprüche der heiligen Schrift solche sind, die an das Herz gerichtet werden, und aller Jahrhunderte Wechsel begreifen, und zwar mit ewiger und untrüglicher Vorwissenschaft aller Secten und Zwistigkeiten, und des vielgestaltigen und wandelbaren Zustandes der Kirche sowohl im Allgemeinen als auch in einzelnen Erwählten: so sind sie auszulegen nicht allein nach dem Sinne, den eine Stelle ihrer Breite nach auf der Oberfläche darbietet, oder so, dass man die Veranlassung berücksichtigt, bey welcher die Worte vorgetragen wurden, oder genau nach dem Zusammenhange der vorhergehenden und folgenden Worte, oder so, dass man den Hauptzweck des Ausspruchs in Erwägung zieht, sondern so, dass klar werde, wie sie nicht nur im Ganzen oder gesammt, vielmehr auch absonderlich in einzelnen Wörtern und Redensarten unzählige Bächlein und Adern der Lehre in sich schliessen, um einzelne Theile der Kirche und die Seelen der Gläubigen zu bewässern. Denn sehr richtig ist die Bemerkung, dass auf nicht wenige Fragen unser Heiland Antworten giebt, welche dem zufolge, was man ihm vorlegte, nicht der Sache gemäss, sondern so zu sagen ungehörig scheinen. Der Ursachen hievon sind zwey: eine, weil er die Gedanken derer, die ihn fragten, nicht aus ihren Worten nach menschlicher Weise erkannte, sondern unmittelbar und durch sich selber, und dass er daher auf das antwortete was sie dachten, nicht aber auf das, was sie sagten; die andere Ursache ist, weil er nicht allein zu denen sprach, die damals zugegen waren, sondern auch zu uns, die wir jetzo leben, und zu Menschen jedes Zeitalters und Orts, denen das Evangelium gepredigt werden sollte. Diess alles gilt auch von anderen Stellen der Schrift. Das Gesagte haben wir voraus geschickt, um zu dem Werke zu kommen, welches nach unserer Meinung noch vermisst wird. Es finden sich in der That unter den theologischen Büchern der Streitschriften zu viele, auch von derjenigen Theologie, welche wir die positive genannt haben, eine grosse Masse, Gemeinplätze, besondere Abhandlungen, Gewissensfälle, Kanzelreden und erbauliche Mittheilungen, endlich sehr ausführliche Erläuterungen über biblische Bücher. Was wir vermissen, ist Folgendes: nämlich eine kurzgefasste, tüchtige und mit Urtheil angelegte Sammlung von Anmerkungen und Beobachtungen über besondere Schrifttexte, und zwar von der Beschaffenheit, dass sie nicht in Gemeinplätze auslaufe oder Glaubensstreitigkeiten verfolge, oder die Bemerkungen künstlich ordne und zusammenstelle, welche vielmehr gerade weg ausgestreut werden und wie von selber entstanden seyn müssen. Etwas dieser Art zeigt sich bisweilen in Predigten besserer Art, die jedoch meistens nicht dauern, noch aber ist es nicht zu Büchern erwachsen, die auf die Nachkommen gelangen. Und doch, gleichwie Weine, welche bey der ersten Trotte sanft abfliessen, lieblicher sind, als welche die Kelter auspresst, weil diese ein wenig nach den Kernen und Schalen der Trauben schmecken, eben so sind sehr heilsam und lieblich solche Belehrungen, die den gelinde ausgedrückten Schriften der Bibel entfliessen, ohne auf Gemeinplätze hinauszulaufen. Ein Werk dieser Art wollen wir *Ausflüsse* der heiligen Schrift nennen."

Seitdem Bacon dieses geschrieben hat, ist die Kirche mit einem Werke bereichert worden, welches unseres Erachtens die Foderungen dieses Weltweisen an die höhere, unmittelbar auf Erbauung abzweckende Auslegung der Schrift in reichem Masse befriedigt — wir meinen *Quesnels Neues Testament*, von welchem zu vermuthen ist, dass es des grossen Denkers Beyfall erhalten haben würde. Ob eben derselbe mit den oben beschriebenen Sittengemälden, dergleichen eines das vorliegende vom Thomas ist, gleicher Massen zufrieden seyn möchte, steht dahin: denn diese sind nicht anzusehen als Ausflüsse der heiligen Schrift, sondern als Ergänzungen derselben und zwar zur Ausfüllung von Lücken, welche der heilige Geist gewiss aus weisen Ursachen gelassen hat. Meist werden die biblischen Personen nur durch einzelne oder wenige, aber bedeutende Züge kenntlich gemacht, wobey es nicht darauf abgesehen ist Bildnisse zu entwerfen, um sie zu zeigen, wie sie nach ihrer Persönlichkeit waren, sondern Bilder, in denen wir uns selber zu beschauen haben, um zu erkennen, was wir sind und seyn sollen. In dem Masse, als man diese Züge zu vollständigen Gemälden verarbeitet, und die Schilderungen aus dem Bezirke des Allgemeinen in das Besondere herabzieht, raubt man ihnen, wie es scheint, ihre erbauliche und belehrende Kraft. Was die Schrift

vom Thomas erzählt, dass er bey der ersten Erscheinung des Herrn unter seinen Jüngern nicht zugegen gewesen, dass er darauf ihrer Aussage nicht getrauet habe, betheurend, nicht eher glauben zu wollen, bis er schaue, dass er endlich, nachdem er geschauet, der Erste gewesen, der Christum als Gott anbetete, — ist an sich sehr klar und einleuchtend, und stellt eine Reihe Erscheinungen und Zustände dar, deren Zusammenhang ein Jeder im eigenen Herzen nachweisen kann. Das vorliegende Sittengemälde des Vfs. leitet das Gemisch von Gläubigkeit und Ungläubigkeit des Thomas von zufälligen Umständen ab, und will es erklärlich machen, aus seiner frühesten Erziehung, aus der Milde, womit die Mutter, aus der Strenge, womit der Vater ihn behandelte, aus seinem Umgange mit dem Saddok. Hiedurch erhält dieser Charakter eine geschichtliche Beschränktheit, nach welcher nur Wenige das eigene Bild in ihm erkennen werden; und indem solcher Gestalt an die Stelle der wahren Natur die wirkliche tritt, an die Stelle *des* Menschen *ein* Mensch: so gehen auch grossentheils die Belehrungen verloren, welche die heilige Schrift an diesem Beyspiele einschärfen will. *Quesnels* Streben nimmt durchaus eine entgegengesetzte Richtung, und ist immer darauf bedacht, das Einzelne zu verallgemeinern, wodurch eben sein Werk so erbaulich wird. Dem Theologen möchten daher die in Rede stehenden Sittengemälde nicht willkommen seyn; und dass sie auch den Foderungen der Kunst nicht genügen könnten, liegt schon in dem von ihnen aufgestellten Begriff, welcher verlangt, dass die Poesie darin nicht frey wirken, sondern dienen soll, mit Verleugnung ihres eigenthümlichen Wesens, welches ja eben darin besteht, dass sie auf das Schöne als letzten Zweck hinarbeite. Gleichwohl giebt es gewiss Niemanden, dem die Betrachtung des vorliegenden Sittengemäldes nicht Vergnügen gewährte: mit solcher Einsicht ist dasselbe entworfen, und so anmuthig ist es ausgeführt. Je grösseren Reiz aber der Vf. Werken dieser Art zu geben wissen würde: desto mehr hat Rec. für Pflicht gehalten, seine Zweifel und Bedenken dagegen vorzutragen.

Ein anderes der vermischten Gedichte ist überschrieben: *Sehnsucht nach Ruhe*, Elegie mit einem Spruche des Augustinus zur Inschrift: *Mens nostra inquieta est, donec requiescat in Deo.*

Unmuth über den Schaden, den die mit seinem Berufe verbundene Vielgeschäftigkeit seiner Seele angethan hat, dadurch, dass sie seine Kraft vereinzelte, ohne dauernde und bedeutende Erfolge hervorzubringen, dass sie seine Fortschritte in Erkenntniss des Wahren und Schönen hemmte, dass sie ihn so oft und so lange von Gott und von der Natur entfernte; Trauer über getäuschte Freundschaft und über die Unbilligkeit so mancher Urtheile von seinem Streben — sind die Gefühle, welche dem Vf. diese Elegie eingegeben haben. Ein ganz entgegengesetztes bringt sie in dem Leser hervor, das Gefühl hoher Achtung nämlich für den Klagenden, welcher unter den Zerstreuungen, die eine so weit verbreitete Thätigkeit nach Aussen wie die seinige unvermeidlich mit sich führt, doch den Sinn für das Höchste und Beste nicht in sich ersterben liess, und der ersten Liebe des Schönen und Heiligen, die seine Jugend beglückte, auch in späteren Jahren treu blieb. Wie freundlich diese Treue sich an ihm belohnt hat, bezeugen die vaterländischen Gedichte (S. 401 — 420). Sie stellen die wechselnden Empfindungen dar, welche dem Vf. die grossen Ereignisse der Zeit einflössten, in die er, durch die gewaltsame Wegführung nach Frankreich, persönlich verflochten wurde. Er hat darin seinen edeln und durchaus vaterländischen Gesinnungen ein schönes und ehrenwerthes Denkmal gesetzt, wofür seine Freunde und Verehrer ihm besonders dankbar seyn müssen.

So viel von dem Inhalte dieser der Aufmerksamkeit und Theilnahme sehr würdigen Sammlung von Gedichten und dem Geist, der sie beseelt, im Ganzen und Grossen. Von der Darstellungsweise im Einzelnen ist noch zu bemerken, dass sie sich durch einen sorgfältig gewählten Wortausdruck hervorthut, und dass man in den Bildern, Gleichnissen und Wendungen nicht selten Wiederklänge unserer grossen Dichter vernimmt, die eine gefällige Wirkung hervorbringen, indem sie bestätigen, was in der Zueignung der Vf. diesen zuruft:

An meiner Brust melodisch angeklungen
Ist jeder Ton, den göttlich ihr gesungen.

Was die zur Einleitung dienende S. XIII — XXXII befindliche Abhandlung über geistliche Lieder und Oratorien betrifft: so würde eine ausführliche Erörterung der darin aufgestellten Grundsätze ausserhalb der Grenzen einer Gedankenmittheilung in diesen Blättern liegen; und sie kann um so füglicher unterbleiben, da sich aus den vorstehenden Bemerkungen über die Gedichte von selbst ergiebt, in wiefern des Rec. und des Vfs. Ansichten vom Wesen der heiligen Dichtkunst mit einander stimmen und von einander abweichen.

K. f. d.

Berlin, b. Schmidt: *Julius von Medicis oder Liebe, Rache und Freyheit.* Trauerspiel in fünf Akten. Von *T. H. Friedrich.* 1815. 168 S. 8. (16 Gr.)

Die etwas zu wörtlich und docirend-geschichtliche Erörterung und monotone Wiederholung im Dialog in der ersten Scene, und sehr Weniges im übrigen Stücke abgerechnet, ist diess Trauerspiel mit einer entschiedenen Lebendigkeit hingestellt, und eignet sich durch seine scenische Raschheit und Deutlichkeit unstreitig für die Bühne, wenn man von den höheren Kunstfoderungen abstrahirt. Das Stück ist in einer fliessenden, wohllautenden Prosa geschrieben, und man stösst nur selten auf rednerisch übertriebene Figuren und Bilder in der Sprache, wie sie sich z. B. im Lobe der Gemahlin Lorenzo's und in der Anwendung manches mythologischen und altrepublicanischen Namens bey nicht immer hinlänglich würdiger Gelegenheit erschöpft.

Eine die Gestalten bestimmt und für höhere Anschauung anordnende Charakteristik ist diesem dramatischen Werke nicht eigen; unter allen entwickelt keins eine recht entschiedene Natur, und auch die als edlere Naturen sich darstellen sollen, stehen so umstrickt von Hinterlist und Leidenschaft, dass man über die Motiven ihrer Handlungen sehr oft zweifelhaft bleibt. So steht Lorenzo bald lauernd, heimtückisch, kalt berechnend und Alles rücksichtlos, mit grausamer Falschheit dem Ehrgeiz opfernd, bald im Scheine der Grossmuth und edler Absicht da; so ist und bleibt die Falschheit, des Francesco gegen seinen Jugendfreund Juliano, der ihm offen entgegentritt, so wie des Letzteren Ermordung am Altar, ein unritterliches Stück an dem als Muster der Ritterlichkeit gepriesenen Francesco. Die fahlsten, wohlfeilsten Farben hat der Vf. an Lorenzo's Gemahlin gewendet; an ihr scheint in jeder Rücksicht — nichts. Eben so wenig weiss uns der Vf. begreiflich zu machen, was die beiden Jünglinge so unwiderstehlich an Camilla Caffarelli kettet: denn er hat uns ihre Anmuth und das Ausgezeichnete in ihrem Wesen nirgends entfaltet, nirgends erhebt sie sich in ihren Äusserungen und Handlungen über das Alltägliche, was man in jedem Stück von gestern und heute auswendig kennt, und mehr ihr Schicksal, z. B. im Garten der Prinzessin und in Nori's Schlosse, erweckt und fesselt die Theilnahme. Wie Giuliano sie in ihrem Garten überrascht, und er durchaus nichts von unedlen Absichten blicken lässt, spricht sie sehr unzart in den Worten: „sie sey zu stolz, sich einem Verhältnisse zu opfern, dessen Namen sich ohne Erröthen nicht aussprechen lasse,“ etwas aus, was sie kaum denken, geschweige denn gegen Giuliano aussprechen durfte (S. 71). Unter die durch charakterloses Flattern des Dialogs und der Personen entkräfteten Stellen gehört die Scene zwischen dem Erzbischof Salviati, Francesco und Giacomo Pazzi. Julius von Medicis selbst spricht sich allerdings noch am deutlichsten und befriedigendsten aus, obwohl sein Gemüth keineswegs die tragische Bedeutung des unendlichen Sieges über das Endliche, der auch im Unglück errungen wird, erschliesst, sondern durchaus ein passives Leben in übermächtigen Eindrücken darstellt.

Einige eingemischte komische Momente, Secunden kann man sagen, sind nicht gut gerathen. Z. B. Francesco, Glut und Hass im eifersüchtigen Herzen, im Vorsatz, den ihm im Garten begegnenden Giuliano durch seine heitere Laune irre zu führen, klopft diesem auf die Schulter und ruft: „Ey, ey! Herr Vogelsteller, habe ich *ihn* endlich erwischt? Nun, hat *er's* Täubchen noch nicht im Garn? Ha, ha, ha!“ (diess Hahaha ist überhaupt immer da.) Ein verwünscht modernes Intermezzo! Auch die ehelichen Scenen zwischen Lorenzo und seiner Gemahlin gehören zu den schwachen Parthieen des Ganzen, und Manches daraus scheint aus dem Pantöffelchen irgend eines heutigen Familienstücks in den tragischen Kothurn hineingesprungen.

— us.

Halberstadt, im Bureau für Lit. u. Kunst: *Das Weltkind*, eine Warnungstafel von *Tristan Rosenblüth*. 1814. 306 S. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn man ein Product der Einbildungskraft nach dem reinen Eindrucke, welchen es in der Seele des Lesers zurücklässt, beurtheilen darf: so fällt das Urtheil über gegenwärtiges im Ganzen keineswegs ungünstig aus. Der Gedanke desselben ist fest gehalten. Die Verbindungen einzelner Gruppen zum ganzen Gemälde sind gut motivirt, das Colorit desselben ist frisch und lebendig, nur für einen feineren Sinn hie und da zu grell und schreyend. Rasch schreitet der Gang der Geschichte vorwärts, den traurigen Helden derselben verliert man nie aus dem Gesichte, von Stufe zu Stufe sieht man ihn dem Abgrunde seines Elends entgegen taumeln. Das Werk ist nicht durch Episoden zerrissen, noch, trotz der einseitigen Tendenz, durch Moralien verwässert. Alles steht vielmehr in Leben, in Gestalt, in Situationen da. Der Vf. hat eine genaue Kenntniss des fürchterlichen Spiels, welches die Neigungen im Menschen treiben; und dass er den Heros der Sinnlichkeit in dieser Geschichte nicht ganz zum Gegenstande des Abscheues werden lässt, macht seinem feinen Gefühle und seiner Humanität Ehre. Bey so vielem Empfehlungswürdigen bleibt aber doch Rec. der Wunsch übrig, dass über dem Bemühen, wahr und detaillirt darzustellen, der Vf. die sittliche Grazie nicht möchte aufgeopfert haben. Gross ist leider die Menge derer, welchen dieses Weltkind als Warnungstafel zu Nutz und Frommen gereichen kann, wenn es nur auch so leicht, nicht oft zu spät und lästig wäre, sich warnen zu lassen. Rec. hat die Lectüre dieses Werks sehr ergriffen; doch gesteht er offen, dass es kein Werk ist, welches man gern öfter mit Wohlgefallen lesen möchte, und dass man den unverkennbaren Reichthum an Witz und Laune, zu dem man hingerissen wird, sehr schmerzlich für das Hingeben zarter Momente des Lebens erkauft. — Dem Stile fehlt es hie und da an Gewandtheit, z. B. in der Vorrede: Das *Unwesen* musste mit unverschleyerter und aller Ziererey entkleideter Wahrheit geschildert werden, wenn es den Neulingen *unverkennbar offenkundig* gemacht werden sollte, und sie nun, wenn in Zukunft sie dasselbe in der Wirklichkeit erblicken, sollten ausrufen können: Zurück, zurück! auch hier schimmern und duften jene Giftblumen! Zurück, *derweil* noch Zeit und *Macht* den Rückschritt gestatten!

A...s

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Kurzer Unterricht im barometrischen Höhenmesser für Anfänger in dieser Kunst* von *G. F. F. Kast*, Markscheide-Gehülfe in Clausthal. 1814. 94 S. 8. Nebst 5 Kupfern und Tabellen. (12 Gr.)

Das berühmte Nivellement des Harzes, welches Hr. *v. Villefosse* im Jahr 1805 unternahm, war die Veranlassung, dass der Vf. sich mit diesen Höhenmessungen bekannt machte; und da ihm keine populäre Schrift über das Höhenmessen bekannt war: so beschloss er, die gegenwärtige für die Anfänger in dieser Kunst auszuarbeiten. — Er tadelt die Schrift des Lieutenant *Leithold* mit Recht, und eben so die *krampsche* Formel zum Höhenmessen. Es ist eine etwas auffallende Erscheinung, dass ein so berühmter Mathematiker, wie *Kramp*, sich das Pensum von einem Unberühmten corrigiren lassen muss, der ein blosser Markscheide-Gehülfe ist, — und doch hat der Unberühmte Recht. *Kramps* Formel giebt alle Höhen unrichtig an, weil er, statt der mittleren Temp. der abgewogenen Luftsäule, die untere nimmt. — Beym Montblanc beträgt dieser Fehler über 500 Fuss. — Diesen Fehler hätte Hr. *Kramp* leicht selbst finden können, wenn er weniger leidenschaftlich gegen Hn. *de Luc* gewesen wäre. — *De Luc* trägt freylich seine Theorie ein wenig verworren vor, und ist kein so gewandter Mathematiker als Hr. *Kramp*. Doch hat er in der Hauptsache Recht; und da, wo er Unrecht hatte, hat *Kramp* ihn nicht verbessert. Dadurch nämlich, dass er sein freyes Therm. in die Sonne hing, fand er eine höhere Wärme, als die Luft wirklich hatte. Daher kam es, dass er seine Normaltemp., die 13° R. seyn sollte, zu 16$\frac{1}{4}$° R. fand. Hr. *v. Saussure* machte *de Luc* hierauf aufmerksam, allein aus Eigensinn, und vielleicht weil *Saussure* sein Freund nicht war, blieb er bey seiner Gewohnheit, das Therm. in die Sonne zu hängen, und brachte sich so selbst um den schönsten Lohn seiner vielen Anstrengungen. Es ist fast kein Capitel in der Physik, worüber man so viel gestritten hätte, als über das Höhenmessen mit dem Barometer; — und es ist keins, wo die Irrthümer sich so einander die Hände reichen.

Auch die vorliegende Schrift giebt hievon noch ein trauriges Beyspiel. Hr. *v. Villefosse*, ein kenntnissreicher Bergmann, beschäftigt sich mit dem Höhenmessen auf dem Harze, und studirt die verschiedenen Schriften, welche hierüber erschienen. Die grossen Formeln und die unnöthige Gelehrsamkeit in denselben verwirren ihn, und er kann immer nicht begreifen, *worauf das Höhenmessen eigentlich beruhe*. Endlich giebt ihm die sehr mittelmässig geschriebene Schrift von *Rosenthal* einiges Licht, und er begreift, worauf es beym Höhenmessen ankomme, und dass im Grunde alle Formeln immer dieselben seyn müssen. Er misst nun, und findet, dass seine Höhenmessungen mit den Markscheidemessungen nicht übereinstimmen. Er denkt nicht daran, dass dieses von den Fehlern des Ablesens auf den kleinen Höhen herrühren könne, und von der Schwierigkeit, die mittlere Temperatur der abgewogenen Luftsäule zu finden. Er ändert nun, um seine fehlerhaften Beobachtungen in Übereinstimmung zu bringen, die Ausdehnung der Luft von $\frac{1}{213}$ auf $\frac{1}{191}$, und stellt den Grundsatz auf, dass man für *jede Gegend* eine *besondere* Regel zum Höhenmessen haben müsse. Auch fand er, dass sein Barometer von dem des Hofr. *Meyer* in Göttingen um 1,8 Linien abweiche. Statt hieraus den Schluss zu ziehen, dass eins von beiden entweder Luft haben müsse, oder einen falschen Massstab, sagt er: alle Barometer sind Individuen, — da doch bekanntlich alle *guten Barometer* in England, Deutschland und Frankreich nicht um eine halbe Linie von einander abweichen, wenn sie neben einander hängen. — So kam es denn, dass das grosse Harz-Nivellement mit fehlerhaften Barometern angestellt und nach einer durchaus fehlerhaften Formel berechnet wurde. Rec. glaubte sich diese Abschweifung erlauben zu dürfen, da es nicht ohne Nutzen ist, von den Fehlern der Messungen zu reden, besonders von solchen, welche für genau gehalten und hoch gerühmt werden. — Um jedes Missverständniss zu vermeiden, muss Rec. bemerken, dass Hr. *v. Villefosse* selbst nie viel Rühmens von diesen Messungen gemacht hat. Nur Andere thaten es, welche sich vielleicht den viel vermögenden Fremden geneigt machen wollten, der damals Generaldirector aller Bergwerke in den eroberten Ländern war. — Rec., der Hn. *v. V.* persönlich kennt, hat in ihm einen der kenntnissreichsten und solidesten Franzosen gefunden, die er gesehen, — der sich die Mühe gegeben hat, die deutsche Sprache vollkommen zu lernen, und der die Lehre vom Höhenmessen leicht und richtig würde aufgefasst haben, wenn er nur eine Anleitung gehabt hätte, in der diese Lehre aus ihren physikalischen Gründen ohne Formeln und ohne Gelehrsamkeit entwickelt worden wäre, und aus welcher er gesehen hätte, zwischen

welchen engen Grenzen jede noch *mögliche Verbesserung* der Rechnung eingeschlossen ist.

Hr. *K.* hat es mit seiner populären Darstellung recht gut gemeint, auch die Sache in so weit vorgetragen, als er sie verstand. Er ist grösstentheils der *meyerschen* praktischen Geometrie gefolgt, in der das Höhenmessen noch eben so unvollkommen gelehrt wird, als dieses vor 30 Jahren der Fall war. Will Hr. *K.* sich genauer über das Höhenmessen unterrichten: so empfehlen wir ihm folgende Schrift: *Vollständiges Handbuch der angewandten Geometrie für Feldmesser, Geometer, Trigonometer und Markscheider* vom Prof. *Benzenberg* (Düsseldorf, b. Schreiner 1815). In diesem wird er finden, dass es mit den beiden Correctionen für die Wirkung der Wärme auf Luft und Quecksilber beym Höhenmessen noch lange nicht gethan ist, sondern dass man ausserdem noch eine Correction für die Feuchtigkeit hat, dann eine andere für die Veränderung der Schwere mit der Breite, dann noch eine dritte für den doppelten Einfluss, den die Veränderung der Schwere in senkrechter Richtung auf Luft und Quecksilber hat, und endlich noch eine vierte Berichtigung wegen der *daltonschen* Theorie, da wir nach dieser beym Höhenmessen auf vier verschiedene Atmosphären Rücksicht nehmen müssen, weil unser Luftkreis keine chemische Mischung ist, sondern ein blosses mechanisches Gemenge.

Der Vf. glaubt, dass man etwas von der Algebra verstehen und die Logarithmen kennen müsse, wenn man Barometermessungen berechnen wolle. Dieses ist irrig. Er kann sich davon leicht überzeugen, wenn er sich die kleinen Barometertafeln anschaffen will, welche im Jahr 1811 in Düsseldorf b. Schreiner erschienen. In diesen ist eine kleine Schichttabelle, nach welcher Jeder, der nur die vier Species kennt, alle Höhen eben so leicht, eben so schnell und eben so genau berechnen kann, als der grösste Mathematiker, der höhere Rechnungen gebraucht. Wenn man, wie der Vf., für Anfänger schreibt: so muss man keine Formeln, keine Logarithmen und keine Gelehrsamkeit gebrauchen, sondern ihnen bloss sagen, das Barometer sey eine Wage: und wirklich wurde es von den Bergleuten eine Quecksilberwage genannt; die Scale sey eine Eintheilung der Quecksilbersäule in Schichten von $\frac{1}{100}$ Zoll Höhe; das Messen bestehe darin, dass man auf dem Berge sehe, wie viel Luftschichten weniger auf der Waage liegen wie unten, — und dann in der Schichttabelle, wie hoch diese nach dem mariottischen Gesetz sind. Logarithmen gebraucht man hiebey gar nicht, auch nicht um die Schichttabelle zu berechnen; dieses geschieht mit blossem Addiren und einigen Divisionsexempeln. — S. 28 bemerkt der Vf., dass man, um die mittlere Temperatur der Luftsäule zu finden, das Mittel aus der oberen und unteren Temperatur nehme; dass dieses aber irrig sey, weil man hiedurch zwar die Temperatur der Mitte der Luftsäule finde, allein nicht die mittlere Temperatur, denn im unteren Theile sey mehr Luft als im oberen; wenn man also die ganze Säule mische: so würde man eine Temp. erhalten, welche höher wäre, als die Temp. von der Mitte der Säule. Diese Vorstellung ist zwar irrig; allein sie hat viel Scheinbares. Wenn wir bey unteren Höhenmessungen so verführen, dass wir die Luftsäule wögen, und dann die Frage aufwürfen: wie lang ist eine Luftsäule, die so und so viel wiegt: so müsste man die mittlere Wärme der Mischung kennen, und der Vf. hätte Recht; allein jetzt, da uns das Barometer sagt, wie viel Schichten unten mehr auf ihm gelegen als oben: so brauchen wir nur die Temp. der mittleren Schicht zu kennen, die z. B. 9° seyn soll, indess die unterste 12, und die oberste 6° hat. — Da die Schichttafeln die Höhe aller Schichten für die Temp. 0° angeben: so multipliciren wir diese mit der Verlängerung, die für 9° gehört, — hiedurch werden die untersten um eben so viel zu kurz, als die obersten zu lang werden; und da unter der Mitte zwar mehr Schichten liegen als über der Mitte, jene aber auch um eben so viel niedriger sind: so hebt sich das gegen einander, und man findet die wahre Länge der Luftsäule völlig scharf. Der Vf. scheint den Unterschied zwischen der wahren *mittleren* Temp. der Luftsäule und zwischen der Temp. der *mittelsten Schicht* für sehr klein zu halten. Dieses ist er nicht. Rec. will die Rechnungen, die er hierüber geführt hat, im Auszuge hieher setzen, und als Beyspiel die Messung des Montblanc nehmen, dessen Höhe in runder Zahl 14000 Fuss ist. Er nimmt dabey an, dass für jede 1000 Fuss Höhe die Wärme um $1\frac{1}{8}$ Grad R. abnehme. Da sich die Menge Luft in einem bestimmten Raume verhält, wie ihre Dichtigkeit, und diese wie der Druck, den sie erleidet oder ausübt: so geben die Barometerhöhen in jeder Schicht einen Massstab für die Menge der Luft, die sie enthält. Nehmen wir an, die ganze Luftsäule sey in 14 Schichten, jede von 1000 Fuss, getheilt: so steht am unteren Ende der untersten Schicht das Barometer auf — 28, 18 Zoll

am untersten Ende der zweyten	—	27, 05	—
der dritten	—	25, 97	—
der vierten	—	24, 93	—
der fünften	—	23, 93	—
der sechsten	—	22, 98	—
der siebenten	—	22, 06	—
der achten	—	21, 18	—
der neunten	—	20, 33	—
der zehnten	—	19, 52	—
der eilften	—	18, 74	—
der zwölften	—	18, 00	—
d. dreyzehnt.	—	17, 28	—
d. vierzehnt.	—	16, 59	—

Die mittlere Dichtigkeit war also bey 21, 91 Zoll. Dieses war 6170 Fuss über der Erde. Da aber die Mitte der Luftsäule bey 7000 Fuss war, also 830 Fuss höher: so macht dieses einen Temperatur-Unterschied von 1, 4 Grad R. Da bey einem Berge, wie der Montblanc, jede Temperaturveränderung von 1° die berech-

nete Höhe um 60 Fuſs ändert: ſo würde dieſe 1,4 ſie um 82 Fuſs ändern, und die Übereinſtimmung, die jetzt zwiſchen der *ſauſſureſchen* Barometermeſſung und der trigonometriſchen Meſſung von *Tralles* iſt, von 30 Fuſs wieder bis 112 Fuſs aus einander rücken. Bey dem 5000 Fuſs hohen Montegregorio würde die Übereinſtimmung zwiſchen beiden Meſſungen wieder bis auf 20 Fuſs verloren gehen, ſtatt daſs ſie jetzt bis auf 1 Fuſs beyſammen ſind. — Der Vf. ſieht hieraus, daſs der Unterſchied zwiſchen beiden Annahmen nicht klein iſt, und deſswegen würden auch die ſcharfſinnigen Mathematiker, die ſich mit der Theorie des Höhenmeſſens beſchäftigt haben, ihn nicht vernachläſſigen, beſonders da man ihn, wenn er wirklich gegründet wäre, leicht mit in der Rechnung hätte anbringen können. — Die groſse Übereinſtimmung, die jetzt zwiſchen den trigonometriſchen und barometriſchen Meſſungen iſt, und die bis auf $\frac{1}{1000}$ der ganzen Höhe geht, macht es ſehr wahrſcheinlich, daſs man endlich alle die kleinen Correctionen aufgefunden hat, von denen dieſe Genauigkeit abhängt, und daſs in der Lehre vom Höhenmeſſen mit dem Barometer wohl nichts von Bedeutung zu entdecken iſt.

e*e*e.

Leipzig, b. Göſchen: *Lehrbuch der mathematiſchen Geographie* von *Fried. Kries*, Prof. in Gotha. 1814. 232 S. u. 7 Kupfertafeln 8. (1 Rthlr.)

Der Zweck des Vfs. war, ein Buch über die mathematiſche Geographie zu ſchreiben, welches das Mittel zwiſchen einem Compendio und den ausführlichen Lehrbüchern hielt, weil er glaubte, hiedurch einer gewiſſen Claſſe von Leſern nützlich zu werden. Rec. glaubt, daſs der Vf. ſeinen Zweck erreicht habe, und daſs ihn Viele mit Vergnügen leſen werden. Neues enthält ein ſolches Lehrbuch nicht, und dieſes iſt kein Vorwurf, wenn es das Bekannte auf eine gute Art vorträgt. Letzteres iſt geſchehen. Der Vf. hat die Beſtimmung der Länge und Breite eines Orts ziemlich ausführlich vorgetragen. Rec. vermiſste hier die ~~Beſtimmung der Höhe deſſelben Ortes über der See.~~ Nur durch 3 Ordinaten iſt die Lage eines Orts auf der Erdkugel beſtimmt, und in einer mathematiſchen Geographie darf das Höhenmeſſen der Berge eben ſo wenig fehlen, als die Beſtimmung der Länge und Breite. —. Daſs Hr. *K.* die Entwerfung der Landcharten mit aufgenommen, und ſo vorgetragen hat, daſs ſelbſt weniger Geübte ſie verſtehen, hat uns zweckmäſsig geſchienen. Nur hätten wir gewünſcht, daſs Hr. *K.* eine gröſsere Reinheit des Stils beobachtet hätte. Ein Buch, das nichts enthält, als was ſchon in zehn anderen ſteht, kann ſich nur durch Kürze und Reinheit des Vortrags empfehlen. So z. B. ſind S. 87 in einer Periode zwey Sprachfehler, und zwar zwey ſehr gewöhnliche: — „3tens gilt dieſes nur von den *allernächſten* Fixſternen, und bey weitem der *allergröſste* Theil derſelben behauptet eine ~~unverrückte~~ Stellung." Zum guten Stile gehört wohl überhaupt, daſs man einige Ökonomie mit dem Superlativ beobachtet, zumal mit dieſem widerſinnigen auf das Quadrat erhobenen Superlative. e*e*e.

ERDBESCHREIBUNG.

Frankfurt a. M., in der andreäiſchen Buchhandlung: *Meine Reiſe von Hamburg über Berlin, Leipzig* u. ſ. w. *nach Heidelberg*. Für Ärzte und Nichtärzte. Von D. *Wigand*. Mit einem Kupfer. 1815. 150 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf., bekannt in der gelehrten Welt, Arzt und Geburtshelfer in Hamburg, machte die angezeigte Reiſe, um ſich von ſeinen Nieren-Steinſchmerzen herzuſtellen. Er ging über Boizenburg, Domnitz, Perleburg, Kyriz, Fehrbellin nach Berlin, machte dort neue, oder erneuerte alte Bekanntſchaften (*Meyer*, *Reich*, *Hufeland*, *Wolfrath*, *Ribbke*, D. *Haak*, Hofr. *Horn*, D. *Rothe*, 2 Geburtshelfer, P. *Rudolphi*, D. *Mertzedorf*, *Waitſch*, *Heſſe*, *Krückenberg*, Prof. *Grashoff*, Taubſt. Lehrer, G. R. *Heim*, P. *Bode*, *Averdick*); von Berlin reiſte er über Wittenberg nach Leipzig, wo er P. *Jörg* und *Roſenmüller* ſprach; von Leipzig über Jena, wo er Prof. *Succow*, *Gruner* und Hn. *Homburg*, über Gotha, wo er den Hofmedicus *Dörl* und Prof. *Brünighauſen* beſuchte, nach Heidelberg. Von allen dieſen genannten Perſonen theilt er einzelne individuelle Nachrichten mit, und beſchränkt den Hauptgegenſtand der Reiſe noch auf Beſchreibung der Beobachtungen, die Andere machten, und womit er zum Theil die ſeinigen verbindet. Er hat meiſtens auf das ärztliche Publicum und auf das, was mit wiſſenſchaftlicher Bildung des Arztes in Beziehung ſteht, Rückſicht genommen. Das Meiſte iſt nur kurz angedeutet, z. B. *Meyers* Sammlung von Thier- und Menſchen-Schädeln und von Schildern der Schildkröten; *Reichs* Beobachtung chroniſcher Durchfälle bloſs im Maſtdarm, Krümmung der Nägel von Schwindſüchtigen, *Tabes dorſalis*, Durchfälle bey Kindern, die *currie*ſche Methode im Nervenfieber, Fälle von Hirnentzündung im Nervenfieber, wie 5:200, lymphatiſche Form des Typhus, *Reichs* Zungenlehre, Gebrauch des *hahnemannſchen* Queckſilbers in veneriſchen Krankheiten; *Hufelands* Rath, die neue pharmaceutiſche Nomenclatur aufzugeben, ſeine Methode im Clinicum, Grundloſigkeit der Behauptung, daſs die Maſern mit der Vaccine an Tödlichkeit zugenommen haben, Gebärmutterpolypen als endemiſche Krankheit in Berlin, Heilanſtalten in der Charité, veneriſche Feigwarzen, Nothwendigkeit, Schwangere und Entbundene von Kranken zu trennen; *Rudolphis* und *Meckels* beſtätigte Vermuthung, daſs jeder Acephalus im erſten Entſtehen ein Hydrocephalus ſey; Fortſchritte im Taubſtummen-Inſtitut; *Heims* Methode, die Hirnwaſſerſucht durch Begieſsen mit kaltem Waſſer zu heben, Unterſcheidung der Arten der Hirnwaſſerſucht; Heilſamkeit des Blutverluſtes bey Kindern in Lungen-Entzündungen, daher auch die der Blutigel; Gebrauch der Belladonna im Keuchhuſten, der Ipecacuanha bey Durchfällen der

Kinder; Hinziehung des Mundwinkels und der Zunge nach der kranken Seite bey halbseitiger Lähmung; Begattung der Spinnen mit einer Art jungfräulicher Schaam, sogar durch ein Kupfer erläutert. In Leipzig sieht er mehrere merkwürdige anatomische Präparate, lobt die dortige Geburtsstätte und die Benutzung des religiösen Sinnes bey Geburten, und giebt seine Ansicht über den Gebrauch des Quecksilbers im Croup. Von Gotha erzählt er bloss, dass *Brüninghausen* die zurückbleibende Nachgeburt wegnehme, und Diät, selbst auch Abführen bey Schwangeren empfehle. — Das ist die ganze Ausbeute für den Arzt, der oft daran nicht mehr hat, als an einem guten Register eines Journals. Rec. lässt es dahin gestellt, ob die Personen, deren Bekanntschaft der Vf. machte, es ihm Dank wissen werden, die Privatunterhaltungen vor das Publicum gebracht zu haben. Die Gründe, wodurch er dieses rechtfertigt (S. 35; solche Gespräche haben für die gelehrte Welt viel Werth, und ich wünsche meinem Kindlein durch ein Dutzend aufgedeckter Geheimnisse, die man, wie schon seit Albertus Magnus bekannt ist, sehr liebt, ein grösseres Publicum zu verschaffen), könnten leicht jeden Gelehrten gegen jeden Reisenden stumm machen. Zu den Eigenheiten des Vfs., der dafür schon bekannt ist, gehört, dass er die Stadt- und Land-Physiker mit einem Stücke gutes Landes, wie die Seelsorger, belohnt sehen will, um gegen die Zudringlichkeit des Publicums durch die Nothwendigkeit, das Land zu bebauen und Erholung zu haben, gesichert zu seyn; dass jeder Arzt zwey Lieblingsmittel hätte, und die Resultate bekannt machte, dass kein Arzt in die sonst vortreffliche Verbindung der Freymaurer treten möge, weil H. Stolpertus (S. 28) so viele Freunde findet, wenn er Böcke geschossen hat; dass das Wort Profession bey dem Arzte (S. 64) in Gang kommen möchte, und dass er S. 97 ein Frauenzimmer als Wäscherin von Profession anführt; dass des G. R. *Heims* Verfahren allgemeine Regel werden möchte, der, wenn (S. 66) dem jungen Arzt ein Bock arrivirt ist, kein sterbendes Wörtchen davon im Publicum merken lässt; dass es die grösste Gescheidheit (S. 97) sey, die Kinder in ihren ersten Jahren recht dumm, einfältig und unkundig zu erhalten, dass er in der Begattung der Spinnen den grossen weiblichen Sinn für ein anständiges delicates Betragen findet u. s. w. Da der Vf. 1814 den Geh. Hofr. *Gruner* sprach: so fand er ihn mit einer Abhandlung *de sudore anglicano* (S. 118) beschäftigt. Wahrscheinlich ist die Sammlung älterer Schriften über das englische Schweissfieber gemeint, welche Hr. *Gruner* veranstalten will. Wenn man die Superlativen von seinen Bekanntschaften vergleicht: so muss man fragen, ob es Superlativen über Superlativen giebt. Und doch wendet er selbst bey aller Bescheidenheit einen Superlativ auf sich an, da er (S. 48) glaubt, dass unter den jetzt lebenden Geburtshelfern kaum Einer sey, der mehr Frauen mit eigener Hand entbunden habe, ja schwerlich einer, der sich mehr Glücks dabey rühmen könne als er; und doch bin ich, setzt er hinzu, einer der unwissendsten ungeschicktesten operativen Chirurgen. — Von Gegenständen, die den Nichtarzt interessiren könnten, kommt fast gar nichts, als Etwas von Astronomie vor, und dass er bey Gelegenheit, schlecht rasirt zu werden, ein Sprichwort (soll heissen Redensart) gestempelt wünscht: er hat unter einem stumpfen Messer gesessen. — Auch könnte man dahin rechnen, dass die Aufschrift *Broffedin* auf einem Bierglase ihn orientirt, dass er zu Gotha im Prophelen wohnte, und daher veranlasst ward, über Entstehung der Schreibfehler unserer Sprache ein Wörtchen zu sagen. — Eine der besten Stellen des Werks ist die S. 112, wo er räth, junge Studirende frühzeitig daran zu gewöhnen, die Geburt als ein stilles, heiliges, wundervolles Werk der Natur zu betrachten, und die Gebärende ja nicht für eine Art von Equilibristin oder Taschenspielerin anzusehen, welche für das dem Prof. gezahlte Honorar nach Belieben allerley noch nie gesehene Kunststücke zeigen muss.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Aarau*, b. Sauerländer: *Reise auf die Eisberge des Canton Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel im Sommer* 1812. Mit einer Charte der bereisten Gletscher. 1813. 45 S. 8. (18 Gr.)

In der Erwartung, dass diese Reise zu dem hoch über Europa im Mittelpuncte des Welttheils gelegenen Eismeer das nämliche Interesse, wie die erste Reise der Hn. *Rudolph* und *Hieronymus Meyer* von Aarau auf den Jungfrau-Gletscher finden würde, und um manchen unwahren Zeitungsnachrichten zu begegnen, erscheint hier ein treuer von *Zschokke* nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen des Hn. D. *Rudolph Meyer* veranstalteten und mit wesentlichen Beyträgen der übrigen Reisegefährten vermehrter Abdruck. Die anhaltende üble Witterung des Jahres 1812 brachte die kühnen Reisenden zwar um die beabsichtigten Erweiterungen der Beobachtungen in diesen Eisregionen; allein das Wenige, was sie geben, verdient schon um so mehr unseren Dank, weil die Geschichte dieser Reise als der ersten dahin schon lehrreich ist, und weil das Misslingen der Beobachtungen ihren Vorsatz mehr befestigt hat, die Reise unter glücklicheren Auspicien wieder zu versuchen. Die Darstellung ist eben so gedrängt als interessant; ein Auszug würde überflüssig seyn, da sie meistens schon durch die Miscellen der allgemeinen Weltkunde in andere Zeitungsblätter und Journale übergegangen ist. Abdruck und Charte sind vortrefflich.

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1815.

CHEMIE.

Riga, b. Hartmann: *Briefe über die Chemie zur belehrenden Unterhaltung für Dilettanten.* Herausgegeben von D. *D. H. Grindel.* 1814. 1 B. 282 S. 2 B. 220 S. gr. 8. Zusammen mit 5 Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Welchen Zweck der Vf. bey der Herausgabe dieser Briefe gehabt habe, erfährt der Leser nicht, und statt einer Vorrede findet er einige witzige Gedanken Lichtenbergs. Ein gewöhnliches Lehrbuch der Chemie zu schreiben, kann des Vfs. Absicht nicht gewesen seyn, denn daran fehlt es nicht; ein neues System zu liefern, ebenfalls nicht, denn das ist es nicht; die Chemie in einem neuen Gewand erscheinen zu lassen, eben so wenig, denn das hier gewählte hat sie schon öfter abgelegt. Dem Titel nach scheint des Vfs. Zweck zu seyn, Liebhabern, welche einige Kenntniss von der Chemie haben, ein Werk über die sämmtliche Chemie zu geben, dessen sie sich als einer unterhaltenden und belehrenden Lectüre bedienen könnten. An einem solchen Werke fehlt es in der That. Die Form, in welcher gewöhnlich die Lehrbücher abgefasst sind, schreckt Manche wegen des zu streng systematischen Vortrags ab, Manchen scheint die Chemie auch wegen der zu grossen Ausgedehntheit, in Beziehung auf manche Theile, die für das allgemeine Leben keinen unmittelbaren Nutzen oder Anwendung haben, zu trocken. Wirklich sind viele dieser Briefe ein fröhlicher Erguss des Herzens und Geistes. Ernst und Scherz wechseln in einem in der Regel guten Stil; und wenn sie auch nicht von Tadel frey sind, wenn sie am Ende auch nur einem Roman nach dem Leben gleichen sollten: so erreicht doch der Vf. seinen Zweck eher, als Andere, welche systematische Lehrbücher von eben so grosser Unvollkommenheit herausgaben. Von dieser Seite betrachtet, sind diese Briefe Dilettanten zu empfehlen. Nicht immer enthalten sie auch bloss das allgemein Bekannte; sondern zuweilen sind sie mit sehr schönen Gedanken, mit sehr guten eigenen Erfahrungen und Verbesserungen durchwebt, und dadurch gewährten einige auch uns ein lebhaftes Vergnügen. Wir werden solche Briefe besonders anmerken. Häufiger stösst der Leser freylich auf unreife Ideen und fade Correspondenz.

In Hinsicht des Plans scheint der Vf. sich eine Art von natürlichem System gebildet zu haben, wodurch die Briefe mehr frey erscheinen; allein daraus erwächst auch der Nachtheil, dass manche Stellen dem nicht hinlänglich unterrichteten Dilettanten undeutlich seyn werden, und dass es ihm schwer fallen wird, die Gegenstände aufzufinden.

Der 1 und 2 Brief dienen als Einleitung. Sie zeigen den Ursprung der Chemie aus dem Bedürfnisse des Menschen; die allmähliche Entwickelung und die vorzüglichsten Systeme derselben bis auf Lavoisier. *Bechers* Name durfte hier nicht fehlen. Im 3 Briefe zeigt der Vf. seinem Zöglinge oder Freunde den Unterschied zwischen Chemie und Physik, so wie den Übergang beider in eine Wissenschaft. — Ausserdem geschieht der mechanischen Operationen, der Ausdehnungskraft, Anziehungskraft u. s. w. Erwähnung. Der 4 und 5 Brief handeln umständlicher von der chemischen Wirkung und der Anziehungskraft. Hier sucht der Vf. unter anderen zu beweisen, dass ganz trockene Körper in der gewöhnlichen Temperatur nicht auf einander wirken können, und dass diese Wirkung nur scheinbar sey, wenn man sie wahrzunehmen glaube. In der Regel geben wir diess zu; allein im Besonderen nicht: die Amalgame z. B. geben einen Beweis davon. — Im 7 Briefe werden die Umstände, welche die chemischen Verbindungen begleiten, und die chemische Scheidung angeführt. Sehr richtig heisst es S. 57: „Wenn 2 Körper in vollkommener Berührung, oder ruhig sich neben einander befinden, und freywillig in einander übergehen, sich freywillig verändern: so ist chemische Wirkung da; gehen sie aber unter denselben Umständen nicht in einander über: so vereinigen sie sich auch nicht chemisch, und gehen sie auch durch Bewegung in einander, so vermengen sie sich nur mechanisch." Jeden Lehrsatz macht der Vf. durch sehr zweckmässige Versuche klar. Für den hier erwähnten Fall beschreibt er folgenden schönen Apparat. Ein weites, oben offenes Gefäss verliert sich vom Boden aus in eine dünne Röhre, die horizontal fortläuft, perpendiculär in die Höhe steigt, und sich in einen Trichter endigt, der mit einem Hahn versehen ist. Das Rohr wird mit Lackmustinctur, das Glas halb mit Wasser gefüllt; durch Öffnen des Hahns lässt man die Lackmustinctur in das Glas steigen. Nun fährt der Vf. fort: „Das Wasser wird durch die blaue Flüssigkeit nicht gefärbt werden. Wendet man aber in diesem Versuche Lackmustinctur an, die Kochsalz aufgelöst enthält: so wird das Kochsalz das Wasser im Glase salzig machen, der Färbestoff aber wird im unteren Theile zurückbleiben; folglich verbindet sich mit dem Wasser das Salz, nicht aber der Färbestoff, welcher nur mechanisch in der Flüssigkeit enthalten ist." Dieses Beyspiel, wie schön der Versuch übrigens auch seyn

mag, scheint uns nicht zu passen: denn das Pigment des Lackmus wird zuverlässig von dem Wasser aufgelöst, welches nicht allein dadurch bewiesen wird, dass man die Lackmustinctur durch das dichteste Filter filtriren kann, sondern auch, dass sich in der Ruhe nie das Pigment aus der Lackmustinctur senken, oder absondern wird, und wenn es auch Jahre lang, ohne bewegt zu werden, stehen bleibt. Übrigens ist es eine Thatsache, dass durch Bewegung, Erwärmung u. s. w. die chemische Verbindung der Körper in der Regel befördert wird, besonders wenn verschiedene spec. Dichtigkeiten ins Spiel kommen, und dass die Regung chemischer Wirksamkeit bey verschiedenen Körpern in einem verschiedenen Grade vorhanden ist. — Nach solchen Vorbereitungen geht der Vf. darauf im 8 Briefe S. 60 zu der Lehre von der Verwandtschaft über, und bringt seinem Leser durch schöne Versuche deutliche Begriffe von der einfachen und doppelten Wahlverwandtschaft bey. — Sodann begiebt er sich mit seinem Zöglinge in höhere Regionen, indem er ihn Licht und Wärme kennen lehrt. Er stellt über die Natur jener Körper eine Hypothese auf, welche wirklich scharfsinnig ist, und bey näherer Prüfung ungemein viel für sich hat. Die Urquelle des Lichts ist ihm die Sonne; von dort aus strömt das Licht in den Äther über, wo es dem Menschen wesenlos ist; als völlig kalte Materie gelangt es in die Wolkenregion u. s. w., und es verursacht durch seine Verbindung mit der Erdmaterie die Wärme. Daraus erklärt der Vf. alle Naturphänomene. Es wird z. B. wärmer, wenn vor einem Regen die Luft sich mit sichtbaren Dünsten anfüllt, weil dann mehr Lichtmaterie durch die dichtere Feuchtigkeit in chemische Wirkung gelangt; eine Pflanze mit den Wurzeln und der Erde unter eine Glocke, die mit Wasser gesperrt ist, gesetzt, erkrankt, wenn das Sonnenlicht unmittelbar darauf strömt, und zwar darum, weil sich zu viel Licht mit derselben verbindet, das aus Mangel einer strömenden Luft nicht, wie im Freyen, abgeleitet werden kann. Dass das Licht ein kalter Körper sey, schliesst der Vf. daraus, dass wir um so grössere Kälte verspüren, je mehr wir uns der Sonne nähern. — Gegen diese Hypothese möchte sich aber wohl Manches einwenden lassen. Welcher Sterbliche kann auch in Wahrheit wohl sagen, dass er sich der Sonne mehr als ein anderer genähert habe! Die höchsten Luftfahrten, das Erklimmen der höchsten Berge entspricht dem Vergleiche: Wenn Jemand sich nach einem Orte begeben will, der etwa 2 Stunden entfernt ist, und er muss, um dahin zu gelangen, einen sehr steilen hohen Berg, unmittelbar von dem Orte seiner Wallfahrt an, übersteigen: könnte man nicht, wenn sich der Wanderer auf dem Gipfel befindet, eher behaupten, er habe sich für den Augenblick von dem Ziele entfernt, als sich demselben genähert? Ausserdem ist es unserer Vorstellung und Erfahrung zuwider, anzunehmen, dass ein so dünner, ausgedehnter Körper absolut kalt sey. Aber angenommen, das Unwahrscheinliche sey bewiesen: so würde sich doch nicht gut einsehen lassen, dass, wenn die Wolkenregion einmal durch die Verbindung des Lichtstoffs Wärme hervorgebracht habe, bey augenblicklicher Verdichtung der Luft die Temperatur steigen könne, weil die absolute Menge Lichtstoff dieselbe bleibt. Wollte man diess wegen des immer neu hinzuströmenden Lichtstoffs nicht zulassen: so ist wieder nicht zu begreifen, warum bey dem Ausbruche des Regens oder im Regnen die Wärme nicht zunimmt: denn nach des Vfs. Hypothese muss das Steigen der Wärme mit der Dichtigkeit im Verhältnisse stehen. Wenn wir ferner mit dem Vf. auch annehmen, dass das irdische Licht sich von dem Sonnenlichte darin unterscheide, dass ersteres sich mit Erdmaterie zu Wärme schon verbunden habe: so würde doch, seiner Hypothese zufolge, die Wärme des Küchenfeuers abnehmen müssen, in dem Verhältnisse, in welchem die Flamme lebhafter wird. Wir finden aber gerade das Gegentheil. Der Versuch, den der Vf. von den Pflanzen anführt, ist höchst wahrscheinlich ein missglückter; wir finden ja den Beweis vom Gegentheil in jedem Gewächshause, welches gepfropft voll Pflanzen aller Art ist. — Die Elektricität wird in diesem Briefe als eine allgemeine Eigenschaft der Körper, abhängig von Licht und Wärme, betrachtet. — Im 10 Briefe werden die Eigenschaften des Lichts und der Wärme noch mehr entwickelt, und im 11ten ist ausserdem noch die Rede von den Instrumenten, die Wärme zu messen, einigen anderen hieher gehörigen Instrumenten, und von der Krystallisation. — Brief 12 und 13. Von der Luft und ihren Bestandtheilen. — Br. 14. Das Sauerstoffgas und seine Bereitungsart enthaltend. Im 15 Br. werden der Stickstoff und die mit der atmosphärischen Luft noch verbundenen Bestandtheile betrachtet. Der 16 Brief handelt von den zufälligen Beymischungen der atmosphärischen Luft, wodurch sie schädlich gemacht wird, von ihrem Einfluss auf die Gesundheit und den Mitteln, die Luft zu verbessern. Ungern vermissen wir hier die schwarze Kohle als Luftreinigungsmittel. Br. 17 und 18 betrachtet das Wasser im natürlichen Zustande, in Rücksicht der Bestandtheile, Zerlegbarkeit u. s. w. Auch der Vf. glaubt, dass das Wasser von dem Eisen in der gewöhnlichen Temperatur zersetzt werde, welches, wie wir früher gezeigt haben, nicht der Fall ist. Br. 19. Wasserstoffgas. Der Vf. hat, wie einige andere Chemiker, die üble Mode an sich, statt Sauerstoffgas, Wasserstoffgas u. s. w. immer Sauerstoff, Wasserstoff u. s. w. zu schreiben. Ausserdem muss sein Leser glauben, dass Wasserstoffgas an und für sich brennbar sey, denn er schreibt: „Ist z. B. ein sehr weites Glas mit Wasserstoffgas gefüllt, und man senkt eine brennende Kerze hinein: so wird sich der Wasserstoff entzünden." Br. 20. Veränderungen, welchen das Wasser unterworfen ist, wenn es auf andere Körper wirkt. Kohlensäure. Kohle. Ein interessanter Brief. Br. 21. Recapitulation. Im 22 Br. geht der Vf. zu den Pflanzen und den Veränderungen, welche sie erleiden, über. S. 203 findet sich der hässliche Schreibfehler: die Kohlensäure besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff. Als Product der Destillation werden von den Gasarten bloss kohlensaures und Wasserstoff-Gas genannt. — Freywillige Zersetzung der Pflanzen. Producte, welche sich aus ihnen bilden lassen. Weingeist, Äther. Entferntere Bestandtheile. Kali

und Natrum. Bildung der Pflanzen. Auch hier find erfreuliche Gedanken verbreitet. — Br. 23 enthält die näheren Beftandtheile. Stärke betrachtet der Vf. mit grofsem Unrecht als eine Art Schleim. Noch mehr zu tadeln ift, was man S. 228 u. f. w. lieft: „Einen Extractivftoff giebt es nicht, diefer ift oft Schleim und Zucker. Ferner Gerbeftoff zeigt zuweilen Säure, und dann heifst er Gallusfäure; fo findet er fich in den Galläpfeln, Kaffee, der Chinarinde, dem Opium; er fchlägt dann das Eifen grün nieder." Es ift kaum glaublich, in einem ganz neuen Werke noch folche craffe Behauptungen zu finden. Die Eigenthümlichkeit des Gerbeftoffs und des Extractivftoffs als zwey verfchiedener Körper ift von mehreren Chemikern dargethan. Das Opium und der Kaffee find ebenfalls in neueren Zeiten vielfältig unterfucht, und dafs die Chinafäure, als eine eigenthümliche Säure, das Eifen im reinen Zuftande gar nicht fälle, hat *John* unwiderleglich bewiefen. — Dafs das Pflanzenfett fich nicht in Weingeift auflöfe, ift ebenfalls unrichtig, und S. 233: „die ätherifchen Öle löfen fich beym Brennen in Luft auf, die aus Kohlenftoff und Wafferftoff befteht," ift nichts gefagt. Sehr paffend find S. 235 daher die Worte: „Unzählig find die Eigenfchaften, welche der vegetabilifche Stoff annimmt, und was ich Dir von demfelben hier erzählte, ift das Wenigfte." — Gift der Pflanzen und den Färbeftoff hält der Vf. fonderbarer Weife für blofse Folge der Mifchung, und doch find in neueren Zeiten manche Pflanzengifte, manche Färbeftoffe als nähere Beftandtheile abgefchieden. Als nähere Beftandtheile lehrt der Vf. nur Gummi, Schleim, Kleber, Wachs, Öle, Fett, einige Säuren, Gerbeftoff, Harz, Eyweifsftoff und Holzfafer kennen. Ungleich richtiger aber könnten einige derfelben, als Modificationen, anderen fehlenden den Raum gönnen. — Br. 24. Bildung der Pflanzen. Umänderung derfelben durch die Kunft u. f. w. Im 25 Br. folgt die Pflanzenphyfiologie. Anatomifche Erläuterungen gehen voran, dann werden die Veränderungen, welche der Boden durch die Vegetation erleidet, die Art, wie die Pflanzen die Stoffe aufnehmen, oder wie fie wachfen, angegeben. Der Vf. fucht im Ganzen darzuthun, dafs Düngungsmittel, Waffer, Luft, Licht, Elektricität, ja felbft einige Erden, gemeinfchaftlich zum Wachsthum der Pflanzen nothwendig find, d. h., dafs fie fämmtlich chemifche Wirkungen erzeugen und erleiden. — Der 26 Brief ift den thierifchen Körpern gewidmet. Ihre Zerfetzung durch chemifche Mittel, durch Fäulnifs; die entfernteren Beftandtheile, vorzüglich der Phosphor, Schwefel, das Ammonium, die Blaufäure werden hier umftändlich betrachtet. Dann geht er zu den näheren Beftandtheilen über. Es werden drey allgemein verbreitete Stoffe angenommen: Gallerte, Eyweifs, Fafer, in deren Abarten alle näheren Beftandtheile enthalten feyn follen. S. 267 behauptet der Vf., dafs das Blut Gallerte enthalte, dafs alle Häute fich durch kochendes Waffer in Gallerte auflöfen; S. 269, dafs der Magenfaft häufig etwas Säure, Eyweifs und gallertartigen Stoff mit Waffer, zuweilen auch Galle enthalte, und aufser dem Blute, der Milch, den Haaren, der Galle, dem Magenfafte, den Thränen, Gehirn, Fleifch, Knochen, von denen die meiften nur berührt werden, lernt der Lefer kaum noch etwas Anderes kennen. Diefes Schreiben ift in der That zu fehlerhaft, als dafs es einer genauen Kritik fähig wäre. Br. 27 betrachtet den thierifchen Körper im Leben. Des Vfs. Blutbildung durch Galvanismus, von der auch hier die Rede ift, ift neuerlich, wie bekannt, nicht allein in Zweifel gezogen, fondern fogar widerlegt worden. Lebensverrichtungen, Affimilation u. f. w. Br. 28. Nutzanwendung einiger thierifcher Körper. S. 275. drückt fich der Vf. wohl nur unrichtig aus, wenn er fchreibt: Durch Kochen der Knochen im papinianifchen Topfe wird der ganze Knochen aufgelöft, und es gehen die erdigen Theile in die Gallerte über. Zu tadeln ift, dafs der Vf. nur des Kali's, mit keiner Sylbe aber des Natrums, als Beftandtheils des thierifchen Körpers, Erwähnung thut. — Im 29 Briefe werden allgemeine Betrachtungen über den organifchen Körper, und im 30ften die Übergänge zu dem folgenden Theile mitgetheilt.

Zweyter Theil. 31 Brief. Der Vf. läfst feinen Zögling einen Blick in die grofse Werkftätte der Natur thun, um die chemifchen Wirkungen leblofer Wefen zu beobachten. — Im 32—35 Br. handelt er von den Erden. S. 3 bemerkt er, dafs die Auflöfung der Kalkerde wie eine fchwache Auflöfung der Pottafche fchmecke, woran wohl fehr viel fehlt. S. 10 heifst es: Die Baryterde findet fich nicht blofs in Mineralkörpern, fondern auch in der Ackererde, in den meiften Hölzern und in den Getreidearten. Eine folche Behauptung in unferen Tagen bedürfte wohl erft eines Beweifes, den zu führen dem Vf. etwas fchwer werden möchte. Ehemals zählte man auch noch Gold und Silber den Beftandtheilen der Pflanzen hinzu; aber jetzt wiffen wir, dafs fie, fo wie Baryt, nie darin gefunden werden. Sonderbar klingt es im 34 Briefe, wo von der Bitter-, Thon- und Kiefel-Erde die Rede ift: „diefe könnte man die unthätigften Materien nennen, denn fie löfen fich nicht im geringften in Waffer auf." Enthalten nicht viele Mineralwaffer, nicht viele Pflanzen Kiefelerde? Ift denn die Auflöslichkeit der Bittererde in Waffer noch in Zweifel zu ziehen? — Von der Thonerde berichtet der Vf., dafs fie fich nicht im reinen Zuftande in der Natur finde, weil fich erwiefen habe, dafs die fogenannte hallefche Erde eine Zufammenfetzung fey. Es ift ihm alfo unbekannt geblieben, dafs die fogenannte Talkerde von der Sonne Erbftollen zu Freyberg durch *John's* Analyfe an der Stelle jener Erde einen Platz im Mineralfyftem gefunden hat. — Sehr gut ift hingegen, was der Vf. von der Bleyglafur der Töpfe fagt, ftatt deren er eine Verbindung aus 4 Loth Soda und 5 L. weifsem Sand empfiehlt. Dafs man aber auch die Dachfteine mit einer Glafur überziehe, erfährt man hier zum erften Male, und möchte fchwerlich wegen des Preifes Beyfall finden. — S. 20 lieft man: „Die Kiefelerde ift die merkwürdigfte Subftanz dadurch, dafs fie höchft unwirkfam und dadurch faft unzerftörbar ift. Darum kann man auch behaupten, dafs diefe Erde das Unzerftörlichfte unferer Erde ift, und gleichfam die dauernde Bafis ausmacht. Um die Kiefelerde ganz rein zu erhalten, mufs man den

Bergkrystall zu feinem Pulver zerstossen, und das Pulver so lange mit immer erneuerten Mengen Salzsäure auskochen, bis sie nicht mehr auflöset. Alsdann wäscht man es mit Wasser aus, und glühet es stark aus. Diess ist die chemisch reine, oder künstliche Kieselerde, wie wir sie in der Natur nicht finden u. s. w." Es ist nur recht gut, dass der Vf. diese Erde seinen Kunstelementen, worunter er die 4 einfachen Gasarten versteht, nicht hinzuzählt: denn sonst könnte man glauben, diese müssten auch erst gekocht und geglüht werden. Nachdem wir diese Briefe von den Erden durchlesen hatten, waren uns die Worte: „Wenn ich Dir nun noch die übrigen Erden umständlich nennen sollte: so müsste ich befürchten, Dir Langeweile zu machen," wirklich erfreulich. Die übrigen Erden werden daher bloss noch dem Namen nach angeführt. Auch fügt der Vf. hinzu, dass er die Erden nicht für Metalle halten könne. — Auf zwey Seiten werden hierauf im 36 Briefe die Mischungen der Mineralien abgehandelt. Eben so unvollkommen ist der Inhalt des 37 Briefes von den Metallen. Im 38 Br. von den Farben der Metalloxyde ist Folgendes ganz unverständlich: „Das graue Bleyerz liegt wie Moos auf den Steinen." So im 39 Br.: „Du tauchst in eine salpetersaure Silberauflösung ein Band, und lässt es in der Sonne hängen, das Band wird versilbert." Eben so verkehrt ist der Versuch der Mad. Fulhame beschrieben: Tauche in Goldauflösung ein Band, und hänge es in die Sonne, es wird vergoldet seyn. Br. 40 enthält Schmelzversuche im Ofen, während der vorhergehende von der Reduction überhaupt handelte. Der Inhalt des 41—47 Briefes betrifft die einzelnen Metalle. Auch diese Briefe sind sehr gehaltlos und mit manchen Unrichtigkeiten vermengt. Die gewöhnlichsten Metalle betrachtet er jedoch umständlicher; die im allgemeinen Leben nicht gebräuchlichen werden bloss genannt, und vom Tantalum sagt er: Vielleicht ist es, so wie das Columbium, nichts anders als Wolfram. Im 48 Br. spricht er von den Meteorsteinen, Feuerkugeln, dem Blut-, Schwefel-, Schleim-Regen u. s. w. Auch dieser Brief gehört zu den besseren, welche Interesse erregen. Nur scheint der Vf. manche Stoffe, die sich nach einer Lufterscheinung auf der Erde finden, zu übereilt für ein Erzeugniss in den höheren Regionen zu halten. Die Bildung der Meteorsteine hält er für ein Erzeugniss in der Luft nach chemischen Gesetzen. 49 Brief. Säuren. Salzsäure. Oxydirte Salzsäure oder Chlorin (nicht aber Chloricgas). Kömmt etwas in die Lungen (nicht Lauven), so ist eine Entzündung mit den schrecklichsten Folgen zu fürchten, heisst es hier. Diess ist wohl etwas übertrieben. — Anwendung derselben zum Bleichen. Boraxsäure. Flussäure. — Im 50 Br. findet man Bemerkungen über die Bildung der einfachen Stoffe durch den organischen Körper. — Im 51 Br. wird gezeigt, dass durch die Verbindung des Sauerstoffs mit einigen Körpern Säuren entstehen, welche hier definirt werden. — Br. 52. Schwefelsäure. Schweflige Säure. Die Bildung der Schwefelsäure durch Verbrennung des Schwefels mittelst Salpeter ist ganz falsch erklärt. — Br. 53. Phosphorsäure. Kohlensäure. Mineralwasser machen den Hauptinhalt aus. — Im 54 Br. geht er die Verbindungen des Stickstoffs mit dem Sauerstoff durch. — Im 55 Br. werden die Arsenik-, Scheel-, Molybdän-, Chrom-, Columb-Säure kaum mehr als berührt. — Br. 56 enthält die Pflanzensäuren, namentlich: die Essigsäure, Benzoë-, Bernstein-, Sauerklee-, Weinstein-Säure; die anderen Säuren, als da sind Galläpfel-, Äpfel-, Citronen-, Kork-Säure, nennt er unvollkommene Säuren, und sie werden bloss nambaft gemacht, was höchst tadelnswerth ist. — Der 57 Brief ist ganz leer, und muss dem Leser einen wunderlichen Begriff von den thierischen Körpern beybringen. Er enthält die thierischen Säuren. Die Phosphorsäure wird hier beschrieben, weil sie früh bekannt war; Essig- und Benzoë-Säure als s nur selten vorkommende Säuren nur genannt. Dann bemerkt er, dass nur bey den Ameisen allein eine freye Säure vorkomme, und dass es einen widernatürlichen Zustand anzeigen würde, wenn sich in anderen Thieren eine freye Säure zeigte. S. 144 heisst es gar: „die einzige Säure aus thierischen Stoffen ist allein höchst merkwürdig und eigenthümlich. Man nennt sie Blausäure." Dieser Brief ist unter aller Kritik. — Eben so gehaltlos und fade ist der folgende von den Säuren überhaupt. — Eine Einleitung in die folgenden Briefe von den Salzen macht den Inhalt des 59 Briefes aus. Nach der älteren Ansicht nennt er Alles Salze, was krystallisirbar ist, und auf den Geschmack wirkt. — Im 60 Br. bemerkt er, dass hier nur von den Verbindungen der Säuren mit den Alkalien, oder den Mittelsalzen die Rede sey. Er zeigt die Bereitung der Salze, ihre Natur u. s. w. Der 61 Br. enthält einige schwefelsaure Salze, vorzüglich solche, welche im Leben häufig im Gebrauch sind. Aber auch hier liest man wieder, was der Vf. wohl nicht sagen wollte: „Der Alaun wird bey Verwitterung der Schwefelkiese erhalten, denn aus Eisen und Schwefel allein (die Bestandtheile der Kiese) kann kein Alaun entstehen. — Im 62 Br. ist von den salpetersauren Salzen die Rede. Auch des Schiesspulvers, des Knallpulvers, der Salpetererzeugung im Grossen, einiger anderen salpetersaurer Salze u. s. w. geschieht hier Erwähnung. — Br. 63 betrachtet die phosphorsauren Salze. — Wirklich abgeschmackt klingt es S. 177: „Die Säuren, welche wir Metallsäuren nennen, bilden unbedeutende Salze." Dann folgen ein paar pflanzensaure Salze, und zuletzt diejenigen der Salzsäure. Br. 64 enthält die Schwefelverbindungen, und der 65ste die Phosphorverbindungen, oder einige derselben. — Br. 66 handelt von dem Knallgolde und Knallsilber. S. 50 haben wir vergessen eine Beobachtung des Vfs., nämlich die Auflösbarkeit des Goldes in ätherischen Ölen, anzuführen. — Br. 67 enthält eine Anzahl ganz gewöhnlicher Experimente; eine Untersuchung der Ackererde, und eine Anweisung, Pflanzenkörper zu untersuchen. Dieser ganze, sehr lange Brief vermehrte unseren Wunsch, den Schluss dieses letzten, oft langweiligen und mit Fehlern angefüllten Theils zu erreichen.

J. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vogel: *Einige Predigten zur Erinnerung an des Vaterlandes drang- und segenvollste Zeiten*, von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneburg. 1814. VIII u. 295 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese neunzehn Predigten sind in den Jahren 1811, 1812 u. 1813 gehalten worden, und zeichnen sich durch Freymüthigkeit und fruchtbare Blicke auf die ewig denkwürdigen Zeitumstände aus. „Ohne Furcht und Grauen sprach der Vf. seiner Überzeugung gemäss, je nachdem der Geist es auszusprechen gab, unbekümmert um Auflaurer und schreckende Winke für die Sicherheit seiner Person," heisst es in der Vorrede. Männer, die in der Schreckenszeit der deutschen Sache Zeugniss gaben, verdienen doch wohl auf alle Weise Aufmerksamkeit und Auszeichnung. „Gewinne es immerhin durch die Zeichen der Zeit das Ansehen, als werde nur der emporkommen, der frech Lügen redet, Frevel auf Frevel, Schuld auf Schulden häuft, mit Versprechen und Eiden spielt, und List und Trug an die Stelle der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit setzt: wird diess immer so bleiben? u. s. w." S. die Himmelfahrtspredigt: Die Himmelfahrt Jesu lehrreich, aufrichtend und tröstend. Sie ist im Jahre 1813 im May gehalten worden, als Tags zuvor die leipziger, unter französischer Hoheit erscheinende Zeitung die Schlacht bey Bautzen und Hochkirch bekannt gemacht hatte. „Schlimmer, als in dem Verluste der bürgerlichen Freyheit; schlimmer, als in dem Verschmelzen und Einverleibtwerden der Völker in Ein Volk, welches genau so viel ist, als ihr gänzlicher Untergang; schlimmer, als in dem Aufhören gemeinschaftlicher Sprache, Gewohnheiten, Rechte, Gesetze und Verfassungen; schlimmer, als in diesem Allen offenbart der Zeitgeist seine Verderben — dass ich nicht sage, Verruchtheit, in der Umkehrung aller sittlichen Ordnung und aller Grundsätze, aus welchen die christliche Welt Beruhigung, Trost, Hoffnung und freudige Zuversicht schöpfen soll." S. die Pfingstpredigt: Von dem jetzigen Zustande der Welt und den Erwartungen, zu welchen das Evangelium berechtiget. Die Hauptsätze der übrigen Predigten, welche alle in einiger Beziehung auf die Zeit stehen, in der sie gehalten wurden, sind folgende: Alles wahrhaft Grosse und der Menschheit Nützliche reift bloss allmählich, aber gewiss. — Wie viel daran liege, dass etwas zur rechten Zeit geschehe. Von der Macht des beherzten Muthes. — (Hier hätte doch nicht Christus und das französische Volk unmittelbar auf und neben einander als ein Beyspiel des beherzten Muthes aufgeführt werden sollen.) — Der Feind kommt, wenn die Leute schlafen. — Vom höchsten Siege des frommen Glaubens. — Wann verdient unser Glaube gross genannt zu werden? — Von der Kraft der Wahrheit und ihrer Wirkung auch auf das Volk. — Zwey Hauptzüge in dem Leben des Frommen. 1) Er sucht nicht seine, sondern Gottes Ehre, und 2) für ihn giebt es keinen Tod. — Das Scheiden edler Menschen ist dem Wohle der Menschheit oft förderlicher, als ihr Bleiben. Nach der Schlacht bey Lützen gehalten, und sehr zweckmässig. — Von der Freude über einen Sünder, der Busse thut. „Danket dem Allmächtigen und Heiligen, wenn er der Gewalt des Unrechtes Grenzen setzt, und die Sclaven der Sünde zum Bewusstseyn ihres Unwerthes führt; danket ihm, dass er der Wahrheit so unaussprechliche Kraft verlieh, und hoffet, dass er auch die Gewalt des Wahnes und der Sünde, die jetzt ihr Verderben über die Länder verbreiten, durch die Macht der Wahrheit und Sittlichkeit brechen und in den Dienern ihrer Leidenschaften den Entschluss zur Reife bringen werde, nicht zu warten, bis Erschöpfung und Ohnmacht sie nöthiget, ihre Entwürfe aufzugeben, sondern aus freyer Achtung für das heilige Recht, und aus wahrer Liebe zu dem Menschengeschlechte Bestrebungen zu entsagen, die, weit entfernt, das Glück der Welt zu gründen, oder zu fördern, sich vielmehr in sich selbst zerstören." — Wie hilft der Menschenfreund? — Wie schlimm es da stehe, wo der Rechtschaffene und Verständige nicht wagen darf, laut zu werden. — Von dem Ewigen und Unveränderlichen, was im Wechsel der Dinge beharret. — Auch im Tode ist Leben. — Was haben wir bey Kriegen, die in unserem Lande, oder in unserer Nähe geführt werden, zu bedenken? — Wie wir uns zu verhalten haben, wenn auch über uns Greuel der Verwüstung hereinbrechen? — Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. (Am Weihnachtsfeste als Siegesdankpredigt nach der Schlacht bey Leipzig.) — Wenn auch der Vf. nicht zu denjenigen Predigern gehört, die sich durch besondere Lebhaftigkeit und Feuer, durch Fülle und Rundung der Perioden, durch Scharfsinn in der Anordnung u. s. w. auszeichnen, und die Foderung, welche er in seinen Ansichten und Wünschen, betreffend das protestantische Kirchenwesen u. s. w. (Leipzig 1814), an den Prediger macht, dass nämlich die Predigt ein Kunstwerk seyn soll, selbst in zu geringem Grade er-

füllt zu haben scheint: so findet sich doch bey ihm eine grosse Deutlichkeit, eine reine Religionslehre und Moral, die doch auch dem sinnlichen Menschen zusagen kann, der noch der Bilder und des Symbols bedarf; und selten nur stösst man auf eine kleine Übertreibung oder Unbestimmtheit, die der Beschränkung bedürfte, z. B. S. 198: „der redliche Mann hat *keine* Geheimnisse." Wir übergehen auch einzelne unrichtige Ausdrücke als Kleinigkeiten, und bemerken nur noch in Hinsicht der Anordnung, dass die Abtheilungen keineswegs versteckt sind, ob dieses gleich nach der Vorrede vermuthet werden konnte, in welcher es heisst: „Den gewöhnlichen Zuschnitt haben diese Arbeiten nicht. Nie sollte man aber auch die Abweichung von der hergebrachten Stellung der verschiedenen Redetheile Jemanden zum Vorwurfe machen. Gerüst' ist diess, und nichts als Gerüste, und ist das Gebäude selbst ebenmässig und ein in sich also beschlossenes Ganze, dass der Gesammteindruck daraus jederzeit gewonnen werden kann: warum denn den Baumeister tadeln, dass er es nicht anlegte, wie dieser und jener gepriesene Goldmund?" Aber welcher Sachverständige wird diese Abweichung von der hergebrachten Stellung tadeln? Und doch hätte der Vf., bey aller dieser Abweichung, hie und da logischer, und eben dadurch fasslicher, und für das Gedächtniss zweckmässiger abtheilen können, ohne gerade die Theile ausdrücklich anzugeben. Auch der Unstudirte fühlt unbewusst die Richtigkeit und Nothwendigkeit einer logischen, das ist, dichotomischen, und einer metaphysischen, das ist trichotomischen (synthetischen) Eintheilung, und das Unbefriedigende, und für das Gedächtniss Lästige, auch oft nicht Erschöpfende einer bloss empirischen Partition. Wichtiger, als diese Bemerkung, ist das Geständniss des Rec., durch die erfüllten Weissagungen in den Vorträgen *Reinhard's, Dräseke's, Schuderoff's* und Anderer, in die alte prophetische Zeit zurückversetzt worden zu seyn, aber keinen Propeheten neuerer Zeit mächtiger an Wort und That zu kennen, als den eben genannten sächsischen *Reinhard*. S. Dessen Predigten vom Jahre 1806 (Sulzbach. 2 B. 1807), wo es in der Predigt am Johannisfeste heisst: „Wie noch kein wilder Eroberer ungestraft geblieben ist: so wird Gott unterdrückende Völker *zur rechten Zeit* demüthigen."

Kp.

1) Marburg, b. Krieger: Dr. *Wilhelm Münschers politische Predigten.* 1813. 110 S. 8. (12 Gr.)

2) Cassel u. Marburg, b. Krieger: *Das gerettete Vaterland.* Fünf Predigten in Beziehung auf die neuesten denkwürdigen Zeitbegebenheiten in Kurhessen und ganz Deutschland von *Karl Christian v. Gehren,* Pf. zu Felsberg. 1814. 80 S. 8. (4 Gr.)

3) Zittau, in Commiss. b. Schöps: *Einige Predigten in Beziehung auf die Ereignisse der Zeit* seit dem Jahre 1809 bis zum Jahre 1814 gehalten von M. *Karl Heinr. Gottfr. Lommatzsch,* Frühpred. und Diac. zu Zittau. (Zur Unterstützung der zu Grunde gerichteten Bewohner einiger thüringischer Orte.) Ohne Jahrzahl. 255 S. 8.

4) Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Patriotische Predigten zur Zeit der Wiederbefreyung Deutschlands gehalten.* 1814. 176 S. 8. (14 Gr.)

Eine Bemerkung des verewigten *Münscher* (in der Vorrede zu No. 1) stellen wir an die Spitze der Beurtheilung einiger neuerer politischer Predigten, da sie den für dieselben festzuhaltenden Grundsatz zu bestimmen dienen kann. „Politische Begebenheiten an sich selbst dürfen niemals den Inhalt des Kanzelvortrages ausmachen, aber der Religionslehrer kann und soll die politischen Begebenheiten, von welchen das Gemüth seiner Zuhörer eben mächtig ergriffen ist, dazu benutzen, um seine Gemeinde zu einer religiösen Ansicht der bürgerlichen Veränderungen zu erheben, und um in den Herzen der Christen die frommen Empfindungen und Entschliessungen zu beleben, welche den gegenwärtigen Zeitumständen und Verhältnissen angemessen sind. In diesem Sinne sind politische Predigten nicht nur zulässig, sondern pflichtmässig u. s. w." Gleicher Meinung ist Rec. Politische Predigten sollen, wenn sie rechter Art sind, vorzüglich dahin arbeiten, die gemeine Ansicht der Zeitereignisse durch Hervorhebung der religiösen Momente zu veredeln; sie sollen den Boden zubereiten, worauf die durch die Zeit selbst vernehmlich genug angesprochenen Tugenden am sichersten in den Gemüthern geweckt und befestigt werden. Sie können dahin wirken, die allgemeinen so gut als die speciellen Gesichtspuncte für die politischen Begebenheiten aufzuhellen, wenn sie das eigenthümliche Feld, auf dem sie allein und streng bleiben sollen, nicht aus den Augen lassen. Dann werden sie Einseitigkeit oder Flachheit eben so sicher vermeiden, als sie auch durch Leerheit und Trockenheit nicht missfällig werden. Vergessen dürfen sie nie, was eben jetzt nütz ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Dann werden sie nicht politisiren, aber erbauen.

Von diesen Seiten zeichnen sich die politischen Predigten des verewigten *Münscher* aus. Wie er sich überall in seinem öffentlichen Verhältniss zeigte: so erscheint er hier, als ein wahrheitliebender, umsichtiger, religiöser, die Weisheit nie von der Liebe trennender Mann, und so gelang es ihm gewiss, in dem Kreise seiner Zuhörer die schwere wie die bessere Zeit heilsamer, in jener den Druck erträglich, in dieser die Hoffnung wohlthätig zu machen. Aus beiden Perioden sind hier Predigten zusammengestellt. Die erste ist am 21 Sept. 1806, und die letzte am 28 Nov. 1813 gehalten. Musterhaft sind insonderheit die in jene Zeit fallenden, wo des Vfs. Vaterland dem fremden aufgedrungenen König unterworfen war. Welcher Zweck dabey überall vorschwebte, das zeigen schon die gewählten Themata, als: „*Der religiöse Glaube giebt hohen Muth in Gefahren.*" „*Warnung vor verwerflichen Sorgen.*" „*Wohlthätige Wirkungen, welche leidensvolle Tage auf unsere Tugend haben können.*" „*Von dem Einfluss der Religion auf die menschlichen Hoffnungen.*" „*Religiöse Gesinnungen bey der Umgestaltung unseres Vaterlandes.*" Man bemerkt bald, dass *M.* durch das Neue seiern

Themen nicht auffallen wollte; gleichwohl fehlt es ihm nicht an neuen Seiten und an eigenthümlichen Wendungen in dem Gedankengang. Seine Beredſamkeit iſt nicht glänzend, aber ſanft erwärmend und überzeugend. — Aus der neuen Zeit finden wir nur zwey Vorträge oder — genau zu reden — nur einen: denn der erſtere, am 25 Apr. 1813 gehalten, führt den Gedanken aus, *„daſs Ruhe mit fleiſsiger Abwartung der Berufsgeſchäfte das ſey, was wir als Chriſten in den gegenwärtigen Zeitumſtänden zu beweiſen haben,“* und bezieht ſich nur in den allgemeinſten Umriſſen auf die damalige entſcheidende, thatenſchwangere Zeit. Es kann ſeyn, daſs uns eben dieſer Allgemeinheit wegen in ſolcher Zeit dieſe Predigt weniger befriedigt hat, obwohl der Vf., wenn man ſich ſeiner Umgebungen erinnert, entſchuldigt werden muſs. Genug — auch dieſe Predigten werden ihren Leſern den Verluſt des würdigen *Münſcher* von Neuem empfindlich machen.

Die Predigt-Sammlung des Hn. *v. Gehren* (No. 2) hat das bezeichnende Motto aus 1 Kön. 18, 21: *„wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?“* Dieſem verdrieſslichen, unpatriotiſchen Hinken, das dem Vf. in ſeinem Vaterlande vielleicht nicht gar ſelten begegnen mag, arbeitet er mit wackerem Ernſt entgegen. Die hier zuſammengeſtellten Vorträge fallen ſämmtlich in den October und November des J. 1813, „während welcher, ſagt die Vorrede, das Vaterland den Händen der Fremden und Ungerufenen entriſſen und der landesväterlichen Regierung unſeres rechtmäſsigen allgeliebten Regenten zurückgegeben wurde.“ Die erſte, den 20 Oct. am jährlichen Buſstage gehalten, trifft in die Zeit, wo, nach der erſten Beſetzung von Caſſel durch die Ruſſen, die Stadt von den fremden Machthabern wieder in Beſitz genommen war, welche die Schreckensregierung darin handhabten, und iſt, indem der Zweck derſelben mit dem in den übrigen nicht ganz derſelbe ſeyn konnte, als Einleitung zu den folgenden anzuſehen. Sie zeigt nach Pſ. 103, 8 verbunden mit Dan. 9, 7, *„wie ſehr uns Gottes bisheriges Verhalten gegen uns zur Beſchämung gereiche.“* Sie ſucht den ſittlichen und religiöſen Grund, auf welchem ganz allein politiſche Veränderungen zum Gewinn für die Völker ausſchlagen können, vorzubereiten. Die Geſichtspuncte ſcheinen indeſs für eine ſo wunderbar entſcheidende Zeit, als die damalige, nicht hoch und univerſell genug in dieſem Vortrage geſtellt zu ſeyn. Die 2 Predigt, auf Veranlaſſung der von dem heſſiſchen Kurprinzen erlaſſenen hoffnungsreichen Proclamation gehalten, über 5 Moſ. 5, 29, ſpricht ihren treuen und das Nöthige erkennenden Patriotismus deſto unverholener aus. Das Thema iſt: *welche Geſinnungen und Entſchlieſsungen die Wiederaufrichtung unſeres zu Boden geworfenen Vaterlandes in uns erweckt.* Es werden dahin gerechnet: bürgerliche Eintracht und Liebe, Sinn und Eifer für das gemeine Beſte, feſtes, freudiges Halten an Gott und ſeine Vorſehung. Daſs der Vf. den rechten Punct, woher das Unglück der Deutſchen weſentlich kam, kenne, und wie er ſich darüber äuſsert, darüber heben wir eine Stelle auch zum Belege des Vortrags aus: „Dem Mangel dieſes Sinnes und Eifers (für das Gemeinbeſte) haben wir es groſsentheils zuzuſchreiben, daſs es ſo weit mit uns hat kommen müſſen, daſs Heſſen und ganz Deutſchland ſo tief hat erniedrigt werden können. Nur die Vermeidung derſelben Fehler ſchützt gegen die Erneuerung derſelben Übel. Und alſo frage ich offen und rückhaltslos: wo ein Volk in einem ſo groſsen Theil ſeiner Glieder kaum einen deutlichen Begriff von Vaterland, kaum eine klare Vorſtellung von Gemeinſinn, wie viel weniger ächte Vaterlandsliebe und thätigen Eifer für Vaterlandsehre und Vaterlandswohlfahrt hat; darf man ſich da ſehr darüber wundern, wenn es faſt ohne Widerſtand einem Zeitgeiſte unterlag, deſſen ganze Richtung auf die Unterjochung ſchwacher, durch Zwietracht und Mangel an Gemeinſinn entkräfteter Völker ging?“ u. ſ. w. Unter den übrigen Predigten zeichnen wir noch die 4te aus: *„Klägliches Ende des Gottesvergeſſenen und herrliches Ziel des Gottesfürchtigen, beſtätigt durch die neueſte Geſchichte des Vaterlandes,“* über Pſ. 37, 37 — 40, wegen ihrer Faſslichkeit und Kraft, auch wegen fleiſsiger Benutzung der Bibel, eine Eigenſchaft, die wir nicht überall gleichmäſsig rühmen können. Den richtigen Gebetston hat der Vf. nicht immer getroffen. Einmal heiſst es ſogar: „Gott, der du uns nicht verlaſſen haſt in den Zeiten, *wo wir Deiner am meiſten bedurften.*“ Wonach zu folgern wäre, daſs man in anderen Zeiten Gottes wohl gar entrathen könnte!

Erfreulich iſt bey dem wohlthätigen Zweck, welchen der Vf. von No. 3 bey der Herausgabe ſeiner Predigten hatte, die Anſicht der zahlreichen vorangedruckten Subſcribentenliſte. Auch müſſen wir in Beziehung hierauf, weil bald gegeben werden ſollte, die Entſchuldigung in der Vorrede, „daſs die nöthige Zeit zum nochmaligen ſtrengen Überarbeiten nicht habe gewonnen werden können,“ uns, obwohl ungern, gefallen laſſen. Doch ſind wir, davon abgeſehen, überzeugt, daſs der Vf. (deſſen Verdienſt wir nicht verkennen), wenn er nur weniger gab, gewiſs mehr gegeben hätte; der wohlthätige Zweck würde dabey nicht gelitten haben. Jetzt bemerkt man bey vielem Guten, das diese 17 Vorträge an ſich tragen, namentlich der fleiſsigen Textzergliederung, der beſonnenen Entwickelung der Hauptbegriffe, der praktiſchen Behandlung der Themen, daſs die letzte Hand nicht an ſie gelegt ſey. Sonſt würden die Themata hie und da ſchärfer und klärer gefaſst, die Dispoſition würde bündiger und der Stil gedrängter und geſchmeidiger ſeyn. Fehlerhaft iſt z. B. der Hauptſatz gefaſst am Buſstage 1812: *„was uns beſtimmen könne, mit allem Ernſte die Wahrheit zu hören, welche unſer Text enthält,“* — weil er über das Object des Vortrags in Dunkelheit läſst. Gleichwohl theilt ſich dieſe Dunkelheit der Dispoſition mit, wo es heiſst: „wenn wir Rückſicht nehmen auf die *Warnung*, die wir in dieſem Texte finden; auf die väterliche *Güte*, die daraus hervorleuchtet; auf die *Zuverläſſigkeit* des Helfens (?), zu dem wir hier hingewieſen werden.“ Hier fehlt das Subject, und überdieſs Einheit und richtige Coordinirung der Theile. Der gleiche Fehler iſt in der folgenden Predigt (Neujahr 1813) begangen, wo das (zu allgemeine und auch im Ausdruck mangelhafte) Thema

lautet: „dass wir *allen* Ereignissen dieses Jahres dann am *getrostesten* entgegen gehen können, wenn wir *Alle* den Entschluss fassen, gute Christen zu seyn und zu bleiben." Hier sind die Theile weder klar an sich, noch nach einer Einheit des Hauptbegriffs bestimmt, wenn es heisst: „wir finden die Gründe — in dem *Glauben*, nach welchem wir in sofern (?) vor allen Dingen trachten müssen; in dem *Herrn*, dem wir angehören; in der *Hülfe*, die wir von einander erwarten, und in der *Hoffnung*, deren wir uns dann rühmen können." Es leuchtet in die Augen, dass diese Theile sich nicht einmal streng einander ausschliessen. — Der Stil des Vfs. bedarf vorzüglich mehr Sorgfalt im Periodenbau. Man vgl. aus der vorher angezogenen Predigt die Periode S. 95: *Auch in unserem Text* u. s. w.

Der uns unbekannte Vf. von No. 4 ist, indem er seine Sammlung den Kaisern von Österreich und Russland, den Königen von Preussen und Baiern dedicirt, selbst Schuld, dass man höhere Foderungen an ihn macht, und sich vielleicht eben darum weniger befriedigt sieht. Wir wollen jedoch damit nur einen bedingten Tadel aussprechen. Die Vorträge zeugen von dem redlichen Willen des Vfs., unsere denkwürdige Zeit seinen Zuhörern nutzbar zu machen, und sie aufzufodern, den wieder gewonnenen deutschen Namen durch deutsche Tugenden, den Altvordern würdig, zu zieren. Gegen seine Grundsätze ist so wenig als gegen den Ton des Vortrags im Allgemeinen einzuwenden: dieser letztere ist klar und nicht ohne Leben. Zu den vorzüglichen können wir jedoch diese Predigten nicht zählen. In den Gedanken und Wendungen herrscht eine gewisse Einförmigkeit, der Stil ist nicht präcis genug, und die Darstellung hat hie und da etwas Künstliches. Dass die Dispositionen zu flach sind, davon diene die von der dritten Predigt zum Beweis. Das gut gewählte Thema ist: *wie ein Jeder zur Vollendung des unter uns angefangenen grossen Werks mitwirken könne und solle*," wobey vor Allen dieses Werk selbst einer näheren Bestimmung und Erläuterung im ersten Theil bedurft hätte, um danach die Aufgabe des Thema's abzuleiten. Statt dessen wird sogleich in drey Abtheilungen geantwortet: 1) *durch Lehren und Urtheilen*; 2) *durch Warnen und Ermuntern*; 3) *durch Handeln*. Wenn diese an sich fehlerhafte Partition (weil 2 nur Untersatz von 1 ist) einigermassen gelten sollte: so war durchaus nöthig, zuvor die Bedingungen und Erfodernisse auszumitteln, unter denen allein zur Vollendung eines grossen Werkes gewirkt werden könne. Denn wenn ein Jeder (nach der Form des Thema's) durch Lehren und Urtheilen, durch Warnen u. s. w. zu dieser Vollendung beytragen kann und soll: so würde dadurch das grosse Werk unfehlbar ein sehr kleines werden. Ein Beyspiel von der Künstlichkeit des Stils nehmen wir aus dem II Theil derselben Predigt: „es wird und soll besser werden — wenn wir nur jederzeit so zu denken und zu *leben* uns *bestreben, dass wir nicht bey jedem Blick in die Blüthenzeit der deutschen Nation (?) erröthend zurücktreten müssen*."

NA.

Altona, b. Hammerich: *Handbuch zum Gebrauch nachdenkender Christen beym Lesen der heiligen Schrift neuen Testaments, nach der lutherischen Bibelübersetzung, oder Winke zum erbaulichen Lesen der Geschichte und der Sendschreiben der Apostel Jesu Christi.* Zweyter Theil, erste Hälfte. Der Apostel Geschichte und die Briefe Pauli an die Römer, Corinther, Galather und Epheser. Entworfen von *Christian Friedrich Callisen*, D. der Philos., königl. Kirchenprobst in der Probstey Hütten, und Pastor der Friedrichsberger Gemeine zu Schleswig. 1813. 412 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Winke zum erbaulichen Lesen der Geschichte und der Sendschreiben der Apostel Jesu Christi, nach der lutherischen Bibelübersetzung. Erste Hälfte, enthaltend der Apostel Geschichte, und die Briefe Pauli an die Römer, Corinther, Galater und Epheser. Zum Gebrauch nachdenkender Bibelfreunde entworfen von *Ch. F. Callisen* u. s. w.

Dieser Theil ist dem ersteren in Plan und Ausführung gleich. Einleitungen, Erklärungen und Anwendungen wechseln ab. Die Einleitungen sind zweckmässig, die Erklärungen befriedigend, und die Anwendungen fruchtbar. Doch wünschten wir aus den Einleitungen das Unerweisliche, und zur Erbauung nicht Geeignete hie und da weg. So würden wir z. B. nicht gesagt haben, dass allem Vermuthen nach, oder, wie der Vf. sich etwas undeutlich ausdrückt, nach *Allem*, die Apostelgeschichte zu Rom geschrieben sey, wozu doch kein gültiger Grund vorhanden ist. In der Erklärung des dritten Verses würden wir die Worte: ἐν πολλοῖς τεκμηρίοις, nicht so unbestimmt: *durch Manches was sie davon gewiss machte*; sondern durch mancherley untrügliche Beweise [die er ihnen von seiner Neubelebung, durch seinen persönlichen Umgang mit ihnen, von Zeit zu Zeit gab] übersetzt haben. Die Anwendungen sind oft willkührlich, gesucht und zu weit hergeholt. So hätten wir z. B. im 3 Verse die Anwendung: „Wie Jesus noch 40 Tage auf Erden verweilte, um mit seinen Jüngern vom Reiche Gottes zu reden: so soll ein Christ auch willig seyn, die himmlischen Freuden nach Gottes Willen noch eine Zeitlang zu entbehren, wenn er auf Erden noch Gutes ausrichten kann, — nicht erwartet: eine Foderung, die überdiess etwas überspannt zu seyn scheint. Ob die Form dieser Schrift zur erbaulichen Bibellectüre ganz geeignet sey, zweifeln wir. Um davon einen Begriff zu geben, wollen wir sogleich die drey ersten Verse des ersten Capitels der Apostelgeschichte von Wort zu Wort anführen: „1) *Rede*, Erzählung. — *gethan*; vollendet (im Evangelio Lucä). 2) *Durch — — hatte*; „als der, der mit dem Geist Gottes erfüllt war, die nöthigen Aufträge gegeben hatte." Vielleicht denkt Lucas an die Aufträge, die Jesus seinen Jüngern sein ganzes Leben hindurch ertheilte; vielleicht aber auch an die zunächst, welche er ihnen zuletzt noch zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt gab, worunter der der hauptsächlichste war, dass sie Botschafter an seiner Statt seyn, und in aller Welt das Evangelium predigen sollten (Matth. 28, 19). — 3) *Durch — — Erweisungen*; durch Manches, was sie davon gewiss machte. — *vom — — Gottes*; von Allerley, was mit seiner Religionsanstalt (Matth. 3, 2) in Verbindung stand."

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Königsberg, b. Schulz: *Was hat der Landwirth in Preussen zu thun, um auch unter den heutigen Umständen zu bestehen und die Zinsen seiner Gläubiger* (Schulden) *zu berichtigen?* Ein Wort zu seiner Zeit! — zur dringenden Beherzigung sowohl der Landwirthe als der Capitalisten Preussens — vielleicht auch seiner Staatswirthe und Finanziers. Geschrieben im Octobermonat. 1813. 48 S. 4.

2) Ebendas., b. Degen: *Über die unglücklichen Verhältnisse der Grundeigenthümer und Geldeigenthümer in Ostpreussen* von *L. von Baczko.* Veranlasst durch die Schrift: *Was hat der Landwirth* u. s. w. 1814. 78 S. 8.

3) Ebendas., b. Schulz: *Prüfung der Ansichten des Herrn Professor von Baczko in dessen kleiner Schrift: Über die unglücklichen Verhältnisse* u. s. w. Von dem Vf. der Abhandlung: *Was hat der Landwirth* u. s. w. Zur Rechtfertigung desselben und Beruhigung der Geldeigenthümer. Ohne Jahrzahl. 56 S. 8.

4) Ebendas., b. Degen: *Wodurch entstanden Ostpreussens Leiden, und was berechtiget uns, ihre Linderung zu hoffen?* Von *L. v. Baczko.* Durch die sogenannte Prüfung seiner Ansichten von dem Hn. Justizrath und ersten Landschaftssyndicus *Karl Ludwig Manitius* veranlasst. 1814. 88 S. 8.

Es ist gewiss eine äusserst schwierige Aufgabe, zuverlässig wirksame Mittel anzugeben, wie dem Wohlstande eines Landes wieder aufgeholfen werden könne, dem der Krieg so tiefe Wunden geschlagen hat, wie den königl. preussischen Provinzen in Preussen, und insbesondere der Provinz *Ostpreussen*; um so billiger muss man bey der Beurtheilung der Vorschläge seyn, welche zur Heilung dieser Wunden gemacht werden. — *Ostpreussen* ernährte in dem Jahre 1806—07, außer der eigenen preussischen Armee, die grossen Heere des verbündeten Russlands und des feindlichen Frankreichs ganze *acht Monate* hindurch, und wurde, ungeachtet aller Opfer für regelmässige Verpflegung, dennoch, besonders auf dem Lande, Plünderungen und Mishandlungen aller Art unterworfen. Der Landmann verlor nicht nur seine Bestände und seine abfouragirten Saaten, sondern Ostpreussen und Litthauen allein verloren (S. 4 f. No. 1) nächstdem noch 245,312 Pferde, 49,431 Fohlen, 137,616 Ochsen, 175,109 Kühe, 135,805 St. junges Vieh, 487,719 Schaafe, 320,639 Schweine, und mit diesen Viehstücken die Düngung zu 636,900 Scheffel Aussaat. Man berechnete seinen gesammten Verlust auf 30,039,290 Rthlr., nicht begriffen hierunter den grösseren Verlust der erwähnten Aussaat im Winter- und Sommer-Felde, weil der Landmann, statt gedüngte Äcker besäen zu können, seinen Saamen auf düngerlose Äcker bringen, oder gar brach liegen lassen musste, woraus (das Deficit des Ertrags nur zu 1½ Korn und auf vier Erndten berechnet) wieder ein Verlust von 3,821,410 Schffl. Ertrag entsteht. Und für allen diesen Verlust erhielt man weiter nichts, als die von Russland für die Verpflegung der russischen Armeen gezahlte Summe von 6,193,089 Rthlr. in *russischen Bons*, die schon im May 1812 an der Börse zu Königsberg nur zu 25 pro Cent ihres Nennwerths standen, also dem Beschädigten nicht mehr als Ein Viertel dessen gewährten, was sie ihm gewähren sollten. Zu diesem für den Landmann in Preussen schon an sich so drückenden Verlust kam nun noch der seit d. J. 1807 immer im Steigen begriffene *Gesindelohn*. Statt dass dieser in früheren Zeiten, wo die Waizenpreise auf 3—4 Rthlr. standen, auf 18 Rthlr. für einen Grossknecht sich belief, musste man diesem späterhin, ungeachtet der Waizenpreis auf 20—24 Groschen herabgesunken war, 25—36 Rthlr. jährlichen Lohn zahlen. Der Grund hievon lag theils in der verminderten Bevölkerung (indem Ostpreussen, das vor dem Kriege auf 945000 Seelen geschätzt wurde, im J. 1809 nur 670,145 Seelen zählte), theils und hauptsächlich in den Bestimmungen der neuen Gesindeordnung v. J. 1810, und der darin ausgesprochenen Aufhebung alles Dienstzwangs. Bey alle dem aber, obgleich weniger Getreide als vorhin erzeugt wurde, und die Productionskosten an Gesinde- und Tage-Lohn so bedeutend gestiegen waren, ging doch der Preis des Getreides nicht in die Höhe, sondern er war vielmehr im beständigen Fallen. Im Winter 1810—11 stand er wirklich so niedrig, dass er dem Landmann nicht einmal die Ausgabe an Gesinde- und Tage-Lohn erstattete. Der Grund dieser Erscheinung lag im Continentalsystem, das dem preussischen Landmanne den Absatz seines Überschusses unmöglich machte, und bey längerer Fortdauer jenen zuverlässig ganz zu Grunde gerichtet haben würde. — Bis zum J. 1810 hatte zwar der ostpreussische Landmann sich den ungeheueren Verlust an Vieh und Pferden, welchen er im J. 1807 erlitten hatte, durch Ankauf — freylich um die höchsten Preise — und Zucht dergestalt ersetzt, dass bereits Ostpreussen, ohne

Litthauen, wieder 142,892 Pferde, 29,050 Fohlen, 3755 Bullen, 51,623 Ochsen, 97,518 Kühe, und 72,752 St. junges Vieh besass. Allein im J. 1811 trat in Preussen und den angrenzenden Theilen von Russland und Polen ein, solcher Misswachs ein, dass der Landmann, statt zu verkaufen, sein eigenes, früher wohlfeil verkauftes Getreide und Futter für ungeheuere Preise wieder zu kaufen, und dennoch einen sehr bedeutenden Theil seines Viehstammes zu schlachten oder dem Hungertode preis zu geben genöthiget war. Und nach alle dem erschien der Durchmarsch der französischen Armee, die der Landwirth mit allen Bedürfnissen versehen musste. Bis zum August 1812 betrug der hiedurch wieder erwachsene Verlust für Ostpreussen allein, nicht gerechnet die Plünderungen, 5,030,063 Rthlr. oder 61 Rthlr. 88 gr. 9 pf. für jede contribuable Hufe; und vom August 1812 bis zu Ende des J. 1813 kamen hiezu noch für Ostpreussen 8,568,196 Rthlr. (wovon das platte Land 7,219,191 Rthlr. zu tragen hatte), und für Litthauen 12,809,486 Rthlr. Zuletzt folgten diesen Aufopferungen noch eine verheerende Viehseuche, und die erhöheten Staatsabgaben und Leistungen, welche der Krieg in den Jahren 1812 — 1814 dem Lande nöthig machte.

Dass bey diesem Zusammentreffen der unglückseligsten Ereignisse auch der am festesten begründete Wohlstand eines Landes, und insbesondere der des Landmannes, zerrüttet, und diesem manche Leistungen unmöglich werden können, denen er beym gewöhnlichen ruhigen und sicheren Gang der Dinge ohne Schwierigkeit Genüge zu leisten vermag, wer kann diess bezweifeln? Verzeihlich ist es daher gewiss, wenn unter solchen Verhältnissen der Grundeigenthümer mit den Zinsen der Capitalien zurückbleibt, die er früher auf sein Grundeigenthum aufgenommen hat, und wenn er da, wo ihm die Befriedigung seiner Gläubiger unmöglich erscheint, in Moratoriengesuchen sein Heil sucht. Freylich mag das Ausbleiben der erwarteten Rente den Gläubiger oft in dieselbe Verlegenheit bringen, in der sich sein Schuldner befindet. Allein Noth hat kein Gebot, und in Zeiten der allgemeinen Calamität bleibt Jedem nichts übrig, als sich in das Verhängniss, das Alle trifft, so gut zu fügen, als er nur immer kann. Den regelmässigen Gang der Dinge in solchen regellosen Zeiten ohne alles Nachgeben und ohne alles Fügen in die Umstände aufrecht erhalten zu wollen, ist eben so unmöglich, als thöricht. *Summum jus est summa saepe injuria*; wer die Regel unbedingt aufrecht zu erhalten strebt, der fördert die Regellosigkeit und ihre Nachtheile gerade am meisten. Wenn auch der Gläubiger, da wo er es kann, den Gefühlen der Billigkeit nicht folgen wollte: sein eigener Vortheil heischt diess. Der Ruin seines Schuldners, den er, die Stimme der Billigkeit nicht achtend, und nur folgend der Stimme des strengen Rechts, durch seine Ersessenheit auf seine Gerechtsame zu Grunde richtet, — dieser Ruin zieht gewöhnlich auch, über kurz oder lang, den Seinigen nach sich. Und hier erscheint der von manchem gar zu strengrechtlichen Politiker wohl nicht geahnete Fall, dass das strenge Recht den Staat und den Wohlstand Aller ganz zu Grunde richten kann, statt dass es seiner Natur nach jenen erhalten und fördern soll.

Diese Bemerkungen vorausgesetzt, können wir in den Vorschlägen, welche Hr. *Manitius* in der Schrift No. 1 gemacht hat, um beides, das Wohl der Grundeigenthümer und das ihrer Gläubiger, mit einander in eine dem Besten beider zusagende wohlthätige Harmonie zu bringen, unmöglich die gefährliche und nachtheilige Tendenz finden, welche Hr. Prof. *v. Baczko* in No. 2 und No. 4 darin zu finden glaubt. Wir müssen vielmehr offenherzig bekennen, dass wir die Grundsätze und Vorschläge des Hn. *M.* ganz unbefangen und leidenschaftlos vorgetragen, und so geeignet finden, dass sie allerdings hohe Rücksicht verdienen. Wirklich wüssten wir keinen sichereren und rechtlicheren Weg, das Beste der Grundeigenthümer und ihrer Gläubiger zu vereinbaren, als den von Hn. *M.* vorgeschlagenen. Der Hauptzweck seiner Vorschläge ist nicht, den Gläubiger unmittelbar oder mittelbar — wie Hr. *v. B.* durch den von verschiedenen Seiten her gemachten Vorschlag eines Agrargesetzes, wo der Schuldner berechtiget seyn soll, dem Gläubiger ein Stück seines Grundeigenthums statt Zahlung aufzudringen, — um seine Foderung zu bringen, worum diesen sehr oft die Handhabung des strengen Rechts bringen muss, sondern nur (S. 29. No. 3) den Grundeigenthümer durch Restitution in einen besseren, seinen Erwerb mehr befördernden Zustand dahin zu führen, dass er seine jetzt nicht zu leistenden Obliegenheiten gegen seine Gläubiger gehörig erfüllen könne. Zur Erreichung dieses lieberalen Zweckes aber hält es Hr. *M.* keinesweges für hinreichend, dass der Landmann seine Wirthschaft in den Zustand zurückzubringen suche, in welchem sie vor dem Jahre 1807 war — denn seine Ausgabe an Gesinde- und Tage-Lohn hat sich seitdem durch zweymaliges Menschensterben, unverhältnissmässig starke Recrutirung der preussischen Armee, um den Kampf im heiligen Kriege glücklich zu bestehen, und durch die neue Gesindeordnung bedeutend erhöhet, sie ist nächstdem auch durch vermehrte und bedeutend erhöhte Abgaben gewachsen, seine Einnahme aber durch das Sinken der Getreidepreise neuerlich vermindert, und es ist, wenn man auch die neuerdings im englischen Parlament in Vorschlag gekommene Beschränkung der Getreideeinfuhr nicht mit in Anschlag bringt, sehr zweifelhaft, ob mit der Freyheit des Seehandels die alten höheren Getreidepreise wiederkehren werden —: sondern er hält, und diess mit Recht, statt der bisher üblichen Dreyfelder-Wirthschaft mit neunjähriger Düngung die Einführung einer anderen Wirthschaftsweise für nöthig, und zwar einer solchen, bey welcher der Landmann weniger Menschen bedarf, und weniger von den Schwankungen der Getreidepreise abhängig ist. Da nun Preussen bisher zu viel Getreide gebauet und zu wenig Vieh gezogen, vielmehr seinen Fleischbedarf aus Polen und Russland gekauft hat: so wird die Annahme einer Feldereintheilung empfohlen, bey

welcher der Landmann mehr Vieh ziehen kann, und die Ausſaat an Getreide zwar dem Areal nach beſchränkt wird, jedoch bey beſſerer Düngung der Felder derſelbe Ertrag wie bisher erlangt werden möge. Weil indeſs Koppel- und Wechſel-Wirthſchaft bey der dermaligen Lage der Dinge ohne bedeutende Nachtheile nicht ſogleich eingeführt werden kann: ſo ſoll jener Zweck dadurch bewirkt werden, daſs der *fünfte Theil der Länderey* zum Anbau von Klee verwendet, und daſs die Felder, welche bey der bisherigen Bewirthſchaftungsmethode alle neun Jahre einmal gedüngt werden, dann bey vermehrtem Futterbau und Viehſtand alle ſechs Jahre gedüngt werden. Den bey dieſer veränderten Wirthſchaftsmethode nöthigen Vorſchuſs zum Viehankauf und zur Vergröſserung der für den vermehrten Viehſtand nothwendigen Gebäude müſſe der Staat hergeben; und wenn auf dieſem Wege keine Hülfe zu ſchaffen ſey, müſſe man die eingetragenen Gläubiger im Wege eines freywilligen Übereinkommens zur Hergabe der dazu nöthigen Summen unter vollſtändigſter Verſicherung der Verzinſung und Rückzahlung zu disponiren ſuchen, weil ihr gemeinſchaftlicher Vortheil dieſes fodere, und die bisher von der Geſetzgebung gebrauchten Mittel, der verſtattete Generalindult und deſſen Modificationen, ſo wie die Aufhebung eines geſetzlichen Zinsfuſses, dem Schuldner ſo wenig halfen als dem Gläubiger, vielmehr am Ende beide, den Schuldner und den Gläubiger, gleichmäſsig zu Grunde richten würden.

Wer dieſe Vorſchläge unbefangen prüft, wie dieſs Rec. gethan hat — der, im Vorbeygehen bemerkt, weder Preuſſe, noch preuſſiſcher Grundeigenthümer noch Capitaliſt iſt, auch mit beiden in gar keiner Verbindung ſteht, noch je geſtanden hat, und übrigens in einem Lande lebt, wo ſolche Verhältniſſe zwiſchen Grundeigenthümern und Capitaliſten, wie in Preuſſen, Gottlob noch nicht eingetreten, auch nicht zu befürchten ſind, — wer dieſe Vorſchläge unbefangen prüft, ſagen wir, kann ihnen wohl den Beyfall nicht verſagen. Der Weg, den Hr. *M.* eingeſchlagen wiſſen will, führt zwar nicht ſogleich zum Ziele, doch er iſt gewiſs der ſicherſte, der eingeſchlagen werden kann. Denn wenn Moratorien, Aufhebung des geſetzlichen Zinsfuſses, Sequeſtrationen und Verwaltungscuratelen unter den beſten Verhältniſſen immer weder dem Schuldner viel helfen werden, und helfen können, noch dem Gläubiger; wenn dieſe Hülfsmaſsregeln, im Ganzen genommen und offen geſtanden, beym gewöhnlichen Gange der Dinge dem Schuldner nichts weiter gewähren, als die meiſt leere Hoffnung der Erhaltung, dem Gläubiger aber die entfernte, gewöhnlich ſehr täuſchende Ausſicht, ſein durch die Verarmung und Hülfloſigkeit des Schuldners gefährdetes Capital und Zinſen zu ſeiner Zeit zu erhalten: ſo gewährt der Vorſchlag des Hn. *M.* beiden eine ziemlich ſichere Ausſicht auf Rettung des Ihrigen; und der Gläubiger, der dazu neue Vorſchüſſe macht, ſpeculirt mit ſeinem Gelde gewiſs bey weitem ſicherer und richtiger, als derjenige, den ſein Geiz, ſeine Ängſtlichkeit, oder ſeine Hartherzigkeit zum Druck des Schuldners verleitet. So wie die Sachen jetzt betrieben werden, beruht die ganze Hoffnung des Schuldners und des Gläubigers bloſs auf einer Steigerung der Getreidepreiſe, die indeſs auch bey wieder freyem Verkehr zur See wegen der überall eingetretenen Verarmung der Länder noch ſo bald nicht zu erwarten ſteht: denn nur der vor 1806 überall geſtiegene Wohlſtand brachte die damaligen hohen Getreidepreiſe hervor. Die Vorſchläge des Vfs. hingegen ſind auf Erhöhung des allgemeinen Wohlſtandes berechnet, und bloſs um deſswillen geben ſie dem Schuldner und dem Gläubiger die oben angedeutete Hoffnung. — Eben deſshalb aber, weil ſie dieſe Hoffnung geben, begreifen wir nicht recht, wie Hr. *v. B.* in ihnen das Arge finden kann, das er nach No. 2 und 4 wirklich darin findet. Wir wollen ihm zwar gern zugeben, daſs die Verlegenheiten, in welchen ſich die preuſſiſchen Grundeigenthümer jetzo befinden, keinesweges allein in den Kriegslaſten und den unglücklichen Ereigniſſen zu ſuchen ſeyn mögen, welche ſie ſeit dem Jahre 1807 zu tragen hatten; wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daſs der Grund dieſes Miſsverhältniſſes ſchon in früher vorhandenen Urſachen zu ſuchen ſey, in den zu hoch geſteigerten Güterpreiſen, im Güterhandel, im zu hoch getriebenen Luxus der Güterbeſitzer, in der Stiftung des landſchaftlichen Creditſyſtems, und in der dadurch begründeten Leichtigkeit, auch bey verhältniſsmäſsig geringem Vermögen gröſsere Güter zu erwerben, oder auf die erworbenen bedeutendere Summen als vorhin aufgeliehen zu erhalten —: immer wird dadurch nicht der ſtrenge Tadel und die Furcht vor dem Argen begründet, das Hr. *v. B.* in den Vorſchlägen des Hn. *M.* findet. Um Rath und Hülfe zu ſchaffen, muſs die Lage der Dinge genommen werden, ſo wie ſie jetzt iſt, nicht wie ſie früher war, und vielleicht noch ſeyn könnte und möchte. Zu der Einfachheit der Sitten unſerer Ahnherren iſt die Rückkehr nicht leicht möglich. Auch iſt eine ſolche Rückkehr dem allgemeinen Wohlſtande gar nicht zuſagend. Production und Conſumtion drehen ſich in einem ewigen Kreislaufe, die eine hilft der anderen, und von ihrer wechſelſeitigen Förderung hängt der allgemeine Wohlſtand ab. Je geringer die Conſumtion: um ſo geringer auch die Production, und um ſo geringer der allgemeine Wohlſtand. Möge alſo unſer guter Genius uns unſeren Sinn für Wohlleben, ſo wie er ſich jetzo ausgebildet hat, erhalten; möge unſer Genius uns nur dafür bewahren, daſs jener Sinn nicht ausarte in Üppigkeit und Verſchwendung, was indeſs nicht leicht zu befürchten iſt, weil ſelbſt der dem Menſchen angeborene Eigennutz dem entgegen ſtrebt. Was aber die zu hoch geſtiegenen Güterpreiſe betrifft: ſo liegt der Grund davon gewiſs bey weitem weniger in der Leichtigkeit, auf ſeine Güter durch die Creditinſtitute fremde Capitale geborgt zu erhalten, und in der Möglichkeit, mit geringem Vermögen groſse Güter anzukaufen, als in den bis zum J. 1806 ſo ſehr geſtiegenen Preiſen aller Erzeugniſſe der Landwirthſchaft, und in der

Höhe der Rente, welche hiedurch das Grundeigenthum seinem Besitzer gewährte, und das seit d. J. 1806 eingetretene Fallen dieser Preise ist der Hauptgrund der Verlegenheit, worin sich jetzo jeder Landwirth, in und ausserhalb Preussen, befindet, der sein Gut nicht ganz oder grösstentheils mit eigenem Gelde bezahlt hat, sondern solches mit Schulden belastet sieht, deren Zinsen vielleicht den grössten Theil, vielleicht das Ganze des reinen Ertrags verzehren. Hr. *v. B.* findet es auffallend (S. 29. No. 2), dass manches Gut, das man früher für 20000 Rthlr. werthachtete, nach der Einführung des landschaftlichen Creditsystems auf 50000 Rthlr. eingeschätzt wurde. Aber diese Erscheinung liegt gewiss bey weitem weniger in dem Creditinstitute, in der dadurch begründeten grösseren Leichtigkeit des Gütererwerbs und der vermehrten Concurrenz der Güterkäufer, als in den — von uns eben angedeuteten Momenten: denn selbst die lebhafteste Concurrenz kann die im Verkehr begriffenen Güter nicht losreissen von dem Gravitationspuncte aller Güterpreise, dem *Betrag der Rente, welche die Güter gewähren.* Rec. lebt in einem Lande, wo man solche Creditinstitute, wie sie mehrere preussische Provinzen haben, auch nicht einmal dem Namen nach kennt, und dennoch lässt sich hier die tagtägliche Erfahrung machen, dass seit dem Ende des siebenjährigen Krieges, und seit der grossen Theuerung in den Jahren 1770 und 1771, Grundbesitzungen überall so sehr im Preise gestiegen sind, dass für manches Gut jetzt vier- bis fünfmal mehr gezahlt wird, als in den sechziger und siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ja, Rec. ist sogar ein Fall bekannt, wo zu Anfange dieses Jahrhunderts fünf Höfe eines kleinen Dorfs nicht um 30000 fl. zu haben waren, welche die Besitzer zu Anfange der siebenziger Jahre nicht ganz um 3000 fl. erkauft hatten. Und wenn es wahr ist, was Hr. *v. B.* (S. 26. No. 2) behauptet, dass die adelichen Güter vordem in Preussen nach dem Verhältnisse ihres Kaufpreises zehen bis zwölf pro C. jährliche Rente getragen haben: so ist gewiss schon dadurch allein die angegebene Erhöhung ihrer Preise ausreichend gerechtfertiget und erklärbar.

Was übrigens die eigenen Vorschläge des Hn. *v. B.* (S. 75—77. No. 2) und insbesondere den betrifft, der Staat solle die von den Unterthanen getragenen Kriegslasten diesen durch ein Papiergeld ersetzen, das nach Art der vorigen Thalerscheine eingerichtet, und in allen königl. Cassen angenommen werden soll, mit welchen der Landmann dann dem Gläubiger seine rückständigen Zinsen zu zahlen hätte: so verstehen wir ganz und gar nicht, wie dadurch den Gläubigern geholfen werden soll. Der Credit alles Papiergeldes beruht auf einem sicheren Realisationsfonds, auf einer Casse, wo jeder Zeddelinhaber sein Papier sofort gegen Metallgeld umsetzen kann. Solche Fonds lassen sich wohl in Zeiten des Flors der Länder schaffen, aber nicht in Zeiten einer allgemeinen Geldverlegenheit. Und wenn auch die 1⅔ pro C. Vermögenssteuer, welche der Staat zurückzuzahlen versprochen hat, einen solchen Fonds bilden könnten — was indess Hr. *v. B.* nicht einmal in Vorschlag gebracht hat, indem er diese 1⅔ pro C. zur Unterstützung der Grundeigenthümer, welche jetzt als Greise nach dem Verluste des Ihrigen kein neues Gewerbe anfangen können, so wie zur Unterstützung der Wittwen und Waisen verarmter Familien verwendet wissen will —: wird der Staat im Stande seyn, diese Zurückzahlung *dermalen* im Metallgelde zu leisten? Fehlt es aber an einem Realisationsfonds: was kann das Papier für ein anderes Loos haben, als ein bedeutendes Fallen unter seinen Cours? Und wenn nun der Gläubiger mit diesem Papiergelde auf seine Zinsrückstände bezahlt wird: was wird er durch diese Zahlung gewinnen? Wird er nicht auf diesem Wege den grössten Theil seiner Foderung augenscheinlich verlieren, während man sie ihm zu retten glaubt? Werden wohl die öffentlichen Cassen, die das Papier nach seinem Nennwerth annehmen sollen, diess lange aushalten können? Fliesst denn alles Geld eines Landes durch seine öffentlichen Cassen? und braucht denn der Unterthan sein Geld zu weiter nichts, als nur um öffentliche Abgaben damit zu zahlen? Machen denn die öffentlichen Abgaben, und was dazu von der umlaufenden Geldmasse nöthig ist, nicht eine gegen den Betrag des ganzen umlaufenden Capitals sehr unbedeutende Summe aus? — Kurz, auf diesem Wege lässt sich wahrlich kein Heil für die Gläubiger suchen. Ein solches Verfahren könnte ihren Ruin beschleunigen, aber sie nicht retten. — Es thut uns wahrhaft leid, dieses Urtheil über die Vorschläge des Hn. *v. B.* fällen zu müssen; allein unsere Pflicht ist es, der Wahrheit und Gerechtigkeit zu huldigen, und diese sind offenbar auf Hn. *M.* Seite. Mag auch der Vorschlag des Hn. *M.* die Gläubiger später zum Ziele führen, als der des Hn. *v. B.*: so hat er doch, trotz der Einwendungen, welche Hr. *v. B.* gegen den Wirthschaftsplan des Hn. *M.* (S. 66 folg. No. 4) macht, gewiss den Vorzug, dass er sie sicher zum Ziele führt, statt dass Hn. *v. B's.* Vorschlag ihr Einkommen äusserst precär und nur zum zufälligen Gewinn einer höchst verderblichen Agiotage macht. Es gehört unter die Vorzüge der preussischen Regierung, dass sie sich von dem Unwesen des Papiergeldes, unter dessen nachtheiligen Folgen alle europäischen Staaten leiden, möglichst frey zu erhalten gesucht hat. Möge sie sich auch künftighin diesen Vorzug zu erhalten streben; möge sie nicht in Nothmitteln Hülfe suchen, welche die Noth des Volks nur vergrössern, statt sie zu lindern! Die etwas langweilige Radicalcur eines Übels ist immer bey weitem besser, als Palliativcuren, die nur momentane Linderung schaffen, während das Übel nur desto fester wurzelt.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Valade: *Cours élémentaire de fortification*, à l'usage de M. M. les Elèves de l'Ecole spéciale impériale militaire; Redigé par ordre de M. le Général de Division Bellavène, Baron de l'empire, Commandant, Directeur des Etudes de ladite Ecole. Par M. *Savart*, Professeur. 1812. XVI u. 363 S. 8. Mit 20 Kupfertafeln.

Zum Leitfaden bey dem Unterricht in der Schule von St. Cyr hat der Vf. hier die wesentlichsten Grundlehren der Befestigungskunst aufgestellt, mit Ausschluss aller Theorie, und überhaupt alles dessen, was nicht ohne genaue Erkenntniss mit den wirklichen Kriegswissenschaften verständlich ist, so wie des Verfahrens bey dem wirklichen Bau der Befestigungswerke.

Das Ganze zerfällt in drey Theile, deren erster sich mit den allgemeinen Vorkenntnissen beschäftiget, und den anderen beiden gleichsam als Einleitung dient. Cap. I. Von den Recognoscirungen, von dem Hauptzweck derselben, und von den Mitteln, sich die nöthigen Kenntnisse des Terrains zu verschaffen. Alles, was hier S. 5 — 20 über das Aufnehmen gesagt wird, ist unzureichend. Es sind flüchtige und allgemeine Bemerkungen, bloss für die brauchbar, die schon eine genugsame Kenntniss der Operationen des Aufnehmens besitzen. In Ermangelung geometrischer Instrumente wird hier ein Stock vorgeschlagen, den man schräg abwärts an das Auge hält, um nach einem unzugänglichen Puncte zu visiren, und durch Umdrehen rechts oder links einen anderen, zugänglichen Punct zu finden, dessen Entfernung man messen kann, welche Entfernung der des ersteren gleich ist, *weil beide auf einem Cirkel liegen, dessen Centrum der Standpunct des Beobachters ist*; eigentlicher: weil beide einerley Winkel mit dem Auge des letzteren machen. Man sieht leicht, dass diess Verfahren an sich höchst unsicher, und nur auf kurze Weiten brauchbar ist, wo man unter allen Umständen mittelst ausgesteckter Stangen ein weit zuverlässigeres Resultat erhält. S. 20 geht Hr. *S.* zu den *Memoiren* über, je nachdem sie entweder bloss die Eigenheiten des Terrains und seiner einzelnen Theile angeben, und zur Erläuterung der aufgenommenen Charten dienen, oder aber die Benutzung derselben zum Kriegsgebrauch zeigen. Doch auch hier bleibt er weit hinter *Müllers* trefflichen Arbeiten zurück, und behandelt diesen, an sich so wichtigen Gegenstand viel zu oberflächlich.

Cap. II enthält die militärischen Masse, d. h. den Raum, welchen ein Mann, ein Pferd, ein Wagen oder Geschütz u. s. w., sowohl en Front, als en Colonne einnehmen, in Mètres und Decimalen derselben. Weit brauchbarer würden diese Masse in Schritten ausgedrückt seyn, weil man sie nun erst reduciren muss, um das allgemein bekannte, und im Felde allein zu habende Verhältniss in Schritten zu bekommen. Der in Frankreich für die militärischen Zeichnungen festgesetzte Massstab ist: 1) Zu solchen Gegenständen, deren Theile genau angezeigt werden müssen, als das kleine Gewehr und mancherley Werkzeuge: 1 Centimètre für 0,005 Mètres; bis 1 Centimètre für 0,2 Mètres. 2) Zu den Plans und Profilen der Verschanzungen, Batterieen u. s. w.: 1 Centimètre für 0,5 Mètres; bis 1 Centimètre für 20 Mètres. 3) Zu den Festungsrissen, und zu grossen topographischen Charten: 1 Centimètre für 50 Mètres; bis 1 Centimètre für 2000 Mètres. 4) Endlich zu allen Arten Special- und General-Charten: 1 Centimètre für 5000 Mètres; bis 1 Centimètre für 200,000 Mètres.

Das III Cap. lehrt das Lagerschlagen, und giebt die dazu nöthigen Dimensionen, denen zufolge ein Bataillon von 1042 Mann 168 Mètres, ein Cavallerie-Regiment von 4 Escadrons (die Escadron zu 48 Rotten) aber 192 Mètres Fronte hat. S. 63 wird ein Barackenlager nach *Cormontaigne* beschrieben. Hierauf folgt das Lagern der Artillerie u. s. w. nach *Gassendi*, und die Massregeln zur Sicherheit des Lagers, welche in den Fahnenwachen und Feldwachen bestehen, über deren Entfernung vom Lager nichts bestimmt, die der ersteren aber auf 200 Schritt gesetzt wird. Einiges Detail über die Aussetzung der Feldwachen und Vedetten wäre hier um so mehr an seinem Orte gewesen, als diess jedem Officier nothwendig ist, und wenigstens mittelbar zu den Feldbefestigungen gezogen werden kann.

Der *zweyte Theil* beschäftiget sich in zwey Sectionen mit den *Feldverschanzungen*, und zwar in der ersten mit den *Profilen*, und in der zweyten mit dem *äusseren Umriss* (*tracé*) derselben. S. 79 wird die Stärke der Brustwehren von 3 Fuss bis 18 Fuss festgesetzt, im Verhältniss des Kalibers der Geschütze: allein der Vierpfünder durchdringt auf 200 Schritt eine 6 Fuss dicke Brustwehr; auch kann man nie im Voraus bestimmen, welche Kaliber der Feind bey Beschiessung einer Schanze aufstellen werde. Die obere Abdachung der Brustwehr wird S. 86 durch das Verhältniss gefunden: 1. Der Unterschied der inneren und äusseren Höhe der Brustwehr zu ihrer oberen Stärke, wie die innere Höhe zu der Entfernung des Punctes von ihr, wo die verlängerte obere Abdachung auf den Ho-

rizont trifft." Da jedoch die innere Höhe der Brustwehr durch das Defilement bestimmt wird, und eine beständige Grösse ist: so lässt sich die obere Abdachung leicht praktisch finden, wenn man aber jene hinweg nach einem, auf dem äusseren Grabenrande eingeschlagenen, 2 oder 3 Fuss hohen Pfahle visirt. — S. 94 geht Hr. *S.* zu dem Falle über, wo die Profile der Brustwehren und Gräben veränderlich sind, so dass jene verschiedene Höhen, und diese verschiedene Tiefen bekommen. S. 208 wird dieser Fall aus der Lage des Umrisses näher erläutert; wenn nämlich eine vorliegende Höhe eine stärkere Erhöhung eines Theiles der Brustwehr erheischt, um den inneren Raum der Verschanzung dadurch zu decken. Das 3 Cap. enthält die vergleichende Berechnung der aus dem Graben gehobenen, und zu der Brustwehr anzuwendenden Erde (*debluis et rembluis*), so wie der zu den Bau erfoderlichen Arbeiten und Zeit. Die Berechnung gründet sich auf die Multiplication des Profiles der Brustwehr oder des Grabens mit dem Wege ihres Schwerpunctes längst der Trace; allein es ist eine überflüssige Mühe, den Schwerpunct der Brustwehr zu berechnen, da man ihn ohne merklichen Fehler auf ein Drittel ihrer Dicke von der inneren Böschung an setzen kann.

Das *Abstecken* der Verschanzungen wird in der II Section auf eine befriedigende Weise gelehrt, und zwar im 1 Cap. von den in gerader Linie fortlaufenden Verschanzungen, im 2ten von den gebrochenen Linien, im 3ten und 4ten von den zusammenhängenden Verschanzungen oder Linien geredet, von welchen der Vf. im 5 Cap. zu den aus einzelnen Lunetten oder Redouten bestehenden übergeht. Im 6 Cap., von den geschlossenen Schanzen, werden 13 bis 32 Mètres (39 bis 96 Fuss) als die gewöhnliche Seitenlänge der Redouten angenommen, weil bey weniger als 39 Fuss die zu Besetzung der Brustwehr nöthigen Leute inwendig keinen Raum finden. In Rücksicht der Sternschanzen wird aus der Öffnung des kleinen und des vorspringenden Winkels bewiesen, dass erst das Achtel anwendbar ist, weil das Fünf-, Sechs- und Sieben-Eck noch keine hinreichende Seitenvertheidigung verschafft. Unter der Voraussetzung einer Polygonseite von 90 und 186 Fuss werden S. 149 die Winkel und Linien des Achtecks berechnet. Im 7 Cap. spricht der Vf. von den geschlossenen Schanzen mit halben und ganzen Bollwerken; jedoch bloss, um die Mängel der ersteren bemerklich zu machen. Was in Rücksicht der halben Bollwerke gesagt wird, findet bey den Feldschanzen auch in Rücksicht der ganzen Statt, obgleich sie hier allen anderen Werken vorgesetzt und *ouvrages imposans* genannt werden. Schon die Besatzung, die S. 158, ohne Reserve, auf 1874 Mann berechnet ist, zeigt die Unausführbarkeit solcher Projecte. Mit Recht wird übrigens bey grösseren Verschanzungen die Anlegung innerer Retiraden empfohlen; auch bedarf es hiezu keiner weitläuftigen Arbeiten, denn man würde in den mehresten Fällen die in den Schanzen befindlichen Traversen mittelst hinter ihnen angebrachter Auftritte (*banquets*) dazu einrichten können. *Die Lehre von den Brücken und ihrer Vertheidigung* (S. 162) ist sowohl in Hinsicht der Verfertigung der Brücken, als ihrer Verschanzungen, durchaus unbefriedigend, und zeigt, dass der Vf., selbst unbekannt mit diesem Gegenstande, auch keine guten Quellen benutzte. 45 Fuss lange, und 6 Fuss breite Fahrzeuge können unter allen Umständen 14 Fuss im Lichte von einander stehen, und bey dieser Entfernung jede Last tragen; sie aber nach S. 163 in der Brücke zu zwey und zwey dicht neben einander zu setzen, ist niemals gewöhnlich. In Hinsicht der zu dem Brückenschlagen nöthigen Zeit lehrt die Erfahrung, dass mit hinreichend geübten Arbeitern eine Brücke von 600 Fuss in 1½ Stunde, und eine Brücke von 900 bis 1200 Fuss in 3 Stunden beendigt werden kann. Die Zusammensetzung der Brücken aus einzelnen Gliedern wird gar nicht erwähnt, so wesentliche Vortheile sie auch in Gegenwart des Feindes darbietet; auch sind ganz andere Masregeln nöthig, um eine Brücke zu schwenken, im Manöver, das Rec. selbst in 4 Minuten ausgeführt hat. Die hier Fig. 5 — 11. Tab. IX verzeichneten Brückenschanzen sind grösstentheils von zu künstlichen Umrissen, und desshalb nicht brauchbar. Dieselbe Absicht lässt sich durch eine weit einfachere Construction eben so gut erreichen. Das 8 Cap. beschäftigt sich mit dem Batterie-Bau und mit den Verkleidungen von Rasen, Faschinen, Schanzkörben, Horden, worauf der Vf. S. 187 den Batteriebau nach *Gassendi* genügend beschreibt. Das 9 Cap. handelt von den Verstärkungsmitteln der Feldschanzen; Pallisaden, spanischen Reitern, Überschwemmungen, Minen, u. s. w. Am besten hat uns das 11 Cap. befriediget, wo die Grundsätze des *Défilements*, grösstentheils nach *Noizet de St. Paul*, aus einander gesetzt werden. — Cap. 12, Verschanzung der Grenzen und Position, und Cap. 13, von Angriff und Vertheidigung der Feldverschanzungen, schliessen diesen Theil.

Der *dritte*, welcher die *Festungsbaukunst* enthält, zeigt im 1 Cap. die Nothwendigkeit und die Anlage der Festungen nach *Mandar*, und giebt alsdann die Erklärung der Linien und Winkel eines Polygons, nebst einer kurzen Geschichte der Kriegsbaukunst bis auf *Cormontaingne* (*aigne*). Von diesem heisst es S. 254: „Indem er *Vaubans* Arbeiten prüfte, fand er, dass mit Beybehaltung des Hauptumrisses dieses Systemes die Reduits im bedeckten Wege und dem halben Monde grosser Verbesserungen fähig wären; er entdeckte zugleich mehrere wichtige Eigenschaften der neuen Befestigungsart bey grossen Vielecken, und machte sich durch die *treffliche* Anwendung (*brillantes applications*) derselben berühmt. Da man nun durch Betrachtung der Befestigungsweise *Cormontaignes*, oder des neueren Umrisses, der bloss eine Modification des *vaubanischen* ist, in den Stand gesetzt wird, die Vertheidigungsmittel aller seit zwey Jahrhunderten erbauten Festungen nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen (*apprécier*): so muss man diesen Umriss nothwendig auch zu dem Gegenstande eines besonderen und tiefen Studiums machen." Dem zufolge wird S. 258

f. die Construction dieser einzigen vortrefflichen Befestigungsweise gegeben, deren Prüfung schon ein Vergehen, und deren Tadel nach dem Ausspruch der französischen Ingenieure ein Beweis von Unwissenheit ist, obgleich schon *Bousmard* die Mängel dieser Manier eingesehen und Verbesserungen (*des tentatives à faire pour perfectionner les fortifications*) vorgeschlagen hat. Es würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten, wenn wir darauf eingehen wollten, die Vortheile und Nachtheile der *cormontaignischen* Befestigungsweise aus einander zu setzen, da wir uns hier auf eine bloss beurtheilende Anzeige des Inhaltes einschränken müssen. — Das 2 Cap. erklärt die Höhe und das Überhöhen der Brustwehren, nebst den Grundsätzen, auf welchen die Bestimmung beider beruht. Im 3 Cap. redet der Vf. von den Abschnitten und inneren Befestigungen, im 4 von den Aussenwerken und vorliegenden Werken (*Ouvrages détachés*), im 5ten von den Gallerieen, Kasematten, Wassermanöver und Minen. Die Kasematten — das stärkste und dem gegenwärtigen Gange des Angriffs am meisten angemessene Vertheidigungsmittel, weil es die offensive Kraft des Geschützes erhält und ihren Gebrauch erleichtert, — werden auch hier, wie in den meisten französischen Autoren, nur im Vorbeygehen erwähnt, und auf 19 Zeilen abgefertiget. Als Grund gegen sie wird angeführt, dass die Schiessscharten die Futtermauern schwächen, daher die letzteren leicht von den feindlichen Batterieen zerstört werden können(?). Hieraus würde folgen, dass es überhaupt besser sey, sich unthätig hinter jede Brustwehr zu setzen, um ihren Widerstand gegen die feindlichen Stückkugeln nicht durch die eingeschnittenen Schiessscharten zu schwächen. Es dürfte nicht leicht seyn, nach S. 304 das Wasser zu einer Überschwemmung 15 Fuss hoch zu sperren, und die Aufführung der Dämme und Schleusen, die im Stande sind, einer solchen Wassermasse zu widerstehen, würde nothwendig einen ungeheueren Aufwand verursachen. Eine überall 5 Fuss tiefe Überschwemmung ist unter allen Umständen völlig unzugänglich. — Die Einrichtung und der Gebrauch der Minen wird S. 305 f. genügend erklärt, und dabey der neueren Versuche erwähnt, die Verdämmung durch verstärkte Ladungen entbehrlich zu machen. Als Beyspiel des Gebrauches überladener Minen führt Hr. *S.* nach *Bousmard* die Belagerung von Schweidnitz an. Im 6 Cap., von den Fortifications-Systemen, erwähnt der Vf. — wie *Noizet de St. Paul* — bloss *Gerhard von Herzogenbusch*, *Deville*, *Marolais*, *Pegar*, *Vauban* und *Cöhorn*, ohne der Tenaillen-Systeme auch nur mit einem Worte zu gedenken, obgleich diese allein der Hauptbedingung der Kriegsbaukunst, „mit dem *geringsten* Aufwande die *grösste* Widerstandsfähigkeit zu erreichen," zu entsprechen scheinen.

Abschnitt II. *Von dem Angriff und der Vertheidigung der Festungen.* Im 1 Cap. giebt der Vf. eine Übersicht der verschiedenen Operationen des Angriffes, als der Berennung, der Eröffnung der Laufgräben, der Sappen, Batterieen und Lagerreiten. Hier wird das Finden der Capitalen sowohl mit dem Winkelmesser als Boussole befriedigend gelehrt, und dann die Sappenarbeit u. s. w. beschrieben. Cap. 2. Von den Vorkehrungen und von den Arbeiten zu Vertheidigung der Festungen. Hier werden nach *Bousmard* die Bankbatterieen empfohlen, ohne dabey zu bemerken, dass diese nur so lange bestehen können, als die feindlichen Batterieen noch nicht vollendet sind, und dass die Verfertigung der Schiessscharten unter dem Feuer des Belagerers beynahe unausführbar ist. *Virgins* Vorschlag, das Geschütz der angegriffenen Fronte auf angeschüttete Bänke zu stellen, zwischen diesen aber die Schiessscharten einzuschneiden, und die Bänke alsdann in Traversen zu verwandeln, ja sich vielleicht dadurch provisorische Kasematten zu schaffen, wäre vielleicht mit Nutzen anzuwenden. Ausserdem wird man nie im Stande seyn, sich bey Eröffnung der zweyten Parallele noch mit Erfolg seines Geschützes bedienen zu können, weil es gewöhnlich 2 oder 3 Tage nach Anlegung der Rikoschetbatterieen von diesen schon vernichtet ist.

Im 3 Cap. werden die sich auf den Angriff beziehenden Erläuterungen gegeben: über die Stärke des Belagerungscorps, die erfoderliche Geschützmenge, die Munition, das Schanzzeug u. s. w. Zugleich werden die verschiedenen einzelnen Verrichtungen des Angriffes wiederholt und zum Theil mehr aus einander gesetzt. Ein Gleiches geschieht im 4 Cap. in Absicht der Vertheidigung, wo die Anzahl des in einer Festung nothwendigen Geschützes nach *Vauban* und *Cormontaigne* angegeben wird, ohne über das Zuviel oder Zuwenig dieser Bestimmungen zu entscheiden. Über die Anwendung der Mörser findet man bloss einige unbefriedigende Notizen, da sie doch unbezweifelt mit groser und entscheidender Wirkung gegen die feindlichen Batterieen gebraucht werden können, sobald nur immer mehrere, auf der angegriffenen Fronte stehende, Mörser nach einem und demselben Objecte gerichtet werden. So wird es dem Belagerten unfehlbar gelingen, die zum Ziel gewählte feindliche Batterie zu vernichten. S. 439 empfiehlt der Vf. das Kleingewehrfeuer des bedeckten Weges, um das Feuer der feindlichen Batterieen zu schwächen (?). Wer mit den Kriegsereignissen nicht ganz unbekannt ist, wird gewiss mit Rec. von dem kleinen Gewehr hier keine Wirkung erwarten. S. 440 werden die 1799 in Frankreich angenommenen Grundsätze in Absicht der Ausrüstung und Verproviantirung der Festungen gegeben; wir enthalten uns aller Bemerkungen darüber, um die Grenzen dieser Anzeige nicht zu weit auszudehnen. Die hier gegebenen Etats sind übrigens ausführlich genug, um als Grundlage dienen zu können; denn sie erstrecken sich bis auf die für das Hospital nöthigen Arzneyen.

Das 5 Cap. enthält die fingirten Belagerungs-Diarien der *vaubanischen* Befestigungsmanieren, deren Widerstand hier auf 32 Tage berechnet, dabey aber bemerkt wird, dass *Cöhorns* Manier sich 30 bis 36 Tage halten könne.

Der durch die vorliegenden und Aussenwerke verlängerte Widerstand wird, nach Beschaffenheit jener, zu 6 bis 14 Tagen angegeben. Nämlich:

Pallisadirte und mit Minen verstärkte Fleschen	9 Tage
Ein doppelter bedeckter Weg mit Brillen	15 —
Ein, vor dem bedeckten Wege liegendes Horn- oder Korn-Werk	12 bis 16 —
Eine Contregarde vor den Bastionen	7 Tage
Ein Cavalier in den Bastionen, der als Abschnitt dient (?)	8 —
Ein Hauptabschnit von dem Einen Schulterpunct nach dem anderen	12 —
Eine minirte Contrescarpe hält den Belagerer auf:	60 Tage

Mit Recht wird im 6 Cap. nach *Carnot* bemerkt, dass die Einsicht und Thätigkeit des Commandanten — die doch bey dergleichen Schätzungen der Vertheidigungsfähigkeit einer Festung nicht in Anschlag gebracht werden dürfen — die Dauer der Belagerung ansehnlich verlängern können. Zum Belege wird S. 506 f. die Belagerung von Hesdin nach dem nämlichen Vf. erzählt. Hierauf folgen die von *Vauban* gegebenen, oder vielmehr ihm zugeschriebenen, Regeln und Grundsätze der Vertheidigung, und alsdann die allgemeinen Bedingungen und Vorschriften zum Angriff der Festungen. Die von Ludwig XIV und Napoleon 1705 und 1809 gegebenen Befehle, dass kein Gouverneur oder Commandant bey Lebensstrafe eine Festung übergeben soll, ohne wenigstens einen Sturm auf den Hauptwall abgewartet zu haben, — machen den Beschluss.

Die hinzugefügten Noten dienen zur Erläuterung der im Text enthaltenen Berechnungen der Profile, und einiger anderer Gegenstände. Hiebey wird angezeigt, dass der Mechaniker *Gerhard Savart* 1792 ein Instrument erfunden hat, den Defilements-Kegel zu zeichnen. M. q.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Berlin*, b. Maurer: *Vocabulaire françois* oder *Materialien zur Beförderung des mündlichen Ausdrucks in der französischen Sprache zunächst für Kinder und für Anfänger in dieser Sprache bestimmt.* Von M. G. *Bock*, Schulvorsteher. Erster Cursus oder erste, zweyte und dritte Sammlung. 1814. 71 S. 12. (6 Gr.)

Bey der Anleitung, die Hr. *B.* seinen Schülern zum Französischsprechen gab, wurde ihm das Bedürfniss eines Hülfsbuches fühlbar; er veranstaltete daher dieses kleine Wörterbuch (jede Sammlung enthält tausend Wörter), welches in deutscher und französischer Sprache, bald Haupt- und Bey-Wort, bald Haupt- und Zeit-Wort neben einander stellt, um sie auf irgend eine passende Art zu einem Satze zu verbinden. Die Materialien sind nach Massgabe der Fähigkeiten und der Fortschritte der Kinder in Lectionen eingetheilt, so dass die ersten nur fünf, die folgenden sieben, acht und zwölf Wörter enthalten. Der Gedanke ist gut; aber man sieht, dass alles auf die Geschicklichkeit des Lehrers ankommt, welcher die Sprachübungen leitet. Weiss dieser sein Geschäft recht anzugreifen: so kann er seine Schüler dabey nicht bloss schwatzen, sondern auch denken und schreiben lehren, während der ungeschickte mit den besten Materialien nicht viel mehr ausrichten wird, als einige Vocabeln in das Gedächtniss einprägen. Aber freylich wird auch der geschickte Lehrer mit seinen Kindern lieber über Gegenstände sprechen, zu denen er in seinem Kreise Veranlassung findet, als über solche, die ein Anderer ihm dazu vorschreibt, und von denen er vielleicht gerade in seiner Lage eine anschauliche Kenntniss zu geben nicht Gelegenheit hat. Eine Sammlung dieser Art, die zu einem allgemeineren Gebrauche geeignet seyn solle, müsste weniger aus Individualität und Localität hervorgegangen, sondern auf eine planmässig angelegte stufenweise Entwickelung der Begriffe und Verstandesbildung berechnet seyn.

Was der Vf. von der Nothwendigkeit sagt, die Kinder scheinbar synonyme Wörter unterscheiden zu lehren, wie z. B. *épais*, *gros*, dick, *crochu*, *tortu*, *courbe*, krumm, und dergl., ist sehr gegründet. Dass er aber am Ende der dritten Sammlung den Personen und Zeiten des Zeitwortes *être* lauter Städtenamen beyfügt, besonders solche, die im Französischen und Deutschen nicht verschieden lauten, und dass er diesen Raum nicht lieber zur Erlernung neuer Haupt- und Beywörter benutzt hat, das kann Rec. mit dem Zwecke des Büchleins nicht reimen: denn was wird durch jene Namen für die Kenntniss der Sprache gewonnen?

Py.

Erbauungsschriften. 1) *Aachen*, b. Braufort: *Geistliche Rede am Dankfeste wegen des Sieges der hohen verbündeten Majestäten*, den 17 April 1814 gehalten von D. *Johann Reisig*, Consist. Präsid. und Past. zu Stollberg b. Aachen. 24 S. 8.

2) *Coblenz*, b. Krabben: *Rede und Gebet zur Gedächtnissfeyer der Völkerschlacht von Leipzig*, gehalten bey der nächtlichen Andacht auf dem freyen Clemens-Platze in Coblenz — von *J. J. Canz*, Pastor der evangel. Gemeinde. 1814. 19 S. 8.

No. 1 zeigt nach Jes. 5, 13 — 14, „*dass die ungebundene Befriedigung irdischer Begierden eine Unglücksquelle der Völker und Staaten sey*", — aus der Natur der Sache, der Heiligkeit des Weltregierers, der Geschichte aller Zeiten und aus dem Unterricht der heiligen Schrift. Das Thema sowohl als die bezeichneten Glieder der Abhandlung sind an sich selbst und vornehmlich in Beziehung auf die Siegesfeyer zu allgemein, und zu wenig scharf und treffend angewandt auf die Geschichte der Zeit. Die dargelegten Grundsätze sind ohne Tadel; allein von jenem Interesse, das an solchen Casualreden aus der unaufhörlichen Wechselwirkung der ewigen Wahrheit und des gefeyerten Ereignisses hervorgeht, hat dieser Vortrag nicht genug in sich aufgenommen. Auch macht das gleich im Anfang vorkommende Wort: „die grosse Begebenheit, die wir heute — feyern *sollen*" — einen unangenehmen Eindruck, indem man hier an jene Dankfeste nicht erinnert seyn mag, welche dem Vf. und Anderen lang genug als *Zwang*feste zu begehen auferlegt wurden. Die gegenwärtige Festlichkeit schrieb nur das Herz vor.

In No. 2 spricht der Vf. das, was ihm der schöne begeisternde Augenblick der nächtlichen Feyer, „wo von tausend Hügeln und Bergen, den erhabensten Altären göttlicher Macht und Grösse, Flammen zum Himmel aufloderten, wodurch Kinder Einer grossen Vaterlandsfamilie sich ihre heilige Freude mittheilten, dass Gott ihnen ein Retter ward, als sie in grosser Noth ihn anruften" (anriefen), — eingab, Erinnerung an die Vergangenheit und Wünsche für die Eintracht, Treue und Frömmigkeit der Deutschen in der Zukunft, mit Würde und nicht ohne Kraft aus. N. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

PÄDAGOGIK.

Frankfurt a. Main, b. Andreä: *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungs-Kunde, religiösen Inhalts.* Sechstes Heft. 1815. VI und 171 S. Siebentes Heft. 1815. 159 S. Achtes Heft. 1815. 151 S. Neuntes Heft. 1815. 158 S. Zehntes Heft. 1815. 209 S. kl. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Bruchstücke zur Erziehungskunde. Des theoretischen Theils erster — fünfter Abschnitt.

Die früheren Hefte dieses Werkes sind von zwey anderen Rec. in unseren Blättern mit gebührender Achtung beurtheilt worden, und zwar: 1 Heft. 1810. No. 189. 2 Heft. 1813. No. 67. 3 und 4 Heft. 1813. No. 213. 5 Heft. E. Bl. 1814. No. 195. Gegenwärtige Hefte können mit Recht als ein eigenes Werk betrachtet werden, und als solches wollen wir es in seiner Eigenthümlichkeit darzustellen suchen.

Über die Erziehungskunde ist in unserer Zeit so viel gedacht und geschwärmt und geschrieben worden, dass man hoffen sollte, damit auf das Reine gekommen zu seyn; aber so wie man keinen Staat aus Ideen aufbauen kann: so auch keine Erziehung. Beide ruhen auf dem Leben, und das Leben auf der Geschichte; und obschon der Mensch selbstthätig in sein Leben eingreifen mag: so kann er es sich doch nicht frey erschaffen, es muss ihm ein fester Boden gegeben seyn, auf dem er sich regen und üben könne. Unsere bisherige Erziehungskunde schwebte, in sofern sie über den wissenschaftlichen Unterricht hinausging, in der Luft, sie hatte keinen Halt, als höchstens in der Familie, diese aber kann selbst nicht bestehen ohne ein öffentliches Leben, und muss, auf sich selbst beschränkt, verkümmern. Merkwürdig und höchst bedeutend ist es, dass die neuere Pädagogik denselben Ursprung gehabt, und denselben Gang verfolgt hat mit der auflösenden und verwirrenden politischen und religiösen Kritik und Freydenkerey: so wie durch diese die Bande, welche das öffentliche Leben zusammenhielten, aufgelöst wurden, unternahm es jene, die vereinzelten Menschen aus und durch sich selber zu bilden, und trug dadurch nicht wenig zur Zerstörung und Vereinzelung des öffentlichen Lebens bey. Unsere Zeit fühlt die Nothwendigkeit der Rückkehr von diesen Verirrungen: nicht bloss die Noth hat uns die Augen geöffnet, wir haben auch den Gewinn von jenen Experimenten gehabt, dass wir mit klarer Reflexion wissen, wie und warum wir gefehlt haben, und nur was wir mit dieser aufgefasst, ist ein bleibender Gewinn für unsere, von der Reflexion beherrschte und geleitete Bildung. Unser Vf. dagegen spricht aus dem lebendigen Gefühl; er selbst sagt von sich, er sey kein Gelehrter, sondern nur ein schwaches Werkzeug in der Hand Gottes, das weder wisse, wo es das bisher Gesagte herhabe, noch was ihm ferner werde eingegeben werden: auch eine solche Gabe ist dankenswerth, aber um sie zum gemeinsamen Eigenthum zu machen, muss die Reflexion ins Mittel treten, und die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, ist dieses vermittelnde Geschäft. Möge es uns nicht ganz misslingen!

Der Grundsatz, von welchem der Vf. ausgeht, ist: „*Des Menschen Erzieher sind die Sehnsucht und das Verlangen; darum keine Erziehung ohne Gott und Vaterland, denn Gott allein ist ein würdiger Gegenstand der Sehnsucht, das Vaterland ein würdiger Gegenstand des Verlangens.*" — „Die Pflanze wächst, der Mensch liebt. Wie der Mensch liebt, lebt er, wie er lebt, wird er. Wo es an Liebe fehlt, da geschieht nichts, da ist das Leben dem Tod überantwortet. Aber nicht jede Liebe trägt dem Menschen Früchte, macht ihn frey, und gereicht zu seiner Erhebung, lehrt ihn, sich von sich ab, und dem Höheren zukehren, also, dass er dieses Höhere mehr wie sich lieben, sich ihm unterordnen lerne. Nur wer das Gute liebt, und ihm anhängt, wird durch die Liebe veredelt, und wächst in dem Masse an Vollkommenheit, als er an Liebe wächst. Was der Mensch aber lieb gewinnen soll, muss ihm vor Augen gestellt werden; woran er glauben soll, daran muss er Andere glauben sehen. Gehen Gott (Religion) und Vaterland der Erziehung nicht voraus: so wird der Mensch auf etwas hingewiesen, das nicht da ist; so sind die Neigungen, die in ihm erweckt werden, von keiner Dauer, denn es fehlt ihnen an Befriedigung, sie ermangeln des Nachschubs, der Ergänzung, des Nachwuchses. Ohne Gott und Vaterland steht der Erziehung kein anderer Weg zu den Herzen offen, als der Verstand. Der Verstand aber lehrt den Menschen allein sich lieben, allein das Seine suchen, auf seinen Vortheil bedacht seyn. Der Mensch bedarf nicht allein des Verstandes, der Klugheit; er bedarf auch des Muthes, des Frohsinns, der Stärke, der Tapferkeit und Gemüthlichkeit." — „Wer von Gott sein Heil erwartet, der dient Gott; wer ein Vaterland hat, und von diesem sein Heil erwartet, der dient dem Vaterland; wer von sich und seinem Verstand sein Heil erwartet, der dienet sich, der hält sich für am würdigsten, ja für allein würdig, dass er geliebt, dass ihm

gedient werde." — „Nur das Gute treibt zum Guten, durch Unrechtthun wird kein Recht gestiftet." — „*Nicht der Mensch, die Menschheit ist ein der Erziehung würdiges Ziel.* Nicht auf das, was dem Einzelnen, sondern auf das, was dem Ganzen frommt, und zur Erhebung gereicht, soll der Erzieher sehen und sein Augenmerk gerichtet seyn lassen." — Der Mensch soll durch die Erziehung im Wohlthun, in der Gleichstellung mit Anderen, nicht in der Erhebung über Andere, sein Glück finden; nicht sein Privatwohl, sondern das, was dem Ganzen frommt, suchen und verfolgen lernen." — „Gott liebt die Wahrheit, die Welt den Trug; Gott liebt die Treue und Gerechtigkeit, die Welt die Hinterlist und das Unrecht." — „Wer Gott liebt, dem ist nur Ein Ziel gesteckt, der suchet nur Eins, und immer und in Allem allein diess Eine; dadurch bleibt die Einheit, der innere Friede, in ihm ungestört, die *Qual der Vielheit* bleibt fern von ihm. Wer dagegen sein Heil von der Welt erwartet, will, und will zu gleicher Zeit auch nicht, unternimmt das Unmögliche, versucht, was sich feindlich entgegen steht, das Wasser mit dem Feuer, das Licht mit der Finsterniss, die Tugend mit dem Laster zu vereinigen; dienet zwey Herren, lebt deſshalb in ewigem Widerspruch mit sich selbst, und findet keinen Frieden." — „Während der Gottergebene, der Vaterländischgesinnte für Andere lebt, geht des Weltlichgesinnten einziges Bestreben dahin, dass Alles ihm lebe, damit ihm wohl werde, wohl, nach der Beschränktheit seiner Ansicht, wohl, durch Herrschaft. Gerade die entgegengesetzten Gesinnungen beseelen den Gottergebenen, den für Gott und Vaterland Lebenden, der den Blick nicht allein auf sich gerichtet hält, der sich berufen fühlt, seinem Vaterland zu dienen, für dasselbe zu leben, und ist es nöthig, auch dafür zu sterben, seine Liebe für das Gute mit seinem Blut zu besiegeln."

Wir sind mit dem Vf. ganz einverstanden, nur dass wir seine Gedanken etwas anders fassen und ausdrücken würden. Der wahre Zweck der Erziehung, wie des Menschenlebens, liegt in den höheren sittlich-religiösen Idealen, in der Güte und Erhabenheit des Charakters und der Gesinnung, und in der religiösen Begeisterung und Andacht. Ein niederer Zweck ist die persönliche Ausbildung für Brauchbarkeit und Vollkommenheit, die Erwerbung körperlicher und geistiger Fertigkeiten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Hier liegt ein eigennütziges Interesse zum Grunde; ist es auch nicht das gröbere, durch diese Mittel äussere Vortheile zu erwerben; so ist es uns doch dabey um Vervollkommnung, Verschönerung und Erhöhung unseres individuellen Daseyns zu thun. Dort aber bewegt uns ein allgemeines menschliches und göttliches Interesse, vor welchem das selbstische schweigt, wir fühlen uns in das Ganze verschlungen, und über uns selbst erhoben, und in dieser Erhebung erscheint der Mensch allein gross, edel, tugendhaft und fromm. In diesen höheren Bestrebungen aber ist eine doppelte Richtung zu unterscheiden, die unmittelbare religiöse, in welcher wir uns zum Ewigen und Unwandelbaren im Gedanken und Gefühl zu erheben suchen, und die mittelbare ethisch-politische, in welcher wir die ewigen Ideen im Menschenleben selbst zu verwirklichen trachten. Beide Richtungen sind gegenseitig bedingt, ohne die erste würde die zweyte sich in das Irdische und Niedrige versenken, und ohne diese jene sich ins Leere verlieren. Das von Ideen beherrschte öffentliche Leben ist Träger und Vehikel für den höchsten Aufschwung des Gemüths in der Religion, die Religion aber ist die belebende, erwärmende und läuternde Lebensflamme des öffentlichen Lebens. Jetzt verstehen wir, was der Vf. mit *Sehnsucht* und *Verlangen* bezeichnet, und warum er ohne Gott und Vaterland keine Erziehung für möglich hält. Weil nämlich jene doppelte höhere Richtung des Menschen durchaus gemeinsam ist, und sich auf das Allgemeine gründet: so kann sie nur durch gemeinsame Kraft und Begeisterung ergriffen und festgehalten werden. Ohne einen öffentlichen Rechtszustand ist keine öffentliche Sittlichkeit möglich, diess ist allgemein anerkannt; aber ohne eine öffentliche Begeisterung ermattet auch jeder individuelle Geistesschwung, da kränkeln die Bürgertugenden, und können sich nicht über den gemeinen Kreis erheben, und selbst der dichterischen Begeisterung fehlt der rechte Halt und Stützpunct. Es ist eine bekannte Bemerkung, dass bey uns die Freundschaft der Alten nicht gedeihen kann; der einzige Grund liegt aber im Mangel eines öffentlichen Lebens. Unsere neuere Erziehung schien sich nun fast allein die persönliche Ausbildung zum Augenmerk genommen zu haben. Diese bezeichnet der Vf. mit dem, was er *Verstand* nennt; und ihr gehört allerdings der Verstand (im Gegensatz des idealen Vermögens) an, nur nimmt ihn der Vf. zu eng als blosse Klugheit, als das Werkzeug des niederen Eigennutzes. Freylich wird das Interesse der persönlichen Ausbildung, ohne ein öffentlich anerkanntes ideales Streben, sich nothwendig vergröbern, und auf das Niedere beschränken. Warum ist z. B. bey uns das Interesse für körperliche Ausbildung verloren gegangen? Bloss weil sie im öffentlichen Leben keine Stelle fand, und man auch ohne sie ein *brauchbares* Mitglied der Gesellschaft seyn konnte. Der wahre Trieb der persönlichen Vollkommenheit geht aber, recht geleitet und unterstützt, auf etwas Höheres als die gemeine Brauchbarkeit, und grenzt ganz nahe an den idealen Trieb. Auch können wir die Thätigkeit des Verstandes selbst nicht aus dem Gebiet des sittlich-politischen Lebens ganz verweisen, denn er ist der Vermittler zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, ohne ihn würden wir z. B. keine Staatsverfassung haben; allein nur als Werkzeug eines Höheren, nicht als Princip, soll er uns gelten, und räumen wir ihm mehr ein: so wird er zu jener gemeinen Klugheit, gegen welche der Vf. mit Recht eifert.

Und so stimmen wir von Herzen in die Worte des Vfs.: „Lasst uns Gott danken, dass die Noth der vergangenen Zeit uns zu dem Glauben unserer Väter zurückgeführt hat, dass dem Menschen ein Vaterland wieder geschenkt ist, und er daher wieder in der Wahrheit, zur Ehre Gottes, Anderen zu Nutz und Frommen erzogen werden kann." Gefreut hat uns vorzüglich,

dass der Vf. nicht zu jenen thatenscheuen Frommen gehört, welche nur in müssiger Beschaulichkeit und duldender Hingebung das Ideal des Christen finden, dass er es als eine heilsame Folge der neueren Zeitereignisse ansieht, dass wir fortan auch der leiblichen Kräfte wieder bedürfen, dass Geist und Leib wieder in ihr ursprüngliches Verhältniss zu einander treten, die That dem Worte folgen muss. „Denn, sagt er sehr schön, hinter dem Worte hinkt gewöhnlich die Lüge her, weit näher ist die Kraft, ist die That der Wahrheit verwandt, Treue, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit. Wohlmeinenheit und Rechtlichkeit gehen weit öfter der Kraft und Derbheit, wie dem Verstand und der Klugheit zur Seite. Giebt es nur erst so viele Thaten wie Worte in Deutschland, liegt nur jedem Begriff erst wieder Wirklichkeit zum Grunde, wird nicht alles Heil allein vom Verstand mehr erwartet, behaupten Kraft und Derbheit ihre ehemaligen Rechte nur erst wieder: dann wird der deutsche Charakter nicht länger *entwurzelt* dastehen, wie seit der Zeit, als die Erziehung aufgehört hat, auf die körperliche Ausbildung eben so viel Fleiss zu verwenden, wie auf die geistige." Gegen den Vorschlag *Rousseaus*, dass zur Ausbildung des Körpers jeder Knabe ein Handwerk lernen solle, erklärt sich der Vf. aus dem richtigen Grunde, weil dadurch doch nur dem niederen Eigennutz (Alleinliebe, nach dem falschen Sprachgebrauch des Vfs.) gefröhnt werde. Was sollten wir auch mit einem aus Handwerkern zusammengesetzten gemeinen Wesen? Der körperlichen Ausbildung muss ein höheres Ziel gesteckt seyn, sie muss in das öffentliche Leben eingreifen und dadurch einen edleren Charakter gewinnen, „dem Wissen, Wollen und Können muss ein und dasselbe Ziel gesteckt seyn." — „Der deutsche Jüngling kämpft in Zukunft, für Andere, für Gott und Vaterland strengt er seine Kräfte an, für Gott und Vaterland zieht er ins Feld, vergiesst er sein Blut und mühet sich ab. Der Vortheil, der *ihm* daraus erwächst, ist ein untergeordneter Vortheil; nicht der Erfolg in Beziehung auf ihn ist der Massstab, wonach sein Thun gewürdigt wird, nicht der Eigennutz, allein des Erfolges, des eigenen Vortheils achtend, sitzt zu Gericht; die Liebe fällt das Urtheil über die Opfer, die die Liebe brachte, *die Liebe reicht der Liebe den Eichenkranz hin*." Über die Verbindung des sittlichen Charakters mit der körperlichen Beschaffenheit folgen köstliche Bemerkungen, welche das oben Gesagte über den Zusammenhang des persönlichen Triebes mit dem sittlichen ganz bestätigen. „Die Kraft und Gewandtheit (sagt der Vf. von den Kampfspielen der Alten), die der Jüngling im Kampfe bewies, zeugten von der Kraft und Stärke des Geistes, die er errungen und sich zu eigen gemacht. Darum galt bey den Alten Schönheit für Tugend, nicht des äusseren Reizes wegen, womit Schönheit die Gestalt schmückt, sondern als Bürge innerer Hoheit, Reinheit und Unverdorbenheit." — — „Muth und Tapferkeit waren von uns gewichen, die Welt lag in Weichlichkeit versunken, wusste nichts mehr von körperlicher Gewandtheit, von Kraft und Ausdauer, wir ermüdeten, verzweifelten gleich; ein Jeder strebte allein nach Verstand, nach dem Ruf eines vorzüglichen Geistes, weil Verstand der einzige Weg war, sein Glück in der Welt zu machen; es wurde nicht gefragt: *was* ist der Mann, sondern *wer* ist er? nicht: wes Sinnes, sondern: wie reich, wie angesehen u. s. w. *Wir standen in keinen anderen Beziehungen mehr gegen einander, als die der Eigennutz setzte*." Darum dringt nun der Vf. so auf die Erziehung durch das thätige Leben selbst. „Beharrlichkeit, Ausdauer, Unverdrossenheit, körperliche Gewandtheit, Geduld, Frohsinn, Muth, Tapferkeit, Unerschrockenheit, Gleichmuth, Ergebung, und warum es sonst dem Patrioten, dem Christen, Noth thut, sind alles Eigenschaften, die den *Gesammtmenschen* erheischen, die sich nicht in der Schule erwerben, die sich allein dem Leben abgewinnen lassen." — „Der alleinige Verkehr mit Ideen bildet nur den Verstand; der Körper bedarf der Arbeit, die Seele des Leidens, der Noth und Bekümmerniss, des Aufschubs, der Fehlschlagung und Vereitelung der Wünsche und Hoffnungen, zu ihrer Ausbildung." Das Leben aber, das uns wahrhaft bilden soll, muss ein öffentliches, gemeinsames seyn. „Nur wo ihrer Viele einem gemeinschaftlichen Ziel entgegenstreben, nur in Gemeinschaft mit Anderen, lernt der Mensch das Leben recht würdigen." — — „Nur wer Gott und Vaterland lebt, darf sich rühmen, dass er lebe. Wer sein Herz nicht zu Gott kehrt, wie er Andere das Ihrige Gott zukehren sieht; wer nicht unter Menschen lebt, die er darum lieben kann, dass sie seiner Liebe würdig, dass sie gesinnt sind wie er, fühlen und denken, wie er fühlt, lebt nicht. — — Wie der Glaube ein todter Glaube ist, der keine Früchte trägt, so trägt auch die Liebe keine Früchte, wenn die Gewalt des Beyspiels sie nicht anregt, sie nicht mit fortreisst, gute Beyspiele sie nicht lebendig erhalten. Immer sucht der Einzelne, was er von der Menge geachtet sieht, sein Erziehen ist der Zeit (und wir setzen hinzu: der Volks-) Geist." — „Wie der Mensch liebt, wird er. Alles hängt in ihm von der Beschaffenheit der Gegenstände ab, denen sein Herz zugekehrt ist, denen er ähnlich, mit denen er Eins zu werden sucht: denn Liebe ist Verlangen, Verlangen aber ist Streben nach Vereinigung." — Ganz richtig hat nun auch der Vf. die innige Verbindung des öffentlichen Lebens mit der Religion erkannt. „Des Menschen Aufschwung zur Wahrheit, sein Aufflug zu Gott, beruht auf den Fesseln, die er trägt, richtet sich nach der Liebe, die er in seinem Herzen verschliesst, die seine Fesseln gelöst und ihn befreyt hat. Nur der Freye, dem das rechte Verlangen einwohnt (nur der, welcher von einer lauteren öffentlichen Gesinnung und Begeisterung gehoben und getragen ist), erhebt sich zu der Wahrheit, die aus Gott ist, zu der Ehre, die vor Gott gilt, zu der Liebe, die nichts für sich sucht, die da will, dass Allen geholfen werde (d. h. zu der religiösen Begeisterung und Andacht)."

Der Gedanke nun: „*die beste Erziehung ist ein gutes Beyspiel*", wird in einem eigenen Abschnitt ausgeführt, jedoch hauptsächlich in Beziehung auf die Erziehung in der Familie. „Erziehen heisst einen

Theil seines Seyns auf Andere fortpflanzen. Kinder sind ein Spiegel, aus dem aufmerksamen Ältern ihr eigenes Bild, das Gute und Böse, das sie an sich tragen, zurückstrahlt. — — Sey selbst und zuerst so liebreich, so mäsig und enthaltsam, so sanft, so gottergeben, dergestalt Herr über dich, dem Fleiss, der Wahrheit und allem Guten zugethan, so unverdrossen, so heiter und aufgeweckt, als du von deinen Kindern wünschest, dass sie seyn und werden mögen." — „Worte (es heisst durch einen Druckfehler *Werke*) ohne Thaten sind gemaltes Feuer, das weder Rauch noch Wärme von sich giebt, weder bindet noch auflöst; Bilder ohne Inhalt."

In dem folgenden Abschnitt: „*Die Erfahrung macht wohl klüger, aber nicht besser!*," dringt der Vf. ebenfalls auf die lebendige Erziehung im Gegensatz der durch den blossen Verstand geleiteten. Doch thut er der Erfahrung nicht, wie es nach der Überschrift scheint, Unrecht, und verwirft sie nicht ganz, sondern erkennt ihr ein wichtiges Moment in der Erziehung zu. „Nur solche Erfahrungen sind wünschenswerth, die ein Verlangen nach dem Guten in der Seele zurücklassen." — — „Die Jugend bedarf nicht der zurückschreckenden, sondern der *anregenden* Erfahrungen, der Aufmunterung zum Guten." — „Wer das Schlechte kennt, hat darum das Gute noch nicht erkannt. Nicht erkälten, erheben soll die Erfahrung das Herz." — „Die abschreckenden Beyspiele treiben uns allein der eigenen Vollkommenheit nachzutrachten, sie nähren die Eigenliebe, anstatt die allgemeine; anstatt die Liebe in uns zu verstärken, die nicht darauf sieht, dass uns, sondern, so wie Gott will, Allen geholfen werde." — „Nur das gute Beyspiel ist der Jugend eine Tugendschule, erhebt das Herz, gewinnt es fürs Gute, und treibt es zum Guten." — „Die Jugend will nicht zurückgehalten, sie will angetrieben seyn, ihr Element ist das Gebot. Das Gebot ist ein Heerführer, der vorangeht, dem Muth und Vertrauen zur Seite gehen: des Verbots Gefährten dagegen sind Besorgniss und Zaghaftigkeit; das Gebot ist seiner Sache gewiss, es zieht voraus: das Verbot hinkt hinterdrein, wie die Reue; an seiner Seite geht der Zweifel und die Ungewissheit. Kinder aber lieben die Gewissheit, Vorsicht und viel Klugheit sind ihre Sache nicht; *ihr Krieg ist der Angriffskrieg*." Eine verderbliche Folge dieser leider nur zu sehr in Schwang gekommenen Erziehungsart ist besonders auch, dass die Kinder zu sehr auf den Erfolg sehen lernen: man soll aber die Handlung immer um ihrer selbst willen thun.

In einem eigenen Abschnitt zeigt der Vf. die Schädlichkeit der *Hofmeister-Erziehung*, welche vorzüglich darin besteht, dass sie der Eigenliebe, dem Dünkel des Knaben schmeichelt, und ihm einen hohen Begriff von seiner Wichtigkeit beybringt, indem er immer im Hofmeister eine Art von Diener erblickt, der für ihn lebt, dessen Daseyn dem seinigen untergeordnet ist — und dass sie den Knaben dem wohlthätigen Verkehr mit anderen Kindern entzieht, durch welchen der Eigenliebe gewehrt, Liebe und Gemeinsinn erweckt, und Kraft an Kraft geübt wird. Ein gewöhnlicher Nachtheil ist auch, dass die Hofmeister ihren Zöglingen zu viel nachgeben, ihnen Alles leicht machen, nicht durch Gehorsam, sondern durch Überzeugung auf sie wirken wollen. Darüber sagt der Vf. schöne Worte. „Nicht durch Vorschub, durch Übung und Gehorsam, wird die Arbeit den Kindern leicht gemacht. Es ist mit dem Fleiss, wie mit anderen Tugenden, je weniger man sie übt, um so schwerer fallen sie uns." — „Wer allein durch Gründe zu bereden ist, den lehrt der Eigennutz, nicht die Liebe, das Schwere leicht finden, der beweist sich nicht willfährig aus Gehorsam, der gehorsamet nicht aus Liebe, sondern aus Gewinnsucht." Durch eine solche Erziehung wird nun aber auch besonders der Dünkel und die Anmassung genährt, und die schöne Tugend der Bescheidenheit und Demuth unterdrückt. Darauf hält der Vf. mit Recht viel. Schon oben setzte er sie neben die Liebe. „Liebe und Demuth sind die beiden Pole, zwischen denen die Erziehung in der Mitte steht. Die Demuth ist der aufnehmende, die Liebe der ausgebende Pol. Damit die Liebe habe, um zu geben, muss die Demuth einsammeln." Hier sagt er: „Gefässe, die schon voll sind, nehmen nichts mehr in sich auf. Desshalb sind Gott die leeren Gefässe die angenehmsten, ist er ein grosser Freund von Herzenseinfalt und Geistesarmuth." Und im nächsten Heft folgt ein eigener dieser Materie gewidmeter Abschnitt. Um alles dieses richtig zu verbinden, und im wahren Lichte zu erblicken, sind einige Bemerkungen von unserer Seite nothwendig. Es giebt eine religiöse und eine sittliche Demuth, welche man fälschlicherweise gewöhnlich vermischt. Jene kommt uns beym Gedanken an die göttliche Heiligkeit und Vollkommenheit, diese beym Hinblick auf das uns vorgesteckte Ziel unseres Handelns, beym Kampf mit dem Hindernissen, wobey wir gewahren, wie viel uns noch zu thun übrig bleibt. Sie ist die Bedingung des wahren lebendigen Strebens, sie ist gleichsam der Sporn, der uns nicht ruhen lässt. Die religiöse Demuth ist beschaulicher, die sittliche thätiger Natur: falsch und verderblich ist die Vermischung beider, wenn man das sittliche Streben selbst ins passive Beschauen sich verlieren, und Misstrauen zur eigenen Kraft im Gemüthe Platz greifen lässt. Dem Vf. aber gereicht es zur Ehre, dass er diese falsche Demuth nicht empfiehlt, wenn er auch den Unterschied der religiösen und sittlichen Demuth nicht ganz scharf erkannt haben sollte.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, in der dykschen Buchhandlung: *Anleitung zum Rechnen im Kopfe* von *Andreas Wagner*. Privatlehrer der Rechenkunst. Neue Auflage. 1815. 78 S. 8. (6 Gr.) (Die erste Auflage dieser brauchbaren Schrift erschien im J. 1800.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

PÄDAGOGIK.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungs-Kunde religiösen Inhalts* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der letzte Abschnitt vom *Benehmen der Ältern* enthält viel Beherzigungswerthes. „Herzen stehen nur durch Herzen, Liebe steht nur durch Liebe zu gewinnen: zu viele Strenge, wie zu viele Nachsicht, zeugt aber nicht von Liebe, sondern von Lieblosigkeit, nicht von der Liebe der Ältern zu den Kindern, sondern von der Liebe, die sie zu sich tragen, der Eigenliebe." — „Zu viel Strenge macht willensüchtig, eigensinnig, halsstarrig, erstickt die Liebe. Zu viele Nachsicht macht ängstlich, verzagt, schüchtern, lähmt die Liebe, lehrt die Kinder einen zu hohen Werth auf das Leben legen, und daher den Tod fürchten." — Gleich verderblich ist das Schwanken zwischen Strenge und Nachsicht, so dass es an Gleichmuth, an Consequenz des Thuns und Lassens, an Einheit der Willenskraft fehlt. — „Kinder wollen geliebt, nicht geschont seyn. Sie wollen sich regen, sich bewegen, sie verlangen *zu leben*, sich dran zu geben, nicht sich aufzusparen." — „Nicht die politische Noth ist es, der wir erliegen, (die selbstgeschaffene) Hausnoth hat uns abgestumpft (der Mangel eines gesunden, kräftigen, freyen, häuslichen Lebens)." — Je mehr Ältern ihre Kinder vom Leben abhalten, um so weniger lernen sie es kennen, um so grösser die Furcht vor dem Tode." Der Reichthum scheint dem Vf. ein grosses Hinderniss der Erziehung zu seyn: Armuth übt und härtet ab, und weckt die Liebe, weil sie Dienstleistungen fodert. „Was kann der Sohn des Reichen für seinen Vater thun, so lange er noch ein Kind ist? Nichts. Unterdessen der Sohn des Taglöhners mit dem Spaten auf dem Rücken seinem Vater in das Feld nachfolgt, muss des Reichen Sohn, damit ihn kein Unfall treffe, die Stube hüten, muss, damit er fortfahre zu leben, zu leben aufhören."

Siebentes Heft. Erster Abschnitt. *Noth lehrt beten.* „Aber nicht allein beten, auch arbeiten soll die Noth den Menschen lehren." Das ist eben jene wahre, mit Vertrauen zu Gott und zur eigenen Kraft verbundene Demuth. Auch hier eifert der Vf. gegen die Schwächlichkeit der gewöhnlichen Erziehung, welche die Menschen vor der Noth und Gefahr bewahrt. „Durch die Noth soll der Mensch von Leichtsinn und Zerstreuung geheilt werden." — „Jede Beschäftigung soll den Menschen Gott zuführen, Gott suchen, ihm vertrauen und auf ihn bauen lehren." — „Wer ohne Noth aufwächst, der lernt nimmer sich fügen, sich verleugnen, seinen Willen einem Höheren und Besseren unterordnen." — „Der gefährlichste Feind des Guten ist die Trägheit." Jetzt erklärt sich der Vf. wieder gegen die Einseitigkeit der Verstandeserziehung. — „Begeisterung, nicht blosses Wissen, ist die Seele des Guten." — „Wo die Liebe schweigt, muss die Nothwendigkeit gebieten." — „Wen Noth bedroht, dem ist Gott nah." — Viel treffliche Worte!

Zweyter Abschnitt. *Wer die Sache will, muss auch die Mittel wollen.* „Kein Erfolg ohne Mittel, keine Wirkung ohne Ursach, keine Rosen ohne Dornen; fleischlicher Anfang, leiblich Mittel, geistlich Ende; ohne Kampf mit dem Bösen kein Sieg des Guten. Ohne Laster keine Tugend, wie ohne Finsterniss kein Licht. Des Glaubens Keim ist der Zweifel, der Tugend Keim das Laster. Grosse Tugenden müssen durch Versuchungen bewährt werden." — Hierin, in der Behauptung der Nothwendigkeit des Bösen, scheint uns der Vf. ein wenig zu weit zu gehen: sowohl an sich, für die Ansicht der Welt überhaupt, wie z. B. wenn er sagt: „was hätte Gott zu thun, wenn ihm der Teufel nicht immer wieder das Spiel verrückte?" als in Beziehung auf die Erziehung, wenn er behauptet, das Gute entwickele sich aus dem Bösen; und er widerspricht sich hierin offenbar selbst, da er eben gezeigt hat, dass durch das Negative nichts zu Stande kommt, sondern allein durch lebendige Anregung, durch Beyspiel und gemeinsame Begeisterung, und da er unten sehr schön sagt: „Unschuld wird nicht geschaffen, sie kann nur bewahrt werden." Er scheint die Härte der obigen Behauptungen selbst gefühlt zu haben, indem er am Ende des Abschnittes Milderungen und Berichtigungen nachbringt. Was er eigentlich will, ist eben das, worauf er schon gedrungen hat, Erziehung im Leben selbst, Übung, Arbeit, Kampf, Erregung der Selbstthätigkeit, weil das Gute nur in der Thätigkeit, im Kampf und Streben besteht. „Jeder Erzieher sey zuvor um das Seyn, und demnächst erst um die Seynsart seines Zöglings bekümmert, sehe zuerst auf das, was seine Schüler sich und Gott seyn, dann erst auf das, was aus ihm werden, was er Anderen seyn kann; vermesse sich nicht, mit dem Geistigen ohne leibliche Vermittelung zu Stande zu kommen, das Geistige von etwas Anderem, wie vom Leiblichen, ableiten, Einsicht, Selbstvertrauen, Zuversicht, Glaube, Liebe und Hoffnung etwas Anderem, als der That, der Übereinstimmung des Inneren mit dem Äus-

sseren, der zwischen der geistigen und leiblichen Kraft bestehenden Harmonie, abgewinnen zu wollen." Deutlicher hiess es schon oben: „Der Erzieher kann nichts thun, als dass er seinen Zögling ins Leben stellt, als dass er ihn unter Umstände versetzt, die seinen Absichten günstig, dass er Neigungen in ihm anpflanzt, die ihn zu Handlungen treiben, die seinen Zwecken förderlich sind, zu Thaten, die solche Früchte tragen, solche Gesinnungen erwecken, als der Erzieher zu erwecken wünscht." — „Geistiges Wohlbefinden besteht nicht ohne leibliches, ohne Kraft keine Tugend." — Der Mensch muss sich selbst erziehen, das Gute in ihm selbst sich entwickeln, *seine* Liebe muss es seyn, womit er liebt." — „Kein gefährlicherer Wahn bey der Erziehung, wie die Meinung, der kürzeste Weg sey der gerade: nirgends ist das Gerade weniger anwendbar, wie bey der Erziehung. Nicht Zeit gewinnen, *Zeit verlieren* muss der Erzieher. Immer soll er daran denken, dass Nichts aus sich selbst entsteht, dass Alles nur durch Vermittelung erreichbar ist." — Auch dieser Abschnitt ist reich an zerstreuten schönen Gedanken, besonders auch über die Erziehung zur Liebe, durch die Liebe und durch das Leben.

Das achte und neunte Heft handeln von der religiösen Erziehung. *Achtes Heft.* Erster Abschnitt. *Vom Erziehungswerk in religiöser Hinsicht.* Wiedergeburt, Erlösung vom Bösen, Rückkehr zu Gott, ist das Ziel des Menschenlebens nach der christlichen Lehre, von welcher der Vf. ausgeht. „Wiedergeboren, nicht neu geboren, wird der Mensch. Es entsteht seit der Schöpfung nichts Neues mehr, alle Erscheinungen in der Welt sind Rückkehr der Dinge zu ihrer ursprünglichen Seynsart. Was der Mensch für Aufsteigen, für Erhebung hält, ist Rückkehr; was er für Gewinn hält, ist Entladung." — „Gott hat Alles gut geschaffen; wo aber Alles gut, da ist nichts weiter zu thun übrig, als das Gute zu erhalten, und vor Verderben zu bewahren. Der Erzieher hat also nichts zu verleihen, nichts zu geben, er kann bloss wegräumen, zurechtweisen. Die Erziehung schafft nichts Neues, sie führt bloss weiter, erleichtert das Suchen, bewahrt vor dem Straucheln; sie bringt den Menschen nicht zum Stehen, sie verhütet nur, dass er nicht falle." — „Könnte etwas Neues und Besseres zu Stande kommen: so setzte diess voraus, dass Gott nicht Alles gut gemacht hätte. Das Amt der Erziehung ist, den Menschen, den der Sündenfall von Gott entfernt hat, mit Gott wieder auszusöhnen. Wäre es dem Erzieher vergönnt, neue Kräfte zu erschaffen, noch nie gesehene Tugenden in der Seele seines Zöglings zu erwecken: so wäre er Gott gleich, er übte dann eine ähnliche Macht aus, wie die, welche Gott bey der Schöpfung zu Gebote stand." — „Die Erziehung soll kein neues Reich stiften, nicht von einem gelobten Lande träumen, das nirgends zu finden ist, und darüber den väterlichen Heerd unbestellt lassen. Sie herrscht bloss über Verneinungen, alles Positive steht bey Gott." — „Jede Neuerung führet den Menschen von Gott ab, und stürzt ihn ins Verderben. Wie wollte aus der Zeit etwas Neues hervorgehen, durch die Erziehung etwas Neues zu Stande kommen? Beide sind ein Gefäss zur Aufbewahrung dessen, was da ist. Wie dem Sichtbaren nur in sofern objective Realität einwohnt, als es sich auf Gott bezieht, es nur in sofern als ein Wirkliches gedacht werden darf, als ihm Unsichtbares zum Grunde liegt: eben so ist auch die Zeit nur in sofern ein Wirkliches, als etwas in ihr vorgeht, als sie sich auf die Ewigkeit, ist die Erziehung nur in sofern ein Positives, als sie sich auf Gott bezieht." — Wer möchte nicht in diesem Allen mit dem Vf. übereinstimmen? Die Verwerfung des *Neuen* und *Besseren* kann zwar auffallend seyn; aber man besinnt sich bald, dass der Vf. nur das darunter versteht, was sich vom Ewigen, Unwandelbaren entfernt, was ausser diesem sich eine wesenlose Existenz anmasst, leerer Schein und Traum ist. Wie sollen wir aber damit Äusserungen, wie folgende, reimen? sollen wir glauben, dass ein Mann von Kopf und Herz derselben fähig gewesen sey? „Mit Recht verwirft in der Hinsicht die katholische Kirche jeden Vorschlag zu Verbesserungen, und weigert sich, von der alten Lehre abzugehen, denn sie hat ihren Glauben (auch ihren Aberglauben, ihre gräulichen Irrthümer?), ihre Überlieferungen (?) von Gott." — „Die Erziehung soll kein neues Reich stiften, nicht *wie die von der alten Kirche sich getrennte* etwas Besseres zu wissen vermeinen, aufstellen und zu Stande bringen wollen." — Nein! den Glauben an Verbesserung, Entwickelung, Fortbildung im menschlichen Thun und Treiben, in Erkenntniss und Gesinnung, wollen wir uns nicht durch den Vf. verdächtig machen lassen. Es giebt nur Eine Wahrheit: das Verständniss derselben aber ist zu verschiedenen Zeiten verschieden, verschieden nach dem *Mass des Glaubens*. An ein Ewiges und Unwandelbares, das zugleich in der Zeit *als solches* erschiene, zu glauben, ist Aberglaube und Götzendienst: die *Erscheinung* des Ewigen wechselt, wie die Zeit, welche deren Trägerin ist.

Zweyter Abschnitt. *Vom Religionsunterricht.* Hier dringt der Vf. mit Recht auf den Glauben, im Gegensatz des Wissens. „Nicht das Wissen, der Glaube macht selig. Religion und Tugend sind nicht mittheilbar, wie andere Erkenntnisse, können nicht gelehrt, nicht dem Verstande, sondern allein dem Leben abgewonnen werden. Glaube, Liebe und Hoffnung sind keine Frucht der Einsicht, des Dafürhaltens, sondern der Gewissheit, des Seyns, in der That und in der Wahrheit." Gegen den Vernunftgebrauch in der Religion erklärt sich der Vf. nicht ganz so, wie wir es billigen können. „Die Bemühungen, die Religion durch Vernunftgründe, durch den Verstand in ihre verlorenen Rechte wieder einzusetzen, haben mehr Schaden wie Nutzen gestiftet." Ganz richtig, wenn man es vom öffentlichen Religionsunterricht versteht; in der Schule ist es aber nothwendig und nützlich gewesen. Wenn der Vf. sich gegen den Beweis Gottes mittelst des Verstandes erklärt: so hat er Recht und Unrecht, wie man es nimmt. Gott kann man nicht beweisen; aber beweisen kann man, dass die Vernunft um ihrer selbst willen an Gott glauben muss. Es ge-

hört diefs aber wieder nur für die Schule. Doch der Vf. verwirft den Verstand in der Religion nicht ganz. „Verstand und Herz in Gemeinschaft müssen das Göttliche anstreben, und seiner gewiss zu werden suchen, wenn das Nachdenken zu einem lebendigen Glauben führen soll." — Wie aber soll nun dieser lebendige Glaube in der Erziehung erweckt und genährt werden? Dafür sagt der Vf. wenig. Zuerst weist er uns ins Leben. „Der alleinige Weg, der zu Gott führt, ist die Ergebung; jeder andere führt von Gott ab. Schlägt die Erziehung nicht den Leidensweg ein, ruft sie den Verstand, und nicht die Geduld, gegen das Leiden zu Hülfe, auf dass er sich seiner erwehre: so verfehlt sie das Ziel." — „Nur auf heiliger Stätte offenbart sich Gott dem Menschen, nur wo Demuth und Ergebenheit den *Willen*, die Stätte zuvor geheiligt haben." Aber der Glaube ruht nicht bloss auf Ergebung, sondern auch auf Begeisterung, und wir hätten erwartet, dass der Vf. die öffentliche Begeisterung, die öffentliche Anerkennung der höheren Ideale des Lebens, als die zweyte Hauptstütze des Glaubens genannt hätte. — Das Zweyte ist: „Lasst uns bey dem Glauben unserer Väter bleiben." — „Jede Neuerung ist vom Übel, denn ihr liegt Unbekanntschaft mit dem Alten und Geringschätzung des Alten zum Grunde." — Das ist wohl wie die obige Polemik gegen das Neue zu nehmen. Wir wollen beym Glauben unserer Väter bleiben, aber nicht jeden Wahn, den das Alterthum geheiligt, festhalten. — Wir gestehen aufrichtig, dass uns dieser Abschnitt nicht ganz befriedigt hat, auch abgesehen von den Differenzen, die zwischen uns und dem Vf. Statt haben. Er hätte uns zeigen sollen, wie der Glaube der Väter bey uns wieder erweckt und verjüngt werden könne. Die Protestanten werden wahrlich keine Katholiken wieder, und die Katholiken sind auch sehr vom alten Glauben abgewichen: das Alte kann nicht wiederkehren denn nur in neuer Gestalt.

Dritter Abschnitt. *Vom Unglauben.* „Das Kostbarste, was die Erziehung zu geben hat, ist, dass sie den Menschen zum Glauben verhelfe, und durch den Glauben zur Liebe, und durch die Liebe zur Demuth, und durch die Demuth zur Geduld. Darum keine Erziehung ohne Gott und Vaterland." — „Wer nicht glaubt, liebt nicht, wer nicht liebt, fühlt sich nicht glücklich." — „Nur wo Alle einen Gott, einen Glauben, eine Liebe unter sich gemein haben, herrscht aufrichtiger Friede." — „Wo es an Glauben fehlt, da fehlt es an Licht, an Einheit, an innerer Enfaltung, da bleibt der Saame in der Erde verborgen, ohne Früchte zu tragen." — Der Vf. glaubt, dass dem Unglauben dadurch entgegengewirkt werden müsse, dass der Mensch auf die Absicht seines Daseyns, und der geschaffenen Dinge überhaupt, aufmerksam gemacht werde. „Nichts, was erschaffen ist, ist um seiner selbst willen, sondern um eines Anderen willen da, ist Mittel, nicht Sache; wo wir aber ein Mittel, eine Sache wozu dienen sehen, müssen wir uns einen Zweck denken. Wo aber ein Zweck besteht, besteht ein Urheber, der ihn also gesetzt hat." — Wir möchten aber eher sagen, dass der Mensch sich als Zweck ansehen müsse, und dass darin die sittliche Kraft des Menschen bestehe. Doch eigentlich will wohl der Vf. dasselbe sagen, was auch wir meinen. Die Idee des Zwecks ist es, die uns zur Idee eines Reiches Gottes und Gottes selbst führt: wir achten uns mit den übrigen Menschen, mit allen Geschöpfen in ein Reich der Zwecke vereinigt, dessen Gesetzgeber und Urheber Gott ist. Diese Zwecke scheint nur der Vf. in der Erscheinung, in der Aussenwelt aufzusuchen, da sie doch bloss im Glauben unseres Herzens liegen. „So wie wir den Menschen nicht als ein aus sich selbst, um seinetwillen bestehendes (in seinem bloss individuellen Daseyn), sondern als ein von Gott, sich zum Dienst erschaffenes Wesen (als ein Glied des höheren Reiches der Zwecke) setzen, und dem Menschen dadurch ein Beruf zufällt, eine Bestimmung, und mit der Bestimmung Pflichten: so ist sein Daseyn gerechtfertigt, denn er ist *wozu* da, ist berufen da zu seyn. Dieses *Wozu* einzusehen, uns unsere Bestimmung, sammt den Mitteln, die zu ihrer Erreichung führen, kennen zu lehren, ist das Geschäft der Erziehung." Hier finden wir aber zweyerley Ideen verwechselt: die Idee der sittlichen (zeitlichen) Bestimmung, und die Idee der ewigen Bestimmung, die wir nur im Glauben erfassen können, während jene bestimmten Gesetzen unterworfen ist: jedoch ruht die eine auf der anderen. — Und somit ist der Weg bezeichnet, auf welchem der Mensch vom Unglauben zum lebendigen Glauben gelangen kann: es ist das thätige begeisterte Leben. Wer sich für die Ideale des sittlichen Lebens entschieden hat, der hat auch eben dadurch schon den Glauben gewonnen.

Neuntes Heft. Erster Abschnitt. *Vom Aberglauben.* Der Vf. vertheidigt mit Recht den Aberglauben gegen den Unglauben. „Sich vor Gespenstern fürchten, ist Thorheit; aber an Gespenster glauben, ist immer besser, wie gar nichts glauben." — „Der Abergläubige besitzt das Wahre und Rechte nicht, aber er besitzt doch etwas. Der Marmorblock ist in ihm, woraus ein Gott gehauen und aufgestellt werden kann, indessen der Ungläubige nicht eines Steins sich zu rühmen hat, worauf er sein Haupt zur Ruhe legen könnte." — „Traurige Verblendung, armselige Weisheit unseres Zeitalters, wohin hast du uns gebracht? Unselige Vermessenheit, von Allem wissen, uns auf Alles verstehen, von Allem den Grund einsehen wollen!" — „Eine Religion ohne Geheimnisse verhält sich zum Göttlichen, wie die Prosa zur Poesie sich verhält. Mag das Geheimniss immerhin den Verstand beschämen, dem Herzen gereicht es zur Erbauung." — „Wenn die Religion unserer Väter zu uns zurückkehren soll: müssen den Religionsgeheimnissen ihre ehemaligen Rechte wieder zuerkannt werden; darf es dem Verstande nicht gestattet seyn, sich in Alles zu mengen, muss die Vernunft wieder unter die Gewalt des Glaubens zu stehen kommen." — „Von Wundern umringt, von Geheimnissen eingeschlossen, nicht einmal fähig, das Räthsel unseres eigenen Daseyns zu lösen, wollen wir demungeachtet nichts von Wundern, von unerklärbaren Dingen hören, soll kein Geheimniss für uns bestehen." Vollkommen sind wir mit dem Vf. darin

einverstanden, dass er in der Erziehung die falsche Wissbegierde der Kinder unterdrückt, dass er sie im Glauben, in einer frommen Scheu vor dem Heiligen erhalten wissen will. Allein die gehässigen Seitenblicke auf die Reformation, die Empfehlung des alten dumpfen Kirchenglaubens und des Katholicismus können wir nicht billigen. Die Reformation hat die *falschen* Geheimnisse zerstört, und diese konnten sich nicht länger erhalten; die wahre Tendenz unserer Zeit ist, zum Glauben an die *wahren* Geheimnisse zurückzukehren, und dass selbst diese eine Zeitlang angetastet worden, hat uns einen gewissen Gewinn gebracht. Das Problem, das der Zeitgeist zu lösen hat, ist, das Bedürfniss des Menschen, das, falsch befriedigt, zum Aberglauben treibt, auf die rechte Weise zu befriedigen. Der Aberglaube sucht und ahnet eine Verknüpfung des Übersinnlichen mit dem Sinnlichen oder eine *Anschauung* des Göttlichen im Irdischen: seit der Reformation war man einseitig auf die blosse *Erkenntniss* desselben gerichtet, bald aber, wir hoffen es zu Gott, wird der Anschauung ihr Recht zurückgegeben werden. So sehr wir die Apologie des Aberglaubens billigen: so hätten wir doch gewünscht, dass der Vf. auch zugestanden hätte, dass der Aberglaube uns zum Unglauben, der falsche Wunderglaube uns zur unbedingten Verwerfung der Wunder geführt hat. Er sagt: „Warum nicht lieber hie und da irren, als ohne Irrthum, aber auch ohne Glauben leben?" Aber des Irrthums wird der Verstand früh oder spät inne, und dann überhebt er sich über den Glauben. Wir sollen Gott im Geist und in der *Wahrheit* anbeten.

Zweyter Abschnitt. *Von der Ausgleichung der menschlichen Freyheit mit der göttlichen.* Hier hat der Vf. sich selbst nicht recht verstanden, weil er sich nicht klar gemacht hat, was die Idee der Freyheit besagt. Es ist falsch, wenn er sagt: „Frey seyn heisst allein vom Guten beherrscht werden. Der Freye hört nicht gänzlich, sondern nur vom Bösen nicht mehr abzuhängen auf." Auch der Böse handelt frey: denn nur nach der Idee der Freyheit ist Sünde denkbar. Mit Recht bestreitet der Vf. das Vorurtheil, als wenn der Freye keinem Gesetz unterworfen sey; allein er ist im entgegengesetzten Vorurtheil befangen, wenn er nur in der Gesetzmässigkeit die Freyheit findet. Freyheit ist Unabhängigkeit von Naturgesetzen, freye Selbstbestimmung des vernünftigen Wesens. Der ganze Abschnitt hat durch diesen falschen Begriff von Freyheit eine gewisse Bedeutungslosigkeit bekommen.

Dritter Abschnitt. *Von den Grenzen und Bedingungen der Erkenntniss, oder der Unzulänglichkeit des Verstandes zur Erforschung des Göttlichen.* Hierüber hätte der Vf. nur genügend sprechen können, wenn er mit der Philosophie wahrhaft vertraut wäre. Er sagt viel Wahres vom falschen Gebrauch des Verstandes, aber vom wahren Gebrauch hat er nur eine dunkele Ahnung. Unter Verstand begreift man zweyerley Erkenntnissarten: erstens das Vermögen der Begriffe, die sich bloss auf das Endliche und Natürliche beziehen, und die nur negativ vom Übersinnlichen gelten. Z. B. der Begriff der Grösse bezieht sich bloss auf die Sinnenwelt, die Negation desselben giebt aber doch die Idee Gottes als des schlechthin Einen. Von diesem Verstande sagt der Vf. richtig: „Wo kein Vergleich Statt findet, kein Gegensatz, kein Unterscheidungszeichen besteht, da fehlt es dem Verstand an einem Massstabe, da erfasst der Begriff ein Gespenst. Stets sind es Beziehungen, Wirkungen, stets der Dinge Art zu seyn, nie ihr Seyn an sich, worüber es uns vergönnt ist ein Urtheil zu fällen. So wie der Verstand sich vermisst, von dieser ihm von Gott gesetzten Denkweise abzugehen, so wie er sich beymisst, ein Ding dem nach, was es an sich ist, zu erkennen, geräth er auf Abwege." Zweytens aber versteht man unter Verstand auch das Vermögen der Reflexion oder der inneren Selbstbeobachtung, und mit dieser ist es uns vergönnt, den Grund der religiösen Ideen, *so wie sie im Gemüth liegen,* (nicht objectiv) zu erforschen, wodurch wir zu der wahren Religionsphilosophie gelangen. Von dieser weiss aber der Vf. nichts. Er streitet gegen den Materialismus und gegen den Idealismus, und hat gegen beide Recht; aber den Kriticismus kennt er nicht. Unbewusst scheint er von diesem ächten Verstandesgebrauch Folgendes ganz richtig zu sagen: „Nicht zur Behauptung eines eigenen Daseyns ist der Verstand von Gott berufen, sondern, dass er wie alles Erschaffene von einem Unerschaffenen, wie alles Niedere von einem Höheren, wie alles relativ Bestehende von einem Seyn über sich *zeuge*, von einem Seyenden, das aus und durch sich selbst besteht, das früher war denn er." Der religiöse Glaube ist unmittelbar, der Verstand mittelbar, und jenen muss er, so wahr er Verstand und nicht Wahn ist, über sich erkennen. — Unsere innigste lebendigste Überzeugung spricht der Vf. aus in Folgendem: „Wir bedürfen durchaus eines persönlichen, und dieser seiner Persönlichkeit, seiner Güte und Liebe sich bewussten Gottes, ausserdem hat der Mensch an seinem Gott einen Götzen, einen sich selbst geschaffenen Gott."

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Moralischer Unterricht in Sprichwörtern, durch Beyspiele und Erzählungen erläutert für die Jugend,* von *Sylvester Jakob Ammon*, Pfarrer zu Ober-Zimmern bey Erfurt. Erstes Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 1815. XVIII u. 214 S. 8. (12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1815.

PÄDAGOGIK.

Frankfurt a. Main, b. Andreä: *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungs-Kunde religiösen Inhalts* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zehntes *Heft*. Erster Abschnitt. *Vom Unterricht*. Verstehen wir unter Unterricht die Ausbildung des Verstandes, die Mittheilung von Kenntnissen, die Übung der Geisteskraft: so hat der Vf. seinen Gegenstand weder rein gefasst, noch streng und tief genug behandelt. Viel Wahrheit, aber auch viel Schiefes, Hinkendes, und besonders viel Wiederholung. Es würde zu weit führen, hier sichten, zurechtlegen und berichtigen zu wollen. Wir überheben uns dessen um so mehr, da wir den zweyten Abschnitt: *So wie nichts sonder Bedingung: so auch keine Nationalerziehung*, noch etwas genauer betrachten wollen.

„Die erste dieser Bedingungen ist die Beherrschung der Mode, die Beseitigung der äusseren, die zweyte Wiedervereinigung der getrennten Kirchen, die Beseitigung der inneren Verschiedenheit. Die Seele der Eintracht ist die Gleichheit. Wir glauben Alle an einen Gott, müssen die Völker singen, und dabey ein Mann wie der andere aussehen. Ein Herz, eine Seele. Ein Rock, ein Sinn. Wie das Innere, so das Äussere." Zwar erkennt der Vf., dass das Äussere das Innere nicht erzeugt, aber doch sey dieses von jenem auf eine gewisse Weise, „relativ abhängig." Wenn der Geist nicht verfliegen soll, muss eine analoge Form ihm zum Aufenthalt dienen. — „Besser aber ist es, bey der Gesinnung anzufangen, besser, von Innen heraus zu arbeiten. Ist ein Volk nur erst innerlich einig, dem Geist nach eines Sinnes: so stellt die äussere, die politische Einheit sich von selbst ein." — „Was steht aber diesem schönen Zweck mehr entgegen, als äusserlich die Mode, innerlich die Kirchenspaltungen? Die Liebe weiss von keinem Unterschied, ihre Feinde sind der Stolz und die Selbstliebe. Was zeugt aber mehr von Selbstliebe, wie die Mode, was verräth mehr Stolz, wie die Anmasung, in Glaubenssachen klüger wie Andere seyn zu wollen?" — — „Der Einwurf, dass die Mode der Frauen, so wie der Männer Putz- und Pracht-Liebe, den Fabriken Brod schaffe, ist nur ein Scheineinwurf: *die Aufführung von Nationalgebäuden, die Anlegung von Kunstwerken, pracht- und geschmackvolle Verzierungen der Kirchen und Gerichtshöfe*, verschaffen den Armen eben so gut Unterhalt, wie die Verfertigung von Dingen, die der *Eitelkeit* und *Gefallsucht* Einzelner schmeicheln, die zur Hervorhebung und Auszeichnung Einzelner gereichen." Wahrhaft goldene Worte! — „Nicht der Einzelne erhebe sich durch Putz, Rang und Aufwand, sondern das Volk, auf dass der Gemeingeist, Vaterlands- und Bruder-Liebe nicht in Selbstliebe verkehrt werde. Anstatt sich herauszuschmücken, verwende man sein Geld auf Dinge, die Gott und dem Vaterlande zur Ehre gereichen, woran es der Menge vergönnt ist Theil zu nehmen, ohne Neid zu empfinden." — „Gemeinschaftliche Freude ist allein wahre Freude. Was der Mensch in Gemeinschaft mit Anderen geniesst, begeistert, mehrt den Muth, und macht entschlossen; was Einer für sich allein geniesst, lähmt den Muth, macht verzagt und dumpfsinnig." Ungern versagen wir es uns, den Vf. weiter auszuschreiben. Jedes Wort ist uns hier aus der Seele genommen. O möchte die Stimme des Vfs. durchdringen, und die Herzen der Deutschen rühren, vor Allen aber der Grossen und Reichen! Die Aufopferung und Grossmuth des Armen kann nichts für sich allein bewirken; glänzender, auffallender Beyspiele bedürfen wir, die die Übrigen, und wäre es Anfangs auch nur durch das Motiv der Eitelkeit, zur Nacheiferung reizen. — Vollkommen stimmen wir nun auch in den Wunsch des Vfs. nach der Kirchenvereinigung ein. Der Vorschlag, den er dazu macht, verdient Beherzigung: er will, dass die einzelnen Kirchen, durch *Erweiterung*, Ausdehnung und Vervollkommnung ihrer Formen, sich einander nähern sollen, so dass der Protestant in der katholischen Kirche eben so gut der Messe beywohnen könnte, wie in der seinigen einer Predigt, und umgekehrt der Katholik eben die Erbauung, Geisteserhebung und Erstarkung im Glauben in der protestantischen Kirche, wie vor dem Hochaltar, finden könnte. Auf diesem Wege, nicht auf dem Wege einer Verschmelzung der verschiedenen Theile zu einem Ganzen, ehe und bevor die Theile geläutert, und von den ihnen anklebenden Schlacken gereinigt seyen, stehe eine Wiedergeburt der Kirche zu erwarten. — Das setze aber voraus, dass die katholische Kirche ihres starren Eigensinns, welcher *allein, und nicht Luthers Feuereifer, die Spaltung herbeygeführt hat*, sich begäbe, und von ihren alten Formen nachliesse, und damit sie es könnte, sich von der, aller Volksthümlichkeit und Volkseinheit widerstrebenden Autorität des Papstes losmachte. Die protestantische Kirche hat eine entschiedene Neigung zur Nationalität, die katholische aber tritt in Zwiespalt mit derselben vermöge

ihrer unnatürlichen Hinneigung nach dem alten Sitz des Weltdespotismus. — Der Vf. beurtheilt hierauf den Cultus der verschiedenen Kirchen, und giebt der katholischen, wie sich erwarten liess, den Vorzug. Er kennt den Protestantismus nicht und seine innere Kraft! „Man möchte, sagt er, den katholischen Gottesdienst gegen den protestantischen vergleichen, wie die Liebe mit der Gerechtigkeit: beide Kirchen verhalten sich zu einander, wie die Enthaltung vom Unrecht, die Unterlassung des Bösen, sich zur Vollbringung des Guten verhält. Die Gerechtigkeit, der Verstand, thut, was er muss, was ihm zu thun befohlen ist, die Liebe, das Herz dagegen thut mehr; der Verstand weiss, was er thut, und denkt daran, die Liebe weiss weder, was sie thut, noch führt sie, wie ihre Stiefschwester, die Gerechtigkeit, Buch und Rechnung darüber." Es würde zu weit führen, den Vf. eines Besseren belehren zu wollen. — Besser einverstanden sind wir mit ihm, wenn er, in Beziehung auf neuere Versuche, den Gottesdienst zu reformiren, warnt: Nur keine Gewalt von Aussen, keinen Gewissenszwang, keine Verordnungen für die Ewigkeit; was ein erfreuliches Gedeihen haben soll, macht sich von selbst — ewig herrscht allein Gott." Aber dann sollte eben der Katholicismus nicht ewig herrschen wollen.

Der *Schluss* enthält noch viel Schönes. „Alle Welterscheinungen, alle Begebenheiten, sind Worte, durch die Gott zu uns spricht, deren Gott sich bedient, uns seinen Willen kund zu thun. Jeder Mensch, jedes Ereigniss ist ein Ausspruch, ein wandelndes Wort Gottes in der Zeit, es kommt nur darauf an, dass wir es verstehen, dass wir uns seine Bedeutung zu erklären wissen, und wenn wir sie erkannt, auch danach thun, dass wir uns nicht anmassen, Andere richten zu wollen, sondern froh sind, wenn wir nicht gerichtet werden." — „Nicht Napoleon lasst uns grollen, wohl aber uns, dass wir die Schmach so lange ertrugen, die er uns bereitet. Warum war unser Gewinn nicht grösser, als der seinige? Erwache nun Deutschland, und gewinne den Muth deiner Vorfahren wieder, sey selbst nicht habsüchtig, und begehre nicht Anderen Fesseln anzulegen, und Keiner wird es wagen, dir welche anzulegen. Mit dem Muth, von dem du so lange geschieden lebtest, werden alle anderen Tugenden wieder bey dir einkehren." — „Ein Jeder strebe nach Freyheit und Gleichheit, denn Gott hat den Menschen nicht zur Sclaverey erschaffen. Aber Unterordnung, nicht Empörung, ist der Weg zur Freyheit. Nicht Gewalt, nicht List, nicht der Umsturz der bestehenden Formen, sondern ihre Wiederherstellung (Verjüngung), nicht Auflösung alles bisher Bestandenen, führt ans Ziel." — So räth und wünscht ein Deutscher, ein Christ. — Selten hat Rec. sich bey Anzeige einer Schrift so erhoben, gestärkt und ermuntert gefühlt, als bey dieser. Gott segne ihre Wirkungen!

n.

GOTHA, in der reyherschen Buchdruckerey, und LEIPZIG, in Commiss. b. Steinacker: *Lesebuch für Stadt- und Land-Schulen.* Von D. *Josias Friedrich Christian Löffler*, General-Superintendenten in Gotha. 1815. 310 S. 8. (6 Gr. und bey einer Bestellung von 25 Exemplaren 4 Gr.)

Dieses Buch hat den anspruchlosen Titel eines Lesebuchs erhalten, weil es Kindern von sechs bis vierzehn Jahren in die Hände gegeben werden soll, welche die Schwierigkeiten des Lesenlernens überwunden haben, und noch einer Übung im Lesen bedürfen; aber man würde sich irren, wenn man diese Schicklichkeit des Buchs zur Übung im Lesen als den Hauptzweck desselben ansehen wollte. Es ist vielmehr ein Lehrbuch für die Jugend, welches nicht bloss das Wissenswürdigste überhaupt enthält, das dem jugendlichen Alter angemessen ist sondern auch diese Kenntnisse in der Art mittheilt, wie es richtige Grundsätze des Elementar-Unterrichts erfodern. Es hat zehen Abschnitte.

Den Anfang machen *kurze* sorgfältig gewählte *Denksprüche und Sittenlehren*, die neben ihrer leichten Fasslichkeit auch eine religiöse Tendenz zu haben scheinen, indem sie grösstentheils aus der Bibel entlehnt sind. Und der Lehrer wird mit leichter Mühe dem Leseschüler diese kurzen Sätze, die auch einige Liederverse enthalten, erklären können. Die im zweyten Abschnitte folgenden kleinen Erzählungen, Gespräche und Lieder sind mit Rücksicht auf einige der Jugend eigenthümliche Fehler gewählt, haben eine ganz einfache Form der Darstellung, und werden die Kinder nicht bloss angenehm unterhalten, sondern auch belehren und bessern. Rec. hat sehr viel dergleichen Sammlungen von Erzählungen für Kinder gelesen; aber eine solche strenge Auswahl, mit einer solchen sich gleich bleibenden Rücksicht auf das Bedürfniss der Kinder, hat er noch nicht gefunden. Nur ist dieser Abschnitt zu kurz ausgefallen. Dieser Mangel wird indessen durch den zehnten Abschnitt ersetzt, welcher unter der Aufschrift „*Allerley*" Erzählungen, Fabeln und Lieder enthält. Dergleichen Erzählungen sind in einem Buche für Stadt- und Land-Schulen vorzüglich desswegen nothwendig, weil dem Lehrer dadurch ein Stoff gegeben wird, Sprechübungen mit den Kindern anzustellen. Gewöhnlich werden diese für die ganze Ausbildung geistiger Anlagen so nothwendigen Übungen, die Gedanken durch eigene, und nicht durch die im Katechismus erlernten Worte auszudrücken, in den Schulen ganz vernachlässiget. Die Lehrer in diesen Schulen sind nur froh, wenn der lange, Kindern unverständliche Katechismus dem Gedächtnisse so eingeprägt worden ist, dass sie von ihren Obern keine Vorwürfe zu fürchten haben. Zu Übungen im Sprechen fehlt ihnen dann die Zeit und passender Stoff. Denn das sogenannte Katechisiren über den Katechismus ist nichts weniger als eine Übung für Kinder, ihre Gedanken durch eigene Worte auszudrücken, indem die Begriffe im Katechismus viel zu wenig der Fassungskraft und der Neigung des Kindes entsprechen, sich mit dergleichen Gegenständen zu beschäftigen, als dass es Versuche machen könnte, durch eigene Worte die verlangten Antworten zu geben. Und auch die Lehrer, so wie sie in der Regel in den Schu-

len sind, werden weit leichter über eine Erzählung aus dem Kreise täglicher Vorfälle, mit Kindern eine Unterhaltung anknüpfen können, als über eine Frage aus dem Katechismus. Rec. freuet sich daher ungemein, ein Schulbuch anzeigen zu können, das nicht bloss die Möglichkeit zur Beseitigung eines solchen Mangels darbietet, sondern auch denselben, wenigstens in den herzogl. gothaischen Landen, wirklich beseitigen wird, indem sich vermuthen lässt, dass dieses Buch in der Rücksicht herausgegeben worden ist, damit es in die Schulen des Landes eingeführt werde.

Der dritte Abschnitt enthält den *Religions-Unterricht* aus biblischen Sprüchen und religiösen Liedern, (wahrscheinlich aus Liedern, die im gothaischen Gesang-Buche stehen). Dieser Unterricht wird bloss mit den Worten kurzer biblischer Sprüche und mit Liederversen ertheilt, und enthält folgende acht Überschriften, wovon mehrere wieder Unterabtheilungen haben: 1) „Gott, seine Eigenschaften und Werke. 2) Schöpfer, Erhalter, Regierer der Welt und des menschlichen Geschlechts. 3) Empfindungen und Gesinnungen der Menschen gegen Gott. 4) Was der Mensch sich selbst schuldig ist. 5) Was der Mensch Anderen schuldig ist. 6) Häusliche Tugenden. 7) Tugenden des Nachbars, der Obrigkeit und der Unterthanen. 8) Erwartungen des Menschen nach dem Tode. Unsterblichkeit, Vergeltung." Von diesem Uuterricht sagt Hr. *L.* in der Vorrede Folgendes; „Der Religions-Unterricht aus biblischen Sprüchen und Liedern ist bestimmt, wörtlich auswendig gelernt zu werden. Er soll die Grundlage des ersten und für das Leben bleibenden Religions-Unterrichtes seyn, an den der weitere Unterricht von dem Geistlichen, welcher auf die Aufnahme in die Kirche vorbereitet, geknüpft wird. Für diesen wird ein kurzer Leitfaden gedruckt erscheinen." Rec. findet die Sprüche und Lieder sehr zweckmässig gewählt; grösstentheils enthalten sie eine Erklärung des Begriffs des Gegenstandes, welcher durch sie dem Gedächtniss eingeprägt werden soll. Es findet auch eine *natürliche* Ordnung in Rücksicht der Folge der Religionslehren Statt. Zuerst wird von Gott als der Basis aller Religionslehren gehandelt, dann kommen die Religionspflichten, und zuletzt in No. 8 die Glaubenslehren, welche Antriebe zur Ausübung der Religionspflichten enthalten. Soll Rec. etwas bey diesem Abschnitt erinnern: so vermisst er eine ganz kurze Einleitung zum Religions-Unterricht, in welcher der Begriff der Religion, und ihr Verhältniss zum Menschen angedeutet würde. Auch würde er No. 2 als eine Unterabtheilung von No. 1, und No. 6 und 7 als Unterabtheilungen von No. 5 angegeben haben. Dessgleichen glaubt er, dass zur leichteren Übersicht der Sachen die Unterabtheilungen nicht mit denselben Ziffern zu bezeichnen sind, wie die Haupttheile.

Der vierte Abschnitt hat die Überschrift: *„Von dem menschlichen Leibe und der Gesundheit."* Auch bey diesem Abschnitte erkennt man den Kenner des Bedürfnisses der Schulen, sowohl in Rücksicht der Wahl des Stoffes, als insbesondere in der Auswahl der Gegenstände des Unterrichts vom menschlichen Leibe. Man findet hier keinen anatomischen Unterricht über jeden Knochen, jede Ader und Muskel am menschlichen Leibe, der ohnehin nicht ohne ein Cadaver und anatomisches Skelet verständlich ertheilt werden könnte: aber eine deutliche Beschreibung der Haupttheile des menschlichen Körpers, von ihrem Zusammenhange und Verhältnisse zum menschlichen Leben, mit einer beständigen Rücksicht auf die Regeln, die Gesundheit zu erhalten. Dieser Unterricht scheint Rec. überaus wichtig in einer Volksschule, indem tausendfaches Elend im menschlichen Leben erspart wird, wenn schon die Jugend Unterricht erhält, wie die Gesundheit des Körpers zu erhalten sey. Glücklich wird das Land werden, wo ein solcher Schulunterricht ertheilt wird. Es befinden sich in diesem Abschnitte, der mit lateinischen Lettern gedruckt ist, folgende Unterabtheilungen: Von den Zähnen; von dem Auge und dem Gesichte; von dem Ohr und dem Gehör; von der Zunge und dem Geschmack, der Nase und dem Geruch, den Nerven und dem Gefühle; einige Regeln zur Erhaltung der Gesundheit; Lebensordnung in und nach Krankheiten: Rettungsmittel bey Ertrunkenen, Erfrornen, Erstickten, vom Blitz Getroffenen und Erhenkten.

Der folgende fünfte Abschnitt handelt: *Von der menschlichen Seele, ihren Fähigkeiten und Kräften.* Der Unterricht in diesem Abschnitt ist kurz und sehr fasslich. Nur wäre zu wünschen, dass, zur besseren Übersicht, jeder Kraft der Seele ein mit einer besonderen Aufschrift versehener Absatz im Drucke bestimmt worden wäre. Auch möchten wohl bey einer neuen Auflage die fehlerhaften Neigungen der Seele, gegen welche man sich verwahren soll, eben so anzuführen seyn, wie von S. 103 an „einige Tugenden und Gemüthsbeschaffenheiten, an die man sich gewöhnen soll," sehr zweckmässig beschrieben sind. Es würde daraus eine Kenntniss der Menschen erfolgen, wie sie sind, die denen von grossem Nutzen seyn würde, welche in die Welt eintreten, und mit vielen Menschen in Verbindung kommen. Von dem Menschen geht nun der Unterricht auf die Natur über. Dieser Übergang ist durch einen Anhang in diesem Abschnitte gemacht, der die Überschrift führt: *„Einige Vortheile aus der Betrachtung der Natur."*

Der sechste Abschnitt hat folgende Überschrift: *Etwas von der Erde, der Zeit und dem Weltgebäude,* und handelt nur soviel von der mathematischen Geographie und dem Kalender ab, als für Kinder verständlich ist. Vielleicht ist es nützlich, bey einer künftigen Auflage des Buchs einen kurzen Unterricht in diesem Abschnitt beyzufügen über die Gewitter und Vorsichtsregeln bey denselben und über andere feuerige Lufterscheinungen, die bey dem gemeinen Volk viel Aberglauben begründen.

Der siebente Abschnitt, betitelt: *Naturgeschichte,* giebt eine gedrängte Übersicht über die drey Reiche der Naur, ganz so, wie der erste Unterricht in der Naturwissenschaft eingerichtet seyn muss. Es muss zuerst gleichsam ein Fachwerk im Kopfe gebildet werden, in welches sich dann leichter das Einzelne eintragen lässt.

Bey öffentlichen Volksschulen, wo gewöhnlich ein Mangel an Hülfsmitteln zum Unterricht in der Naturgeschichte Statt findet, läſst sich nichts Besseres thun, als dieses Fachwerk zu Stande zu bringen. Die Merkmale der Gattungen sind hier sehr bestimmt nach *Blumenbach* angegeben, und man wird nicht leicht einen Fehler in dieser Rücksicht bemerken können. Auch die Beyspiele zu den Gattungen sind so gewählt, daſs sie dem Lehrer ein Leitfaden zu den verschiedenen Arten werden können.

Etwas di..em Lesebuche Eigenthümliches ist IX, die *Spr..ehre*, die nach einer öffentlichen Anzeige v.. Hn. Seminarien-Inspector *Gebhard* verfaſst s..n soll. Es ist uns wahrscheinlich, daſs dieser Abriſs hauptsächlich zur Grundlage bey dem Unterricht der Zöglinge des gothaischen Schullehrer-Seminars gedient hat oder dienen soll. Durch diese Annahme wird erklärt, warum gleich im Anfange gelehrt wird, was Lautiren, Syllabiren, Buchstabiren heisse, warum einzelne Theile sehr ausführlich behandelt, andere wichtige ganz übergangen sind, die wohl durch den mündlichen Unterricht ergänzt werden. — Soll aus einem der wichtigsten Theile des Volksunterrichts, der Sprachlehre, in ein solches Lehrbuch etwas aufgenommen werden, was wir nicht miſsbilligen, und soll das Aufgenommene der Bestimmung des Buches für Kinder, nicht für Lehrer, entsprechen: so dürfen, nach unserer Überzeugung, nicht Entwickelungen der einzelnen Begriffe gegeben werden, die für das Handbuch des Lehrers sich eignen, und, wenn sie gehörig und gleichmäſsig gegeben werden sollen, das in einer solchen Schrift einem einzelnen Theile zu vergönnende Maſs überschreiten müssen, sondern nur die Resultate des Unterrichts, in bestimmten, dem Gedächtniſs leicht anzuvertrauenden Regeln, und wohlgewählte Beyspiele der Anwendung. — Sollte bey einer neuen Auflage der vorliegende Abriſs der Sprachlehre in der gegenwärtigen Gestalt beybehalten werden: so wünschen wir, daſs der Vf. ihn nochmals aufmerksam durchgehe, mit den besten Sprachlehren, und dem, was über einige derselben in diesen Blättern gesagt worden ist, vergleiche und danach ändere. Es werden bey der Declination S. 208 fünf Casus angenommen, S. 218 ist der Vocativ richtig weggelassen; der unbestimmte Artikel *ein, eine, ein*, hat auch hier nur zwey Geschlechter, männliches und weibliches, da doch der männliche selbst in der Declination vom sächlichen abweicht; die Adverbien heissen Beywörter, die Präpositionen Vorwörter, weil sie *meistens* vorgesetzt werden; unter diese werden sogar S. 216 die Vorsylben *ent, be, ver*, in entehren, bearbeiten, verdienen, gerechnet. S. 228 heiſst es: Wem ist die Kraft zu leben eigen? Schönem Wein, kräftiger Suppe, perlendem Bier! In der Anwendung und Orthographie ist von Stammwörtern und Endsylben die Rede, obgleich in der Anweisung selbst eben so wenig von der Ableitung der Wörter, als von den Theilen und Arten der Sätze geredet wird. Die Orthographie schlieſst sich zu wenig an die Sprachlehre an, und übergeht manche nicht unwichtige Regeln. Unrichtig ausgedrückt ist S. 245 die Regel über die Nachsylben *ig* und *lich*, nicht bestimmt genug die S. 251 über die Abtheilung der Sylben.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daſs dieses Schulbuch viel Segen für die bessere Ausbildung der Jugend bringen wird, und daſs, wenn einmal die Frage aufgeworfen werden sollte, welche Schrift unseres berühmten Vfs., bey seinen anerkannten Verdiensten um die theologische Wissenschaft, den gröſsten Nutzen gestiftet habe, unfehlbar diesem Lesebuche der Preis zuerkannt werden wird. Möchten doch, ausser den Schulen der herzogl. sächsischen gothaischen Lande noch viele andere einen Gebrauch davon machen!

K. u. N. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Erlangen*, b. Palm: *Die Klagelieder des Propheten Jeremias.* Aus dem Hebräischen ins Deutsche metrisch übersetzt mit Anmerkungen von *Georg Riegler*, Doctor der Theologie und Caplan zu Aub im Groſsherzogthum Würzburg. 1814. 56 S. 8. (5 Gr.)

Diese neue Bearbeitung der Klaglieder gewährt zwar dem Exegeten keine neue Ausbeute, und bringt die Erklärung derselben um keinen Schritt weiter, verdient aber als *Specimen diligentiae et eruditionis* alles Lob, und dem Vf., von welchem schon im Jahr 1812 eine Bearbeitung des Buchs Ruth erschien, gebührt schon darum Aufmunterung, weil er Sinn und Eifer für ein Studium zeigt, welches von seinen Confessions-Verwandten und Collegen in der Regel so sehr vernachläſsiget wird.

Die Einleitung ist gar zu kurz und dürftig ausgefallen, selbst im Vergleich mit den historischen Nachrichten, welche *Deresers* Übersetzung (1809) S. 217 — 22 vorgesetzt sind. Als Probe der Übersetzung mag C. 1, 1 — 5 dienen:

Wie sitzt sie da so einsam,
Die Stadt am Volke sonst so reich, als Wittwe!
Berühmt vordem weit unter Nationen,
Die Fürstin unter den Provinzen,
Ist zinsbar nun!
Die Nacht durchweinet sie,
Die Thränen rollen ihr die Wang' herab;
Kein Tröster findt' sich unter allen ihren *Gönnern.*
Meineidig wurden alle ihre Freunde,
Zu Feinden *umgeschaffen.*
Des Druckes und der schweren Knechtschaft müde,
wandert Juda aus,
Läſst nieder sich bey *Unbeschnittnen*,
Doch findet's keine Ruhestätte.
Ach! in der Eng' erhascht es der Verfolger Heer.

In den unterstrichenen Worten ist der Vf. vom Originale, dem er sich sonst ziemlich treu anschlieſst, abgewichen. S. 53 heiſst es: „Wie sollte nicht statt מְצָרִים (Engpässe) punctirt werden: מִצְרַיִם? Dann würde es so heissen:

Ereilt wird's von dem Heere der Verfolger zwischen *Misraim.*"

Wir hätten wenigstens erwartet, daſs sich der Vf. zur Unterstützung dieser Conjectur, auf den Plan der Juden, ihr Heil in Ägypten zu suchen, wovon in der Weissagung des Jeremias so oft die Rede ist, berufen hätte. Andere Versuche, den Text zu berichtigen oder nur zu erklären, haben wir nicht gefunden. Die kurzen Anmerkungen enthalten das Bekannte. S. 56 muſs es wohl *Ibn Awi* (oder *awai*) statt *Benat el Awi* heissen.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

THEOLOGIE.

Breslau, b. Max u. Comp.: *Über den christlichen Cultus*, von *D. Joach. Christian Gass*, königl. Consist. Rath in der Geistlichen- und Schul-Deputation der schles. Reg. zu Breslau, ord. öffentl. Lehrer der Theol. und Univ. Pred. daselbst. 1815. 199 S. ohne die Vorr. 8. (20 Gr.)

Unstreitig eine der ausgezeichnetsten unter den zahlreichen Schriften, welche seit einiger Zeit über diesen Gegenstand erschienen sind. Wir rühmen an dem Vf. das den meisten unserer neueren Theologen fast ganz versagte *Vermögen der Ideen*, und die fast noch seltenere *ästhetische oder künstlerische Ansicht der Religion*, welche wir trotz dem Kopfschütteln der moralisirenden Theologen als das Princip anerkennen, aus welchem früher oder später eine verjüngende Revolution der Theologie und Kirche hervorgehen wird. Diese ideale Ansicht hat aber nicht, wie so Manchen, dem Vf. den Kopf verrückt: er verbindet damit eine grosse Klarheit des Verstandes, und ist gleichweit vom nebelnden Mysticismus, wie vom prosaischen Kriticismus entfernt. Rec., der sich auf dem gleichen theologischen Standpuncte bisher ziemlich einsam gefunden hat, erkennt in dem Vf. mit hoher Freude einen Geistesverwandten, und dankt ihm innigst für die aus seiner Schrift geschöpfte Belehrung und Ermunterung. Da der Vf., um seine Ideen über den Cultus zu begründen, zugleich seine ganze Ansicht vom Christenthum dargelegt hat, und da die Angelegenheit des Cultus, an sich so höchst wichtig, im gegenwärtigen Augenblicke so lebhafte Aufmerksamkeit erregt: so erbitten wir uns von den Lesern die Erlaubniss, etwas ausführlich seyn zu dürfen.

Nachdem der Vf. in der Vorrede und Einleitung die besondere und allgemeine Veranlassung seiner Schrift angegeben hat (wohin auch *Goethe's* bekannte Äusserung über den protestantischen Cultus in seinem *Leben* gehört), untersucht er die Beschaffenheit und Mängel des protestantischen und katholischen Cultus, und stellt eine Vergleichung beider an. Die Frage, ob denn in der That so viel Unangemessenes im protestantischen Cultus zu finden, oder so viel Wesentliches daran zu vermissen sey, als behauptet wird, und ob das Verlangen nach einer Reform desselben aus dem Ganzen der Kirche hervorgehe, will der Vf. nicht rasch und unbedingt bejahen. Er beruft sich auf die grosse Zahl unserer Landgemeinen: wie ruhig schreite neben ihrem bürgerlichen Leben auch ihr kirchliches fort! Wer möge leugnen, dass ihr religiöses Gefühl in den einzelnen Acten der Gottesverehrung fortdauernd seine Befriedigung finde, und dass ihnen die Formen der bestehenden Liturgie noch immer als eine angemessene Bezeichnung dafür gelten? So sey es in Schlesien, so sey es gewiss allenthalben, wo uns noch ein tüchtiger Geistlicher begegne, welcher Frömmigkeit mit Einsicht verbinde, und die Liturgie recht zu handhaben und verständig umzubilden wisse. Solche Gemeinen müssten sich sehr wundern, wenn das, was eine lange Gewohnheit geheiliget und verständlich gemacht, so auf ein Mal und ohne alle Noth ihnen entzogen und in umgeänderter Gestalt wiedergegeben würde. Allein uns muss sehr wundern, wie der Vf. den kirchlichen Zustand des Landvolks als Massstab für den Zustand der ganzen Kirche gebrauchen kann. Die Landgemeinen machen zwar „den grössten Theil der Kirche" aus, repräsentiren sie aber nicht „am vollständigsten;" auch kann man nicht mit dem Vf. sagen, „dass die Idee einer kirchlichen Gemeinschaft ihnen noch am lebendigsten einwohne." Das Volk, innerlich nicht so lebendig, wie die Gebildeten, hängt an der Gewohnheit, und so wie es jetzt an den bestehenden Formen festhält, wird es in funfzig Jahren an den neu eingeführten festhalten. — Was die Städte betrifft: so zweifelt der Vf., dass die Übel, welche das kirchliche Leben daselbst drücken, mit der Umformung des Gottesdienstes sogleich verschwinden würden (natürlich nicht sogleich!), und macht darauf aufmerksam, dass diejenigen, welche dem Neuen hingegeben sind, vermischt beysammen gefunden werden mit denen, die noch ruhig beym Alten verharren oder in die für sie veralteten Formen einen höheren Sinn zu legen wissen, und aus frommer Scheu sie nicht verletzen wollen. Doch ist es ihm mit diesen Zweifeln an der Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform nicht rechter Ernst, und er bezeichnet nun sehr richtig die Gebrechen des protestantischen Cultus. Als der Mittelpunct desselben erscheint die religiöse Rede, der alles Übrige nur als Beywerk dient, da sie selbst doch nur der einzelne Theil eines grösseren Ganzen seyn kann. Die ihr vorangehenden Gesänge gönnen der Gemeine Zeit, sich bequem zu versammeln, und Niemand glaubt sich zu verspäten, wenn er sich nur zum Anfange der Predigt einstellt. Die Verse, die unter dem Vortrage gesungen werden, sind nur des Herkommens wegen da, oder dienen dem Geistlichen zur Erholung, und der Schlussgesang, wenn er ja noch abgewartet wird, giebt das Zeichen zum Wegegehen. Das Gebet ermangelt nicht selten aller Würde,

ja selbst der äusseren Stille u. s. w. Dem Ganzen des Cultus fehlt also offenbar die Feyerlichkeit eines *Anfanges* und *Endes*, wobey Jeder seine Gegenwart als nothwendig erachten müsste, und wodurch die Mitglieder der Gemeine zusammengehalten würden. Am meisten wird der Mangel der Consequenz und des Zusammenhangs der gottesdienstlichen Handlungen sichtbar an den Sacramenten, die ganz in den Hintergrund gestellt erscheinen. Die Abendmahlsfeyer muss den Protestanten immer als etwas Einzelnes und Abgerissenes erscheinen, das er kaum gegen Lärm und Störungen, die durch gleichzeitige Beschäftigungen (?) in der Kirche entstehen, retten, oder den Augen müssiger Zuschauer ohne Andacht und Mitgefühl entziehen kann. Für die Taufe ist offenbar die schickliche Stelle noch nicht gefunden; die christliche Gemeine erfährt gar nichts davon, und sie wäre ohne das bürgerliche Gesetz, das sie in Schutz nimmt, vielleicht ganz in Vergessenheit gekommen. Zwischen beiden Sacramenten findet eben so wenig Verbindung Statt, als zwischen ihnen und den übrigen Theilen des Cultus; Alles steht vereinzelt und für sich da, und die mechanische, einförmige Wiederholung desselben Acts und in derselben Ordnung verkümmert die Andacht. Die Leerheit und das Unbefriedigende des protestantischen Cultus tritt aber noch mehr hervor in der Art, wie die gottesdienstlichen Handlungen verrichtet werden, und wie sie zusammengestellt sind. An sich sind Predigt, Gesang, Gebet und Sacramente etwas so Herrliches und Würdiges, dass wohl nicht leicht etwas Anderes gefunden werden möchte, worin das höhere Leben des Menschen einer gleichen Befriedigung theilhaftig werden könnte. Der Mangel an Interesse für diese Handlungen ist nicht hervorgebracht durch die im Allgemeinen verminderte Religiosität. Mit Recht behauptet der Vf., dass nicht der Mangel, sondern die Fülle der Religiosität Kirche und Altar verödet und viele wahrhaft Fromme weggetrieben habe, weil sie nach und nach aufhörten hier zu finden, was sie bedurften und suchten. Eben so wenig will er alle Schuld auf die Geistlichen wälzen. Man darf mit allem Recht behaupten, der Cultus würde besser seyn, wenn es die Geistlichen wären, die ihn verrichten; aber mit gleichem Recht lässt sich auch sagen, die Geistlichen würden anders seyn, wenn es das Ganze des Lebens wäre, worin sie sich bewegen. Der Vf. schildert nun, und gewiss nicht übertrieben, die Erbärmlichkeit unserer gewöhnlichen Predigten, Lieder, unseres Kirchengesanges, die unheilige, gemeine Art der Feyer der Sacramente. Besonders fehlt den Protestanten auch eine Nöthigung oder ein vollgültiger Beweggrund zur Theilnahme am Cultus, indem man die Predigt für den Gipfel und Inbegriff des Ganzen hält, Viele aber in der Kirche keine Belehrung finden, sie hingegen Manchem ertheilen könnten, der dort redet. Wenn man sagt, man müsse des Beyspiels wegen in die Kirche gehen: so ist diess nur ein subjectiver (besser: Neben-) Zweck, und führt zur Heucheley. Das Resultat, welches der Vf. zieht, ist: Das Bedürfniss einer *allgemeinen* (soll wohl heissen: *gänzlichen*) Reform des Cultus ist mehr eingebildet als wirklich vorhanden; die offenbaren Fehler desselben, weit entfernt, unheilbar zu seyn, lassen sich ohne grosse Mühe wegschaffen, wenn man die Kraft hätte und die rechte Liebe zum Guten, ihn von den Störungen frey zu machen, die ihn von aussen beunruhigen, und kein wirksameres Mittel mag erdacht werden, ihn zu heben, als wenn es möglich wäre, das Heilige nur von reinen Händen pflegen zu lassen, und nur solche Geistliche darin geschäftig seyn zu lassen, in welchen wahre Frömmigkeit und wissenschaftlicher Sinn sich vereinigen. Doch ist dieses Resultat nicht vollständig. Schon hat der Vf. ein *inneres* Gebrechen unseres Cultus angedeutet, und wird es noch mehr hervorheben. So wie unsere Cultusformen jetzt bestehen, möchte der frömmste Geistliche sie nicht zur vollkommenen Befriedigung des gebildeten frommen Gemüthes verwalten: denn es fehlt ihnen die Kraft, das Gefühl ganz in Anspruch zu nehmen; von dieser Seite will aber der Gebildete vorzüglich befriedigt seyn.

Die Behauptung, der protestantische Cultus könne sich aus dem katholischen verbessern, und Manches von dem wieder aufnehmen, was er bey seinem Entstehen von sich gethan habe, gründet sich, wie der Vf. richtig bemerkt, auf ein völliges Verkennen des Wesens des Protestantismus und seiner eigenthümlichen inneren Kraft. Mit Recht verwirft er auch die Meinung, dass eine grössere Gleichförmigkeit zwischen dem protestantischen und katholischen Cultus der natürlichste Weg zur Vereinigung beider Kirchen sey; nur kann Rec. mit dem Vf. nicht darin übereinstimmen, dass der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus noch lange fortdauern müsse, und dass sich die Idee des Christenthums nicht anders als in diesen beiden Formen entwickeln könne. Der Vf. ist noch mässig, Andere geben jenem Gegensatze sogar eine *ewige* Gültigkeit. Wir können dieses nur einigermassen begreiflich finden, wenn man den Katholicismus nicht geschichtlich, wie er wirklich besteht, als abscheuliche Missgeburt des Aberglaubens, sondern idealisch fasst als unverwerfliche Symbolik für das Gefühl; aber nach dem wahren religiösen Gefühl ist der Protestantismus auch hingerichtet. Uns hat immer die Meinung die beste geschienen, welche selbst gebildete Katholiken hegen, dass die wahre Kirchenvereinigung nur dadurch zu Stande kommen kann, dass die Katholiken Protestanten werden, und deshalb müssen wir freylich „den Gegensatz festhalten," aber polemisch, nicht irenisch. Wenn der Vf. hierauf dessenungeachtet sagt, man könne und müsse „die äussere Spaltung des Protestantismus aufheben," und „ein gemeinschaftlicher Cultus werde zur Kirchenvereinigung ein schickliches Mittel seyn": so gestehen wir, dass wir ihn nicht verstanden haben, zumal wenn wir das Folgende damit vergleichen: „der Protestantismus müsse die Form seines Cultus angemessen seinem Wesen und aus sich selbst produciren," und „es sey in dem ihm gegenüber stehenden Gebiet nichts mehr vorhanden, was er als Ergänzung und Verbesserung in sich aufnehmen könne," worin wir ganz mit ihm übereinstimmen.

Dem katholischen Cultus kommt zu Statten ein Überrest der alten Consequenz, das Gepräge der Alterthümlichkeit, eine gewisse Fülle, wodurch er imponirt, und eine äußsere Haltung im Kirchenregiment und seine Übereinstimmung mit dem Lehrbegriff, die ihn vor willkührlichen Abänderungen sichert. Bey näherer Betrachtung aber zeigt sich einer Seits in ihm eine Beymischung fremdartiger Gegenstände, welche dem Christenthum nicht angehören und in der fortschreitenden allgemeinen Cultur nicht festzuhalten sind; anderer Seits tritt in dem, was wesentlich ist, überall das Unbefriedigende hervor für die wahre Frömmigkeit, die nach dem *höheren* Leben in Christo trachtet. Der Mangel an Zusammenstimmung der einzelnen Theile, die profane Art, wie darin jedes verrichtet wird, eine gewisse Einförmigkeit in der Wiederholung derselben Acte und ein sichtbares Missverhältnifs zur allgemeinen Bildung sind dem katholischen Cultus mit dem protestantischen gemein. Das Hauptstück des katholischen Cultus ist die Messe, auf die daher alle Pracht und Kunst gewandt wird. Der Vf. lobt das darin ausgedrückte Zusammenwirken der Geistlichen und Laien, welchen Charakter der Gegenseitigkeit jeder Act des öffentlichen Cultus tragen sollte, und die Verbindung der Religion mit der Kunst, rügt aber kräftig die zum Grunde liegende unchristliche Idee des Opfers. Die Predigt tritt in der katholischen Gottesverehrung sehr zurück, da das Kirchengesetz nicht zur Beywohnung derselben verbindet, wodurch sie einer geringeren Achtung geniesst. Diess ist aber gleich nachtheilig für die Erbauung der Gemeine und für die Anordnung des Cultus selbst. Nun nimmt aber die Messe noch dazu fast allen Raum für sich ein, und kommt zu häufig vor. Wie bey den Protestanten immer gepredigt und geredet wird: so ist in der katholischen Kirche Messe und immer Messe. Dazu kommt der Mechanismus und das Unanständige in der Verrichtung derselben, das Herplappern der Gebete u. dgl., wodurch sie zu einem blofs äufseren Werk, *opus operatum*, herabgewürdigt wird. Der Gebrauch der lateinischen Sprache hüllt sie übrigens in ein mysteriöses Dunkel ein. Eine starke Inconsequenz am katholischen Cultus wird sichtbar in der Predigt, in welche das protestantische Princip eingedrungen ist. Der grelle Abstich zwischen der Messe, als dem Alterthümlichen, und der Predigt, als dem Modernisirten, kann dem rechtgläubigen Laien nicht entgehen, und er glaubt sich dadurch gerechtfertigt, wenn er nur der ersteren beywohnt. Von der Taufe gilt ungefähr dasselbe, wie im protestantischen Cultus, und die übrigen Sacramente erscheinen nur als Privathandlungen, weil die Gegenwart der Gemeine dabey als entbehrlich geachtet wird. Die mitten in das Leben gestellten Arten des Cultus, als Fasten, Processionen, Gelübde u. s. w. erzeugen keine Frömmigkeit, sondern nur einen lästigen Dienst, sind übrigens nicht aus dem Christenthum selbst hervorgegangen, sondern zum Theil viel älteren Ursprungs oder aus anderen religiösen Formationen und Instituten in dasselbe übergegangen, weſshalb sie auch keinen christlichen Charakter an sich tragen. Zu ihrer Zeit waren sie nothwendig, aber diese Zeit ist vorüber; sie mussten von der Kirche freywillig abgeschafft werden, und da diess nicht geschah, und der Zeitgeist diesen Handlungen alle Haltung entzog, indem er bewirkte, dafs sie keinen Grund mehr im Erkennen fanden, sah sich die Kirche gezwungen, Dispensationen zu ertheilen, oder zu dulden, dafs sich ihre Mitglieder selbst dispensirten, wodurch das Kirchenregiment und die Einheit des gottesdienstlichen Handelns immer mehr zerstört wurde. Das aus dieser Beurtheilung sich ergebende Resultat ist gewifs für den Katholicismus nicht günstig.

Nun geht der Vf. zu einer sehr instructiven Vergleichung beider Culte über. Im protestantischen herrscht die Belehrung vor, im katholischen die Darstellung; jener schliesst sich vorzüglich an die erkennbare und wissenschaftliche, dieser an die mythische und mystische Seite des Christenthums an: ein Gegensatz, der im Wesen beider Confessionen gegründet ist. Der Protestantismus ist entsprungen und hat sich fortgebildet im Lichte klarer Erkenntnifs; im Katholicismus dagegen ward das Fortschreiten in der Erkenntnifs durch die Glaubensautorität der Kirche zurückgehalten, und die gottesdienstlichen Acte blieben mehr darstellend, d. h. die Gemeinschaft des Menschen mit der Gottheit bezeichnend; aber diese Einigung erscheint nicht, wie sie sollte, als eine innere, sondern mehr als eine äufsere, vermittelt durch dargebrachte Opfer u. dgl. Beide Cultusarten sind einseitig, aber die Einheit, in die sie zusammengehen, liegt höher als beide. Im protestantischen Gottesdienst ist das religiöse Gefühl vernachlässigt, welches als das eigentliche Organ alles Handelns auf diesem Gebiet anerkannt werden muss. Indem dagegen im katholischen die Belehrung vernachlässigt wird, muss der Darstellung alle innere Haltung abgehen, und sie ihre Wirksamkeit verlieren, und zu einem äufseren Dienst herabsinken. Der Protestantismus kann sich nicht des *Unglaubens*, der Katholicismus nicht des *Aberglaubens* erwehren; jener ist immer in Gefahr, dafs ihm die Kirche, beides als Idee und Erscheinung zugleich, verschwindet, in diesem sollen beide als völlig in einander aufgegangen betrachtet werden. Der katholische Cultus ist in seiner Gebundenheit erstarrt, der protestantische in seiner Licenz bis hart an die Grenze der Vernichtung gebracht; jener vertheidigt sich mit aller Gewalt gegen die Einwirkungen der Zeit und Cultur, obschon er in diesem Ringen immer mehr ermattet: dieser kann vor allem Laufen mit der Zeit und hinter ihren luftigen Gestalten her fast gar nicht zur Ruhe kommen. An der katholischen Kirche wird gerühmt, dafs sie die Kunst mit der Religion verbinde. Da indessen nicht nachgewiesen werden kann, dafs der Protestantismus seinem Wesen nach der Kunst widerstrebe, und eben so wenig, dafs im Katholicismus die Aufgabe der Verbindung der Kunst mit der Religion schon befriedigend gelöst sey: so ist diese Verschiedenheit zwischen beiden nicht als ein Gegensatz anzusehen. Das Künstlerische des katholischen Cultus gewährt dem Gebildeten keine reine Befriedigung, und für die grofse

Masse des Volks bleibt nicht viel mehr davon übrig, als der trübe Bodensatz der Superstition und Idololatrie. Der protestantische Cultus hat sich von den Künsten die Poesie, die Beredtsamkeit und Tonkunst angeeignet und erhalten, aber auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt: die heilige Poesie und Tonkunst müssen zurückgerufen und verjüngt werden.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Abschnitt: *Über das Wesen des Cultus und seine Theile.* So nothwendig die Aufgabe, den Cultus zu verbessern, ist, so schwierig ist sie. Die Schwierigkeiten sind vorzüglich diese. Sein rechtes Verhältniss zur Cultur ist längst aufgehoben. Beide Confessionen sehen ihren Cultus als ein durch Tradition herabgekommnes Institut mitten in einer Umgebung, der er nicht mehr, als nothwendiger Theil eines gröfseren Ganzen, angehört. Seit der Reformation ist das bildende Princip für die grofsen Verhältnisse des Lebens aus der Kirche in den Staat übergegangen, und *was jene grofse Begebenheit bewirkte, ist ganz dasselbe, worin wir die innere und verborgene Ursache alles dessen erkennen müssen, was wir seit 25 Jahren erlebt haben.* Diese veränderte Richtung der bildenden Kraft hat zur natürlichen Folge gehabt, dass der Staat an innerer Lebendigkeit gewann, was die Kirche verlor, und dass die letztere ganz in den ersteren aufgenommen und ihm dienstbar gemacht wurde. So hat die Kirche ihre Selbstständigkeit verloren, und mit dem Verschwinden der Idee, als ihres eigentlichen Lebens, ist auch ihr Band aufgelöst, und ihre Realität so gut wie vernichtet. Nun sollte eine neue Gestaltung des Cultus doch wohl ihr Werk seyn, und lebendig aus ihrem in sich vereinigten Wirken hervorgehen. Aber wer haucht ihr die neue Kraft ein, deren sie dazu bedarf? wer macht sie frey von der Dienstbarkeit, zu der sie sich erniedrigt sieht, wer vereinigt sie wieder zu einem Ganzen? Ein politisches Bewufstseyn ist allenthalben erwacht, keinesweges so das kirchliche. — Ein sehr scharfsinniger Gedanke, den der Vf. aber nicht vollkommen beherrscht. Es liegt in jener veränderten Stellung der Kirche zum Staate keine Schwierigkeit der Verbesserung des Cultus, sondern es ist damit nur die Bahn bezeichnet, auf welcher wir zu einem neuen kirchlichen Leben gelangen können. Die Kirche, welche jetzt in ihrer Abgestorbenheit allerdings in der Dienstbarkeit sich befindet, muss neu belebt und verjüngt mit dem Staate in einen freyen Bund treten, welches geschehen wird, wenn sie die jetzt erwachte *politische Begeisterung* zugleich als eine *religiöse* sanctionirt. — Eine andere Schwierigkeit liegt in der grofsen religiösen Ungleichheit unter denen, welche der Cultus äusserlich vereinigen soll. Es gab eine Zeit, wo, bey aller anderen Ungleichheit an Bildung, Kunst und Wissenschaft, doch alle Gemüther vereiniget waren durch einen Glauben und eine Hoffnung, und feste Formen bestanden, in denen beide gehalten und verbreitet wurden. Jene Zeiten sind verschwunden, jene Formen zerbrochen; keine Gewalt bringt das Vergangene zurück. Unmöglich aber kann der Cultus getheilt werden als ein solcher für die Rohen und für die Gebildeten. — Warum nicht, wenn die verschiedenen Religionsübungen durch eine gewisse Einheit gebunden sind? Diese Schwierigkeit tritt übrigens nur bey dem öffentlichen Unterricht ein, weil dieser sich nothwendig an die intellectuelle Bildung der Gemeineglieder anschliessen muss: man schaffe also Cultusformen, welche nicht das Intellectuelle, sondern das Ästhetische in Anspruch nehmen, nämlich künstlerische, diese werden Rohe und Gebildete befriedigen, wenn auch in verschiedenem Grade. Die Schwierigkeit ist also auch hier wieder Fingerzeig, den wir aber wieder nicht vom Vf. beachtet finden.

Die Idee des Cultus wird nun aus der Idee der Kirche so entwickelt. Die Kirche bezeichnet die Gemeinschaft der Gläubigen, die zum Zweck hat, das höhere Leben nach bestimmten Gesetzen zu bilden und darzustellen. Ihr inneres Princip ist die Religion, die sich zu ihr verhält, wie die Seele zum Leibe. Sie entsteht allenthalben, wo die Religion in ein eigenes Handeln ausgeht, und ihre Erscheinung im Einzelnen knüpft sich allemal an ein bestimmtes Factum, nämlich an eine neue Offenbarung des Göttlichen, von welchem ihre Entwickelung anhebt. Ihr Entstehen ist aber nichts Zufälliges, sondern hat, als etwas Nothwendiges, ihren Grund in den Functionen des Lebens, von welchem eine zweyfache Thätigkeit ausgeht: die eine nach Aussen gerichtet, den Staat bildend, durch die Kraft des Erkennens, ihr Princip ist das Recht; die andere nach Innen gerichtet, die Kirche bildend, durch die Kraft des Gefühls, ihr Princip ist die Religion. Jene hat zum Object die äusseren Dinge, denen sie die Vernunft einbilden will; diese macht sich selbst zu ihrem Object, und will ihr erscheinendes Daseyn zum Ausdruck eines über alle irdischen Beschränkungen hinausliegenden Seyns machen. Beide Thätigkeiten gehören nothwendig zu einander, sind aber in ihrer Vereinigung weder aufzufassen noch real darzustellen, und scheiden sich als Staat und Kirche, oder als Gebiet der Vernunftthätigkeit im Irdischen, und als das Gebiet der Gnade, als Reich Gottes, in welchem eine ausserhalb des Causalnexus liegende Wirksamkeit der Gottheit auf die menschliche Natur sichtbar wird. — Wir vermissen an dieser Deduction die Klarheit. Wie soll die Kraft, die nach Innen gerichtet ist, die äussere Gemeinschaft der Kirche stiften können? Wie kann die Kirche, welche doch offenbar auch in die Reihe der sichtbaren irdischen Dinge gehört, als Gebiet der Gnade sich vom Staate scheiden? Wie kann die Religion, deren Princip das Gefühl ist, in ein Handeln ausgehen? Die Verwirrung wird vermehrt, wenn nun der Vf. so fortfährt: „Wie jedes gemeinsame und organisirte Leben, hat auch die Kirche ihr gemeinschaftliches *Erkennen* und *Handeln.*" So käme ja in ihr die den Staat bildende Kraft des Erkennens in Thätigkeit, und sie wäre eins mit dem Staate?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

AUGUST 1815.

THEOLOGIE.

Breslau, b. Max u. Comp.: *Über den christlichen Cultus*, von D. *Joachim Christian Gaſs* u. ſ. w.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Wir legen uns die Gedanken des Vfs. ſo zurecht. Die Vernunſtthätigkeit des Menſchen iſt eine doppelte: die eine in Wiſſenſchaft, Recht und Tugend auf das Irdiſche gerichtet, und dieſes bildend und beherrſchend; die andere auf das Ewige gerichtet, und es im Glauben und in der Ahnung oder im Gefühl unmittelbar anſtrebend, welches die Religion iſt. Beide Thätigkeiten können jedoch in ihrer verſchiedenen Richtung nicht getrennt ſeyn: denn ohne die Richtung auf das Ewige würde das irdiſche Streben eitel und leer werden. Die wiſſenſchaftliche und praktiſche Thätigkeit conſtituirt den Staat, als die Erſcheinung des öffentlichen Willens und Wollens (die, welche den Staat zum bloſsen Rechtsinſtitut herabwürdigen, haben die Idee und Geſchichte zugleich gegen ſich). So wie nun aber jene Thätigkeiten nicht ohne Religion ſeyn können: ſo kann es auch der Staat nicht. Wie ſoll aber die innere Thätigkeit der Religion in die äuſsere Gemeinſchaft des Staates übergehen? Die Religion ſcheidet ſich in den Glauben und die Ahnung: jener faſst das Ewige in ſich ſelbſt auf, dieſe, wie es im Irdiſchen erſcheint; jener kommt durch die ideale Erkenntniſs, dieſe durch das Gefühl zum Bewuſstſeyn. Dem Element des Glaubens nach müſste alſo eine äuſsere Gemeinſchaft der Religion entſtehen durch ein *gemeinſchaftliches Erkennen*; aber das ideale Erkennen läſst ſich nur negativ ausſprechen, und dieſes Ausſprechen iſt Sache der feinſten philoſophiſchen Reflexion: die religiöſe Gemeinſchaft von dieſer Seite iſt daher an ſich ſehr miſslich, doch iſt ſie im Chriſtenthum auf hiſtoriſchem Wege zu Stande gekommen durch das, was der Fromme *Offenbarung* nennt. Von Seiten des Gefühls wird die religiöſe Gemeinſchaft ſicherer und lebendiger geſtiftet durch die *Kunſt*, welche das Irdiſche und Ewige vermittelt durch *die ſchaffende religiöſe Ahnung*, und zwar immer der Religion dient, aber in nächſter Beziehung zu ihr im *Cultus* tritt. Für das Gefühl iſt nun auch eine hiſtoriſche Gemeinſchaft im Chriſtenthum geſtiftet, und die Kunſt erhält dadurch eine beſtimmte feſte Richtung. So entſteht für das *innere* religiöſe Leben eine *äuſsere* Vermittelung, die *Kirche*, welche ihrem Princip nach allerdings dem Ewigen angehört, ihrer Erſcheinung nach aber auch in den Bildungskreis des öffentlichen Lebens im Staate fällt. Sie iſt nicht das Reich Gottes ſelbſt, ſondern nur das *Symbol* deſſelben. — Der Vf. wird uns vielleicht einwenden, daſs dieſe Idee der Kirche nicht chriſtlich ſey; wir könnten aber dieſen Beweis leicht aus der Geſchichte der chriſtlichen Kirche führen, wenn wir ihn nicht an dieſem Orte für überflüſſig hielten. Wenn es nun weiter heiſst: „durch den Cultus wird ein eigenthümliches Handeln bezeichnet, welches in das Gebiet des Ethiſchen fällt, und aus der Identität des religiöſen und ſittlichen Gefühls hervorgeht": ſo wird dieſs der Leſer nach dem Obigen leicht berichtigen können, und einſehen, daſs der Vf. religiöſes Leben an ſich mit dem kirchlichen verwechſelt hat, welches noch klarer durch Folgendes wird: „Jeder Moment, in welchem es dem Menſchen gelingt, ſich ſeines höheren Lebens und ſeines ewigen Seyns in Gott klar bewuſst zu werden, bildet einen Act des Cultus." — Nein! dieſs iſt noch nicht ein Act des Cultus, ſondern eine religiöſe Stimmung; zu jenem wird ſie erſt durch die Vermittelung eines äuſseren gemeinſchaftlichen Symbols, wie z. B. durch das gemeinſchaftliche Singen einer religiöſen Hymne. Daſs aber der Vf. mit uns in der Hauptſache eins iſt, zeigen Stellen, wie S. 76, wo er die Analogie der religiöſen und künſtleriſchen Stimmung geltend macht, und S. 82, wo er die Kunſt als die Vermittlerin des gemeinſchaftlichen religiöſen Lebens anerkennt. Sehr gefallen hat uns übrigens ſeine Anſicht von der höheren religiöſen Bedeutung des Vergnügens, das er das Vergnügen in ſittlicher Bedeutung (richtiger wohl das äſthetiſche Wohlgefallen) nennt, und von der im Alterthum beſtandenen und vielleicht wieder zurückzuführenden Verknüpfung deſſelben mit der Religion durch die Kunſt, z. B. durch die theatraliſche.

Da unſer Cultus hiſtoriſch bedingt iſt: ſo geht der Vf. mit Recht ein in die Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums, um aus derſelben die Eigenthümlichkeit des chriſtlichen Cultus herzuleiten. Er findet (mit *Schleiermacher*) das Princip deſſelben in der Anſchauung der *Sünde* und der göttlichen *Gnade*, oder in der Lehre von der Verſöhnung, d. i. dem aufzuhebenden Widerſtreit zwiſchen Sünde und Gnade. Dadurch ſoll es ſich von jeder anderen Religion unterſcheiden. Man kann dieſs als richtig gelten laſſen, wenn es nicht zu ſcharf genommen wird. Die Idee der Verſöhnung findet ſich in allen Religionen, in der chriſtlichen aber iſt ſie verklärt und gehoben durch die Idee der *heiligen Liebe* in Gott oder durch den

reinsten Monotheismus. Dieses Princip des Monotheismus, welches subjectiv in dem höchsten religiösen Gefühl erscheint, das wir vorzugsweise *Andacht* nennen, ist nicht zu vergessen, es ist unstreitig das höchste Princip des Christenthums. Und eben so wenig ist ein drittes Princip zu vergessen, welches in dem grossen aufrichtenden Gedanken liegt, dass uns die Macht ertheilt ist, *Kinder Gottes zu werden*, und welches das productive Princip des auf Erden zu errichtenden Reiches Gottes ist: so dass sich also dem erhabensten Gefühl der Andacht das wehmüthige der *Demuth* und *Ergebung*, und das frohe der sittlich-religiösen *Begeisterung* unterordnen, welche *alle drey* im Cultus ausgedrückt erscheinen sollten.

In Beziehung auf den Cultus unterscheidet der Vf. im Christenthum ein dreyfaches Element, ein *doctrinales*, *mythisches* und *mystisches*. Dem ersten gehört Alles an, was sich durch das Medium der Belehrung geben und empfangen, und also *unmittelbar* in die Erkenntniss aufnehmen lässt. Wenn gleich die Religion überhaupt ihren Sitz im Gefühl hat: so kann diess die erkennende Thätigkeit doch nicht von ihr ausschliessen, vielmehr wird zugleich mit ihr ein Wissen um das Gefühl entstehen, wodurch eine Verständigung über seine Aussagen und ein Bezeichnen desselben durch die Sprache möglich ist. — Allein das Wissen um das Gefühl ist ja nur ein mittelbares Auffassen desselben durch die Reflexion; es kann hier also auch keine *unmittelbare* Mittheilung Statt finden. Der Vf. hätte übrigens die *speculative* Ansicht der Religion von der *ästhetischen* unterscheiden sollen, oder den Glauben vom Gefühl. Der Glaube lebt in einer unmittelbaren Erkenntniss; allein *ausgesprochen* kann er nur auf negative und mittelbare Art werden, jedoch constituirt er vorzüglich die doctrinale Seite des Christenthums. In dieser Hinsicht, als der Lehre der *Wahrheit*, gebührt dem Christenthum allerdings ein eigener Vorzug, und dadurch hat es eigentlich die Geschichte und alle Bestrebungen in ihr beherrscht und geleitet. Es hätte aber vom Vf. bemerkt werden sollen, dass dieser doctrinale Gehalt desselben, in seiner historisch überlieferten Form, nur eine mittelbare symbolische Bedeutung hat, während wirklich der lebendige Geist der Wahrheit darin lebt, und dass die falsche Tendenz unserer Dogmatik bisher war, ein Unmittelbares, an sich Geltendes darin aufzufassen. Und sonach kann von einer unmittelbaren Mittheilung auch hier nicht die Rede seyn, wenigstens nicht in so fern sie kirchlich und an den öffentlichen Lehrbegriff gebunden ist. Sollte sie unmittelbar seyn: so müsste sie einen ganz subjectiven Charakter haben, der aber mit der objectiven Gemeinschaft unverträglich ist.

Über das mythische oder mittelbare Element spricht der Vf. für uns nicht klar genug. Die mittelbare Darstellung soll da eintreten, wo das Object derselben gedacht werden muss als ein seyendes, das vor aller Zeit war und nach aller Zeit seyn wird, so dass es diese als ein Werdendes gleichsam in die Mitte nimmt, oder wo das Object zwar in die Zeit fällt, jedoch ohne ein erkennbares Verhältniss zu ihr zu haben, weil es mit einem Früheren in keinem erweislichen Zusammenhange steht, und nur als das unmittelbare Hervorgehen, nicht aus einem Zeitlichen, sondern aus dem Unzeitlichen und Ewigen selbst angesehen werden muss. Von der Versöhnung ist doctrinal und erkennbar, was in das Gebiet der Zeit und des Werdens fällt, oder in das Leben selbst in seiner Erscheinung, wie aus demselben durch die Kraft des göttlichen Geistes das Böse immer mehr verschwindet in dem einzelnen Menschen und in dem Ganzen des Reiches Gottes. Da aber allem Werden ein Seyn zum Grunde liegen muss, das kein Werdendes mehr ist, dasselbe aber nicht Gegenstand der unmittelbaren Anschauung ist: so muss dem anzuschauenden Gegenstande eine Form geliehen werden, wodurch er für das Gemüth einer mittelbaren Darstellung fähig wird. Diess ist geschehen in der Versöhnung Gottes durch Christus: in ihm schauen wir die Vereinigung mit Gott, nicht als den Erfolg eines langen immer wiederkehrenden Kampfes mit der Sünde, wie an uns selbst, sondern als ein festes bestehendes Verhältniss, das vor aller Zeit war und nach aller Zeit seyn wird. — Wir denken uns die Sache so. Das Mythische und Symbolische beziehen wir auf die religiöse Ahnung, oder die Verknüpfung des Zeitlichen mit dem Ewigen in der Erscheinung, welche sonst auch in der Kunst geschieht, hier aber historisch symbolisirt erscheint.

Was der Vf. an der Versöhnung doctrinal nennt, gehört nach unserer Meinung in das ethische Gebiet: denn die Ethik hat es mit einem Werden, die Religion mit dem Seyn zu thun. Doctrinal ist in der Versöhnungslehre die dem Glauben angehörende Idee des Bösen in uns und der Heiligkeit und Güte in Gott, welches beides rein erkennbar ist. Die Lösung dieses Widerstreits aber kann nur im Gefühl geschehen, und muss sonach symbolisch dargestellt werden. So gehört auch die Idee der Offenbarung vorzüglich dem ästhetischen Vermögen an: denn in ihr erkenne ich die ewige Wahrheit in einer zeitlichen Erscheinung an, ich verknüpfe also auf eine unnennbare Weise das Zeitliche mit dem Ewigen. Der Vf. hätte aber auch hier nicht die falsche dogmatische Tendenz unbemerkt lassen sollen, wonach diesen Symbolen eine verständige Bedeutung angebildet worden ist, an welcher so Viele noch unter uns festhalten.

Das *mystische* Element ist vom mythischen darin verschieden, dass es nicht, wie dieses, zur Darstellung strebt, sondern sie verschmäht, und dass es im Zustande der Contemplation den äusseren Sinn völlig zur Ruhe bringt, um den inneren desto freyer walten zu lassen. — Die Mystik ist uns eins mit der religiösen Ahnung, nur dass sie mehr aufs Innere gerichtet ist. Für das kirchliche Leben kann sie aber als solche kein Element abgeben, und nur mittelbar entweder durch doctrinale oder mythische und ästhetische Symbole in die Gemeinschaft übergehen. Nach dem Vf. erscheint sie vorzüglich in Gebet und Gesang. Ist diess aber nicht auch Darstellung?

Sonach zerfällt der Cultus ganz von selbst in zwey Haupttheile, zu deren einem die ganze Thätigkeit gehört, welche die Belehrung zum Zweck hat, zu dem anderen aber alles das, worin die (symbolische) Darstellung vorherrscht. Was die Belehrung betrifft: so trennen wir uns vom Vf. darin, dass er sie hauptsächlich auf die Ausbildung der *Gesinnung* (ethisch) gerichtet seyn lässt, während wir als ihre Aufgabe die Ausbildung der religiösen *Überzeugung* (der mittelbaren Auffassung des Glaubens im Verstande) betrachten: so dass nach unserer Ansicht der eine Theil des Cultus den Verstand, der andere das ästhetische Vermögen in Anspruch nimmt. Der erste erscheint am reinsten und vollkommensten ausgedrückt in der *Predigt*, der andere im *Sacrament*. Beiden Theilen gebührt gleiche Berechtigung und gleiche Dignität, da sie sich gegenseitig ergänzen und unterstützen, und die Aufgabe ist, das rechte Verhältniss und Gleichgewicht zwischen ihnen hervorzubringen, welche eben im Katholicismus und Protestantismus mit entgegengesetzter Einseitigkeit ungelöst geblieben ist. Im Cultus des ersten herrscht das Mythische und Symbolische (auf Kosten der Wahrheit) vor, in dem des zweyten das Doctrinale (auf Kosten der Schönheit). Das Mystische hat sich in den separatistischen Gemeinen geltend gemacht, worin der Vf. einen Beweis findet, dass auch ihm sein Recht gebühre, ein Element der Gottesverehrung zu seyn, den wir aber nicht gelten lassen können, da die Natur einer Separatkirche verschieden ist von der einer öffentlichen und allgemeinen.

Auf die Nothwendigkeit des doctrinalen Theils des Cultus dringt nun der Vf. auch besonders in dem folgenden Abschnitte von der *Predigt*. Er erklärt es für eine Verirrung, auch nur darüber zu streiten, ob sie ein Haupttheil des Cultus, oder ob sie um eines anderen Zweckes willen da sey. Diese Einseitigkeit ist die natürliche Folge des Mangels einer wissenschaftlichen Ansicht: denn aus dieser würde sich ergeben, dass gerade diese Form der Belehrung der volle (?) Ausdruck des religiösen Lebens selbst in der Gemeinschaft der Gläubigen sey. Was nun der Vf. über die Predigt selbst sagt, ist ganz vortrefflich, und ungern versagen wir es uns, ihm hier ins Einzelne zu folgen. Zweyerley scheint uns nicht recht herausgehoben zu seyn. Erstens das Verhältniss des Verstandes zum Glauben und Gefühl in der Predigt: wir sind nämlich der Meinung, dass in der Regel vom Verstand und der Ansicht desselben ausgegangen, und zur höheren idealen Ansicht fortgeschritten werden muss; darüber aber hätten wir gern vom Vf. etwas Eindringendes gelesen. Zweytens das Verhältniss der subjectiven Überzeugung des Predigers zum öffentlichen Lehrbegriff. Der Vf. scheint ganz unserer Meinung zu seyn. Er macht die Foderung an den Geistlichen, dass er die einzelne Gemeine, der er vorsteht, dem grösseren Ganzen, dem sie angehört (der Kirche), homogen bilde, und dass seine Predigt aus dem *geschichtlichen Leben der ganzen Kirche* hervorgehe. Und weiter unten setzt er ein gegebenes, unwandelbares Element der Predigt, welches im Text und in den Bibelstellen liegt, und wodurch der Verirrung vorgebeugt, der Charakter des Christlichen rein erhalten und dem Redenden die innere Festigkeit und Sicherheit gegeben wird, und ein veränderliches Element, das, was dieser an den Text anknüpft, oder nach seiner Ansicht daraus ableitet. Vom kirchlichen Lehrbegriff sagt er aber nichts: offenbar ist er seither zu sehr im öffentlichen Vortrage vernachlässigt worden, und man sollte, jedoch mit Freyheit, zu demselben zurückkehren.

Der Abschnitt vom *Sacrament* hat uns nichts gewährt. Wir erwarteten vom Vf. Belehrung über die Art, wie diese in unserer Zeit offenbar in Schatten gestellten heiligen Handlungen eine zweckmässigere Form erhalten könnten. So aber entwickelt er uns nur die Bedeutung derselben aus der Idee des Christenthums, und beweist zugleich, dass es nur diese beiden Sacramente geben, und der Protestantismus keine vom Katholicismus wieder aufnehmen könne. Uns hat übrigens geschienen, als wenn der Vf. in diesem Abschnitt keine ganz klaren Begriffe vom Symbolischen, das er mit dem (abergläubig) Mystischen verwechselt, befolgt hätte. — Vortreffliche Gedanken enthält der Abschnitt von den Grundsätzen, welche bey Anordnung des Cultus zu beobachten sind, und die wir beynahe ganz billigen können. Sehr zu beherzigen sind in dieser Zeit die Bemerkungen über liturgische Formulare und Agenden, denen der Vf. nicht günstig ist. Das Gebet will er vom Prediger frey gesprochen wissen, und wir haben in der That keinen Begriff von einem *gelesenen* Gebet. Er nimmt allerdings in den liturgischen Acten etwas Stehendes und Allgemeines an: dieses findet er aber bloss im Gebet Christi, der Taufformel, den Einsetzungsworten und dem kirchlichen Segen; auch will er das apostolische Glaubensbekenntniss dahin rechnen. So fodert er auch ein bestimmtes *Rituale*, worunter er den Inbegriff der allgemeinen Bestimmungen über die Formen der kirchlichen Handlungen und über die Art, wie solche zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeine und in Beziehung auf die Kunst zu Stande kommen, versteht, und wovon er im Allgemeinen die Idee angiebt.

Wir wenden uns zum *Schlussabschnitt*, in welchem der Vf. noch Einiges in Beziehung auf die von der preussischen Regierung unternommene Cultusverbesserung sagt. Er geht dabey von dem Resultat aus, das er aus dem Vorigen zieht, dass die Heilung der Übel, an denen die Kirche leidet, nicht füglich von einer Reform des Cultus ausgehen könne, dass dieser, da er mit so vielen anderen Verhältnissen und Formen des Lebens, mit der Wissenschaft, Kunst und freyen Geselligkeit in genauer Verbindung stehe, sich nicht isoliren und als etwas Abgesondertes behandeln lasse, dass demnach die Verbesserung von mehreren Puncten zugleich anheben müsse. Wir erkennen dieses Resultat aber nur zum Theil für richtig. Allerdings ist mit der Reform des Cultus nicht allein geholfen; allein uns kann nichts anderes noch dabey nothwendig scheinen, als dass die Bildung der Geistlichen gehoben, und der Kirche eine freye repräsentative Verfassung

gegeben werde. Ist der symbolische Cultus dem Bedürfniss der Zeit angemessen, und der doctrinale durch fromme und erleuchtete Geistliche gehörig verwaltet, fühlt sich der Laie erst wieder in lebendiger Gemeinschaft: was kann uns dann noch fehlen?

Zuerst dringt der Vf. auf eine recht wissenschaftliche Regeneration der Theologie, wodurch der mit dem Untergang der Orthodoxie entstandenen Oberflächlichkeit und Verwirrung ein Ende gemacht werden soll. Die erneuerte Gestalt der Glaubenslehre soll nach der richtigen Foderung des Vfs. das Christenthum von seiner *idealen* Seite zur Darstellung bringen: weitere Winke darüber wären wohl nicht überflüssig gewesen, besonders hätten wir die Ansicht des Vfs. vom Verhältniss dieser neuen idealen Theologie zur Orthodoxie gern kennen gelernt. Hierauf fodert der Vf. eine *kirchliche Verfassung*, welche vom Clerus, von den Laien und vom Staat zugleich ausgehen soll. Er bleibt hier aber zu sehr beym Allgemeinen stehen. Auch der Clerus soll wieder zu einem Ganzen vereiniget werden durch eine Synodalordnung. Für die *Bildung der jungen Geistlichen* vermisst der Vf. auf Schulen und Universitäten nichts (doch fehlt gewiss die strenge Aufsicht über Fleiss sowohl als Sitten!); dagegen will er eine Veranstaltung, die sie zu ihrer eigentlichen Amtsführung geschickt machen könne, und die sich mit dem akademischen Studium nicht verbinden lasse. Die Zeit der Candidatur ist unstreitig für die meisten jungen Geistlichen die Zeit der Verwilderung und des Zurückgehens, statt des Vorwärtsschreitens, und sie müssten nothwendig unter Aufsicht und Leitung gestellt werden. Für den protestantischen Cultus selbst will der Vf. jetzt wenig mehr gethan wissen, als dass er von äusseren Störungen freygehalten, und in jeden einzelnen Theil desselben so viel Würde gelegt werde, als ihm gebühre. Besondere Symbole, Künsteleyen, die auf den Effect berechnet seyen, eine Beymischung von allerley Äusserlichkeiten und die Vorschrift neuer und allgemein gültiger liturgischer Formulare würden den beabsichtigten Zweck nicht nur keinesweges fördern, sondern ihm offenbar schaden, indem sie nur zu leicht Anlass geben könnten, die Thätigkeit des Cultus zu einem leeren Spiel mit eiteln Dingen herabzuwürdigen, die Aufmerksamkeit und Andacht der Laien zu zerstören und sie vom Wesen der Sache abzuziehen. Indem jedoch der Vf. „die rechte Anwendung der Tonkunst" verlangt, scheint er dasselbe zu wollen, was wir Alle wünschen, und was wir auch von der königl. preuss. Commission erwarten können, eine Reform des Kirchengesangs. Symbolische Handlungen, bemerkt der Vf. weiter, lassen sich nicht am Arbeitstische aussinnen, oder gleichsam aus freyer Faust machen, sondern sie können nur aus den höchsten Momenten allgemeiner religiöser Begeisterung zur Erscheinung kommen. — Doch nichts macht sich in den menschlichen Dingen ganz von selbst, ohne alle Absichtlichkeit und Reflexion. Der allgemeinen Begeisterung muss ein Ausdruck *geliehen* werden, und man hat nur darauf zu sehen, dass er angemessen sey. Wir glauben allerdings, dass jetzt die Zeit sey, gewisse neue Symbole zu schaffen. Unsere Begeisterung ist jetzt sittlich-politisch und kriegerisch, welche veredelt und geläutert der Religion nicht fremd, sondern jenem von uns bezeichneten *frohen* Gefühl der religiösen *Begeisterung* verwandt ist. Taufe und Confirmation sind die Acte, welche symbolisch neu auszustatten, und in politische Beziehung zu setzen sind. Der neue Bürger des Gottesreichs werde auch als Bürger des Vaterlandes, welches ja das irdische Abbild des Reiches Gottes seyn soll, eingeweiht; mit der Confirmation werde die *Wohnhaftmachung* verbunden, und der Jüngling auf das heilige Kreuz zur Aufopferung für Wahrheit und Recht, für das Wohl seiner Brüder, verpflichtet. Und so liessen sich Todtenfeyern, Siegesfeste u. dgl. im schönen christlichen Sinne anordnen, und man würde dabey nur dem Geist und Bedürfniss der Zeit gehorchen, und offene Empfänglichkeit dafür finden.

Noch empfiehlt der Vf. bey dieser Angelegenheit die Berücksichtigung des Lebens in seiner vielgestaltigen Geselligkeit, mit welcher der Cultus allemal in der genauesten Verbindung stehe. In den alten guten Zeiten beherrschte der Cultus die Sitte und das Vergnügen; jetzt haben diese offenbar das Übergewicht, und jener muss sich gefallen lassen, wie viel Raum und Theilnahme sie ihm noch gestatten wollen. Daher müsste darauf gedacht werden, wie eine Reform auf der kirchlichen und geselligen Seite des Lebens zugleich einzuleiten und zu begünstigen sey. — Diese etwas räthselhafte Äusserung scheint wirklich auf das hinzudeuten, was wir so eben ausgesprochen haben. Hätten wir politisch-religiöse Feyerlichkeiten: so hätte auch die öffentliche Geselligkeit einen religiösen Mittelpunct. Man denke nur an patriotische Kampfspiele, welche Sonntags nach dem Gottesdienst gehalten werden könnten, an patriotische Schauspiele u. dgl. Durch Erweckung des Sinnes für ein öffentliches Leben müsste überhaupt der frivolen eigensüchtigen Genusssucht, der Pest unserer Zeit, ein Ende gemacht, und jene grossartige Gesinnung der Alten wieder unter uns eingeführt werden, mit welcher sie ihre Reichthümer für das Vergnügen des Volks und die Pracht des öffentlichen Lebens verschwendeten, während sie am häuslichen Heerd der Armuth opferten.

A. S.

NEUE AUFLAGEN.

Elberfeld, b. Büschler: *Lesebuch für Kinder in Stadt- und Land-Schulen*, von *Johann Friedrich Wilberg*, Lehrer in Elberfeld. Erster Theil. Zweyte Auflage. 1814. 64 S. 8. (3 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

MEDICIN.

Leipzig, b. Köhler: *Johann Adam Walthers*, der Philosophie und Medicin Doctor, und prakticirenden Arztes in Bayreuth, *Darlegung der Bedeutung der Augenlieder, des Inneren der Function des Gehörorgans und der Stufenfolge in der Bildung der Pflanzen*, sammt einigen Blicken in das Innere der vegetativen Welt. Ein Beytrag zur allgemeinen Physiologie. 1813. X u. 168 S. 8. (18 Gr.)

Viele Leser dürften geneigt seyn, wenn sie diese Schrift zur Hand nehmen, und vorzüglich wenn sie sie gebührlich mit der Vorrede anfangen, nach wenigen Seiten das Buch, als absolut unlesbar, wieder aus der Hand zu legen, und hier, scheint es, ergiebt sich ganz vorzüglich der so oft bestrittene Werth des pflichtmäsigen Lesens von Seiten eines Recensenten. Denn hat man erst in diesem Pflichtgefühl das Herbe der Lectüre ertränkt: so ergiebt sich am Ende eine zarte Ader richtigen Naturgefühls, und ein Funke unverkennbaren Scharfsinns in der speculativen Betrachtung des Organismus. Haben wir uns nun zu Gunsten unseres Vfs. gedrungen gefühlt, vor übereilten Schlüssen aus der Form seiner Schrift auf ihren Inhalt zu warnen: so dürfen wir um so eher, diese ihre herbe Seite hervorkehrend, uns zum Eingange eine allgemeine Bemerkung erlauben über die seltsame Willkührlichkeit in der Behandlung unserer Sprache, und über die Verunstaltungen ihres Gebäudes, durch welche jetzt so viele junge Schriftsteller, besonders von denen, die dem Zeitgeiste huldigen, indem sie nach einem Phantom von Originalität haschen, Ärgernifs wegen, dem Spott der Unmündigen gerechte Waffen in die Hand geben, und ihre eigene Sache, selbst in den Augen des tiefer Sehenden, zum Gelächter machen. Von Hn. *W.* muss dieses doppelt befremden, da er durch diese Schrift bewiesen hat, dass ihm die wahre Richtung der Speculation nicht fremd sey, und da er wirklich Ideen zu geben hat, also nicht hinter geistlosen Sprachverwirrungen Schutz zu suchen braucht. Was ist es aber anders, als heillose Sprachverstümmelung, wenn man, wie in der Vorrede, fast alle Schlusszeitwörter, oder, wie in dem etwas lesbareren Texte, nicht selten gerade die nöthigsten, oft unmittelbar auf einander folgenden, verschiedenartigen Hülfs- und Haupt-Zeitwörter, verschiedener Weisen, verschiedener Zahl und Person, ganz willkührlich ausläst, „aber"] statt *nämlich*, nur, oder etwas dergleichen, setzt, — die Reihen der regierenden und regierten Genitive ins Unendliche ausdehnt, und dergleichen mehr? Wir wollen nicht Beyspiele häufen, ein einziges, und gerade nicht das schlimmste, wird unseren Lesern klar machen, welche Art des Anstosses die Schrift von dieser Seite gewährt.

S. 73. „Wie das Licht zu Etwas an sich gemacht (wurde): so ging es auch dem Schall." S. 82. „Diess ist aber äusserlich nur Oscillation, folglich kann auch die Luft nichts mehr, als das leitende Medium seyn, vermöge welches das Oscilliren eines Dinges bis zum Gehörorgan *fortgesetzt*, von dem es zur höheren Gestaltung eben so lebendig *aufgenommen*, als es von der Luft in sich *fortgesetzt*. Denn auch dieses Leiten der Luft ist nichts Mechanisches *als* etwas anders, *was* es Viele nicht begreifen können." — S. 91. „Und offenbar zeigt sich die gleiche, stete Erneuerung dieses (des Wassers) im Gehörorgan deutlich genug an, dass auch es eine höhere Rolle als *der* der blossen Existenz spielt: eine Rolle, durch die es am Ende für die fernere Zeit selbst zu ihr unfähig *gemacht*" (wird).

Möchten unsere jungen Schriftsteller bald von dieser lächerlichen Sucht nach Originalität, die dem, der unsere Literatur von ihrer Wiege bis zur neuesten Zeit herab verfolgen kann, doch wieder nur als die entschiedenste Nachahmung des Schlechtesten aus derselben erscheint, zurückkommen, und, da sie einmal nachahmen müssen, wieder die Einfalt des 15 und 16 Jahrhunderts suchen, wenn sie ja unfähig seyn sollten, die *geistreiche Kraft* der Seltenen aus unserer Zeit zu erreichen! Wir gehen zu dem wesentlichen Inhalt der Schrift selbst über.

Sie zerfällt in drey Abhandlungen, die aber, nach der Ansicht des Vfs., unter sich in näherer Verbindung stehen, als sie auf den ersten Blick durch ihre Überschriften zu verrathen scheinen. Die *erste Abhandlung*: „*Von der Bedeutung der Augenlieder*," umfasst zugleich die ganze Idee der Function des Auges, aus dem Standpuncte eines durchgreifenden, organischen Parallelismus, unter dem Typus einer bestimmten Function. Rec. waren die hier zum Grunde gelegten Ansichten als Resultate seiner eigenen Betrachtung der Sinne so verwandt, dass er sie nicht *beurtheilen*, sondern nur in ein paar Sätzen hinstellen kann, überzeugt, es werde ihm in denselben nicht nur mancher schon verschollene oder überhörte Ausspruch, sondern auch hie und da, wie der ihm unbekannte Vf. dieser Schrift, noch gleichgestimmtere Ausdrücke der Idee des Sehens aus dem Verborgenen entgegen kommen.

Durch den ursprünglichen Gegensatz im Auge, welcher sich in der Retina und Choroidea darstellt, wird im Conflicte mit jenem universellen Agens, welches, als Ausdruck eines bestimmten Moments des Schöpfungsactes, das materielle Universum bedingt, das, was wir Licht nennen, erzeugt. Ausser dem Auge (dem menschlichen) kein Licht. Die Retina stellt in diesem Gegensatze den positiven (expandirten), die Choroidea den negativen (contrahirten) Pol dar. Aus dem Ineinanderwirken beider aber geht erst die Action des Geistes unter der Form des Lichts auf, und zwar dergestalt, dass bey fortwährendem Conflicte des universellen Princips die Action der Retina stetig über die der Choroidea bis zu dem Grade potenzirt wird, wo die zu hoch getriebene Spannung, für den individuellen Organismus des Auges, der Reconstruction bedarf. Aber eine Expansion der Choroidea, ein relatives Überwiegen derselben, kann bey fortwährendem Einwirken des Lichtelements nicht Statt finden, da sie unmittelbar durch die, von jenem potenzirte Retina begrenzt wird. Ihre Expansion kann also für das Auge, als solches, nur in der untergeordneten Verengung der Pupille als der Wirkung der Expansion der der Choroidea entsprechenden Iris vorgebildet werden. Aber die Pupille schliesst sich nicht. (Weil + Licht im Auge *herrscht.*) Soll also die Reconstruction der zu hoch gesteigerten Differenz des Lichtpols im Auge möglich seyn: so wird dieses nur durch die Vermittelung eines ausser dem Auge liegenden, aber nach organischer Nothwendigkeit gleichzeitig mit der Iris expandirten und contrahirten Organs, der *Augenlieder*, Statt finden können. Das *Schliessen* der Augenlieder bezeichnet diesen äussersten Punct ihrer Expansion, — ihr gänzliches *Offenseyn* den gleichen Punct ihrer Contraction, wie Tag und Nacht die Expansion und Contraction des Gesammtlebens der Erde. In dem rastlosen Schwanken zwischen beiden Polen aber, dem sogenannten Blinzeln, finden wir den Ausdruck der stetigen Reconstruction des Lichtspannungsprocesses im Auge während der kleineren Periode eines einzelnen Taglebens, mit dem wachsenden Charakter von + Licht, bis zum Eintritt der Nacht, des Schlafs. Die Gleichzeitigkeit in den Expansionen und Contractionen der Iris und der Augenlieder hat Hr. *W.* durch mehrere bekannte Beobachtungen anschaulich gemacht, und durch die, nur etwas zu weitläuftige, vielleicht ganz entbehrliche, anatomische Beschreibung der die Iris und die Augenlieder verbindenden Nervenäste an den äusseren Ausdruck ihres nothwendigen inneren Zusammenhangs erinnert. Über die Thränendrüse, als mitverbundenes Organ, erhalten wir dagegen nur dunkele Worte von *Opferversöhnung* und dergl., statt auf die neuerlich von *Gruithuisen* so evident erwiesene Gleichzeitigkeit und Unmittelbarkeit der Secretion in allen organischen Functionen, die Sinnesaction nicht ausgeschlossen, aufmerksam zu machen, in welcher sich die Function, als solche, materiell aus der Differenz in die Indifferenz reconstruirt. So ist, nach des Rec. Meinung, die Absonderung der Thränen der Ausdruck der stetigen oder unterbrochenen Ausgleichung in der Lichtfunction des Auges, vielleicht analog dem Ohrenschmalz im Ohre, und zwar ausserhalb der unmittelbaren Sphäre des Sinnes, weil *im* Auge, als dem höchsten Organ, die Secretion selbst durch die differenzirende Gewalt des Lichts fixirt wird, und durch die verschiedenen Cohärenzgrade der Feuchtigkeiten desselben zur Krystallisation strebt. Des Vfs. Idee von einer Ableitung der höchsten Spannungsgrade den beiden höheren Sinne in den verwandten niederen, — des Auges im Geruchsorgan, durch den *ramus nasalis*, des Ohrs im Geschmacksorgan, — verdient Auszeichnung. Bey jedem Niesen schliesst sich das Augenlied und verengt sich die Pupille. Die wahre Bedeutung aber erhält dieses Phänomen in der Erregung des Niesens durch zu heftig einwirkendes Licht. Bey Gelegenheit der von dem Vf. geäusserten sehr einleuchtenden Vermuthung, dass die Lichterscheinung für jede Stufe der Thierheit eine andere seyn möge, muss Rec. eine eigene, frühere Vermuthung, die nämlich, dass die Lichterscheinung in den verschiedenen Thierclassen sich wie die prismatischen Farben verhalten dürfte, anknüpfen. Da dieser Gegenstand nicht ganz ausser den Grenzen des Experiments liegt: so denken wir künftig auf einem anderen Wege dieser Vermuthung mit Thatsachen zu Hülfe zu kommen. Etwas zu weitläuftig, und, der Einfachheit des Gegenstandes ungeachtet, mit weniger Klarheit, reiht der Vf. noch an die Betrachtung des allgemeinen Gegensatzes der *Retina* und *Choroidea* die krankhaften Erscheinungen der *Nyktalopie* und *Hemeralopie*, und der niederen Grade dieser Zustände, der *Myopie* und *Photopsie*, die aus einem fixirten Überwiegen der Choroidea über die Retina (Myopie und Nyktalopie), oder der Retina über die Choroidea (Photopsie und Hemeralopie), abgeleitet werden. Soweit des Vfs. Ideen über die Bedeutung der Augenlieder in der Function des Auges. Rec. hat mit Anstrengung getrachtet, nur die Ideen des Vfs., ganz ungetrübt durch die eigene, gewohnte Darstellungsweise, wieder zu geben, und glaubt, dass es ihm gelungen sey, — um so mehr, da seine Ansicht des Sehacts nicht bloss die allgemeine, organische Position des indifferenten Lichts, sondern die in jeder besonderen Anschauung nothwendig zugleich hervortretende, positive oder negative, schärfer oder unmerklicher hindurchgreifende, *prismatische Trübung* desselben mit berücksichtigt.

Weniger befriedigend, als die erste Abhandlung, fand Rec. die zweyte: *Von der Bedeutung des Inneren der Function des Gehörorgans*; obwohl er sie, schon der labyrinthischen Natur ihres Gegenstandes wegen, mit sehr gemässigten Erwartungen zur Hand nahm. Wir wollen durch diese Äusserung dem Scharfsinn nicht zu nahe treten, der hier in Enthüllung der Bedeutung einzelner Gebilde des Ohrs, mit Nachweisung ihres Parallelismus mit den entsprechenden des Auges, rühmlich anerkannt werden muss. Aber in der Zusammenfassung des Ganzen herrscht Nachlässigkeit, und einzelne, mehr allgemeine Wahrheiten sind dagegen mit ungebührlicher Weitschweifigkeit

ausgesponnen. Dahin rechnen wir z. B. das gleichsam triumphirende Verweilen im Unisono auf dem Satze, dass auch der Schall, wie das Licht, nur Erzeugniss der inneren Action des Gehörorgans, durch und für den sich selbst setzenden, und seinen im Setzen erkennenden Geist sey; noch mehr aber die für den Verständigen ganz überflüssige, hier nicht einmal zur Evidenz gebrachte Beweisführung, „dass über das Wesen des Höracts, ohne das Vermögen intellectueller Anschauung (wir möchten lieber sagen: der freyen philosophischen Weltbetrachtung), nichts Begreifliches vorzubringen sey", womit doch der Anfoderung, um wenigstens das dem Vermögen der intellectuellen Anschauung anschaulich zu Machende vorzubringen, nur unbeholfen ausgewichen wird. Dagegen finden wir über den wesentlichen Grundtypus des Gegensatzes zwischen Auge und Ohr, vermöge dessen Letzteres sich zu Ersterem nur wie die ganze Choroidea zur ganzen Retina verhalten dürfte, und das Licht selbst als das Minimum des Tons für das Auge, wie umgekehrt der Ton als das Minimum des Lichts für das Ohr erscheint, keine Ahndung. Eben so wenig hat Hr. *W.* über die parallele Bedeutung des äusseren Ohrs, zu welchem er auch, und, wie wir glauben, nicht ohne Grund, das *Cavum Tymp.* rechnet, nur allgemeine, aber keine comparativen Erörterungen; obwohl es nicht schwer fallen dürfte, in dem äusseren Ohr bis zum Trommelfelle das negative Augenlied, so wie in diesem und den damit in Verbindung stehenden Gehörknöchelchen die Repräsentanten der Iris für die Function des Ohrs nachzuweisen.

Da Hr. *W.*, wie aus der Einleitung zu gegenwärtigem Aufsatze noch deutlicher hervorgeht, die subjective Selbstbestimmung des Geistes, gegen die ihm in der Weltanschauung objectiv erscheinende, in der Betrachtung des Organischen mit einem unausgleichbaren + setzt: so folgte daraus nothwendig eine unbestimmbare Allgemeinheit des, die Gehöraction bedingenden, universellen (Natur-) Factors. Der Schall ist, nach des Vfs. eigener Definition, nichts anderes, als das in den höheren Organismen immer vollkommener durchbrechende Selbsterkennen der ursprünglich bewusstlosen, alles Besondere verknüpfenden Regungen des Lebens. Diese Regungen bezeichnet er an anderen Orten als Bestrebungen alles Besonderen, vermöge der ihm einwohnenden Allgemeinheit *in* seiner Besonderheit auch das *Ganze* zu seyn, welches sich als ein stetiges Fluctuiren zwischen dem *Begrenztwerden durch* alle Sphären, und dem Eingreifen *in* alle, d. i. als *Bebung*, darstellen müsse, und, durch die Luft lebendig getragen, in dem (menschlichen) Ohre zur höchsten Concentration gebracht werde, in welche der Geist seine Selbstanschauung, den identischen Typus jenes allgemeinen Acts, als Schall und Ton, gleichsam hineingalvanisire. Man vergleiche mit dieser subjectiv-objectivirenden Ansicht der Tonbasen die plastisch bedeutungsvolle in *Okens* Naturphilosophie, die Hr. *W.*, wie selbst diese Abhandlung beweist, doch gewiss gekannt hat. Wir wollen den angeführten Unterschied hier eben so wenig weiter verfolgen, als den tiefer liegenden Parallelismus mancher Ansichten, weil in der Regel einem Rec. in unseren Tagen der Wiedergeburt, wo jeder nur als neuer Mensch (*homo novus*) seines Stammes der Philosophie, und als Brunnquell urneuer Weltanschauungen Bedeutung zu haben wähnt, nichts weniger eingeräumt zu werden pflegt, als gerade solche Erinnerungen an ältere Gedankenstämme, und an ihre gereifteren Früchte. Die eigentliche Ansicht der Structur des Ohrs, wie sie der Vf. in Vorliegendem giebt, ist kürzlich folgende: Sein Ausdruck im Ganzen ist der einer Tendenz zur höchsten Concentrirung der das All verbindenden Bebung, von Aussen nach Innen. Sie beginnt mit dem, was wir gewöhnlich äusseres Ohr nennen (dessen gesetzmässige Construction, und zugleich in ihr der vorbildliche Typus der Schnecke und der halbcirkelförmigen Kanäle, gut nachgewiesen wird), — und setzt sie durch die Leitung des Trommelfells und der Gehörknöchelchen (gleich Elementen einer galvanischen Säule) in die Trommelhöhle fort, wo ein neuer, in wechselnder Restauration bestehender, lebendiger Leiter, die Luft, die diese Höhle füllt, die schon einmal concentrirte Bebung aufnimmt und zu dem zweyten, höheren Trommelfell, der Membran des runden Fensters, führt. Jenseits schliessen sich zwey der Choroidea und Retina im Auge entsprechende Gebilde, die Schnecke und der Vorhof mit seinen halbcirkelförmigen Kanälen, an. In jenem, der Schnecke, geht der Nerv selbst in die Bestimmtheit der Form, und in die Starrheit ein; in diesem, dem Vorhofe, expandirt er sich in dem indifferenten, gleichfalls in organischer Regeneration begriffenen Wasser, das einerseits *durch ihn positiv*, andererseits aber durch den *Nerv. cochl.*, mittelst der Verbindung durch die *Scala vestibuli*, *negativ* gespannt, die durch diese Action erlangte, höhere Differenz auf bestimmte Weise, als Schall, in den spannenden Nerven reflectirt, und so ist der Schall das eigene Product der organischen Function, und doch seine Perception ein Gewordenes. Es muss auffallen, dass Hr. *W.* hier eine rein galvanische Action zum herrschenden Typus nimmt, da doch, nach der Natur des Schalls, die blosse Intussusception der Kette, auf welcher die differenzirende Action der Säule beruht, am wenigsten zureicht, das Aufflammen der Form im Ton, als den Lebensact des Ohrs, zur Anschauung zu bringen. Die halbcirkelförmigen Gänge werden nur überhaupt, als höhere Steigerungen der Bedeutung des Vorhofs, charakterisirt, ohne die Art dieser Steigerung näher zu motiviren. Es war nicht so lächerlich, obwohl durch Missverstand aufgegriffen, wenn Einige das *Vestibulum* den Blasinstrumenten, die Schnecke den Saiteninstrumenten zueignen wollten; nur muss man freylich die halbcirkelförmigen Gänge nicht wie Kriegstrommeten nehmen wollen, und bey Saitenspiel und Flötenton nicht an unsere Musik, sondern an die ursprünglichen Grundlagen aller Tonerregung, die Luft und das Starre, zu denken anfangen. Dass die hohen Töne in die Schnecke, die tiefen in das Labyrinth gesetzt werden, möchte vielleicht noch einer Berichtigung bedürfen. Höhe und Tiefe des Tons liegt, wie positive und ne-

gative Farbe, wie auch der Vf. selbst richtig bemerkt, nur in den graduellen Wechselbegrenzungen der positiven und negativen Factoren des Ohrs, welche, als solche, nur innerhalb der relativen Sphäre des negativen (beschränkenden) Factors hervortreten können. So ist die Choroidea im Auge an sich wieder der Repräsentant aller Farbe, und die Schnecke im Ohr der alles Tons, den sie aus der Tiefe der Bebung des Vorhofs gleichsam zu sich hinauf steigert. Das Resultat des Conflicts beider Factoren, des expandirten und contrahirten, ist, in sofern jeder in seiner Ganzheit coincidirt, gleich der reinen Action des Sinnes, = Licht und Schall, nur dass im Ohre auf der positiven Seite, der vorherrschenden Gestaltung wegen, nun noch die Unterscheidung des Einen im Vielen, die *Qualität* des Tons, deren idealer Factor die Harmonie ist, sich hervorbildet, und dieses scheint uns die Bedeutung der halbcirkelförmigen Kanäle. Hierüber, so wie überhaupt über den parallelen Cyklus der Töne und Farben, ersterer als *Tonweisen*, nach ihrem Umlaufe um die organischen Brennpuncte des Auges und Ohres, werden wir bald an einem anderen Orte reden.

In der dritten Abhandlung: „*Über die Stufenfolge in der Bildung der Pflanzen*," liefert Hr. *W.* den Beweis, dass, wenn, nach seiner eigenen Versicherung, alle Erforschung der organischen Welt ohne die Kraft speculativer Deutung für blind zu achten ist, umgekehrt alle Speculation, ohne die gehörige Fülle besonderer Forschungen und Anschauungen, völlig *lahm* erscheint. Hr. *W.* hat, wie diese ganze Abhandlung unverkennbar andeutet, die Pflanzenwelt in ihrer allgemeinen Erscheinung nur einer oberflächlichen Aufmerksamkeit, — und, was sonst gewöhnlich die Botanik als Hauptsache zu behandeln pflegt, die Gattungen und Arten, kaum eines Blicks gewürdigt; daher das Schiefe und gänzlich Verfehlte, wo er von bewährten Vorgängern abweicht. Der Beweis liegt in Folgendem: Das Wesen des Pflanzenlebens offenbart sich (so heisst es) durch die Tendenz zur Darstellung des vollkommensten Blüthen-*Standes*, folglich (auch dieses „folglich" gehört dem Vf., keineswegs Rec.) folglich sind die Syngenesisten, und zwar die Gattungen der linneischen *Polygamia aequalis*, die Typen der vollkommensten Pflanzenform, — womit denn auch (nothwendig, wie es scheint) die vollkommenste Blattform, das *gefiederte* und gefiedert zerschnittene Blatt, coincidirt. — Schon das einfach gefiederte Blatt genügt ihm, und es darf nicht befremden, dass Hr. *W.* von vollkommen doppelt- und dreyfach gefiederten Blättern gar nichts zu wissen scheint. Rec. wünscht aufrichtig, dass Hr. *W.* diesen Aufsatz nur noch zwey Jahre in seinem Pulte zurückbehalten haben möchte, weil er dann sicher, zur eigenen Zufriedenheit seines Vfs., entweder nie, oder gänzlich umgearbeitet, ans Licht getreten seyn würde.

Als Anhang sind noch „*Einige Blicke in das Innere der vegetativen Welt*" zugegeben, von denen wir gleichfalls nichts Erhebliches zu rühmen wissen. Das Neue darunter bedarf noch ganz besonders des Prüfsteins der Erfahrung, da es sich nur auf die Beobachtung stützen kann und soll.

* * s.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Amberg*, b. Uhlmann: *Über die Natur, Nothwendigkeit* (Natur-Nothwendigkeit) *der Sechszahl der Sinne, und das natürliche Verhältniss der besonderen Anschauungsformen der Menschen unter sich und zur allgemeinen Anschauungsform der Vernunft*, von Dr. *Walther*. Neue Auflage. 1813. VI u. 74 S. 8. (8 Gr.)

Diese früher erschienene Schrift desselben Vfs. steht sowohl in Hinsicht der Form als in Hinsicht des Inhaltes mit der oben beurtheilten in einem merklichen Gegensatze. Ihr Stil ist leicht, natürlich, hie und da sogar wohlgefällig, und noch frey von aller Ziererey. Ihr Inhalt hingegen, ob er gleich von ziemlich sicherer Übung im speculativen Denken und von fleissigem Studium zeugt, bietet verhältnissmässig nur wenig Eigenthümliches dar. In der Darstellung der Sinne, ihrer Bedeutung und Beziehung, folgt Hr. *W. Troxlers* und *Okens* (früheren) Darstellungen, ohne die Idee jedes einzelnen Sinnes, oder das Formale seines Processes, tiefer zu verfolgen. Die Naturnothwendigkeit der Sechszahl der Sinne soll sich daraus ergeben, dass in diesen die Urfactoren der Natur ideell dargestellt seyen, und folglich ihre Zahl nicht grösser, aber auch nicht geringer, als die der Urfactoren der Natur selbst, seyn könne. Wie weit dieser Beweis ausreiche, ist für sich klar. Eine Darstellung der drey Anschauungsstufen, auf welchen das reale Universum, unter der Form der sinnlichen Anschauung, des Begriffs und der Erkenntniss, in die höchste Vernunftanschauung eingeht, nach *Schellings* Entwickelung in den Jahrbüchern der Medicin, macht den Beschluss. Als Zeugniss für die wissenschaftliche Richtung und für die Darstellungsgabe des Vfs. verdient diese kleine Schrift beachtet zu werden, und sie mag auch dem, der sich über ihren wichtigen Gegenstand noch nicht auf anderen Wegen zurecht gefunden hat, wohl dienen, Zweifel und Ideen zu wecken, und ihn auf den Weg des tieferen Forschens zu locken.

Wie es sich mit der auf dem Titel erwähnten „zweyten Auflage" verhalte, wollen wir nicht untersuchen.

* * s.

Hamburg, b. Hoffmann: *Erörterung des Fieber-Paroxysmus und der Entscheidungs-Tage.* Von Dr. *Joh. Caspar Fränkel.* 1815. XII u. 29 S. 8.

Eine Brochure, von der sich durchaus weiter nichts sagen lässt, als dass sie 41 Octav-Seiten voll lauter Unsinnes enthalte. Wir bitten den Vf., sich mit Ergänzung seiner übrigen Opera, mit denen er uns noch zu beschenken gedenkt, ja nicht weiter zu bemühen, sondern sie den Trödlern, den sie das gerechte Verhängniss in die Hände gespielt, und von welchen sie der Vf. wieder an sich gekauft, ohne Weiteres wieder zu überliefern, indem wir an dem hier gelieferten Pröbchen vollkommen zur Genüge haben.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Germanien: *Die deutsche Bundesstadt.* Eine Phantasie auf absoluter Basis, von Dr. *Alexander Lips*, der Philosophie ausserordentl. Lehrer in Erlangen. 1815. 29 S. 8. Mit einem Plane. (6 Gr.)

Da Deutschland nach dem Vf. ein Aggregat von Staaten geworden ist, in seinen äusseren und inneren Verhältnissen von dem Geiste der Republik beseelt (?), oder ein Convolut von Republiken mit Fürsten an der Spitze, wie in Griechenland (?): so bedürfe es zur Erhaltung seiner constitutionellen Rechte, und zur Sicherheit nach Aussen, wie zur Entscheidung der Streitigkeiten, theils einer höchsten, leitenden, richterlichen Macht, und eines schützenden Oberhaupts, theils einer Bundesversammlung, und diese letztere einer Bundesstadt, welche im Mittelpuncte leichter Mittheilungen, nicht im Umfange und Gebiete eines einzelnen deutschen Staats, am wenigsten in der Nähe einer auswärtigen Macht liegen, eine freye Stadt, voll Erinnerungen an Tugenden des deutschen Sinnes, im Inneren bequem genug, und sonst dieser begünstigenden Unterstützung und Erhebung würdig seyn müsse. Weder Frankfurt am Main, noch Regensburg passe dazu: dort sey der Handelsgeist ein mächtiges Hinderniss, und man würde das Geschenk nicht einmal zu schätzen wissen; hier stehe die Erinnerung an den Egoismus, den Kleinigkeitsgeist und den Formalitätenkram im Wege. Nürnberg allein vereinige alle Erfodernisse, besonders wenn Baiern, am Rhein, und jenseits des Rheins entschädigt, einen Theil des Fürstenthums Baireuth an Preussen zurückgebe, in welchem Falle das nördliche und südliche Deutschland durch Preussen und Baiern sich in Nürnberg indifferenziiren würde. Wolle man noch einen Schritt weiter gehen, und Baiern zum Abtreten von Baireuth an Preussen, und der halben Oberpfalz nach einer über Amberg von Böhmen gegen Nürnberg gezogenen Linie gegen Entschädigung mit anderen Ländern am Rhein vermögen, dergestalt, dass Österreich durch Böhmen tiefer nach Deutschlands Herzen trete: so würde Nürnberg ein absoluter Indifferenzpunct werden. In Deutschland sey übrigens nicht, wie in Europa, eine Staaten-Rundung, sondern eine Staaten-Ineinanderfügung (Verzahnung) nöthig. — Das nennt nun der Vf. die absolute Basis, als wenn er alles das, was der Verständlichkeit so nahe liegt, nicht hätte mit bekannten Worten ausdrücken können. Wenn man ihm auch die Vorliebe für Nürnberg zu Gute halten wollte, dem er dadurch in seinem gegenwärtigen Verfalle eine Aushülfe (Relief, wie er sagt) verschaffen will: so hat der Indifferenzpunct damit gar nichts zu thun, da hier nicht von Kräften, die sich ins Gleichgewicht setzen sollen, und von Nürnberg als Balançirstange die Rede seyn kann. Obgleich wir einverstanden sind, dass eine Bundesstadt in einer freyen Stadt errichtet werden sollte: so wird ihr doch die nahe Umgebung ihres Gebiets von dem Gebiete eines anderen Fürsten nicht schaden. Den vorzüglichen Sitz deutscher Rechtlichkeit sollte man in einer Stadt, die mehr durch eigenes Verschulden in Verfall gerieth, nicht suchen; die Verzahnung des deutschen Staatskörpers durch Ecken und Spitzen, welche die innige Verbindung möglich machen sollen, ist wohl als ein zweyter Indifferenzpunct anzusehen!

Berlin, b. Maurer: *Napoleon Buonapartes Reise von Fontainebleau nach Frejus* vom 17 — 24 April 1814. Herausgegeben von den zur Begleitung N. B. allerhöchst ernannten königl. preuss. Commissarius Grafen *von Truchses - Waldburg*, kön. preuss. Obristen. Einzig rechtmässige Ausgabe. 1815. 70 S. 8. (8 Gr.)

Der Inhalt dieser Reise ist, fast wie eine Zeitungsnachricht, durch Journale verbreitet, und daher frühe genug bekannt geworden. Es bedarf wohl der Versicherung nicht, dass sie sich gut lesen lasse, aber wohl des Wunsches, dass sie von sämmtlichen Commissarien gemeinschaftlich abermals und zugleich mit den Instructionen, die sie zur Begleitung erhielten, herausgegeben würde: so könnte sie ein merkwürdiger psychologischer Beytrag zur Charakteristik des Abentheurers einziger Art (mehr ist er nicht, und die Schlacht von belle Alliance — dem französischen *Va Banc* vollendet diesen Beweis) und zur Ansicht werden, welche die hohen Alliirten von ihm und der Sache zu der damaligen Zeit hatten. Angehängt ist noch an dieser Reise ein Nachtrag aus mündlichen Erzählungen des F. M. L. Koller, der mit dem englischen Ob. Campbell den Verwiesenen auf die Insel Elba brachte.

Ohne Druckort: *Bemerkungen über das Memoire des Marschalls Davout* (Davoust) *Fürsten* (Prinzen) *von Eckmühl an den König.* Aus dem Französischen übersetzt. 1814. 23 S. 8. (4 Gr.)

Ist dieses Memoire von einem Franzosen: so geste-

hen wir ihm ein grösseres Verdienst der Gründlichkeit zu, als wenn es von einem Hamburger oder Deutschen wäre, bey dem das höhere Interesse und die genauere Bekanntschaft die Erfüllung dieser Bedingung erleichtert. Von einem Franzosen und von einem Deutschen hätten wir jedoch einen Hauptgesichtspunct, woraus das Memoire, und von welcher Seite der Charakter Davoust betrachtet werden muss, zur Einleitung erwartet, worüber aber nur am Ende etwas gesagt wird, nämlich dass Davoust seinen passiven Gehorsam gegen Napoleon bis zur Verleugnung seines Kopfs als Schutzwehr gebrauchte, und dennoch aus den Schranken der ihm ertheilten Befehle getreten war. — Rec. zweifelt an der Richtigkeit der Schlussfolge, dass, da Napoleon dem Prinzen nur 6000 Mann zur Vertheidigung liess, der Werth von Hamburg nicht höher von ihm angeschlagen worden sey. Herr von Truchses - Waldburg, der Begleiter Napoleons auf der Reise von Fontainebleau nach Frejus, führt eine etwas mehr sagende Äusserung von ihm an, dass er den Plan hatte, Hamburg zu einem zweyten Antwerpen, und Cuxhafen zu einem Hafen von Cherbourg umzuschaffen.

1) Berlin, b. Hayn: *Buonaparte und die Bourbons*, oder *über die Nothwendigkeit, dass sich Frankreich zu seinem eigenen und ganz Europa's Glück mit seinen* (m) *rechtmässigen Fürsten wieder vereinige*, von *F. A. D. Chateaubriand*, übersetzt von *Salomon Ponge*, Lehrer am Schindlerschen Waisenhause, und Vorsteher einer weiblichen Lehr-, Erziehungs- und Pensions-Anstalt in Berlin. 1814. 95 S. 8. (8 Gr.)

2) Leipzig, in der Expedition der Minerva: *Politische Bemerkungen über einige Flugschriften und das Heil aller Franzosen*, von *Chateaubriand*. Aus dem Französischen. 1815. 100 S. 8. (12 Gr.)

In Frankreich und Deutschland ist der Inhalt beider Schriften, und in Deutschland durch mehrere Übersetzungen, hinlänglich bekannt, auch ihr Werth und Unwerth gerecht gewürdigt. Der Übersetzung von No. 1 fehlt es an Gelenkheit: der Vf. sagt z. B. *Grobheit* des Elends S. 7; der den heiligen Vater bey seinen weissen Haaren zu *ziehen* wagte, S. 17. Der Übersetzung von No. 2 fehlt es an Rundung.

Königsberg, b. Degen: *Ostpreussens Leiden und Opfer.* Ein Beytrag zur Geschichte dieser Provinz während der Jahre 1807 — 1812 und 1813, von *Ludwig von Baczko*. 1815. 30 S. 8.

So gern jeder Geschichtsfreund Etwas von dem Vf. annimmt: so ungern wird er hier an ihm die Sicherheit der Thatsachen und das reine Facit, selbst auch Vollständigkeit und Durchdrungenheit vermissen. Eine Abschätzung ohne actenmässige Nachweisung ist kein Beytrag zur Geschichte.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Leben und Thaten Napoleons zwischen Moskau und der Insel Elba.* Ein komisches Heldengedicht in einem Gesange von *Joh. Chr. Keil*, ehemaligem Pfarrer in Neuhof im Herzogthum Nassau und nunmehrigem Kreisamts-Advocaten zu Füllneck in Böhmen. 1814. 16 S. (3 G.)

Eine (oft wörtliche) Nachbildung von Blumauers Aeneide mit leichter Versification, aber meistens ohne Spitzen (*Pointes*), ohne Lauge und Schärfe. Ein Beyspiel vom Anfang und Ende:

Es war einmal ein grosser Held,
Der sich Napoleon nannte,
Aus Moskau nahm ers Fersengeld,
Als man die Stadt verbrannte.
Er wollte fort mit Sack und Pack,
Doch litt er manchen Schabernack,
Von Alexanders Kriegern.

So wurde die Eroberungswuth
Napoleons bekämpfet,
Und so der tolle Übermuth
Des Trotzigen gedämpfet;
Er, dem die Welt zu enge war,
Muss nun mit einem Eiland gar
In Demuth sich begnügen.

Ohne Druckort: *Deutschland im rheinischen Bunde und nach seiner Wiedergeburt, oder der Friede ohne Rheingrenze.* 1813. 35 S. 8. (6 Gr.)

Der Vf. will in den beiden Abschnitten seiner Diatribe (*Deutschland im rheinischen Bunde* und *Deutschland in seiner Wiedergeburt*) die von den Männern van der Düssen und Bukyss 1709 und 1710 bey der Friedensunterhandlung vorgeschriebene Ordnung hergestellt haben; die Zeit hat schon und wird wahrscheinlich noch besser entscheiden. Ausser vielem Ungehörigen, enthält sie auch noch viel Zweckloses, und der Vortrag kann aus mehreren Stellen leicht errathen werden; wir führen nur eine an: der freye deutsche Rhein darf kein französischer Bastard seyn.

Deutschland: *Des Grafen Karl August von Reisach* auf Kirchdorf, Grafen von Steinberg, Herrn der Herrschaft Reisachsruhe, k. baier. Kämmerern, Landschaftsverordneten, Generalcommissär des Illerkreises, und Ritter des Johanniter-Ordens, *General-Beicht an das deutsche Volk im ersten Jahre seines erwachten Gewissens.* 1815. 68 S. 8. (6 Gr.)

Erst S. 3 dieser Schrift wird man deutlicher gewahr, dass sie eine Widerlegung der Beschwerde seyn soll, die der Graf vor dem Publicum über das k. b. Ministerium und die innere Verwaltung mit und ohne Beziehung auf seine Person führte. Sie folgt dieser fast Schritt vor Schritt, oft nur mit einer kleinen Umänderung der Perioden, aber desto öfter mit Einschiebseln, die den Grafen hart verwunden, z. B. ich gab mir alle Mühe, dem Beutel der Mitbürger am nächsten zu seyn, und wo ich erst lernen musste, auf wie vielen Wegen ihm beyzukommen sey, vertauschte ich meine langweilige und ohne Krieg wenig einträgliche Stelle als Regierungsrath in Neuhof mit der einträglicheren Stelle eines Landrichters zu u. s. w. — So wenig wir die Klagschrift des Grafen, so wenig können wir die Schutzschrift des Beklagten, als einen

Gewinn für die Publicität ansehen; beide erzählen und stützen sich auf Thathandlungen, die des Beweises bedürfen; ein grosser Theil dieser Beweise hängt von Zeugen ab, die sie meistens nicht geben wollen, und die es räthlicher finden, Zuschauer zu bleiben. Die Zeit allein kann die Wahrheit zeitigen. Der Ton dieser Generalbeicht ist eben nicht erfreulich, man mag ihn in der Sprache, in dem Baue der Perioden, in den Wendungen oder in dem Inhalte suchen; die Lossprechung von den Sünden bewirkt er nicht.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Auch ein Wort über unsere Zeit.* 1815. 60 S. 8. (6 Gr.)

Erst mehrere Seiten musste Rec. sich durch Bilder von Saen, Pflanzen, Blüthen, Früchten durcharbeiten, ehe er zur Sache kam; aber auch in der Sache wirft der Vf., als wenn er ihr noch nicht genug gethan hätte, ganze Körbe voll Blumen dem Leser ins Gesicht, um die unterschiedene Eigenthümlichkeit unseres Zeitalters, um das, was die Zeit von den in ihr Lebenden fodere, und was sie ihnen gewähre, zu zeigen. Die Aufgabe unserer Zeit besteht nach ihm darin, das Innere der zum Mannesalter vorgeschrittenen Welt zu erneuern, ihr Äusseres hiezu und hienach umzubilden, alles Schadhafte und Gesunkene wegzuräumen, Neues und Dauerndes an die Stelle zu setzen, und dem Neugebildeten einen Geist einzuhauchen, aus dem ein junges, kräftiges, zum Erhalten und zur Fortsetzung gleich geschicktes Leben hervorgeht, nirgends aber zu zerstören. (Ist denn nicht das Zerstören oft nothwendiger und heilsamer als das Erhalten, das die Mittel mit dem Körper, jene auf ein Mal, diesen unter langsamen Martern, verdirbt?) — Die Zeit fodere, sagt er, theils im Allgemeinen eine richtige Erkenntniss des Zeitbedürfnisses und der Mittel, ihm zu genügen, eine Ausdauer, ein reines Wollen und ein Vertrauen, dass gelingen werde, was unternommen ist, theils besonders mit Volksthümlichkeit ein deutsches Gemüth; diese Zeit gewähre uns einen Anfang und Wendepunct, sich mit ihr durch Erkennen, Empfinden, Handeln ganz zu verflechten, das höhere aus ihr hervorgehende Leben uns ganz eigen zu machen, und einen Vorgeschmack der Glückseligkeit reiner Wesen zu geniessen, deren Wissen Schauen, deren Denken Wollen und That ist. — Mit einigen Abänderungen passt das Wort über unsere Zeit zu allen Zeiten, wie gewisse Neujahrwünsche, die ohne Jahreszahl gedruckt sind. Der Vf. mag es gut meinen: er selbst gesteht S. 31, dass es nicht der Zweck dieser Schrift sey, zu lehren, sondern zu ermahnen; allein wer ermahnen will, muss in die Ermahnung schon die Durchdrungenheit von der Lehre und von den individuellen, nicht allgemeinen Bedürfnissen und Mitteln legen; er muss zu einem Publicum sprechen, das in der Ermahnung die Lehre und ihre Nothwendigkeit erkennt. Ein solches Publicum wird ihm aber weder in der Sache, noch im Vortrage folgen können. Was soll es z. B. zu einer Stelle, wie folgende S. 19, denken? „Diese Erschütterung (die Revolution) hielt man für ein heilbringendes Ringen der sich erneuernden Natur; aber bald zeigte es sich, dass sie vulkanischer Art sey; auch hatte sie eine solche vorangehende phosphorische Erscheinung und hie und da aufsteigenden Rauch verkündet. — Kein versteinender Zauberer, aber auch kein lind bewegender Engel — ein Erdbeben war hier, das die aufgeregte Masse gräslich tosend ans Licht warf, und was bisher des Lichts sich freuete, in den Schooss der Tiefe begrub. — Die zürnende Erregung der gährenden Erde verdünnte sich zu örtlichen Krämpfen u. s. w."

Bremen, im Comptoir für Literatur von Kaiser: *Die Wiedergeburt Athens* von *Georg Ludwig Bekenn.* 1815. 51 S. 8. (6 Gr.)

Es ist freylich wahr, dass der Freund der Geschichte in der Gegenwart unwillkührlich auf frühere ähnliche, so weit auch die Jahrhunderte aus einander liegen, so unähnlich der Schauplatz ist, und so verschieden die Völker sind, zurückgeführt werde, und dass es Umstände und Lagen gebe, die wohl einer Vergleichung werth sind; allein bey einem solchen Zusammentreffen muss der Geschichtschreiber entweder die Darstellung von aller Einkleidung entblössen, und dem Leser die Anwendung der treu und alterthümlich erzählten Geschichte überlassen, oder dem Leser mit der Anwendung voreilen, oder sie zu erleichtern. Der Vf., der hier die Geschichte des athenienfischen Volks zur Zeit der 94 Olympiade und besonders die Vertreibung der 30 Tyrannen vorträgt, und Trasybuls Rede bey Xenophon als Resultat zum Grundschluss legt, räsonnirt viel zu viel und breit von Principien einer Staatsverfassung, um Geschichtschreiber zu bleiben; er hat sich in der Darstellung zu wenig an den Stoff oder die Materialien gehalten, um sie begreiflich und lebendig in die Seele und das Gemüth seiner Leser einzuführen, und die Anwendung hat er für seine Leser durch eine wunderbare Täuschung zerstört, die ihn verleitete, die heutigen Ansichten in die alten, und die alten in die neuen wechselnd überzutragen, ohne dass der Zeit- und Gesichts-Punct das Richtmass des Ganzen geworden ist. So spricht er S. 12 sogar von Unterdrückung der Pressfreyheit, die sich in den angegebenen Grenzen hält; ein solches Thun des Menschen, der vorgiebt, er sey Gott, setzt er hinzu, ist Sünde.

Oldenburg, b. Schulz: *Germania* eine Zeitschrift für Deutschlands Gemeinwohl von *F. R. Ricklefs.* III B. I H. 1815. 112 S. (8 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1814. No. 192. 1815. No. 17 u. 94.]

Inhalt: 1) *Über die Fortdauer des auf die deutschen Besitzungen des Grafen Bentink zu Varel von dem französischen Gouvernement gelegten Sequesters.* — Dieser Gegenstand ist gar nicht zur Aufnahme in dieses, sondern höchstens in ein publicistisches Journal geeignet. Die oldenburgische Regierung hat Recht, den Sequester bis zur vollendeten Durchsicht der Verhandlungen um so mehr beruhen zu lassen, weil die Gläubiger des Grafen, für dessen Competenz man überdiess noch Sorge trug, gesichert werden mussten. 2) *Welches Loos erwar-*

tete unsere edelen Studien bey längerer Fortdauer der französischen Usurpation? Bey den Mitteln, wodurch diese Studien bekannter Maſsen niedergedrückt wurden, z. B. Conscription, Erschöpfung, Bureauwesen, Censuren, Büchersperren, Verbannung von Lesegesellschaften und Theaterstücken u. s. w., befremdet es nach Rec. Urtheile nicht, daſs die orientalische Sprache begünstigt ward; mit ihrer Begünstigung (einem nicht gefährlichen Mittheilungsmittel) konnte man die Liberalität der Begünstigung erlügen. Den Römern möchte Rec. keinen so groſsen Vorzug einräumen. 3) *Also doch Ehrendamen?* Es sollte, wie Ehrengardisten, auch Ehrendamen geben. Wenigstens verlangte der Präfect *d'Arberg* eine nähere Auskunft über die politischen Verbindungen, jährlichen Einkünfte, politischen Meinungen, Kinderzahl, ja sogar Universitäten, wozu letztere bestimmt wären. 4) *Ein nothwendiges Bedürfniſs zur Beförderung der Vaterlandsliebe.* Dieses Bedürfniſs ist ihm bürgerliche Freyheit: allein die Vaterlandsliebe muſs schon in dem Familien-Leben anfangen. 5) *Deutscher Edelmuth im Kampfe mit französischer Barbarey bey der Marine-Conscription in Oldenburg. Joh. Anton Reinecke*, Kaufmann, und *Peter Friedr. Ludw. Streich*, elsflether Zollinspector, befreyten durch ein beyspielloses unabläſsiges Bemühen und durch uneigennützige Geldvorschüſse von 152 Schiffern 78 meistens Familienväter. 6) *Zum Trost und zur Erhebung beym Wiederausbruch des Kriegs.* — Den Blick vorwärts! 7) *Über deutsche Volkstrachten.* — Eine Farbe, Ein Schnitt, vier Sorten zur Abstufung, um der Üppigkeit zu wehren.

Würzburg, b. Stahel: *Freymüthige Gedanken über die Wiedergeburt seines Vaterlandes*, von *Franz Wilhelm Fürst und Altgraf zu Salm-Krautheim*, groſsherzogl. würzburg. Oberstjägermeister, des St. Josephs- und Huberts- und groſsen Gold-Adler-Ordens Groſskreuz. 1814. 61 S. 8. (6 Gr.)

Wenn gleich der Vf. alle diejenigen, die anders denken wie er, für Söldlinge der nicht vermittelbarten Fürsten erklärt: so kann Rec. heilig versichern, daſs er, ohne Söldling zu seyn, dem Vf. in dem Hauptthema seiner Schrift: „der Rheinbund ist durch die Schlacht bey Leipzig aufgelöſt, und die durch den Reichsdeputations-Receſs anerkannten Reichsglieder stehen im eigentlichen Sinne als solche wieder da," nicht beystimmt. Zwar gesteht Rec. zu, daſs die Entstehung des Rheinbundes einseitig war; allein leugnen wird doch der Vf. nicht, daſs die Entstehung desselben, obgleich in der That ungerecht, durch die Verzichtleistung des Kaisers auf die Krone, durch die Entbindung der Reichsunterthanen von ihren Pflichten, durch das Verstummen des Reichstags, selbst auch durch die den Rheinbundsfürsten als unabhängigen Fürsten geleistete Huldigung oder auch bloſs durch die Anerkennung dieser Fürsten, als solcher, gesetzlich wurde, eben so gesetzlich, als die Landeshoheit, die die kaiserl. Rechte an sich gerissen hatte; daſs die Standesherrlichkeit mit der Unterwerfung unter das harte Schicksal, wie das Kaiserthum aufhörte, und daſs, wenn der Rheinbund wirklich aufgelöſt ist, die Bundesfürsten in den Stand unabhängiger Staaten zurücktreten, wie auch der sechste Artikel des pariser Friedens bestimmt, ohne daſs dadurch auch zugleich das Auferstehen der vermittelbarten Fürsten aus dem Grabe der Mediatisation, wie der Vf. es nennt, gefolgert, oder erwiesen werden kann. Gern wollen wir indeſsen wünschen, daſs die kräftige Erklärung des Geheimen Raths *von Gärtner* im rheinischen Merkur, oder das neulich im *allgemeinen Anzeiger* No. 110 dieses Jahres gesprochene Wort den Beschwerden begegnen, die die vermittelbarten Fürsten noch führen können! — Am Ende hat der Vf. noch einen Vorschlag zur Reichs-Verfassung angehängt, der den Standesherrn beynahe die vorige Rolle wiedergiebt. Der Vortrag hat von der Überzeugung, wie tief die Standesherren gekränkt sind, manche Härten angenommen; der Vortrag hat daher mit der Überzeugung gleiches Schicksal, daſs sie kein Balaibalan in der Schrift geworden sind.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Das Jahr 1715, oder wie es vor hundert Jahren in der Welt aussah.* Ein Erinnerungs- und Trost-Büchlein für 1815. 1815. 248 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. hat es nicht daran fehlen laſsen, das Jahr 1715 so vollständig als möglich darzustellen, selbst wenn daraus auch nichts für sein Erinnerungs- und Trost-Büchlein erwuchs. Er nimmt z. B. darin auf die Liste der deutschen Regenten, die Recurse an den Reichstag, die Geschichte der meisten oft nur mit dem bloſsen Namen angeführten Gelehrten aller Fächer, selbst der Künstler, um das Jahr in seiner Ganzheit zu begreifen; so zieht er auch das Vor- und Rück-Wärts in seinen Kreis. Für den Bürgerstand ist ein solches Trostbüchlein trostlos, weil es unverständlich ist, und für den Gelehrten ist es als Erinnerungsbüchlein so beziehungsleer, wie die Reminiscenzen in dem nürnberger Correspondenten, wo der gleich benannte, nicht der astronomisch chronologische Tag, gleichviel von welchem Jahre, die paſsende oder unpaſsende Begebenheit zurückruft. Wollte der Vf. wirklich das Jahr 1715 als Gegensatz der jetzigen Zeit brauchen: so würde er mit einer kurzen und kraftvollen Darstellung, so ungefähr, wie *Renat Hausen* in seiner Rede: *De gravitate malorum tempore belli Smalcaldici in Saxonia superante adversitatem nostri temporis, Ratisbonae* 1762. 4. seinen Endzweck beſser erreicht haben. Seinem Fleiſse und seiner Gesinnung wird Jeder Gerechtigkeit widerfahren laſsen; die Reinheit der letzteren leuchtet schon daraus hervor, daſs er die Wahrheit aus Gott als den Geist annimmt, der Freyheit bringt. Auch mit der Diction wird man nicht ganz unzufrieden seyn.

Dk.

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Cassel, in der neuen Buchhandlung: *Deutschheit und das deutsche Reich im Kampfe mit dem Franzosenthume.* — Erinnerungen und Hoffnungen bey dem Beginnen des Jahres 1814. — Ein politisch-historischer Versuch von *P. W.* 1814. 312 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. dachte sich bey der Scheidung der Deutschheit von dem deutschen Reiche jedesmal deutsches Volk und deutschen Staat, jenes noch bewahrt in den Ausdrücken von Biederkeit, Treue, Geradheit, Abscheu gegen Glattzüngeley, z. B. „ein deutscher Mann, ein deutsches Wort, deutsche Treue, deutscher Händedruck, ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort, das war deutsch gesprochen," und dieses erhalten blofs in der Erinnerung. Mit warmer Vorliebe nahm er daher dieses Werk an, in der Überzeugung, dafs die Geschichte eines Jeden nach dem Antheile, der ihm gehört, getrennt, und die Geschichte beider wieder als ein Ganzes verbunden, der Vergangenheit als Opfer der Dankbarkeit, der Gegenwart als Muster und der Zukunft als angefangenes neues Leben dargebracht und dargestellt werden würde. Allein von dieser ganzen Seelenwanderung des Volks und Staats hat der Vf. dieses Werks keine leise Ahnung; schon die *Ouverture*, die doch die Grund- und Haupt-Töne des Ganzen in sich aufnehmen und zur vollendeteren Bearbeitung in die Zeiten der Nachwelt ableiten soll, ist das bunteste Gemisch von einem *Quid pro quo*, und bey No. 2 der *Licht- und Schatten-Seite* der Deutschen, die weder im Einzelnen noch im Ganzen von ihrer Hauptseite aufgegriffen ist, laufen offenbare Fehler unter. Dann wird die Geschichte bis auf die Gegenwart durchgeführt; in jeder Periode oder auch wohl in der Begebenheit ein Raisonnement angeschoben, welches rück- und vorwärts auf eine wilde Art in die Zeiten und Begriffe, wie in ein Markenkästchen, greift. S. 35 macht der Vf. den Kaiser mit Recht zum obersten Richter, und sieht hierauf in ihm als Schutz- und Schirm-Vogt der Christenheit den erhabensten Begriff des Kaiserthums, die mit ihren Strahlen durchdringende Sonne, ohne zu fühlen, was die Päpste in dem Begriffe Schutz- und Schirm-Vogt verbargen. S. 38: Alle Staaten (nach Karl d. G.) waren, gleichviel, ob Staaten von 2 oder 1000 Quadratmeilen, in ihrer Unabhängigkeit geschützt. S. 41: Abgaben kannte man nicht, oder leistete sie nur freywillig; alle Verhältnisse waren (im Mittelalter) schonend und mild. S. 52 werden die Türken durch Eroberung des griechischen Kaiserthums Nachbarn und gefährliche Feinde, und S. 55 sieht erst die Geschichte der Hanse, ja sogar bey Max I kommt erst die Geschichte der Turniere vor. — Die Zeit hängt mehr an dem Gedanken, als der Gedanke an der Zeit, die Ursache mehr an der Folge, als die Folge an der Ursache, der Zweck mehr an den Mitteln, als diese an jenem.

1) Gotha, b. Becker: *Das deutsche Feyerkleid zur Erinnerung des Einzugs der Deutschen in Paris am 31 März 1814, eingeführt von deutschen Frauen.* 1814. 20 S. 8. mit 2 Kupfern (6 Gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Deutsche Volkstracht oder Geschichte der Kleider-Reformation in der Residenzstadt Flottleben.* — Ein satirisches Gemälde von *Th. H. Friedrich.* 1815. 60 S. 8. mit 13 Kupfern. (1 Rthlr.)

Rec. erklärt sich die Verschiedenheit der deutschen Kleidertracht und der Kleidertracht der Deutschen (denn in mancher deutschen Provinz hat die Neusucht das Alterthümliche nicht ganz verdrängen können) aus dem allgemeinen deutschen Volkscharakter und dem Charakter der Regierung. In jener Hinsicht erscheint der Deutsche, vermöge seines Phlegma's, als Mann aller Länder, ohne besonderen Nationalstolz, mehr ausheimisch im In- und einheimischer im Auslande, gutmüthiger Nachahmer, ohne Originalsucht, strenger Methodiker fast bis zur Pedanterie, und in dieser Hinsicht vermöge dieses Volkscharakters rangordnungssüchtig, und dann, woran die Form der Verfassung und Verfassungen Schuld ist, ohne Einheit. Hieraus begreift sich leicht, warum alle Kleidertrachtsordnungen (fast jede Provinz und jede Stadt im mittleren Zeitalter hatte die ihrige) sich an der Gewalt des Charakters brachen. Warum will man also jetzt eine allgemeine Volkstracht eingeführt wissen, da wir noch so wenig eins sind, dafs wir nicht einmal deutsch oder teutsch einstimmig schreiben? Will man nicht einen Zeitgeist ohne Zeitigung, eine Volksthümlichkeit ohne Mittelpunct, ein gröfseres Interesse für den Tabernakel, als für das *Sanctissimum*, erzwingen? Soll denn der Zeiger auf der Uhr die Zeit selbst seyn, die er doch nur verkündet? Ist es nicht eine Art von Phy-

ſiognomiſiren zur Beförderung des deutſchen Sinnes, nur in ihrer Weiſe von dem Sengen und Brennen zur Ehre Gottes verſchieden? Das Alles kann man gegen die deutſche Volkstracht ſagen, die als Mode ſelbſt wieder dem Wechſel der Mode unterliegen wird; man kann dieſe Sucht ſogar deutſche Kleinkrämerey nennen, ohne deſswegen vernünftige Wünſche und Vorſchläge zu einer allgemeinen Feyertracht zu verwunden. Deſswegen waren Möſers, Rouſſeaus, Gellerts, Baſedows, Campe's, Zollikofers und beſonders Georg Ecks (*commendatio ſimplicitatis in Veſtitu* 1790) Mahnungen zu einer einfachen Tracht ſo günſtig aufgenommen. Die Frauen in dem vorliegenden Werke No. 1 haben Recht, beſcheiden, d. h. ohne Vorſchrift und nur mit dem Wunſche zu einer einfachen Kleidertracht und vorerſt mit dem Vorſchlage zu einem Feyerkleide aufzutreten, das der Freyheit in der Wahl des Stoffs und der Farben nichts benimmt, das aber nur nach *Einem* Schnitte gemodelt iſt. Sie tragen dieſes Kleid als eine Erinnerung an den Einzug in Paris, von wo das ganze Frauenreich der Mode ſeine Gewalt herſchreibt, — eine Gewalt, die durch vereinigte Kraft beſonders der Deutſchen gebrochen iſt. Kein Zeitpunct war günſtiger, und die Frauen konnten ſich zur Unterſtützung ihres Vorſchlags an keinen Mann mit mehr Erwartung wenden, als an *Beckern*, der ſo viel für Erregung des inneren und äuſseren deutſchen Sinns gethan, und der ſich ſelbſt faſt dafür aufgeopfert hat. — Mit ſchlichten Worten legt *Becker* die Wünſche dieſer Frauen allen deutſchen Frauen ans Herz, und wenn wir das, was er zur Empfehlung ſagt, durch die Sache ſelbſt und durch den Contraſt (den ihm z. B. Reichhardts Matthaeus und Veit Conrad Schwarz nach ihren merkwürdigſten Lebensumſtänden und vielfältig abwechſelnden Kleidertrachten beſchrieben, Magdeburg 1786, darboten) etwas mehr gehoben wünſchten, ſo thut dieſes dem Ganzen keinen Eintrag. Der Vf. von No. 2 bewegt ſich in einem Kreiſe, den die Neu- und Alt-Sucht mannichfaltiger machen konnte, wenn der ihm eigene Humor ihm mehr zu Gebote geweſen wäre. Der Streit über die Tracht endigt ſich in einem Frauencongreſſe, wo jede deutſche Frau mit der beſten von ihr ſelbſtgewählten Kleidung erſcheinen und diejenige den Preis gewinnen ſoll, die den meiſten Beyfall einerntet. Alles iſt geſpannt; viele glauben ſchon ſieggekrönt aus dem Kampfplatze zu gehen, als die Frau Staatsräthin von Pfefferkorn, und die Frau Gräfin Schönheld *à la Bajadere*, und der Banquier Nathan Mauſes *à la Bajard* gekleidet (ſie hatten das neueſte pariſer Modejournal durch Geſchwindpoſt kurz vor dem kritiſchen Tage erhalten) auftreten, und die Palme erringen; in 2 bis 3 Tagen war ganz Flottleben *à la Bajadere* und *à la Bajard* gekleidet. Das ſatiriſche Gemälde hat vielleicht mehr locale, als allgemeine Beziehung; wahrſcheinlich trugen die Ankündigungen von Vorleſungen, wie z. B. die des D. Meyerhoff, dazu bey! Die vielen Kupfer, welche die Trachten des Portugieſen, Spaniers, Franzoſen, Engländers, Polen, Italiäners, Schweden, Ruſſen, Türken, Perſers, Indoſtaners, Chineſen, Sansculotten, Bergſchotten, Kalmücken, Arabers, Hottentotten, Kaffern, Neuſeeländers, des amerikaniſchen Wilden, Patagoniers, Feuerländers nach gewöhnlichen Kupfern darſtellen, geſtatten wohl die Frage: wozu die Verſchwendung? konnte das Papier nicht beſſer gebraucht werden?

Quedlinburg, b. Baſſe: *Der preuſſiſche Patrioten-Spiegel*, enthaltend treffliche Charaktergemälde und ſchöne Züge von braven Männern und edeln Frauen des preuſſiſchen Landes während des letzten Kriegs gegen die Franzoſen. 1815. I B. 181 S. II B. 170 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der äuſseren Erſcheinung nach beſtand *Deutſchlands Ehre* weit mehr in dem Intereſſe an Gelehrſamkeit und Kunſt oder in dem Intereſſe an der Schule, als am Leben, d. h. an groſsen und ſtillen Verdienſten, an Handlungen aus Hochſinn (Heldenmuth und Vaterlandsliebe) und an geräuſchloſen Tugenden; mehr aus- als einheimiſch ſuchten wir das groſse Feld der Lebensbeſchreibungen auch mehr für die weite Welt, als das beengte Vaterland, zu bearbeiten, mehr alle Thatſachen ängſtlich genau zu berichtigen, als das Leben der Liebe und Tugend erfreulich zu machen. Mehr oder weniger trifft dieſer Vorwurf Schröckh, Murſinna, Wagenſeil, Baczko, Hirſching, Bauer, Heuſinger, Weyermann u. ſ. w. Während Frankreich lange ſchon ſeine *l'honneur de la France* hatte, die von Jahr zu Jahr aus einer Volksehre in eine Volksſchande ausartete, ward in Deutſchland nicht einmal der Nekrolog gemeinſinnig unterſtützt; während ſich in allen Theilen Frankreichs Monumente erhoben (franz. Miſcellen XIII B. I St. S. 30), ſtritt man ſich in Deutſchland, ob Luthern ein Triumph oder eine Ovation gehöre, und konnte kaum ſo viel im ganzen Deutſchland zuſammen betteln, als von den Intereſſen einen genügſamen Dorfpfarrer zu beſolden. Erſt in neuerer Zeit, beſonders in dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, hat man angefangen, an eine deutſche Proſopographie zu denken; die wiener Zeitung und die erneuerten vaterländiſchen Blätter liefern hiezu manche ergreifende Beyträge, und es iſt allerdings recht lobenswürdig, daſs auch in Preuſſen hiezu der Ton angegeben wird. Aus den einzelnen Spiegeln läſst ſich einſtweilen ein Muſſiv-Spiegel, und nach und nach aus dem Plutarche der Deutſchen ein deutſcher Plutarch zuſammenſetzen, der die ſchönen Blüthen vor dem überwuchernden Unkraute bewahrt, und den Blüthenkranz am Altare des Vaterlands zur Freude und Ermunterung der Enkel unverwelklich erhält. — Schade, daſs die Vff. dieſes vorliegenden Spiegels (denn daſs es nicht Einer iſt, fühlt man nicht bloſs an der Ungleichheit des Vortrags, ſondern auch an der gröſseren und minderen Beſorgniſs für die Tauglichkeit und Zweckmäſsigkeit, für die Vollſtändigkeit und Richtigkeit des Gegenſtandes) wenigſtens nicht von *Einem* Geſichtspuncte ausgingen, die Sache mehr als das Wort reden zu laſſen, und von der Individualität und der Nothwendigkeit einer ungetrübten und unvermiſchten Darſtellung derſelben mehr, als

von dem Preussenthum (so hoch auch dieses verzeihliche Wort das Herz hebt) und von dem verführerischen Reize der Aneignung fremdartiger Gegenstände ergriffen zu werden. Auch hätten alle Hiatus strenge vermieden, und der feyerlich stille Ernst, der dem Höheren durch den Tod Leben gab, als die höchste Weihe betrachtet werden sollen. Rec. bezieht diese Bemerkungen auf I B. No. 3, 5, 6, 8, 9, 10. II B. 4, 5, 6, 7, 8. — Wir schliesen diese Rec. mit der kurzen Anzeige des Inhalts beider Bändchen. I B. 1) *Henrich Ferd. v. Krossigk*, II Sohn des geh. Raths v. Krossigk auf Poplitz unweit Bernburg. 2) Frau Prediger *Müller* bey Magdeburg. 3) *Theodor Körner* aus Dresden. Warum hier? Dass er im preussischen Heere diente, giebt ihm kein Recht zum preussischen Patrioten-Spiegel, so gross sein Recht zum deutschen Spiegel gewiss ist. 4) *Maria Eleonora Schulze*, geborene *Haldemann*, Tochter eines wohlhabenden Freysassen, bey Lauenburg in Pommern. 5) *Ernst Philipp Ferd. Eckhardt* zu Rothenburg im Saalkreise. Man sieht nicht, warum der muthwillige Junge und ausschweifende Student so bald angestellt, und wie er besser wurde. 6) *Maria Werder*, unweit Sagan in Schlesien, Husar schon im Corps des Fürsten Pless 1806, dann im Regiment Werder II. 7) *H. G. Böttcher*, aus einer Schenke auf der Strasse von Goldberg zum Riesengebirge. 8) *Francisca Laurenz*, eine geborne Französin, in Berlin an einen eifersüchtigen Becker verheirathet. 9) *Bernhard F.*, aus H., einer niedersächsischen Stadt. 10) *Friedrich August F. E.* zu H. in Preussen. — II B. 1) *Joh. Henrich Besser*, Sohn des verewigten Predigers Besser zu Quedlinburg. 2) *M. Chr. Eleon. Prochaska.* In dem Morgenblatte sind, so viel Rec. sich erinnert, mehrere Züge von dieser Heldin mitgetheilt. 3) *Wilhelm von Wedell*, Sohn des wackeren Landraths zu Eulenstedt im Halberstädtischen. 4) *Karl Wilhelm v. H.* in Pommern. 5) *Dannemann* aus Königsberg. 6) *Feodor Unger* oder *Ungermann*, unweit Königsberg. 7) *Carol. Weiss*, geborne *Eichner*, zu Neumarkt. 8) *Honig*, Adjutant des Majors von Krossigk aus Anhalt. 9) *Ferdinand* und *Luise B.*, unweit Breslau, Kinder eines Geistlichen. 10) Der von Schill sogenannte Herzog von *Dodendorf*. — Wie Körner, so sind auch andere Nicht-Preussen hier aufgeführt. Fragen kann man noch, warum die Namen nicht ergänzt, und warum Gedichte ohne Veranlassung, z. B. auf die Schlacht von Montmartre, eingerückt sind. Dann wozu solche platte Ziererereyen, z. B. II B. S. 81: sein Ursprung bekümmerte ihn so wenig, dass er seine Mutter nie um den Vater befragte, und gleichgültig war, ob er in die Welt geregnet, oder ein Sprössling aus Deucalions hochbegabten Händen sey?

London, b. Schulze u. Dean: *Lettres de Mr. le Marquis de Chabannes à S. E. M. le Comte de Blacas*, suivies de quelques éclarcissemens et extraits de mémoires relatifs aux événemens présens le 26 Avril 1815. 74 S. 8. (8 Gr.)

Wenn gleich der Minister Graf Blacas von Ludwig XVIII, wie Letzterer unbefangen sagt, auf Anrathen der Alliirten entlassen und schon durch die Erklärung Talleyrands, nicht mit ihm dienen zu wollen, hinreichend charakterisirt und also ganz unbedeutend ist: so haben dennoch diese Briefe des Marquis *von Chabannes*, die, wohl beachtet, den 26 April mit anderen früher geschriebenen gedruckt wurden, ein allgemeines Interesse erregen müssen. Es geht uns weniger an, die Vorwürfe von Unwissenheit, Anmassung, Selbstsucht, dem kindischen und läppischen Wesen des durch seine Ernennung verblendeten neuen Ministers besonders auszuzeichnen, die ihm *Chabannes* ohne alle Einkleidung auf eine äusserst derbe Art aufzählt, so dass Schillers Bild von dem Schmerzensohne, den ein tübinger Nachdrucker dem Allmächtigen nachgedruckt habe, in dem Leser lebendig zurückgerufen wird; auch ist es wohl weniger der Mühe werth, alle die Fehler in der Verwaltung auszuheben, wozu sich der gutmüthige König meistens durch Blacas verleiten liess — einen Mann, den er in der Einsamkeit von Hartwell nach dem Tode des Herrn Avaret zu nichts anderem gebraucht hatte, als das Kammerdiener-Wesen, die Küche und die kleinen Hausgeschäfte besorgen zu lassen. Diese Fehler sprechen sich aus der Abneigung der Franzosen gegen Ludwig XVIII ohne Vorliebe für Buonaparte aus, und sind noch neulich unumwunden in einer besonderen Schrift mit der Zahl 24 — für eine so kurze Regierung gewiss bedeutend — angegeben, und zum Theil ganz wahr von Buonaparte in seiner Erklärung gerügt worden. Wir verdenken es also dem Vf. in seiner Freude, den Thron seinem Onkel wiedergegeben, und in seinem Schmerze, den Thron dem gutmüthigen Könige entrissen zu sehen, gar nicht, wenn er dem Minister nach allen diesen Missgriffen zum Wohle Frankreichs räth, seinen Abschied zu nehmen: *car vous êtes devenu l'objet de malédiction*, setzt er hinzu. Allein das, was die Didaskalie des Vfs. am meisten interessant macht, sind: 1) die früheren Briefe, die er zur Zurechtweisung des Ministers schrieb, und worüber, besonders über einen, Ludwig dem Vf. grollte. Diese früheren Briefe enthalten grösstentheils helle Ansichten über das Verhältniss eines royalistischen Königs zu dem imperialen oder napoleonisirten Frankreich, über das Militär, die Marschälle, die Jacobiner, Geistlichkeit, den Adel, Magistrat, die Pachter und Eigenthümer von Domainen. Sehr wahr ist unter andern, und Rec. hat dieses in Paris bestätigt gefunden: *les membres des autorités crées par la révolution n'ont influence que celle que leur donne l'erreur de leur en croire.* 2) Die von Buonaparte organisirten Polizeyzweige der fremden Polizey, der 4 Polizeyarten in Paris (der allgemeinen, der Präfectur-, der Gensd'armerie-Polizey und der Polizey des Kaisers), der schlechten Polizey in den Provinzen, der Brief- und Passeports-Polizey, und andere zu dieser Regierung gehörige Mittel und Zwecke werden ohne Bitterkeit, und vollständiger in wenig Worten, als in anderen weitläuftigen Abhandlungen, entwickelt. Buonaparte, sagt er, war mehr durch den Glauben, dass unter 4 Versammelten ein bestochener Horcher sey, als durch die Wirklich-

keit, furchtbar. Eben so unparteyisch bleibt er gegen Talleyrand, der nicht einmal sein Freund war, und der ihn hasste, *et pourtant*, gesteht er, *il est le seul, qui puisse inspirer la confiance. Il s'est conduit avec adresse et courage.* 3) Muss es bey einer so unbefangenen und vielseitigen Durchschauung befremdend seyn, dass der Vf. sich von den alten Emigranten-Begriffen nicht loswinden konnte. So glaubt er, dass die Verbündeten weit mehr durch Grossmuth, als durch die Überzeugung von ihrer eigenen Gefahr vereinigt worden wären; sie hätten sonst Ludwigs Sache als ihre Sache unablässig verfolgt. Dann nennt er alle die Ideen der Gegenwart, z. B. eine repräsentative Verfassung, das Recht der Nation, ihr Oberhaupt zu wählen u. s. w., eine weit mächtigere Hyder, die eine treulose Philanthropie hätte bestehen lassen. Alles das, selbst die gewöhnlichen Fehler der Franzosen im Vortrage, wird man ihm leichter als seinen Argwohn gegen Österreich zu Gute halten können.

Mannheim, b. Schwan u. Göz: *Europa im Frieden für jetzt und in der Zukunft.* Die Völker vereint nach Natur und Sprache, gebildet durch Stromthäler zu Seestaaten, begrenzt durch Gebirge. Im Auszuge eines ausführlicheren noch ungedruckten Werks. Mit einer Charte vom *Ritter von Traitteur L.* 1814. 86 S. 8. (12 Gr.)

Wie der Titel, so die Ausführung. Man erräth an jenem schon, dass man es in dieser mit einem sogenannten geographischen und ethnographischen Apodiktiker zu thun hat; und wirklich hat der Vf. sogar einen Canon zur Einleitung gegeben, der diese Überzeugung noch mehr befestigt. Aus dem Satze, dass Alles in der Natur in Raum und Zeit sein Ganzes hat, folgert er, dass die Natur eigene, verschiedene und von einander getrennte Erdgegenden für Völkermassen zum Bewohnen bestimmt und begrenzt habe, dass diese von ihm sogenannte Uranordnung aus allen Ländertrennungen, sie mögen durch den Eindrang fremder Völker oder Sprachen geschehen, wieder hervorstrebe, um den fremden Stoff von sich zu stossen, und dass mit Befolgung dieses Winkes der Natur allein das Wohlseyn der Menschen im Einzelnen, wie die dauernde Ruhe in Staaten, errungen werden könne. So wird aus diesem Canon ein wahrer *Canon* in der *Analyse*, ja sogar ein *Canon redintegranda Causa III. Qu.* 1, so zwar, dass wir in jener Hinsicht bey der Aufgabe eine Regel bilden können, alle dahin gehörigen Beyspiele danach zu construiren, und dass wir in dieser Hinsicht es der Natur ruhig überlassen dürfen, uns für die Zukunft wieder in den Besitz zu setzen, woraus wir geworfen sind. Der Vf. ist von der Wahrheit seiner Behauptung so durchdrungen, dass er nicht einmal den Einwurf annimmt, dass Menschen, Thierarten und Pflanzen unter verschiedenen Himmelsstrichen fortkommen: denn dieses beweise nur, dass solche Geschöpfe die Fähigkeit haben, nach Zeit und Verhältniss auch fremdes Wesen sich anzueignen. — Die Theilung der Völker nach Flüssen ist ihm eine Theilung des Volks selbst und seiner Sprache, ein Hemmen des Gedankenverkehrs, ein Aufdringen von anderen Sitten und Gebräuchen; Flüsse sind ihm sogar Angriffslinien: nur die Berge allein, die man nicht versetzen oder auf grosse Strecken unterminiren könne, bleiben ihm die unverrückbaren Trennungslinien von Völkern und Reichen. — Er redet daher einen grossen Menschen-Wohlthäter in Gedanken an, keine Rücksicht auf die schon bestehenden Formen und altes Herkommen zu nehmen, weil unter Völkern nichts, was gegen die Natur ist, verjähren könne. Hier möchte man leicht an Napoleons Rede bey der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers am 16 Junius 1811: *La Hollande a été réunie à l'empire, elle n'en est qu'une émanation; et sans elle l'empire ne serait complet*, erinnert werden! Der Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerey, und dann der Entdeckung von Amerika (diesem glücklichen Drey, wie er es nennt) legt er die Kraft bey, die Mitvermittlerin des grossen, durch die Bergbegrenzung zu erringenden Friedens zu seyn, und dann geht er auf die einzelnen Staaten von Europa über, um an ihnen die Ausführbarkeit seiner Theorie zu beweisen, welches er auch durch eine illuminirte Charte näher erörtert. Dem Königreiche Frankreich giebt er bloss die Stromthäler der Rhone, Garonne, Loire und Seine als Hauptbestandtheile des gallischen Reichs, und die deutschen Stromthäler des Rheins mit allen Seitenflüssen in der deutschen Schweiz und den holländischen Provinzen, die Stromthäler der Ems und Weser, der Elbe, letztere mit der Mulde in Böhmen, die an der Trave, Warne, an der Oder vereinigt er zwar unter verschiedenen Fürsten, aber unter Einem Gesetze, und unter Einem aus ihrer Mitte gewählten Oberstromfürsten als Oberhaupte. Bey dem Inselreiche Grossbritannien erklärt er jede Besitzung auf dem festen Lande für unnütz, Gibraltar sogar für ein Geschwür, das sich an einem gesunden Körper festgesetzt habe, und das dieser immer von sich stossen werde; aber Grossbritannien sieht er ganz dazu gemacht, durch seine Lage eine unwiderstehliche Unabhängigkeit zu behaupten, und desswegen wünscht er 1) einen aus der Mitte der Weisesten unter allen europäischen Nationen gewählten dauernden Völkerrath auf einer der schönsten Inseln im Mittelmeere zur Schlichtung aller National-Angelegenheiten; 2) einen grossen Kirchenrath aus allen christlichen Gemeinden, selbst den Rabbinern und Muftis, auf einer anderen Insel; 3) eine fast unzugängliche oder Rückkehr erschwerende Insel für Verbrecher. — So wird man nach diesem Vorschlage, wenn er zur Wirklichkeit kommt, die besten und schlechtesten Menschen nur auf Inseln suchen müssen, und von den Inseln wird uns dann die Wärme der Naphthaquellen des ewigen Friedens kommen? In den heteroklitischen Ideen über die natürliche Begrenzung der europäischen Staaten 1796 sind die Ansichten des Vfs. bereits angedeutet, die er nach diesem Vorläufer weiter auszuführen gedenkt. — Ist denn, darf man fragen, Mensch, Volk und Staat in ihrem Daseyn nicht das Conglomerat aus physischen und moralischen Ursachen und Einflüssen? Ist es nicht auch die Gewohnheit in Menschen, Volk und Staat? Warum einseitig trennen, was vielseitig verbunden ist? Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Ansichten von der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung.* Herausgegeben von *Heinrich Rudolph Brinkmann*, Doctor der Rechte. Erster Band. Über den Werth des bürgerl. Gesetzbuchs der Franzosen.

Auch unter dem Titel:

Über den Werth des bürgerlichen Gesetzbuchs der Franzosen, mit besonderer Rücksicht auf die Schrift des Hn. Geh. Cab. Rath Rehberg über dasselbe, so wie auf unsere jetzigen Bedürfnisse in der Gesetzgebung. 1814. XIV u. 382 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Über den grosen Streit unserer Tage, welche Bedürfnisse in Ansehung der Legislation für Deutschland eigentlich vorhanden, und wie ihnen abzuhelfen, hat Rec. hier nicht zu urtheilen. *Des* Wortes bedarf es aber wohl, dass, falls die Doctrin sich über jene Bedürfnisse verbreiten will, sie nur dann Lob einernten wird, wenn sie entweder zur Aufklärung der allgemeinen Ansichten über die Einrichtungsart einer neuen Legislation, oder zur Prüfung einzelner Rechtsinstitute *wirkliche Beyträge* liefert. Danach läst sich aber, was der Vf. des vorliegenden Buches für jetzt in demselben gewollt und gethan hat, eigentlich nur negativ bestimmen. Über seinen *Willen* sagt er in der Vorrede: „es gezieme den Gelehrten gerade jetzt, wo sich eine Verbesserung unseres Rechtszustandes erwarten lasse, freymüthig über das Gute und Schlechte des französischen Rechts sich zu äussern; doch nur Wenige seyen, welche sich durch kleinliche Rücksichten nicht abhalten lassen, ihre Stimmen zu erheben; ihm, dem Vf., sey es um Wahrheit zu thun, und darum habe er bey dem Wunsche, den Staat mit den Bedürfnissen der Unterthanen bekannt zu machen, den gewöhnlichen Weg gänzlich verlassen müssen; es gelte einen Kampf gegen die Verkehrtheit, mit welcher man die Rechtswissenschaft fast allgemein behandle. — — — — Es habe übrigens nicht in seinem Plane gelegen, seine in diesem Buche ausgesprochenen Überzeugungen mit einer gewissen Ausführlichkeit zu begründen; die folgenden Bände werden umständlichere Entwickelungen enthalten." In dem Buche selbst heisst es nachher (S. 8): „sein Augenmerk werde er vorzugsweise dahin richten, was aus den einzelnen Theilen des Code brauchbar für uns werden könne, und welches die jetzigen Bedürfnisse in der Gesetzgebung seyen; indessen, weit entfernt, sich einem solchen Unternehmen in seiner ganzen Ausdehnung für gewachsen zu halten, genüge ihm schon der Gedanke, vielleicht einigen Nutzen stiften zu können; *zudem möge man bedenken, dass sich der Prüfung eines Gesetzbuches vielfache Seiten abgewinnen lassen, die aber, wenn Zeit und gewisse andere Rücksichten* (?) *nur einen gedrängten Aufsatz gestatten*, nicht sämmtlich beleuchtet werden können." Der Vf. will also bey der Prüfung des Code, mit Rücksicht auf unsere Bedürfnisse, nur die einzelnen Rechtsinstitute untersuchen, macht auch dabey, wie man nach den obigen Worten der Vorrede glauben sollte, zu etwas Ungewöhnlichem grosse Hoffnung, protestirt aber doch gar sehr, dass man etwas Erschöpfendes von ihm fodere; eine negative Bestimmung, bey welcher ihm allerdings ein guter Rückweg möglich ist, sobald Andere an sein Buch irgend einen positiven Anspruch machen wollen! — Und wie hat er nun seinen Plan ausgeführt? Wahrlich nicht anders, als *sex mille versus stans pede in uno!* Rec. muss dieses harte Urtheil über ein Buch fällen, in welchem nichts so bestimmt ausgesprochen ist, als der *Wunsch* des Streites gegen die Ansichten Anderer, und in welchem doch eigene neue Gedanken *so gar selten*, bedeutende neue Ideen *durchaus gar nicht* vorkommen; über ein Buch, in welchem man *nirgends* ein genaues Eindringen in das Wesen eines Rechtsinstitutes, *nirgends* ein Erheben zu einem höheren Standpuncte, wohl aber eine Zusammenstellung von Ideen des gemeinen Lebens findet, wie sie etwa in den Gesprächen der alltäglichsten Dilettanten vorkommen, eine Zusammenstellung, welche denn begreiflicher Weise bey wichtigen, gründlicher Forschung bedürfenden, Fragen weder zu einem bestimmten Resultate führen, noch auch nur Materialien zu einem solchen gewähren kann. Nur Einiges zum Belege dieser Behauptung! Die Bemerkungen über die *Rückanwendung des Rechts* stehen auf zwey bis drey Seiten. S. 32 — 34. Dort erfahren wir: „wenn auch der Vorwurf der Unbestimmtheit gegen den Art. 2 des C. N. gegründet sey, so sey doch damit nichts gegen den inneren Gehalt der übrigen Verfügungen des Code gesagt; eine behutsame Gesetzgebung werde sicher Mittel finden, um den aus der Einführung eines neuen Rechts etwa entstehenden Nachtheilen vorzubeugen; so habe auch *Bauer* Grundlinien zu einem transitorischen Gesetze vorzuziehen sich bemüht; werden daneben die früheren Arbeiten von *Chabot*, *Weber*, *Grol-*

man u. A. mit *Rehberg's* treffenden Bemerkungen verglichen, so sey es überflüssig, über diesen Punct weiter zu sprechen; freylich seyen bey Einführung neuer Rechte manche Rücksichten zu nehmen, allein man werde zu weit gehen, wenn man aus Ängstlichkeit, den Lebensplan des Einen oder des Anderen zu stören, eine wünschenswerthe Verbesserung des Rechtszustandes vermeiden wolle." — Man muss doch wahrlich sehr genügsam seyn, um sich mit einer solchen Betrachtung zufrieden zu stellen. — — Bey der gewöhnlichen Intestatsuccession wird das österreichische Recht (S. 228 u. f.) sehr scharf getadelt, weil nach demselben in manchen Fällen das Vermögen gar zu sehr zerstückelt, dadurch oft einer Mehrzahl von Menschen Hoffnung zu einer Erbschaft gemacht, und eine Menge von Processen erzeugt werden könne. Auf ähnliche Weise wird noch Einiges hinzugefügt, und die Materie (S. 233, 234) mit folgenden Worten geschlossen: „Keine der angeführten Erbordnungen (die römische, preussische u. s. f.) ist über den gegründeten Tadel auch nur in so weit erhaben, dass man sagen könnte, es liesse sich ohne grosse Schwierigkeit kein besseres Erbfolgesystem bilden. Sollte man sich da, wo eine neue Gesetzgebung eintreten wird, über eine neue Ordnung nicht vereinigen können: dann würde ich rathen, die im preuss. L. R. aufgestellte anzunehmen, weil sie *im Ganzen* vor allen übrigen Vorzüge hat, die leicht könnten nachgewiesen werden. Indessen wäre eine solche Annahme doch immer ein Nothbehelf." — — Bey den Bemerkungen über die Vermögensverhältnisse des Ehegatten besteht der Schluss in dem Wunsche des Vfs., „dass aus dem römischen, deutschen u. französischen Rechte ein übereinstimmendes Ganzes gebildet, und dabey die gerechten Ansprüche der Gläubiger und die Rechte der Frau an dem während der Ehe erworbenen Vermögen gehörig beachtet werden mögen; wobey denn die aufzustellende Regel, um nicht die Einheit zu stören, und eben dadurch manche Ungewissheit des Rechts herbeyzuführen, so beschaffen seyn müsse, dass sie für alle Stände passe." (S. 351.) — — Am bündigsten wird zum Schlusse auf drey Seiten die Lehre von der Verjährung und dem Besitze abgehandelt, ungefähr so, dass alles Bisherige in den Legislationen des gemeinen und des französischen Rechts dummes Zeug sey, und daher — etwas Besseres geschehen müsse. — Solche fromme Wünsche lassen sich denn freylich recht leicht aussprechen; es ist aber doch gar unangenehm, wenn man am Ende eines ganzen Buches sich fragen muss, ob man wohl *irgend* einen Nutzen daraus gezogen habe. Wahrlich, es mag auch in einem guten Buche manche allbekannte Wahrheit vorkommen, welche immer von Neuem gesagt zu werden verdient; aber der Schriftsteller, welcher gegen die Verkehrtheit Anderer kräftig auftreten will, darf nicht statt Sachen überall nur Worte geben. Kämpfen und Sprechen davon, dass man kämpfen wolle, sind zwey verschiedene Dinge. Darum hat denn auch der Vf. die Möglichkeit, dass irgend Jemand eine *Ideenvindication* gegen ihn anstellen werde, eine Möglichkeit, welche er selbst nennt, ohne sie zu befürchten (S. 154), in der That gar nicht zu besorgen. Er könnte sich gegen eine solche Klage gar wohl der *Einrede des gänzlich mangelnden Interesse*, als einer *processhindernden*, bedienen, und dabey hoffen, dass es zu einer Erörterung des: *excipiens non confitetur*, nicht kommen werde.

Der Ton übrigens, welchen er zuweilen gegen Hn. *Rehberg* angenommen hat (z. B. S. 5 die Schrift dieses Gelehrten erinnere an das alte Wort: *Tandem, vipera, sibilare desiste!*), sodann die halb versteckten Angriffe gegen Andere (z. B. S. 380 u. 381 gegen die Bearbeiter der Lehre von der Verjährung und vom Besitz), und endlich einige scandalöse, bey den Haaren herbeygezogene Anekdoten (z. B. S. 120. 194. 507) würden selbst dann eine ernsthafte Rüge verdienen, wenn der Vf. im Übrigen auf irgend einen Dank Anspruch machen könnte.

Das *nonum prematur in annum* möge man hintenansetzen, wenn man, wie *Thibaut* und *Savigny*, durch frühere Studien gereift, bey dringender Veranlassung ein ernsthaftes Wort schnell auszusprechen sich gedrungen fühlt. Hr. *Br.* aber hätte jenen Denkspruch nicht vergessen sollen; und wenn er dagegen einwenden will, dass er in künftigen Bänden seines Werkes seine Ideen weiter ausführen werde: so bestätigt er nur das Gutachten, — dass er einstweilen hätte schweigen mögen. H. J. M.

1) Ohne Angabe des Druckorts: *Rechtfertigungsschrift für den Herrn Doctor Ernst Horn*, k. preuss. Hofrath u. s. w. Nach den Acten verfasst von Hn. *Friedrich Bartels*, k. preuss. Justizcommissarius u. s. w. 1812. 146 S. 8. (18 Gr.)

2) Berlin, in Commission b. Salfeld: *Rechtfertigendes Erkenntniss des königl. preuss. Kammergerichts in der wider mich geführten Criminal-Untersuchung, als Darstellung der Verhältnisse zwischen mir und dem Herrn geh. Medicinalrath D. Kohlrausch.* Zum Besten der Charité-Krankenwärter-Unterstützungs-Casse herausgegeben von D. *Ernst Horn.* 1812. 138 S. 8. (12 Gr.)

Beide Schriften haben es mit einem Untersuchungsfall zu thun, welcher für den Juristen, den Arzt und den Moralisten Interesse hat.

Nach dem Tode des Geh. Raths *Fritze* ward Dr. *Horn* der einzige dirigirende Arzt der Charité in Berlin. *Hufeland* war zwar erster dirigirender Arzt, hinderte aber *Horns* so nöthiges Ansehen auf keine Weise, indem er seine Verfügungen nur durch *Horn* ausführen liess, durch welche zarte Rücksicht *Horns* Autorität nicht der mindeste Abbruch geschah. Ganz unerwartet wurde im Jahr 1810 das Anerbieten eines gewissen Dr. der Medicin, *Kohlrausch*, die nähere Aufsicht über die Abtheilungen der äusseren Kranken und des Accouchements in dem Charité-Krankenhause zu übernehmen, von der Section des Medicinalwesens angenommen, und bald darauf wurde auch Dr.

Kohlrausch Geh. Medicinalrath und Mitglied einer der Charité vorgesetzten Behörde. Also wurde der bey- und untergeordnete Arzt zugleich ein Vorgesetzter des Hofrath *Horn*, der mit Recht seine Ehre und sein Ansehen beeinträchtiget fand, und vergebliche Vorstellungen bey dem Ministerium des Inneren deshalb that. Rec. muss hier die Bemerkung einschalten, wie wichtig es sey, dass Staatsmänner sich bey Dienstbesetzungen des Einschubs möglichst und noch mehr der Collision in der Coordinirung und Subordination enthalten. Wollen sie auch das kränkende Gefühl gering achten, das den verdienten Mann bey erfahrener Hintenansetzung durch seine Lebenstage begleiten muss: so müssen sie doch beachten, wie viel der Dienst selbst durch solche leicht in Animosität ausartende Collisionen leiden muss.

Im gegenwärtigen Falle brachte es Dr. *Kohlrausch* so weit, dass Hofrath *Horn* dem Kammergericht zu einer förmlichen Untersuchung anheim fiel. Es wurde ihm Folgendes zur Last gelegt: 1) Amtsverletzung aus Eigennutz. 2) Vernachlässigung der technisch-medicinischen Polizey. 3) Verkehrte und grausame Behandlung der Gemüthskranken in der Irren-Anstalt, und dabey vorzüglich 4) das Verfahren gegen die nach Anwendung eines Mittels plötzlich verstorbene unverehelichte *T.*, welche Hofrath *Horn*, um sie vom Wahnsinn zu heilen, in einen bey der Charité gebräuchlichen Sack hatte stecken lassen.

Die Nichtigkeit aller dieser Anschuldigungen ist in beiden Schriften gründlich erörtert und dargethan, so dass vielmehr zu *Horns* Ehre seine Uneigennützigkeit, sein Diensteifer und manche Verbesserung der Charité-Anstalten an den Tag gekommen ist. Das Kammergericht sprach ihn unter dem 20 April 1812 völlig frey, und die Untersuchungskosten wurden niedergeschlagen, weil Dr. *Kohlrausch*, der die Untersuchung veranlasst hatte, zwar in dringendem Verdachte stand, nicht ohne Absicht, Vorsatz und besseres Wissen, Thatsachen entstellt und unrichtig vorgetragen zu haben, aber dieser Umstände doch nicht für überführt zu achten war. Was den plötzlichen Tod der Wahnsinnigen *T.* betrifft: so ist es juristisch nicht zweifelhaft, dass er nur durch eine in dem Körper selbst gelegene, und nicht durch eine äussere Ursache entstanden seyn müsse. Zweckmässigkeit der Heilmittel *in concreto*, bey dunkelen Fällen, wenn diese Mittel dabey sonst gewöhnlich sind, gehört nicht für die Beurtheilung des Forums, sondern in das nebelvolle Feld der ärztlichen Polemik. Für diese wollen wir noch etwas über den oben gedachten Fall anführen. L. T., 21 J. alt, von schwächlichem Körperbau, verfiel, als sie die Jahre der Mannbarkeit erreichte, in ein Fieber, das bald in Geisteszerrüttung überging, und wobey es ihr zur fixen Idee wurde, dass sie nicht kauen könne. Sie wurde von verschiedenen Ärzten verschieden behandelt. Wegen ihres anhaltenden heftigen Schreyens, verordnete ihr Hofrath *Horn*, als sie in die Charité gekommen war, ausser den inneren Mitteln, warme Bäder mit kalten Übergüssen, ein Haarseil im Nacken — und endlich den Sack. Dieser Sack war 5 Fuss 8 Zoll lang aus sogenannter Sackleinewand, und in der Rundung ausgedehnt, 16 Zoll im Durchmesser. Seine Bestimmung ist, durch Entfernung aller äusseren Gegenstände und des Lichts, die Wuth des Kranken zu mässigen. Er ist von so lockerem Gewebe, dass man die Gegenstände durch erkennen, auch ohne Beschwerde athmen kann; nur die Helligkeit wird benommen. In diesen Sack wurde die Kranke viermal, zweymal 1 Stunde, einmal 5 Stunden, das letzte Mal, als sie starb, 3 Stunden gesteckt. Sie hatte eben unbändig geschrieen, und schrie in dem Sacke fort, bis gegen 4 Uhr Nachmittags, wo sie verlangte von den Fesseln befreyet zu werden, und zu trinken foderte. Als man sie herausnahm, gab sie nur schwache Lebenszeichen von sich, und der herbeygerufene Wundarzt versuchte vergeblich, sie beym Leben zu erhalten. Nach mehrerer Kenner und unter anderen *Reils* Gutachten ist sie am Schlagfluss, nicht an Erstickung gestorben.

Ein von Rec. über unserem Fall befragter, als Schriftsteller und Praktiker rühmlich bekannter Arzt, hat sich folgendergestalt geäussert. „Die directe Beschuldigung des Dr. *Kohlrausch*, als ob Hofrath *Horn* jene Wahnsinnige durch das In den Sack stecken erstickt und somit getödtet habe, ist — sackgrob; obgleich die äusseren Erscheinungen für Manchen einen starken Zweifel gegen die Zweckmässigkeit dieses Heilmittels erregen können."

„Jene letzten Äusserungen der L. T. setzen doch ein *Intervallum lucidum*, einen — wenigstens für diesen Zeitraum wiedergekehrten richtigen Begriff von dem, was mit ihr vorgegangen war, voraus. Und sollte man denn nicht auch annehmen dürfen, dass Patientin diessmal die moralische Seite des Acts, „in einen Sack gesteckt worden zu seyn," mit der tiefsten Indignation empfunden habe? dadurch dermassen heftig moralisch tief ergriffen und furchtbar erschüttert worden sey, dass diess ihr ganzes Ich exaltirte, ihren schon längst abgemagerten, entkräfteten Körper, ihr depotenzirtes Gehirn von Neuem heftig angegriffen, ihren geringen Vorrath von disponibler Erregbarkeit durch das Entsetzen über ihre Lage und diese Behandlung plötzlich erschöpfte und ihren Tod beschleunigte? Da aber *Horns* Heilmethode und Anwendung des Sacks im Allgemeinen zu billigen ist: so wird derselbe mit Recht von der Anschuldigung, den Tod der T. durch Fahrlässigkeit veranlasst zu haben, frey gesprochen."

F. J.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Brose: *Ansichten über unseren gesellschaftlichen Zustand in seinem Umfange.* Nebst Vorschlägen zur inneren Vervollkommnung von *Karl Gotthelf Brose.* 1815. 360 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Mangel an fester Bestimmung, was der Vf. schreiben wollte, als er doch einmal über die drey wichtigen Gegenstände für den Menschen, über Recht,

Staat und Gesetzgebung, nicht bloss für die Schule, sondern auch für das Leben zu schreiben bewogen worden war; die aus diesem Mangel entsprungene vielfache Veränderung seines Vorhabens; das Gewahren, dass Alles auf das Innigste verschlungen sey, und dass er desswegen bewogen wurde, die Maximen unserer Sitten etwas näher darzustellen und mit Strenge zu prüfen (die Prüfung ist doch wohl der Darstellung vorhergegangen!), und dann endlich die Überzeugung, dass eine höhere gesellschaftliche Vervollkommnung des Menschen nur durch den bewirkten Einklang der Sitte mit den Gesetzen der Natur und Vernunft herbeygeführt werde, — all dieses Schwanken, dieses Auf- und Absteigen auf der Leiter seines Horoskops muss den Leser anfänglich wider den Vf. einnehmen, und die mehr als bescheidene Versicherung, kein ausgebildeter Philosoph und Anthropolog zu seyn, muss ihn darin befestigen. Allein Rec. liess sich dadurch nicht abhalten, das ganze Werk von Anfang bis zu Ende durchzulesen; er glaubte sich sogar dazu verpflichtet, da eine gewisse reine Gemüthlichkeit, eine gewisse Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, und eine nicht gemeine Belesenheit, wie auch logische Gedankenfolge und eine gewisse Anordnung des Werks, selbst ein sichtbares Streben, nicht Sclave der Meinungen Anderer zu seyn, auf vielen Seiten aussprachen. Zuerst machte sich Rec. deutlich, was denn eigentlich der Vf. mit seinem Werke bezwecken, ob er bloss den gesellschaftlichen, nicht bürgerlichen, oder diesen Zustand allein oder beide Zustände näher entwickeln, ob er die Vorschläge zur inneren Vervollkommnung bloss auf den Menschen, als solchen, oder auch auf den Menschen, als Bürger oder Staatsgenossen, oder auf ganze Staatsgesellschaften beziehen wollte. Da belehrte ihn schon die Inhalts-Anzeige, dass diese Ansichten und diese Vorschläge den Menschen ausser und in dem Staate, und zwar im Staate mit allen seinen politischen und religiösen Beziehungen darstellen sollten. Für diesen Umfang schien ihm das Werk zu klein, wenn es nicht durch blosse Aphorismen verkürzt würde; allein alle 3 Theile, worein es zerfällt: 1) ein von ihm sogenannter *philosophisch-anthropologischer*, der über die Natur des Menschen, über die Grundsätze menschlicher Handlungen und über die gesellschaftlichen Verhältnisse, 2) ein *historisch-kritischer*, der über den heutigen wirklichen Zustand des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, 3) *ein praktischer*, der über Vorschläge zur inneren Vervollkommnung unseres gesellschaftlichen Zustandes sein Wort giebt, sollten seyn und waren auch mehr, als Aphorismen. Dadurch ist es denn theils mangelhaft, theils ungleich geworden; jedoch davon würde man leicht wegsehen, wenn der Vf. dieses durch Höhe und Tiefe der Empfindungen und Begriffe, durch Neuheit der Ansichten, durch ergreifende Entwickelungen ersetzte. Von allem diesem aber ist wenig oder gar keine Spur. Das Sittengesetz, das er oft mit der Sitte verwechselt, entspringt nach ihm aus der Idee der sittlichen Vollkommenheit, die sich nur im Selbstbewusstseyn der Vernunft ausspricht. Dieses Gesetz gebietet dem Menschen, nach dem Vernunftbilde (Ideale) eines sinnlich vernünftigen Wesens zu streben. Alles Recht ist aus dem höheren Sittengesetze abzuleiten; die Gegenstände des Begehrens müssen durch das Gesetz der *Zweckmässigkeit* oder des *richtigen* Verhältnisses des Mittels zum Zwecke, durch das Gesetz *des Rechts* für menschliche Handlungen, und bey der Zweckmässigkeit durch das Gesetz des *Schönen* und *Anständigen*, bey dem Rechte durch das Gesetz der *Billigkeit*, und diese durch das sittliche *Gesetz des Wohlwollens* und der *Liebe* umfasst und geregelt seyn. Das Gesetz der Zweckmässigkeit bezieht er vorzüglich auf die Verwandtschaften oder häusliche Gesellschaft, ausschliesslich der herrlichen (*dominica*); das Gesetz des Anständigen und Angenehmen auf das Volk, das höhere Sittengesetz auf Völkerstämme. Das Gefühl der Lust und Unlust S. 14 verfährt nach Principien der Urtheilskraft, und ist vielleicht die Grundlage des Gesetzes der Zweckmässigkeit: doch verbessert er dieses S. 78, wo er die Urtheilskraft, wie auch Kant gethan habe, als Vermittlerin zwischen Verstand und Vernunft eintreten lässt. — So viel von dem *philosophisch-anthropologischen* Theile; von den beiden übrigen nur noch einige Beyspiele. Er empfiehlt die Häuslichkeit, und nicht lange danach schreibt er ihr die Entwöhnung von dem Umgange mit der Mutter Natur zu. S. 89 nennt er das Zeitalter ein egoistisch ausgeartetes, und S. 112 hat er eine zu gute Meinung davon, um es mit spöttischer Schilderung heimzusuchen. Die Sitte (*mores*) der heutigen Welt lässt sich nach ihm nicht rechtfertigen: denn sie ist nicht durch Mitwirkung weiser und guter Menschen, sondern offenbar durch das plötzliche Aufblühen der Künste und des Handels entstanden; viele Völker bestanden den Kampf gegen die Verkünstelung bis zum XVIII Jahrhundert, assen Morgens ihr Butterbrod, tranken ein Glas Wasser oder Milch. — Wie weit der Vf. die Grenze des Eifers gegen diese Unsitte ausdehne, kann man daraus beurtheilen, dass er ausser dem Tabaksrauchen, Kaffee und Brantweintrinken, auch den geschorenen Bart nicht ungerupft lässt. — Das deutsche *Brocardicum* sagt doch nur: wer den Kopf hat, hat auch den Bart.

Dk.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, in der dyk'schen Buchhandlung: *Die Religion Jesu.* Im katechetischen Unterrichte vorgetragen von *Ludwig Pflaum*, Pfarrer zu Helmbrechts im Baireuthischen. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1815. XXVIII u. 180 S. 8. (10 Gr.) Die erste Auflage erschien im J. 1802 u. noch in dem nämlichen Jahre erschien auch die zweyte Auflage.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Gotha, b. Becker: *Das Noth- und Hülfs-Büchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfes Mildheim.* Erster und zweyter Theil. *Neue verbesserte Ausgabe.* 1814. 912 S. 8. (Nebst 1 Bog. Sittentafel. (Schreibp. 3 Rthlr. Druckp. 20 gr.)

2) Ebendaselbst: *Mildheimisches Lieder-Buch von achthundert lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann.* Gesammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und ächter Tugend, die den Kopf nicht hängt, von *Rudolph Zacharias Becker.* Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1815. VIII u. 557 S. 8. (Schreibp. 1 Rthlr. 12 gr. Druckp. 12 Gr.)

Es sind nun beynahe 30 Jahre seit der ersten Erscheinung des *becker*'schen Noth- und Hülfs-Büchleins verflossen. Im J. 1788 ward es bekanntlich zum ersten Male gedruckt, und seitdem nicht nur in vielen Tausend Exemplaren rechtmäfsiger und unrechtmäfsiger Abdrücke, sondern auch durch Übersetzungen ins Ungarische, Böhmische, Lettische, Russische und Dänische verbreitet. Nur vom blinden Vorurtheile misstrauisch verworfen, fand es dagegen eine weit gröfsere Anzahl neu- und wifsbegieriger Leser und Leserinnen in allen Ständen, besonders im Bürger- und Bauern-Stande unter jungen und Erwachsenen, und Rec. selbst erinnert sich noch mit lebhafter Freude der belehrenden und angenehmen Stunden, welche auch ihm, gleich Gellert's Fabeln, die wiederholte Beschäftigung mit diesem Buche gewährte. Gewifs ist das Verdienst, welches sich Hr. Hofrath *Becker* durch die Ausarbeitung dieses trefflichen Volksbuchs erwarb, nicht gering. Das Noth- und Hülfs-Büchlein hat unstreitig zur Ausrottung vieler Vorurtheile, zur Dämpfung manches Aberglaubens, und zur Verbreitung der Aufklärung, oder, wenn diefs Wort jetzt anstöfsig scheinen sollte, zur Beförderung richtiger Einsichten und Kenntnisse und zur Weckung des Denkgeistes in den unteren Ständen Vieles beygetragen, und würde in dem jüngstverflossenen Jahrzehend noch mehr gewirkt haben, wenn nicht der unselige Krieg, welcher besonders auch dem Fortschreiten der unteren Stände in der Geistesbildung manche Hindernisse in den Weg stellte, nicht nur bey der älteren Generation, die blofs auf Leistung der unvermeidlichen Kriegslasten, auf Wiederherstellung der zerstörten Wohnungen und Geräthschaften bedacht seyn musste, und zum Theil den Sinn für andere wissenswerthe Gegenstände, aufser für die Ereignisse des Tages, fast verloren zu haben schien, hie und da dieses lehrreiche Buch in ziemliche Vergessenheit gebracht, sondern auch vielleicht bey der jüngeren Generation, deren Jugend in diese traurige Kriegsperiode fiel, die ihr zu wünschende Bekanntschaft mit diesem Buche erschwert, oder wohl ganz gehindert hätte. Selbst das bekannte herbe Schicksal, welches den verdienstvollen Vf. auf eine längere Zeit seinem Familien- und Wirkungs-Kreise entzog, hätte ohne Zweifel in mancher Hinsicht die weitere Verbreitung dieser Volksschrift beschränken können. Doch dieses ungünstige Geschick musste selbst Veranlassung geben, dafs dieses Buch in einer verbesserten Gestalt erschien, indem der Vf. während seiner Gefangenschaft eine neue Bearbeitung desselben vorzunehmen Musse fand. Schon die Erwägung der Umstände, unter welchen der patriotische Vf. dem deutschen Volke dieses erneuerte Geschenk weihte, kann ihm dasselbe werth und theuer machen, wenn es sich auch nicht durch seinen Inhalt und seine Form so dringend empföhle, als diefs wirklich der Fall ist. Mit Recht ist der Plan, welcher der ersten Auflage zum Grunde lag, auch in dieser neuen Ausgabe beybehalten worden, da der Zweck, welcher dadurch erreicht werden soll, derselbe blieb. Und diefs ist kein anderer, als den Landleuten eine praktische Anweisung zu ertheilen, wie sie möglichst vergnügt leben, auf eine erlaubte Weise zum Wohlstande gelangen, und sich in allerley Nothfällen des Lebens selbst helfen können. Nur ist bey den gegebenen Belehrungen in dieser neuen Ausgabe auf hieher gehörige neue Entdeckungen und Erfindungen durchgängig Rücksicht genommen, und es sind sowohl neue Abschnitte eingeschaltet, als auch bereits stehende Artikel zweckmäfsig erweitert und verbessert worden. So wird, um von dem Neuhinzugekommenen nur Einiges zu erwähnen, S. 85 gelehrt, wie man Kartoffeln mit Dampf sieden; S. 155 Syrup und Zucker, und S. 489 die rumfordsche Suppe u. s. w. bereiten kann. S. 462 werden die Schutzpocken mit den dazu nöthigen Belehrungen, und S. 448 Verhaltungsregeln bey dem sogenannten Nerven- oder Lazareth-Fieber u. a. m. empfohlen. Die älteren Holzschnitte sind mit neuen, zum Theil passenderen vertauscht, und dem Ganzen ist ein Sachregister beygefügt. Alle hier gegebenen Belehrungen, welche die Bedürfnisse des Landmanns, nach dem vom Vf. beabsichtigten Zwecke, in möglichster Vollständigkeit umfassen, sind so eingekleidet, dafs

der Leser keine Langeweile dabey fühlen wird; abstracte Ausdrücke sind sorgfältig vermieden, und Alles ist in einer angenehmen und fasslichen Sprache vorgetragen: so dass Rec. unter allen deutschen Volksschriftstellern, außer dem verstorbenen *Salzmann*, fast keinen kennt, der den rechten Ton so gut zu treffen weiss, als der Vf. des Noth- und Hülfs-Büchleins. Bey aller dieser Popularitat ist doch aber auch der Vortrag edel und der Würde einer, die Volksbildung bezweckenden Schrift angemessen. Nur den Schinder, S. 32 u. f., würde Rec. in den, ihm weniger anstössig scheinenden Abdecker verwandelt, und das Testament des Hn. *v. Mildheim* (S. 36) würde er, unbeschadet des Curialstils, im welchem es der Vf. abzufassen für gut fand, nicht im Namen *Gottes* des Vaters, *Gottes* des Sohnes, und *Gottes* des heil. Geistes, sondern nur im Namen *Gottes* des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes abgefasst haben: denn die dreymalige Wiederholung des Wortes *Gott*, welche auch jetzt viele, dem Curialstil übrigens noch treu bleibende Juristen weglassen, kann und muss, selbst nach der Behauptung unverdächtiger Theologen, unter welchen Rec. nur den sel. *Rosenmüller* nennt, die irrige Meinung begünstigen, als ob drey Götter wären: eine Meinung, die wenigstens nicht so leicht gefolgert werden kann, wenn in dieser Formel, der Bibel gemäss, das Wort *Gott* nur ein Mal vorkommt. Möge nun dieses nützliche Buch, welches den Landleuten und dem Bürgerstande, besonders in Landstädten, recht sehr empfohlen zu werden verdient, viele aufmerksame Leser finden, welche auch danach thun. Man hat in unseren Tagen, um der verfallenen Religiosität aufzuhelfen, auch in mehreren Orten Deutschlands angefangen, nach dem Vorgange der Engländer, Bibelgesellschaften zu stiften. Rec. wünscht diesen Anstalten nicht nur von ganzem Herzen einen erwünschten Fortgang, sondern noch mehr, dass der dabey beabsichtigte Zweck, wirkliche Beförderung eines ächt-religiösen Sinnes, nicht verfehlt werden möge. Aber aus mehreren Gründen möchte er wünschen, dass man auf ähnliche Weise das Noth- und Hülfs-Büchlein den weniger bemittelten Landleuten in die Hände zu bringen suchte.

Das *mildheim'sche Liederbuch* (No. 2) erschien im J. 1792 zum ersten Male. In dieser neuen Ausgabe ist es aber bedeutend vermehrt worden. Die hier befindlichen 800 Gesänge sind unter vier Abschnitte gebracht: 1) Die Natur außer und um den Menschen und ihre Herrlichkeit. Fast jede einzelne Naturerscheinung und jeder Naturgegenstand (auch die Farben) werden hier besungen. 2) Der Mensch nach seinem Lebenszwecke, seinen Eigenschaften, Pflichten und Tugenden, verschiedenen Geschlechtern und Altersstufen und mancherley Lagen des Gemüths und Lebens. Hier findet man unter anderen Lieder über Sinne, Seele, einzelne Seelenvermögen u. s. w. 3) Der Mensch im häuslichen und gesellschaftlichen Leben. Hier wird nicht nur die Liebe und der Ehestand besungen, sondern man findet auch Tafel-, Trink-, Tanz-, Sonntags-, Kirmess-, Hochzeit-, Kindtaufs-, Geburtstags- und andere Lieder, Gesänge beym Vogel- und Scheiben-Schiessen u. v. a. 4) Der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft nach den verschiedenen Ständen, Geschäften und Gewerben. Auch sogar Lieder für Bettelleute sind nicht vergessen. Diese würde jedoch Rec. entweder ganz weggelassen, oder wenigstens den anstössigen Namen Bettelleute in einen weniger anstössigen verwandelt haben. Mit Blicken jenseit des Grabes wird diese letzte Rubrik geschlossen. In der beygefügten Angabe der Dichter, deren Arbeiten hier aufgenommen wurden, findet man fast alle Namen unserer anerkannten Dichter und Dichterinnen von A bis Z; doch kommen auch weniger berühmte Namen vor, deren Arbeiten übrigens ihres Platzes nicht unwerth waren. Nur zuweilen schien es uns, was auch wohl bey keiner solchen vollständigen Liedersammlung ganz zu vermeiden ist, als ob der Herausgeber, um manche specielle Rubrik, die nun einmal besetzt werden sollte, auszufüllen, entweder ein mittelmäsiges Lied oder ein solches Gedicht aufzunehmen veranlasst wurde, dessen Vf., wenn er es singen hörte, vielleicht, wie einst Mozart, als er ein Stück aus einer seiner Opern in einer Messe aufführen hörte, geäussert haben soll: „Für dich, lieber Herr Gott, hab' ich das nicht gemacht," auch sagen dürfte: Als Volkslied hab' ich das nicht gedichtet. Diese Bemerkung scheint uns besonders von den Gedichten, deren Inhalt blosse Erzählung ist, wie No. 77: „Gestern Abend ging ich aus u. s. w.", „No. 266: „Gott grüss euch Alter u. s. w.", und No. 259: „Jüngst, als ich in der Blüthenzeit u. s. w.", zu gelten. Eben so wenig, als sich *Gellerts* bekannte herrliche Erzählung: *Um das Rhinoceros zu sehn* u. s. w., wenn sie auch strophenartig und in einem weniger freyen Metrum gearbeitet wäre, zum Volksgesange eignen dürfte, eben so wenig scheinen sich jene, übrigens schönen Gedichte zu Volksgesängen ganz zu eignen. Denn ein Volkslied soll, nach unserem Dafürhalten, nicht sowohl fremde, als vielmehr eigene Gefühle aussprechen. Doch über den Begriff eines Liedes überhaupt, und eines Volksliedes insbesondere, sind unsere Ästhetiker noch nicht im Klaren; und im *mildheim. Liederbuch* trifft man dergleichen Gedichte, gegen welche sich diese kleine Ausstellung machen liesse, nur wenige: die meisten entsprechen mehr oder weniger ihrem Zwecke, den *Erwachsenen* im Volke (freylich nicht ohne Auswahl der *Schul-Jugend*, für welche auch Hr. B. dieses Buch nicht bestimmte) einen anziehenden und unschuldigen Stoff zum fröhlichen und erheiternden Gesange darzubieten. Einige von den hier aufgenommenen Liedern stehen auch schon in neueren Kirchen-Gesangbüchern, wie No. 152. 153. 250 u. e. a. Andere, welche Rec. sich nicht erinnert, in neuen Gesangbüchern bemerkt zu haben, dürften sich zur Aufnahme darin eignen, wie No. 244: *Noch strahlt die liebe Sonne* u. s. w., von dem zu früh verstorbenen wirtemberg. Hauptmann *K. Ph. von Lohbauer* verfasst, welches auch nach einigen Kirchenmelodieen, als: Valet will ich dir geben, und anderen gesungen werden kann; No. 247: *Hoffnung leiht den Wünschen Flügel* (nach der Melodie: Alles ist an Gottes Segen u. s. w.) vom

Canonicus *Fr. von Ludwig*; 393: *Rings von stiller Pflicht umgeben* u. s. w. (nach der Mel.: Gott des Himmels und der Erde u. s. w.) von *v. Halem* verfasst. Um desswillen glauben wir auch, die Herausgeber neuer Kirchengesangbücher auf das mildh. Liederbuch aufmerksam machen zu müssen. Manches, für seinen Zweck nicht unbrauchbare Lied würde Hr. *B.* unter anderen noch in *Joh. Christoph Heise's* kleiner Liedersammlung für Bürgerschulen, 2te Auflage (Hamburg 1802), z. B. S. 210 ein Lied für Strickerinnen; in (*Weingärtner's*) Liederlese für die Jugend zur Ermunterung zur Tugend, zum Fleiss und zur Beförderung ihres Frohsinns (Altenb. 1804); in den *Starke'schen* Liedern und in verschiedenen neuen Sammlungen sogenannter Freymaurerlieder gefunden haben. Ungern vermisst Rec. das bekannte *Stubenrauch'sche* Lied: *Nutzt das Leben weise* u. s. w.; *die drey Rosen: Vom Schoosse der Natur liess Gott* u. s. w. von *v. Baggesen*; das (wenn Rec. nicht irrt, *Hermes'sche*) Morgenlied: *Wie lieblich winkt sie mir, die sanfte Morgenröthe* u. s. w.; die Elegie von *Salis*: *Das Grab ist tief und stille*; einige gemüthvolle Lieder von dem im vorigen Jahre in Rom verst., talentvollen jungen Liefländer, *Karl Grass*, besonders dessen Lied beym Wechsel des Jahres: *Rastlos eilend fernen sich* u. s. w. (vgl. Sonntagsstunde, Lpz. b. Göschen, 2tes St.): wie wir denn überhaupt glauben, dass dieses Liederbuch gewonnen haben würde, wenn der Herausg. sein Augenmerk weniger auf manche so ganz specielle Gegenstände und Verhältnisse gerichtet, und dafür lieber eine grössere Anzahl Lieder allgemeineres Inhalts aufgenommen hätte. — Wenn die Angabe richtig ist, dass *K. F. v. Stammford* das, auch in mehrere kirchliche Gesangbücher aufgenommene Lied: *Es lebt ein Gott, der Menschen liebt* u. s. w., verfasst hat: so dankt Rec. dem Herausg. für diese Notiz im Namen der Freunde der Liederliteratur, weil dieses Lied gewöhnlich anderen Dichtern, z. B. *Lavater*, oder einem der Gebrüder *v. Stollberg*, zugeschrieben wird. Als Verfasserin von No. 739: *Ruhig ist des Todes Schlummer* u. s. w., nennt der Herausg. *Emilie v. Berlepsch.* Allein Rec. erinnert sich bey der Todesanzeige der im J. 1808 verstorbenen Professorin zu Göttingen, *Emilie Spangenberg*, geb. *Wehrs*, diese Dichterin als Vfn. aufgeführt gefunden zu haben. Doch mag er nicht entscheiden, welche Angabe die richtige sey: denn er selbst hat oft in Gesangbüchern und anderen Sammlungen seinen Namen unter Liedern, die einem anderen Vf. zugehörten, und den Namen eines anderen Vfs. unter seinen Versuchen gefunden. Desto mehr Freude macht es ihm aber, selbst durch den würdigen Vf. des so allgemein beliebten Grabgesanges: *Wie sie so sanft ruhn* u. s. w. (No. 795), in den Stand gesetzt zu seyn, einen so häufig vorkommenden und auch in dem mildh. Liederb. wiederholten Irrthum zu berichtigen, nach welchem *Klopstock* Vf. dieses Liedes seyn soll, da es jedoch von dem auch durch eine Sammlung lateinischer Gedichte als geschmackvollen und mit Recht gekrönten Dichter rühmlichst bekannten Prof. der Rechte auf der Universität zu Leipzig, Dr. *Aug. Cornel. Stockmann*, herrührt. Dieses Lied erschien zuerst in dem b. Schwickert im J. 1780 herausgekommenen Musenalmanach, welchen Hr. D. *Stockmann* damals redigirte. Der tiefe Eindruck, welchen dieser treffliche und gemüthvolle Gesang, besonders in der ihm von *Neese* gegebenen Melodie, macht, lässt auf den Werth der übrigen poetischen Arbeiten seines Vfs. schliessen. Daher vereinigt auch Rec. mit mehreren anderen Freunden der Dichtkunst seine Bitte, dass Hr. D. *Stockmann* bald mit einer Sammlung seiner zerstreueten und vielleicht noch ungedruckten deutschen Gedichte dem deutschen Publicum, dessen Ohr dem mehr als jämmerlichen Klingklang mancher neueren mystischen Dichterlinge keinen Geschmack abzugewinnen vermag, ein erfreuendes Geschenk machen möge. — Von den, dem Herausg. unbekannt gebliebenen Vff. kann Rec. nur einige namhaft machen. No. 152: *Himmel, Erde, Luft und Meer* u. s. w., wird in verschiedenen Gesangbüchern, welche zum Theil bey Angabe der Vff. selbst den, in diesem Zweige der Literatur am meisten bewanderten Prediger *Rube* zu Rathe zogen, dem, im J. 1802 zu Gränzhof in Curland verstorbenen, edlen Propst *Christoph Fried. Neander*; No. 240: *Wohl dem, der richtig wandelt* u. s. w., dem, im J. 1782 als Prediger an der Marieenkirche zu Berlin verst. M. *Joh. Dav. Bruhn*; No. 267: *Wenn Menschen streben* u. s. w., *J. A. Cramer'n* zugeeignet. Von No. 316: *Mädchen, wollt ihr artig seyn* u. s. w., ist wohl der bekannte unglückliche *Eulog. Schneider*; von dem so allgemein beliebten Volksliede, das der berühmte *v. Lichtenstein*, wie er in seiner Reisebeschreibung erzählt, sogar von malayischen und Hottentotten-Zügen in dem Inneren Afrika's, nach *Nägeli's*-Melodie, singen hörte: *Freut euch des Lebens* u. s. w. (No. 415), *Martin Usteri* in der Schweiz, und von No. 450: *In diesen heilgen Hallen* u. s. w., *Schikaneder* Vf. — Rec. wünscht, dass auch das mildh. Liederbuch den unschuldigen Freudengenuss des Volks, den es bezweckt, und wozu es im Ganzen sehr wohl geeignet ist, befördern und so die darauf verwandte Mühe des würdigen Herausgebers lohnen möge.

4. z.

Wien, ohne Angabe des Verlegers: *Die Gesellschaft Jesu als universellhistorische Erscheinung;* mit vorausgehenden Betrachtungen über Religion, Volksbildung und Reformation, nebst einer *Übersetzung der geheimen Vorschriften des Ordens.* 1815. Text 178 S. Übersetzung 34 S. 8.

Obgleich der Vf. diesen Gegenstand als eine universalhistorische Erscheinung angiebt: so gehört die Abhandlung doch nicht der Geschichte, sondern der Staatswissenschaft an, theils wegen der vorausgehenden Betrachtungen über Religion, Volksbildung, Hierarchie und Reformation, die den grössten Theil des Textes einnehmen, theils aber auch wegen der Folgen, die er für die Staaten aus dieser Erscheinung ableitet. Wir glauben, dass dieses Werk wirklich aus den Pressen Wiens, und aus dem Manuscripte eines

zwar redlichen, aber nicht recht ausgebildeten Mannes hervorging; Sprache, Vortrag, und die Sache verrathen es. Die Sprache ist nicht rein, der Vortrag ungleich, hart und nicht edel (z. B. S. 12 und S. 57: „Alles soll in der Religion zusammenhalten, als sey es mit Fassreifen zusammengehalten; die Päpste folgten dem frommen Glauben und ihrer Herrschsucht, da das einmal fertige Böttigerwerk stark genug für Gewalt zur Erhaltung war," — dieses Bild hat der Vf. wahrscheinlich aus der englischen Zeitung entlehnt, die nach der Eroberung von Paris die Alliirten ermahnte, um Frankreich Reife zu schlagen, damit die gährende Masse sich in sich auflöse!); und die Sache ist ohne festen Gesichtspunct, neu in alten, unbekannt in neuen Dingen, voll Reminiscenzen, die oft wunderbar zusammentreffen, z. B.: Kant und von Dohm wollen (S. 11), der Staat soll sich um die Religion nicht mehr bekümmern. — Der Vf. meint es gut, und ist auch wohl unbefangen genug, sich von manchen Fesseln frey zu erhalten. So kennt er nur eine Religion, die ganz Sittlichkeit, nur eine Volksbildung, die ganz Liebe, nur ein Leben der Hierarchie, das nur in Zeiten unausgebildeter Menschen gedeihlich, nur eine Stütze der Hierarchie, die die öffentliche Meinung, nur eine Reformation, die der Kampf des Rechts mit der Gewalt, der Wahrheit mit dem Wahne ist und war. Allein in die Tiefe drang er nicht, und wenn er so weit geht, dass er S. 23 den zum Himmel zu betretenden Weg wegen der heillosen, dabey möglichen Ungerechtigkeit nicht vorgeschrieben wissen will (diesem nach würde er die Menschenfresserey der Wilden wohl als eine unantastbare Landesaccise ansehen): so glaubt er doch, S. 62, dass der Papst *intensive* an seiner Macht (auch nicht durch Febronius Lehre, dass der Papst der erste Bischof unter Gleichen sey?) nichts verloren habe und verlieren könne, wohl aber *extensive*. Von seinem Thema scheint er nicht ganz ergriffen gewesen zu seyn, da er die Geschichte der Reformation sehr oberflächlich, und sogar dabey die Entstehung der neuen Taktik und der Disciplin, und endlich die Geschichte der Entstehung des Jesuiter-Ordens nicht einmal so gründlich, wie *Wolf*, vorträgt; übrigens geben wir ihm darin Recht, dass von der Wiederherstellung eines Ordens, gegen den sich die Stimme des Zeitgeistes so mächtig schon bey seiner Aufhebung erklärt hat, nicht viel mehr zu fürchten sey, obschon wir den Papst wegen dieser Wiederherstellung, auch selbst, wenn sie nur eine kanonische Fortdauer wäre, nicht mit ihm rechtfertigen mögen. Die Übersetzung der längst bekannten *Secreta Monita S. J.* ist mittelmässig.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Verhaft(ung) und Befreyung der hundert Einwohner Lüneburgs* im Monat April 1813. von *A. E. Wedekind.* 1815. 40 S. 8. (5 Gr.)

Der Ertrag aus dem Verkaufe dieser Schrift ist zu dem vorgeschlagenen Denkmal der Rettung Lüneburgs am 2 April 1813 bestimmt, und in dieser Hinsicht ist sie selbst der Aufmerksamkeit mehr werth, als in Hinsicht des Inhalts, der nur als eine flüchtige Skizze von meistens bekannten Thatsachen angesehen werden kann. Der Vf. hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten, das Schreiben der Verhafteten, das in dem Hause des Prof. *Görges* am 9 April vernichtet werden musste, mitzutheilen. Eine Note (die Note 5) scheint sogar von der Censur gestrichen. Der Auszug aus einem lüneburger Schreibkalender über die Begebenheiten der Zeit hätte entweder wegbleiben, oder nicht bloss dürres Gerippe seyn sollen.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Dresden*, b. Walther: *Über die Zulässigkeit und Einrichtung öffentlicher Hurenhäuser*, in grossen Städten von *Joh. Daniel Merbach*, Senator und Mitg. des Stadtpolizey-Collegiums zu Dresden. 1815. 32 S. 8. (6 Gr.)

Es ist bey der allgemeinen Verflüchtigung des moralischen Sinnes erfreulich, dass ein Mitglied eines ansehnlichen Polizey-Collegiums die für die Gestattung öffentlicher Hurenhäuser aufgestellten Gründe unbefangen prüft, und es entwürdigend für die Menschennatur findet, wenn der Staat sein Verfahren gegen die Lustdirnen und deren Gebrauch bloss auf medicinisch-polizeyliche Massregeln beschränkt, und nicht zugleich in seinen Gesetzen und Einrichtungen, jederzeit Achtung für Tugend und Verachtung und Abneigung gegen das Laster ausspricht. Er will daher bey aller Nachsicht, die er gegen den Concubinat und das Stuprum hat, so lange kein Anstand beleidigt, das Land nicht mit verlassenen Weibern und Kindern bevölkert, und keine Ansteckung verbreitet wird, keine Bordelle geduldet wissen, sondern schlägt, wenn Arbeit und Zwangsarbeiten in verschiedenen Abstufungen nichts fruchten, Hurenhäuser als Polizeyinstitute und Pranger öffentlicher Schande vor, aus denen der Weg gerade ins Zuchthaus gehen müsse. — Rec. stimmt dem Vf. mit voller Überzeugung bey. Nichts kann dem Staate mehr schaden, als moralischer Indifferentismus, der das Familienleben und so die Wurzel des Staats untergräbt.

Dk.

Vermischte Schriften. *Gotha*, b. Ettinger: *Gothaischer Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr* 1815. 111 S. (18 Gr.)

Ausser dem gewöhnlichen Kalender, genealogischen Verzeichniss, und sonst hergebrachten Inhalt befinden sich in diesem Taschenbuch kleine Aufsätze *über Riesengeschöpfe der Vorzeit, die Jahreszeiten*, und *Denkmäler in Indien*, 1 und 3 aus Reisebeschreibungen und anderen neueren Werken zusammengetragen. Am interessantesten, obwohl nicht neu, ist, was über die Jahreszeiten gesagt wird, wo auf die Bedeutung derselben im Cyclus jedes Lebens, jedes Tages, Rücksicht genommen, und unter anderen der Morgen recht glücklich der Frühling des Tages genannt wird; in blosses Spiel des Witzes aber, und noch dazu in kein treffendes, artet die Vergleichung da uns, wo sie sich über den April verbreitet. Noch enthält der Almanach eine Chronik der J. 1813 und 1814 (bis Ende Juny). Er ist mit den Bildnissen von Helden und Fürsten unserer Zeit geschmückt; die übrigen Kupferchen sagen wenig.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

MATHEMATIK.

1) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Leitfaden für einen heuristischen Schulunterricht über die allgemeine Grössenlehre, Elementargeometrie, ebene Trigonometrie, gemeine Algebra und die apollonischen Kegelschnitte.* Von *Joh. Andr. Matthias*, Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. 1815. VI u. 160 S. gr. 8. Mit zwey Kupfertafeln. (16 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Erläuterungen zu dem Leitfaden für einen heuristischen Schulunterricht* u. s. w. von *Joh. Andr. Matthias*. Erste Abtheilung, *die Elemente der allgemeinen Grössenlehre.* 1814. XLVIII u. 236 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Hr. *M.*, den wir schon früher (J. A. L. Z. 1811. No. 263) als einen denkenden, mit dem Geiste der wahren Lehrmethode vertrauten Schriftsteller kennen gelernt haben, liefert auch hier wieder ein für den mathematischen Unterricht höchst brauchbares Werk. Er verbindet mit der nöthigen Sachkenntniss die Gabe eines guten heuristischen Vortrags. Da das Lehren einer strengen Wissenschaft, zumal der Mathematik, ein naturgemässes Entwickeln der Wahrheiten *aus eigener Kraft des Schülers* unter Anleitung des Lehrers seyn soll; nicht aber ein mechanisches Erlernen der von dem Lehrer ausgesprochenen Sätze: so müssen wir es sehr billigen, dass Hr. *M.* den *Leitfaden* zum Studium der Mathesis von der wirklichen *Ausführung* dieses Studiums getrennt hat. Jener (No. 1) setzt die Elemente der gemeinen Arithmetik voraus, und enthält das Wichtigste der oben auf dem Titel genannten Wissenschaften in gedrängter Kürze. Er giebt dem Schüler einen systematischen Überblick der Elementarlehren der reinen Mathematik. Die Auflösungen der Aufgaben sind nicht ausgeführt, sondern nur angedeutet. Der Schüler muss, unter Anleitung des Lehrers, dieselben selbst erfinden. Eben so ist es mit den Beweisen dieser Sätze und der Theoreme. Auch diese dürfen dem Schüler nicht, gleichsam von Aussen, beygebracht werden, sondern er selbst soll sie, aus eigener Kraft, nach und nach erfinden. Auf diese Weise werden die Schüler gleichsam die Erfinder und Schöpfer der mathematischen Wahrheiten. Wie höchst wohlthätig dieses auf ihre Geistesbildung sowohl, als selbst auf ihre Lernbegierde wirke, leuchtet jedem Sachverständigen von selbst ein. Durch des Vfs. höchst gedrängten Vortrag wird es begreiflich, wie der *Leitfaden* auf 160 Seiten das Wichtigste der allgemeinen Grössenlehre, Geometrie, Trigonometrie, Algebra und der Kegelschnitte, in lückenloser Folge, enthalten kann.

Die *Erläuterungen* (No. 2) beginnen mit einer (3 Bogen) langen, hin und wieder etwas gedehnten, aber doch im Ganzen recht gut geschriebenen Vorrede. Sie ist eine Abhandlung über die mathematische Lehrmethode überhaupt, und über den Vortrag ihrer einzelnen Theile. Auch wird das Verhältniss des Leitfadens zum Schüler, und der Erläuterungen zum Lehrer darin mit vieler Klarheit aus einander gesetzt. Sie verdient von jedem Lehrer, der noch nicht mit dem Geiste des mathematischen Vortrags vollkommen vertraut ist, wohl beherzigt zu werden. Die Erläuterungen selbst sind ausschliesslich für den Lehrer bestimmt. In ihnen werden die §§. des Leitfadens Schritt vor Schritt erläutert, und der Lehrer findet hier hinreichenden Stoff für seine Vorlesungen. Wir haben das Meiste der Schrift sehr aufmerksam durchgelesen, und, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, nichts gefunden, was eine ernstliche Rüge verdiente; ja, es traf sich nicht selten, dass Hn. *M's.* Vortrag mit dem uns schon seit vielen Jahren eigenthümlichen aufs Vollkommenste übereinstimmte. Ausserdem haben wir sehr zweckmässig gefunden, dass diese Erläuterungen häufig mit kurzen *literarischen* und *geschichtlichen* Notizen durchwebt sind. Ihr Nutzen für Lehrer und Schüler springt von selbst in die Augen.

So sehr wir nun mit dem Plane des Vfs. und dessen Ausführung einverstanden sind: so möchte man von mehreren Orten her folgenden Einwurf gegen diese Methode vernehmen: Der talentvolle und fleissige Schüler macht nach jedem guten Compendium, unter Anleitung eines verständigen Lehrers, schnelle und sichere Fortschritte; der geistesarme und träge Lehrling dagegen wird auch nach dieser Methode zurückbleiben. — Es ist wahr, dass es bey dem Unterricht vorzüglich auf den Verstand und Willen des Schülers ankomme; aber eben so ausgemacht bleibt es, dass auf die Fortschritte der Zöglinge die Methode des Vortrags einen äusserst wichtigen Einfluss habe. Wer mit Fähigkeit auch Fleiss verbindet, muss, nach der guten Methode geleitet, einen raschen und sicheren Fortgang machen, indess ein verkehrter, geistloser Lehrplan auch dem guten Kopfe, mit dem besten Willen, mehr hinderlich als förderlich ist. Das Genie öffnet sich endlich selbst seine Bahn; allein die Mehrzahl der Schüler wird abgeschreckt, und bleibt weit hinter dem Mittelmässigen zurück. Möchte doch zum Besten des jugendlichen Geistes, und des gründ-

lichen Denkens überhaupt, die geistige Lehrmethode die mechanisch-praktische immer mehr aus den Schulen verdrängen; und möchten sich nach dieser nützlichen Schrift, deren Vollendung wir aufrichtig wünschen, recht viele tüchtige Lehrer bilden!

1) München, im königl. Central-Schulbücher-Verlage: *Kurze Anleitung zur Rechenkunst für die Schulen im Königreiche Baiern.* 5te Auflage. 1815. IV u. 178 S. 8. (12 Kr.)

2) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Rechenbuch zur Erleichterung des Unterrichts für Lehrer, besonders zum Gebrauche in Schulen*, von *J. D. Dessmann*, Lehrer an der halleschen Hauptschule. 1814. IV u. 128 S. 8. (9 Gr.)

3) Altona, b. Hammerich: 72 *Aufgaben aus Kroymanns Übungen des Witzes und Nachdenkens, mit Auflösungen von Schülern, die nach der pestalozzischen Methode im Rechnen unterrichtet werden.* Ein Beytrag zum Kopfrechnen, von *Peter Jung Peters.* 1812. VIII u. 56 S. 8. (4 Gr.)

4) Hersfeld, b. Mohr: *Versuch einer festen philosophischen Bestimmung der ersten Vorstellungen und Grundbegriffe der Grössenlehre, insbesondere des Begriffs von der discreten Grösse, mit einer tabellarischen Übersicht der Grössen*, von *H. W. Kraushaar*, Lehrer am Gymnasium zu Hersfeld. 1814. X u. 37 S. gr. 8. (5 Gr.)

No. 1 verdient als ein recht brauchbares praktisches Rechenbuch für den öffentlichen Unterricht empfohlen zu werden. Der Vf. scheint Hr. *Joh. Nep. Holzapfel* zu seyn, welcher auch eine grössere Anleitung zur Rechenkunst für Schulen und Lehrer im Königreiche Baiern herausgegeben hat. Die kurze Vorrede giebt recht brauchbare Winke für den Lehrer, und zeigt, dass der Vf. sich den Geist der besseren Lehrmethode wohl angeeignet hat. Das Schriftchen enthält, nach den allgemeinen Vorbegriffen, die vier Rechnungsoperationen in reinen und in benannten Zahlen, die Lehre von den gemeinen Brüchen, die Regel Detri und die reesische Regel. Es ist in Frag' und Antwort abgefasst, und wir fanden den Vortrag im Allgemeinen fasslich und streng. Doch fehlt es hie und da an scharfer Bestimmung der Begriffe. Gleich auf die erste Frage: Was heisst Rechnen? wird geantwortet: Rechnen heisst, mit Hülfe bekannter Zahlen unbekannte finden. Hier fehlt der nöthige Beysatz, dass die zu findende unbekannte Zahl einem bestimmten Zwecke entsprechen soll. Denn sonst würde jedes planlose Auffinden einer unbekannten Zahl aus bekannten Zahlen schon Rechnen heissen, was doch nicht seyn darf. — Bey Erklärung der Zahl überhaupt vermissen wir die für den Anfänger sehr wichtige Bemerkung, dass man sich unter den Zahlen *drey*, *sieben*, *zwölf* u. s. f. wohl *gleichartige*, jedoch hier noch *unbestimmte* Einheiten zu denken hat. — Bey Erklärung unseres Decimalsystems der Zahlen sollte das *Willkührliche* des Zählens auf Zehn mehr herausgestellt seyn, damit der erste Grund unserer Rechenkunst dem Anfänger recht klar werde. — Auf die Fragen: Wie werden die Zahlen grösser oder kleiner? folgen im 2 Abschnitte die Antworten: Durchs Addiren und Multipliciren, durch Subtrahiren und Dividiren, ohne dass erklärt wäre, welchen Sinn diese Worte eigentlich haben. Der gründliche Lehrer mache es sich zur strengen Pflicht, zuerst die Sache und dann erst das Wort zu lehren. — Bey den Regeln der Subtraction (S. 33) ist von dem Falle keine Erwähnung geschehen, wenn über eine oder mehrere Nullen geborgt werden muss. Eben diesen Mangel an Vollständigkeit müssen wir bey den Regeln zur Multiplication rügen (S. 47). Auch die Erklärung der Division (S. 60): Dividiren heisst, mit Hülfe bekannter Zahlen eine solche unbekannte finden, die in einer so oft abgezogenen enthalten ist, als es die andere zulässt, ist unvollständig und dunkel. — Die Lehre von den gemeinen Brüchen ist im Allgemeinen befriedigender. Doch fehlen auch hier öfters die Beweise, wo sie doch nicht allzuschwer für die Schüler seyn würden; z. B. über die Regeln zur Multiplication und Division eines Bruchs durch einen Bruch. — Die Regel Detri ist ebenfalls nur praktisch, ohne Einsicht in die Gründe des Verfahrens, vorgetragen. Da auch, ohne die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen, diese so wichtige Rechnung auf die Multiplication und Division mit Überzeugung gegründet werden kann: so können wir diese bloss mechanische Behandlung derselben nicht billigen. — Auf ähnliche Weise ist auch die Kettenregel durchgeführt. — In der Hand eines geschickten Lehrers, der die hier bemerkten Mängel gehörig zu verbessern weiss, verdient das kleine Buch, vorzüglich wegen zweckmässiger Auswahl von praktischen Beyspielen, die beste Empfehlung.

No. 2 macht auf den Namen eines theoretisch-gründlichen Rechenbuchs keinen Anspruch, sondern bescheidet sich, innerhalb der Grenzen des praktischen Rechnens zu wirken. Es soll ein Hülfsbuch seyn, wodurch der Rechenunterricht dem Lehrer wesentlich erleichtert, und den Schülern nützlicher werde. Daher hat es zwey Haupttheile. Der eine ist lediglich zum Gebrauche des Lehrers, und enthält zugleich die Resultate aller Rechnungs-Aufgaben. Der andere aber befindet sich in den Händen der Schüler, und in diesem stehen bloss die Aufgaben ohne die Auflösungen. Es ist in 3 Hefte getheilt. Das erste enthält (auf 36 S.) die vier Species in benannten und unbenannten Zahlen; das zweyte (auf 20 S.) die Fragen zur Regel Detri, und das dritte (auf 27 S.) die Bruchrechnungen. Da diese 3 Hefte zusammen nur 5 Gr. kosten: so können sie sich auch in den Händen der ärmeren Schulkinder befinden, was denn diese Einrichtung vorzüglich empfehlungswerth macht. Auch finden wir die Auswahl der Beyspiele recht belehrend und stufenmässig fortschreitend. In öffentlichen Schulen, wo es einmal im Lehrplane liegt, bloss praktisch zu rechnen (einem Plane, den wir durchaus nicht billigen mögen), wird dieses Schriftchen recht nützlich und vielen anderen seines Gleichen vorzuziehen seyn.

In No. 3 herrscht ein anderer Geist als in den zwey vorhergegangenen Schriften. Hier ist alles Me-

chanische sorgfältig vermieden, und die Auflösungen sämmtlicher Aufgaben entspringen aus der eigenen Denkkraft des Schülers. Wie äusserst wichtig diese Übungen für die Bildung des jugendlichen Geistes sind, wissen Alle, die es mit Ernst versucht haben, ihren Unterricht dieser Methode anzupassen. Diejenigen Schüler, welche an das bloss praktische (und wohl gar mechanische) Tafelrechnen gewöhnt sind, werden freylich nicht im Stande seyn, den Auflösungen dieser kleinen Sammlung im Geiste zu folgen. Allein eben dieses ist der sprechendste Beweis gegen die bloss handwerksmässige, und für die eigentlich geistige mathematische Lehrmethode. Die Fragen sind wohl gewählt, und ihre Auflösungen meist mit vieler Klarheit durchgeführt. Allein diese Klarheit wird nur solchen entgegen treten, welche die Antworten auf die Fragen denkend, und nicht bloss (mit Ziffern) *spielend*, suchen. Auch denjenigen Schülern, welche die ersten Elemente der Arithmetik auf die gewöhnliche Weise, aber doch gründlich, erlernt haben, werden diese 72 Probleme eine treffliche Übung gewähren, zumal unter dem Beystande eines Lehrers, der mit dem Geiste der Sache vertraut ist. Wem die allerersten Elemente der Algebra von Bildung und Auflösung der Gleichungen nicht unbekannt sind, dem möchten wir rathen, ein *algebraisches Kopfrechnen* mit dem Ziffer-Rechnen zu verbinden. Um dieses deutlicher zu machen, wählen wir die 6te Aufgabe: Als man eine Zahl von 133 subtrahirte, betrug der Rest 18 mal so viel, als die Zahl, die man abzog. Welche Zahl wurde abgezogen? Bezeichnet man hier die zu findende Zahl im Kopfe mit x: so ergiebt sich sogleich, dass 133 weniger x so viel seyn müsse, als 18 mal x; hieraus folgt eben so klar, dass 133 selbst so viel betrage, als 19 mal x, und aus diesem erhellet, dass der 19te Theil von 133 der Zahl x selbst gleich sey. Folglich ist x so viel als 7. Die Probe kann nun auch sehr leicht angestellt werden. — Der in der Anmerkung zu No. 16 enthaltene Beweis des Satzes, dass die Flächen der Kreise sich wie die Quadrate ihrer Durchmesser verhalten, ist nicht streng. Daher wäre es besser gewesen, den Satz bloss historisch beyzubringen.

No. 4 empfehlen wir allen Mathematikern, welchen eine scharfe Bestimmung der ersten Grundbegriffe am Herzen liegt, zur Prüfung. Der Vf. zeigt sich als denkenden Kopf mit dem eifrigsten Bestreben, der Wahrheit den Sieg zu erfechten. Es ist wahr, dass alle Wissenschaften schwieriger werden, je mehr man zu ihrer Quelle emporsteigt, und die feste Begründung des Gebäudes kostet einen grösseren Aufwand von Geisteskraft, als dessen fernere Ausführung. Das Bestreben des Hn. *K.*, eine grössere Bestimmtheit in den Begriff der discreten Grösse zu bringen, verdient somit den Dank jedes denkenden Mathematikers.

Nach dem Vf. kann die arithmetische *Einheit* durchaus nicht erklärt werden. Sie existirt nicht wirklich in der Reihe der Dinge, und ist für den Mathematiker nichts, als eine blosse Form der Vorstellung, welche unter der Bedingung der Zeit möglich wird. Obgleich auch wir der Meinung sind, dass der Begriff der Einheit, eben weil er, gleich der Einheit, etwas höchst Einfaches ist, nicht streng definirt werden kann: so ist doch nicht zu leugnen, dass die Einheit, ihrem Wesen nach, durch Worte *erläutert* und *aufgeklärt* werden könne: z. B. wenn man sagt: Jedes Ding, für sich betrachtet, heisst eine Einheit. Noch deutlicher wird das Wesen der Einheit durch den Gegensatz der Vielheit erkannt. Z. B. Einheit ist das Gemeinsame in der Vielheit, oder dasjenige Ungetheilte, das in der Zahl mehrmals vorkömmt. Indess enthalten diese Definitionen nur fein versteckte Cirkel, und man muss gestehen, dass die Einheit undefinirbar sey. Wenn aber der Vf. sagt, die Einheit existirte, gleich dem mathematischen Puncte, nicht in der Reihe der Dinge: so finden wir doch noch einen sehr wichtigen Unterschied zwischen Einheit und Punct. Denn der geometrische Punct ist etwas bloss Negatives, die Einheit dagegen ist und bleibt jedesmal etwas Positives. — Auf diese unerklärbare Vorstellung der Einheit baut nun der Vf. den Begriff der Zahl. Er unterscheidet aber die Zahl, als gemeine discrete Grösse, von der allgemeinen discreten Grösse, und nennt letztere desshalb nicht Zahl, weil sie keine *bestimmte*, wirklich *gezählte*, sondern nur *zählbare* Menge von Einheiten enthält. Dem zufolge ist (nach ihm) die discrete Grösse *ein Inbegriff von Einheiten*. Dieser neuen Erklärung können wir unseren Beyfall nicht schenken. Denn *a*) ist nicht *jeder Inbegriff* von Einheiten auch schon eine Zahl. Eine Bibliothek z. B. ist allerdings ein Inbegriff von Einheiten (von Büchern); aber die Bibliothek selbst wird wohl Niemand eine Zahl nennen. Die arithmetische Grösse der Bibliothek besteht nur in der Anzahl ihrer Bände; allein das Bestimmen dieser Zahl setzt das *Zählen* voraus, einen Act des denkenden Subjects. Die Einheiten, welche objectiv getrennt sind, müssen erst subjectiv in Eines verbunden werden, um die Zahl zu erzeugen. *b*) Gehört nach unserer Überzeugung die *Gleichartigkeit* der Einheiten durchaus zum Wesen der discreten Grösse. Denn dass die Einheiten bald gleichartig, bald ungleichartig sind, ist Jedem so klar, als es die Vorstellung der Einheit an sich ist. Das Ungleichartige kann aber nie in Eine Zahl verbunden werden. — Der Vf. glaubt, die gewöhnliche Erklärung der Zahl, als eine bestimmte Menge gleichartiger Dinge, sey desshalb zu enge, weil die Einheiten unbenannter Zahlen keineswegs dem Begriffe von gleichartigen entsprächen. Diess ist ein Irrthum. Wer sich z. B. die reine Zahl 8 denkt, stellt sich eine Menge von 8 Einheiten, oder die Einheit selbst 8 mal, vor. Von welcher Art diese Einheit sey, lässt man ganz unentschieden. Denn die Zahl überhaupt bezieht sich nicht auf eine bestimmte Art von Grössen. Aber jede einzelne Einheit dieser 8 muss man sich von gleicher Art mit jeder anderen denken, sonst kann nie die Zahl 8 entstehen. Zur Bildung der Zahl überhaupt gehört also keine besondere empirisch bestimmte Art ihrer Einheiten; allein ohne die Einheiten dieser unbestimmten Art als gleichartig unter sich zu denken, ist keine Zahl möglich. Es ist und bleibt ein nothwendiges Postulat der reinen Arithmetik, die Einheiten überhaupt, aus de-

ren Verbindung die unbenannten Zahlen entspringen, als gleichartig unter sich (wiewohl nicht gerade von dieser oder jener empirisch bestimmten Art) anzunehmen. Wer diese (bloss gedachte, oder wirklich gesetzte) Gleichartigkeit der Einheiten leugnet, raubt der Arithmetik einen Grundpfeiler, ohne den sie zusammenstürzen muss. — Eine andere eigenthümliche Meinung des Vfs. ist die, dass er die Einheit eine Zahl nennt. Z. B. ein Apfel sey eine stetige Grösse, aber Ein Apfel sey schon eine Zahl. Denn, sagt er, sobald ich Ein Apfel sage, denke ich mir die Einheit in Hinsicht auf Vielheit, und ein Apfel ist ein Inbegriff von Einheiten. Denn sobald ich den einen Apfel als Einheit setze, ist die unendlich grosse Menge geringerer Einheiten, woraus diese Einheit besteht, zugleich mit gesetzt, und in der Vorstellung bestimmt. Auch dieser Ansicht müssen wir widersprechen. Denn eben weil Eins der Anfang und das Element der Zahl ist: so kann es nicht selbst schon eine Zahl seyn. Es ist wahr, dass jedes Eins (rein, so wie angewandt) als aus sehr vielen neuen Einheiten bestehend gedacht werden *kann;* allein in der Vorstellung von Eins liegt die Nothwendigkeit nicht, sich in dem Eins diese Menge von Theilen denken zu *müssen*. Diese Unterscheidung kläret, nach unserer Überzeugung, die Sache vollkommen auf. In der Zahl 6 z. B. ist die (einzige und unzertheilte) Eins sechsmal zu einem Ganzen verbunden. Wer denkt nun bey der Zahl 6 noch weiter daran, dass jedes 1 wieder aus $\frac{2}{2}$, $\frac{3}{3}$, $\frac{4}{4}$, $\frac{5}{5}$ oder $\frac{n}{n}$ Theilen bestehen *könne?* Das Resultat ist also wohl dieses: Die Eins, als solche, *ist* nie eine Zahl, sie *kann* aber, durch mögliches Zertheilen in gleiche Theile, selbst wieder als Zahl gedacht werden. So besteht 1 in Bezug auf Sechstel aus $\frac{6}{6}$, und $\frac{1}{6}$ ist die neue unzertheilte Einheit von $\frac{6}{6}$. Allein $\frac{1}{6}$ ist jetzt in Rücksicht der $\frac{6}{6}$ eben so wenig eine Zahl zu nennen, als zuvor die 1 in Hinsicht auf 6. — Es würde uns zu weit führen, dem Ideengange des Vfs. Schritt vor Schritt zu folgen. Daher müssen wir uns begnügen, hier einige Hauptzüge aus der kleinen Schrift dargelegt und mit unseren Bemerkungen begleitet zu haben. Kenner und Liebhaber werden die Abhandlung selbst lesen und prüfen. △

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der maurerschen Buchhandlung: *D. J. A. Güldenstadts Reisen nach Georgien und Imerethi.* Aus seinen Papieren gänzlich umgearbeitet und verbessert herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von *Julius von Klaproth.* Mit einer Charte. 1815. 305 S. 8. (2 Rthlr.)

Viel zu frühe und als Opfer seines Fleisses und seiner höheren Liebe starb Hr. *Güldenstadt* für die Natur und Wissenschaft, für die Welt und Schule, für die Gelehrten und seine Freunde. Er war die Zierde der petersburger Akademie, ein Muster für Reisende, denen es um Wissenschaft heiliger Ernst ist. Eine gewissenhafte Genauigkeit und ein warmes Interesse für Alles, was dem Leben und der Schule, der Beobachtung und dem Studium nützlich und förderlich seyn konnte, zeichnet auch diese auf Veranstaltung der Kaiserin Catharina II im J. 1770 in das südliche Russland und den Caucasus unternommene Reise aus. *Pallas*, dem die Akademie nach des Vfs. Tode die Besorgung der Ausgabe übertragen hatte, brachte bloss die Papiere in eine ungefähre Ordnung, ohne sich um den Abdruck zu bekümmern, der dann auch durch einen unwissenden Setzer und Corrector so verunstaltet ward, dass auf mancher Seite ein Viertelhundert Druckfehler, besonders im I Theile, als dem interessantesten, stehen blieben, ja sogar ganze Perioden ausgelassen wurden. Es wäre unverzeihlich gewesen, wenn die beleidigten Manen des Verstorbenen und das beleidigte Publicum nicht versöhnt worden wären. Hr. *v. Klaproth* unterzog sich der Arbeit, und der wackere Archivar der Akad., Hr. Hofr. *Kohrtz*, stand nicht an, ihm alle Papiere mitzutheilen, so dass das Werk in einer ganz anderen Gestalt, gereinigt, verbessert, vermehrt und mit Anmerkungen begleitet, erscheinen durfte. In bessere Hände konnte es nicht gerathen, als in die des Herausgebers, der durch seine gehaltvolle Reise in den Caucasus und die Fülle seiner Sprach- und anderen Kenntnisse den Beruf dazu hinlänglich beurkundet hat. Dieser erste Theil (der zweyte, der die ganze Beschreibung des Caucasus enthalten soll, wird bald nachfolgen) hat die Reise von Astrachan nach Kisljear, am Terek, in Georgien, von Tiflis nach und in Kachethi, nach Ananuri und Achalgori, die Rückreise vom letzteren Orte, die Reise nach den tatarischen Bezirken von Georgien, dann nach Imerethi, und ausser einer Beschreibung des Caucasus in physischer und naturgeschichtlicher (mineralischer) Hinsicht, die Reise von Mosdack nach Tscherkask durch die Steppen zum Gegenstande. Der Bemerkungen von *Pallas* sind kaum drey unbedeutende, der des Herausgebers desto mehr, wie sie aus dem *Cornu copiae* hervorquollen. Rec., der bereits in der Recension der beiden neuesten Werke des Hn. *v. Klaproth* auf die vielseitige Bereicherung unserer Kenntnisse von diesen Ländern durch ihn aufmerksam gemacht hat, würde sich selbst wiederholen, wenn er das Detail von *Güldenstadt* durchgehen wollte; überdiess hat seit *Güldenstadt* bis *Klaproth* sich Vieles geändert. Indess gebührt Jenem der bleibende Ruf, alle Quellen und Zuflüsse des Terek mit den beiden Nebenflüssen Malk und Sundscha, die russischen Wohnplätze, wie die cultivirten und nicht cultivirten Pflanzenarten, 580 an der Zahl, und die warmen Bäder daselbst zuerst genau untersucht, die Reise in Georgien durch richtige Angabe der Entfernungen erleichtert, den georgischen District Ssrista und die tatarischen Bezirke von Georgien, den District Ratscho in Imerthi bis an die Grenzen von Ssvanethi und den Alpen, die Districte Letschkum und Okriba, und die Grenzen von Mingrelien und Ghurien, den nördlichen und südlichen Theil des Caucasus frühe genau kennbar gemacht zu haben. — Interessant war es Rec., hier wiederholt zu finden, dass Hr. *v. Engelhardt* die Vorwürfe nicht zu verdienen scheint, die ihm hie und da gemacht worden sind. Die Charte ist gut, und von Hn. *v. Kl.* gezeichnet. Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
AUGUST 1815.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFTEN.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Untersuchungen über die Geographie des Hekataeus und Damastes*, von *F. A. Ukert*, herzogl. Bibliothekar und Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1814. 58 S. gr. 8. (6 Gr.)

Ein Prodromus der nach S. 3 bald erscheinenden Geographie der Griechen und Römer, da es der Vf. „für nöthig hielt, die Untersuchungen über die Ächtheit der Fragmente aus den geographischen Schriften des Hekatäus" vorauszuschicken, damit man beurtheilen könne, ob er mit Recht oder Unrecht sich in dem geographischen Werke auf sie beziehe. Es sind also nicht sowohl Untersuchungen über die geographischen Systeme und die Erdkunde des Hekatäos von Miletos, und des Damastes von Sigeion, wie der Titel anzudeuten scheint, als vielmehr Untersuchungen über die Ächtheit der geographischen Bruchstücke des Hekatäos; mit Seitenblicken auf Damastes, der, nach Agathemeros, die Schriften des H. benutzend, einen Periplus schrieb.

Bekanntlich zweifelten unter den Alten *Kallimachos* der Grammatiker, unter den Neueren *Valckenaer*, ob die γῆς περίοδος, aus welcher die meisten der uns erhaltenen Bruchstücke des H. herstammen, und die aus einzelnen Periegesen bestanden zu haben scheint, den *alten Milesier* Hekatäos zum Verfasser gehabt habe. In den neuesten Zeiten war nach Anderen auch Hr. *Creuzer*, in dessen Fragmenten alter Historiker sich eine reiche, hieher gehörige Saammlung findet, der Meinung, dass sie ächt seyen, und Hr. *U.* hat, dünkt uns, diess genüglich bestätigt. Zu den Schriften, die dem Milesier Hekatäos beygelegt werden, setzt der Vf. noch τὰ Φοινικικά, deren bey *Creuzer* keine Erwähnung geschieht, und schlägt im Strabon XII, S. 550 statt Ξενοκράτους Ξενοφάνους zu lesen vor, welches allerdings durch Mehreres empfohlen wird, obgleich unter anderen das dagegen ist, dass keine der bis jetzt uns bekannt gewordenen Handschriften von der gewöhnlichen Lesart abweicht.

Den Hauptbeweis der Ächtheit sucht er, und, Rec. meint, mit Recht, in den geographischen Kenntnissen und der Erdkunde des Hekatäos; und da er der Zeit des Herodotos so nahe lebte: so muss sich aus der gegenseitigen Vergleichung und Prüfung ergeben, ob die bestrittenen Bruchstücke dieses Zeitalter verrathen, und mithin dem *alten Milesier Hekatäos* zuzuschreiben sind, oder ob spätere Kenntnisse durchschimmern, die einen späteren Verfasser anzunehmen rathen. Hr. *U.* stellt deshalb von S. 34 die Geographie des Herodotos in Hauptumrissen auf, die wir schon durch *Schöning*, *Larcher*, *Rennel*, *Bredow* und aus diesen bey *Malte-Brun* kennen, der kleineren Schriften zu geschweigen, und fügt am Ende noch Einiges aus *Aristoteles* Geographie bey, über die sich *Schöning* und *Königsmann* versucht haben. In der Aufzählung geographischer Nachrichten aus Herodotos ist uns aufgefallen, dass der Vf. S. 35 sagt, Herodotos habe über den äussersten Westen von Europa nichts Genaues erfahren können, „*daher* kenne er keinen Fluss Eridanus u. s. f.," da doch Herodotos deutlich in der angeführten Stelle III, 15 sagt, dass er den Eridanos, wie auch schon der Name verrathe, für ein Fabelwerk eines griechischen Dichters halte, nicht für die wirkliche Benennung eines Flusses bey den Barbaren.

S. 45 beruft sich der Vf. auf eine Stelle des Scholiasten zu *Apollonios dem Rhodier* (Argon. IV, 284), wo des Hekatäos gedacht werde. Er hat hiebey nicht nur selbst nicht Anstoss genommen, dass das, was dem Hekatäos hier beygelegt wird, im geraden Widerspruche mit der vorhergehenden Stelle IV, 259 stehe, denn des Vfs. Vereinigungsversuch kann unmöglich für gelungen gelten, sondern es ist ihm auch unbekannt geblieben, dass schon *Schönemann de geograph. Argonaut.* S. 41 eine Änderung vornimmt. Die Sache selbst ist folgende. Die sogenannten *stephan'schen* Scholien zu IV, 284 führen, zum Theil, was zu IV, 259 gesagt war, wiederholend, die verschiedenen Meinungen über den Rückweg der Argonauten auf, und sagen unter anderen: Ἡσίοδος δέ φησι διὰ Φάσιδος αὐτοὺς πεπλευκέναι (nämlich τοὺς Ἀργοναύτας). Ἑκαταῖος δὲ ἐλέγχων αὐτὸν ἱστορεῖ, μὴ ἐκδιδόναι εἰς τὴν θάλασσαν τὸν Φᾶσιν u. s. f. *Schönemann*, welcher wohl sah, dass diess nicht übereinstimme mit dem, was zu IV, 259 von Hekatäos in dieser Hinsicht gesagt war (Ἑκαταῖος δὲ ὁ Μιλήσιος ἐκ τοῦ Φάσιδος διελθεῖν εἰς τὸν Ὠκεανόν, oder, wie die pariser Scholien haben, διὰ τοῦ Φ. ἀνελθεῖν u. s. f.), änderte a. a. O. Ἡσίοδος in Ἑκαταῖος, und Ἑκαταῖος in Ἀρτεμίδωρος. Ἡρόδωρος statt Ἑκαταῖος vorzuschlagen, fürchtete er, da diesem das Tadeln nicht wohl anstehe. Hr. *U.*, dem diess alles entgangen zu seyn scheint, sucht es dadurch zu vereinigen, dass er sagt, an jener Stelle sey gemeint, er lasse die Argonauten durch den Phasis erst in *andere Ströme*, und aus diesen in den Okeanos gelangen.

Die Unzulänglichkeit dieses Versuches springt in die Augen, und was auch zu jener Änderung *Schönemann* bewogen haben mag, das Richtige ist es keines-

wegs. Rec. liest an dieser Stelle der stephan. Schol. (die pariser berühren das Letztere nicht mit), wenn man nicht annehmen will, dass etwas ausgefallen sey nach μεμλευκέναι, etwa ὡς καὶ Ἑκαταῖος, oder Ähnliches, statt Ἑκ., im letzteren Falle hinter Ἑκατ. Ἡρόδωρος. Diess scheint zur Gewissheit erhoben zu werden, wenn man bedenkt, dass, andere Gründe nicht zu berühren, in der Folge gesetzt wird: οὐδ' ὡς διὰ Ταναΐδος ἔπλευσαν, ἀλλὰ κατὰ τὸν αὐτὸν πλοῦν, eine Meinung, die auf Herodoros so deutlich zeigt, vgl. was zu V. 259 gesagt wird, wo übrigens statt Ἡρόδωρος ἐν τοῖς Ἀργοναύταις zu lesen ist: Ἡ μὲν τοὺς Ἀργοναύτας — — — Ἑκαταῖος δὲ u. s. f. Dass jene aus II, 903. III, 594 bekannte Benennung des Werkes hier dem mehr erfoderlichen weichen müsse, lehren Ansicht und Construction; auch deuten die pariser Scholien diess an, die man nachsehe.

Dass aber Hr. *U.* auf *Creuzers* Vorschlag (histor. gr. Fragm. p. 50, not.), der in Tzetzes zu Lykophron 119 καὶ πάντες in Ἑκαταῖος umzuwandeln geneigt ist, keine Rücksicht genommen hat, ist zu billigen. Schon *Müller* hat dargethan, dass das κ. π. sehr wohl passe, und wer diesen grosssprecherischen Scholiasten und seine Art kennt, wird ihm gern beystimmen. Mit Recht ist ferner S. 45, Anmerk. 195 αὐτῇ, in Herodot. IV, 45 auf γῇ bezogen, nicht auf Εὐρώπῃ, wie *Larcher* wollte. Dagegen hat Rec. ungern Manches, vornehmlich eine genauere Aufzählung der Bruchstücke aus Hekatäos, in diesem übrigens rühmlichen Beweise von Umsicht und Kenntniss vermisst; doch will er, anstatt solche Lücken darzulegen, hier lieber die Beurtheilung einer von demselben Vf. ausgegebenen Schrift über einen Gegenstand der alten Geographie sogleich anknüpfen.

Weimar, im geograph. Institut: *Bemerkungen über Homers Geographie* von *Ukert*. 1814. 50 S. gr. 8. (6 Gr.)

Nicht um den mehr als zweytausendjährigen Streit über die homerische Geographie, den alte Geographen, Grammatiker und Scholiasten begannen, und neuere Forschungen noch nicht zu beendigen vermochten, durch neue Bearbeitung zu schlichten, sondern nur um zu zeigen, „wer von den genannten (neueren) Schriftstellern uns den richtigen Weg betreten zu haben scheint," S. 8, schrieb der Vf. diese Blätter, und nur aus diesem Gesichtspuncte, meinen wir, können sie beurtheilt werden.

Zuerst giebt der Vf. eine Übersicht der Alten, welche sich über die homerische Geographie erklärten. Wir vermissen einige, z. B. *Herakleitos*, *Ephoros* (bey Strabon), *Olympiodoros* (bey Photios), um nicht genauer auch derer Erwähnung zu thun, die bloss durch einen Wink sich verrathen, wie z. B. *Solinus*. Unter den Neueren hätten der Sonderbarkeit wegen *Ol. Rudbeck*, *Jon. Ramus* als Cabinetstücke erwähnt zu werden verdient, und als die ersten, die gesündere Ansichten geltend machten, wenn auch noch schwaches Beginnens, *Schöning* der Däne, und *Schlözer* mit *Gatterer*, *Malte - Bruns* und *Bredows*, da sie bloss *Vossens* Ansichten wiedergeben, nicht zu gedenken; auch ist *Heyne* mit den *götting. Preisbewerbern* vergessen worden. Mit Recht wird unter den aus neuerer Zeit angeführten weder auf die chaotische Verwirrung der homerischen Geographie bey dem sonst so verdienstvollen *Mannert*, noch auf das, was der übrigens wackere *Gossellin*, noch was Andere,

eingehüllet in Nebel und Finsterniss,

über hom. Geogr. träumten, weitere Rücksicht genommen. S. 10 geht der Vf. zu der Musterung der Geographie in den hom. Gedichten über, in deren Ansicht er grösstentheils *Voss* folgt, und nur in einigen Stellen sich von ihm entfernt. Da wir jene Ansichten als bekannt voraussetzen: so knüpfen sich unsere Bemerkungen nur an solche, die von *Voss* unerwähnt oder auch ihm fremd sind.

Ganz richtig ist es, wenn der Vf. S. 26 und 27, wie auch *Wood* (S. 86 — 95 d. deutsch. Ausg.) und Andere, selbst unter den Alten Einige, obschon im stärksten Widerspruche mit der Mehrzahl, gethan haben, annimmt, dass in den hom. Gedichten nur vier Winde erwähnt werden.

Jedoch merkwürdiger ist die Ansicht des Vfs. von der Eintheilung der homerischen Welt in die Gegenden πρὸς Ἠῶ τ' Ἠέλιόν τε und πρὸς ζόφον S. 38 — 40, eine Meinung, die der *vossischen* ganz entgegenläuft. Nach *Strabon's* und anderer Alten Meinung nimmt bekanntlich *Voss* jenes für die Mittagseite, dieses für die Nordseite, und so lockend er uns auch zu dieser Ansicht hinüber zu täuschen strebt: so ist doch jene, nach der es die östliche und westliche Seite der Erdfläche bezeichnen soll, und die, wie unten gezeigt werden wird, schon unter den alten Auslegern häufig war, so natürlich, so durch den Sprachgebrauch bestätigt, endlich so klar in den homerischen Gedichten selbst angedeutet, dass man sich wundern muss, wie ein so vorurtheilsfreyer Kopf, der um die Geographie ältester Zeit so bleibende Verdienste hat, der oft im dunkelsten Gewirre alter Sage und Dichtung hell sah, diese Ansicht vorzuziehen, ja sie mit der Kunst eines hinreissenden Vortrags auszuschmücken vermochte. Schon längst war Rec. überzeugt, dass πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε die Ostseite und πρὸς ζόφον die Westseite der homerischen Erdscheibe bezeichne, und er stimmt daher Hn. *Ukert* bey, der sich ebenfalls dafür zu erklären geneigt ist, ob er schon nicht glaubt, dass Hn. *U's*. Gründe für diese Meinung zureichend, und so überzeugend seyen, dass auch der Ungläubigste dadurch bekehrt werden möge. Rec. versucht es desshalb, ihnen einige beyzufügen, um so weit es die Grenzen einer Recension und die Darstellung ohne Tafel und Bild erlauben, diese Meinung, die an *Voss* einen so rüstigen und achtbaren Bestreiter hat, nach den schon ausgesprochenen Rücksichten zu begründen, indem er den grösseren und ausführlichen Beweis für einen anderen Ort aufspart. Natürlich nannte Rec. diese Meinung, dass πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε gen Osten, und πρὸς ζόφον gen Westen bedeute, weil sie der Natur der Sache und, wie sich von psychologischer Seite

nachweisen liesse, des menschlichen Geistes, kurz der Ansicht eines noch nicht durch einen leichten Anflug mathematischer Kenntnisse gebildeten Menschen oder Volkes am angemessensten ist. Es ist nämlich psychologisch betrachtet nothwendig, dass den Naturmenschen an dem Gewölbe, das sich ihm über der Erdfläche erhebt, und das wir Himmel nennen, keine Gegend mehr anziehe, keine seine Aufmerksamkeit reger mache, als die, von wannen in unausgesetzter Folge das holde Licht emporsteigt, und hinwiederum die, wo es hinabsinkend zu erlöschen scheint. Dort, wo es aufging, wird er eine Fülle des Lichts, gleichsam eine Wohnung desselben, annehmen (*οἰκία Ἠοῦς*), während er hier, wo es *ihm örtlich* aufhört zu wirken, Finsterniss, Dunkel und Nacht vermeinet.

Dass sich dieses wirklich also verhalte, lässt sich leicht in der Erfahrung nachweisen, und schon der Vf. scheint diess gefühlt zu haben, da er S. 38 sich auf ein solches Beyspiel bey anderen Völkern berufend sagt: „Auch bey den Orientalen ist der Westen der Sitz des Dunkels und der Nacht, und noch jetzt heisst der atlantische Okeanos das *dunkele* Meer (*Edrisi* geogr. Nub. p. 6).“ — Zu dieser Stelle fügen wir noch bey eben demselben (nach der pariser Übersetzung von 1619. 4.) S. 4, S. 147 und S. 215. Ähnliches sagt der Koran Sur. LXXXI, 1. Ein Gleiches beurkundet folgende Erzählung, die sich in *Ibn Al-ouardi's* Wunderperle (J. 1232) vorfindet, von welcher *De Guignes* im *Journal des Savans* Avr. 1758 eine kürzere Nachricht gab, die er aber in den *Notices et Extraits d. MSS. de la Biblioth. du Roi*, T. II. Paris 1789. 4. S. 19 — 59 vollständig mittheilte. Dort heisst es S. 25 bey der Erzählung von Lissabon, dass damals schon acht Abentheurer ein Schiff ausgerüstet und eine Fahrt in das *dunkele* Meer gewagt hätten. Nach 23 Tagen hätten sie eine Insel, nach anderen 12 Tagen gen Mittag eine andere getroffen, von deren *rothen* Bewohnern sie durch einen arabischen Dollmetscher erfahren, dass nach zwanzig und einigen Tagfahrten von dannen nichts als *Nacht* gefunden werde. Übrigens ist diese Reise gegründet: so muss sie vor 1146 gesetzt werden, da in diesem Jahre die Araber Lissabon verloren.

Eine Eintheilung der ganzen Erde in Morgen und Abend findet sich bey einem wilden Volke in *Gilii* Nachrichten von Guiana S. 308, welche Stelle auch *Sprengel* in der Geschichte der geograph. Entdeck. S. 2 aufführt, und verewigt hat sie sich im Arabischen, wo *Marschrik* und *Ma'rib* [Morgenländer und Abendländer] Sarazenen und Europäer, Natolier und Hesperier u. s. f. die ganze Erde bezeichnen, wie *Th. Hyde* zu *Abraham Peritsol* (*Itinera mundi.* Oxford 1691. 4) weitläuftiger gezeigt hat, wovon auch *Gatterer* in der *histor. Bibliothek* 13 Bde. S. 85 Mehreres aufführt, und welches, doch nur ganz kurz, *A. L. Schlözer* (Nordische Geschichte. Halle 1771. S. 279 Anmerk.) berührt. Gleicherweise wird auf dem sogenannten Stuhle des Ptolemäos die Erde eingetheilt, wie bey *Cosmas Ind.* in der *topograph. Christian.* (bey *Montfaucon Nov. Collect. patr.* Tom. II. S. 141, namentlich aber S. 143 B) zu ersehen ist. — Rec. nannte ferner die Meinung, dass π. ἠ. τ. ἠ. τ. bey Homer gen Osten, und π. ζ. gen Westen bedeute, durch den Sprachgebrauch bestätigt, und als Beweis zu dieser Behauptung führt er nur aus *Pindaros* Nem. IV, 112 der gew. Versabth. Γαδείρων τὸ πρὸς ζόφον οὐ περατόν an, und aus *Apollonios* dem *Rhodier* (Argon. I, 451 flgd. n. Brunck)

ὑποσκιόωνται ἄρουραι
δειελινὸν κλίνοντος ὑπὸ ζόφον ἠελίοιο,

und aus *Theokritos* (Id. XXV, 85)

ἠέλιος μὲν ἔπειτα ποτὶ ζόφον ἔτραπεν ἵππους.

Rec. muss, vom Raume beengt, sich versagen, die hieher gehörigen Stellen aus *Quintus Smyrnaeus*, den sogenannten *orphischen* Gedichten und anderen zu erwähnen; er gedenkt nur noch des *Herodotos.* Er will das bey jenem so ungemein oft in ähnlichen Gestalten wiederkehrende τὰ πρὸς τὴν ἠῶ oder πρὸς ἠῶ καὶ ἡλίου ἀνατολὰς im Gegensatze τῶν πρὸς ἑσπέρην, welche nebst den verwandtens Bestimmungen sich z. B. I, 142. 201. II, 8. 17. 158. IV, 28. 22. 35. 44. 48. 49. VI, 8. 58. 129 u. a. a. O. vorfindet, nicht anführen, da diess eine bey Allen vorkommende Form ist; aber folgender Stelle giebt er Beweiskraft. Lib. VI, 70 heisst es: οἱ δὲ ἀπ' ἡλίου ἀνατολέων Αἰθίοπες (διξοὶ γὰρ δὴ ἐστρατεύοντο) προσετετάχατο τοῖσι Ἰνδοῖσι, διαλλάσσαντες τὸ εἶδος μὲν οὐδὲν τοῖσι ἑτέροισι, φωνὴν δὲ καὶ τρίχωμα μοῦνον. οἱ μὲν γὰρ ἀπ' ἡλίου Αἰθίοπες, ἰθύτριχές εἰσι. οἱ δὲ ἐκ τῆς Λιβύης οὐλότατον τρίχωμα ἔχουσι πάντων ἀνθρώπων. Wem soll man hier noch andeuten, dass dem Herodotos ἀπ' ἡλίου ἀνατολέων ganz gleich ist mit ἀπ' ἡλίου, und sehr verschieden von ἐκ τῆς Λιβύης dem mittäglichsten Theile unter Ägyptos, wo die eigentlichen Äthiopen hausen? Eben so klar liegt der Folgesatz am Tage.

So verstanden diese homerische Form auch unter den alten Auslegern und Glossographen sehr viele. Rec. nennt hier nur den *Hesychios* unter ἔρεβος und ζόφον ἠερόεντα, *Photios*, *Suidas*, *Zonaras* Etymol. Magn., *Apollonios* den Sophist. im Lex. Hom. unter d. W. ζόφος, selbst *Eustathios*, der sonst dem Strabon folgt, ausser der Stelle zu Homer's Od. S. 1613, die der Vf. S. 41 anführt, in einer anderen zu *Dionysios* dem Periegeten S. 66. So erklären es ebenfalls die kleineren Scholien zu Odyss. I, 26. K, 190 und Iliad. M, 239, die villoison'schen zu Iliad. Δ, 276. Λ, 170 und M, 239.

Von den Gründen endlich, die im Homer selbst dafür sprechen, kann hier, weil einige nur durch vorhergehende, hier zu weit führende Untersuchungen deutlich gemacht werden können, andere aber in der Kürze und durch blosse Worte nicht wohl darzustellen sind, ausser denen, die der Vf. erwähnt, und die in Il. M, 239 flgd. Odyss. K, 190 und Odyss. M, 81 enthalten sind, nur einer, der in Odyss. Γ, 335:

ἤδη γὰρ φάος οἴχεθ' ὑπὸ ζόφον

liegt, angedeutet werden.

Die Stelle Od. I, 26 über Ithaka läſst ſich ſehr leicht und paſſend erklären; doch hat der Vf., wie wir nicht verhehlen können, das Wahre nicht getroffen, ob er gleich mit Recht nicht zugeſteht, daſs χθαμαλὴ *dem feſten Lande nahe* heiſsen möge. Rec. muſs bekennen, daſs er nicht einzuſehen vermag, wie *Voſs* hier ſich abermals, wie dort, von dem ſo oft jämmerlichen Geſchmack des Strabon irren laſſen konnte: denn daſs χθαμαλὴ alles eher bedeuten könne, als

nah' an der Veſte geſtreckt,

iſt klar, ſobald man nur irgend auf den obwaltenden Sprachgebrauch Acht haben will, der in den homeriſchen Gedichten deſshalb bemerkt wird. Wie war es möglich, daſs *Voſs* Odyſſ. K, 196

ἀυτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται

überſetzen konnte:

aber nah' an der Veſte geſtreckt,

mehr erlauſchend, was *Ariſtarchos*, und *Strabon*, jenem folgend, darüber meine und gut heiſse, als hörend auf die Worte des Dichters K, 194 f.

εἶδον γὰρ, σκοπιὴν ἐς παιπαλόεσσαν ἀνελθών,
νῆσον, τὴν πέρι πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται.

Über der Argonauten Zug und Rückfahrt erklärt ſich der Vf. ganz mit *Voſs*, aber auf dieſe Art dürfte die, Sagen dieſer Art umhüllende Dunkelheit nicht zu bannen ſeyn; denn hier, wie einigemal im Verlaufe der Unterſuchungen, z. B. wenn das Mittelmeer, Italien, und Pontus Euxinus erwähnt werden, ſcheint uns der Vf. dem Vorſatze untreu geworden zu ſeyn, den er in den Worten *van Goens*, die er als Wahlſpruch vorſetzt, zu erkennen giebt; „*id ſtudui, ut qua poſſem ſimplicitati intentus veritatem ita indagarem, ut in Homeri locum me quaſi transponens, quid optime et tempori et loco et poetae etiam ipſius menti congruum videatur, caute diſpicerem, nihilque, quod ab his alienum cenſeri poſſet, in explicationem meam admitterem.*"

Die Stellen ſind bald griechiſch, bald deutſch angeführt: in beiden Abhandlungen aber vermiſſen wir die Accente über den griechiſchen Wörtern; auch ſind mehrere irreleitende Druckfehler, die in griechiſchen Wörtern nicht zu erwähnen, uns aufgefallen, z. B. über Hekataeus S. 18, n. 80: „p. 431" ſtatt p. 143; in der letzteren neben mehreren S. 13, βαθυδίνος ſtatt βαθυδίνης, welches aber an keinem der angeführten Orte, ſondern vom Okeanos nur einmal, und zwar Odyſſ. K, 511 vorkommt. S. 17 „Thetys" ſtatt *Tethys*, welche Meergöttin mit einer anderen, der ähnlich klingenden Mutter des Achilleus, ſich leider oft mannichfach zu vereinigen ſucht. Überhaupt aber wäre in den Citaten vornehmlich „über Hekatäus" eine gröſsere Sorgfalt zu empfehlen geweſen: denn oft werden da, nach franzöſiſcher Sitte, nur die Titel der Schriften ohne Bezeichnung des Buchs und des Abſchnittes genannt, z. B. Anmerk. 107: „Rambach de Mileto," füge hinzu: S. 45—60; ſo auch Anmerk. 107. 120. 140. 169. 182. 208. 242. 245.

Doch dieſs iſt keineswegs der Erwartung, die Rec. von der Geographie des Vfs. hat, hinderlich, vielmehr geſteht er nach dieſen Proben, und nach den Vorarbeiten, die dem Vf. die Vollendung erleichtern, ſich in derſelben ein recht brauchbares Werk zu verſprechen, und wünſcht nur, daſs der Vf. nicht länger ſie uns vorenthalten möge.

Λ — ο — ς.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Gotha*, b. Ettinger: *Unterricht an Schulkinder über Feuersnoth und Quackſalberey von Johann Chriſtian Wolfram.* Mit einem Kupfer. 1815. X und 132 S. 8. (9 Gr.)

Es iſt allerdings von Nutzen, wenn über die beiden auf dem Titel dieſes Buches genannten Gegenſtände Unterricht in den Schulen gegeben wird, und in dieſer Rückſicht wird das Büchlein ſeinen Zweck nicht verfehlen. Es ſind in demſelben die bekannten Regeln zur Verhütung von Feuersbrünſten und zur Rettung der Mobilien bey entſtandener Feuersgefahr zuſammengeſtellt. Unzweckmäſsig für Schulkinder iſt die Beſchreibung einer Feuerſpritze und die Erklärung ihres Mechanismus, da ſolche Kinder zu wenig phyſikaliſche Vorkenntniſſe beſitzen, um dieſen Unterricht richtig zu faſſen. Und wenn ja darüber Unterricht gegeben werden ſollte: ſo würde dieſer weit inſtructiver an einer Feuerſpritze ſelbſt, die faſt in jedem Dorfe vorhanden iſt, ertheilt werden können, als mit Hülfe der beygelegten Kupfertafel, die freylich dem Lehrer, der noch keine Kenntniſs von der Sache hat, zur Belehrung dienen müſste.

Was den Unterricht in der Quackſalberey betrifft: ſo werden die gewöhnlichen Kunſtgriffe der Perſonen, die ſich damit beſchäftigen, angegeben. Nur hätte unter den Urſachen, warum die Afterärzte ſo vielen Zulauf haben, der Mangel an Aufrichtigkeit unter den Menſchen und ihre Neigung, auffallende wunderbare Dinge zu erzählen, noch mehr hervorgehoben werden ſollen, wodurch dieſer Claſſe von Ärzten Curen beygelegt werden, die ſie niemals verrichtet haben. Auch ſucht Jeder, der ſich ihrer Hülfe bedient, durch entſtellte und erdichtete Thatſachen ihren Ruf gefliſſentlich zu vermehren, um ſich dadurch bey Anderen zu rechtfertigen, daſs er zu ſolchen Helfern ſeine Zuflucht nahm.

n.

Berlin, b. Hayn: *Der Hund. Anweiſung, wie die Hunde vor dem Tollwerden zu bewahren ſind.* Von Dr. *D. Korth.* 1815. XIII u. 107 S. 8. (12 Gr.)

Nichts Neues, aber belehrend für den, welcher noch nicht weiſs, wie er ſeinen Hund in Hinſicht der Nahrung, dann beſonders während der Äuſserungen des Begattungstriebes, bey den erſten Spuren der Wuth und bey völligem Ausbruche derſelben zu behandeln hat. Dabey muſs man freylich die Nachrichten, wie etwa in Kamtſchatka, in Grönland, auch in England und zu Berlin Hunde gebraucht werden, als eine entbehrliche Zugabe mitnehmen, und darf ſich durch die Redſeligkeit und die oft ſehr ſonderbaren Tiraden des Vfs. nicht ermüden laſſen. M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

BOTANIK.

HARLEM, b. Beets: *Mémoire sur l'organisation des plantes*, ou Réponse à la question physique proposée par la Société Teylérienne, par laquelle on demande: *Que l'on cherche à décider au moyen d'observations nouvelles, autant que par la comparaison de celles, qui ont été faites déja, ce qu'il y a d'incontestable dans ce que l'on a avancé sur l'organisation des plantes, et spécialement sur la structure, la différence et la fonction de leurs tubes ou vaisseaux; en indiquant tout à la fois avec précision ce qu'il y a encore ici d'indéterminé ou de douteux; et quels procédés ultérieurs on pourroit employer pour acquérir plus de lumière à ces divers égards.* Par *Dieterich Georg Kieser*, Docteur en Médecine et Chirurgie, Professeur en Médecine à l'Université de Jena. Sous la dévise: *Versamur adhuc quidem in atriis naturae, sed ad interiora paramus aditum:* qui a remporté le prix en MDCCCXII. XXI und 345 S. 4. Mit 22 Kupfertafeln.

Die Anatomie und Physiologie der Pflanzen hat sich des vorzüglichen Glücks zu erfreuen gehabt, von Akademieen zum Gegenstande geistvoller und verständig ausgedrückter Preisaufgaben gewählt zu werden, denen fast immer entsprechende Arbeiten trefflicher Naturforscher entgegenkamen. Die Fortschritte, welche besonders das Detail der Pflanzen-Anatomie durch die Preisschriften von *Treviranus*, *Link* und *Rudolphi* auf Veranlassung der göttinger Akademie gewonnen, sind bekannt. Eine neue, erfreuliche Frucht deutsches Fleisses und Scharfsinns liegt hier vor uns, die wir der Preisaufgabe der teylerschen Gesellschaft zu Harlem verdanken. Über den Werth dieses Memoire von Hn. *Kieser* hat das Urtheil der Gesellschaft entschieden. Uns liegt es ob, anzudeuten, wie es sich zu den Vorarbeiten auf diesem Felde verhalte, und in wiefern dadurch ein Vorschreiten zum Ziel ausgedrückt sey.

Die Pflanzenanatomie, die mit *Grew* tief und genial begonnen, durch *Link*, *Treviranus* und *Sprengel* sich entfaltet hatte, fing an, aus Mangel leitender Ideen unter *Mirbel* und *Moldenhawer* in Spitzfindigkeiten zu zerfallen; es war Zeit, dass Einer anfing, die zerstreuten Thatsachen zu sichten, nach Kräften zu berichtigen, und auf eine durchgreifende Idee des Pflanzenlebens zurückzuführen. Dieses hat Hr. *K.*, wie von ihm vorzüglich zu erwarten war, hier mit Umsicht, Besonnenheit, und mit vielem Scharfsinn geleistet, und Rec. findet, ohne desshalb das Verdienst vieler origineller Beobachtungen und eigener Ansichten in der *speciellen* Untersuchung der Pflanze, welche grosse Übung in mikroskopischen Versuchen und das Talent glücklicher bildlicher Darstellung darlegen, geringer anzuschlagen, ein Hauptverdienst dieser Preisschrift eben in jener durchaus sichtbaren Beziehung des Besonderen auf ein mögliches Verständniss des Pflanzenlebens, als solches, in seiner Einfachheit und graduellen, sich stetig selbst wiederholenden Metamorphose. — Freylich wird man auch hier die Rede wieder hören, „es sey dazu noch nicht die Zeit, dazu müsse noch Vieles vorgearbeitet werden u. s. w." Wir dagegen meinen, es sey allezeit erlaubt, die Flügel zur Sonne zu regen, wenn einer nur eigene Federn daran führt, nicht bloss eingesteckte, die vom Winde ausfallen; dabey gesunde Augen, und Lust, selbst ins Besondere zu forschen, Kenntniss und Achtung der älteren Erfahrung, und Wahrheitsliebe, dass er nicht die Lücken mit Hirngespinsten ausfülle, sondern frey heraus sage, wo es noch fehlt, wie Hr. *K.* in den *Desiderandis* von S. 269—294 in 186 Paragraphen, Jedem zum Troste, der Lust und Muth in sich fühlt, gethan hat. Soll die Anatomie und Physiologie der Pflanzen wirklich ein fruchtbarer Lehr-Gegenstand auf Universitäten werden: so ist eine solche Behandlung Bedürfniss; und wie die Anatomie und Physiologie des Menschen aus der Noth und aus der Praxis erwuchs, so dass man im Finden gleich frisch weg erklärte und deutete, es mochte nun die Erklärung passen oder nicht (das näher liegende Verständniss des thierischen Lebens im Menschen arbeitete sich immer wieder glücklich aus dem Gewirre von Irrthümern hervor): so mag nun freyer und ungezwungener die Pflanzenphysiologie das Verständniss des stillen vegetabilischen Lebens suchen.

Wir wollen eine kurze Darstellung des Inhalts dieser lehrreichen Abhandlung, mit vorzüglicher Rücksicht auf die dem Vf. eigenthümlichen Ansichten, versuchen, und einige auf Beobachtung gegründete Bemerkungen oder Einwürfe am gehörigen Orte nicht verschweigen.

In der ersten Abtheilung, S. 1—162, wird die *Anatomie* der Pflanzen, in der zweyten, S. 165—311, die *Pflanzenphysiologie* abgehandelt. — Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder, dem Zwecke der Preisaufgabe entsprechend, in einen historischen und in einen darstellenden, didaktischen Theil. Wir übergehen den ersten, historischen Abschnitt jeder Abtheilung, da wir den Inhalt derselben als bekannt voraus-

setzen, und daher nur auf einzelne Übereinstimmungen oder Abweichungen in den Ansichten des Vfs. von denen seiner Vorgänger da aufmerksam machen dürfen, wo uns die kurze Darstellung der eigenen Behauptungen desselben zur Vergleichung auffodert. — Alle früheren Schriftsteller über die Anatomie und Physiologie der Pflanzen sind in diesen historischen Erörterungen mit grosser Umsicht und Unbefangenheit in chronologischer Folge aufgeführt, die Grundzüge ihrer Schriften scharf und treu hervorgehoben, so dass wohl schwerlich Einer unter ihnen den Vf. eines Missverständnisses oder willkührlicher Entstellungen möchte beschuldigen können. Die eingeschaltete Kritik stellt vorläufig die Lehren des Vfs. den Annahmen jener, ihnen beypflichtend oder sie verwerfend, gegenüber: was hie und da wünschen läfst, Hr. *K.* möge, um das Gewicht seiner Einwürfe in ungeschwächter Kraft fühlbar zu machen, den kritischen Theil von dem historischen getrennt, und jenen lieber an die eigenen Demonstrationen und theoretischen Sätze geknüpft haben.

Erste Abtheilung. I Abschnitt. *Aphorismen über die Anatomie der Pflanzen.* 1 Cap. *Allgemeiner Bau der Pflanzen.* 2 Cap. *Vom Bau des Zellgewebes und seiner Theile*, in vier Artikeln. 3 Cap. *Vom Bau der Spiralgefäfse*, in zwey Artikeln. 4 Cap. *Von der Epidermis, ihren Poren und Haaren.* Diese vier Capitel geben den Abrifs des elementarischen Baues (der Elementar-Organe) des Pflanzenkörpers. Zwey Systeme von Elementarorganen, Zellgewebe und Gefäfse, bilden den Pflanzenkörper. — Die Zelle ist die ursprüngliche organische Blase, die sich im flüssigen Grundstoffe dehnt. Ihre primitive Form ist die Kugel. Aber diese Form erscheint nicht rein, sondern in der Bindung durch benachbarte Zellen wird sie zum Vieleck; ein Rhombendodekaëder ist ihre vollendetste Darstellung, doch leidet diese Form durch mancherley Einflüsse Abänderungen, und es entsteht die Verschiedenheit in der Form der Zellen des Zellgewebes. Hauptmodificationen sind: a) Zellen des Parenchyms, der Rinde und des Marks, mit horizontalen Scheidewänden; b) gestreckte Zellen, mit diagonalen Scheidewänden, Zellen des Bastes (Rinden und Holzfasern vieler Pflanzenanatomen); c) horizontale Zellen der Markstrahlen (Spiegelfasern), mit verticalen Scheidewänden, die bey den holzigen di- und polykotyledonischen Pflanzen vom Mark nach der Peripherie laufen. Die Wände der Zellen sind doppelt, an den Kanten aber, wo je drey Zellen zusammenstofsen, bleibt ein dreyeckiger Gang, *Intercellulargang*, in welchem die durch Dehnung der Zelle gedrängte Flüssigkeit, *der Pflanzensaft*, in allseitiger Vorbereitung sich bewegt. Die Zelle selbst umschliefst die flüssige Substanz, und hat keine Öffnungen, wodurch sie mit anderen benachbarten in Verbindung stände. — Die Intercellulargänge haben keine eigenen Wände, sondern ihren Raum begrenzen die Wände von je drey Zellen. Eben so wenig kommt den *eigenen Gefäfsen* der Pflanzen eine besondere, sie umschliessende Membran zu, sie sind nur erweiterte Intercellulargänge, welche die angrenzenden Zellen beengen, und oft an Volumen übertreffen. Sie enthalten die *eigenen Säfte* der Pflanzen. — Leere Räume im Zellgewebe, von gedrängten Kreisen kleinerer Zellen umschlossen, ohne eigene Bekleidung, sind *Luftbehälter* (*Cellules d'air*), und, wenn sie sich unregelmäfsig gestalten, *Lücken* (*Lacunes*). Sie enthalten *Luft*. — So weit theilt der Vf. *Links* neueste Ansichten des Pflanzenbaus. — *Gefäfse* sind nur die *Spiralgefäfse*, aus einem oder mehreren spiralförmig gewundenen Fäden gebildet. Der Faden läuft a) als einfache, unverzweigte Spiralwindung frey, ohne umschliessende, oder von ihm umkreisete Membran (Spiralgefäfse, Tracheen), oder er bildet entferntstehende, ebenfalls noch durch keine Membran verbundene Ringe (Ringgefäfse), oder die Fäden verzweigen sich und anastomosiren durch ihre Äste, so dass nur quer- und schieflaufende Spalten zwischen ihnen bleiben (netzförmige Spiralgefäfse, Treppengänge), oder es füllt endlich eine dünne, mit feinen, in horizontalen Reihen stehenden Poren durchbrochene Membran die Räume zwischen den Fasern des einfachen, ring- (oder netz-) förmigen Spiralgefäfses aus, und so entstehen die *porösen Gefäfse.* Die Spiralgefäfse führen Luft. — Der Spiralfaden ist keine Röhre, welche Flüssigkeit führt, auch keine nach innen rinnenförmige Platte, in deren Schraubenrinnen die Säfte aufsteigen. Sie zeigt sich bey starker Vergröfserung gleichförmig, nicht aus Zellen zusammengesetzt, im Umfange rundlich, oder doch mehr rund als flach. Ihre elementarische Erzeugung ist unbekannt. Wo ein Spiralgefäfs entsteht, entspringt die Faser unmittelbar, und geht sogleich in Windungen über. So vermehrt sich auch ihre Zahl durch Anlegen an ein vorhandenes Spiralgefäfs. Der Raum, den die gewundene Faser einschliefst, ist ein Continuum, — keine Verzweigung, keine Scheidewände aus oder in ihm. — Aufser dem Zellgewebe und den Gefäfsen ist noch die *Oberhaut* ein eigener, unterscheidbarer Pflanzentheil, und in ihr die *lymphatischen Gefäfse* und *Poren.* Erstere sind wahre Gefäfse, und verlaufen in die gestreckten Zellen, welche die Spiralgefäfsbündel der Blattnerven begleiten, — nicht durchleuchtende Zellenwände. — Die Grundidee der Pflanzenorganisation läfst sich sonach in *Grews* Worten fassen: *The skin, parenchyme, insertions and pith are all one entire piece of work, being only filled up in divers manners with the vessels.*

In Hinsicht der Construction des Zellgewebes hält sich der Vf., wie wir schon oben berührten, noch am meisten an seine Vorgänger, vorzüglich an *Link*, dessen Ansichten die hier angestellten Untersuchungen zu höherer Anschaulichkeit erheben, und die musterhaften Abbildungen überzeugend darlegen. Rec., der beym Durchlesen dieser Schrift zur Wiederholung mehrerer von dem Vf. gemachter Beobachtungen aufgefodert wurde, und der sich bewufst ist, mit Unbefangenheit das Mikroskop zur Hand genommen zu haben, in dessen Anwendung er sich einige Sicherheit zutrauen darf, hat das Meiste genau so, wie es der Vf. darstellt, gefunden, manchen früher gehegten Irrthum

zurückgenommen, und, wenn er eine gewisse Bildung einmal im Lichte des Vfs. aufgefasst hatte, gewöhnlich diese Structur durch Wiederholung der Beobachtung an anderen Pflanzen, und bey der nöthigen Veränderung des Verfahrens, um neue Gesichtspuncte zu erhalten, vollkommen bestätigt gefunden, selbst da, wo Hr. *K.* die Structur nicht in ihrer Vollständigkeit gesehen zu haben scheint. Ein Hauptpunct bey mikroskopischer Untersuchung kleiner Pflanzenabschnitte ist immer die Schwierigkeit, tiefer liegende Theile von höheren zu unterscheiden, und was in einer Ebene erscheint, in die Tiefe zu projiciren: ist einmal diese Schwierigkeit beseitigt, so wird das gegenseitige Verständniss über das Gesehene leicht. Darum sollte man doch ja die Vergrösserungen des zusammengesetzten Mikroskops immer so zeichnen, wie sie durch die Beleuchtung dieses Instruments erscheinen. Die ältesten Mikrographen thaten das häufig, die neueren dagegen zeichnen ihre Figuren lieber idealisch, als seyen sie durch ein Handmikroskop angesehen, was allerdings für den Laien, der nicht selbst nachsieht, zur Belehrung nützlich, ja nothwendig seyn mag, aber der Kritik auch oft die Autorität unterschiebt, und den Streit aus Gründen auf den Widerstreit individueller Behauptungen zurückführt. Auch Hn. *K's.* Figuren sind nicht überall aus dem mikroskopischen Gesichtspuncte gezeichnet; aber sie zeigen die Spur, die uns leicht auf den richtigen Standpunct hinleitet. — Dürften wir bey dieser Gelegenheit einen Wunsch äussern: so wäre es der, dass man in der Pflanzenanatomie die mikroskopischen Bruchstücke, wie Urkunden, diplomatisch, — den aus ihnen abgeleiteten Bau aber, nach sorgfältiger Vergleichung planmäsig angestellter Beobachtungen, mehr idealisch vollständig im Ganzen darstellen möge. Wir sagen ausdrücklich: nach *Reihen* von Beobachtungen, wie sie den besten anatomischen Darstellungen, z. B. den *Scarpa*schen Nerventafeln, zum Grunde liegen, nicht etwa so wie *Mirbel*, zum Nachtheil der Pflanzenanatomie und zur Beeinträchtigung seines eigenen Scharfsinns, an mehreren Stellen gethan hat. Welche schöne idealisch wahre Durchsicht des Pflanzenkörpers könnte uns Hr. *K.* nach seinen Vorarbeiten liefern!

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu der Betrachtung des Zellgewebes der Pflanzen zurück, dessen mikroskopische Ansicht uns dazu verleitete, und heben noch einige interessante Puncte aus des Vfs. Darstellungen aus. — Die doppelten Wände der Zellen, deren Existenz die Idee ihres Ursprungs, als nothwendig, voraussetzt, wird an einem Querschnitte des Kürbisstengels, T. I, F. 3, anschaulich. — Die Wände weichen in der Mitte von einander, nähern sich wieder gegen die Ecke der Zelle, und klaffen dann aufs Neue zur Bildung des Intercellulargangs. — Rec. fand dieses genau eben so, und zwar nicht im Kürbisstengel, sondern in einem Querschnitte des Blattstiels der *Calla aethiopica.* Man darf nur bey nicht allzu starker Vergrösserung sich einige Übung verschaffen, die Entfernung des Focus von dem Objecte bey unverwandtem Schauen zu verändern, indem man den Tubus von dem höchsten Stande, der die Oberfläche des Präparats fasst, etwas sinken lässt, um bald dem Argwohn, dass man tiefer liegende Zellenränder erblicke, zu entgehen; die beiden Grenzlinien der klaffenden Zellen sinken gleichzeitig, wie eine tiefere Grenze heraufrückt. — Mit Recht leugnet Hr. *K.* das Daseyn eigener, von dem Zellgewebe und von den Spiralgefäsen verschiedener Bast- und Holz-Fasern. Ihr Ursprung aus gemeinen Zellen des Parenchyms lässt sich verfolgen, und sie fallen insgesammt in Eine Metamorphose, die der *gestreckten Zellen.* — Man sehe T. IX. F. 41 aus der Rinde des Kürbisstengels, T. XIII. F. 54 a und c aus *Bryonia alba*, Tab. V. F. 22 c aus *Calla aethiopica.* Hier erreicht die Dehnung der Zelle eine Höhe, wo die Scheidewände zurücktreten, und dem Auge fast verschwinden; die Bastfaser nähert sich, indem sie zugleich eine regelmäsige Stellung gewinnt, der Holzfaser. — Aber die Holzfaser selbst ist nur die *gestreckte Zelle mit diagonalen Scheidewänden*, die Längenrichtung siegt durchgreifend, und gleicht sich gegen die transverselle in einer mittleren Abgrenzung aus. Man möchte sagen, die Zelle strebe zum Spiralgefäs, wie sie sich denn auch in dieser Form um die Bündel dieser Gefäse sammelt. Wie aber das Quadrat nie auf den Kreis zurückgeführt werden kann: so erlischt auch das Vegetationsstreben der Zelle in der Bildung seiner geraden Grenzen zum stumpfen Winkel. Man sehe T. XIII. Fig. 65, den Verticalschnitt (nicht Horizontalschnitt, wie es im Texte des Originals, das leider durch mehrere Druckfehler, besonders in den Namen der zergliederten Pflanzen und in den Zahlen der Tafeln und Figuren, entstellt ist, heisst), aus dem Holze von *Laurus Sassafras*, und T. XV. Fig. 68 aus der Eiche, wovon die letztgenannte Figur dem Rec. vorzüglich gelungen zu seyn scheint. Endlich verengen sich die Mündungen der Zellen immer mehr, die Wände erstarren, vielleicht schliessen endlich diese von allen Seiten an einander: doch zeigt noch der Querschnitt des Holzes von einer hundertjährigen Eiche ihre Öffnung. T. XIV. F. 67. — Die Intercellulargänge erscheinen bald *klein* bey manchen Hölzern (z. B. *Laurus Sassafras* in der angeführten Fig.), bald *sehr vergrösert*, im Verhältnisse zu den fast oder ganz geschlossenen Zellen, wie T. XV. Fig. 71 aus der Föhre, und T. V. Fig. 23 c, aus *Calla aethiopica* zeigen. So entstand die Ansicht der lymphatischen Gefäse (der Intercellulargänge) zwischen den Rinden und Holzfasern (den geschlossenen gedehnten Zellen), welcher mehrere Schriftsteller huldigen. — Wir hätten, um diese Spitze der Metamorphose mehr zu versinnlichen, einen Längsdurchschnitt aus den angeführten Pflanzen vorgestellt sehen mögen. Bey *Pinus sylvestris* ist es thunlich, aber die Fasern fallen leicht aus einander. Bey einigen anderen wollte es Rec. nicht gelingen.

Hier scheint die schicklichste Stelle zu seyn, einer anderen, dem Vf. unseres Wissens ganz eigenen Beobachtung, der *durchbrochenen gedehnten Zellen* des Holzkörpers der Nadelhölzer, zu gedenken, die in ei-

dem Nachtrage zu der vorliegenden Preisschrift: *Anatomie comparée des Conifères et des Arbres verts*, S. 295 — 312 erörtert wird. Die Nadelhölzer führen, nach Hn. *K.*, nur im Umfange des Markes Spiralgefäſse, und zwar der einfachsten Art aus einem oder aus zwey umlaufenden Fäden gedreht. In dem Holzkörper selbst fehlen dagegen die Spiralgefäſse gänzlich, und statt derselben erscheinen unter den übrigen gestreckten Zellen häufig Zellen, deren Wände mit einer, seltener mit mehreren Längsreihen runder, von einem ringförmigen Hofe umschlossener Poren besetzt und deutlich durchbrochen sind. Ihre Figur ist genau die der übrigen gestreckten Zellen des Holzes, mit diagonalen Scheidewänden, auch fehlen die Intercellulargänge nicht. Bey *Taxus baccata* gesellt sich noch eine einzelne oder doppelte Spiralfaser hinzu, welche sich in der Höhle der Zelle hinauf windet. Man sehe die Figuren der XXI und XXII Tafel. Wir haben diese Abbildungen der Natur völlig entsprechend gefunden, nur schien die Zahl der porösen Zellen in *Pinus Larix* und *Pinus sylvestris*, die wir zur Vergleichung wählten, geringer, und mehrere undurchbrochene Zellen zeigten sich zwischen den porösen. Der erste Gedanke beym Anblick dieser porösen Zellen mag wohl seyn, sie für Insertionen des Marks oder Spiegelfasern zu halten, deren im Längsschnitt getroffene Zellen täuschten; aber die Vergleichung des Horizontalschnitts mit dem Querschnitt zerstreut bald diesen Zweifel. Poröse Zellen, und Spiegelfasern stehen in keinem Verhältnisse, der Verlauf der Intercellulargänge correspondirt genau dem Zellenbau, und die Richtung der Poren widerspricht, durch ihre Einfachheit und Beziehung, dem Verlaufe der nach der Peripherie strebenden Zellen der Markstrahlen. — Ungeachtet der grosen Ähnlichkeit dieser, von dem Vf. sogenannten, porösen Zellen des Holzes der Zapfenbäume mit den gestreckten Zellen können wir doch noch nicht ganz in Hn. *K's.* Ansicht derselben eingehen. Die Wände der Zellen des Zellgewebes sind, wie dieses Hr. *K.* S. 99 auch an den isolirten, mit gefärbtem Safte gefüllten Zellen der Balsamine darthut, deren Inhalt in keine der angrenzenden ungefärbten Zellen übergeht, durchaus geschlossen, aus einer gleichförmigen Membran gebildet, und es scheint dem Grundgesetz ihrer Bildung sogar zu widersprechen, die reine Grenze (Blase) im Flüssigen durch eine Art von Metamorphose soweit aufzuheben, dass die Grenzlinie der primitiven, in keinem Puncte sonst vermittelten Scheidung von den Gefäſsen überschritten würde. Nehmen wir hiezu noch das erwiesene Vorkommen eines Spiralfadens in den porösen Zellen der *Taxus baccata*, wodurch diese Zellen hier offenbar als Spiralgefäſse eigener Art dargestellt werden: so kann man sich kaum enthalten, sie geradezu für solche zu erklären, und eine vermittelnde Beziehung derselben zu den übrigen aufzusuchen. — Diesen Übergangs-Punct glaubt Rec. in den rosenkranzförmigen Gefäſsen zu finden. Was dort durch die Ring - und Knoten-Bildung, als äuſsere Momente der Entwickelung, noch an demselben Continuum in abwechselnden Verschnürungen und Ausdehnungen dargestellt wird, geht im Holze der Zapfenbäume in gänzlicher Trennung hervor; die porösen Zellen sind zerfallene rosenkranzförmige Gefäſse, oder isolirte wurmförmige Körper. Ihr Bau gleicht auf der höheren Stufe dem der porösen Gefäſse. Im Taxus, wo das einfache Spiralgefäſs sich noch einmischt, steht eine tiefere Stufe, die des jugendlichen, ersten Kranzrings um die Marksäule, mit an. Ein solcher, innerer Bau entspricht selbst dem ganzen Wachsthum der Zapfenhölzer, wenigstens der Gattung *Pinus*, als wahrer Polykotyledonen, deren Leben, ein stetiges Zerfallen in sich selbst, höchstens zur Darstellung kahler und nackter Blattrippen in den zweyseitig gerichteten Nadeln von *Taxus*, von *Pinus Picea*, *Abies* u. s. w. gelangt, häufig aber den ersten Kotyledonenquirl durch den büschelförmigen Wuchs der Nadeln bis in die monadelphischen Staubfäden verfolgt. Hier ist der Knoten, der die Continuität bricht, überall gesetzt, und darum nirgends sichtbar; daher auch alle Reproduction erloschen, und dagegen der Oxydationsprocess in der Production des Harzes überwiegend.

In den Nadelhölzern gehen die monokotyledonischen Palmen zu den Kätzchenbäumen des Nordens über. — In den strahligen Zellenreihen des Parenchyms von *Musa*, *Iris Pseudacorus*, *Juncus effusus* sieht Hr. *K.* noch, mit *Treviranus*, plane Streifen von unbekannter Textur. Später aber hat der Vf. diese Ansicht zurückgenommen, und in diesen Streifen gereihte Zellen dargestellt, die durch grose, dazwischen liegende Lücken, oder auch ausgedehntere Zellen, zusammengedrängt werden. Wir werden auf diese Verbesserungen unten wieder zurückkommen. Wie hier die Zellen sich reihen, reihen sie sich auf der Oberfläche zu Gliederhaaren. Die Conferven sind einfache Ketten gedehnter röhriger Zellen. Confervenartige Zellenfäden machen die Textur der meisten niederen Kryptogamen parallellaufend in den Tangen, verworren und als dichten Filz in Schwämmen und Flechten. In der *Seta* der Moose beginnen die Zellenfäden sich zu drängen, doch bleiben sie trennbar; höher hinauf endlich beginnt die Verschmelzung zu einem Zellgewebe, und mit ihr treten die Intercellulargänge ein.

Als eine merkwürdige Erscheinung betrachten wir die von dem Vf. bemerkten, kopfförmigen, auf kurzen Stielen sitzenden Hervorragungen, welche sich hie und da auf der inneren Wand der grosen Luftbehälter im Zellgewebe der *Calla aethiopica* (und *palustris*) finden. Hievon, so wie über den folgenreichen Einfluss, den des Vfs. Darstellung des Zellgewebes auf eine richtige Erkenntniss der kryptogamischen Gewächse haben muss, wird Rec. an einem anderen Orte mehr sagen dürfen, als ihm der Raum dieser Blätter gestattet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

BOTANIK.

Harlem, b. Beets: *Mémoire sur l'organisation des plantes*, ou Réponse à la question physique proposée par la Société Teylérienne, par laquelle on demande: *Que l'on cherche à décider au moyen d'observations nouvelles, autant que par la comparaison de celles, qui ont été faites déja, ce qu'il y a d'incontestable dans ce que l'on a avancé sur l'organisation des plantes, et spécialement sur la structure, la différence et la fonction de leurs tubes ou vaisseaux; en indiquant tout à la fois avec précision ce qu'il y a encore ici d'indéterminé ou de douteux; et quels procédés ultérieurs on pourroit employer pour acquérir plus de lumière à ces divers égards.* Par *Dieterich Georg Kieser* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wie Hr. *K.* in Hinsicht der Spiralgefäſse von seinen Vorgängern abweiche, haben wir schon oben berührt, und die von ihm aufgestellten Verschiedenheiten derselben angedeutet. Das *einfache* oder *ringförmige* Spiralgefäſs (sollten nicht diese beiden Grundformen des freyen, unverknüpften Fadens mehr, als hier geschehen, nach ihrer Verschiedenheit aufgefaſst, und das Letztere dem Ersteren entgegengesetzt werden können, wie beide zusammen genommen wieder dem netzförmigen Spiralgefäſs gegenüber stehen?) bildet, wie schon oben bemerkt, in zweyfacher Richtung, — nach der einen Seite hin durch Verästelung und immer höher steigende Verstrickung dieser Äste zu einer mit quer- und schieflaufenden Spalten durchbrochenen Röhre, das netzförmige Spiralgefäſs, dessen Ursprung aus dem einfachen auf Tab. XI. F. 49 an einem Längssegmente des Balsaminenstengels unmittelbar nachgewiesen wird. (Fig. 50 giebt eine idealisirte Ansicht des Übergangs des Ringgefäſses in das einfache Spiralgefäſs und durch diesen in den Treppengang, die sich auf Beobachtungsreihen gründet. Auf der anderen Seite metamorphosirt sich das einfache Spiralgefäſs in das *punctirte* oder *poröse* Gefäſs, indem zwischen die Ringe des Ringgefäſses, oder zwischen die sich entfernenden Windungen des einfachen Spiralgefäſses, eine mit *Puncten besetzte Membran* tritt. Die Membran liegt zwischen den Ringen und Windungen, so daſs die Faser nach Auſsen wie nach Innen hervorragt. Sie kommt erst im Fortgange des Wachsthums hinzu, wie sich aus dem Achsendurchschnitt zweyer dicht an einander gelegener punctirter Gefäſse des älteren Kürbisstengels, Tab. IX. F. 41 und T. X. F. 44, ergiebt, die beide von Auſsen mit einer gemeinschaftlichen Membran umgeben sind, während die in ihrer gegenseitigen Berührungslinie nach beiden Seiten ausweichenden Ringe der Faser eine zackige Linie auf dem durch den Schnitt entblöſsten, inneren Grunde bilden, woraus sich also auf die Abwesenheit einer eigenen, jedem Gefäſse zukommenden Membran in den früheren Perioden schlieſsen läſst, weil sonst in der Grenze eine doppelte Membran erscheinen müſste. Rec. möchte, der möglichen Täuschung wegen, hierauf weniger Werth legen, als auf die Zartheit des Baues dieser Membran, und auf die Regelmäſsigkeit der Puncte auf derselben, die, bey gleicher Gröſse und in gleichen Entfernungen, stets eine transverselle oder diagonale Richtung behaupten; und diese, mehr die Anschauung als die Reflexion in Anspruch nehmenden Gründe sind es auch, die ihn, der bisher in den Spiralgefäſsen ebenfalls nichts als die sich windende oder schlieſsende Faser sah, nach wiederholter Vergleichung der sehr treuen Abbildungen des Vfs. mit der Natur, sehr geneigt machen, zu der Ansicht desselben überzugehen. Man vergleiche T. XIV. F. 68 aus der Eiche, mit Ringfasern (die, weil sie durchsichtig sind, häufig übersehen oder für bloſse Einschnürungen gehalten wurden), T. XIII. F. 65 aus *Laurus Sassafras*, mit diagonalen Ringen (die Ringe verhalten sich, wie die Querwände des Zellgewebes in derselben Pflanze), vorzüglich aber die trefflichen Reihen von Darstellungen auf T. VI — X, welche zugleich bestimmt sind, nachzuweisen, wie sich im Fortschreiten des Lebensverlaufs Zahl, Gröſse und Bildung der Spiralgefäſse höher hebt. Ein Schnitt aus der Spitze der Ranke (= der jungen Pflanze) — 6—7 einfache, sehr kleine, sich aufrollende Spiralgefäſse in jedem Bündel; — ein Knoten tiefer — mehrere und gröſsere einfache Spiralgefäſse, das Innere nach unten Ring-, nach oben Spiral-Gefäſs. — Im dritten Zwischenknoten abwärts 19 Spiral-Gefäſse in einem Bündel, wovon die zwey äuſseren punctirte Gefäſse sind. Zahl und Gröſse der punctirten Gefäſse vermehrt, nach Innen mehrere einfache Spiral-Gefäſse. — Ein Schnitt aus der Mitte des Stengels — 23 Spiral-Gefäſse in jedem Bündel, worunter 6 ansehnliche, punctirte Spiral-Gefäſse sich befinden. — Schnitt in der Nähe der Wurzel — 29 Spiral-Gefäſse in jedem Bündel, worunter 23 punctirte und nur 6 einfache. — Schnitt aus einem Aste der alten Wurzel — 37 kleine punctirte Gefäſse, keine Bündel, keine einfachen Spiral-Gefäſse.

Ähnliche vergleichende Zusammenstellungen finden sich überall in dieser Schrift, und geben ihr in unseren Augen einen vorzüglichen Werth. Dahin gehört z. B. die Schilderung des allmählichen Anwachsens und Schwindens der Metamorphose des Spiralgefäßes, als Continuum betrachtet, so dass es als aus zwey sehr gedehnten Kegeln zusammengesetzt gedacht werden kann, deren beide Enden in der Wurzel und in den Blüthentheilen mit den einfachen Formen der Metamorphose anfangen und enden. Ferner die genaue Rücksicht auf die Lage der Spiralgefäße in den Gefäßbündeln: sie liegen in den krautartigen Pflanzen nach der Rinde zu, in den holzartigen aber sind sie dem Mark zugekehrt. Endlich die Andeutung eines tiefgreifenden Verhältnisses der Zahl der ursprünglichen Bündel zu dem Blätterstand, zu der Zahl der Blüthentheile u. s. w. Doch wir müssen abbrechen. — Überall leuchtet die Idee hervor, und weckt den Leser, sich bey ihrem Lichte selbst zu versuchen. Die Puncte der punctirten Gefäße sah Hr. *K.* in einigen Fällen als deutliche Öffnungen; in anderen vermochte er nicht, zur Gewissheit zu gelangen. Dass die Spiralfaser überhaupt hohl sey, bezweifelt er, wie wir glauben, mit Recht, ihrer Durchsichtigkeit ungeachtet. Wie das Spiralgefäß endige, weiss Niemand. Sein Ursprung ist einfach: ein blindes Ende, der wurmförmige Körper.

Wie in der einzelnen Pflanze: so verhält sich das System der Spiralgefäße auch in der Gesammtheit des Pflanzenreichs. Auf den niedrigsten Stufen desselben kein Spiralgefäß. Mit der Fruchtschleuder der *Jungermannia* tritt es zuerst auf. Als Theil des Pflanzenkörpers erscheint es erst zugleich mit dem regelmäßigen, gebundenen Zellgewebe. (S. 125 liest man, wohl durch einen Druckfehler, nach der Bemerkung, dass man bisher noch keine Spiralgefäße entdeckt habe: *dans les plantes inférieures, dans les Mousses, dans les Hepaticae, à l'exception des fibres spirales dans les capsules de la Jungermannia et entremêlées aux semences du Champignon, où Mr. Treviranus les a observées.* Hiezu wird T. II. F. 23 und 26 citirt, die aber in der Schrift von *Treviranus* nur die Saamenschleudern der *Jungermannia tamariscifolia* und des *Equisetum arvense* darstellen.) — Die Annahme eigener lymphatischer Gefäße der Oberhaut, die sich zum Gefäßnetze verstricken, und wahrscheinlich in die Intercellulargänge der gestreckten Zellen der Blattnerven münden, hat selbst nach den genauen Untersuchungen des Vfs., welche durch mehrere treffliche Abbildungen erläutert sind, in Rec. noch manche Bedenklichkeiten zurückgelassen. Dass diese von zwey (gewöhnlich parallel, nicht bauchig, laufenden) Linien angedeuteten Maschen in der Epidermis des Blatts nur durchscheinende Zellenwände seyen, dem widerspricht allerdings ihre Form, ihre Größe, im Verhältniss zu den, durch sie hindurchscheinenden wahren Zellen, ihre Begrenzungslinien selbst und die eigenthümliche Weise, wie sich gewöhnlich ein solches Gefäß um den Hof der Poren herumschlingt. Wir fügen noch folgende Bemerkung hinzu. Als wir ein Stückchen Epidermis der unteren Blattfläche von *Calla aethiopica* abstreiften, so dass das äusserste, sich zuletzt ablösende Ende von der grössten Zartheit fast wasserhell erschien, und nun dieses Stückchen unter Wasser zweyhundertmal vergrösserten: zeigten sich die Maschen des Netzes in dem dünnsten, membranösen Theile, unter welchen wir nur noch stellenweise durchscheinende Zellen sahen, noch eben so deutlich und eben so breit, als in dem dickeren Theile, dem noch sichtlich mehrere Zellenlagen anhingen. Wären nun diese Maschen bloss Wirkungen der durchscheinenden Zellen, und der scheinbare Durchmesser der Gefässhöhlen erzeugt durch die schiefanstehenden Wände derselben: so müsste er, wo die Zellenwände sich verkürzen, abnehmen, und wo gar keine Zelle mehr durchscheint, müssten die Maschen entweder ganz fehlen, oder doch undeutlicher werden, da sich kaum erwarten lässt, es werde beym Losreissen ein Stück der Zellenwände überall, und durchaus gleichbreit, der Oberhaut adhäriren, welches alles sich in diesem Falle ganz anders verhielt. Die Maschen des Gefässnetzes scheinen also mehr, als Zellenwände; aber eine Bemerkung, die wir uns erinnern, schon früher gemacht zu haben, und die sich zufällig bey diesem Präparate wiederholte, stützt doch wieder die Vermuthung, dass dessen ungeachtet diese Canäle mit dem Zellgewebe des Parenchyms auch auf directe Weise in Verbindung stehen möchten. Wo die Oberhaut am dünnsten war, sahen wir deutlich aus den Verbindungspuncten des Netzes hie und da abgerissene Zweige, ganz von der Structur der Maschen, verkürzt herabsteigen; wir falteten das Stückchen, so dass der Bruch der inneren Seite nach Aussen gerichtet wurde, und sahen nun diese Spitzchen, die zu regelmässig waren, um für blosse Reste des Zellgewebes zu gelten, deutlich. Dieses scheint sich genau an eine Ansicht, die sich Rec. von dem Verhältnisse des Blattes zum Stengel gemacht hat, anzuschliessen, dass er sich nicht enthalten kann, sie hier im Zusammenhange einzurücken, da sie Gegenstand der Beobachtung werden, und durch diese Bestätigung oder Widerlegung erhalten kann. Im Stengel ist ein doppelter Gegensatz zu erkennen, der, wenn er gleich nur bey den höheren, und vorzüglich bey den dikotyledonischen Holzarten deutlich ausgebildet ist, doch im Wesentlichen auch bey den niederen, und selbst bey den Monokotyledonen nachgewiesen werden kann, was jedoch hier zu weit führen würde. Wir halten uns demnach nur an die vollkommenste Bildung des Stammes. Der erste Gegensatz findet Statt zwischen Centrum und Peripherie. Das Mark ist die innere Rinde, darauf folgt das jugendliche Holz, in den niederen Spiralgefässen des Kranzrings, gleichsam der Bast des Marks, und nun erst steigt die Entfaltung der Gefässe in dem eigentlichen Holzkörper. Von Aussen nach Innen ist es eben so; die Rinde, das äussere Mark, kehrt ihren contrahirten Pol, ihr Holz, als Bast, dem contrahirten Pole des inneren Körpers zu, und das Gefässsystem liegt solchergestalt im Centrum, von der bildsamen, jugendlichen Substanz umgeben.

Aller Gegenſatz, in ſofern er nach Auſsen gerichtet iſt, iſt bloſs ein Gegenſatz von Mark und Rinde. — Mark. Holz ++ Baſt, Rinde —. Der zweyte Gegenſatz iſt der innere, diametrale, von Gefäſsbündeln und Markſtrahlen, die ſich gegenſeitig, wie die Schichten der galvaniſchen Säule, binden und ſpannen. Wenn alſo der Stengel ſich nach Auſsen entfaltet: ſo geſchieht dieſes, indem er ſich aufrollt, und ſein Inneres dem Licht öffnet. Das *Blatt* iſt dieſer äuſserlich gewordene entfaltete Stengel; ſeine obere Fläche iſt die Markfläche, ſeine untere die Rindenfläche. Das Blatt beruht nur auf dem zweyten Gegenſatze zwiſchen Markſtrahlen und Gefäſsbündeln, der ſich in den Blattſtiel und in die Nerven deſſelben fortſetzt. In dem niedrigſten Monokotyledonen-Blatt, dem röhrenförmigen, iſt die Verwandlung der Markfläche in die obere, und der Rinde in die äuſsere Fläche zu erkennen: denn von ihm aus entwickeln ſich die Blätter dieſer Pflanzenordnung durch bloſses Aufſchlitzen des Röhrenblatts. — Die Oberhaut iſt das peripheriſch gewordene Zellgewebe, deſſen äuſserſte Zellenwände in eine Fläche verſchmolzen ſind, wobey zugleich das Volumen der dadurch begrenzten Zellenlage nach der Tiefe hin oft ſo ſehr vermindert wird, daſs die beiden gegenüberſtehenden Wände ſich faſt berühren, und vielleicht iſt die Oberhaut ſelbſt das Erzeugniſs einer Zellenlage, deren beide breitere Wände in Eine verſchmolzen ſind. Von der Oberfläche an nehmen die nächſten Zellen an Tiefe zu, und dieſes iſt beſonders an einem Querſchnitte der Blätter zu bemerken, wo das in die Breite gedehnte Zellgewebe nach der Peripherie zu am meiſten von ſeiner cubiſchen Ausdehnung verliert. Da nun überall, wo regelmäſsige Zellen ſich zu einem Zellgewebe verbinden, Intercellulargänge gefunden werden: ſo müſsten dieſe in oder unter der Oberhaut als netzförmige Maſchen ſich verſchlingen; die Nähe, oder das gänzliche Verflieſsen zweyer entgegengeſetzter Wände dicht unter der Oberhaut, ſo wie die Modification, die das ganze Zellenſyſtem an der Grenze durch Verdichtung erleidet, erklärt den etwas ungleichen Verlauf, — die vorherrſchende Dehnung in die Breite aber den zuweilen beträchtlich gröſseren Umfang dieſer Maſchen, verglichen mit den hindurch ſchimmernden Zellen, die auch noch optiſch, durch ihre graduell zunehmende Tiefe und durch die davon abhängende Differenz ihrer Entfernungen vom Brennpuncte der Linſe, verjüngt werden. Eine genauere Vergleichung der Maſchen des lymphatiſchen Gefäſsnetzes der oberen und unteren Blattfläche ſowohl unter ſich, als mit den unter jedem derſelben liegenden Zellen, und dann ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf eine verticale Anſicht der Mark- und Rinden-Zellen, möchte darüber einiges Licht verbreiten können.

Das 5. Cap., *von den anatomiſchen Syſtemen der Pflanze*, ſchlieſst in zwey Artikeln, *Überſicht der anatomiſchen Syſteme der Pflanze und ihrer ſucceſſiven Entwickelung*, und *von den Jahrringen in Holz und Rinde, über Splint und Cambium*, den erſten anatomiſchen Theil. Durch eine treffliche Zuſammenſtellung wird der einfache Typus des Pflanzenlebens anſchaulich. Die anatomiſchen Syſteme, oder homologen Verknüpfungen der Elementarorgane, das Syſtem der Rinde und des Marks, — Markſtrahlen, verlängerte Zellen des Holzes und Baſts, Intercellulargänge und eigene Gefäſse, Luftzellen und Lücken, — dann das *Syſtem der Gefäſsbündel*, und, vielleicht minder ſchicklich hier eingereiht, das Porenſyſtem der Oberhaut, bilden, indem ſie nach Innen und Auſsen ſich organiſch in zwey entgegengeſetzte Maſſentheile verbinden, den *Holz-* und *Rinden-Körper*. Jener begreift das Mark und Holz, dieſer die Rinde und den Baſt. Mark und Rinde vertrocknen im Altern, letztere ſchuppt und ſplittert ſich ab, aber der nackte, der Länge nach geſpaltene Baſt bleibt, mit dem Holze, das wahrſcheinlich nie ganz aufhört in ſeinen Intercellulargängen Säfte zu führen. Aus dem Gegenſatze zwiſchen dem Holzkörper und Rindenkörper erklärt Hr. *K.* die jährliche Ablagerung eines neuen Holzrings, als Splint, und eines neuen Baſtrings, und beweiſt das Daſeyn der letzteren, theils aus dem Vorrücken der eigenen Gefäſse der Nadelhölzer nach der Peripherie, Fig. 79, verglichen mit Fig. 71, theils aus dem Horizontalſchnitte eines Kieferzweigs, der ſieben Holzringe und ſieben Baſtringe zeigt, ebenfalls Fig. 71 dargeſtellt. Über das Cambium folgt Hr. *K.* den Beobachtungen ſeiner Vorgänger. Die feinen Faſern, die ſich in demſelben bilden, ſeyen Anfänge der Spiralgefäſse; aus den Körnern deſſelben bilden ſich Zellen. Die Pflanze iſt alſo einer galvaniſchen Säule zu vergleichen, deren poſitive und negative Subſtanz, Holz, Splint und Rinde, den ihrer Spannung hingegebenen Saft zerſetzt und organiſch bindet. Mehrere treffliche Beobachtungen dieſes Abſchnitts, z. B. die über die Verſchiedenheit der Markſtrahlen, über den verticalen Durchmeſſer derſelben, verglichen mit der Höhe der anliegenden geſtreckten Zellen, über das Problem ihres horizontalen Wachsthums, müſſen wir hier, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen.

Zweyter Theil. Phyſiologie der Pflanzen. I Abſchnitt. *Geſchichte der Pflanzenphyſiologie.* Gründlich, mit viel Kritik, nach den Elementarorganen und Syſtemen der Pflanze. *Steffens* hieher gehörige Abhandlung in *Schellings* und *Marcus* Jahrbüchern der Medicin finden wir nicht berührt.

II Abſchnitt. *Aphorismen über die Phyſiologie der Pflanzen.* Cap. 1—3. *Von den Functionen des Zellgewebeſyſtems, der Gefäſse und der Oberhaut.* Cap. 4. *Von der Bewegung des Saftes*, in zwey Artikeln, die wieder in verſchiedene Fragen und deren Beantwortung zerfallen. Der dritte Artikel ſchlieſst mit Bemerkungen über die Vergleichung des Thiers mit der Pflanze. Cap. 5. *Von den anatomiſchen Syſtemen der Pflanzen.* Die phyſiologiſchen Anſichten des Vfs. haben, wie bekannt, das Verdienſt, rein phyſiologiſch zu ſeyn, d. h. ſie gehen nicht über den lebendigen Vorgang in einem organiſchen Körper hinaus auf fremde Gebiete, und hier insbeſondere iſt noch das Beſtreben ſichtbar, die Idee des vegetabiliſchen

Organismus, als eines rein productiven, dessen Grundrichtung auf immer höhere Ausbildung der *Form* geht, nirgends aus den Augen zu verlieren. So werden viele Irrthümer, die sich aus der Anwendung der thierischen Physiologie einzuschleichen pflegten, glücklich vermieden, und die Chemie gewinnt auf der anderen Seite keinen verderblichen Spielraum.

Voran steht die hygrometische Qualität der Pflanze, als Erfahrungssatz, der in der Pflanzenphysiologie nie genug hervorzuheben ist. Seine Quelle, hier unerweislich, dürfte höher hinauf in dem Urverhältnisse der Pflanze zum Boden leicht aufzudecken seyn, aber hier wird sie mit Recht nicht weiter verfolgt. Die Thatsache des scheinbaren Wiederauflebens vieler Pflanzen im Wasser spricht für sich selbst. Nach der hygrometischen Function des Zellgewebes enthalten die Zellen Saft (Hr. *K.* braucht *Suc* und *Sève* hier gleichbedeutend) durch directe Permeabilität der Wände, ohne Poren; die Intercellulargänge *führen* ihn durch Beyhülfe der Elasticität der Zellenwände, sie sind analog den Lymphgefäsen der Thiere, und höher bringt es die Pflanze nicht. Der Saft der Intercellulargänge ist der ursprüngliche Nahrungsstoff der Pflanze, der in sich die kugelförmigen Körner, die Rudimente der Zellen, und, wie Hr. *K.* anzunehmen scheint, aller Pflanzensubstanz umtreibt. Function und Inhalt dieser Canäle sind also durch die ganze Pflanze dieselben. Aber die Zellen des Parenchyms unterscheiden sich von den gestreckten Zellen des Bastes und vorzüglich des Holzes auch in der Function. Wenn jene in einer einfachen Wechselwirkung unter sich und mit den Intercellulargängen aus dem Safte das Amylum, als *productiven Stoff*, und den harzigen Färbestoff, als *producirte Substanz*, körnig oder kuglig (als erfüllte Blasen) niederschlagen: so treten dagegen die letzteren im Holze, wo sie mit den luftführenden und luftdurchlassenden Spiralgefäsen verbunden sind, mit diesen in einen höheren organischen Conflict, dessen Resultat überwiegende Production und Erstarren durch schnelleres Absetzen oxydirter Substanz an ihre Wände ist. So erzeugt auch in der Pflanze das Gleiche immer wieder das Gleiche, gemäss seiner eigenthümlichen Verschiedenheit, aus demselben zersetzbaren Fluidum, dem Pflanzensafte, der Lymphe. Weil aber keine Assimilation ohne Secretion erfolgen kann: so scheidet sich auch zugleich in diesem Processe der eigene Saft in demselben Elementarorgane, das seine Quelle ist, in den zu eigenen Gefäsen veränderten Intercellulargängen, als *eigener Saft* (*Suc propre*). Warum der reinste Gegensatz des Pflanzenlebens, in Holz und Rinde, nicht in einjährigen Pflanzen hervortreten könne? Widersprüche der Annahme eines Übergangs des Basts in Holz werden einleuchtend gemacht. Schöne Darstellung des entgegengesetzten Wachsthums des Holzes nach Aussen, der Rinde nach Innen, mit umgekehrtem Endresultate, wie überall im Leben Gesetz ist. Die Luftzellen enthalten Luft. Ihre Function ist noch dunkel. Ihr Vorkommen in Sumpf- und Wasser-Pflanzen verspricht Aufschluss.

Die Idee, dass die Spiralgefäse Luftgefäse seyen, bestimmt, den Athmungsprocess der Blätter bis ins Innere der Pflanze fortzusetzen, wird mit ungemeinem Scharfsinn einleuchtend gemacht, und eben so gründlich ist die Widerlegung derer, die den von der Spiralfaser umwundenen Raum für das eigentliche saftführende Gefäss der Pflanze halten. Der Querschnitt des Kürbisstengels unter Wasser ist ein stringentes empirisches Argument; ihre Stellung im Holzkörper, während die Rinde und der Bast, von ihnen entblösst, reichlichen Saft führen, der Mangel eines Beziehungspuncts der Circulation in der Pflanze. Andere wichtige Einwürfe gegen den Saftumtrieb in den Spiralgefäsen muss man im Buche selbst nachlesen. Wo am wenigsten Saft ist, in Blättern und Blüthentheilen, sind die meisten, ja fast ausschliesslich nur Spiralgefäse, mit ihren gestreckten Zellen in den Hauptrippen, die, sich in den Ästen und endlich im Stamme sammelnd, vereint das Luftorgan, die Lungen der Pflanze, bilden. Damit stimmt selbst die Analogie des geringelten Baues mit den Tracheen der Thiere, und das überwiegende Verhältniss der saftführenden Zellengänge in dem Systeme der umgebenden, gestreckten Zellen.

Die Gründe gegen *Okens* Ansicht der Spiralgefäse sind anatomisch: — das Schliessen der Spiralfaser zu Ringen, und die räumliche Trennung derselben in den zahlreichsten Fällen, ja in dem ganzen Baumstamme, bis zum Marke. Diese Gründe haben Gewicht, und zwar um so mehr, da auch die Ansicht des pflanzlichen Lebens auf einen Luftprocess vor dem Nervenprocesse dringt. Aber die Frage bleibt übrig: Fodert nicht die Idee alles organischen Lebens die Andeutung des Nervs? Und wenn *Oken* diese Idee überall mit der ihm eigenen Kraft und Strenge verfolgt: wird ihm da nicht nothwendig die Spirale, wie der Kreis, im Organischen nervenbedeutend? Dass der Nerv der Pflanze Luftnerv, Spannungsorgan der Luft, wird, folgt aus der Stufe, worauf die Pflanze steht, und aus ihrem unselbstständigen Daseyn. Die Pflanze ist eine Somnambule, die wieder nach Aussen Macht übt; diese Macht ist, wie ihr ganzes Wesen, materiell, — Luftmagnetismus (daher das Verschlucken und Aufsaugen der Luft), wie die Macht des Thieres in der Bindung und Anziehung des Lichts beruht. Je durchgreifender der Athmungsprocess der Pflanze, desto gewaltsamer die Spannung im Inneren, und diese Spannung deuten, wie Rec. glaubt, das Schliessen der Spirale zu Ringen, und die Abstände dieser Ringe, an.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
AUGUST 1815.

BOTANIK.

Harlem, b. Beets: *Mémoire sur l'organisation des plantes* ou Réponse à la question physique proposée par la Société Teylérienne, par laquelle on demande: *Que l'on cherche à décider au moyen d'observations nouvelles, autant que par la comparaison de celles, qui ont été faites déja, ce qu'il y a d'incontestable dans ce que l'on a avancé sur l'organisation des plantes, et spécialement sur la structure, la différence et la fonction de leurs tubes ou vaisseaux: en indiquant tout à la fois avec précision ce qu'il y a encore ici d'indéterminé ou de douteux; et quels procédés ultérieurs on pourroit employer pour acquérir plus de lumière à ces divers égards. Par Dieterich Georg Kieser,* u. f. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das unmittelbare Organ der Resorption, verbunden mit einer entsprechenden Recomposition derselben, sind die Poren und lymphatischen Gefässe der Oberhaut, vorzüglich an den Blättern. Nächtliche oder Wurzel-Fläche, Tag-oder Stengel-Fläche der Blätter, jene oxydirend, diese desoxydirend. Die Poren scheinen das atmosphärische Wasser desoxydirend einzusaugen, vorzüglich bey Nacht; die lymphatischen Gefäse bringen es (als Gas?) in die Intercellulargänge, welche die Spiralgefäse der Blattrippen begleiten. So setzt sich der Process in dem Stamme fort, und endet dort, im Gegensatze mit dem Athmungsprocesse der Thiere, durch das Hervorrufen des Kohlenstoffs in den damit in Berührung tretenden Säften. (Das Wie dieses Vorgangs hätte näher erörtert werden sollen.) — Übrigens werden die Zweifel und Schwierigkeiten, die sich einer gründlichen Einsicht in die Function des Porensystems entgegenstellen, nicht verschwiegen, und eine fortgesetzte tiefere Erforschung dieses Theils der Pflanzenanatomie und Physiologie nachdrücklich empfohlen. Die wichtige Frage: Giebt es einen wahren Saftumlauf in der Pflanze, und welches ist sein Gesetz? wird sehr ausführlich, mit kritischer Rücksicht auf mögliche und schon wirklich gemachte Einwürfe, erörtert. Das Resultat, das sich vorzüglich auf *Duhamels*, *Cottas* und *Knights* Beobachtungen stützt, drückt Hr. *K.* S. 147 so aus: Es giebt einen aufsteigenden und einen abwärtssteigenden Saft. Der aufwärts-steigende Saft (*suc* bey dem Vf.) steigt von der Wurzel bis zu den Blättern in den Intercellulargängen der Holzfasern (der gestreckten Zellen des Holzkörpers), und der absteigende Saft (*sève*) steigt von den Blättern gegen die Wurzel in den Intercellulargängen der Rinde, und durchschneidet auf diesem Wege auch den Holzkörper, mittelst der Markstrahlen. — Die Richtung dieser Bewegung ist abhängig von äusseren Einflüssen, und die Entgegensetzung derselben, obgleich im ganzen Pflanzenreiche wahrscheinlich vorwaltend, ist doch selbst noch in den krautartigen Pflanzen höherer Stufen durch die Homogeneität der Masse nicht so scharf und schneidend, als sie mit der Bildung eines Holz- und Rinden-Körpers in den baumartigen Pflanzen zuletzt hervortritt. Daher sind auch in jenen auf- und absteigende Säfte, so wie diese und die aus ihnen erzeugten eigenen Säfte, noch wenig oder nicht verschieden; aber mit der realgewordenen Scheidung des Holzes und der Rinde tritt jenes mit seinen Gefäsbündeln, aus Tracheen und gestreckten Zellen, in die Function eines *Circulationsorgans*; der Saft wird in seinen Systemen gebildet (vergl. *Knights* Beobachtungen), und den Blättern (dem Athmungsorgane) zugeleitet. In ihnen geht die noch räthselhafte Metamorphose vor, die der Saft, nicht durch Einsaugung des Oxygens, sondern nur durch dynamische Spannung der Atmosphäre, erleidet, und der noch nicht erklärte Übergang desselben aus den Intercellulargängen des Holzkörpers in die des Rindenkörpers. Sehr beachtenswerth ist hier des Vfs. scharfsinnige Hinweisung auf die Structur der unteren und oberen Blattfläche, besonders auf den Umstand, dass die Spiralgefäse der unteren Fläche näher als der oberen liegen, deren Zellen sich zugleich durch verticale Richtung zur Blattaxe auszeichnen. Wahrscheinlich erfolgt der Übergang des durch die Luftaction veränderten Safts in die Qualität des absteigenden bey der Wendung auf die obere Fläche, unter dem spannenden, und die culminirende Oxydation wieder decomponirenden Einflusse des Lichts. Der absteigende Saft tritt in die Rinde, als *Nutritionsorgan*, im weiteren Sinne, wo sie auch die Markstrahlen und das Mark, so lange dieses noch vegetirt, in sich begreift. Die Intercellulargänge der Rinde, wahrscheinlich auch des Basts, führen ihn, die Zellen selbst sind die secernirenden Organe, und scheiden durch ihre Einwirkung den productiven Saft, *Cambium*, von den eigenen Säften, deren Qualität, als Excrement der Pflanze, durch mehrere Thatsachen er-

Hh

wiesen wird. Eine überraschende Beziehung des Pflanzen- und Thier-Lebens schliesst sich ungezwungen an. — Die Bewegung des Pflanzensafts ist die wesentliche Function der Pflanze. Contractilitätsäusserungen und Befruchtung sind, in Vergleichung mit jenen, zufällige Momente des Pflanzenlebens. Scharfsinnig. Doch hätte besonders über den Se- und Excretions-Act der Geschlechtsorgane mehr gesagt werden sollen, und überhaupt verdiente die Qualität der verschiedenen eigenen Säfte auf verschiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphose die fleissigste Erforschung.

Durch einen sehr reinlichen, und, bis auf manche Citate und Namen, correcten Druck, so wie durch die, von dem Vf. selbst gezeichneten, und von *v. Beeck* sehr schön gestochenen Kupfertafeln empfiehlt sich auch im Äusseren diese in leicht beweglichem und unterhaltendem französischem Stile geschriebene Schrift, die wir mehr, als bisher der Fall war, durch den deutschen Buchhandel verbreitet zu sehen wünschten. Vielleicht dürfte eine, unter den Augen des Vfs. verfertigte, und von ihm mit Zusätzen und Verbesserungen ausgestattete Übersetzung, wozu wir Hoffnung haben, diese Wünsche noch mehr, als das französische Original selbst, befriedigen.

Als wir eben mit der Anzeige dieser Preisschrift beschäftigt waren, erhielten wir eine zweyte Schrift desselben Vfs., die wir, der genauen Verbindung wegen, worin sie mit der eben beurtheilten steht, hier sogleich folgen lassen.

JENA, in der cröckerschen Buchhandlung: *Elemente der Phytonomie*, von Dr. *D. G. Kieser*, H. S. W. Medicinalrath und Professor der Medicin zu Jena, u. s. w. Erster Theil. Phytotomie.

Auch unter dem besonderen Titel:

Grundzüge der Anatomie der Pflanzen, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen, von Dr. *D. G. Kieser*, Professor der Medicin zu Jena. Ein Auszug aus der im Jahr 1812 von der teylerschen Gesellschaft zu Harlem gekrönten Preisschrift. Mit 6 Kupfertafeln. 1815. XVIII und 265 S. 8.

Ein Auszug ist dieser Grundriss der Phytotomie allerdings, aber, wie sich bey einem denkenden Schriftsteller, der in seiner Lieblingswissenschaft drey Jahre später sein eigenes Werk excerpirt, von selbst versteht, nicht aus dem Buchstaben, sondern aus dem reproducirenden, eigenen Geiste geschöpft. Dieses beweisen unzählige Verbesserungen, kleine Berichtigungen und Zusätze, auf deren Darlegung wir uns hier nicht weiter einlassen dürfen. Die wissenschaftliche Form, die ein Handbuch zu Vorlesungen charakterisiren muss, die traulichere Sprache der Ideen, worin die Wissenschaft vor einem deutschen Publicum auftreten durfte, und die zweckmässige Anordnung des Plans empfehlen das Buch dem Schüler, und noch mehr dem Lehrer. Der historische Theil des *Mémoire* ist übergangen. Die Literatur aber zum Eingange sehr vollständig angegeben, und einschlagende Schriftsteller sind nochmals unter den Paragraphen besonders aufgeführt. Die 6 Kupfertafeln enthalten die zur Erläuterung des Pflanzenbaues erfoderlichen Abbildungen, aus der Preisschrift, mit einigen Verbesserungen, wiederholt.

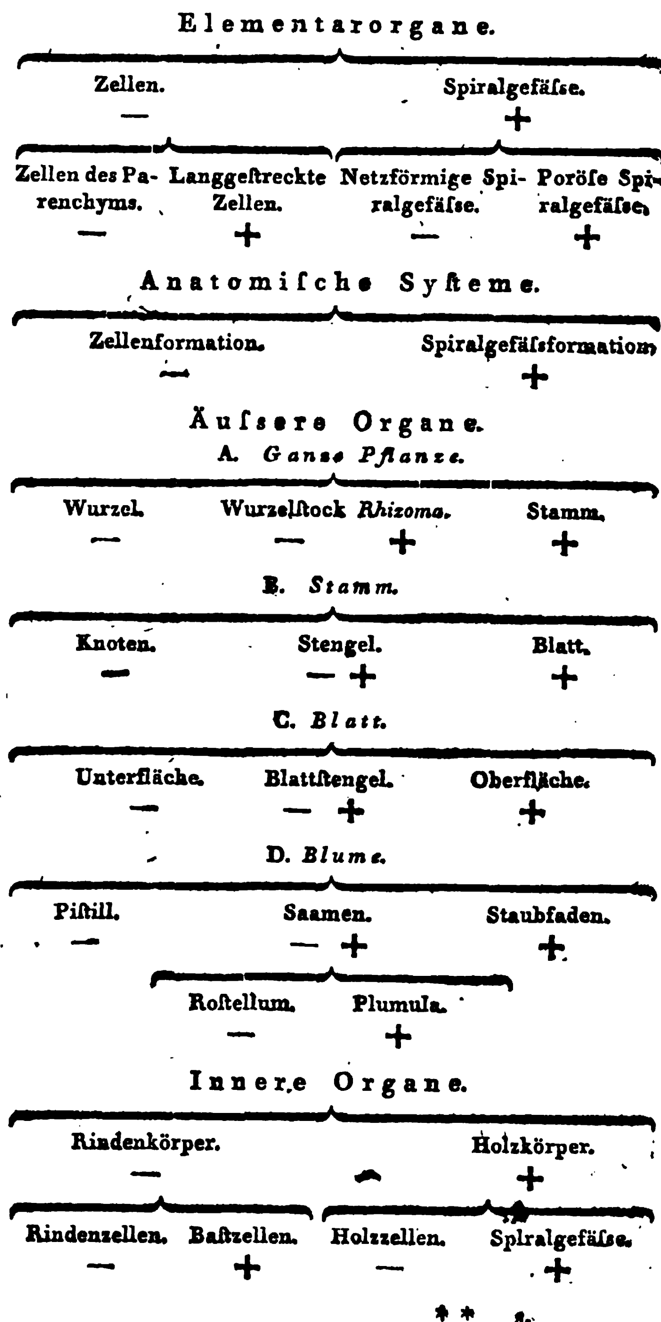
Eine sehr wichtige Erweiterung, deren Abgang wir in der Beurtheilung des *Mémoire* gerügt haben würden, wäre uns nicht schon damals diese so befriedigende Verbesserung bekannt gewesen, erhält dieser phytotomische Theil durch den *vierten* Abschnitt: *von den äusseren Organen der Pflanze* (S. 165 — 200), worin die Wiederholung des ganzen Pflanzenkörpers in den engeren Kreisen seiner Theilgebilde, nach Stufen der Metamorphose geordnet, und der jedem äusseren Organe eigenthümliche innere Bau vollständig abgehandelt werden. Die Lehre von den äusseren Organen der Pflanze, d. i. nach §. 4: „Von den mit verschiedenen äusseren Gestaltungen verbundenen verschiedenen Vereinigungen aller, einer bestimmten Pflanze eigenthümlichen Elementarorgane und anatomischen Systeme," als der quantitativen Differenz des Pflanzenbaues, scheint sich zu der Erforschnng der eigenthümlichen Structur, und ihres letzten Resultats der beiden inneren (qualitativen) Organe, nämlich des Rinden- und Holz-Körpers, wie die Splanchnologie zu den übrigen Zweigen der höheren Anatomie des thierischen Körpers zu verhalten. Die Pflanze anatomirt sich gewissermasen selbst vor unseren Augen, indem sie ihr Leben im Wechsel der Metamorphose vor uns aus einander legt. — In Hinsicht der Anatomie der Frucht hätten wir gewünscht, Hr. *K.* möge den Saamenträger (*Receptaculum seminum Gaertn.*), als ursprünglich selbstständigen Theil der Frucht, nicht übergangen haben. Die primitive Stufe der Metamorphose, in welcher sich der Saamenträger am freysten hervorbildet, ist die, wo derselbe als freyes, oder doch nur mit den Scheidewänden der Frucht verbundenes *Centralhäutchen* erscheint. Dieser centrale Saamenträger führt dann in dem aus gedehnten, sehr unregelmässigen und kleinen Zellen gebildeten, fast körnigen Zellgewebe einige, der Grundzahl der Pflanze entsprechende Spiralgefässbündel, aus etwas gekrümmten, oft, wie es scheint, durch einander gewirrten, auch hie und da etwas knotigen, einfachen Spiralgefässen gebildet. Wo nun ein Nabelstrang ausläuft, reissen sich von dem zunächst liegenden Bündel einige Spiralgefässe (2 — 5 sah Rec.) los, vereinigen sich genau und laufen durch die Axe des Nabelstrangs, der aus einem etwas grosszelligen Zellgewebe, einer Fortsetzung des Parenchyms des Saamenträgers, entsteht. Am deutlichsten sieht man diesen Übergang, wir möchten sagen, dieses Blosslegen, des inneren Stengels, in den *nelkenartigen Gewächsen*, z. B. aus der Gattung *Silene*, wenn man einen dünnen Verticalschnitt, der den Capselhalter (*Thecaphorum Ehrh.*) mit verbindet, vergrössert. Die Bündel selbst scheinen sich in concentrischen Ringen von Aussen nach Innen zu theilen, so dass die innersten Spiralgefässe jedes Bündels dem Saamenträger zufallen. Von hier aus schreitet die Metamorphose vor, der Saamenträger tritt aus der Mitte,

wird zweyreihig in den Schoten, einseitig bey den Hülsen, und scheint endlich in den Wändesaamen (*Semina parietalia, Receptaculum parietale*) gänzlich zu verschwinden. Dieses Verschwinden ist aber nur scheinbar: denn im Grunde dehnt sich nur der Saamenträger selbst, und verläuft, als eigene Schicht, in die innere Fläche der Frucht, wie sich dieses z. B. bey *Butomus*, *Reseda* u. s. w. schön nachweisen läfst. Auch die meisten Kernobstarten geben ein analoges Beyspiel. — Die Spiralgefäfsbündel vertheilen sich in diesen Fällen auf der inneren Fläche der Capsel, und senden die Nabelstränge einwärts aus. Die Metamorphose des Saamenträgers ist die des innersten Kranzrings (*potentia*, wenn auch nicht immer *actu*), und das Mark, = Saamen, reproducirt sich auf der höchsten Stufe, wo der Wändeboden selbst *umfangend* geworden ist, und Capselbedeutung erhalten hat, wieder im Schoofse seines höher potenzirten Kranzrings. — Die nackt- oder auch balgsaamigen Kräuter, z. B. *Salsola*, *Chenopodium* u. s. w., mit grünem Embryo, scheinen sich zu diesen höheren, ebenfalls relativ nacktsaamigen Pflanzen (*Leguminosae*, *Rosaceae* u. s. w.) ungefähr wie die lebendig gebärenden Fische und Amphibien zu den Säugthieren zu verhalten. — Die Thiere des vollkommensten (selbstständigsten) Eyes, und die Pflanzen, die zur freyen Metamorphose des Saamenträgers gehören, stehen in der Mitte.

Die Stufen der inneren Metamorphose des Spiralgefäfses werden von dem Vf. folgendergestalt angenommen: 1) Einfache Spiralgefäfse und Ringgefäfse. 2) Netzförmiges Spiralgefäfs. 3) Poröses Gefäfs, so dafs nach §. 297 dasselbe einfache oder netzförmige Gefäfs in manchen Pflanzen poröses Spiralgefäfs werden kann. Durch diese, nach Rec. Meinung, einzig richtige Ansicht wird also dasjenige, was in dem *Mémoire* gegen *Mirbel* u. a. a. O. für die Selbstständigkeit dieser letzten Metamorphose, die nie in Verbindung mit den Metamorphosen des unbekleideten Spiralgefäfses vorkomme, angeführt wird, gründlich zurückgenommen.

Die grofsen Intercellulargänge zwischen den Markzellen des *Rubus fruticosus* (*Mémoire* Tab. XVI. Fig. 76 und 77) werden von dem Vf. für Querdurchschnitte kleiner Zellenreihen erklärt, welche die gröfseren Markzellen in verticaler und horizontaler Richtung durchschneiden, und oft mit braunem Färbestoffe tingirt sind. — Eine andere Verbesserung von Tab. IV. Fig. 18 des *Mémoire*, verglichen mit Tab. II. Fig. 18 der „*Grundzüge*", haben wir schon in dem Vorhergehenden, wo von den grofsen Luftzellen des Pisang die Rede war, angedeutet.

Wir mufsten diese Beyspiele hier anführen, um dadurch den unparteyischen und freyen Sinn zu beurkunden, womit Hr. *K.* in dieser späteren Arbeit die frühere zu verbessern und zu vervollkommnen gesucht hat, und geben nur noch zum Schlufs die *schematische Darstellung der polaren Verhältnisse der Elementarorgane, der anatomischen Systeme und der äufseren und inneren Organe der Pflanzen*, nach S. 34, in welcher man das anatomische System des Vfs. mit einem Blick übersehen kann:



** s.

SCHÖNE KÜNSTE.

MITAU, b. Steffenhagen und Sohn: *Poetische Spiele* von *Adolph Wilhelm Riemschneider*. Erstes Bändchen. 1812. 167 S. 8. (1 Rthlr.)

In der ersten Abtheilung hat uns der Dichter dieser poetischen Spiele mit einer freyen metrischen Bear-

beitung des reizenden indischen Gedichts *Gita Govinda* beschenkt. Sehr willkommen nennen wir diese Gabe, und wenn man sie auch nur als erneute Einladung zum Genuss dieses entzückenden, zartsinnigen Liebesgesangs aus dem Orient voll hoher mystischer Deutung betrachten wollte. Diese Bearbeitung hat aber auch in sich selbst entschiedenen poetischen Werth, um der Anmuth und Leichtigkeit willen, womit sich in ihr das Ganze durch einen recht musikalischen Ring wechselnder Masse schlingt und bewegt, an welchem nur hie und da ein Übermass daktylischer Glocken, die nun einmal, wenigstens nach Rec. Überzeugung, nicht als vorherrschendes Instrument in unserer Poesie ertönen dürfen, — hinweg zu wünschen wäre, obwohl auch sie an mehreren Stellen des Gedichts sehr passend angebracht sind. Übrigens hat sich der Vf., nach seiner eigenen Angabe, in der Andeutung der dramatischen Anordnung des indischen Originals nach *Fr. Maier's* Übersetzung gerichtet, wofür wir ihm Dank wissen.

Die andere Hälfte dieser Sammlung enthält *vermischte Gedichte* von sehr verschiedenem Werth, und steht dem in der vorderen Abtheilung Geleisteten nach. Zum Vorzüglichen und Gelungenen darunter rechnen wir, *Mittel zum Genuss, die heiteren Wolken, Liebe im Leben, das Mädchen am Bache* (welches an das bekannte Volkslied vom Mädchen und der Haselstaude, aber auf eine eigenthümliche Weise, erinnert, und sich ganz besonders durch seine liebliche, heitere Leichtigkeit auszeichnet), *der Thränen Lohn, Lied, Brutus*; auch *Psyche's Flucht*, jedoch im Ganzen mehr um der Idee als um deren Ausführung willen, die hie und da hinter jener zurückgeblieben zu seyn scheint. Die gelungeneren Gedichte haben eine gewisse Leichtigkeit und Heiterkeit, welche sie dem Sinn angenehm empfiehlt. Besonders scheinen die freyen, musikalisch in sich selbst reimenden und verschlungenen Masse, dem Vf. günstig. Den Hexameter hat er weniger in seiner Gewalt, und im Distichon ist sehr häufig gegen die Regel des Pentameters gefehlt. Die komischen Gedichte in der Sammlung gehören ebenfalls nicht zu ihren besseren Bestandtheilen, mit Ausnahme der recht artigen und vergnüglichen Geschichte *Blüthen und Früchte*; auch in dem S. 107 ziemlich fade und leer beginnenden *Hochzeitgedicht* steigert sich der Witz weiterhin etwas feiner und sinniger. Ein in seiner Ansicht ganz verunglücktes Gedicht scheint *der Liebe Zauber* zu seyn. Endlich ist auch diese Sammlung mit mehreren Übersetzungen aus der südlichen Poesie geschmückt. Nach der Art zu urtheilen, wie Petrarca's Canzone: *Chiare, fresche e dolci acque*, hier übertragen ist, kann man jedoch von der Treue der übrigen keine hohe Meinung haben, sie sind aber, wenn man die Gedanken von dieser Vergleichung ablenkt, meistens gefällig. In der ganzen *Anordnung* dieser Gedichte ist etwas *gegen* die Grazie der Poesie; es missfällt z. B., nach Petrarca's Canzone ein recht sehr unbedeutendes und prosaisches Sinngedicht zu finden; und so vermisst man in dem Ganzen eine höhere, bedeutsame Auseinanderfolge. Das *Zueignungssonett* ist anmuthig, so wie sich das Äussere dieser Poesieen dem Auge einladend empfiehlt.

— us.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Barth: *Aufgaben zu Denkübungen für Schulkinder*, auf Vorlegeblättern, zur schriftlichen Bearbeitung. Nebst einem *Hand- und Hülfs-Buche für Lehrer*, welches Materialien zur Auflösung jener Aufgaben enthält; nach dem *Zerrenner*'schen Hülfsbuche bey den Denkübungen der Jugend bearbeitet von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. 1815. 14 Bog. und das Handbuch 110 S. 8. (20 Gr.)

Auf jedem der Vorlegeblätter — an der Zahl 254 — ist ein Begriff, als: Ursach, Wirkung, Möglich, Unmöglich, Wirklich, Nothwendig, Wesentlich, Zufällig, Körper, Eigenschaft, Beschaffenheit, Absicht, Mittel, Zweckmässig u. s. w. mit einer kurzen Erläuterung und einem Beyspiele angegeben. Dann folgen einige, darauf Bezug habende Fragen, welche von dem Schüler beantwortet werden sollen, z. B.: No. 50. *Zweck* ist das, was man erlangen will. Wer Wasser auf Feuer giesst, hat den Zweck, es zu löschen; wer ein Zimmer heitzt, hat den Zweck, dass es warm werden soll. Gieb an den Zweck: 1) des Säens, 2) des Arbeitens, 3) des Spiels, 4) des Grabens und Pflügens, 5) des Lernens, 6) der Bestrafung. Von einem so geübten und schon durch andere methodische Jugendschriften vortheilhaft bekannten Schulmanne, wie Hr. *B.* ist, liess sich erwarten, dass die von ihm gewählten Aufgaben nicht unzweckmässig seyn würden. Und so hat sie auch Rec. grossentheils gefunden. Nur einige würde er mit anderen vertauscht haben, wie in No. 14, das gefoderte Aufsuchen möglicher Arten von Betrügereyen, und No. 15 die Angabe der unmöglichen Verrichtungen eines Todten und der unmöglichen Begebenheiten. Die erste Aufgabe könnte vielleicht auf leichtsinnige junge Gemüther einen der Moralität nachtheiligen Einfluss haben; die beiden letzten scheinen uns, weil sich entweder Nichts oder Tausenderley darauf antworten lässt, zu unbestimmt. Doch das Ganze verdient Empfehlung. Geübtere Schüler und Schülerinnen werden selbst nach diesen Aufgaben ähnliche zu bilden aufgefodert werden können. Das beygefügte Handbuch enthält einen ziemlichen Vorrath von Materialien zur Bearbeitung der Aufgaben.

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

CHEMIE.

Riga, b. Meinhausen: *Die organischen Körper chemisch betrachtet*, von Dr. *D. H. Grindel*, Professor der Chemie. Erster Band, von den Vegetabilien. 1811. XX u. 150 S. (16 Gr.) Zweyter Band, von den thierischen Körpern. 1811. II u. 128 S. gr. 8. (18 Gr.)

Die vielen Hypothesen, welche durch die naturphilosophischen Chemiker, die Alles durch erdachte Kräfte und Geister zu erklären suchen, entstanden seyen, und die grosse Anzahl von Theorieen, welche die materialistischen Chemiker, die bey der Erklärung chemischer Erscheinungen nur die Stoffe zum Grunde legen, nach und nach in die Welt geschickt haben, verursachen zwey der Wissenschaft nachtheilige Extreme, die grösste Empirie und die höchste Philosophie, welche nach des Vfs. Bedünken einen Mittelweg nothwendig machen, wodurch allein den Studirenden ein sicherer Weg zur Untersuchung der organischen Körper eröffnet, und der Unterschied zwischen Natur- und Kunst-Product einleuchtend gemacht werden könne. Auf diesem Wege suche er von allen Theorieen zu abstrahiren, alle Angaben von den Mengen der Grundstoffe in den organischen Körpern wegzulassen, weil sie noch fehlerhaft seyen, und den Process so zu beschreiben, wie er ist. Nach diesen Ansichten findet Hr. *G.* alle Lehrbüeher der Chemie in dieser Beziehung unvollkommen, ja selbst unbrauchbar; und da er der chemischen Welt von einer vortheilhaften Seite bekannt ist: so muss die Erwartung ausnehmend gespannt werden, zumal da die Schriften *Fourcroy's*, *Thomson's* u. A., welche neben den unorganischen Körpern auch die organischen in so schön geordneter Folge umfassen, schon lange vor der Erscheinung dieses Werkes bekannt waren. Wie des Vfs. Hypothesen dieser angenehmen Erwartung entsprechen, wird sich aus der folgenden Übersicht ergeben.

Erster Band. S. 1—9 enthält sehr wahre Betrachtungen über das intellectuelle und empirische Anschauen. Auch sucht der Vf. hier den chemischen Unterschied zwischen den organischen und unorganischen Körpern festzusetzen, jedoch weniger glücklich. Sehr wahr ist es, dass die organische Natur in ihrer Production sich thätiger zeigt, als die unorganische; dass aber letztere z. B. „sich nur schleichend an der Erdoberfläche abändere," ist gar nicht verständlich, da sich die unorganische Natur bis zu den höchsten Regionen erhebt. Eben so wenig kann die Bildung des freyen Ammonium bey den lebenden Thieren, und einer freyen Säure bey den Pflanzen ein Unterscheidungskennzeichen abgeben: denn dieser Charakter, so wie derjenige, welchen der Vf. in die Producte der Destillation setzt, ist unendlichen Ausnahmen unterworfen. S. 8 sagt er: „Doch haben einige thierische Säuren einen beständigen Charakter, und es lassen sich alle thierischen Stoffe in Säuren verwandeln, die ähnlich und gleich mit denen der vegetabilischen sind; aber nicht umgekehrt. Noch nie hat man einer sogenannten vegetabilischen Säure den Charakter einiger thierischen Säuren, z. B. der Blausäure, künstlich geben können." Alles dieses hat der Vf. nicht recht überdacht: die Blausäure ist eigentlich eine Pflanzensäure, weil sie vorzüglich im Pflanzenreich ausgebildet vorkommt; ausserdem kann Blausäure aus Pflanzensäuren durch die Kunst bereitet werden, und endlich müssen wir fragen, ob denn je ein Chemiker aus thierischen Stoffen Chinasäure, Gallussäure u. s. w. dargestellt habe. S. 10—14 giebt der Vf. eine Art Einleitung zu dem Folgenden. Er betrachtet die Entwickelung der Pflanzen, ihre mechanische Zerlegung, die näheren und entfernteren Bestandtheile, die Schwierigkeiten, mit denen der Analytiker bey ihren Zerlegungen kämpft, und die Willkühr der Natur in Production verschiedener Bestandtheile. I Hauptabtheilung. *Aufzählung der Eigenschaften, welche die Natur durch den Lebensprocess an der organisirten Materie in den Vegetabilien hervorgehen lässt* (S. 14). Hier geht der Vf. die näheren Bestandtheile der Pflanzen durch. Er sucht dem Sitze derselben nachzuspüren, und zeigt die allmählichen Übergänge. Was den Sitz der Bestandtheile anlangt: so müssen wir frey gestehen, dass des Vfs. Vorhaben besser war, als die Ausführung desselben. Sehr schön unterscheidet er zwischen Schleim und Gummi, und den verschiedenen Übergängen; jedoch finden oft viel schärfere Grenzen Statt, als er glaubt, und er hält manchen Theil der Pflanzensäfte für Modification, welcher offenbar, wie Gummi, als selbstständiger Bestandtheil auftritt. *John* fand, dass blosses kaltes Wasser aus dem Kirschgummi wahres Gummi auflöse, und eine, auch in kochendem Wasser unauflösliche Materie (*Cerasin*) zurücklasse; eben derselbe zerlegte verschiedene andere Absonderungen der Pflanzen, welche der Vf. hier unter dem Namen der natürlichen Dicksäfte aufführt, durch eben so einfache Mittel, wobey gar keine Zersetzung der Stoffe durch die Zerlegung möglich ist: folglich sind

diese Absonderungen und Säfte der Pflanzen nicht Übergänge des Schleims, wie der Vf. wähnt, sondern wahre Zusammensetzungen aus mehreren näheren Bestandtheilen. S. 20. Bildung der Stärke aus Schleim, und deren Modificationen in verschiedenen Gewächsen. Was hier gesagt wird, gründet sich auf sehr richtige Erfahrungen, und stimmt sehr schön mit dem, was kürzlich Hr. *Nasse* in *Schweiggers* Journal der Chemie bekannt gemacht hat. S. 22. Inulin, wofür man hier nicht sehr schicklich Alantin liest. S. 23. Schleimzucker, Zucker. Auch hier hat Hr. *G.* oft vortrefflich beobachtet; nur irrt er darin, dass er die Bildung des Zuckers aus Stärke nicht für einen Oxydationsprocess der letzteren hält, denn alle analytischen und synthetischen Versuche sprechen dafür. Den Zucker der Drüsen nennt er geradezu Honig, und fügt noch hinzu, dass derselbe zuweilen bitter, zuweilen wie aus *Calmia angustifolia*, *Andromeda mariana*, giftig sey. Richtiger aber ist wohl die von den Bienen ausgearbeitete zuckerige Materie der Pflanzen allein nur Honig zu nennen; und obgleich die giftigen Eigenschaften manches Honigs einstimmig von mehreren Naturforschern anerkannt sind: so fehlen doch noch Beweisgründe für die Meinung, dass sie Eigenschaft der süssen Materie selbst sey: denn es kann eben sowohl seyn, dass ein mit der zuckerigen Materie verbundener Stoff diese giftigen Eigenschaften besitze. Die Eigenthümlichkeit eines Seifenstoffs bestreitet der Vf. S. 25. Seiner Meinung nach besitzen gewisse schleimähnliche Säfte die Eigenschaft, mit Wasser geschüttelt, zu schäumen. Diese letztere Bemerkung ist sehr gegründet, woraus sich auch hinlänglich die höchst absurde Benennung Seifenstoff ergiebt; allein das Nichtvorhandenseyn eines Extractivstoffs, als näheren Bestandtheils, hat weder Hr. *G.*, noch irgend ein Anderer dargethan, sondern das Gegentheil ist von sehr ausgezeichneten Chemikern in älteren und neueren Zeiten oft durch directe Versuche ausser Zweifel gesetzt. Der Vf. scheint geneigt zu seyn, den Extractivstoff als eine Varietät des Gerbestoffs, von dem er S. 26 mehrere Arten aufführt, zu halten. Wenigstens unterscheidet er bestimmt zwey Arten des Gerbestoffs, zu deren einer er auch die Gallussäure rechnet, weil er es gegen den Charakter einer Pflanzensäure hält, die Eisensalze mit prädominirendem Oxyd zu fällen. Diese Folge seiner Betrachtungen, ob sie gleich manche schöne und wahre, von Anderen in neueren Zeiten selbst etwas modificirte Gedanken enthält, bietet doch ein so schäckiges Gemälde dar, dass man wohl fragen kann, ob auch der Vf. sich selbst verstehe. — Schon früher haben wir seinen Irrthum, dass er Chinasäure, Kaffeesäure, Opiumsäure u. s. w., die alle ganz heterogene Körper sind, für Gerbestoff hält, widerlegt. Überhaupt verfällt er zu oft in den der Wissenschaft nachtheiligen, oder Wirrwarr hervorbringenden Fehler, dass er einzelne seiner Erfahrungen zu übereilt auf ganze Reihen von Körpern anwendet, die unter sich gar sehr verschieden sind. So geht er z. B. S. 30 zu dem färbenden, dem scharfen, dem narkotischen, und giftigen Stoffe über, und bestreitet fast unbedingt das Vorhandenseyn solcher Grundstoffe, indem er sie als blossen Typus der Metamorphose anderer Stoffe, z. B. des Schleims, des Öls, erklärt. Der narkotischen Eigenschaft der Blausäure geschieht gar nicht Erwähnung. So bemerkt man überall Lücken, überall falsche Behauptungen, die sich auf blosse Autorität stützen, und ein ewiges Schwanken der Meinungen durch die ganze Schrift. Über die grüne Farbe der Pflanzen urtheilt er ebenfalls nicht richtig. Sie wird in der Regel, und gewiss bey allen Blättern, Stengeln, Stielen und vielen Früchten, durch Harz bewirkt, und durch diese äusserliche harzige Umgebung scheint die Natur gewissermassen auf eine empirische Weise die Einwirkung zu vieler Nässe von den Pflanzen abzuhalten. S. 33. Ätherisches Öl, Campher, Wachs, Fett der Pflanzen. Hier scheint Hr. *G.* das Wachs der Pflanzen bloss als ein Product der Bienen zu betrachten, und von dem Vorkommen derselben auf den Früchten der Myrica, im Pollen der Pflanzen u. s. w. sagt er kein Wort; an anderen Orten ist hingegen wieder vom Pflanzenwachs die Rede. Falsch ist aber, dass Wachs sich von dem Fette durch Unauflöslichkeit in kaltem Alkohol unterscheide: denn diese Unauflöslichkeit ist auch Charakter mancher Fettarten. S. 40. Harze; Balsame. Hier geschieht unter anderen aufs Neue der Dicksäfte, und zwar als zusammengesetzter Körper, Erwähnung. S. 42 betrachtet der Vf. Kopal und Kaoutchouc als blosse Modificationen des Harzes, was sehr zu tadeln ist; es ist offenbar unerwiesen, dass auch in Pflanzen kälterer Himmelsstriche wahres Kaoutchouc angetroffen werde. S. 43. Säuren. Hr. *G.* ist der Meinung, dass die Säuren sich in den Pflanzen häufig aus dem Harze bilden. Die Säuren selbst theilt er in unvollkommene und vollendete Säuren; die Korksäure setzt er der Citronen-, Benzoe-Säure u. s. w. zur Seite; in den Himbeeren soll Salpetersäure vorkommen. Was hier überhaupt berichtet wird, ist meistens falsch, oder ganz unerwiesen. S. 47. Salze. Das in den Pflanzen circulirende Wasser unterscheidet Hr. *G.* S. 48 sehr richtig von dem gemeinen Wasser; allein aus einem einzigen Zerlegungsversuche desselben mit glühendem Metalle zu schliessen, dass dasselbe die Natur des Kohlenstoffs habe, ist wohl sehr gewagt. Höchst wahrscheinlich rührt die dadurch producirte Kohlensäure nicht von den Elementen, sondern den Gemengtheilen des Wassers her. S. 50. Feste Theile der Gewächse. Die Holzfaser, die vegeto - animalische Materie, der Eyweissstoff, der Kleber und das grüne Satzmehl werden ihrem Vorkommen, ihrem Sitze und ihrer Bildungsweise nach betrachtet, aber leider Thatsachen mit blossen Behauptungen so durchwebt, dass der Unerfahrene schwerlich zwischen Wahrheit und Hypothese unterscheiden kann. Die Versicherung von einem vorkommenden Übergange des Eyweissstoffs in Wachs, des Klebers in Wachs, die Existenz eines grünen Satzmehls als einfachen näheren Bestandtheils und eines solchen, welches aus Suber, Kleber und Wachs besteht, geben Beweise davon.

Die II Hauptabtheilung (S. 55) macht eine künst-

liche *Einleitung des chemischen Processes, um den vegetabilischen Stoff umzuändern*, aus. In der ersten Unterabtheilung werden die Pflanzen nach ihrem Verhalten bey der mittleren Temperatur untersucht, das Keimen wird mit der Gährung verglichen, und der Gährungsprocess überhaupt verfolgt. In der zweyten wird der Process durch Behandlung des vegetabilischen Stoffes in der Wärme, die bis zur Siedhitze des Wassers reicht, eingeleitet; dann handelt der Vf. von dem Verhalten der Pflanzen zur Säure, und endlich von der Elektricität. Hier spricht er unter anderen von der höchst wichtigen Production der Kohle durch den Vegetationsprocess, wobey er die Meinung äussert, dass das Wasser durch elektrische Wirkung zur Bildung der Kohle das Element gebe.

Die III Hauptabtheilung führt die Überschrift: *Anschauung des Processes, der den vegetabilischen Stoff in der Natur abändert.* Zuerst wird von dem Absterben der Vegetabilien und den mannichfaltigen Erscheinungen, welche dabey obwalten, dann von den wichtigen Verrichtungen derselben im lebenden Zustande und überhaupt von ihrem Verhalten zu den während ihres Wachsthums sie umgebenden Substanzen, gehandelt. Überall erkennt man den fleissigen Beobachter und den in der Literatur der Phytochemie unterrichteten Chemiker, dessen Ideen und Ansichten von den Lebensverrichtungen der Pflanzen, wenn sie auch eben nicht neu sind, doch oft viel Saamen zu neuem Forschen ausstreuen, und nur den Wunsch erregen, dass sie, was überhaupt dieser Schrift abgeht, durch Aufzeichnung der Versuche, welche doch nothwendig angestellt seyn mussten, einleuchtend gemacht würden, um Überzeugung zu bewirken. Diess ist um so nothwendiger, da der Vf. die Natur von einer Seite befragt hat, wo sie oft unbestimmt und mannichfach antwortet, und viel und wiederholt beobachtet seyn will; wird dieses unterlassen: so erfolgt kein sicheres Resultat, und daraus entspringt das Übele, dass der Vf. nicht selten mit sich selbst uneinig bleibt.

Den Schluss macht eine Übersicht der Literatur als Zusatz zu der in des Vfs. Handbuch der theoretischen Chemie gegebenen Literatur.

So wie Hr. *G.* die Pflanzen behandelt hat: eben so betrachtet er im *zweyten Bande* die Thiere. In der kurzen Vorrede bemerkt er, dass diese Schrift nur als Übersicht des Ganzen zu betrachten, und Manches in dem fortgesetzten Unterricht hinzuzufügen und zu berichtigen sey. Wie sehr dieses Letztere auch zu wünschen bleibt: so ist die Absicht des Vfs. doch sehr lobenswerth. Denn man hatte bis zu der Erscheinung seiner Übersicht der organischen Körper kein Werk, das in so wenig Bogen so ungeheuer viel Erfahrungen umfasste. — Wenn es auf der einen Seite Chemiker giebt, welche die Anzahl der sogenannten näheren Bestandtheile des organischen Reichs fast willkührlich vermehren, und wieder andere, welche, unerfahren mit den durch die Analysen verursachten Schwierigkeiten, wahre Producte der Kunst für Educte halten: so ist doch nicht ausser Acht zu lassen, dass die Antagonisten jener Secten auf der anderen Seite in einen, wenigstens eben so grossen Fehler verfallen. Der würdige Vf., einer der eifrigsten Gegner der ersten Partey, verfehlt zuverlässig die goldene Mittelstrasse, welche allein zu dem Ziele führt. Alles ist ihm Modification bis auf 4 oder 5 Bestandtheile, und es existirt in einem ganz anderen Zustande in dem organischen Körper, als der ist, in welchem es dem Chemiker abgesondert erscheint. Diese Ansicht führt gerade zu der widersinnigen Idee, dass am Ende nur ein einziger näherer Bestandtheil vorhanden, und alle übrigen Modificationen desselben seyen. Aber kein Mensch wird behaupten, dass die Galle und die Lymphe Modificationen eines und desselben Stoffs seyen, und jeder unbefangene Richter muss damit übereinstimmen, dass durch solche Ansichten das Studium der Chemie erschwert werde. Eben so wenig können wir des Vfs. Eintheilungsart der näheren Bestandtheile in unorganisirte und organisirte beypflichten; und da er das Wasser, welches im Allgemeinen ein unorganisirter Körper ist, doch in den Pflanzen als etwas Belebtes betrachtet: so widerspricht er sich selbst, wenn er Schwefel, Phosphor, Salze u. s. w. davon ausschliesst.

I Abschnitt. *Aufzählung der Eigenschaften, welche die Natur an dem gesunden thierischen Körper durch den Lebensprocess hervorgehen lässt.* S. 9 handelt er von der Gallerte, wobey zu erinnern ist, dass nach neueren Versuchen weder im Blute, noch in den Nägeln solche vorhanden sey; S. 10 von der Faser; S. 11 vom Eyweissstoff, und S. 12 bis 54 von den einzelnen Theilen, die den thierischen Körper zusammensetzen, ohne neue Erfahrungen hinzuzufügen. Die rothe Farbe des Blutes leitet er von dem rothen Eisenhydrat mit Phosphorsäure verbunden her; Osmazom (nicht *Osmoxee*, oder, wie es im Druckfehlerverzeichniss verändert ist, *Osmoxoe*), gelbe Gallenmaterie und Harnstoff hält der Vf. mit grossem Unrecht für Kunstproducte: denn alle diese Materien finden sich völlig gebildet in dem thierischen Körper; und wenn auch über die Natur des Osmazoms noch Zweifel obwalten: so ist es doch durchaus falsch, dass es ein Product der reinen Gallerte sey. — II Abschnitt. *Einleitung eines künstlichen Processes, um den thierischen Stoff abzuändern, um zu finden, ob ähnliche Eigenschaften, wie sie die Natur hervorbringt, hervorgebracht werden können.* Wie in dem ersten Bande die Pflanzen, so werden auch hier die thierischen Körper in gewöhnlicher und höherer Temperatur, in ihrem Verhalten zu den Säuren und zur Elektricität abgehandelt. — Im III Abschnitte: „*Beobachtungen des Processes, durch welchen in der Natur die thierische Materie umgeändert wird,*" werden 1) die durch Krankheiten veränderten Theile des Körpers, und ihre Mischung, so wie die Fäulniss und die übrigen Veränderungen nach ihrem Absterben durch Einwirkung anderer Substanzen betrachtet; 2) die Verrichtungen des lebenden thierischen Körpers, das Athmen, die Erzeugung des Blutes, die Verdauung, Assimilation und Ausdünstung abgehandelt. Der Vf. machte bekanntlich vor etlichen Jahren durch seine künstliche Bluterzeugung viel Aufsehen, und durch diese

Versuche glaubt er es ausser allem Zweifel gesetzt zu haben, dass das rothe Eisenhydrat dem Blute die Farbe ertheile. Da aber neuere galvanische Versuche, wobey abwechselnd Gold-Platin und Eisendräthe angewandt wurden, jene Bluterzeugungshypothese in Anspruch genommen haben, und kürzlich *Berzelius* eine ganz andere Hypothese, nämlich diejenige, welche früher *John* aufstellte, wonach die rothe Farbe gar nicht von dem Eisen, sondern von einem verbrennlichen Bestandtheil abhängt, entwickelt hat: so ist dieser Gegenstand bis jetzt keineswegs als abgeschlossen zu betrachten.

Den Schluss dieser Schrift macht wieder die chemische Literatur und das Register.

A. J.

Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Die chemischen Reagentien und deren Anwendung zu chemischen Prüfungen.* Ein Hülfsbüchlein für praktische Chemiker, Fabricanten und Handelsleute, von *A. Schulze-Montanus*, Dr. der Philosophie. 1814. XII und 92 S. 12. (8 Gr.)

Die Wirkungen von 34 Reagentien auf gewisse Körper: die Entdeckung der Gifte (des Arseniks, Quecksilbers, Kupfers, Bley's und kohlensauren Baryts), und eine Prüfung von 53 in den Apotheken gebräuchlichen Präparaten, zum Theil auf Stoffe, mit denen wohl im Leben noch kein Präparat verfälscht worden ist, und es auch nicht seyn kann, wenn der Fabricant oder der Pharmaceut dasselbe selbst bereitet, das ist der Inhalt dieses Kleinods, welches weit richtiger den Titel führte: *Noth- und Hülfs-Büchlein zu Wasser und zu Lande für Marktschreyer, Hanswürste, Kammerhusaren, worin allen Betrügern, welche sich damit abgeben, Droguen zu verfälschen, Thür und Thor geöffnet werden*, u. s. w. — Die Bereitungen dieser Mittel werden jedoch nicht entdeckt, sondern der Vf. wird sie selbst bereiten, und zum Verkauf feil bieten. Nicht das mindeste Brauchbare findet man hier, was nicht schon in einer unendlichen Anzahl von Büchern besser gesagt wäre. Indess möchte diese abermalige Wiederholung noch hingehen, wenn nicht viele falsche Behauptungen darein verwebt wären. Z. B. S. 10. Die ätzende Kalilauge scheidet auch, wie die übrigen Alkalien, alle Metalle als Niederschläge aus ihren Auflösungen. Aus den Farben dieser Niederschläge kann ein geübtes Auge beurtheilen, woraus der Niederschlag besteht. S. 11. Kohlensaures Natrum schlägt alle Erden und Metalle nieder aus ihren Verbindungen. — S. 12. Ätzendes Ammonium scheidet Thon- und Talk-Erde aus ihren Auflösungen in Säuren; der Kalk, Baryt und Strontian aber nicht. — S. 12. Kohlensaures Ammonium zeigt die Wirkung des ätzenden Ammoniums. Nur die Talkerde fället es nicht. — S. 21. Salpetersaures Silber zeigt Extractivstoff an, durch einen schwarzbräunlichen, in Salpetersäure auflöslichen Niederschlag. — S. 27. Salzsaures Zinn wird selten als Reagens gebraucht, und zwar um Gerbestoff zu entdecken. — S. 32. Reines destillirtes Wasser wird als Reagens selten oder nie gebraucht. Eben so absolutes Alkohol. — S. 50 berichtet der Vf., „dass kohlensaures Baryt ein starkes Gift sey, welches gegen Ratten, aber selten, oder nie zu Menschenvergiftungen gebraucht werde." Doch genug davon.

A. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Münden*, b. Caspar: *Confirmationsfeyer am Palmsonntage* 1813 von *Friedrich Georg Althaus*, Predigergehülfen zu Falkenhagen im Fürstenthum Lippe-Detmold. 1813. 59 S. 8. (3 Gr.)

Wenn Confirmationsreden das Herz ansprechen, und güte Gefühle und Entschliessungen erwecken und befördern sollen: so müssen sie kräftig und eindringlich seyn, allgemeine Lehren und Wahrheiten nur kurz berühren, und sich bloss mit dem beschäftigen, was die Zuhörer und besonders die Jugend zunächst angeht. Zugleich müssen sie von dogmatischen und mystischen Vorstellungen, so wie vom Gesuchten und Gekünstelten in der Sprache weit entfernt seyn. Dass der Vf. gegen diese Regeln hie und da verstossen habe, davon könnten wir mehrere Stellen anführen, wenn es die Grenzen dieser Blätter erlaubten. Übrigens ist die Rede wohl durchdacht, und vorzüglich am Schlusse lehrreich und erbaulich.

Φ.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Göschen: *Der heitere und unterrichtete Hausfreund*, für edle Familien und ihre Jugend. Von Dr. *Gottlieb Prömmel*, Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Wansbeck. 1815. 258 S. 8. (20 Gr.)

Dieser heitere Hausfreund wird ein angenehmes Geschenk für die Jugend seyn. Er beabsichtiget in Erzählungen, die ihren Stoff aus den Schönheiten der Natur und aus den Vorfällen im Kreise glücklicher Familien nehmen, nicht bloss die angenehme Unterhaltung der jungen Leser, sondern hat auch die Entfernung mehrerer der Jugend eigenthümlicher Fehler zum Zweck. Aber auch Ältern und Erwachsene werden diese Erzählungen und Geschichten in Gesellschaft ihrer Kinder oder Zöglinge lesen, und an vielen Vorfällen, die hier erzählt werden, ein eigenes Interesse nehmen. Der Vf. sagt darüber Vorr. S. V: „Wer ein offenes Auge und Herz für die stillen rührenden Schönheiten der Natur hat, findet gern Jemand, der mit ihm sieht, mit ihm empfindet; wer die Freuden der Hauslichkeit kennt und schätzt, und sich gern noch seiner früheren Jahre erinnert, wo er Kind und kindlich froh war, hört eben so gern auch Andere davon erzählen, indem er dadurch in seinem Herzen oft manche Seite berührt fühlt, die ihm wohl klingt, und angenehm verwandte Töne aus der Vergangenheit mit hervorruft." Rec. kann daher dieses Büchlein zur angenehmen Lectüre in Erholungsstunden empfehlen.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

HOMILETIK.

Berlin, b. Salfeld: *Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlehren einer systematischen Rhetorik* von *Franz Theremin* (Prediger in Berlin). 1814. 212 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. macht hier den Versuch, die Beredsamkeit als eine sitlich gute Thätigkeit darzustellen, und glaubt aus dem ethischen Gesetze, das bey ihr, wenn sie so betrachtet wird, zum Grunde liegen muss, alle Hauptregeln der Rhetorik herleiten zu können: ein Versuch, der Aufmerksamkeit verdient, und seinem Erfinder zur Ehre gereicht. Freylich muss dabey zugegeben werden, S. 25, dass nicht schon ein gewisser Grad ethischer Vollkommenheit zur Beredsamkeit hinlänglich sey und alles Übrige entbehrlich mache, was sie sich aus Kunst, Gelehrsamkeit und Wissenschaft anzueignen pflegt; der Vf. meint bloss, dass das Anordnen und Bestimmen dessen, was der Redner aus diesen verschiedenen Fächern braucht, dem ethischen Gesetze vorbehalten sey. Aber auch diese Behauptung kann Widerspruch finden. Man kann sagen, auch der Verführer kann beredt seyn. Denn wenn man die Beredsamkeit mit dem Vf. ein Bestreben oder vielmehr eine Geschicklichkeit nennt, in der Denkart, in den Gesinnungen und in der Handlungsweise anderer Menschen (entweder für Augenblicke oder für die Dauer durch Worte) eine Veränderung hervorzubringen: so kann dieses Bemühen als erlaubt und unerlaubt betrachtet werden, je nachdem die Veränderung ist, die man hervorbringen will; auch können die Worte auf eine rechtmäfsige oder unrechtmäfsige Weise gebraucht, z. B. die Freyheit des Zuhörers kann geehrt, sie kann aber auch verachtet werden. Der Vf. wird antworten, es sey davon die Rede, wie die Beredsamkeit seyn solle; allein es muss hier unterschieden werden, wie sie als Beredsamkeit, und wie sie als sittlich gute Thätigkeit seyn solle, und so wird der Vf. zugeben müssen, dass Cicero immer auch da noch beredt bleibe, und dafür gelte, wo er seine Zuhörer überlistet. Wenn auch zugestanden werden muss, dass man durch Streben nach sittlicher Vollkommenheit allein nie ein Redner wird, sondern dass Natur, Erziehung und manche glückliche Umstände zusammentreffen müssen, um ihn zu bilden, dass Beredsamkeit nicht bloss ein gewisses Bestreben, sondern eine Geschicklichkeit sey, deren Gröfse nicht immer der Gröfse des Bemühens darum analog ist, oder dass mancherley, z. B. den Gebrauch der Sprache betreffende Regeln, die sich nicht aus dem Princip der Sittlichkeit ableiten lassen, dem mit Nutzen gegeben werden können, der durch Reden auf Andere wirken will: so ergiebt sich leicht, dass in dieser Schrift nichts geschieht und geschehen kann, als ein Paradoxon durchzuführen.

Damit ist aber nicht über dieselbe der Stab gebrochen. Vielmehr wird man dem Scharfsinn, mit dem es durchgeführt ist, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und es selbst nützlich finden, dass diese Ansicht der Beredsamkeit, die hier allein ausgehoben wird, recht fleissig und fest ins Auge gefasst werde.

Schon Cicero sagte, der Redner müsse *Vir bonus* seyn, wenn er gleich sich nicht immer in seinen Reden als einen solchen zeigt, und dem Kanzelredner, den der Vf. besonders in Gedanken hat, kann das wohl nicht nachdrücklich genug gesagt werden. Dieser hat immer jenen Zweck, der nicht nur mit der Moralität besteht, sondern auch aus ihr hervorgeht, und er soll ihn nur in einer sittlich guten Thätigkeit zu erreichen streben; rhetorische Kunstgriffe, bey denen die Wahrheit verletzt wird, und deren Gebrauch nicht mit der Tugend besteht, sind nicht für ihn. Sehr vortheilhaft kann es daher seyn, hier nicht nur zu lernen, wodurch sich seine Reden von denen sophistischer Redner unterscheiden müssen, sondern auch zu sehen, dass er ohne alle verbotenen Künste sein Werk mit sicherem Fortgange treiben, ja dass Redlichkeit und Festigkeit des Charakters ihn an das Ziel seiner Bemühungen führen und er ohne diese nie dazu kommen werde. Diess wird wirklich in dieser Schrift vortrefflich gezeigt, wenn gleich nur in allgemeinen Sätzen, die für manchen angehenden Prediger noch eine Ausführung und Anwendung auf einzelne Fälle nöthig machen möchte, wenn er rechten Nutzen davon haben sollte.

Um auf die Hauptregel zu kommen, die nach dem Vf. bey dem Streben nach Beredsamkeit (wir setzen hinzu, so fern bey ihm eine sittliche Thätigkeit zum Grunde liegen muss,) zu befolgen nöthig ist, stellt er auf, dass zwar Beredsamkeit kein Mittelding zwischen Poesie und Philosophie, aber doch auch weder das Eine, noch das Andere sey, indem sie, was jene nicht zum Zweck haben, ausser sich wirken will, und das höchste Gesetz für jene ist ihm das: *Führe die Idee, die du* (bey Anderen) *ins Werk zu setzen wünschest, auf ihre nothwendigen Ideen*, d. i. auf die der Pflicht, der Tugend und des Glücks, *zurück* (S. 28). Daraus sucht er abzuleiten, wie man insonderheit mit den alten Rhetorikern auf drey verschiedene *Genera orationis* kam, und ihren Unterschied bestimmter an-

geben könne (S. 37 — 43). Durch kurze Ausführung des Satzes, dass Tugend auch Klugheit sey (S. 44 — 50), bahnt er sich den Weg, die Regeln über den zweckmässigen Gebrauch der rechten Mittel zu jener Zurückführung der Idee des Redners in sein rhetorisches System aufzunehmen, und zeigt, dass der, welcher durch andere Mittel als durch diese Zurückführung auf die nothwendigen Ideen des Zuhörers seinen Zweck zu erreichen hofft, ein Thor sey und ihn gewiss verfehlen werde, durch Gründe, die nachgelesen zu werden verdienen. Er stellt die Regeln auf, welche unter dieser Voraussetzung zu befolgen sind, wenn entweder die Zuhörer von der wahren Natur und Beschaffenheit gewisser Dinge zu belehren sind, oder wenn ihnen die Ausführbarkeit eines in Vorschlag gebrachten Unternehmens anschaulich gemacht, oder ihnen die reale Beschaffenheit oder historische Gewissheit einer Sache beygebracht werden soll, und glaubt dadurch und mit Hinzuthun der Bemerkung, dass man, wie in der Moral (von der die Rhetorik ein Theil sey) auf die Menschen, die ihre Vorschriften üben, so hier auf den Redner und seine individuelle Beschaffenheit Rücksicht nehmen müsse, auf alle Regeln der Erfindung und Anordnung der Rede geführt zu haben.

Indem er hernach einen grossen Werth auf den Unterschied zwischen Affecten und Leidenschaften setzt, und von den verschiedenen Arten der ersteren redet; indem er zeigt, dass der Redner mit Affect sprechen und Affect zu erregen suchen müsse; indem er dieses selbst als in der Sittlichkeit seines Zwecks und Bestrebens gegründet darstellt, und ausführt, wie der Affect hervorgebracht werden kann: so glaubt er die Elocution oder rhetorische Darstellung hinreichend beschrieben zu haben; und wenn hinzugedacht wird, dass es nicht bloss Klugheitsregel, sondern selbst ethisches Gesetz sey, dass unser Wirken auf Andere (oft auch unser Reden zu Anderen) den Umständen, unter denen es unternommen wird, angemessen seyn muss (woraus selbst Folgen für die Theorie des Geschmacks hergeleitet werden, die für die Rhetorik sehr wichtig sind, S. 171 — 74), dass die Moral fodere, bey diesem Zweck eben so, wie bey seiner Selbstbildung, mit einer gewissen Stetigkeit sich allmählich seinem Ziele zu nähern, und, ohne Lücken zu lassen und Sprünge zu machen, zu demselben fortzuschreiten, und dass bey demselben ein stetes Aufnehmen aller vorhandenen äusseren Wirkungen und ein eben so beständiges Zurückwirken auf dieselben so nothwendig als pflichtmässig sey: so wird nach dem Vf. der Zusammenhang auch dieses Theils der Rhetorik mit der Ethik einleuchtend werden. Er leitet nämlich aus den letzten drey Bemerkungen das Gesetz der Angemessenheit, des steten Fortschreitens und der Lebendigkeit, ja selbst Regeln für die Prosa her, und Jeder, der das darüber Gesagte gehörig erwägt, wird, so gedrängt auch Alles gesagt ist, doch leicht urtheilen, dass die wichtigsten Vorschriften für die Elocution, ja selbst viele für die Action, die ja auch angemessen, fortschreitend und lebendig seyn muss, daraus entwickelt werden können.

Rec. will mit dem Vf. nicht darüber streiten, ob alle Principien, die er hier aufstellt, um rhetorische Regeln daraus abzuleiten, rein moralisch sind. Sie mögen unter gewissen Voraussetzungen dafür gelten; wir glauben aber nicht, dass die Behandlungsart der Rhetorik als Wissenschaft durch diese Schrift gewonnen habe, oder dass sie eben durch diese Darstellungsweise des Vfs. eine Scienz geworden sey, was sie ihrer Natur nach, im strengen Sinne des Worts, nie werden kann. Sollte diess der Hauptzweck des Vfs. gewesen seyn: so könnten wir seine Arbeit für wenig nützlich erkennen. Er hat aber, wie wir glauben, einen wichtigeren, er will Redner, sonderlich Kanzelredner auf das aufmerksam machen, was ihnen besonders Noth thut, und das hat er mit Wahrheit und Würde gethan. Die sorgfältige Benutzung dieses Werks kann zur Bildung guter Redner und Prediger mehr beytragen, als das Studiren unserer weitläuftigsten Rhetoriken und Homiletiken, wenn gleich diese durch des Vfs. Schrift nicht unnütz oder entbehrlich gemacht werden.

Dfr.

Leipzig, b. Barth: *Beytrag zur Homiletik. Nebst einer Abhandlung von der Beredsamkeit des Chrysostomus*, von D. *Johann Georg Rosenmüller*, Prof. Primarius der Theologie, Superintendenten in Leipzig u.s.w. 1814. VI u. 142 S. gr. 8. (14 Gr.)

Bescheiden will der ehrwürdige Greis, laut der Vorrede, den Streit, wie man über das Christenthum predigen müsse, nicht entscheiden, sondern nur noch vor seinem Abschiede seine Stimme darüber geben. Schon kann diese Stimme nicht mehr unter uns sprechen; aber möge sie nicht vergebens verhallen, sondern fortleben und wirken in dankbaren Herzen! Der Beytrag zur Homiletik zerfällt in drey Abhandlungen, wovon die erste *die Hindernisse der Wirksamkeit der Predigten* zu betrachten giebt. Dahin wird gerechnet das gemischte Auditorium des Predigers, hauptsächlich in grossen Städten, die Geringschätzung der öffentlichen Gottesverehrung, der Perikopenzwang, welcher schon aus seiner Geschichte, dann aus dogmatischen und praktischen Gründen widerlegt und verworfen wird, ohne die gänzliche Abschaffung der Perikopen zu wollen, oder eine Abwechselung mit anderen Texten zu leugnen. In diesem Zwange sucht der Vf. eine Ursache, dass so viele schlechte Predigten gehalten wurden und noch immer gehalten werden, berührt die Geschichte der zum Theil lächerlichen Künsteleyen, die zur Ableitung der Materien aus den Perikopen angewendet wurden, bis *Arndt* und *Spener* auftraten, und macht auf den grossen Zwang aufmerksam, womit auch heutzutage mancher Hauptsatz aus den Evangelien hergeleitet wird. Selbst *Reinhard's* Erfindungsgeist, der mit Recht bewundert wird, scheint dem Vf. oft die Umstände in den Text hineingetragen zu haben, welche den Stoff zum

Übergang zu dem Thema hergeben mußten (S. 23). Dabey erklärt er sich gegen die Sucht, neue, abwechselnde und glänzende Themata, Materien und Ausdrücke vorzubringen, wodurch wahre Erbauung gehindert wird. Die zweyte Abhandlung beschäftiget sich mit dem *Inhalte der Predigten*. *Spener* hat schon im Ganzen den Begriff der Erbauung richtiger gefaßt, als die meisten Neueren. Er setzte sie in Anwendung des erklärten Textes auf Unterricht, Ermahnung, Warnung und Tröstung der Zuhörer. Diese letzteren coordinirten Zwecke sind in dem Begriffe der Erbauung (οἰκοδομή) offenbar vereiniget. Auch *Rosenmüller* erklärt sich für diese Behauptung, und spricht mit *Eberhard* (s. Geist des Urchristenthums), mit *Tschirner* (s. Memorabilien, 1 Bd.), *Kaiser* (s. biblische Theologie — 2 Th. 1 Abschn. vom Cultus) und Anderen, stark und überzeugend gegen die neueste Predigerschule, welche das Lehren vom Erbauen ausschliessen möchte, und in ein grobmystisches, spielendes Geschwätz, in ein üppiges Schwelgen mit Gefühlen verfällt. Eben so erklärt sich der Vf. aus exegetischen Gründen gegen die neue Opfertheorie und Versöhnungslehre, welche *Haid* (s. über das Priesterthum vor, in und nach Christus) und *Marheinecke* (s. Grundlegung zur Homiletik), ersterer mit katholischer, dieser, der die Wiederauflösung aller Dinge in Gott durch den heiligen Opferact mit einem hohen grossen Priester (ohne Zweifel Hn. *Schelling*) lehrte, mit protestantischer Modification, hochklingend ausgesprochen hat. „Ein gründliches exegetisches Studium kann, sagt der Vf. (S. 50), angehenden Predigern nicht nachdrücklich genug empfohlen werden. Wie sich die Bibel ehedem nach *wolfschen*, oder vor Kurzem nach *kantschen* und *fichteschen* Grundsätzen mußte drehen lassen: so soll sie sich jetzt nach den Träumereyen der Naturphilosophie bequemen." Rec. lebet der Hoffnung, daß der Unfug, welcher in der theologischen Welt mit Naturphilosophie getrieben wird, seinem Ende nahe sey. Wohin ferner der Mangel des Unterrichts über die Moral und ihre Beweggründe in den Predigten führe, wird unter anderen aus den traurigen Folgen der neuesten Schwärmereyen und Wollustgefühle (s. *Henke* actenmäßige Geschichte einer würtembergischen neuen Prophetin und ihres ersten Zeugen, Hamb. 1808) mit Recht bewiesen, und die paulinische Lehre von der Seligkeit durch den Glauben exegetisch in einen richtigeren Gesichtspunct zu stellen gesucht, als ihn selbst *Reinhard* (s. seine Geständnisse S. 90 f.), als symbolischer Theologe, dem Vf. zu haben scheint. Rec. möchte hierin doch die exegetische Consequenz *Reinhards* einigermaßen vertheidigen, auch getraut er sich, von der δικαιοσύνη, welche *Rosenmüller* für Rechtschaffenheit anstatt Rechtfertigung nimmt, um die Tugendlehre Pauli zu *rechtfertigen*, für die mehresten Stellen theils eine Rechtfertigung, theils eine theokratisch-messianische Bedeutung nachzuweisen. (Vergl. Matth. 3, 15.) Doch davon kann hier keine Rede seyn. — Die dritte Abhandlung umfaßt *die Form der Predigten*. Über den Streit, ob die Predigt eine eigentlich oratorische Arbeit sey, bemerkt der würdige Greis, daß auch der Kanzelredner überreden (d. i. auch das Thun und den Willen lenken) soll; aber da sein Zweck nicht, wie bey den alten römischen und griechischen Rednern, bürgerlich, sondern geistlich ist, nur der Waffen der Wahrheit sich bedienen, nur rechtliche und sittliche Affecte (nicht Neid, Schadenfreude u. s. w.) erregen darf. Rec. stimmt vollkommen bey, und fragt: warum sollten wir als Prediger nicht die alten Redner *mutatis mutandis* nachahmen, warum nicht Homiletik als eine Hierorhetorik studiren dürfen? Die Popularität will der Vf. auch in Universitäts-, Hof- und anderen Gemeinden, wenigstens im Ausdrucke, behalten wissen, da in der Religion der Gelehrte und Ungelehrte, der Gebildete und Ungebildete gleiches Bedürfniß habe, und die Zahl der Ungebildeten in der Gemeinde die grössere sey, und es scheint dem Vf., daß *Reinhard* (s. dessen Geständnisse S. 161 f.) sich einen zu hohen Begriff von seiner Gemeinde in Dresden gemacht und den mittleren Ton zu treffen mit Unrecht fast für unmöglich gehalten habe. Rec. möchte doch Fälle anerkennen, wo auf die Zahl der gebildeten Zuhörer vorzügliche Rücksicht zu nehmen ist, und weiss aus seiner Erfahrung Beyspiele, daß das Gefühl des Erhabenen auch den minder Gebildeten dabey ergriffen hat. Gerne gesteht er aber von dem trefflichen Veteran *Rosenmüller*, welcher über funfzig Jahre lang in Dorf-, Universitäts- und Stadt-Kirchen geprediget hat, daß dessen edle Simplicität auch den Bauern verständlich gewesen sey. — In Ansehung der Disposition billigt der Vf. die kürzere, meist dichotomische Eintheilung. Rec. fügt hinzu, daß auch in den Unterabtheilungen und deren Absätzen diese zweytheilige Entwickelung als eine wahrhaft disjunctive Partition mit Nutzen befolgt werden, und dem Gedächtnisse des Predigers, nach Rec. eigener Erfahrung, ungemein zu Hülfe kommen würde, welche durch Entgegensetzung entspringende Theilungsart jedoch an den *rosenmüllerschen* Predigten selbst, die einen freyen Ideengang nehmen, sehr selten zu bemerken ist. Ausdrücklich aber die dichotomische Unterabtheilung immer anzugeben, wäre freylich pedantisch; auch können andere Gründe eine empirische und minder symmetrische Eintheilung bisweilen anrathen. — Den Unterricht in der Declamation und Action möchte der Vf. mehr negativ, als positiv fassen, und er bemerkt mit Recht als eine vorzügliche Regel: bemühe dich, so zu reden, daß Stimme, Accent, Ton, Miene und Bewegung der Hand mit deiner Natur, mit deinen Gemüthskräften und mit deiner *angebornen Art zu denken* (?) übereinkommen u. s. w. In dem Mangel des Memorirens bey jungen Männern findet der Vf. mit Recht gewöhnlich nur Trägheit und Indolenz. — Der zweyte und kürzere Theil der vorliegenden Schrift beschäftiget sich von S. 102 *mit der Beredsamkeit des Chrysostomus*, und auch dafür wird der Leser dem auch durch seine *historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia*

christiana, p. III. cont. periodum ab Origene ad Chrysostomum, Lipf. 1807, bekannten Vf. Dank wiffen. Es ift allerdings fehr Unrecht, nur die alten griechifchen und lateinifchen Redner zu empfehlen, ohne die alten Redner der chriftlichen Kirche von den Proteftanten zugleich gelefen und geachtet wiffen zu wollen. Der Vf. fetzt das Verdienft des *Chryfoftomus* in Deutlichkeit. Es wird an einigen paffenden Beyfpielen und Auszügen gezeigt, wie witzig und verftändlich fich *Chryfoftomus* auszudrücken wufste, ohne die Fehler deffelben, z. B. die breiten Abfchweifungen, die gehäuften Gleichniffe und die Verirrungen des Gefchmacks unberührt zu laffen. Den Mangel logifcher Ordnung fucht der Vf. in der damaligen Sitte, nicht nach ftrengen Regeln zu disponiren, und in der Methode des *Chryfoftomus*, durch welche er dem Zuhörer recht fafslich werden wollte. Rec. würde den Grund tiefer in der exegetifchen Predigt-Methode fuchen, die fich an die Worte des Textes hielt, und in dem Mangel einer Philofophie, wie fie jetzt verlangt werden kann. Die Ordnung einer *reinhardfchen* Predigt würde *Chryfoftomus* fonderbar gefunden haben. Zum Erweis des Eifers und der Freymüthigkeit des Letzteren führt der Vf. die bekannte Stelle an, welche fich auf die Kaiferin *Eudoxia* bezieht: „Abermals wüthet die *Herodias!* Abermals ift fie in der heftigften Bewegung! Abermals tanzt fie! Abermals wünfcht fie das Haupt Johannis auf einer Schüffel zu empfangen!" — Aber leider haben wir diefe Predigt nicht mehr, fondern eine zur Nachahmung derfelben aufgefetzte unter feinen unächten Werken.

Mögen diefe trefflichen *rofenmüllerfchen* Abhandlungen, welche manches gute Wort zu feiner Zeit enthalten, recht viele Lefer finden, und der Wunfch des Vfs. erfüllt werden, dafs mit einem Bande von Predigten des grofsen Redners *Chryfoftomus*, welche aus der *cramerfchen* Sammlung ausgewählt werden könnten, angehenden Predigern ein Gefchenk gemacht würde!

Kp.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. 1) *Dortmund*, b. den Gebr. Mallinckrodt: *Lehr- und Lefe-Buch für Bürgerfchulen, nach drey Claffen*. I. Erfte Claffe. *A B C-, Buchftabir- und Lefe-Buch*. 1811. 32 S. 8. (1 Gr.)

2) Ebendafelbft: *Vollftändiges (?) Lehr- und Lefe-Buch für Landfchulen*. In drey Abtheilungen. I. *A B C-, Buchftabir- und Lefe-Buch für die erften Anfänger*. 32 S. 8. (1 Gr.)

3) *Leipzig*, b. Hinrichs: *Neue Fibel für Kinder oder A B C- und Lefe-Buch für Bürger- und Land-Schulen*. Entworfen von *Ernft Hold*. Mit 18 fchwarzen oder colorirten Kupfern auf 6 Tafeln. 60 S. 8. (ohne Jahrzahl) (8 Gr.)

4) *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Grofse Fibel* oder *Handbuch für Lehrer und Ältern; welche lefen und ausfprechen lehren wollen*. 1814. XVI u. 110 S. 8. (6 Gr.)

5) Ebendafelbft: *Kleine Fibel* oder *Handbüchlein für Kinder, welche lefen und ausfprechen lernen wollen*. 1814. 55 S. 8. (2 Gr.)

No. 1 u. 2. Beide Fibeln find von gleichem Inhalte, nur mit unbedeutenden Veränderungen, und können beym erften Unterricht im Lefen gebraucht werden. Indeffen ift auf eine Hauptfchwierigkeit bey der Erlernung des Lefens, auf die Abtheilung der Sylben, zu wenig Rückficht genommen. Denn nur zwey Blätter find zu diefer Übung beftimmt.

No. 3 ift gut eingerichtet, und kann zur Buchftabir- und Lautir-Methode gebraucht werden. Die Kupfer find fein geftochen, und werden für Kinder Intereffe haben.

Der Vf. der grofsen Fibel (No. 4), welche für Lehrer der Lautirmethode beftimmt ift, giebt in der Vorrede S. VIII das Eigenthümliche feiner Methode auf folgende Weife an: 1) Es werden hier nicht, wie in allen bisherigen Fibeln, zuerft die Buchftaben in einer Reihefolge kennen gelehrt, und hierauf Übungen mit der Verbindung mehrerer Buchftaben zu Sylben vorgenommen, fondern der Unterrichtsgang ift folgender: Es wird ein Buchftabe nach feiner Form kennen und nach feinem reinen Laut, ohne allen Beyfatz (daher die Mitlaute nicht laut, fondern nur leife gefprochen werden), ausfprechen gelehrt; dann wird er fogleich in die mannichfaltigfte Verbindung mit anderen Buchftaben gefetzt, und fo entftehen nun Sylben und Wörter, ehe man zum Kennenlehren eines neuen Buchftabens fchreitet. — *Das Kind lernt lefen unter dem Kennenlernen der Buchftaben, und kann alles lefen, wenn es den letzten kennen gelernt hat.*" — Es ift unbegreiflich, wie der Vf. eine folche Behauptung aufftellen kann! Ein Buchftabe, deffen Laut der Schüler kennt, kann unmöglich zur Erlernung des Lefens in die mannichfaltigfte Verbindung mit anderen Buchftaben gefetzt werden, wenn nicht der Lefefchüler auch die Laute der anderen Buchftaben fchon kennt. Rec. findet defswegen die Methode des Vfs., dafs er nicht zuerft eine Kenntnifs *aller* Laute dem Schüler beybringt, ehe er zum Lefen fchreitet, fondern fchon bey dem erften Buchftaben, deffen Laut er kennen lehrt, Lefeübungen anftellen will, ganz verwerflich. Es ift fchon genug, dafs man das Buchftabiren beym Unterricht im Lefen übergeht; wenn man aber lefen laffen will, ohne die Kenntnifs aller Laute und der Zeichen derfelben dem Lefefchüler beygebracht zu haben: fo heifst diefs, die Pferde *hinter* den Wagen fpannen. In einer Nachfchrift verfpricht der Vf., „nach und nach die übrigen Gegenftände des häuslichen und Schul-Unterrichts eben fo zu bearbeiten." — Rec. bittet: Nur nicht eben fo!

No. 5 ift nach der in No. 4 vorgezeichneten Methode eingerichtet. Es wird ein Buchftabe hingefetzt, und unter diefen werden Sylben und Wörter geftellt, in welchen diefer Buchftabe vorkömmt, ohne darauf Rückficht zu nehmen, ob der Lefefchüler vorbereitet ift, diefe Sylben und Wörter auszufprechen. Auch die zufammenhängenden kleinen Erzählungen haben keinen Werth, und fehlen zuweilen gegen den deutfchen Ausdruck. So heifst es z. B. S. 41: „Wenn Kinder immer aufmerkfam find, fo *gefchieht* (wird) ihnen das Lernen alle Tage weniger fauer."

z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Dessau, auf Kosten des Vfs., und Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Christenfeste und Landestrauer.*

Auch unter dem Titel:

Predigten. Von *Johann Friedrich de Marees*, Pfarrer zu St. Georgen in Dessau. *Erstes Heft.* 1812. IV u. 112 S. 8. (9 Gr.)

Ein frommer, religiöser Sinn, eine warme, lebhafte Phantasie, ein tiefes, inniges Gefühl und eine blühende, im Ganzen edle und würdevolle Sprache zeichnen vorliegende Predigten rühmlich aus. Entsprächen die Dispositionen den Foderungen der Logik, wäre der Gang der Ideen leichter und natürlicher, würde man nicht zu oft durch poetische und mystische Floskeln, und durch etwas Geziertes in Gedanken und Ausdruck gestört, herrschte überhaupt mehr Ruhe, Klarheit und Kunstlosigkeit in den Vorträgen: so würden sie zu den vorzüglichsten der neueren Zeit gehören. Man fühlt recht lebhaft, wie durchdrungen der Redner von den Wahrheiten des göttlichen Worts ist, wie sehr ihm die Sache Gottes am Herzen liegt, und wie gern er Alle gewinnen möchte für ein frommes, heiliges, gottseliges Leben. Aber er scheint noch nicht zu jener Ruhe der Seele, zu jenem stillen Einverständniss mit sich selbst, und zu jener hohen Einfalt und Anspruchlosigkeit gekommen zu seyn, die den Hauptzug in dem Charakter eines christlichen Religionslehrers ausmacht. „Wenn die Liebe wünscht zu erbauen (heisst es in der Vorrede) und, so viel sie kann, zur Belebung des Göttlichen in den Gemüthern beyzutragen: so sorgt hingegen die Schüchternheit, dieses Göttliche nicht würdig genug behandelt zu haben; sie sorgt, der ruhigeren, kälteren Prüfung der Leser jenen günstigen Eindruck nicht erneuern zu können, der vielleicht in den raschbewegten, durch Ort und Zeit empfänglicher gestimmten Seelen der Hörer entstanden war. Die Begeisterung, die der Rede warmer, lebendiger Hauch mittheilt, erstirbt meist in den todten Buchstaben des kalten Papiers." Sehr wahr! Darum haben diese Predigten, mit Wärme und Lebhaftigkeit vorgetragen, auf die Hörer gewiss einen tieferen Eindruck gemacht, als auf die Leser, und es bestätigt sich auch hier die Meinung vieler Homileten, dass eine gedruckte Predigt wohl anders lauten dürfe, ja bisweilen anders lauten müsse, als eine gesprochene, und dass diejenige Predigt, welche unter der Presse noch ihren ganzen Werth behält, als gehaltene keinen hohen Werth gehabt haben müsse.

Die *erste* Predigt, am letzten Sonntage nach Trinitatis, über Joh. 16, 7, handelt *von der Vergänglichkeit heiliger Genüsse und dem Werth, den dieselbe für uns haben soll.* Die *zweyte*, am ersten Adventssonntage, über Hebr. 10, 24 u. 25, *von der Wiederkehr heiliger Tage*; die *dritte*, am vierten Sonntage des Advents, über Phil. 4, 5, *die Nähe des Herrn im Tode fürstlicher Personen* (einige Tage nach dem Tode der regierenden Herzogin von Anhalt-Dessau); die *vierte*, *über Weihnachtstrost bey schmerzlichem Verluste*, am ersten heil. Christtage, nach Jes. 40, 1; die *fünfte*, als Fortsetzung jener Materie, am zweyten Weihnachtsfeyertage, spricht *über die Bedingungen, unter welchen ein so gebeugtes Volk die Tröstungen einer rechten Weihnachtsfeyer für sich anwenden mag*; die *letzte über den seligen Tod der Christen*, nach Offenb. Joh. 14, 13 am zweyten Epiph. 1812, als dem verordneten Trauerfeste zum Gedächtnisse der verewigten Fürstin.

Man sieht schon aus der Angabe der Themata, dass die Predigten fast durchgängig das Gefühl der Wehmuth und des religiösen Schmerzes aussprechen, und mehr auf Rührung des Herzens und Bewegung des Gemüths, als auf Erleuchtung des Verstandes berechnet sind. Zwar mag der für das dessauische Land so schmerzhafte Verlust der frommen und edlen Fürstin diesen Inhalt besonders veranlasst haben; aber es ist doch nicht zu verkennen, dass der Redner selbst sich in einer so wehmüthigen Stimmung des Gemüths befunden haben muss. Daher das öftere Wiederkehren derselben Ideen und Empfindungen; daher das düstere Colorit, in dem alle Predigten erscheinen; daher das Sentimentale und Kothurnmässige so vieler Stellen. Die Texte sind zwar im Ganzen gut gewählt (nur in der dritten, vierten und fünften gar zu kurz), aber nicht immer durchgängig angewendet. Überhaupt ist die Bibel zu wenig benutzt. R. d. e. K.

Zürich, b. Orell, Füssli u. C.: *Einheit im Mannichfaltigen, oder das Christenthum betrachtet als ein Vereinigungsmittel für Wahrheitsfreunde bey sonst auch noch so grosser Verschiedenheit ihrer Denkart, Lage, Sitten und Gebräuche.* Predigten während der eidsgenössischen Tagsatzung in Zürich gehalten von *J. J. Hess*, Antistes. 1813. XII u. 115 S. 8. (12 Gr.)

Man kennt des Vfs. herzliche Art zu predigen schon

seit langer Zeit, und wird sie in diesen sieben Kanzelreden mit noch grösserer Theilnahme und Rührung anerkennen. Denn theils hat der Vf. sich hier in diesem grossen Vorzuge christlicher Erbauungsreden fast selbst übertroffen, theils ist die darin abgehandelte Materie nicht nur durch die Zeitumstände an sich interessant, sondern auch durch Benutzung vieler temporeller und localer Umstände noch anziehender gemacht, theils ist mit dieser Herzlichkeit auch viel Lebendigkeit des Vortrags verbunden, die bey dem Andenken an das schon ziemlich hohe Alter des Vfs. Bewunderung erregen muss. Mehr will Rec. nicht zum Lobe dieser Predigten sagen, wie sehr er auch wünschte, dass die wirklich apostolische Art des Vfs. zu predigen recht gewöhnlich werden möchte; aber den für unsere Zeit wichtigen Inhalt dieser Vorträge will er noch kürzlich näher beschreiben.

Das Pfingstfest sowohl als die zu Zürich zu haltende Tagsatzung giebt dem Vf. die Veranlassung zu seinen Themen. Die Einigkeit, die am Stiftungstage der christlichen Kirche unter den Aposteln geherrscht hat, und die, welche unter den Mitgliedern der Tagsatzung, und überhaupt unter den Eidgenossen herrschen soll, bringt ihn nämlich darauf, zu zeigen, dass das Christenthum ein Vereinigungsmittel für alle Wahrheitsfreunde unter dem grossen Geschlechte der Menschen seyn kann und soll, dass aber dazu keine äussere Kircheneinheit, keine Ausgleichung der äusseren Formen, wie sie jetzt noch in den mancherley Kirchenparteyen seyn mögen, nöthig sey, ja, dass eben diese Verschiedenheit, wie die Mannichfaltigkeit in der Natur, zur rechten Einheit führe, wie eben dadurch, dass sie grosse Verschiedenheit unter ihren Bekennern zulasse, und doch ohne allen Zwang und ohne alle künstlichen Mittel Vereinigung unter allerley Menschen und Völkern stifte, unsere Religion sich als von Gott gestiftet charakterisire.

Um das Thema auszuführen, zeigt der ehrwürdige Vf. in den ersten beiden Lehrvorträgen, nach Apostelg. 2, 6—11, und Koloss. 3, 11 (dass die Texte immer ganz vortrefflich benutzt sind, wird Jeder, der des Vfs. Predigtmethode kennt, vermuthen), worin das Christenthum die wahrheitliebenden Menschen aller Zeit und Gegend vereinigen will, und welche grosse Verschiedenheiten dabey immer geduldet werden können und sollen. In der dritten und vierten Predigt nach Röm. 10, 18 und Ephes. 2, 19 führt er aus, was für angemessene und kräftige Mittel bey Stiftung des Christenthums gebraucht worden seyen, um es zu einem Vereinigungsband zwischen Menschen und Menschen zu machen, nämlich erstlich die Predigt des Evangeliums, dann das brüderliche Vernehmen, worin die Apostel unter sich standen, die Mannichfaltigkeit der ihnen und ihren Schülern mitgetheilten Gaben, die wechselseitigen Fürbitten, der unter den ersten Christen Statt findende Briefwechsel, und endlich die unter ihnen eingeführte Gastfreundschaft und Gutthätigkeit. Nach einer Digression, die der Vf. in der fünften Predigt macht, worin er nach Jak. 4, 1 mit vieler Wärme die Ursachen entwickelt, die gehindert haben, dass das Christenthum noch immer nicht eine rechte Vereinigung unter den Menschen bewirkt habe, lehrt er in der sechsten, dass in ähnlicher Art, wie beym Entstehen des Christenvereins, zu jeder, auch zu unserer Zeit, das Christenthum zum Mittel der Vereinigung unter den Menschen gemacht werden könne und müsse. Er knüpft aber Alles, was darüber zu sagen war, an den Ausspruch des Propheten Zacharias 8, 19 an: *Liebet Wahrheit und Frieden.* Endlich stellt er nach 2 Kor. 6, 16 dar, zu welch einem Grade von sittlicher und religiöser Würde ein Volk, auch unter den jetzigen Zeitumständen, sich erheben, und wessen es sich unter allen verschiedenen Gestalten, die die Weltangelegenheiten nehmen möchten, zu getrösten haben würde, wenn auch nur die Mehrzahl in demselben auf diesem Wege, und auf keinem anderen, das Christenthum zu einem Vereinigungsmittel unter sich und Anderen machen wollte. Alles, was der Vf. sagt, ist, mit Salomo, Sprichw. 25, 11, zu reden, goldenen Äpfeln in silbernen Schaalen zu vergleichen. Möchte es von denen, die immer noch eine äussere Vereinigung der verschiedenen kirchlichen Parteyen für wünschenswürdig halten, beherzigt werden, und was noch mehr zu wünschen ist, möge Jeder, der es mit der Menschheit wohlmeint, in dem Geiste des Vfs. reden und handeln!

Zur Erreichung des ersteren Wunsches möchte wohl noch eine gründlichere Ausführung des Thema's durch Hülfe der Philosophie und Geschichte nöthig seyn. Mit Recht aber hat sich deren der Vf. hier enthalten, so leicht es ihm gewiss gewesen wäre, sie mitzutheilen. Möge Er oder ein Anderer sie noch geben, damit die, welche die kirchlichen Parteyen zu vereinigen wünschen, wissen, was für eine Vereinigung, und wie sie eigentlich allein im Christenthum gestiftet werden soll!

Dfr.

ANSBACH, b. Gassert: *Katholisches Gesangbuch zum Gebrauche bey den öffentlichen Gottesverehrungen.* Ein Beytrag zur Verbreitung des öffentlichen Cultus. Herausgegeben von *Georg Aloys Ludwig Boxleidner*, königl. baierischem Dechant, Districts-Schul-Inspector, und Pfarrer zu Gebsattel im Rezatkreise. 1813. 200 S. 8. (12 Gr.)

Mit diesem Gesangbuche hat der würdige Vf. dem aufgeklärteren Theile seiner Kirche ein wahres Geschenk gemacht. Die Lehren derselben sind möglichst rein und lauter, und fast durchgängig gut und geschmackvoll vorgetragen. Er ist selbst so bescheiden, zu sagen, dass es dem Ideale der Vollkommenheit noch nicht entspreche, und dass er vor der Hand nichts Besseres habe liefern können. Er macht uns auch Hoffnung zu einem Gebetbuche, dem wir mit Verlangen entgegen sehen. Die Lieder sind aus den neuesten besten Gesangbüchern gewählt, die älteren verbessert, und die lateinischen Gesänge in deutsche umgewandelt worden. Die Unterscheidungslehren abgerechnet, wird auch der Protestant dieses

Buch für sich sehr erbaulich finden, und Rec. wünscht ihm ein recht grosses Publicum, auch in der Absicht, um zu sehen, was in der katholischen Kirche für Fortschritte zum Besseren gemacht worden sind. Φ.

Leipzig, b. Steinacker: *Reden an Personen und Familien aus den gebildeten Ständen, zur Vorbereitung auf die Feyer des Abendmahls Jesu,* von *Johann Christian Grosse*, Pfarrer zu Nessen. 1813. 170 S. 8. (12 Gr.)

Dass der Vf. bey diesen Predigten *Reinhards* Schriften benutzt habe, wie er sagt, beweisen sie selbst, sowohl der Materie als der Form nach: der reinhardische Glaube, und die reinhardische Manier herrscht darin, auch eine gewisse Wohlredenheit, wie in *Reinhards* Predigten; wenn sie nur weniger wortreich wären, und gegen die Richtigkeit und Genauigkeit der Gedanken und Ausdrücke sich nicht so Manches zu erinnern fände. Übrigens sind die Sätze gut abgehandelt. Der Vf. stellt darin das Abendmahl von mancherley Seiten vor: als ein Stärkungsmittel unseres Glaubens; als ein Tröstungsmittel bey einer bevorstehenden Trennung; als ein Beförderungsmittel eines ächt christlichen Gemeingeistes; als ein Verwahrungsmittel gegen die Übel des Zeitalters; als ein wohlthäges Bundesmahl; als Feyer unserer Unsterblichkeit, ermunternd und tröstlich; als ein Denkmal der Erbarmung und Vaterliebe Gottes; als Mittel, den kindlichen Sinn gegen Gott zu beleben; als einen Segen für die Welt; als ein Fest der Freude; als eine Erinnerung an den höchsten Endzweck unseres Lebens auf Erden; als ein Tugendmittel.

Dass in diesen Predigten viele Wiederholungen der Sachen und Vorstellungen vorkommen, ist leicht zu erachten. Φ.

KATECHETIK.

Würzburg, b. Stahel: *Handbuch zum Unterrichte in der christkatholischen Glaubens- und Sitten-Lehre,* von P. *Ägidius Jais*, als Noth- und Hülfs-Büchlein zu seinem Katechismus, besonders für Ältern. 1813. 350 S. 8. (9 Gr.)

Mit einer eigenen Redseligkeit, und nicht ohne Ruhmräthigkeit erzählt der Vf. in dem Vorberichte, wie dieses Buch entstanden sey, wie er auf einer Reise eine Wirthin gesprochen, die unter anderen zu ihm gesagt habe: Ich will zwar mein Kind nicht loben, aber es hat einen sehr guten Kopf, es lernt sehr leicht auswendig. Ich fragte es bisher selbst täglich aus dem Katechismus aus. Es wusste allemal die Antworten so herzusagen, dass es eine Freude war. Aber jetzt hat meine Freude ein Ende. Der Herr Pfarrer hat meinem Kinde einen neuen Katechismus zum Lernen gegeben (es war mein Katechismus, bemerkt der Vf.), da kommen ganz andere Fragen und Antworten vor. Ich kann mich nicht darein finden. — Nun erzählt er auch, wie der Katechismus entstanden. Als er noch zu Salzburg gewesen sey, habe er einen Unterricht der christkatholischen Glaubens- und Sitten-Lehre theils zu seinem eigenen Gebrauche für die durchlauchtigsten Kinder, theils nach dem Wunsche eines Dekans zum häuslichen Gebrauche für die Jugend geschrieben. Nun wäre er von Einigen ersucht worden, aus diesem Unterrichte einen kurzen Auszug — einen Katechismus zu machen. Anfangs habe ihn schon das Wort Katechismus abgeschreckt; — doch, setzt er hinzu: *wozu ein langes Geschwätz!* (Da charakterisirt der Vf. seinen Vortrag selbst.) Kurz, ich wagte es, ich schrieb einen Katechismus, und gab ihn *keck und kühn in die Presse.* Er wurde von katholischen Gelehrten in öffentlichen Blättern bestens empfohlen, und ging, ehe drey Jahre verflossen waren, *dreyssigtausend mal in die liebe weite Welt hinaus.* — Als noch die zweyte Ausgabe unter der Presse war, habe ihm Jemand gesagt: schreiben Sie doch eine kurze Anweisung — ein Handbuch zum Gebrauche Ihres Katechismus. Er wies ihn rund und mit Unwillen ab, und setzt hinzu: es ist ein schlechter Beweis von der Brauchbarkeit meines Katechismus (*ohe!*), wenn ich noch ein besonderes Buch schreiben soll, wie er zu gebrauchen sey. — In diesem Tone geht es noch einige Seiten fort.

Nach diesem Vorberichte zu urtheilen, sollte man glauben, dass das ganze Buch nichts tauge. Allein es enthält wirklich viel Gutes, und besonders viel nützliche Lehren für Ältern und Erzieher; nur dass Wahres und Falsches, Bestimmtes und Unbestimmtes unter einander gemischt und die Materien ohne alle Wahl und Ordnung zusammengetragen sind, auch Manches nur berührt und gar nicht erklärt ist. Kurz, seit langer Zeit ist Rec. kein so sonderbares Buch vorgekommen. Zur Probe mag sogleich die erste Frage (die auch die einzige im ganzen Buche ist) dienen: Was soll der Hauptzweck des Unterrichts seyn? Diese Frage wird auf folgende Weise beantwortet: Wer ein Kind in dem Christenthume nach dem Katechismus (?) unterrichten will, der soll keinen anderen Zweck vor Augen haben, als das Kind zu einem guten Menschen und wahren Christen zu bilden. Diese Bemerkung, fährt er sogleich fort, scheint überflüssig zu seyn (wo kommt die Bemerkung her?): aber sie ist es nicht. Viele haben dabey (?) ganz andere Absichten (welche?). — Es ist Rec. unmöglich, mehr abzuschreiben. Beynahe allenthalben stösst man auf etwas Eigenes und Sonderbares. Wer indess die Geduld hat, es vom Anfange bis zum Ende zu lesen, und sich über diese Anstösse hinwegsetzen kann, wird viel Belehrendes und Treffendes über die Glaubenslehren und besonders über die Lebenspflichten darin finden. Die Unterscheidungslehren jener Kirche sind, wie gewöhnlich, vorgetragen, doch, wo es seyn konnte, mit einiger Milderung, und mit praktischer Ansicht. Überhaupt herrscht hie und da Licht in diesem Buche, und manche Lehre ist sehr klar und gut vorgetragen. Auch fehlt es dem Vf. nicht an einer glücklichen Darstellungsgabe und an Popularität im Vortrage. Φ.

Ansbach, b. Gassert: *Katechisationen über den ersten Unterricht in der Religion für Volksschulen.* Mit ganz besonderer Rücksicht auf die zweyte Hauptabtheilung des Lehrbuchs für die königl. bairischen Volksschulen. Bearbeitet von

Friedrich Ludwig Mayer, Pfarrer zu Sommersdorf und Thann, dasigem Local-Schulen-Inspector und Vorstand einer Fortbildungs-Anstalt für Schullehrer. 1815. 211 S. 8. (16 Gr.)

Die Katechisationen sollen, nach der Vorrede, nicht zum blinden Gebrauche — sondern *vielmehr* (also doch zum blinden Gebrauche, nur weniger) zur Erweckung eigenes Nachdenkens, und zur Anleitung weiterer Selbstbelehrung dienen (es sollte heissen: zum eigenen Nachdenken und zur weiteren Selbstbelehrung). Daher müsse auch immer derjenige Theil, über welchen unterrichtet werden solle, von dem Lehrer schon vorher genau durchgegangen werden, und zwar so, dass er seine nachfolgende Unterredung mehr aus dem Kopfe, als nach dem wörtlichen Inhalte des Handbuches *abhalte* (?). Der geschickte Lehrer könne dabey ausserdem noch durch Anführung geeigneter Beyspiele, durch mancherley Zwischenfragen, durch genauere Auseinandersetzung des Inhalts der Liederverse, Sprüche u. s. w. immerhin seine katechetischen Talente bewähren. Wenn der Lehrer so geschickt ist: so bedarf er, unseres Erachtens, solcher Katechisationen nicht. In den Katechisationen selbst will der Vf. zeigen, dass Gott der Schöpfer aller Dinge ist, und hebt also an: Liebe Kinder! wohin ihr eure Augen wendet, erblickt ihr mancherley Gegenstände, welche euch bey kurzem Nachdenken daran erinnern, dass Jemand seyn müsse, der sie gemacht und ihnen die Gestalt gegeben habe, die sie besitzen. Vor euch liegen z. B. verschiedene Bücher — diese haben ihren Inhalt, ihre Gestalt und Form nicht von sich selbst oder durch ein Ungefähr erhalten, sondern wer hat ihnen alles dieses gegeben? Die Antwort ist: Der Mensch. Ist diese Frage nicht zu weitläuftig? Er fährt fort: Der Tisch, der Stuhl, die Bank u. s. w. sind nicht gleich Anfangs so da gewesen, wie sie sind, *sondern* von wem haben sie *alle* ihre Gestalt und Form? Antwort: Auch von den Menschen. Und so geht es denn weiter, bis er so viel herauszubringen glaubt, dass das Kind antworten könne: Die Materialien kommen von der Natur. Und von wem die Natur? Antwort: Vom lieben Gott. Wenn man die Sache sich so erleichtern kann: so braucht man wohl nicht so viele Umwege. Allein der Vf. wollte sich dadurch den Weg bahnen, zu zeigen, dass jedes Haus seinen Urheber habe, der Urheber aller Dinge aber Gott sey. Ob aber dieser Weg der rechte sey, wollen wir nicht untersuchen. Überhaupt scheinen uns die Fragen hie und da zu weitläuftig und viele ganz müssig zu seyn. Doch sind wir weit entfernt, dem Vf. sein katechetisches Talent abzusprechen, das er in diesem Buche an vielen Stellen und in der Folge mehr, als gleich im Anfange, bewiesen hat. Φ.

SALZBURG, b. Mayer: *Katholische Glaubens- und Tugend-Lehre für die gebildetere weibliche Jugend.* Vorzüglich als Lehrbuch in der dritten Classe zu gebrauchen. 1814. 196 S. 8. (12 Gr.)

Wir finden das Buch zweckmässig; doch können wir nicht bestimmen, wie viel davon dem Vf. zugehört, da er in der Vorerinnerung sagt, dass er das *ziegenbeinische* Lehrbuch dabey zum Grunde gelegt und es so benutzt habe, dass es eben so viel sey, als wenn er sein Werk in eine andere Sprache übersetzt hätte. Das ist viel gesagt. Die Ordnung der Materien, und die Bearbeitung derselben ist gut, der Vortrag deutlich und klar; aber die theologischen Begriffe scheinen nicht gereinigt genug zu seyn, und in manchen Stellen vermissen wir Richtigkeit und Bestimmtheit. So wird z. B. S. 85 gesagt, dass die menschliche Hülle u. s. w. einst wieder aufstehen werde. Die Unseligkeit der Lasterhaften wird unter anderen auch darein gesetzt, dass sie in der Gemeinschaft der Teufel und bösen Menschen seyen, und dass ihre Qualen kein Ende haben werden. Doch Rec. übergeht, was er gegen die einzelnen Materien noch sagen könnte. Φ.

ALTONA, b. Hammerich: *Ausführliche sokratische Katechisationen über Luthers Katechismus, ein Hülfsbuch für Freunde der Jugend und einer guten Methode sie zu unterrichten und zu bilden*, von *Franz Adolph Schrödter*, öffentlichem Lehrer der christlichen Religion, und Mitgliede des Consistorii, wie auch des Schulcollegii zu Oldenburg in Holstein. Erster Theil. XLVI u. 370 S. Zweyter Theil. IV u. 491 S. 1813. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Vorrede, welche ganz polemisch ist, übergehen wir. Wir haben unsere Meinung hierüber schon bey mehreren Gelegenheiten ausgesprochen: auch würde es zu weitläuftig seyn, uns hier mit dem Vf. in eine genauere Erörterung der Sache einzulassen. Wir wenden uns also zu dem Buche selbst. Die Fragen sind grösstentheils zweckmässig. Aber wozu die grosse Menge? Ist der Lehrer geschickt, sich nach solchen Fragen zu bilden: so wäre die Erklärung eines oder des anderen Hauptstücks des Katechismus hinlänglich gewesen. Ist er dazu nicht geschickt: so kann ihm auch die Menge nichts nutzen, er wird vielmehr dadurch abgeschreckt. Oder soll er sie ablesen? Oder auswendig lernen? Unter den Fragen kommen viele historische vor, kann man die auch sokratisch nennen? Wer übrigens Lust und Geduld hat, die Fragen alle zu lesen, den wird es nicht gereuen.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG und LEIPZIG, im deutschen Museum: *Memoiren des Freyherrn von S — a.* Erster Theil. 304 S. Zweyter Theil. 300 S. 1815. 8. (Alle 3 Theile 4 Rthlr. 12 gr.)

Wenn man die deutsche Literatur mit der französischen vergleicht: so ist auffallend, wie arm diese in Vergleich mit jener an Romanen ist, in welchen idealische Gestalten in idealischen Verhältnissen dargestellt werden, und wie sie dagegen einen Reichthum an Memoiren hat, die wirkliche Menschen, das wirkliche Leben, ohne höheren Zweck, als ihr eigenes Interesse, schildern, woran es der unsrigen fast gänzlich mangelt. Der Grund davon zeigt sich wieder schnell in der Nationalverschiedenheit der beiden Nationen, die in unseren Tagen bey vielfachen Gelegenheiten zur Sprache gekommen ist, und die nicht genug erörtert werden kann, da wir dem, dass wir sie verkannten, Elend und Hemmung in unserer Bildung genug schuldig sind. Der Grundzug unseres Charakters ist ein Hang zum Idealen, an dessen Vorstellung wir uns ergötzen, dem wir unser inneres Seyn und unsere bürgerlichen Einrichtungen anzuähnlichen streben. Die Franzosen dagegen begnügen sich mit der vorhandenen Wirklichkeit, ergötzen sich daran, und trachten und wissen sich ihrer in allen Verhältnissen mit besonderer Thätigkeit und Gewandtheit, so viel immer möglich ist, zu bemeistern.

Da ihre Aufgabe beschränkter und bestimmter ist als die unsere: so mussten wir länger bey den Anfängen verweilen: ein Fehlgriff bey jener entdeckt und rächt sich sofort; wir können jahrelang bey der unseren irren, ehe die Aufklärung eines ausserordentlichen Geistes, oder das Resultat langer Erfahrung uns über unseren Irrthum aufhellen. Zudem hielten seit sehr früher Zeit politische Fügungen die Deutschen hinter den Franzosen zurück. So erscheinen sie seit Jahrhunderten uns vorauf, waren und sind es gewissermasen noch in diesem Zeitaugenblick. Bey ihnen ist Alles fertig, bey uns ist Alles im Werden. Aber unser grösstes Unglück wurde, dass, indem wir das Erstere bemerkten, das Letztere von uns unbeachtet blieb, und wir uns zu der Meinung verleiten liessen, als vermöchten wir uns dieselben Resultate durch Nachahmung anzueignen, die sie durch individuelles Wesen gewonnen hatten.

Auf das gesellige Leben unserer höheren Stände hat dieses Irrsal zunächst den verderblichsten Einfluss bewiesen. Wir werden nie die Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Franzosen, die Schärfe erhalten, womit sie irgend ein beschränktes Ziel ins Auge fassen, nie die allzeit schlagfertige Gegenwart des Geistes wie sie besitzen; noch mögen wir eine blosse Form so allgemein ausbilden, so streng daran halten, uns so daran verlieren, wie sie die Form der gesellschaftlichen Höflichkeit ausgebildet haben, sie verehren und ihr leben. Unsere herrliche Sprache wurde vorzüglich darum von der französischen unterdrückt und von uns verdrängt, weil sie mit ihrer Tiefe und Kraft sich nicht in das herübergeliehene Formelwesen schmiegen konnte. Diess merkten wir wohl, und übersahen, wie wir selbst es eben so wenig vermöchten. Die von seinen Vorfahren gegründete, seiner geistesverwandten Natur entsprechende Weise des Umgangs wird immer von Neuem durch den Franzosen wieder belebt, ist ihm leicht und behäglich. Wir erlernen sie mühsam, wir fügen uns ihr knechtisch, wenn er sie mit leichter Zuversicht behandelt, und am Ende tödtet sie in uns den Sinn, der jeder Höflichkeit zum Grunde liegt, verwirrt unsere Geister und Herzen, und setzt uns zum Lohne unter diejenigen herab, denen sie eigenthümlich ist. Mit unserer idealen Richtung hängt ein tiefes sittliches Gefühl zusammen; mit dem praktischen Sinn des Franzosen ein eben so starkes Verlangen nach Vortheil und Genuss. Und äussert sich jene Gesinnung auch bey uns Deutschen nicht immer positiv: so wird man doch jederzeit sie als eine Verlegenheit und Ungeschicklichkeit und Beklemmung wahrnehmen, wo das sittliche Gefühl von einem Deutschen verletzt werden soll. Diess zeigt sich vorzüglich in dem Umgang der Geschlechter. Der vornehme Franzose wendet sich mit seiner Leidenschaft, seiner Begier an das ihm bürgerlich gleichstehende andere Geschlecht, und gleiche Gesinnung kommt ihm entgegen, und dient zu beiderseitiger Entwickelung. Der vornehme Deutsche, von vielerley rechtlicher Scheu zurückgehalten, sucht die Befriedigung seiner Leidenschaft selten bey der gleich geborenen verehrten Frau, sondern in niedrigeren Ständen und Verhältnissen; er verdirbt diese, wie er selbst roher durch sie wird.

Wir brauchen eine solche Parallele nicht weiter auszuführen, um eindringlich zu machen, dass es endlich an der Zeit ist, die Elemente zu erwägen, aus denen wir uns eine nationelle gesellschaftliche Form bilden möchten, die unserem Volke dieselben Vortheile verliehe, welche die Franzosen von der ihrigen gewonnen haben.

Sich durch gewisse festgesetzte Formen des Beneh-

mens und der Rede seiner Umgebung selbstständig, verpflichtet, verbindlich, als einen Eingeweihten in die Mysterien der grossen Welt darzustellen, dem Nachtheil auszuweichen, den Vortheil zu erfassen, das Lästige abzulehnen, ohne diese Haltung zu verleugnen, dergleichen Aufgabe französischer gesellschaftlicher Sitte ist dem Ernst, der Wahrhaftigkeit des Deutschen zu hohl.

Allein jeder gebräuchlichen Höflichkeit liegt ein tieferer Sinn von Achtung und Wohlwollen zum Grunde. Seine Empfindung allein kann der Höflichkeit Leben ertheilen, seine Äusserung bey unserer Gemüthsart nicht für Jeden dieselbe seyn. Wir achten das Wesen vor Allen hoch. Das Wesen der Menschen, mit denen wir verkehren, gründlich zu erforschen, nächst ihm das Wesen der Verhältnisse, die für sie und uns vorhanden sind, und haben wir uns der Kunde von beiden bemächtigt, uns mit Wohlwollen und Unbefangenheit, mit Sinn für das Zierliche in den gegenseitigen Verhältnissen zu benehmen, dadurch begründen wir eine ächt deutsche Nationalweltsitte, die von der französischen zu sich nehmen mag, was ihr zusagt, doch diese nie zum leitenden Princip. Es kann seyn, dass der feine Franzose einem feinen Deutschen der Art, wie hier beschrieben ist, immer noch momentane Vortheile abgewinnt; aber bey einem dauernden Verhältniss, bey umfassenderen Zwecken, und diese sind dem Deutschen die eigenthümlichen, wird der Letzte in seiner gebührenden Überlegenheit wirken und erscheinen.

Der Ton in dem vorliegenden Werke, die Behandlung der Gegenstände, womit es sich beschäftigt, die meisterhafte Schilderung von Charakteren, von geselligem Umgang, mögen als Vorbild einer solchen deutschen feinen Sitte betrachtet werden. Die Gestalten entwickeln hier allmählich, wie im Umgange selbst, leise ihre Eigenthümlichkeit, zeigen sich, wie beym Umgange selbst, zuerst von ihrer gemachten Seite, wodurch die Schwächen und Fehler hervorstehen, enthüllen bey der näheren Bekanntschaft immer mehr die wesentlichen guten Eigenschaften, welche sie besitzen, und Alles steht zuletzt zu einer Einheit vollendet und ausgeglichen da, wie sie nur das wirkliche Leben das der Romane nicht hat. Wir kennen nur Ein Werk der deutschen Literatur, das sich an Ton der Welt, an Leichtigkeit der Behandlung, an Feinheit und Naivetät der Züge, an einer gewissen Ironie, an Farbe des Colorits, und endlich auch an Wollüstigkeit mancher Schilderung mit dem vorliegenden vergleichen liesse: es sind *Thümmels* Reisen. Allein an beiden Werken zeigt sich auffallend der Unterschied des Geistes bey deutscher und französischer Weltsitte, den wir im Eingange erörtert haben. *Thümmel* verleugnet den Deutschen nicht; auch sein feiner Ton lässt immer noch diesen durch die französische Manier mittelst tieferer individuellerer Anschauung und ächt moralischen Taktes, welcher Schelmerey und Sinnlichkeit überwindet, durchblicken: allein der Grund von französischem Weltton und französischer Ansicht der Verhältnisse herrscht bey ihm mit grosser Frivolität von welcher bey dem Freyherrn *von S—a* sich keine Spur findet. Im Gegentheil nehmen alle Verhältnisse, welche dieser uns schildert, im Ausgang, so weit er vor uns liegt, eine ernste Wendung.

Die zwey bis jetzt erschienenen ersten Bände zerfallen in vier Hauptstücke: *Barbarey der deutschen Literatur*, *Gestalten aus der wirklichen Welt*, *Diplomatie und Liebe*, *Gräfin Agnes*. Für den Weltmann, von welcher Nation er seyn möge, sind Literatur und Diplomatie zwey Dinge von wesentlichem Interesse. Kein gebildeter französischer Weltmann, der nicht die Koryphäen seiner Literatur genau kannte, und fast keiner, den seine Verhältnisse nicht in diplomatische Verbindungen gebracht hätten. Die deutsche Literatur ist gleichsam die Grundlage des ersten, das diplomatische Leben die des zweyten Theiles.

Der Freyherr *von S—a*, ein geborner Deutscher, wird grösstentheils in Italien von einem Vater gebildet, der dort politische Geschäfte seines Hofes betrieb. Von den Autoren der Griechen und Römer, der Italiäner und Franzosen wird er durch die Bekanntschaft mit jungen Engländern zu Shakespeare geleitet. Die Autoren seines Vaterlandes lernet er nicht kennen: denn sein Vater, durch frühe Bildung seiner Zeit und die Befriedigung, welche er bey den Schriftstellern des Alterthums, bey den italiänischen, als Weltmann bey den französischen findet, urtheilt von der deutschen Sprache: „Nur ein barbarisches Ohr möge sie wohllautend finden: sie sey ohne Anstand, Geschmeidigkeit, Klarheit für die Empfindungen und Gedanken einer höheren Bildung.“ In der Verlassenschaft seiner Mutter entdeckt der Zufall ihm *Klopstocks Messias*, *Musarion*, *Emilia Galotti*, *Minna von Barnhelm*, *Nathan den Weisen*, *Lessings Abhandlung über die Erziehung des Menschengeschlechts*, *Kant über das Gefühl vom Schönen und Erhabenen*. Er geht an das Studium dieser Werke, die er aus Ungeübtheit in seiner Muttersprache nur allmählich und mühsam versteht. „Endlich, sagt er, ward mein Fleiss belohnt, durch die Entdeckung einer neuen Sprache voll Harmonie, Würde und von unergründlicher Tiefe, welche mir mit der griechischen an Gehalt zu wetteifern und sie an dem Ausdruck für transcendente Gefühle und Bilder zu übertreffen schien.“ Ein glücklicher Zufall hat dem Freyherrn eben diese Schriften in die Hand gegeben, welche, gleich den Hauptadern an einem Blattgeflecht, als Grundfäden durch die classische deutsche Literatur gehen. Ihnen gesellte sich späterhin *Goethes* Werther als der erste classische deutsche Roman zu. Den Dichter desselben lernt der Freyherr zunächst kennen. In der Villa von Lucian Bonaparte sieht er eine deutsche Gräfin Rosamunde von W—g. Es war in ihrer Stimme, sagt er, „ein so melodischer Nachhallklang, dass es schien, als vergnügte ihren Gedanken sich tönen zu hören. In der Ferne schienen ihre Glieder, ihre Züge zuviel Unbeweglichkeit zu haben; aber in der Nähe, und vorzüglich, wenn sie mit Theilnahme sprach, entdeckte man, dass jene scheinbare Unbeweglichkeit nur von der Tiefe ihres Lebens herrührte, welches verschmähte, auf

jede Anregung nach der Oberfläche zu strömen. Nur in ihrer hohen Stirn, im Eindruck ihrer Schläfe, und ihrem schwarzblauen Auge liess es sich immer blicken, und ihre gewölbte Brust konnte man nicht ohne den Gedanken ansehen, dass ein freyer Athem und ein grossmüthiges aufstrebendes Herz sie gewölbt hätten." Sie nennt ihm *Goethe*, als er zu ihr von den deutschen Werken, welche ihm bekannt sind, spricht. Seine Kritik über diese genannten, das Bild, welches sie ihm von Werther, von der Iphigenia, von Tasso, von der natürlichen Tochter giebt, dienen gleichsam zur Einleitung in eine kritische Übersicht alles Hervorragenden in unserer Literatur, woran sich alle Kritik bey uns erneuen, woher sie die Grundbegriffe entnehmen sollte, von denen sie ausgehen muss, obgleich der *Standpunct*, von welchem der Vf. jene betrachtet, nicht der richtige dafür zu seyn scheint.

Das zweyte Stück des Aufsatzes, welchen er Barbarey der deutschen Literatur überschreibt, wird mit Aufstellung desselben eröffnet. Nach seiner früheren, durch die alte Literatur und die der südlichen Nationen begründeten Bildung, konnte wohl keine andere Definition des Begriffes von *classisch* gegeben werden, als er an die Spitze seines Urtheils über unsere Literatur setzt, die er im Gegensatze zu demselben barbarisch zu nennen sich berechtigt glaubt. Eine Nation, der er eine classische Literatur beymessen will, „muss zuvörderst Autoren besitzen, deren Gehalt (etwas anderes, als Inhalt, Stoff, Gegenstand) einen Verein von allen menschlichen geistigen Kräften in einem hohen Grade, und denselben ausgesprochen in einer schönen und correcten Form darbietet; zweytens aber dieselben nicht als Einzelnheiten, sondern als einen Cyclus von Autoren in aller menschlichen Wissenschaft und Kunst darzeigen können." Diesen Punct haben wir freylich nicht erreicht, und in sofern wollen wir dem Vf. erlauben, uns inzwischen der Barbarey zu beschuldigen, bis eigene Betrachtung und die Ansichten der Gräfin Rosamunde ihm denjenigen aufhellen, welchen er gegen den Schluss des ersten Theils mit so viel Innigkeit als Scharfsinn aufstellt, und von welchem unsere Literatur in einer viel höheren Glorie, als alle übrige, umstrahlet dasteht, von einer Glorie, welche den Deutschen um so höher erfreuet, als ihm ganz deutlich aus dem Gesagten werden muss, dass diess der wahre Gesichtspunct sey, von dem man sie zu betrachten habe.

Die Kritiken über Werther, Iphigenia, Tasso, und die übrigen bedeutendsten Werke *Goethes* dienen theils zur Ergänzung der einzelnen Züge, womit die Gräfin bey dem Schluss der ersten Abtheilung jene Dichtungen schilderte, theils als Vorhalle einer Gallerie, welche die vorzüglichsten deutschen Geistesproducte aller Art umfasst, die einen Cyclus bilden, der Anspruch auf die Benennung classisch machen darf. Wir sagen, einer Gallerie: denn die Geisteswerke, woran wir uns erfreut und erhoben haben, treten uns hier in Bildern entgegen, wodurch sie uns, gleichsam in Personen verwandelt, lebendig, vollkommen deutlich mit ihrem Wesen, ihren Vorzügen und Mängeln erscheinen. Jeder Zug in diesen Bildern ist ein Epigramm, und das Ganze ist mit einer Kraft und Leichtigkeit behandelt, von der kaum eine europäische Literatur ein Beyspiel aufzuweisen hätte. Wir heben zum Beleg die Worte über *Pandorens Wiederkehr* von *Goethe* aus, — „wo man zwischen der rüstigen schaffenden Kraft und der Reflexion, zwischen Munterkeit und Schwermuth, sich alles menschliche Treiben entwickeln, und über demselben die morgenröthliche Elpore aufschweben sieht, das geistigste, anmuthigste Gebilde, das je ein Dichter schuf, selbst Shakespeare und die bildende Kunst der Griechen nicht ausgenommen. Aber im weiteren Gedicht verschwindet auch jene meine Elpore; in der übertriebenen künstlichen Manier vernehmen wir ihren Wiederhall nicht mehr. Es scheint, der Dichter empfand selbst, er habe zu schön angefangen, um sich gleich bleiben zu können, und sey in einige Verdriesslichkeit gefallen, deren er nun durch Überspannung, nun durch Ermattung sich entledigen wollte." Vorzüglich treffend und neu scheint uns demnächst die Ansicht des Freyherrn von *Wielands* Oberon, und von dem Mangel seiner Dichtungen überhaupt. „Es ist keine Darstellung individueller Gestalten darin, also auch keine Menschenschöpfung. Woran hätte ein Zeitgenosse von Hüon und Amanda sie im Gewirr der Ritter und Frauen erkennen sollen, als am unwesentlichen Merkmal ihrer Namen, und an den allgemeinen Zeichen, dass sie jung und schön waren? Ein so langes und blondes Haar, ein gutes Schwert und ein redliches Herz wie Hüon, hatte mancher Rittersmann."

Nachdem dieser zweyte Abschnitt uns die dramatischen, epischen, lyrischen Dichtungen der Deutschen gezeigt hat, denen von prosaischen Schriften Werther allein zugesellt ist, ohne dass der Vf. einen besonderen Grund dafür angäbe: folgen in einer neuen Abtheilung gleichsam der Gallerie unsere vorzüglichsten prosaischen Autoren und Werke. Die Individualität der ersteren, wie sie sich aus den letzteren ergiebt, ist hier mehrentheils statt der Schilderung von diesen aufgestellt, aus dem guten Grunde wahrscheinlich, dass von umfassenden biographischen, historischen, philosophischen Werken nicht füglich Bilder, wie von Dichtungen, gegeben werden können. Der Theil, welcher hier von den philosophischen Schriften handelt, ist vorzüglich reich an neuen Ansichten. Von *Fichtes* Dialektik urtheilt der Vf., dass sie für das feinere Gefühl oft einem Hader ähnlich sehe. „Der grossen metaphysischen Wahrheiten," sagt er S. 106, wie wahr und schön, „mögen schwerlich mehr hervorgebracht werden, als schon das Alterthum kannte. Solcher nothwendigen Schätze hat die Gottheit den Menschen nicht lange wollen entbehren lassen. Auf Form und Geist der Philosophie, nicht auf das System, müssen wir schauen. Denkt an Platon; sein Ruhm ist ewig, und er hat von den grossen Wahrheiten keine neue gesagt."

Der nächste Abschnitt dieser Memoiren, Gestalten aus der politischen und literarischen Welt, handelt vorzüglich von den Männern und Frauen, welche auf

hältnissen der Gräfin. Ihr Charakter entwickelt sich vor uns mit der höchsten Vollendung; ihr Bild wird uns in den mannichfaltigsten Situationen vor Augen gestellt; aber wir wissen nicht, ob sie Wittwe, Frau, Jungfrau sey. Bald erscheint sie für eine Jungfrau zu sehr mit sich aufs Reine, zu welt- und geschäfts-erfahren, bald bricht ein in sich zurückgezogenes, halbscheues Wesen trotz dem Allen hervor, welches nur einer Jungfrau angehört. Als die Franzosen nach der Schlacht bey Jena gegen Berlin vordringen, und die hieher Geflohene auch diesen Ort, ihnen zu entgehen, schnell wieder verläfst: leistet der Freyherr ihr alle Dienste eines Freundes bey der Eile dieser Flucht. Das Verhältnifs der beiden höchst gehaltenen Naturen wird sowohl dadurch, als durch die Stimmung, welche die grofsen politischen Ereignisse herbeygeführt haben, die über alle förmliche Grenze der Verhältnisse hinweghoben, plötzlich vertrauter. Indem er von ihr Abschied nimmt, findet er sie mit allen Geschäften fertig, nur das Packen eines kleinen Koffers ist übrig, in welchen sie jederzeit selbst alles dasjenige zusammenlegt, was durch Liebe und Erinnerung für sie geweiht ist. Sie bittet ihn, ihr dabey behülflich zu seyn, und mit unaussprechlicher Feinheit und Innigkeit enthüllen sich ihm durch die Worte, mit denen sie dieses und jenes ordnet, die Tage ihrer Vergangenheit „gleichsam sichtbarlich." Wir rechnen diese Scene zu den zartesten und gelungensten des ganzen Werkes. Er darf selbst ahnden, dafs auch er vom ersten Augenblick für sie bedeutend war. „Ich bemerkte das dunkelblaue seidene Kleid, sagt er, das sie an dem Tage zu Rom trug, und verhehlte ihr nicht, dafs ich es kannte. In dem Augenblick ward ich gewahr, dafs sie auch mein Manuscript unter die theueren Briefschaften legte." Wie die Leidenschaft zu ihr in der Entfernung wächst, wie der Wunsch der Ehe, der er als einem langweiligen, einförmigen Verhältnifs immer abhold gewesen, durch die Mannichfaltigkeit ihrer Ansichten, den Reichthum ihres Geistes, die ihm aus ihren Briefen immer deutlicher werden, durch die Betrachtung, wie sie, seitdem er sie kannte, allem seinem Thun und Treiben, allen seinen Tagen, gegenwärtig war, erzeugt wird, diefs ist mit einer Wahrheit geschildert, dafs man seine Gefühle in sich selbst zu fühlen, seine Überzeugungen in sich selbst erweckt glaubt. Die Schilderung ihres früheren Lebens, das ihm den Zweifel erweckt, ob sie eine Ehe wolle, klärt uns ihre Erscheinung völlig auf. Nach dreyjähriger Trennung, die ihr Verhältnifs immer mehr gereift und befestigt hat, trifft er sie in Prag. Das freundschaftliche Beysammenleben, das gemeinschaftliche Interesse eines Besitzthums mit ihr, erhöhen die Heftigkeit seiner Leidenschaft, den Wunsch, sie zu besitzen, ohne ihm diese Hoffnung zu nähern. Die Gräfin theilt ihm das Schicksal ihres geheimeren Lebens, eine frühe Leidenschaft mit, welche der Tod getrennt hat, den Entschlufs, sich nie zu vermählen. „Das Schicksal, sagt sie, brach alle meine Liebe plötzlich ab. Mitten unter Schmerzen wurzelte bey mir die Überzeugung, dafs ich Mutter, Bruder und den Geliebten verlieren konnte und fortleben, dafs ich diefs nicht vermöchte, wenn der Geliebte durch Bande der Ehe mir Alles in Allem, einerley mit meinem Seyn geworden wäre, und mir dann durch den Tod in der Kraft des Lebens entrissen würde. Ich fürchte das Glück der Ehe. Auch könnte ich nicht ohne Leidenschaft mich auf immer mit einem Manne verbinden; und Leidenschaft soll nicht wieder in mir aufkommen; sie lähmt die Freyheit des Geistes."

Die Spannung, welche dieses Geständnifs in das Verhältnifs der Freunde bringt, der Schmerz und die Gewalt der Leidenschaft in der Brust des ruhigen, nicht mehr ganz jungen, eher kalten und reflectirenden Mannes, füllen die vorletzten Bogen dieses ersten Theils. Beym Betrachten von Zeichnungen entdeckt er eine Zeichnung des verstorbenen Geliebten der Gräfin; ihr folgt eine andere von ihr selbst, Spuren von Thränen auf dem Papier, er erkennt einen Kirchhof bey Mayland, ihr Schmerz, der ungemäfsigt hervorbricht, verräth ihm, dafs das Grab von jenem vorgestellt sey, dafs hinter den angegebenen Gründen Rosamundens wider die Ehe die frühere Leidenschaft im Verborgenen laure. Auch sie selbst wird in demselben Augenblicke sich dessen bewufst; allein in dem Briefe, welchen sie dem Freyherrn hierüber schreibt, drückt sich ihr unbewufst eben so stark die neue Leidenschaft für ihn aus. Unmittelbar darauf wird er durch einen Befehl seines Hofes von Prag, von ihr weggerufen. Bey dieser Nachricht, in der Stunde ihres Abschiedes, der ersten ihres Wiedersehens nach jener Scene, verräth sich ihm diese Leidenschaft auf das überzeugendste, er umschlingt sie mit den Worten: „Täusche dich nicht mehr, du bist wahrhaftig mein!" So schliefst der erste Theil, und das Verhältnifs wird unseren Augen auf dem Puncte entzogen, wo wir auf dessen weitere Entwickelung am gespanntesten sind. Vergebens hofften wir sie in dem zweyten Theil dieser Memoiren anzutreffen. Er scheint wiederum so wenig zu dem ersten zu gehören, als der zweyte Abschnitt von diesem mit dem ersten in Verbindung schien. Aus der Art, wie dieses gleichwohl dort der Fall, und aus einzelnen Andeutungen, die dem Leser von Feinheit nicht entgehen werden, deren Auseinandersetzung uns hier aber zu weit führt, möchten wir schliefsen und hoffen, dafs der dritte, bis jetzt noch nicht erschienene Theil einen Zusammenhang zwischen beiden enthüllte. Geschieht diefs nicht: so ist es ein wesentlicher Mangel in der Composition des Werkes.

Der zweyte Theil ist es vorzüglich, welcher uns Veranlassung gab, diese Memoiren mit *Thümmels* Reisen in das mittägliche Frankreich zu vergleichen. So wie in dem ersten die Literatur überall durchspielt, und die Verhältnisse begründet und fortführt: so geschieht diefs hier durch diplomatisches Leben und Treiben. Schon hieraus ergiebt sich, dafs sein Charakter wesentlich von dem des ersten verschieden ist.

Intrigue; Studium und Behandlung von Charakteren, Witz und Spott, Leidenschaft und glühender Wollustsinn, und ihre geheimen Triebfedern bewegen das gesellschaftliche Leben der höheren Stände, welches mit ungemeiner Wahrheit und Zierlichkeit dargestellt ist. Der Freyherr, die Gräfin Rosamunde sind ganz von dem Schauplatz verschwunden. Jener erzählt die Liebesgeschichte des Marquis von L., eines phantasievollen geistreichen Italiäners, und die seines Gesandschaftsrathes, eines verschlossenen, pedantischen, verschlagenen und doch deutsch redlichen Geschäftsmannes, wie beide sie ihm und zwey anderen Freunden, zwey Abbés, bey vertrauten Abendzusammenkünften mitgetheilt haben. Die Schilderung dieser beiden Abbés, ihre Ähnlichkeit („dieselben Gedanken kamen ihnen stets zu gleicher Zeit; bey aller Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, schienen sie wie durch einen Mechanismus gebunden, immer einerley Bewegung zu machen, und auch nicht ein einziges Mal hab ich bemerkt, dass der eine nur eine Secunde früher als der andere sich zu Tisch gesetzt, oder von Tisch erhoben hätte"), ihr Witz, der immer zwischen der Erzählung des Gesandschaftsraths durchschlägt, sind von der höchsten Originalität und aus dem Leben selbst, besonders dem in den südlichen Ländern, woher sie stammen.

Schon durch die bezeichneten Charaktere des Marquis und des Gesandschaftsrathes ergiebt sich, dass die Art, wie sie die Geschäfte treiben, wie die Liebe sich bey ihnen zu denselben gesellt, und Frauen darauf einwirken, ganz entgegengesetzt seyn muss. Wirklich sind ihre Abentheuer die äussersten Contraste, und diese, nebst dem Contrast zwischen dem italiänischen und deutschen Charakter überhaupt, gehen durch den ganzen Theil.

Der Marquis hat den Auftrag, einen Handelstractat abzuschliessen, wobey sein Hof sich so vortheilhafte Dinge ausbedungen, und der Gegentheil so wenig Gewinn hatte, dass er mit Widerwillen und Scheu die Eröffnungen anfing. Er späht zuerst den Charakter des alten Premierministers aus, mit dem er das Geschäft betreiben soll, und findet einen alten, verworrenen, pedantischen, hoffährtigen, eitlen, lebhaften und dabey, wo es auf Vortheil seines Herrn oder eigenen ankömmt, zähen Geschäftsmann. Der Versuch, seiner Eitelkeit den Tractat abzugewinnen, scheitert; er gewinnt den Alten für sich zwar, doch nicht für seinen Endzweck. Schon verzweifelt er an irgend einem Erfolg, als die Nichte des Ministers, Gräfin Agnes, eine sehr junge reiche Wittwe vom Lande, in das Haus ihres Oheims kommt: ein weiblicher Charakter von dem allergenialischesten Umfange, der alle Stufen des regen weiblichen Vermögens von kindlicher, eitler Tändeley bis zum höchsten Ernst der Freyheit und des Willens vor uns entwickelt. Der Marquis hat die heftigste Leidenschaft zu ihr gefasst, als er hört, dass der Fürst in sie verliebt sey, und dass die Gräfin alle Bewerber abweise, wohl in keiner anderen Absicht, als nach dem Tode der Fürstin, welche wahrscheinlich in Kurzem der Auszehrung erliegen wird, bey ihrem Reichthum, ihrem alten reichsständischen Adel, die Gemahlin desselben zu werden. Die Schilderung, wie er sie im Garten belauscht, seine Eifersucht auf den Fürsten, die Art, wie sich dieselbe löst, die beginnende Neigung der Gräfin zu ihm, ihre Äusserungen über Personen, Kunst und Liebe, die Eifersucht des Fürsten, woran sein ganzes Geschäft zu scheitern droht, die List, womit er ihr begegnet, der Antheil, den die Gräfin daran nimmt, der Einfluss, den jenes Geschäft und die Liebe des Fürsten auf ihr Verhältniss haben, die Klugheit, womit sie dasselbe eben durch die Liebe, woran es zu scheitern droht, zu Stande bringen, diese Erzählung voll Innigkeit, Feinheit, Wollust, Ironie und Leben lässt sich durch keinen Auszug beschreiben. Sie ist ein Gewebe von Zügen, deren buntes Farbenspiel so durch einander schillert, dass keiner als Beyspiel hervorzuheben ist.

Schon während derselben tritt der Gesandschaftsrath ein, der Einzige, der sie unterbricht, durch Schrecken über Unvorsichtigkeiten des Marquis, welche seinem Geschäfte nachtheilig werden können, durch Staunen und missbilligende Bedenklichkeit, als er hört, ein Memoire, welches der Marquis in jener Angelegenheit übersandt hat, und das angehenden Diplomatikern als Muster von Exposition vorgelegt wird, sey von der Gräfin geschrieben. Beym Schluss bemerkt er, dass die Liebe ihn bey seinen diplomatischen Unterhandlungen nie *so* unterstützt habe. „Diess *so* fassten die Abbés zugleich mit lustiger Miene auf, und beide schossen zugleich spottreiche Blicke, heitere Witzfragen auf den förmlichen Mann ab." „Also doch unterstützt von Liebeshändeln in Ihren diplomatischen Feldzügen? Lieber Gesandschaftsrath, wir müssen sie siegreich bey den Damen sehen, wie als Politiker; heraus mit einem solchen Liebesabentheuer." Die Vorstellung, wie der Gesandte ihm mit dem Beyspiel der Offenheit vorangegangen sey, überwindet die Weigerung des Gesandschaftsrathes; er macht seinem Gesandten, der, in Erinnerungen versunken, gar nicht darauf hört, eigentlich die Honneurs mit seiner Erzählung.

„Den Ort, hebt er an, wo ich mich in die Liebe einliess, kann ich Ihnen nicht nennen, auch nicht den Souverän, bey welchem ich beglaubigt war. Wir wissen, fielen die Abbés ein, es war der Mondkaiser." Auf diese und ähnliche Art unterbrechen sie während des ganzen Verfolgs seine Erzählung, und ihre Einfälle fallen wie Reflexe in einem Gemälde immer vorzüglich auf das Komischcharakteristische derselben, und heben seine Individualität höchst lebhaft vor. Doch der Erzähler selbst auch unterbricht sich durch Bemerkungen über das diplomatische Geschäft, die jeder Diplomat mit Erfolg beherzigen wird: z. B. die, dass man, je öfter man die Chiffer braucht, um so leichter es dem diplomatischen Feinde macht, auf die Spur der Geheimnisse seines Gegners zu kommen; dass der Diplomatiker seine einzelnen Vorstellungen

nicht bestimmt aussprechen solle, weil er leicht durch eine die andere verrathe, sondern ihr Ganzes als ein Gewebe sehen lassen und betrachten müsse u. s. w.

Das Geschäft, welches dem Gesandschaftsrath aufgetragen ist, besteht darin, geheime Stipulationen von zwey entscheidenden Mächten, bey einem allgemeinen europäischen Geschäft entworfen, zu entdecken, die dem Hofe, welchem er dient, nicht erspriesslich seyn sollen. Derselbe will sie vor der Ratificirung kennen, um die ihm nachtheiligen Puncte zu hintertreiben. Vergebens bemüht sich der Rath. „Mein Zustand war verzweiflungsvoll. Ich darf sagen, mein Herr war mir gnädig, unser Minister lobte noch in der letzten Depeche meine Gewandtheit und Application, und wenn ich nun nichts entdeckte. — Doch, meine Herrn, was war Ungnade des Hofes und des Ministers gegen den Schaden, der meinem Vaterlande drohte, und den ich wahrscheinlich abwenden konnte, wenn ich so glücklich und durchdringend als dienstfertig und redlich war." In dieser Noth, deren Steigerung er höchst trocken komisch beschreibt, gedenkt er sich durch das schöne Geschlecht zu zerstreuen, und besucht die Vorleserin oder Gesellschafterin von der Gemahlin des Cabinetsministers, eine alte Jungfer, die er wegen ihrer französischen Herkunft und Bildung verehrt, und vernachlässiget hat, weil sie aus Gefälligkeit gegen einen ihm verdriesslichen deutschen schönen Geist im diplomatischen Corps sich zur Verehrung der deutschen Tragiker zu bekehren geschienen. In seiner Noth und Pein verliebt er sich jetzt in dieselbe, jedoch ohne jener über die Liebe, noch der List dabey zu vergessen. Er merkt bey ihren Gesprächen, dass die Dame Lust bezeigt, ihn in Hymens Fesseln zu schlagen, und zugleich, dass sie den geheimen Papieren des Ministers nachspähe. Sich zu verheirathen, hat er keine Neigung, da die Ehe, nach seiner Ansicht, sich nicht mit der Virtuosität im diplomatischen Berufe verträgt; doch durch die Hoffnung auf eine Verbindung mit ihm die Dame zu bewegen, nach der gewünschten geheimen Stipulation unter den Papieren des Ministers zu suchen, und dieselben durch sie erhalten, ohne dabey in das Garn des Ehestandes gefangen zu werden, wird trotz der Liebe die Aufgabe seiner List. Wie er diess vollendet, der Moment, als er durch seine Dame in das geheime Cabinet des Ministers geführt wird, das Erschlaffen seiner Leidenschaft zu ihr, sobald er das ersehnte Papier erhalten hat, und doch die Lüsternheit nach den übrigen geheimen Schätzen des Cabinets; sein Benehmen, wie die Dame merkt, dass er keine Neigung zur Ehe mit ihr habe, und Gegenmachinationen anspinnt; seine Angst, seine Verzweiflung, der endliche Triumph seiner List über die ihrige; sein Entzücken, das Missverständniss, wozu jener Sieg Anlass wird, und die Rechtlichkeit halb des individuellen, halb des National-Charakters, welche ihm bey aller Intrigue beywohnt, vollenden das komische Gemälde.

Ihm schliesst sich an das zweyte Stück dieses Theils, *Gräfin Agnes*, welches die Fortsetzung von der Geschichte der Leidenschaft des Marquis enthält. In dem Augenblick, als dieser seinen Handelstraktat abgeschlossen sieht, und das höchste Glück der Liebe in den Armen der Gräfin genossen hat, erfährt er den Tod der Fürstin. Dieses Ereigniss unterwirft das freye Verhältniss seiner Liebe neuem Zwange. Beide müssen es verhehlen, damit die Eifersucht den Fürsten nicht reize, seine Absicht einer Vermählung mit Agnes, über die sie nicht zweifelhaft ist, früher gegen ihren Oheim zu äussern, und nach Vollendung seines Geschäftes auf die Rückberufung des Marquis zu dringen. Eine rasche Vermählung mit diesem würde über diess alles hinausgehoben haben: allein er wagt nicht den Wunsch zu äussern, weil aller Vortheil derselben auf seiner Seite gewesen wäre, und weil die Gräfin denselben Widerwillen gegen die Ehe als Rosamunde, wenn schon aus einem ganz anderen Grunde, hegt. Sehr schön äussert sie diesen in den ersten Gesprächen gegen den Marquis bey Veranlassung des Schicksals der Thekla in *Schillers* Wallenstein. „Ich ahne, wie eine Liebe das Leben verschlingen, veröden kann. Solche Liebe, geben Sie ihr alles äussere Glück, den sicheren Besitz des Geliebten, muss das irdische Daseyn verzehren: ihre Flamme verträgt sich nicht lange mit demselben. Ich denke mir nichts greulicheres, als mit dem Manne vermählt zu seyn, welchen ich so liebte; durch die tägliche Bemerkung seiner Schwächen, durch die kleinen niedrigen Verhältnisse, die von dem engen, immer dauernden Zusammenleben nicht zu trennen sind, sein schönes Bild immermehr zu zerstören."

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Voss: *Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens.* Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Herausgegeben von D. *C. W. Spieker.* Zweyte rechtmässige, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 1815. XVI u. 374 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1814. No. 71.)

Leipzig, b. Hinrichs: *Zweytes Buch für Kinder zur Begründung ihrer Kenntnisse von der Welt, dem Menschen und der Natur nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen entworfen* von *Ernst Hold.* Zweyte Ausgabe. Mit schwarzen Kupfern und Charten auf 13 Tafeln. 1815. IV u. 207 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG und LEIPZIG, im deutschen Museum: *Memoiren des Freyherrn von S – a*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Überdiess hegt der Marquis einen Argwohn in seiner Brust, ob das liebevolle, aber dringende Ablehnen, womit sie früher jederzeit ohne weitere Äusserung ihn abgewiesen, wenn er den Wunsch mit ihr vermählt zu werden ausgedrückt, nur aus dieser Ansicht, und nicht aus der geheimen Absicht herrühre, sich für die Bewerbung des Fürsten frey zu erhalten. Dieser Argwohn schwindet endlich ganz vor der Wahrheit und Aufrichtigkeit ihrer Liebe. Indessen rechnen wir der Gräfin nicht so hoch an, als der Marquis, dass sie gar keine Empfindlichkeit, nur Schmerz in seiner Seele durch seine Eifersucht fühlt: denn die Heftigkeit seiner Leidenschaft im Anfange geht, wie diess bey seelenvollen Italiänern so oft der Fall ist, wie bey Petrarca und Alfieri, in die allerzärtlichste, anspruchloseste Hingebung über. Er fürchtet mit ihr nichts als den Kampf und Verdruss, wenn der Fürst sich gegen den Oheim erklärt, und der eitle alte Mann seinen Antrag, den sie fest entschlossen ist abzulehnen, mit Entzücken angenommen hat. Diess zu hintertreiben, will er ihn selbst zuerst auf die Leidenschaft des Fürsten für die Gräfin aufmerksam machen, und ihn warnen, durch eine zu schnelle Einwilligung in desselben Bewerben seinem alten Adel, der dem des fürstlichen Hauses nicht nachstehe, etwas zu vergeben.

Man kann ihn und die Gräfin bey der Art, wie sie sich in ihren Verhältnissen benehmen, und ihre Neigungen und Ansichten dabey durchsetzen, von Lust an der Intrigue nicht frey sprechen. Aber wer die Welt kennt, dem wird die Bemerkung einfallen, dass alle ausgezeichneten Menschen in ihr einigermassen davon besessen sind; und diess wird der Fall bleiben, so lange die Verhältnisse durch allerley Menschen gebildet werden. Wer kann dem Klugen zumuthen, so damit begnügt zu seyn, wie der Dumme sie schafft, und wie kann er sie ändern, da das Faustrecht doch wohl nicht gelten soll, als durch Intrigue? Dem Diplomaten ist diess ausserdem Aufgabe seines Geschäftes. Allein sehr fein unterscheidet sich auch hier der italiänische Charakter durch eine viel grössere Freyheit und Gewandtheit in der List von dem deutschen, so wahr und treu er in der Liebe ist. Durch des Ministers Redlichkeit in seinen Dienstverhältnissen wird die List und Feinheit des ihn soweit übersehenden Marquis auf das überraschendste beschämt. Alle seine Machinationen zeigen sich als unnütz. Der Minister fühlt zu treu für den Ruhm seines regierenden Hauses und seines Ministeriums, dass er je in eine Heirath des Fürsten willigen möchte, welche beide herunterbrächte. Er hat im Gegentheil schon Eröffnungen zu einer Vermählung seines Herrn mit einer Prinzessin aus einem grösseren Geschlechte vorbereitet, und beabsichtigt für sich und seine Nichte nichts, als den Marquis sich zum Nachfolger und ihr zum Gemahl zu geben. Die Achtung, welche diese Gesinnung in dem Marquis erweckt, das Behagen des Alten an ihr, und an der Leidenschaft der Liebenden, geben dem Verhältniss eine höchst innige, anmuthige Wendung. Aller Frieden der Häuslichkeit athmet aus der Beschreibung des Abends, welchen der Minister allein mit seiner Nichte und dem Marquis in ihren Zimmern hinbringt. Sein Wunsch, beide vermählt zu sehen, bleibt aber zu seinem höchsten Verdruss und Staunen unerfüllt. Agnes will ihren Widerwillen gegen die Ehe der Liebe aufopfern; allein ihr Gemahl soll frey von aller Unterthänigkeit des Staatsdienstes, die sie hasst, mit ihr leben. Der Marquis dagegen liebt den Dienst, hat kein Vermögen, ohne denselben zu bestehen, und verabscheut den Gedanken, von dem Vermögen seiner Frau zu leben. „Könnte ich Dir ein grosses Erbthum zu Füssen legen: so legte ich meine Staatsdienste dabey hin. Nun müssen mir diese dazu dienen, den Glanz meiner Ahnen zu erhalten." „Und wolltest Du dazu nicht meinen Reichthum brauchen? fragte sie bewegt. Dass Du ihn als mein Gemahl dazu brauchen würdest, siehe, die Freude könnte mich zur Ehe bewegen, wenn nicht meine übrige Furcht wäre." „Du verkennst mich, entgegnete ich mit etwas stärkerem Tone; nimmermehr kann ein edler Mann sich und seinen Namen durch das Vermögen seiner Frau aufrecht halten. Auch in der feurigsten Liebe, auch in der Liebe zu Dir würde mich eine Demüthigung der Art stets von Neuem drücken."

Dieser Zwiespalt der Liebenden wird nicht gelöset, und der Marquis ganz auf dieselbe Art, wie im vorigen Theil der Freyherr von Rosamunden, durch einen Auftrag seines Hofes plötzlich von Agnes hinweggerissen. Wir sehen in dieser zwiefachen Ähnlichkeit der Ansicht beider Frauen von der Ehe, und in der Art, wie beide Verhältnisse zerschnitten werden, die vorzüglichste der erwähnten Andeutungen, dass

im dritten Theil beide Verhältnisse im Zusammenhang erscheinen und gelöst werden sollen. Geschähe es nicht: so wäre es, wie gesagt, ein großer Mangel des Werkes. Die gegen die Ehe bisher angeführten Gründe sind bloß individuell, und beruhen selbst als solche nicht in der Nothwendigkeit der Charaktere, aus denen sie hervorgegangen, sondern sind vielmehr durch ihre Verhältnisse erzeugt. Außerdem ist bisher kein einziger zur Vertheidigung dieses moralisch heiligen und bürgerlich ehrwürdigen Verhältnisses gesagt, und als kein anderes kann es dem trefflichen Herzen und dem scharfen, gemäßigten Verstande des Freyherrn *v. S—a* erscheinen. Seine Ansichten sind höchst frey, allein streng sittlich und voll Ehrfurcht gegen Geist und Sinn der bürgerlichen Verhältnisse.

v. Klg.

GESCHICHTE.

DARMSTADT, in Commiss. b. Heyer u. Leske: *Historisch - topographisch - statistische Beschreibung des Fürstenthums (?) Lorsch, oder Kirchengeschichte des Oberrheingaues, Geschichte und Statistik des Klosters und Fürstenthums (?) Lorsch, nebst einer historischen Topographie der Ämter Heppenheim, Bensheim, Lorsch, Fürth, Gernsheim, Hirschhorn u. a. m.* Mit einem Urkundenbuche, Kupferstichen und Steinabdrücken. Verfaßt und herausgegeben von *Conrad Dahl*, Stadtpfarrer zu Gernsheim und des bergsträßer Landcapitels Kämmerer. 1812. 296 S. Geschichte, und 267 S. das Urkundenbuch. 4. (4 Rthlr. 21 Gr.)

Dieses Werk behauptet in der Reihe der neueren Länderbeschreibungen, zumal was die Aufklärung der Geschichte und Verfassung des Mittelalters betrifft, eine der vorzüglichsten Stellen. Das ehemalige Kloster Lorsch, dessen Besitzungen im J. 1803 größtentheils dem landgräflich hessen-darmstädtischen Hause zur Entschädigung eingeräumt wurden, gehört unstreitig unter die ältesten und reichsten Stiftungen Deutschlands, und obgleich der bekannte *Codex Traditionum Laurish.* einen Reichthum von Urkunden enthält, die über den Umfang dieses Klosters ungemein viel Licht verbreiten: so hat sich jedoch noch Keiner gefunden, der diese Materialien zur Bearbeitung einer vollständigen Geschichte desselben benutzte. Dem Vf. ist es gelungen, diese Lücke auszufüllen, und er kann um so mehr auf den Dank des historischen Publicums Anspruch machen, da er seine Angaben überall aus ächten Quellen geschöpft, und dabey noch manche wichtige Urkunde zu Tage gefördert hat, die auf die Erweiterung der Geschichts- und Länder-Kunde, und auf die genealogische Kenntniss einiger, im Oberrheingau ansässig gewesener Herrnfamilien bedeutenden Einfluss haben.

Das Werk zerfällt in *drey Abtheilungen*, von welchen die *erste* die älteste Kirchengeschichte des Oberrheingaues, worin das Kloster Lorsch lag, abhandelt, und den kirchlichen Zustand, besonders in Hinsicht der Diöcesan-Verfassung, sehr umständlich aus einander setzt. Dieser Gau gehörte zu dem Archidiakonatsbezirk des Collegiatstiftes St. Victor zu Mainz, dessen Gerichtsbezirk sich auch jenseits des Rheins über einen Theil des Wormsgaues erstreckte. Die dortigen Pröbste, als Archidiakonen, verwalteten im Namen des Erzbischofs nicht nur die geistliche Gewalt, sondern schlichteten auch weltliche Händel, in besonderen Gerichten, die man unter dem Namen *Sendgericht* kennen lernt, von dessen Einrichtung und Missbräuchen der Vf. ausführliche Nachrichten mittheilt. — Die *zweyte Abtheilung* enthält eigentlich die Geschichte des Klosters Lorsch von seiner Gründung an bis zu den Zeiten des dreyssigjährigen Krieges, wo es im J. 1621 durch Unvorsichtigkeit der Spanier ein Raub der Flammen wurde. Die Schicksale, welche dasselbe in diesem Zeitraum getroffen haben, werden in *drey Hauptstücken* nach chronologischer Ordnung vorgetragen, auch die Äbte und Pröbste namhaft gemacht, die dem Kloster vorgestanden haben. Das 1 *Hauptstück* beginnt mit dessen Stiftung vom J. 764, und geht bis zum J. 1232, wo es an das Erzstift Mainz kam. In dieser Periode erwarb es sich, durch wohlthätige Gesinnungen der Grofsen, einen beträchtlichen Reichthum von Gütern und Gefällen, erhielt von den deutschen Kaisern und Königen wichtige Privilegien, und machte eine für sich selbst bestehende Abtey aus, die allein vom Reichsoberhaupte abhängig war. Zwar suchte Erzbischof Adelbert zu Bremen den König Heinrich IV. zu bewegen, ihm die Abtey Lorsch, als ein Geschenk, zu übergeben; aber die Mönche sowohl als die Lehenleute des Klosters widersetzten sich diesem Verfahren mit grossem Nachdruck, erbaueten 1064 die Veste Starkenburg, und vereitelten durch ihren kräftigen Widerstand die eigennützigen Plane Adelberts. — Die verschwenderische Regierung Abt Conrads, der Verfall der klösterlichen Zucht, und die innere Zerrüttung der Abtey veranlassten endlich den Kaiser Friedrich II., sie mit allen Rechten und Gütern im J. 1232 dem Erzbischof Sifried zu Mainz zu übergeben. Von der Zeit an wurde das Kloster Lorsch, nach dem Inhalt des 2 *Hauptstücks*, eine Besitzung des dortigen Erzstifts, welches nun eine ganz neue Ordnung der Dinge einführte, die unruhigen Benedictiner-Mönche entfernte, und es mit Cistercienser-, nachher aber (1248) mit Prämonstratenser-Mönchen, unter der Aufsicht eines Probstes, besetzte. Inzwischen war Pfalzgraf Otto mit rechtlichen Ansprüchen an den lorscher Besitzungen aus dem Grunde aufgetreten, weil ihm die Schutzvogtey über das Kloster zuständig war, die ihm durch die Schenkung desselben an Mainz nicht entzogen werden könne. Doch kam die Sache 1239 und 1247 zweymal zum Vergleich, wodurch dem Pfalzgrafen zwar die Obervogtey über das Kloster, dem Erzstifte hingegen die Güter ungetheilt überlassen wurden. Die darüber vorhandene Urkunde, welche der Vf. zum ersten Mal mittheilt, berichtiget die Angabe *Widders*, der in seiner Beschreibung der Pfalz irrig behauptet, dass die lorscher Güter 1232 zwischen Mainz und dem Pfalz-

grafen getheilt worden wären. — Neben der ferneren Geschichte dieses Klosters findet man manche, aus Urkunden und Originalacten gezogene Nachrichten, welche auf die staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Kurpfalz und Kurmainz Bezug haben, und über verschiedene neuere Angelegenheiten in der Bergstrase manche Aufklärungen enthalten. Das 3 *Hauptstück* erläutert die Geschichte der, mit dem Kloster Lorsch verbunden gewesenen Probsteyen, Altmünster, Heiligenberg, Michelstadt, Steinbach, Abrahamsberg, Neuburg und Handschuchsheim, von deren Stiftungen und sonstigen Schicksalen hier das Nöthige in zweckmäsiger Kürze vorgetragen wird.

Die *dritte Abtheilung*, welche den grösten Theil des Werks ausmacht, beschäftiget sich mit der älteren und neueren Topographie und Statistik der lorscher Güter. Unter jener versteht der Vf. die Kenntniss der ältesten Besitzungen, die es durch Schenkungen von Kaisern, Königen, fürstlichen Personen u. s. w. erhalten hat, und dann die Staatsverfassung, die hier im Mittelalter Statt fand. Die Güter, welche das Kloster in mehreren hier namhaft gemachten Gauen nach und nach erworben hatte, werden aus dem *Codice tradit. Laurishamensium* und anderen Urkunden-Sammlungen angezeigt, und zugleich manche Data geliefert, welche die Lage und Grenzen der vormaligen Gaubezirke aufklären, und die Geographie des Mittelalters in ein näheres Licht setzen. Eben so lehrreich für die Kenntniss jener Zeiten sind (S. 124 f.) die Nachrichten von den Gutsbesitzern, eingehörigen Leuten und Huben-Gütern, die in Hinsicht ihrer Verschiedenheit, Abgaben und Dienstleistungen ausführlich beschrieben werden. Die Hubengüter, deren das Kloster über 2000 inne hatte, bestanden in einem geschlossenen Bezirk, waren aber in Ansehung der Morgenzahl sehr verschieden, und wurden theils in eigenem Bau gehalten und durch Frohndienste gebaut, theils an freye oder dienstbare Leute des Klosters, gegen gewisse Abgaben und Dienstleistungen, erblich oder auf gewisse Zeit verliehen. Daher die verschiedenen Benennungen, unter welchen dergleichen Güter in den Urkunden vorkommen. Die erste Gattung hiessen *Hubae Dominicales*, auch *Salicae* (Salgüter); die zweyte wurden *Hubae ingenuales* genannt, wenn die Besitzer freye Leute waren; die dritte *Serviles*, wenn dienstbare Leute (*Servi*, *Lidi*, *Lidones*) solche im Besitz hatten. Hierauf beschreibt der Vf. die mancherley Abgaben und Dienstleistungen, die auf den Gütern hafteten. So mussten z. B. die Mägde und zwar jede ein *Camisile*, d. i. ein Stück leinen Tuch 60 Ellen lang und 5 (?) Ellen breit, weben, oder auch ein *Sancile*, d. i. ein Stück wollen Tuch 10 Ellen lang und 4 Ellen breit, verfertigen. — Den Ausdruck *parafredum* (S. 125) würden wir nicht für ein *Laufpferd*, sondern für Leistung der Vorspanne erklären, wozu die freyen Leute verbunden waren. (*Capitul. Reg. Fr. ap. Baluz. I. p.* 550 — *ut ad subvectionem eorum* (*sc. Missorum*) *veredos donent.* —) Von den Hubengütern unterscheiden sich die *Mansi*, deren Verschiedenheit aus den lorscher Urkunden hier sehr gründlich erläutert, und sodann von der alten Gerichtsform und den lorscher Klostervögten, so wie von den Vasallen und Burgmännern ausführliche Nachrichten ertheilt werden. Der Vf. beschliesst diese Abhandlung mit einem Verzeichnisse der vorzüglichsten lorscher Vasallen und Ministerialen, die seit dem 8ten Jahrhundert in Urkunden vorkommen. Unter selbigen erscheinen die Grafen von Kalwe, von Katzenellenbogen und von Henneberg, die Dynasten von Bikenbach und Münzenberg, die Schenken von Erbach, und noch viele andere Herren des hohen und niederen Adels, die mit dem Kloster in Lehns- und Dienst-Verband standen, und von demselben bedeutende Güter und Rechte zu Lehen trugen. Die diplomatische Gründlichkeit, womit der Vf. auch diesen Theil der Geschichte behandelt, ist um so verdienstlicher, da sie zugleich über die Geschlechtskunde vieler Familien des Mittelalters und über ihre Besitzungen und bürgerlichen Verhältnisse ungemein viel Licht verbreitet.

Die *neue* Topographie und Statistik des Klosters Lorsch zerfällt wieder in zwey Theile, von welchen der erste die Beschreibung derjenigen Ämter enthält, welche vom Kloster Lorsch an Mainz, und zuletzt im J. 1802 an Hessen-Darmstadt gekommen sind. Im zweyten Theile hingegen werden diejenigen Ämter beschrieben, die zwar das Erzstift Mainz von gedachtem Kloster erhalten hat, die aber nicht an das grossherzoglich hessische Haus übergingen. Zufolge dieser Unterabtheilung enthält der erste Theil die Topographie des vormaligen Oberamtes *Starkenburg*, oder der späterhin daraus entstandenen Ämter *Heppenheim*, *Bensheim*, *Lorsch* und *Fürth*, ingleichen der zwey Ämter *Gernsheim* und *Hirschhorn*, sammt den dazu gehörigen Städten, Marktflecken und Dörfern. Die Genauigkeit, womit der Vf. dabey zu Werke geht, verdient als Muster zu Länderbeschreibungen empfohlen zu werden. Bey jedem Amte schickt er eine kurze Geschichte desselben voraus, giebt sodann von der physischen Beschaffenheit, Justiz- und Kirchen-Verfassung und sonstigen Merkwürdigkeiten befriedigende Nachrichten, und lässt keinen Gegenstand unberührt, der nur irgend auf historische und statistische Kenntniss des Landes Bezug haben kann. Das Oberamt *Starkenburg* liegt an der Bergstrase und zum Theil im Odenwalde: es beträgt 6 □ Meilen, und gehört unter die fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Dem Landmann bleibt ein beträchtlicher Überschuss von Früchten zum Handel übrig, und nur allein die Stadt Heppenheim, die in mittleren Jahren bey 9500 Malter Getreide baut, erübriget, nach Abzug der Consumtion und der Saatfrucht, an 1400 Malter zum Verkauf. Auch der Obstbau macht einen Hauptnahrungszweig der Einwohner aus. Die Weinberge, von welchen jährlich 1500 Fuder Wein gewonnen werden, sind mit Mandelbäumen durchsäet, und die Landstrasen und Wege allenthalben mit Nuss- und anderen Obstbäumen besetzt, daher mehrere Geographen diese Gegend das Paradies von Deutschland nennen. Einer der vorzüglichsten Berge ist der *Melibocus* (Malschen-

berg), dessen Namen man irrig von *Malstat* herleitet, weil in der Vorzeit die Landgerichte nie auf so hohen Bergen gehalten wurden. Was der Vf. (S. 170) von den Alterthümern und sonstigen Merkwürdigkeiten an der Bergstrasse beybringt, ist besonders für den Alterthums- und Natur-Forscher interessant. Dahin gehören mehrere Denkmäler, die den Aufenthalt der Römer an der Bergstrasse beweisen, die Riesensäule auf dem Felsberge und das sogenannte steinerne Meer am Abhange dieses Bergs, welches in einer ungeheueren Masse von grossen und kleinen Granitstücken besteht, die im Wasser auf einander gethürmt sind, und gleichsam künstliche Felsen bilden. Hierauf erläutert Hr. *D.* die Justiz und bürgerliche Verfassung des Oberamtes, und geht zur Beschreibung der einzelnen Ämter über, die vormals Bestandtheile desselben waren. In dem Amte *Heppenheim*, welches neben der Stadt 25 Dörfer und 8395 Seelen enthält, liegt das alte Schloss *Starkenburg*, welches im Jahr 1064 von dem lorscher Abt Ulrich gegen die Zudringlichkeiten des Erzbischofs Adelbert zu Bremen erbauet und mit Burggrafen besetzt wurde. Erst in der zweyten Hälfte des 18ten Jahrhunderts liess Kurmainz die Festungswerke schleifen. Eine Ansicht der Ruinen zeigt der dem Titelblatte beygefügte Kupferstich. Merkwürdig ist, dass von dieser alten Veste jetzo eine, zum Grossherzogthum Hessen gehörige Provinz mit dem Namen des *Fürstenthums Starkenburg* belegt worden ist. Mit der Beschreibung des Amtes *Hirschhorn* verbindet der Vf. eine, aus ungedruckten Urkunden geschöpfte, genealogische Geschichte der Herrn von *Hirschhorn*, deren Stammglieder (S. 265) seit dem 13ten Jahrhundert namentlich, und mit Bemerkung ihrer bürgerlichen Verhältnisse, aufgeführt werden. Als dieses Geschlecht im J. 1585 ausstarb, erlitten dessen beträchtliche Besitzungen, von welchen sich S. 274 ein Verzeichniss findet, eine gänzliche Zerstückelung, indem die Allodialgüter an die weiblichen Verwandten fielen, die Lehengüter aber von Kurmainz, als Lehnherrn, eingezogen wurden.

Mit weniger Ausführlichkeit beschreibt Hr. *D.* die mainzischen Ämter *Schauenburg*, *Fürstenau* und *König* (in der Graffschaft Erbach), das Amt *Birkenau*, das Amt *Brumt* (im Elsass) und die bikenbachischen und andere Lehnstücke. Die darüber mitgetheilten Nachrichten sind jedoch mehr historisch, als topographisch und statistisch; auch die im Urkundenbuche (S. 163 f.) befindlichen statistischen Tabellen übergehen diese Ämter ganz mit Stillschweigen. Woher dieser Mangel und die so ungleiche Bearbeitung eines so verdienstlichen Werks entstanden, darüber hat uns der Vf. in der Vorrede keinen Aufschluss gegeben.

Das beygefügte Urkunden-Buch zur Geschichte und Topographie des Fürstenthums [Klosters] Lorsch ist in 10 *Hefte* abgetheilt, deren jeder eine gewisse Anzahl von Urkunden und sonstigen Beylagen in sich fasst. Diese Einrichtung müssen wir um so mehr missbilligen, weil dadurch dem Leser das Aufsuchen der hin und wieder nach den Heften und Numern allegirten Beweisurkunden ungemein erschwert wird. Nur wenige Urkunden sind aus dem *Codice Laurish.* und anderen Sammlungen hier noch einmal abgedruckt; aber bey weitem den grössten Theil hat der Vf. nach den Originalen theils auszugsweise, theils *in extenso* zum ersten Mal mitgetheilt, und sich dadurch um die Erweiterung der Geschichtskunde und der Kenntniss der älteren Länderverfassung ein ausgezeichnetes Verdienst erworben. Was den Werth dieser Sammlung noch erhöht, sind die vielen literarischen Anmerkungen und historischen Erläuterungen, wodurch Hr. *D.* die Urkunden gleichsam geniessbarer zu machen, und die Aufmerksamkeit des Lesers auf die eigentlichen Beweisstellen hinzuleiten weiss. Nicht weniger instructiv ist die im IX Heft befindliche Abhandlung *von den alten Münzsorten und dem Werthe des Geldes im Mittelalter in Vergleichung gegen den 24 Guldenfuss.* Der Vf. untersucht zuvörderst den Werth der in älteren Zeiten vorkommenden Münzen, und zeigt, wie man den Betrag der Zahlungen oder Geldabgaben, deren die Urkunden erwähnen, nach unserem heutigen Geldcours zu berechnen habe. Eben so verdienstlich ist die darauf folgende *Bestimmung und Vergleichung der Masse und des Gewichts* an der Bergstrasse, wobey indess Hr. *D.* die Kenntniss von der Decimalrechnung und der neueren französischen Mass- und Gewichts-Vergleichung voraussetzt. Der X Heft enthält statistische Tabellen über die Renten und Besoldungen der Oberschaffnerey Lorsch vom J. 1772, und über die Bevölkerung in den Ämtern Heppenheim, Bensheim, Lorsch, Fürth, Gernsheim und Hirschhorn vom J. 1806. Das Resultat davon besteht in 23791 Seelen. Dem Titel des Urkundenbuchs gegen über steht eine Abbildung der alten lorscher Kirche, und auf dem Titelblatte sieht man das lorscher Probsteysiegel mit dem Bilde des heil. Nazarius, welcher das Meiste zur Grösse und zum Reichthum des Fürstenthums (?) Lorsch beygetragen hat.

H. St.

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., in der herrmannischen Buchhandlung: *Kurzgefasster katechetischer Unterricht in der christlichen Religionslehre für Confirmanden* von **J. Ph. Benkard**, Kirchenrath und erstem Prediger an der Petrikirche zu Frankfurt am Mayn. Zweyte umgeänderte und vermehrte Auflage. 1815. IV u. 44 S. 8. (3 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

PÄDAGOGIK.

Erlangen, b. Palm: *Ausführliche Beschreibung meiner einfachen Lese-Methode.* Von D. *Heinrich Stephani*, k. b. Kreis-Kirchen- u. Schul-Rath, des kön. St. Michaels-Ordens Ehren-Ritter u. s. w. 1814. 108 S. 8. (6 Gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Die Vorzüge der Laut- vor der Buchstabir-Methode sind durch ältere und neuere Untersuchungen so oft dargethan und durch Erfahrungen in so vielen deutschen Schulen bewährt worden, dass es befremden muss, wenn noch immer in manchen Anweisungen und Schulvorschriften für ganze Länder die verkehrte Weise, Kinder die Namen der Buchstaben, nicht das Wichtigere und Frühere, den Laut, zuerst zu lehren, empfohlen wird. Die Schuld scheinen uns nicht bloss die Behörden zu tragen, die nicht dafür sorgen, dass die Lehrer selbst mit den besseren Lehrarten bekannt werden, sondern mehr die Gemächlichkeit der Lehrer, die den ersten Unterricht gern so weit als möglich der Nachhülfe der Ältern überlassen. — Hr. *St.* hat das Verdienst, durch Wort und That zur Verbreitung der Lautmethode beygetragen zu haben, und fährt fort, durch immer neue Darstellungen dafür zu wirken. Wir wünschten nur, er thäte es mit mehr Anspruchlosigkeit und Gerechtigkeit gegen die Verdienste Anderer: denn die Versicherung der von uns gern zugestandenen Leichtigkeit der Erfindung seiner Lese-Methode (Vorr. S. V) stimmt wenig überein mit den übrigen Äusserungen der Vorrede von *seiner* Lehrart als der längst gesuchten einfachsten, von Verkleinerung derselben durch Neid und Unwissenheit, von der bald zu hoffenden Allgemeinheit derselben nicht nur in Deutschland, sondern selbst in ganz Europa, von den vielen Hunderten, die aus der Nähe und Ferne zu dem Erfinder kommen, um in einer Stunde in den *Geist* der Methode völlig eingeweiht zu werden (S. IV). — Es ist höchst widerlich, in der Schrift selbst überall Versicherungen zu begegnen, „dass keine andere Methode im Stande sey, so viel zu leisten, als die *stephanische*, dass durch sie erst offener Sinn für Religions-Unterricht erweckt, durch sie erst gezeigt werde, wie viel Musik und natürlicher Wohllaut in unserer deutschen Muttersprache liege, dass gar nicht zu berechnen sey, wie viel dadurch zur künftigen besseren Bildung unserer Nation beygetragen werden könne!" Es thut fast Noth, dass Hr. *St.* bey der Aufzählung der vielen und grossen Vortheile seiner Lautmethode am Ende des Buches (S. 106) uns versichert, es gehe Alles ganz natürlich zu, und S. 64 bittet, nicht zu übersehen, dass seine Methode auch leiste, was sie verspreche.

Nach solchen Äusserungen kann es nicht befremden, dass der Vf., auf die verdienstlichen wissenschaftlichen Untersuchungen eines *Olivier*, *Pestalozzi*, *Krug* u. A., die Sprache als Lautwesen philosophisch zu begründen, vornehm herabsehend, S. 30 den dictatorischen Spruch fällt, dass ihre Lehrarten ihres mechanischen Princips wegen zur Menschenbildung nichts taugen, und nur von denen gebilligt werden können, denen es nicht *gegeben* ist, sich von der *gemeinen* Unterrichtskunst zu jener *höheren* (der *stephanischen*, versteht sich) zu erheben!

Sieht man von dieser ungeziemenden Hoffahrt ab, und verzichtet auf wissenschaftliche Begründung dieses Theils der Sprachlehre: so hat diese neue Darstellung der *stephanischen* Manier, das Lesen zu lehren, vor der bekannten früheren (*Kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode* u. s. w. 1811. 4 Aufl.) einige Vorzüge. Die Verwechselung der Namen der Buchstaben und der durch die letzten bezeichneten Laute wird als der Grund der sonst gewöhnlichen Lehrart richtig dargestellt, der Laut als das Wesentliche mehr als ehemals herausgehoben, und vorzüglich die Namen nicht mehr zuerst und so früh als sonst gelehrt. Wir hoffen, der Vf. werde immer mehr den Laut und sein Zeichen absondern, und abgesondert den Kindern anschaulich zu machen suchen, und selbst einsehen, wie willkührlich die Eintheilung der Buchstaben in ächte und unächte (*qu*, *y*, *c*), die Absonderung der Buchstaben *ch* und *ng* ist u. s. w. Von dem letzten wird unrichtig behauptet, dass dadurch kein Sprachelement, sondern die beiden Laute, welche wir durch *n* und *g* anzeigen, bezeichnet würden.

N. D.

Hr. *St.* meint, die schnellere Ausbreitung seiner Lese-Methode sey verhindert worden durch die Schwierigkeit, sich mit ihrer Eigenthümlichkeit ganz vertraut zu machen, indem sein kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kinder das Lesen zu lehren, und die Beschreibung seiner Methode für Mütter in der Fibel für Kinder edler Erziehung, seine Methode nur in gedrängter Kürze darstellten. Er habe sich desswegen zu dieser ausführlichen Beschreibung derselben entschlossen, und darin zugleich Alles aufgenommen, was durch neunjährige Erfahrung

noch an Reife zu seiner Methode hinzugekommen sey. Rec. glaubt allerdings, dass die Lautmethode noch weniger verbreitet ist, als man nach ihrer Brauchbarkeit hätte erwarten können. Er findet aber den Grund dazu hauptsächlich in der verkehrten Art, wie sie von Vielen ihrer Verehrer vorgetragen wird; in der Einmischung von Terminologieen und Distinctionen, welche die Sache erschweren, ohne ihr Nutzen zu schaffen, und viele Schullehrer von dem Studium derselben abschrecken. Um so angenehmer war Rec. diese Darstellung, welche auf jene Missbräuche Rücksicht zu nehmen scheint: denn S. 53 werden die Lehrer ausdrücklich gewarnt, sich zu hüten, ihren Schülern die theoretische Kenntniss von der Entstehung der Laute beyzubringen, indem bey Kindern eine wissenschaftliche Demonstration ganz am unrechten Orte stehe. — Aber auch bey Schullehrern, wie sie gewöhnlich sind, ist eine wissenschaftliche Einkleidung bey der Lesekunst am unrechten Orte. Rec. hat daher des Vfs. Streben, der ganzen Sache einen streng wissenschaftlichen Anstrich zu geben, ungern wahrgenommen. Schwerlich möchten Schullehrer für die Sache eingenommen werden, wenn sie von einem Lautprincipe, von einem mechanischen Principe, von einem materialen und von einem *höchsten* formalen Principe lesen.

Auch legt der Vf. seiner Methode im Gegensatze der Buchstabir-Methode mehr Werth bey, als sie wirklich hat. Dass seine Methode schneller zur Fertigkeit im Lesen führt, als die Buchstabir-Methode, das wird Jeder, der die Sache kennt, zugestehen; aber wenn er S. 20 sich über die letztere also vernehmen lässt: „So wie es nunmehr von Jedem anerkannt werden muss, der nicht für blödsinnig gehalten werden will, dass die Buchstabir-Methode bloss in einem Gedächtnissmechanismus bestehe, so ist damit zugleich auf immer ihr Verwerfungs-Urtheil ausgesprochen. *Aller Mechanismus ist nicht bildend, sondern verbildend.* Die Entwickelung der selbstthätigen Kraft in den Kindern wird durch diese Methode nicht nur verwahrloset, sondern ihr selbst entgegengewirkt, und das kindliche Gemüth an seine bloss mechanische Äusserungsweise gewöhnt": so liegt am Tage, dass er den Unterschied zwischen der Buchstabirmethode und der Lautmethode nach undeutlichen Begriffen von Gedächtnissmechanismus und selbstthätiger Kraft beurtheilt. Bey der Lautmethode werden keine anderen Kräfte in den Kindern in Bewegung gesetzt, als bey der Buchstabirmethode. Denn die Laute müssen eben so, wie bey der Buchstabirmethode die Buchstaben, mit dem Gedächtniss aufgefasst werden. Sind aber diese Laute dem Gedächtnisse ganz geläufig: so hat das Kind beym Lesen weiter nichts zu thun (und hierin besteht eben der Vorzug der Lautmethode), als dass es diese Laute, so wie sie vorgezeichnet sind, durch Hülfe des Gedächtnisses und der Sprechorgane ertönen lässt. Bey der Buchstabirmethode hingegen muss das Kind mit Hülfe der Namen der Buchstaben, die zum Theil ihren Lauten beym Lesen nur ähnlich sind, Sylben und Worte hervorbringen. Es ist begreiflich, dass diess, wegen der Verschiedenheit der im Gedächtniss befindlichen Namen der Buchstaben mit ihren Lauten, die noch nicht vom Gedächtnisse aufgefasst sind, mit weit grösseren Schwierigkeiten verbunden seyn muss, als bey der Lautmethode, wo nichts den Lauten Fremdartiges ins Gedächtniss gekommen ist, was das Hervorbringen der Sylben und Worte stört und erschwert. Aber eben desswegen wird bey der Buchstabirmethode eine grössere Übung der mit dem Gedächtniss verbundenen Kräfte erfodert, als bey der Lautmethode. Der, welcher auf einem Umwege, mit vielen Gräben und Bergen, zu dem Ziele geht, wird weit mehr Kraft anwenden müssen, als ein Anderer, der einen näheren geraden Weg zu diesem Ziele wählt. Ist nun die Fertigkeit im Lesen nicht der Hauptzweck des Unterrichts, sondern soll man, wie Hr. *St.* S. 32 will, das höchste formale Princip beym Leseunterricht vor Augen haben, nach welchem dieser Lehrstoff nur als ein Mittel behandelt wird, an welchem sich die selbstthätige Kraft der Schüler entfalten soll: so ist der Lautmethode das Verwerfungs-Urtheil auf immer gesprochen, weil offenbar der Schüler mit weit weniger Kraftübung und Kraftäusserung hier zum Ziele gelangt, als bey der Buchstabirmethode. — So verwickelt man sich in Widersprüche, wenn man den Werth einer Sache weiter ausdehnt, als er wirklich reicht. Die von Hn. *St.* ausgebildete Lautmethode hat einen unleugbaren Nutzen für die schnellere Erlernung der Fertigkeit im Lesen; aber wenn er meint, dass auch die selbstthätige Kraft der Kinder durch diese Art des Leseunterrichts mehr entfaltet würde, als bey der Buchstabirmethode; dass ferner seine Methode bildend, die Buchstabirmethode hingegen, als ein blosser Gedächtnissmechanismus, verbildend sey: so sind diess Behauptungen, die er nicht erweist, und bey einem richtigen Begriffe von seiner Methode nicht erweisen kann. Denn dass der nach dieser Methode unterrichtete Schüler Sylben und Wörter ertönen lassen kann, ohne dass sie ihm vom Lehrer vorgesagt worden sind, ist keine Entfaltung der Selbstkraft, sondern nur eine Folge von den im Gedächtniss richtig aufbewahrten Lauten der Buchstaben.

Diese Bemerkungen gegen das Streben des Hn. *St.*, seiner Lesemethode den Anstrich einer philosophischen Wissenschaft zu geben, und gegen seine Polemik wider andere Arten des Unterrichts im Lesen, haben gar nicht die Absicht, den Nutzen der gegenwärtigen Schrift in Zweifel zu ziehen. Rec. empfiehlt sie vielmehr allen denkenden Schullehrern, denen darum zu thun ist, sich und ihren Schülern beym Unterricht im Lesen eine grosse Erleichterung und Abkürzung des Weges zu verschaffen; er muntert sie auf, bey dem Studium der Lautmethode sich an diesen Führer zu halten, und besonders den praktischen Theil dieses Buchs, der sich auf des Vfs. Handfibel oder Elementarbuch zum Lesenlernen bezieht, sorgfältig zu gebrauchen, und ist überzeugt, dass Hr. *St.*

durch diese ausführliche Beschreibung seiner Lesemethode sich ein neues Verdienst um den Schulunterricht erworben hat.

n.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Versuch planmäfsiger und naturgemäfser Denkübungen für Elementarschulen.* Lehrern und Freunden der Jugend zur Prüfung und Benutzung vorgelegt, von *K. H. Krause*, Prediger zu Zorndorf und Wilkersdorf. Zweyter Cursus. 1815. XVI u. 285 S. 8. (18 Gr.)

Der erste Cursus dieser Denkübungen, der im Jahre 1813 erschienen ist, wurde in unserer A. L. Z. (Jahrg. 1814. No. 179) mit Beyfall angezeigt. Wir machten auf die Zweckmäfsigkeit aufmerksam, dergleichen Denkübungen in Volksschulen anzustellen, und hatten solche, wie sie in diesem Buche angestellt werden, wegen ihrer allgemeinen Fafslichkeit besonders empfohlen. Dieser zweyte Cursus setzt nun die im ersten Cursus angefangenen Denkübungen weiter fort, und nimmt die Begriffe des Verstandes zum Stoffe seiner Anleitung zum Denken und Sprechen. Er begreift zwey Theile, den theoretischen und praktischen. Der theoretische Theil bereitet den Lehrer vor auf das, was im praktischen katechetisch vorgetragen wird. Dieser praktische Theil ist an vielen Stellen musterhaft ausgearbeitet. Hr. *K.* besitzt das schätzbare Talent, das Bekannte zur Erklärung des Unbekannten zu benutzen, worin eben das Wesentliche einer guten Katechetik besteht. Lehrer werden, wenn sie nach dieser Anleitung ihre Schüler zum Denken anführen, auch für die Bildung ihrer eigenen Denkkraft grossen Nutzen haben. In Hinsicht auf den Zweck des Ganzen scheint Hr. *K.* in diesem zweyten Cursus dem Plane, unmittelbare Denkübungen zu liefern, die allein die Übung des Denkens zum Zwecke haben sollen, nicht ganz treu geblieben zu seyn. Es werden hie und da Erklärungen mehrerer Stellen der heil. Schrift eingewebt, was mit der in der Vorrede zum ersten Cursus gegebenen Erklärung von unmittelbaren Denkübungen nicht in Übereinstimmung ist. Rec. kann sich indefs wohl denken, was Hn. *K.* zu solchen Digressionen bewogen haben mag. Im Einzelnen liefsen sich mehrere Dinge verbessern; denn wo ist ein ganz vollkommenes Lesebuch? Zum Beweis, dafs Rec. das Buch mit Interesse gelesen hat, will er nur Einiges anführen, was ihm einer Verbesserung fähig scheint. S. 166 wird von Hauptwörtern, welche *reine* Begriffe ausdrücken, der Begriff vom *Irrthum* entwickelt, und der Lehrer sagt S. 67: „Ein Irrthum ist also eine Verwechselung des Unrechten mit dem Rechten, des Falschen mit dem Wahren, oder kürzer: eine unrichtige Meinung, ein falsches Urtheil." Hier wird der Inhalt des zu erklärenden Begriffs durch Merkmale bezeichnet, die eben so dunkel sind, als der Begriff selbst, der durch sie deutlich gemacht werden soll. Denn man kann keine deutliche Vorstellung vom Irrthum haben, wenn man nicht weifs, was Wahrheit ist. Der Begriff der Wahrheit aber hätte unter derselben Rubrik um so mehr erörtert werden sollen, da es für das richtige Denken von der gröfsten Wichtigkeit ist, deutliche Begriffe von subjectiver und objectiver Wahrheit zu haben, indem undeutliche Vorstellungen von den Merkmalen dieses Begriffs selbst bey Schriftstellern grofse Verwirrung anrichten. Überhaupt lassen sich Begriffe dadurch am besten in ihre einzelnen Theile zergliedern, wenn man neben dem zu erklärenden Begriffe auch den Begriff seines Gegentheils entwickelt. — S. 6 heifst es bey der Erklärung, was *Nebenarten* sind: „Es ist oft unmöglich, alle Nebenarten anzugeben, oder alle beygeordneten Begriffe aufzuzählen, die zusammen genommen den Umfang des höheren Begriffs ausmachen. Papier- und gemünztes Geld sind beygeordnete Begriffe; aber wer darf sagen, dafs sie zusammen genommen den ganzen Umfang des Begriffes Geld ausmachen?" Hier ist das Beyspiel zu dem aufgestellten Satz unschicklich gewählt. Denn nach dem Begriffe, der der Jugend von Gelde beyzubringen ist, erschöpfen die Nebenarten Papier- und gemünztes Geld wirklich den Umfang des Begriffes *Geld*. Was man im Tauschhandel statt des Geldes braucht, oder was bey uncultivirten Völkern die Stelle des Geldes vertritt, ist gewissermafsen dem Begriffe unseres Geldes entgegengesetzt. Schicklicher wären daher als Beyspiel von nicht zu erschöpfenden Nebenarten zu dem Begriffe, *gemünztes Geld*, die Nebenarten Carolin, Friedrichsd'or, Laubthaler, Kronthaler, Thaler, Groschen, Pfennige u. s. w. angeführt worden. Denn alle noch in Zukunft auszuprägenden Münzsorten werden zu dem Begriffe gemünztes Geld gerechnet werden müssen.

Rec. wünscht, dafs recht viele Lehrer von diesen Denk- und Sprech-Übungen einen gesegneten Gebrauch machen mögen. n.

1) Leipzig, b. Barth: *Vorlegeblätter für den Unterricht in der deutschen Sprache*, von *Carl Christoph Gottlieb Zerrenner*, erstem Pred. d. Kirche z. h. Geist in Magdeburg. 1814. 54 Bog. quer 8.

2) Ebendaselbst: *Handbuch für Lehrer*, zum zweckmäfsigen Gebrauche der Vorlegeblätter für den Unterr. in d. deutschen Sprache, von *C. Ch. G. Zerrenner* u. s. w. 1814. VI u. 120 S. 8. (Preis beider Bücher 1 Rthlr. 16 gr.)

Könnte es auch noch bezweifelt werden, dafs die Zeit, in der wir leben, wie Hr. Z. in der Vorrede zu No. 1 behauptet, mit Recht die Zeit der Wiedergeburt Deutschlands genannt zu werden verdiene: so dürfte doch eine andere Behauptung des Vfs., dafs der Muttersprache unter allen zu erlernenden Sprachen der Vorrang gebühre, kaum einem Zweifel unterworfen seyn. Hr. Z. hat sich daher um die Jugendlehrer ein neues Verdienst erworben, dafs er ihnen ein brauchbares Hülfsmittel zum Unterricht in der deut-

schen Sprache in die Hände giebt. Die hier gelieferten 275 Vorlegeblätter berücksichtigen lauter solche Übungen, durch welche die deutsche Jugend zu einer vollständigen, deutlichen, richtigen und gründlichen Kenntnifs ihrer Muttersprache gelangen kann. Die ersten 9 Tafeln geben den Schülern Veranlassung, die verschiedenen Classen der Wörter, oder die Redetheile gehörig kennen und einen von dem anderen unterscheiden zu lernen; die folgenden 25 bezwecken Übungen im Ableiten und Zusammensetzen der Wörter mit Nach- und Vor-Sylben. Andere beziehen sich auf Biegung, Concrescirung und Steigerung der Wörter und auf alle möglichen Arten der Veränderung, welche durch Präpositionen, Verba u. s. w. verursacht wird. Noch andere bezwecken die, zur Bildung der Sprachfertigkeit nicht unnöthige Übung, angefangene Sätze zu vollenden, fehlende Worte zu ergänzen, fehlerhafte zu verbessern, Sätze und aus diesen Perioden zu bilden u. s. w. Auf die Lehre von der Rechtschreibung nahm Hr. Z. keine besondere Rücksicht, weil für diesen Zweck schon Hr. *Baumgarten* durch seine bekannten orthographischen Vorlegeblätter hinlänglich gesorgt hat. Rec. findet die billigen Foderungen, welche man an ein Buch der Art machen kann, gröfstentheils befriedigt. Die Aufgaben sind ganz geeignet, eine grammatikalische Kenntnifs der deutschen Sprache zu befördern. Sie folgen in einer, dem Gange der Sprachlehre angemessenen Ordnung auf einander. Die Bearbeitung mancher später folgenden Aufgabe, welche aber aus logischen Gründen nicht vorausgehen konnte, dürfte vielleicht einem oder dem anderen Schüler eine leichtere Arbeit seyn, als die Bearbeitung einer früher vorausgegangenen Aufgabe es war. Wer aber Leicht und Schwer für relative Begriffe hält, und von Stufengang und Stufenfolge keinen chimärischen Begriff im Kopfe hat, wird das durchaus nicht tadeln können. Eher dürfte man vielleicht die etwas zu häufig gefoderte Bearbeitung einer oder der anderen ziemlich leichten Aufgabe, wie z. B. die ist: kleine Sätze in Fragen umzustellen, tadeln. Indessen die Erwägung, dafs durch diese Aufgaben, neben der Erreichung des Hauptzwecks, noch manche Nebenzwecke erreicht werden können, und eine gewisse nothwendige Gleichmäfsigkeit aller einzelnen Stücke entschuldigt auch diese nicht so unumgänglich nöthig scheinende Anhäufung einiger solcher leichten Aufgaben.

In dem Handbuche No. 2 finden Lehrer nicht nur alle die Kenntnisse kurz und fafslich mitgetheilt, welche zur Benutzung jener Vorlegeblätter vorausgesetzt werden, sondern auch noch manche gute methodische Winke. Nach dieser kurzen Anzeige bedürfen diese in unzertrennlicher Verbindung stehenden, nützlichen Schriften keiner besonderen Empfehlung.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Handbuch der gemeinnützigen Kenntnisse*, von *G. E. H. Mehlis*, zweytem Inspect. des Schullehrer-Seminars, Gehülfs-Prediger an d. königl. Schlofskirche und Lehrer an der königl. Hofschule zu Hannover. 1815. XVI u. 143 S. 8. (10 Gr.)

Aus dem vielumfassenden Gebiete der gemeinnützigen Kenntnisse trägt der Vf. in diesem Büchelchen, welches er nicht nur als Leitfaden zum Unterrichte, sondern auch als Handbuch für seine ehemaligen Schüler zur Erinnerung an den gehörten Unterricht bestimmte, das Wichtigste von der *Erde*, oder Einiges aus der mathematischen, physikalischen und politischen Geographie mit einer kurzen Völker- und Producten-Kunde jedes Erdtheils; eine kurze *Naturlehre* und das Hauptsächlichste aus der *Astronomie* in kurzen und wohlgeordneten Sätzen vor. Das Büchelchen entspricht seinem doppelten Zwecke. Nur würde Rec. es nicht ein Handbuch *der* gemeinnützigen Kenntnisse, sondern Handbuch gemeinnütziger Kenntnisse genannt haben, weil das, was Hr. *M.* giebt, nicht den gesammten Inbegriff jener sogenannten Kenntnisse umfafst, sondern sich nur auf einige der vorzüglichsten beschränkt.

Z—d.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Kiel*, in der akademischen Buchhandlung: *Gebetbüchlein für Kinder*, insonderheit zum Gebrauch in Volksschulen, von *Johann August Mau*, Prediger zu Probsteier-Hagen in Holstein. 1815. VIII u. 56 S. 8. (3 Gr.)

Hr. *M.* weifs, dafs das Gebet von rechter Art aus dem Herzen kommen müsse; aber dennoch legt er Formularen von Gebeten einen grofsen Werth bey. Er sagt S. IV: „Sie sprechen in einer edeln würdevollen Sprache das aus, was jedem frommen Herzen Bedürfnifs ist; sie sind dem fühlenden Menschen aus der Seele geschrieben, und erleichtern das Beten um so mehr, je schwerer es den meisten wird, ihre Gedanken aus der Zerstreuung zu sammeln, und die dunkeln Gefühle ihres Herzens in Worte auszudrücken." — Die hier gesammelten und eigenen Gebete von Hn. *M.* entsprechen diesen Foderungen. Sie sind in einer einfachen und würdigen Sprache verfafst, drücken allgemeine religiöse Empfindungen aus, und kommen gleichsam der Unbehülflichkeit der Kinder zu Hülfe, durch eigene Worte Gedanken und Empfindungen auszudrücken. Rec. kann daher diese Bogen allen denen empfehlen, die eine Sammlung schicklicher Gebete für Kinder suchen.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *Spiele für die Bühne* von *Adolph Müllner*. Erste Lieferung. 1815. Mit einer Vignette. 328 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch in dieser Sammlung kleinerer Theaterstücke, deren keines die Höhe der Tragödie: *die Schuld*, berührt, giebt uns der Vf. die erfreulichen Beweise seiner Lust am poetischen Streben und seines nachdenkenden, mit den Stoffen und ihrer Form ringenden Studiums. Von der Ahnung der Erhabenheit eines furchtbaren gewaltigen Schicksals scheint er vorzüglich ergriffen, und wie sich ihm diess zum tragischen Ideal gebildet, spricht auch das die vorliegende Sammlung eröffnende Trauerspiel: *der neun und zwanzigste Februar*, aus.

Nicht bloss der Titel erinnert an *Werners* berühmte Tragödie; es liegt eine ähnliche Idee erhabener, schauerlicher Gottesgerechtigkeit zum Grunde, ein ähnlich idyllisches Verhältniss ist der Schoos, der das Ganze trägt, und gleich furchtbar treffen die Schicksalsstunden der Gestirne zu. Der Vater des Försters Walter Horst hat sich mit der Schwester seines Weibes vergangen, und die Tochter dieser Schuld, unerkannt in der Fremde auferzogen, ist das Mädchen, das Walter, gegen den Willen des Vaters, liebt. Als er mit derselben als seiner Frau zum Vater hereintritt, wird dieser vom Schlag getroffen. In ewiger Angst, dass der unbegreifliche Fluch des Vaters auf ihrer Ehe laste, leben sie hin, ohne zu wissen, dass sie Bruder und Schwester sind, und der kleine Emil ist die für den sühnenden Schmerz gezeugte Frucht der unbewussten Blutschuld. Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als habe der Dichter die Gestalt dieses Knaben als tröstlichen Engel in die Mitte des Grausens und der Sünde gestellt; doch scheint diese reine Bedeutung der Unschuld nicht die tiefste Absicht des Dichters gewesen zu seyn, und es ist in dem Knaben noch ein Anderes, Symbolisches dargestellt, worüber wir später unsere Meinung andeuten werden, das jedoch in der Individualisirung nicht wohlthut. Schwerlich konnte zwar dem Knaben, bey der trüben, gedrückten Umgebung, die heitere, kindliche Unbefangenheit bleiben; und mit Recht macht die Sehnsucht des Kindes nach dem Überirdischen ein Element der ganzen Dichtung aus; ja es läst sich denken, wie diese Stimmung im Kinde durch die peinliche, freudenlose Umgebung seiner Jugend sich bis zum dunkelen Todestriebe steigern konnte: doch muste die gerade-zu ausgesprochene und mit sich selbst philosophirende (S. 33) Todeslust der Seele des Kindes fern bleiben, wenn es z. B. S. 75 sagt:

> Soll Emil, der wilde, immer
> Grösser werden, *immer schlimmer?*
> *Ende deines Kindes Noth,*
> Weil es klein noch ist, *und gut!*

Offenbar weist hier der übrige Zusammenhang der Scene auf eine dialektische Wendung im Dichter hin, mit welcher er einen Vorgang im Inneren des Vaters dem Knaben in den Mund legt, für den er gar nicht passt. Es giebt ähnliche Äusserungen des Knaben in *der Schuld*, die sich nicht durch die Annahme der frühen Reife allein erläutern lassen. Eben so störend ist es, wenn der Knabe hier des Vaters Charakteristik diesem mit Zügen entwirft, die völlig ausser dem Beobachtungskreise des Kindes liegen (S. 36). Es giebt Kinder, welche die Flügel zur Heimkehr sichtbar mit sich ins Leben bringen, und sie sich nicht zusammenfalten lassen, die man zum Mond und zu den Sternen wie zu den Blumen ihres Spiels mit tiefem Auge blicken sieht, die sich in seltsam schauerlicher Kindeslust mit Bildern des Todes abgeben, und auch bald von dem Genius geküsst werden, dem sie unbewusst verlangend die Arme entgegenstreckten: aber schon umstarrt von den Schlangenhaaren eines heidnischen Schreckens, ist unser Gefühl für eine solche Kindererscheinung hier, wo wir sie erst in den Abgrund des Grausens niedergezogen sehen müssen, ehe sie sich auf ihren angeborenen Flügeln erhebt, nicht mehr wohlthuend. Die tiefsinnige Idee, die der Darstellung des Kindes, wie sie hier ist, zum Grunde liegt, ist wohl in den Worten zu suchen: „die Lust, wenn sie empfangen hat, gebiert die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod" (Epist. Jacobi 1, 15).

In der ganzen Behandlung dieser tragischen Idee der Blutschuld und des auf ihr lastenden Unsegens hat der Dichter überhaupt das Grausen mit zuviel Absichtlichkeit behandelt, und das Furchtbare zu sehr als gespenstische *Stimmung* angeregt. Eine schwere Luft qualmt gleichsam in der engen Försterstube, und es wird uns, als wären die Fensterladen von aussen mit eisernen Stäben zugeschlossen, dass die Stickluft in sich selbst die tödtende Kraft vollenden müsse. Allerdings läst es sich aus der Lage des in seinem Gewissen nicht reinen Ehepaars herleiten, wie jede kleine Ungewisheit des Lebens ihm zum Gespenst, zum Zeichen der Strafe werden mochte, und wie diess Ge-

fühl den Knaben in einen fremdartigen Kreis trüber Empfindung nachziehen mufste.

„Euer Aug' ist stets so trübe,
Und' so hell der Sterne Schein!
Darum mufs — ein wildes Kind —
Ich hinaus in's Freye toben,
Weil ich *auf* nicht kann, nach oben!"

Ob aber eine Tragödie, in der beständigen fichtbaren Gegenwart der Eumeniden, ohne die Umgebungen des an fich *dafür stärkenden Erhabenen*, spielend, dem Mafse der menschlichen Kraft und der Kunst angemessen fey, diefs ist eine andere Frage. Fast scheint der Dichter bemüht, auch ins Unbedeutendere eine furchtbarere Bedeutsamkeit zu legen, als hätte er auch das unsichtbare Schreckliche ins Gewicht fallen lassen wollen; z. B. S. 54 fagt das Kind:

— Als aus der Schul' wir waren,
Spielten wir und ballten Schnee;
Führten Krieg, und von der steilen Höh',
Wo *das Hochgericht* ist, glitten
Wir herab auf *Knochenschlitten* —
Da ergriff mich heimlich Weh,
Zog mich heim *wie bey den Haaren*!

Das letztere Bild kehrt S. 60 noch unangenehmer wieder, wo Walter ausruft:

Ohm! mich richtet Gottes Buch,
Und — der Teufel *fafst mich bey den Haaren!*

Es gehört wohl zu den kühnsten Unternehmungen eines Dichters, das unergründliche Amt der göttlichen Gerechtigkeit, das die Geschlechter sühnt und heimsucht, an Schicksals - und Schuld - Gebilden zu entwickeln, besonders aber es dramatisch, und weniger aus gegebener Geschichte, als aus freyer Erfindung zu schöpfen. Geheimnifsvoll verhüllt ist dem irrenden Sterblichen die Gerechtigkeit Gottes; aber die unerschöpfliche Barmherzigkeit ist dem Glauben klar, und höher als alle Schicksalsräthsel ist das Liebesgeheimnifs der Gottheit.

Auch die Neigung, an fich gleichgültigen Worten und Reden einen anderen, mit tieferen Dingen überraschend zufammenhängenden Sinn unterzulegen, hat der Vf. mit *Werner* gemein, nur geht bey Hn. *M.* die Deutung nicht, wie bey diesem, zur mystischen Höhe, sondern immer mehr in die Tiefe menschlicher Schicksalsräthsel. Der für diefs Stück gewählten, in den trochäischen Mafsen reich verschlungenen Versification ist mit vielem Lobe zu gedenken, sie ist frey, kräftig und eigenthümlich, der Neigung zu raschen kurzen Sprüchen angemessen, und nur bisweilen stört der trochäische Rhythmus, bald zu kurz ablaufend, bald zu schleppend, den Wohlklang. So wäre das Wort *wie*, mehreremal (S. 32, 35, 45) als Basis des Reims gebraucht, und dergl., zu vermeiden gewesen. Viel Gabe hat der Vf., den lösenden Sinn einer Begebenheit in kurzen bündigen Worten, fast spruchartig, zusammenzufassen; so wie man der Idee des Ganzen nicht sowohl vorwerfen kann, dafs sie in sich selbst dunkel und verworren geblieben, als dafs sie einem unauflöslichen Dunkel da zu nahe getreten sey, wo für uns keine Beruhigung ist. Das versteinerte Erhabene, als Spitze auf das Tragische gestellt, bricht leicht in seinem Übergewicht nieder, und zermalmt das eigene Werk. Stellen, wie z. B. die Beschreibung des ertrinkenden Mädchens S. 57 und 58, schliessen fich erfreulich an ähnliche in der *Schuld* an, wo der Vf. uns zeigt, mit welcher beweglich schaffenden Hand er Bilder voll Leben und Regung zu entwerfen weifs.

Wir haben uns bey diesem Stücke nicht ohne Grund länger aufgehalten, und können bey der Anzeige der übrigen kürzer seyn. Die Sammlung enthält noch drey Lustspiele: *Die Vertrauten; der angolische Kater* oder *die Königin von Golkonde;* und *die Zurückkunft aus Surinam*, nach *Voltaire's la femme qui a raison* frey bearbeitet: unter denen No. 1 und 3 durch eine recht glückliche Anlage sich auszeichnen, unterhaltend und heiter durchgeführt sind, und, ohne einen höheren Sinn zu beschäftigen, ergötzen, auch gewifs auf dem Theater, mancher Breitheit der Diction und einzelner Scenen ungeachtet, mit Beyfall gesehen worden sind. In der Vorrede zu No. 1 sucht der Vf. sich wegen der zum Mafs gewählten Alexandriner zu vertheidigen. Nur eine sehr grosse Geistesfülle und Lebhaftigkeit kann es verhindern, dafs der Alexandriner nicht das Lustspiel und jeden Witz in die Länge und Breite ziehe, und gram wird man ihm besonders durch den Gebrauch, oder vielmehr Mifsbrauch, den *Kotzebue* davon macht, und nach ihm das Volk der Nachahmer, das sich auf die Unerschöpflichkeit der Plattheit verläfst, und dieselbe seine Kastalide nennt. Besonders reich an gemüthlichen Momenten, und manchem Wort einer schönen Beobachtung, so wie vorzüglich glücklich in der Charakteristik, ist *die Zurückkunft aus Surinam*, die das Leben schon ernster nimmt, als No. 1. Weniger glücklich in Stoff und Ausführung ist der *angolische Kater*, fast in jenem altleipziger Komödientone, an welchen *Schiller* in irgend einem seiner Epigramme, wo er den empfindsamen Knecht Maskarill erwähnt, so treffend erinnert. Übrigens hält Rec., dem Vorreden, welche nicht poetische Prologe sind, bey dramatischen Werken an sich keine Propheten des vollendet Erreichten scheinen, die Vorreden vor den einzelnen Stücken dieser Sammlung für das weniger Vollkommene und Wichtige derselben.

G. L.

Hamburg, b. Berthes u. Besser: *Vaterländische Gedichte* von *Christian* und *Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg*. 1815. 68 S. 8. (12 Gr.)

Jeder, der diefs wackere Büchlein zur Hand nimmt, wird sich freuen, sogleich am Eingang von einem alten lieben Bekannten, *dem Lied eines deutschen Knaben* (f. die alte Gedichtesamml. der Brüder *Stolberg*), begrüfst zu werden. Würdig, edel und herzig, wie sie selbst, sind diese vaterländischen Lieder der verehrten Sänger. Sie sind chronologisch geordnet, und bezeichnen die entscheidensten Momente dieser letzten

zwanzig Jahre; ihre Zahl wächst in den letztdurchlebten. Alle sind Eines Geistes und Eines Herzens; auszeichnen lässt sich keines, weil alle sich auszeichnen, alle in seltenem Grade gediegen sind. Vor Allem jedoch ist die Vortrefflichkeit der in antiken Massen gebildeten Gedichte, besonders *Friedr. Leopolds*, zu rühmen; diese Gesänge schweben in jeder Hinsicht im Reigen des Höchsten, was je in deutscher Sprache von solcher Art gesungen wurde, und neben der Würde, Hoheit und Pracht des Fluges, haben diese Oden eine Fülle und eine Wärme, die dem bezaubernden Wohllaute des Rhythmus noch die dem deutschen Gemüthe zugänglichste Eigenschaft vereint. Nicht von allen deutschen Versuchen ähnlicher Art kann man den Vorwurf der Kälte und einer gewissen Unzugänglichkeit entfernen; hier ist die Frucht der classischen Bildung mit dem Eichenlaub und der deutschen Traube Eins geworden. Welche majestätische Furchtbarkeit weht durch die Ode: *Die Westhunnen!* welche Erhabenheit in der: *Die Waltenden*, die eine Idee des Hesiod wunderbar schön und gross zu verklären scheint! welche heitere Lieblichkeit umspielt die Ode an *Blücher!* Den grossherzigen Rheingesang: *Die Grenze*, theilte der ehrwürdige Barde bereits in den leipziger deutschen Blättern, gewiss zu allgemeiner Freude, mit. Verbrüdert, wie sie selbst, sind sich auch die Lieder dieser beiden deutschen Männer; und fühlt man wohl in *Friedrich Leopolds* Gesange die vollere Kraft: so bietet uns *Christian* im alten Familienbecher ächten, kräftigen Wein, und steht dem Bruder würdig zur Seite, werth wie dieser des kränzenden Eichenlaubs. Wie rührend ist der Schluss der Ode S. 28:

— — — — Mir zucket schon
Mein Arm; schon blitzt, gewetzt, das gute
Schwert, *und ich spotte des Silberhaares.*

Wie gemüthlich *der alte Leyersänger an Hamburgs Krieger*, und welch' ein ächter Festgesang der *an die deutsche Rathsversammlung in Wien* — mag er dort vor dem Thore gerauscht haben, der Gesang des Alten! — „Lasst ihn herein den Alten!" —

Weniger gerundet und volltönig, als die übrigen, ist der *Rundgesang*; doch beschliesst er das Ganze mit den innigen Worten:

Schon östlich blüht
Der schönern Zukunft Erstlingsglied!
Dich grüsst, erglüht,
Des alten Stolbergs Schwanenlied.

Nein! nein!

Noch silbern blüht,
Ihr lieben Stolbergs, euer Lied,
Nicht nennt es euer Schwanenlied!

G. L.

Münster, b. Coppenrath: *Gedichte* von *Heinrich Wilhelm Piepmeyer*. 1815. 130 S. kl. 8.

Die Poesie des Vfs. besteht aus einzelnen Bildern, die, ohne sich über das Gewöhnliche, das vielfach Gebrauchte und Gemissbrauchte zu erheben, sich aufs Ungefähr, ohne innigeren Zusammenhang an einander reihen, anstatt sich aus einander zu entwickeln und zum harmonischen Ganzen zu bilden. Meistens streifen sie an den hergebrachten Beschreibungen der oberflächlichen Natur hin, und es ist ihnen nicht abzusprechen, dass sie bisweilen die gewöhnlichen Bilder nicht ohne Glück und einige Farbigkeit erneuern; doch hebt sich die kleine Freude an solchen Gemäldchen durch das Vermissen aller höheren Einheit wieder auf. Übrigens ist die Mehrzahl dieser Bilder ohne allen Geschmack auf einander gestellt, und häufig gänzlich verfehlt: ein so schönes Bild wie S. 71: „die Tauben *in des Waldes Busen* girrten," hat sich nur als Phönix hieher verflogen. Am glücklichsten scheint der Vf. auf der farblosen Fluth reimloser Gedichte hinzugleiten, wo wenigstens eine edlere Sprache die innere Leere mehr ausfüllt, z. B. *Erinnerung an den Mond*. Überall beweist der Dichter, dass sein Ideal von Poesie eine in sich unzusammenhängende, bunte Bilderwelt sey, und dass er jeden Stoff durch Nach- und Nebeneinander-Aufzählung seiner möglichen Prädicate zu erschöpfen meint; ein solches prosaisches, aus den unglücklichsten Bildern bestehendes Gemisch sind z. B. die Gedichte: *An ein bleyernes Dintefass, der Töpfer, der Aprilmorgen.* Am wenigsten scheint er den Geist der Romanze zu ahnen, wie die hier also betitelten Gedichte sattsam beweisen. Unter allen diesen Erzeugnissen des Geistes nähern sich nur einige sehr wenige, wie das *Winterlied*, die oben erwähnte *Erinnerung an den Mond*, *In ein Stammbuch*, der Idee eines poetischen Ganzen. Der *Cantus academicus*, ganz leicht versificirt, wird durch seine gedankenlose Breite schleppend und langweilig. Gänzlich verfehlte Wendungen und völlig unstatthafte Ausdrücke, so wie unzulässige Reime, finden sich in nicht geringer Zahl. Hier einige Beyspiele:

S. 33:

Hast Liebchen dich verspätet?
Spricht Eduard; es *flötet*
Schon lange *dich die Lieb'*.

S. 43:

Lämmer tanzen und *meckern*,
Hirt und Schäferin *schäckern*.

S. 94 wird von Jesus gesagt:

Er starb für uns *als Übelthäter*.

Hier durfte das *wie* mit dem *als* wohl nicht verwechselt werden. — *Zu Minas Geburtstage* heisst es S. 129:

Hebe dich, mein Gesang, auf Schwingen seliger Freude!
Wag' es endlich, *und fleuch durch sechzehn schweigende Jahre*
Zu dem Geburtstag hin der hohen, freundlichen Mina!

An einem anderen Orte (S. 8):

Ha! nur wenige lauschen
Wenn die nächtliche Grille singt.

Dieses *Ha!* contrastirt wunderlich genug mit dem Lauschen und der leisen Grille. — Auch möchten sich die Dichter den Ausspruch im Trinkliede (S. 113):

Quales versus pangeret
Vates, Baccho carens?

im Ganzen verbitten; könnte man aber *Musa* für *Baccho* setzen: so wäre die Antwort unmassgeblich: *tales!*

G. L.

Winterthur, b. Steiner: *Heldensinn und Heldenstärke.* Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von *J. Hottinger dem Jüngern.* 1815. 162 S. 16. (12 Gr.)

In der Vorrede giebt der Vf. die Bestimmung dieses Dramas für die vaterländische Jugend an, und will seine vaterländischen Schauspiele überhaupt schweizerische Knabenspiele genannt wissen. So wenig man sagen kann, dass der Ton des Stücks überall diesem Zweck entspricht, besonders wo humoristische Wendungen und Scenen dem Götz von Berlichingen und dem Shakespeare nachgebildet werden, und so wenig die Sprache von ergreifender Gewalt ist: so scheint doch dieser vom Vf. selbst angedeutete Standpunct dem Wunsche, sein patriotisches Streben anzuerkennen, am besten zu entsprechen. Am füglichsten möchte sich dieses Stück mit den *schlenkertschen* Darstellungen der Geschichte vergleichen lassen, obwohl es, zwar geschmackvoller, doch noch weniger eindrückliche Kraft besitzt. Die letztere Hälfte zeichnet sich vor der vorderen bey weitem aus, es heben sich in ihr die Gestalten anschaulicher und tüchtiger empor, und der Heldentod und Freyheitssinn lässt manche ergreifende und würdige Züge sehen, welche eine kräftigere Sprache noch dichterischer verherrlicht haben würde. Besonders fehlt es dem Ganzen an Gruppirung um eine Hauptgestalt.

G. L.

Leipzig, b. Hinrichs: *Fräulein von Lafayette, oder das Zeitalter Ludwigs XIII.* Nach dem Französischen der *Frau von Genlis* bearbeitet, von *Theodor Hell.* Zwey Bände. Mit 1 Kupfer. 1814. 320 u. 260 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die darstellende — und entstellende — Manier der Frau *von Genlis* ist bekannt, und schon hinlänglich entwickelt worden. Auch dieses Werk, vorzüglich im zweyten Theile, schildert Manches recht interessant, und ist mit seinem Stoffe hie und da in Anlegung der Intrigue so gut einverstanden, dass man bis zur Neugierde gereizt wird; indess möchte wohl nur ein französischer Leser sich mit diesen geschminkten Halbheiten begnügen, ein Deutscher aber gegen die ganze Behandlungsweise, in welcher Willkührlichkeit und sogenannte Geschichtlichkeit (der Franzose hält an sich auf diese Eintheilung) sich ablösen, und die gewöhnliche französische Situationsempfindeley, ohne Gefühl, ihre Rolle spielt, z. B. beym Eintritt des Königs in das Landhaus des Fräuleins Lafayette, Vieles einzuwenden haben. Doch wird auch der deutsche Leser manchen gelungenen, gut charakterisirenden Zug in dieser Geschichte finden, sogar manches wahrhaft Rührende, und diese vorzüglicheren Stellen denen in der *Duchesse de la Vallière* an die Seite setzen. Es kann hier nicht die Absicht seyn, den Bau des Originals und seine Hauptfehler genauer zu entwickeln, und eben so wenig wird diese deutsche Übertragung auf mehr als eine kurze Anzeige Anspruch machen.

G. L.

1) Leipzig, b. Kummer: *Unterricht im Zeichnen,* nach der Natur von *Francesco Ferretti.* Mit 8 illuminirten Kupfern. 1815. 29 S. 8. (20 Gr.)

2) Quedlinburg, b. Ernst: *Neues Zeichenbuch.* Ein Nachtrag zu den (dem) schlüterschen Taschenbuch für junge Zeichner und Maler zum Unterricht und zur Übung. Mit 16 schwarzen und 4 illuminirten Kupfern. 1815. 4. (18 Gr.)

Durch die Vorrede des ungenannten Herausgebers von No. 1 erfahren wir, dass das Werkchen aus der Übersetzung einer italiänischen Handschrift entstanden ist. Der Übersetzer ist *G. S. Hauswald.* Rec. stimmt zwar den Winken und Bemerkungen, welche in diesem kurzen Text über das progressive Studium des Zeichnens nach der Natur gegeben werden, grösstentheils bey; allein es ist gerade nur das Leichteste und Unwichtigste vorgetragen worden, und man begreift nicht, wie eine solche Skizze, deren Gebrauch für den ersten Anfänger eben nicht ohne Nutzen seyn wird, mit einem so viel versprechenden Titel versehen werden kann. Da es dem Vf. besonders um Kürze zu thun gewesen zu seyn scheint: so hätte die erste und zweyte Kupfertafel wegbleiben, oder durch etwas Lehrreicheres ersetzt werden können. Denn die Abbildung der *Camera obscura,* deren Gebrauch ohnediess zu Unrichtigkeiten verleiten kann, ist eben so überflüssig, als die 3 perspectivischen Aufgaben, welche nicht einmal eine Vorstellung von der Perspective, geschweige einige Fertigkeit darin zu erzeugen vermögen.

Das sogenannte Zeichenbuch unter No. 2 ist wegen seiner entsetzlichen Fehler in den ersten Elementen unter aller Kritik. Rec. hofft daher, dass die angekündigte Fortsetzung unterbleiben werde.

—e—

Druckfehler.

In No. 56 S. 286 Z. 20 v. unten st. *Gebhard* und *Färberischen* Buchhandlung zu Frankfurt am Main l. *Gebhard* und *Körberschen* Buchhandlung.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1815.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Nürnberg, b. Verf.: *Vollständige französische Sprachlehre in theoretischer und praktischer Hinsicht* von *D. Johann Anton Müller.* 1813. XVI u. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

„Warum die ohnehin ungeheure Anzahl französischer Sprachlehren noch um eine vermehren? Wird sich etwas Neues, Etwas, das noch nicht gesagt wurde, sagen lassen? Werden, wenn ich etwa etwas Ungewohntes aufstelle, nicht hundert Richter auftreten, deren manche vielleicht nicht bedenken, dass es leichter ist, ein Urtheil zu sprechen, als die Sache selbst besser zu machen?" Mit diesen Fragen beginnt die Vorrede, und Hr. *M.* gesteht, dass sie seinen Eifer, öffentlich aufzutreten, *gewaltig darniederschlugen*, und seinen Entschluss beynahe entkräftet hätten. Und möchte, muss Rec. nach einer unparteyischen Prüfung des vorliegenden Buches wünschen, möchte doch der Vf. jenem besseren Gefühle gefolgt seyn, und diese Hefte, die er, gleich als wäre von einem Kunstwerke die Rede, dem horazischen *nonum prematur in annum* getreu, viele Jahre gefeilt und geordnet zu haben versichert, ungedruckt gelassen haben! Es muss nicht Alles gedruckt seyn, was man zu seinem Privatgebrauche aufschreibt; was zu diesem Zwecke sehr brauchbar seyn kann für den Verfasser, ist es darum nicht auch für das Publicum; und wie trotzig auch Hr. *M.* am Ende der Vorrede (gleich allen Autoren, die kein gutes Gewissen haben) sich gegen die Urtheile derer, „die überall etwas zu *mäklen* finden, ohne angeben zu können, wie es besser zu machen sey," sich zu verwahren sucht: Rec. wird sich dadurch nicht abhalten lassen, unumwunden zu erklären, dass Hr. *M.* seinen Beruf zum Schriftsteller, besonders im grammatischen Fache, durch dieses Buch eben nicht bewährt hat. Wer etwas Besseres und Vollkommneres zu liefern im Stande ist, als seine Vorgänger geliefert haben, darf sich durch die Menge derselben nicht abschrecken lassen, die Früchte seines Nachdenkens und seines Fleisses gemeinnützig zu machen, und hat auf die Dankbarkeit des Publicums gerechten Anspruch. Aber wer, wie diess hier der Fall ist, das Hundert- und Tausendmal-Gesagte nur unbestimmter, verwirrter und fehlerhafter zu sagen weiss, als es Andere schon vor ihm gesagt haben, den hat nicht bloss der *mäklende* Recensent, sondern jeder urtheilsfähige Mensch ein Recht zu fragen, warum er sich nicht lieber an eins der vielen guten Bücher, welche in seinem Fache schon geschrieben sind, halten, als selbst ein schlechteres schreiben wollte?

Wir haben in diesem Buche nur den ersten Abschnitt eines ziemlich weitläufig angelegten Sprachwerkes. Er enthält „das Wissenschaftliche der Sprache, alle dahin einschlagenden Regeln, *den Sintax* (so schreibt der Vf. statt *die Syntax*) im eigentlichen Sinne des Wortes. Der zweyte Abschnitt soll über jede Regel zwey Aufgaben, eine aus dem Deutschen in das Französische, und eine andere aus dem Französischen in das Deutsche liefern. Der dritte Abschnitt endlich wird ein Lesebuch seyn für solche, welche die Regeln und ihre Aufgaben schon durchgearbeitet haben; er wird theils eigene Aufsätze, vorzüglich aber Auszüge aus den beliebtesten französischen Schriftstellern enthalten. Als Anhang wird ein Wörterbuch geliefert, das nicht nur die in dem Buche selbst vorkommenden Wörter und Ausdrücke enthält, sondern von der Art ist, dass es für Anfänger auf lange Zeit jedes andere theuere Wörterbuch entbehrlich macht." Man sieht, dass der Anhang allein, wenn er halten soll, was er verspricht, einen artigen Band fodert. Doch wir beschränken uns auf den theoretischen Theil, von welchem wir unser Urtheil zu beweisen verbunden sind.

Der schlimmste Fehler des Buches ist, dass der Vf. durchaus keinen bestimmten Zweck dabey vor Augen behalten hat, und über die erste aller Fragen, die er sich hätte beantworten müssen, *für wen* er schreibe, nicht mit sich aufs Reine gekommen ist. Überall sind die Bedürfnisse des Lehrenden und des Lernenden auf eine klägliche Weise unter einander gemengt, und Keinem von beiden Genüge geleistet. Der Vf. hat ganz Recht, wenn er behauptet, dass man Anfänger vor allen Dingen die verschiedenen Gattungen der Wörter und die Veränderungen derselben in ihrer Muttersprache unterscheiden lehren müsse, ehe man mit der französischen Sprache anfängt; aber Niemand wird hier eine solche Anleitung dazu erwarten, wie sie in der Einleitung enthalten ist. Denn wenn auch gegen die Richtigkeit der gegebenen Erklärungen nichts zu erinnern wäre, was wir eben nicht davon rühmen können: so würde der Anfänger, so roh wie ihn der Vf. voraussetzt, ohne mündliche Anweisung und Übung eines Lehrers schwerlich daraus klüger werden; den Lehrer aber müssten wir bedauern, dem erst eine solche Brücke gebaut werden müsste, um seine Schüler in die Anfangsgründe der französischen Sprache einzuführen. Wozu also diese anderthalb Bogen füllende Einleitung? Hier holt Hr. *M.* so weit aus, und bald darauf (S. 46) nimmt er wieder

an, daſs Einer, der eine fremde Sprache erlernen will, erſt ſeine Mutterſprache *regelmäſsig ſchreiben* könne. Wer das kann, der braucht doch wohl nicht erſt über die grammatiſchen Elemente ſeiner Mutterſprache ſo ängſtlich belehrt zu werden, wie der Vf. in ſeiner Einleitung nöthig findet. Wir errathen freylich, was der Vf. ſich bey dem Ausdruck *regelmäſsig ſchreiben* gedacht habe; aber in dem Sinne, welchen wir damit zu verbinden gewohnt ſind, verlangt der Vf. von ſeinen Schülern wirklich mehr, als er ſelbſt leiſtet. Denn er ſchreibt z. B. einige Sprachkundig*er*, ander*ſt*, wegen *den* Folgen, die franzöſiſche Sprache kann in *ſeiner* Ächtheit nur von einem Franzoſen erlernt werden u. dgl.

Dieſe Planloſigkeit wird am nachtheiligſten in der Verwirrung, mit welcher der etymologiſche Theil der Sprachlehre mit der Syntax zuſammengeworfen iſt. Dadurch wird das Buch für Anfänger ganz unbrauchbar. Denn indem bey jedem Redetheile die dahin einſchlagenden Regeln abgehandelt werden, müſſen nothwendig von vorne herein Dinge vorkommen, die erſt in der Folge erklärt werden. Das Unſchickliche dieſer Anordnung iſt ſelbſt dem Vf. fühlbar geworden; er kann ſich nicht enthalten, S. 86 anzumerken: „Dieſe Regel iſt natürlich für Anfänger, welche noch nichts von den Zeitwörtern verſtehen, unverſtändlich; doch muſste ſie (freylich nach dieſem verkehrten Plane!) hier angemerkt werden, ſie wird aber, wenn einſt die Rede von den Zeitwörtern iſt, wiederholt werden." Aber Hr. *M.* läſst den Geübteren und den Lehrer, der bey ihm Auskunft ſuchen möchte, eben ſo arg im Stich. Denn eben da, wo eine Unterſcheidung des verſchiedenen Sprachgebrauchs und eine Aufzählung der einzelnen Fälle erwartet werden muſs, fertigt er uns mit einem trockenen: Hier muſs die Übung das Beſte thun! ab. Und dieſen leidigen Troſt giebt Hr. *M.* ſehr oft, nicht etwa bloſs da, wo von der Anwendung und Übung einer gegebenen Regel die Rede iſt, ſondern auch da, wo man gerade die Regel ſelbſt und ihre Beſtimmungen ſucht. So erfahren wir, um nur ein Beyſpiel anzuführen, hier weiter nichts, als daſs manche Verba mit nachfolgendem *à*, andere mit *de* verbunden werden; aber welche mit *à*, und welche mit *de*, das ſollen wir aus der Übung lernen. Eben ſo heiſst es S. 251: „Es giebt mehrere Zeitwörter, welche den reinen Infinitiv zu ſich nehmen, und die ebenfalls durch Übung am ſicherſten erlernt werden." Wozu denn alſo die Sprachlehre? Gerade um ſolcher Beſtimmungen willen nimmt auch der Geübtere, wo er zweifelhaft iſt, die Sprachlehre zur Hand; gerade ſolche Verzeichniſſe von Wörtern und Wortverbindungen giebt der Lehrer ſeinen Schülern zum fleiſsigen Durchleſen oder zum Auswendiglernen auf. Den Raum dazu hätte Hr. *M.* durch Weglaſſung anderer unnützer Wörterverzeichniſſe, die nicht in die Sprachlehre, ſondern in das Wörterbuch gehören, füglich erſparen können.

Wenn Hr. *M.* auf der einen Seite Dinge, die leicht zu begreifen ſind, und auch dem Anfänger nicht viel Mühe zu machen pflegen, mit einer ermüdenden Weitſchweifigkeit abhandelt: ſo geht er auf der anderen über die wirklich ſchwierigen Puncte der franzöſiſchen Syntax mit einer Kürze und Eilfertigkeit hinweg, als ob ſich Alles von ſelbſt verſtände. So unbefriedigend iſt gröſstentheils, was hier von dem Gebrauche der Moden, der Zeiten, der Gerundien und Participien gelehrt wird; wer es nicht anders woher ſchon weiſs, wird es aus dieſem Buche ſchwerlich lernen. Wir wollen nur folgende Regel S. 253 als Beyſpiel anführen: „Das mit dem Hülfszeitwort *avoir* abgewandelte Mittelwort (Particip) richtet ſich allemal nach dem Accuſativ, und iſt theils veränderlich, theils unveränderlich." Ein offenbarer Widerſpruch! Wenn es unveränderlich iſt: wie kann es ſich denn nach dem Accuſativ richten? Und was heiſst das: nach dem Accuſativ? auch nach demjenigen, welcher darauf folgt? Man muſs alſo, wenn man dem Vf. folgt, ſagen und ſchreiben: *j'ai vue la reine;* denn das Particip mit *avoir* richtet ſich *allemal* nach dem Accuſativ. Nirgends ein Wort davon, daſs die Accuſative, nach denen ſich das mit *avoir* conjugirte Particip richten muſs, dem Verbo vorhergehen; daſs es folglich nur die Wörtchen *le*, *la*, *les*, *me*, *te*, *nous*, *vous*, *que* (ſehr unſchicklich nennt ſie unſer Vf. S. 103 beziehende *Partikeln*) ſeyn können; daſs auch bey den reciproken oder reflexiven Zeitwörtern (bey unſerem Vf. heiſsen ſie *fürwörtliche*) das Particip mit *être* eben ſo behandelt wird! Nirgends wiederum eine Andeutung von den Einſchränkungen, welche dieſe Regel, beſonders durch den Zutritt der Zeitwörter *laisser* und *faire*, erleidet! Und das nennt Hr. *M.* eine *vollſtändige* Sprachlehre! Oder gehören dieſe mangelhaften Beſtimmungen auch unter die Gegenſtände, die er, wie wir am Schluſſe erfahren, *mit Vorbedacht* kürzer, als das ſonſt der Fall iſt, gegeben hat? Dann müſſen wir freylich ſeine Methode bewundern und — ſchweigen.

Unſere Leſer werden aus den angeführten Proben ſchon bemerkt haben, daſs der Vf. in der Behandlung des Artikels, der Hauptwörter und Fürwörter dem alten Syſtem getreu bleibt. Rec. iſt weit entfernt, dieſs zu tadeln; er iſt vielmehr der Meinung, daſs das Decliniren dieſer Redetheile für den deutſchen Anfänger, der an Caſus gewöhnt iſt, ſeine groſsen Vortheile habe, und daſs der Lehrer mit Genitiv, Dativ, Accuſativ ſich weit beſtimmter und deutlicher ausdrücken könne, als mit *régime simple* und *régime composé direct* und *indirect*. Aber warum Hr. *M.* auch einen Ablativ annimmt, den doch die deutſche Sprache ſo wenig hat als die franzöſiſche, und warum er die Declination auch auf den Infinitiv ausdehnt, kann Rec. nicht einſehen. Von einem Genitiv, Dativ, Accuſativ des Infinitivs oder des Verbi überhaupt zu reden, heiſst die Sache mehr erſchweren als erleichtern.

Am unglücklichſten iſt der Vf. in Beſtimmung und Unterſcheidung grammatiſcher Begriffe; man ſieht es ſeinen Erklärungen ſogleich an, daſs es ihm ſelbſt an klaren Begriffen und logiſcher Genauigkeit fehlt. Das Nebenwort (Adverbium) erklärt er durch ein Eigen-

schaftswort des Zeitwortes; es drückt, sagt er, eben so die Eigenschaft des Zeitwortes (?) aus, als das Beywort (Adjectiv) jene das Hauptwortes; und nun bemüht er sich, den Unterschied des Nebenwortes und Beywortes durch die Fragen wie? und was? begreiflich zu machen. Aber es kommt ihm dabey nicht in den Sinn, dass diese Erklärung nur auf eine Classe von Adverbien passt, diejenigen nämlich, welche von Adjectiven abgeleitet werden, und dass der Anfänger sich umsonst anstrengen wird, die Adverbien der Zeit, des Ortes, der Menge, des Bejahens und Verneinens, und wie sie weiter eingetheilt werden mögen, nach der gegebenen Erklärung zu erkennen. Die verbindende Art (*conjonctif*) ist nach S. 150 diejenige, durch welche eine Handlung bloss als *idealisch*, nicht als wirklich, ausgedrückt wird. Bey der Erklärung der Vergleichungsstaffeln, welche Hr. *M.* sogar durch einen Holzschnitt zu versinnlichen nicht unterlassen hat, heisst es S. 84: „Die zweyte Stufe (*comparatif*) drückt eine *Vergrösserung oder, wann das nicht der Fall ist, eine Vergleichung* aus.“ Liegt in dem Comparativ mit *moins*, den er mit den meisten französischen Sprachlehrern als eine besondere Form annimmt, auch eine Vergrösserung? Ist Vergrösserung und Verminderung, die der Comparativ ausdrückt, nicht unter dem allgemeinen Begriff der Vergleichung enthalten? — Eben so unrichtig ist S. 259 die Regel ausgedrückt: „Gegen den Gebrauch des Deutschen muss dasjenige Zeitwort, welches das Wörtchen *si*, *wenn*, bey sich hat, und welches die Bedingniss ausdrückt, allemal im *Imparfait* und in der Verbindung mit einem *Conditionnel composé* im *Plusquepassé* stehen.“ Wie wäre denn das *gegen* den Gebrauch des Deutschen? In den dabey angeführten Beyspielen *je payerois si j'avois de l'argent, j'aurois payé si j'avois eu de l'argent*, ich würde bezahlen, wenn ich Geld *hätte*; ich würde bezahlt haben, wenn ich Geld *gehabt hätte*, — steht ja im Deutschen wie im Französischen das Imperfect und Plusquamperfect. Nicht die Zeit, sondern der Modus macht den Unterschied in beiden Sprachen. Im Französischen steht bey *si* das Imperfect und Plusquamperfect des *Indicativs*, im Deutschen hingegen bey dem bedingenden *wenn* das Imperfect und Plusquamperfect des *Conjunctivs*. S. 274 giebt sich Hr. *M.* viele Mühe, den Unterschied der Adverbien *auparavant* und *avant* begreiflich zu machen. *Avant*, sagt er, steht, wenn ein Beugefall darauf folgt, und *auparavant*, wenn dieses nicht der Fall ist, z. B. *j'arriverai avant vous; je partirai, mais je vous payerai auparavant*. Es ist schwer, sich des Ärgers zu erwehren, wenn man einen Schriftsteller über Grammatik auf eine so grobe Art Adverbium und Präposition verwechseln sieht. Und diese Verwechselung merkte Hr. *M.* nicht, da er niederschrieb: wenn ein Beugefall darauf folgt? Kann denn ein Adverb einen Beugefall regieren? Auch die vieljährige Feile glitt über dieses arge Versehen hinweg? Der deutsche Anfänger kann die beiden Wörter gar nicht verwechseln: denn die Präposition *avant* heisst *vor*, und das Adverb *auparavant* heisst *vorher*.

Nicht viel besser ist der bald hernach angemerkte Unterschied zwischen *au moins* und *du moins*, *wenigstens*. Das erstere soll gebraucht werden, wenn von einer bestimmten Sache die Rede ist, und das zweyte, wenn die Sache ungewiss ist, z. B. *payez-moi au moins la moitié — s'il ne le fait pas, il le pense du moins*. Wir wissen nicht, ob der Vf. etwas bey seiner Erklärung gedacht habe; wir bekennen, dass wir sie nicht verstehen. Es bedarf übrigens wohl keines besonderen Scharfsinns, um zu finden, dass *au moins* auf die Quantität, und *du moins* auf die Intension geht; jenes heisst *aufs wenigste, zum wenigsten*, dieses *wenigstens*. S. 79 heisst es: „Alle Beywörter, *welche auf den Sinn Bezug haben*, also alle die, welche die Gestalt, die Farbe, den Geschmack, den Geruch einer Sache bezeichnen“ u. s. w. Also giebt es auch Beywörter, die nicht auf den Sinn Bezug haben? Mehr als seltsam ist folgende Regel ausgedrückt S. 66: „Im *Genitiv* und *Ablativ* werden die Namen weit entfernter, ausser Europa gelegener Reiche und Länder jederzeit mit dem bestimmten Geschlechtswort (Artikel) gegeben, *de l'encre de la Chine*, *la porcelaine du Japon*, *les richesses de la Bengale*“, und S. 67: „Im *Dativ* werden die Namen ausser Europa gelegener Länder jederzeit mit dem bestimmten Artikel gegeben, *il va à la Chine*, *il à* (vermuthlich ein Druckfehler für *a*) *ramassé de grandes richesses au Brésil*.“ Warum denn nur im Genitiv und Ablativ, und im Dativ? warum denn nicht in allen Beugefällen? Sagt man denn nicht auch im Nominativ und Accusativ *la Chine, le Japon, le Brésil?* Hr. *M.* hätte sich also weit kürzer ausdrücken können: Diese Länder werden immer mit dem bestimmten Artikel gebraucht. Denn auf den Casus kommt dabey offenbar nichts an.

Das Beste in dem Buche sind noch die Paradigmen, die man aber freylich eben so gut auch in anderen Sprachlehren findet. Dass der Vf. die einfachen Zeiten des Verbi von den zusammengesetzten durch verschiedene Columnen getrennt hat, hält Rec. für keine Verbesserung: denn was wird dadurch gewonnen? Aber dass bey den zusammengesetzten Zeiten des Passivs die Veränderung des Particips in Beziehung auf das vorhergehende Subject (*loué, louée, loués, louées*) gar nicht bemerkt ist, scheint ihm ein wesentlicher Mangel. Jedem Abschnitte ist eine Wiederholung in Fragen angehängt: — wir wissen das nicht mit der ganzen Einrichtung des Buches zusammenzureimen, die für die Bedürfnisse des Anfängers so wenig berechnet ist. Denn wie soll der Schüler von vorn herein die vorgelegten Fragen beantworten über Dinge, welche er erst am Ende des Buches erklärt findet?

Wir wollen Hn. *M.* das Lob nicht streitig machen, das ihm als praktischem Lehrer der französischen Sprache gebühren mag, — es leuchtet auch aus diesem Buche bey allen seinen Fehlern das Bestreben und die Geschicklichkeit hervor, die Eigenheiten der französischen Sprache und ihre Abweichungen von der deutschen bemerklich zu machen. Aber um als Schriftsteller in diesem Fache mit Glück aufzutreten, dazu fehlt es ihm zu sehr an logischer Ordnung und

Scharfſinn, nur Unbefangenheit iſt erfoderlich, um ſich zu überzeugen, daſs Paulus die Hauptperſon und die Predigt des Chriſtenthums unter den Heiden das Hauptthema der Apoſtelgeſchichte ſey. Wozu der Keim in den Evangelien liegt, das kommt in der Apoſtelgeſchichte zur Blüthe und zur Reife: der Particularismus iſt zu Ende, der Univerſalismus beginnt. Jener iſt geſtürzt, und dieſer iſt aufgerichtet worden, hauptſächlich durch Paulus. Zweck und Plan der Apoſtelgeſchichte iſt, was der Inhalt dieſes Buchs iſt, die Ausbreitung des Chriſtenthums zunächſt unter dem jüdiſchen Volke, hauptſächlich aber unter den heidniſchen Nationen. §. 148. Ob die Apoſtelgeſchichte nicht eine Rechtfertigung der Lehre des Apoſtels Paulus von der Aufnahme der Heiden unter die Chriſten habe ſeyn ſollen? Mit dem Zweck und Plan der Apoſtelgeſchichte iſt nicht im Widerſpruch, iſt in Übereinſtimmung die Meinung, daſs Lukas den Apoſtel Paulus, welcher zuerſt reines Chriſtenthum ohne Beymiſchung von Judenthum vorgetragen, welcher mit Nachdruck behauptete, daſs das moſaiſche Cerimonialgeſetz nun keine Gültigkeit mehr habe, und welcher die Heiden in ſo groſser Anzahl in die Chriſtengemeinde aufnahm, gegen die Vorwürfe und die Verfolgungen, welche er ſich dadurch zugezogen, habe vertheidigen, und die den Heiden, wie den Juden, gebührenden Anſprüche an die Wohlthaten des Chriſtenthums habe darthun wollen. Dieſe Meinung iſt Reſultat aus dem Inhalt, aus dem Zweck und Plan der Apoſtelgeſchichte. Der Vf. iſt derſelben auch gar nicht abgeneigt; nur bemerkt er, daſs dieſe Hypotheſe nicht auf alle Theile der Apoſtelgeſchichte ſich anwenden, und in andere nur gezwungen ſich hineintragen laſſe. Allein wie ſollte denn auch eine Anwendung auf alle Theile möglich ſeyn? und iſt nicht die Hineintragung in diejenigen, welche nicht gerade den Paulus zum Gegenſtand haben, ganz überflüſſig? Der Vf. wendet und dreht ſich, und man muſs denken, es ſey ihm nur zuwider, daſs auch *Michaelis* und *Griesbach* dieſe Vermuthung gehabt haben. Er giebt ſelbſt zu S. 30, daſs ſie einen reichen Stoff für die Geſchichte des Übergangs des Chriſtenthums an die Heiden enthalte. §. 149. Quellen der Apoſtelgeſchichte. Hierin unterſcheidet ſich die Geſchichte der Apoſtel von dem Evangelium. In dem Evangelium ſchöpfte Lukas, wie Matthäus und Markus, aus der aramäiſchen Urſchrift; der Apoſtelgeſchichte liegen keine früheren ſchriftlichen Nachrichten zu Grunde. Was Lukas von Jeruſalem erzählt, hatte er daſelbſt erfahren und gehört, auch herrſcht in dieſem Theile des Buchs derſelbe Stil, dieſelbe Manier, Methode und Weiſe, wie in den übrigen: auch die Reden, welche in die Apoſtelgeſchichte eingeſchaltet ſind, ſcheinen nicht ganz ſo gehalten, ſondern von Lukas ausgearbeitet worden zu ſeyn, was auch daraus erhellet, daſs die Reden des Stephanus, Petrus und Paulus in Beziehung auf die Nationalgeſchichte und die Anwendung derſelben gleiches Inhalts ſind. Von Allem, was Lukas auſser Jeruſalem berichtet, war er ſelbſt Zeuge; er bedurfte alſo keiner ſchriftlichen Quellen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daſs er durch die ganze Apoſtelgeſchichte als ſelbſtſtändiger und von allen fremden Worten unabhängiger Schriftſteller ſchreibe. §. 150. Vorzüge der hiſtoriſchen Compoſition in der Apoſtelgeſchichte. Dieſe Geſchichte trägt den Charakter einer regelmäſsig und mit Fleiſs ausgearbeiteten, ſo wie auch mit Ordnung diſponirten Schrift; auch zeichnet ſie ſich aus durch Präciſion und Klarheit der Darſtellung, insbeſondere durch die Schreibart, welche auch weit vorzüglicher iſt, als der Stil in dem Evangelium des Lukas, was jedoch ſehr begreiflich iſt, da er dort einen Urtext vor ſich hatte, hier nicht. Nur hat die Apoſtelgeſchichte keine genaue chronologiſche Form, was für die Beleuchtung der pauliniſchen Briefe ſo ſehr zu wünſchen wäre: jedoch fehlt es derſelben an chronologiſchen Daten gar nicht. Daſs dieſe Geſchichte der Apoſtel der Zeitordnung und Zeitrechnung nicht ermangle, erhellet beſonders aus der chronologiſchen Tafel §. 151, welche nicht nur durch Genauigkeit, ſondern auch durch Vollſtändigkeit wahren Werth hat. §. 152. Alter, Glaubwürdigkeit und Ächtheit des Buchs. Dieſs geht hervor aus dem innigen Zuſammenhang des Inhalts mit der Lage der Welt in den Jahren Chriſti 32—65 und mit der Geſchichte dieſer Zeit. Die Apoſtelgeſchichte ſtimmt ganz zuſammen mit der auswärtigen Geſchichte, und ſteht in der engſten Verbindung mit dem Zuſtande von Judäa während dieſer Zeit, welches auch aus dem gleichzeitigen Joſephus ſich ergiebt. Die Authentie kann auf keine Weiſe angefochten werden, wie dieſelbe auch noch nie in Anſpruch genommen worden iſt. §. 153. Bekanntwerdung der Apoſtelgeſchichte. Es kann nicht befremden, daſs man von dem Gebrauche der Apoſtelgeſchichte keine ſicheren Nachrichten vor dem Ende des zweyten Jahrhunderts hat: denn dieſs iſt derſelbe Fall bey allen neuteſtamentlichen Schriften. Die Gründe hievon liegen in den allgemeinen Schwierigkeiten, welche die Verbreitung einer Schrift hatte, und in der beſonderen äuſseren Lage des Chriſtenthums. Bey der Apoſtelgeſchichte iſt noch hauptſächlich zu bemerken, daſs ſie nicht zunächſt an eine Gemeinde, ſondern an einen Privatmann, den Theophilus, gerichtet war: wir dürfen uns daher um ſo weniger wundern, daſs ſie nicht früher in das Publicum gekommen iſt. Die apoſtoliſchen Väter führen keine Stelle des N. T. wörtlich, und keinen Schriftſteller namentlich an, ſo auch die Apoſtelgeſchichte und den Lukas nicht. Juſtin beruft ſich immer bloſs auf die Denkwürdigkeiten der Apoſtel, welche Evangelien genannt werden: die Apoſtel ſind ihm alſo die Verfaſſer, nicht die Helden der Schrift. Auch von dem Gebrauche und dem Anſehen der Apoſtelgeſchichte, wie der meiſten Schriften des N. T., iſt Irenäus der erſte Zeuge. Clemens von Alexandrien citirt dieſes Buch ſehr häufig. Das erſte Verzeichniſs der neuteſtamentlichen Schriften iſt aus dem dritten Jahrhundert von Origenes, welcher, wie im folgenden Euſebius, die Apoſtelgeſchichte unter die in der chriſtlichen Kirche allgemein angenommenen Bücher rechnet? Nur die von der Kirche diſſen-

tirenden Parteyen, die Marcioniten, Manichäer, Ebioniten und Enkratiten, haben dieses Buch verworfen, weil es ihren Meinungen entgegen war. §. 154. Corruption des Textes. Dass Hr. *E.* kein Freund der Kirchenväter ist, weiss Rec. schon lange; hier klagt er sie auch wegen Verfälschung des Textes der Apostelgeschichte an. Es ist jedoch sonderbar, dass er ihre von unserem vulgären Text nur wenig abweichenden Lesarten Corruptionen nennt: wer kann entscheiden, ob sie in ihren Exemplaren nicht wirklich so gelesen haben, ob ihre Lesarten nicht die älteren und mit dem Originaltext übereinstimmenden seyen; warum hätten sie nicht auch, wie es bey uns nicht ungewöhnlich ist, Stellen anführen dürfen, nicht gerade wörtlich und buchstäblich, sondern nach dem Sinn und Geist? Gewiss ist es eine der vielen gelehrten Albernheiten, dass man die Stellen aus dem N. T., welche man bey den Kirchenvätern findet, als Varianten zu dem Text gesammelt hat; diese Sonderbarkeit geht aus der eben gemachten Bemerkung hervor, und dann wer will denn bestimmen, ob sie überhaupt ein Exemplar gerade vor sich gehabt, oder ob sie nicht aus dem Gedächtniss citirt haben, wie diess in Ansehung der alexandrinischen Übersetzung bey den Schriftstellern des N. T. so oft der Fall ist? Wenn wir unbefangen, ohne kritisiren zu wollen, da die neutestamentliche Kritik überhaupt kein Fundament zu haben scheint, die Apostelgeschichte lesen: so werden wir Alles so sehr in Ordnung, Rundung und Harmonie finden, dass der Verdacht wegen Interpolationen, Einschleichungen von Glossen, Abänderungen und insbesondere wegen Verderbnissen des Textes ganz fern bleiben sollte. Die bisherigen Ansichten gelten auch in Beziehung auf die Handschriften.

Diese Darlegung scheint etwas steril zu seyn; allein die Schrift selbst ist nicht sehr fruchtbar. Zwar zeichnet sie sich aus durch die Gelehrsamkeit ihres berühmten Vfs., wie alle seine Schriften; aber eine Einleitung in die heiligen Urkunden der Religion und des Christenthums sollte doch nicht bloss gelehrt seyn, sie sollte ohne Zweifel auch dem Geiste Nahrung, dem Gemüth Erhebung, dem Herzen Rührung gewähren. Insbesondere bietet die Apostelgeschichte selbst Betrachtungen über Religion und Christenthum dar: sollte die Bemerkung, dass nur die Wahrheit, die Kraft und Macht derselben gesiegt habe, dem Geiste nicht wichtig seyn? sollte der hohe Muth der Apostel, insbesondere des ersten unter ihnen, des Paulus, in welchem die Erhabenheit und die Resignation auf eine so bewundernswürdige Weise vereinigt ist, nicht auch unser Gemüth stärken und befestigen? und wie theuer, wie werth und heilig muss das Christenthum unserem Herzen seyn, wenn es nicht nur bey der Stiftung und Gründung, sondern auch bey der Fortpflanzung und Ausbreitung desselben die Wirkung der Gottheit fühlt und empfindet? Es ist das grosse Thema der Apostelgeschichte: unter vielen Hindernissen und Schwierigkeiten und bey wenigen Hülfsmitteln ist das Christenthum schon in den ersten Zeiten desselben die Religion eines beträchtlichen Theils der damals bekannten Welt geworden. Dergleichen Ansichten, welche nicht mühsam aufgesucht werden dürfen, sondern welche uns so nahe liegen, dass wir denselben nur nicht unser Auge verschliessen müssen, haben ja volle Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit. Von dieser Art bietet die vorliegende Schrift durchaus nichts dar. Vielmehr findet sich Manches, was derjenige, welcher gegen das Christenthum und die ersten Verkündiger desselben Achtung hat, nicht billigen, und was ihn nicht erbauen kann. Paulus ist dem Vf. insgemein der Glaubensprediger und ein geschickter Wortführer: sind wohl diese Charaktere, welche ihm beygelegt werden, anständig und seiner würdig? Es ist die Rede von Visitations-Reisen des Petrus: er hat aber anderen Gemeinden nur freundschaftliche Besuche gemacht. Am häufigsten wird gesprochen von Missionsreisen, Missionen in die Heidenländer, von einer Geschichte der Missionen, von Missionaren unter die Heiden: die ehemaligen Schüler Christi und Paulus wurden doch von keiner Gesellschaft gesendet, sie verkündigten das Evangelium heidnischen Völkern, beauftragt von Christo selbst, daher sie seine Apostel sind und heissen, mit welcher richtigeren und schicklicheren Benennung sie aber in vorliegender Schrift nicht angeführt werden. Ein Charakter von der geistigen und sittlichen Reife, wie der *eichhornische*, ist auch religiös. In Wahrheit, *Eichhorn* verleugnet sich selbst, er verbürgt sein Bild und sein Original, wenn er seine Religiosität immer in den Hintergrund stellt. Er hat eine hohe Achtung gegen die Religion, er hat ein zartes, reines und inniges Gefühl für dieselbe: weder das eine, noch das andere drücken seine Schriften aus; beides ist aber mit der vollesten Überzeugung denjenigen bekannt, welche in näheren Verhältnissen und Verbindungen mit dem edeln Manne stehen.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Et. κ. Aτ.

Sulzbach, b. Seidel: *Gedanken, Wünsche und Vorschläge über die öffentliche Gottesverehrung und die dahin einschlagenden Gegenstände* von einem Greise. Aus dem Lateinischen einer Synodal-Abhandlung übersetzt. 1815. 158 S. 8. (8 Gr.)

Eine sehr gutgemeinte Schrift! Nachdem der Vf. in bittere Klagen über den Verfall der Religion ausgebrochen ist, den er besonders auch in der Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung zu finden glaubt: prüft er die Vorschläge, die in neueren Zeiten gemacht worden sind, um diesem Übel abzuhelfen. Er ist geneigt, sie grösstentheils zu verwerfen. Wenn er aber dabey unter anderen S. 15 behauptet: „Betrachte ich den Vorschlag, die Tugend soll in der Schule zur Religiosität gebildet werden, und wende denselben auf die Welt, so wie sie ist, nicht wie sie seyn sollte, an: so finde ich höchst wichtige Hindernisse, welche sich demselben entgegen stellen": so können wir unmöglich einstimmen. Freylich Hindernisse findet jede gute Sache. Aber der tüchtige Schullehrer, dem Religion selbst Sache des Herzens ist,

wird diese Hindernisse grösstentheils zu heben wissen, zumal da sie nicht in dem kindlichen Gemüthe, welches für Religion so empfänglich ist, sondern in anderen Umständen liegen. Hierauf kommt der Vf. auf seine eigenen Vorschläge, die er S. 38 so angiebt: „Ich kenne nur zwey Mittel, durch welche die gesunkene Religiosität und der schlechte Kirchenbesuch wieder neu belebt werden kann, bey deren Anwendung, wo nicht ächte Religiosität durchgängig, doch bey Vielen kann erweckt werden, ich meine das Beyspiel der Grossen und ein dem Geiste der Zeit angemessener Cultus." Was das zweyte Mittel betrifft: so wird gewünscht, dass der Cultus für den sinnlichen Menschen mehr das Äusserliche berücksichtigen, und zwischen dem katholischen, welcher zu viel, und dem protestantischen, welcher zu wenig Ceremonieen habe, in der Mitte stehen soll. Nach seiner Meinung sollen die Kirchen mehr Schönheit, wenigstens mehr Reinlichkeit, der Gesang mehr Reiz für das Ohr, das Gebet mehr Herzlichkeit, die Predigt mehr Christenthum, der Prediger mehr sittlichen Werth, und jede in der Kirche vorgehende Handlung mehr Feyerlichkeit haben. Wir billigen zwar diese Vorschläge von ganzer Seele; sind aber überzeugt, dass sie allein den beabsichtigten Zweck nicht erreichen werden, wenn der Zeitgeist sich nicht ändert. Aber dieser Zeitgeist ist schon im Umkehren begriffen, weil die Zeitereignisse lehren, dass man ohne Gott nicht leben kann. Was das Lesen dieser Schrift erschwert, sind die vielen Wiederholungen. Über den beynahe nutzlosen Streit, ob die protestantische Kirche Priester habe, erklärt sich der Vf. S. 137 so: „Ist das Wort Priester anstössig: so ist zu bedenken, dass diess Wort eigentlich das corrupte Wort πρεσβύτης, πρεσβύτερος sey, das ist, wie es auch Luther richtig übersetzt hat, der Älteste, der Vorsteher der Gemeinde. Doch warum scheuet man sich, sogar nach römischem Begriffe, den Pfarrern diesen Titel zu geben, oder den Begriff des Opfers, welcher mit diesem Namen gewöhnlich verbunden wird? Es nennt ja die Schrift alle Christen Priester, die ihr Herz täglich Gott opfern? Und von diesem abgesehen, ist denn Opfern das einzige Geschäft des Priesters? Ist es nicht eben so sehr seine Obliegenheit, den Segen über das Volk auszusprechen, für die Gemeinde zu beten, in des Volkes Namen das Gebet vor Gott zu bringen?"

— R —

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Erlangen*, b. Palm: *Der ehrfurchtsvolle Glaube des Christen an die Göttlichkeit seiner Religionsschriften.* Eine Predigt bey der Synode zu Dinkelsbühl 1813 gehalten von (vom) Archidiaconus *Christoph Christian Zäuner.* 1813. II u. 40 S. 8. (2 Gr. 6 Pf.)

Rec. ehret das Streben, das Göttliche in unseren Religionsschriften nachzuweisen. Aber durch eine solche Vertheidigung, wie durch die vorliegende, ist nichts gewonnen. Der Vf. sagt von den Zweifeln gegen die Bibel, die man aus ihrem gemischten Inhalte genommen habe: „So manche anstössige Erzählungen, *unheilige* Redensarten (*sic!*), *unwürdige* Vorstellungen und geringfügige Kleinigkeiten, die man mit leichtfertigem Sinne und bösartigem Fleisse *aufgesucht und zusammengestellt* hat, mussten dazu dienen, die Bibel zu einem gemeinen menschlichen Buche herabzuwürdigen" u. s. w. (S. 8.) Der Apologet hätte doch sagen sollen: die unheiligen Redensarten u. dgl., die man zu finden *meinte.* Er sagt (S. 11): „die Bücher der *Evangelisten* und Apostel *rühmen* sich ihres göttlichen Ursprungs." Diese Stelle im N. T. wäre Rec. zu sehen sehr begierig, besonders was die Evangelisten Markus und Lukas betrifft. Da der Vf. der letzteren gar nicht besonders erwähnt, sondern bey der Behauptung stehen bleibt, dass Jesus das, was er den *Aposteln* beym mündlichen Vortrage verhiess, ihnen bey schriftlicher Abfassung auch nicht fehlen lassen konnte: so müsste Jedermann glauben, der Vf. habe den Markus und Lukas auch für Jünger Jesu gehalten, wenn man nicht wüsste, dass Hr. Z. selbst davon eine bessere Kenntniss habe. Die übrigen Gründe, die er anführt, sind die gewöhnlichen nach den älteren dogmatischen Systemen. S. 6 geht eine Periode von der Mitte der Seite bis fast zu Ende der folgenden. Diess zum Beweis von der Darstellungsart des Vfs.

Kp.

Wien, b. Gerold: *Handbuch der Religionsgeschichte des alten und neuen Bundes, in steter Verbindung mit der Religionslehre, zum Gebrauche für Ältern, Katecheten und Schullehrer beym Unterrichte in der Religion überhaupt, besonders aber beym Vorbereitungsunterrichte angehender Gymnasialschüler*, herausgegeben von *David Landsmann*, Mitgliede des Benedictinerstiftes Kremsmünster, Lehrer der Religion und Naturkunde am dortigen kaiserl. königl. Gymnasium, wie auch Vorsteher des Museums daselbst. 1815. 1 Bd. XVI u. 168 S. 2 Bd. 150 S. 3 Bd. 89 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Handbuch schränkt sich nicht nur auf die biblische Geschichte ein, sondern liefert auch einen kurzen Abriss der Entstehung und Verbreitung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten, mit besonderer Hinsicht auf die Bekanntmachung desselben in dem Vaterlande des Vfs. Die biblische Geschichte ist traulich erzählt. Das Wunderbare in ihr ist weder verdrängt noch gehäuft, und mit grosser Vorsicht behandelt worden, so dass es weniger auffällt, und dass der Glaube an die biblische Offenbarung nicht gestört, sondern unterhalten wird. Und wer erwartet bey einem solchen Glauben nicht etwas Wunderbares? wer verlangt es nicht sogar? Die biblischen Geschichten, die Alles natürlich erklären wollen, was als wunderbar mit allem Fleisse erzählt ist, scheinen Rec. den Gesichtspunct nicht recht gefasst und eine undankbare Arbeit geliefert zu haben. Die kurzgefasste Geschichte des Christenthums lässt noch Vieles zu wünschen übrig, und man vermisst an ihr die historische Schärfe. Überhaupt scheint uns Vieles darin gar nicht interessant zu seyn. Doch spricht sich in ihr ein liberaler Geist aus, und man sieht es der Geschichte nicht an, dass der Vf. in einer anderen Kirche lebt.

Das grösste Verdienst dieser Geschichte aber ist die praktische Anwendung derselben durch die daraus sorgfältig gezogenen Glaubens- und Sitten-Lehren, welche grösstentheils treffend sind. Und so ist diese Geschichte als eine praktische Religionsgeschichte anzusehen und zu gebrauchen, und wir wünschen ihr viele Leser.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

THEOLOGIE.

Berlin, b. Maurer: *Aus welchem Gesichtspuncte muss die in Anregung gebrachte Verbesserung der protestantischen Kirchenverfassung betrachtet werden?* Worte der Verständigung und Beruhigung an das über diese Angelegenheit noch nicht unterrichtete Publicum; besonders in Beziehung auf die Schrift: Erwiederung auf die Antwort der allerhöchst ernannten Commissarien zur Aufstellung neuer liturgischen (r) Formen. Von *C. H. Neumann*, Superint. und Pf. zu Lossow. 1815. 46 S. kl. 8. (6 Gr.)

Diese Schrift giebt über die Geschichte der königl. preussischen Commission zur Aufstellung neuer liturgischer Formen einen merkwürdigen Aufschluss, indem sie uns zeigt, wie jenes Publicandum vom 17 Sept. v. J. veranlasst worden ist.

Die Frage, durch welche Mittel dem lebhaft gefühlten Verfall der christlichen Religiosität abzuhelfen, und ein neues religiöses Leben in der Kirche Jesu und in dem christlichen Volke zu wecken und zu verbreiten sey, welche die besseren Geistlichen unseres Vaterlandes seit einiger Zeit beschäftiget, kam besonders unter der kurmärkischen Geistlichkeit in öffentliche Anregung, als die höhere Behörde zur Errichtung einer Synodalverfassung von der Geistlichkeit gutachtliche Gedanken und Wünsche verlangte. Die kurmärkischen Superintendenten versammelten sich zur gegenseitigen mündlichen Mittheilung ihrer Gedanken und Vorschläge darüber in Berlin. „Es war diess recht eigentlich eine Versammlung, die aus reinem Triebe, aus wahrem Bedürfniss des Geistes und Herzens und aus freyer Wahl sich bildete." Der Vf., weit davon entfernt, sich und seinen Amtsgenossen hiebey irgend ein verdienstliches Werk zuschreiben zu wollen, ist vielmehr des Glaubens, dass eine ganz besondere Fügung der Vorsehung die Sache gerade so gelenkt hat, weil nämlich viele Männer eines Amtes gerade zu gleicher Zeit von Einer Idee und Einem Verlangen (nach dieser Versammlung nämlich) sich ergriffen fühlten. „Es war erhebend für die Versammlung, dass sie alle bis zuletzt recht eigentlich einmüthig bey einander waren; dass gleich Anfangs von Allen festgesetzt wurde, wie wir durchaus uns bloss über die heilige Angelegenheit des Herrn berathen, und das etwanige besondere Interesse unseres Standes hier ganz vergessen wollten." (Eine gewiss sehr löbliche Gesinnung!) Da die Versammelten sich nicht als die Repräsentanten der gesammten Geistlichkeit des Vaterlandes, noch viel weniger der protestantischen Kirche betrachten konnten: so hielten sie es für Anmassung, wenn sie sich herausnähmen, in dieser Versammlung eine bessere Kirchenverfassung zu entwerfen, und solche dem Monarchen, als dem Schutzherrn der Landeskirche, vorzutragen. Sie wünschten vielmehr eine noch allgemeinere Berathung über diese höchst wichtige Angelegenheit. Daher baten sie bloss den König, eine Commission aus den ersten und vorzüglichsten Geistlichen des Landes zu ernennen, der sie ihre Vorschläge zur Prüfung vorlegen dürften; und zugleich hielten sie sich verpflichtet, es dem Könige offen zu gestehen, dass sie die Überzeugung hätten, die protestantische Kirche bedürfe einer besseren Verfassung, wenn nach den Bedürfnissen der Zeit ein neues christlich religiöses Leben in der Nation erwachen und gedeihen, und die Diener der Religion sich eines kräftigeren Wirkens zu erfreuen haben sollten. Da sie es für unbescheiden hielten, dem Könige einzelne bestimmte Vorschläge zur Verbesserung der Kirche vorzutragen: so konnte es ihnen noch weniger einfallen, die Gnade des Monarchen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen anzuflehen. *In dieser Versammlung ist niemals von der Verbesserung der Liturgie die Rede gewesen*, indem man von der Überzeugung ausging, dass die Verbesserung und Veredelung des Gottesdienstes nur nach und nach aus der Verbesserung der Kirchenverfassung sich selbst gestalten, und den Bedürfnissen der Zeit gemäss sich modificiren müsse. In ihrer Eingabe an den König haben die versammelten Superintendenten der Liturgie mit keiner Sylbe gedacht, wohl aber gebeten: „ihre Vorschläge zur Verbesserung der ganzen *Kirchenverfassung* der zu ernennenden Commission vorlegen zu dürfen." Der Vf. vertheidigt die Versammlung gegen gewisse Vorwürfe, als wäre sie unrechtmäsig geschehen, und als habe sie unrecht gethan, dass sie die vorgesetzten Behörden übergangen und ihre Wünsche unmittelbar dem Könige selbst vorgetragen; und wir dürfen versichern, dass er mit seiner Rechtfertigung gewiss jeden Billigdenkenden befriedigen wird. Die Eingabe der Superintendenten an den König wurde im August 1814 übersandt. Anstatt einer Antwort und als die beste (?) Resolution erschien das Publicandum vom 17 Sept. „Der fromme König (sagt der Vf.) hatte unsere Wünsche und Bitten mit Wohlgefallen aufgenommen, und mit der That geantwortet. Es fiel uns in dem Publicandum freylich auf, dass darin nur von der Ernennung einer Commisson zur Verbesserung des Cultus und der Liturgie die Rede war; aber wer von uns wollte sich anmasen, alle Ausdrücke in dieser

Bekanntmachung zu deuten? Es war zwar dem Vf. sehr ängstlich, befürchten zu müssen, daſs das ununterrichtete Publicum die Geistlichkeit beschuldigen möchte, als habe diese hauptsächlich um Aufzwängung neuer Kirchen-Ceremonieen angesucht, und als beabsichtige man die Einführung eines dem katholischen ähnlichen Cultus. Allein es war möglich, daſs die Superintendenten in ihrer Eingabe Ausdrücke gewählt hatten, welche von der Verbesserung der Liturgie verstanden wurden; es wäre unbescheiden gewesen, bey der Anordnung einer guten Sache, den Schein auf sich zu laden, als wolle man gleich Anfangs mit einem Widerspruch hervortreten; und überdieſs hatte der beste König so freundlich und liebreich unsere Bitten erhört, und nicht nur eine Commission ernannt, sondern auch die Geistlichkeit des Landes zur Einreichung gutachtlicher Vorschläge auffodern lassen, daſs wohl zu erwarten war, die Commission werde nicht unterlassen, das Verlangen des Mehrtheils der Geistlichkeit nach einer Verbesserung der ganzen Verfassung der Kirche dem Landesvater vorzutragen. Alle diese Rücksichten schienen es den Mitgliedern der zu Berlin gehaltenen Versammlung zur Pflicht zu machen, vor der Hand nur ihre Vorschläge der ernannten Commission vorzulegen, übrigens aber es nicht öffentlich zu erwähnen, daſs sie auf eine Entwerfung einer besseren Liturgie nicht angetragen hätten, sondern alles Heil der Kirche nur von der Verbesserung ihrer Verfassung erwarteten."

Das Glückwünschungsschreiben zeigte indessen, daſs man die Wünsche der Versammlung miſsverstehen konnte. Der Vf. ist mit diesem Schreiben, dessen ironischer Ton ihm übrigens höchlich miſsfällt, in sofern einverstanden, als er glaubt, daſs der Kirche nicht mit neuen liturgischen Formen geholfen werden könne, und daſs, wenn solche Verbesserungen zu Stande kommen sollen, erst eine neue lebendige Verfassung der Kirche gegründet werden müsse. Aber er rügt es sehr stark, daſs der Vf. dieses Schreibens zu verstehen gegeben (was jedoch Rec. nicht so verstanden hat), daſs die Mitglieder jener Versammlung es aus persönlicher Zuneigung und Hochachtung veranlaſst hätten, daſs diese höchst wichtige Angelegenheit gerade diesen Männern in die Hände gegeben worden. Er betheuert, daſs sie durchaus nicht auf eine entfernte Weise zu verstehen gegeben, welche Personen sie vom Könige dazu ernannt zu sehen wünschten; bekennt aber, daſs sie mit dieser Wahl sehr zufrieden gewesen.

Hierauf bezieht sich der Vf. auf die *grävellsche Erwiederung* (s. J. A. L. Z. No. 44), und geht besonders auf die darin gemachte Foderung ein, daſs der Commission ein paar Kenner der Kirchen- und Dogmen-Geschichte beygegeben werden möchten. Er ist dieser Meinung nicht. So viele Kenntnisse, als zur Ausrichtung des Auftrags der Commission erfodert würden, müsse jeder Pfarrer besitzen, der Kopf und solide studirt hat (Worte des Vfs.); das lehre ja eben die Kirchengeschichte. Sie zeige nämlich augenscheinlich, daſs alle Reformen und Verbesserungen nicht als die Resultate des gelehrten Studiums der Kirchengeschichte, sondern des begeisterten Gemüths, der vorhandenen Bedürfnisse und des lebendigen Glaubens hervorgegangen seyen. — Daſs die letzteren Bedingungen nothwendig seyen, wer zweifelt daran? Wer aber kann verkennen, daſs die lutherische Reformation von gelehrter Einsicht geleitet worden, und ohne sie nie zu Stande gekommen seyn würde? Ohne kirchengeschichtliche und exegetische Kenntniſs konnten alle die papistischen Irrthümer nicht bekämpft und umgestoſsen werden. Der Vf. verwickelt sich hier in einen groſsen Widerspruch mit der Geschichte. „Von der eigentlichen Kirchen- und Dogmen-Geschichte (sagt er) mochte der ehrliche Luther wohl wenig wissen, und ich möchte behaupten, wenn er *Planks* Gelehrsamkeit besessen hätte, so würde er die Reformation nicht zu Stande gebracht haben." Doch muſs er in einer Note zugeben, daſs Luther an Melanchthon eine groſse Stütze hatte, und daſs letzterer als gelehrter Theolog den protestantischen Lehrbegriff fester bestimmen half. Aber Melanchthon werde doch die Reformation nicht zu Stande gebracht haben, und heut zu Tage sey überhaupt der Lehrbegriff nicht zu bestimmen, sondern nur der alte Lehrbegriff von Neuem mit seiner Autorität anzuerkennen. „Wehe der Christenheit (fährt er fort), wenn ihr eine Kirchenverfassung gegeben werden sollte, welche die Doctoren der Theologie aus der Kirchengeschichte und Religionsphilosophie herausstudirt und herausgezwängt haben! Nur der Geist macht lebendig, und der kommt nicht aus der Kirchengeschichte." Hernach folgt noch eine starke Invective gegen die Universitätslehrer; diese seyen es gerade, welche die Autorität der Schrift umgestoſsen und den Unglauben befördert hätten; noch heute gebe es Doctoren der Theologie, welche das historische Fundament des christlichen Glaubens ableugneten, und die Geschichte des alten und neuen Testaments für Mythen erklärten u. s. w. Alle unnützen Zänkereyen, alle Verwirrungen im Lehrbegriff kämen von den sogenannten gelehrten Theologen her, die dessen ungeachtet nicht müde würden, den alten Wust der Meinungen und Dogmen immer wieder von Neuem zu durchwühlen, und dann der Welt die in neue Formen gekleideten Hirngespinnste als göttliche Weisheit anpreisen wollten. Was hilft aber all dieſs Eifern, da der Vf. doch selbst gesteht, daſs kein Geistlicher in unseren Tagen einer wissenschaftlichen Bildung entbehren könne, und daſs nur Männer von gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen, von Verstand und Geist, Mitglieder der Commission seyn dürften? Daſs er Frömmigkeit und Begeisterung noch dazu fodert, wird Jeder billigen, und Begeisterung läſst sich nicht durch Gelehrsamkeit erzwingen, aber wohl leiten und beherrschen. Und glaubt er wohl, daſs bey den praktischen Geistlichen mehr Frömmigkeit und Begeisterung gefunden werde, als bey den gelehrten Theologen? Weniger Gelehrsamkeit gewiſs, und auch mehr Buchstabenglaube; was aber jene Eigenschaften betrifft: so bedarf die Sache wohl noch einer tieferen Untersuchung, und den Vf. würde man wohl nicht allgemein als Richter anerkennen. — Den Wunsch des Hn. *Grä-*

vell, dass diese Angelegenheit auf einer Kirchenversammlung möchte verhandelt werden, unterstützt der Vf. sehr, und freut sich, dass ein Laie diesen Vorschlag gethan, dem man dabey keine hierarchischen Absichten unterlegen könne. Er scheint aber über die Ausführbarkeit dieses Vorschlags wenig nachgedacht zu haben, wie er sich denn auch weiter nicht sehr darauf einläst. Rec. glaubt, dass dabey wenig oder nichts herauskommen werde. Denn wie kann man hoffen, dass in einer Versammlung von mehreren Hundert Mitgliedern eine wirkliche Einstimmigkeit über neu zu bildende Einrichtungen zu Stande kommen werde? Man würde sich entweder über nichts vereinigen, oder das, worüber man eins würde, würde doch nur das Werk Weniger seyn, denen die übrigen ohne rechte Überzeugung beyträten. Was aber die Hauptsache ist: Cultuseinrichtungen sind gar nicht Gegenstände der verständigen Berathung, sondern Sache der Begeisterung und That. Ihr Zweck ist Erregung und Belebung des religiösen Gefühls, also ein ästhetischer, künstlerischer. Ist aber wohl noch je ein Kunstwerk durch Berathung und Stimmensammlung hervorgebracht worden? Übrigens haben sie Vieles mit der Sitte gemein, ja sie sind selbst eine Sitte: Sitten aber werden nur durch die That eingeführt, wie wir denn sehen, dass durch alles Schreiben und Reden über neu einzuführende Nationalsitten bis jetzt noch nichts zu Stande gekommen ist. Es mögen hier einige Gedanken Platz finden über die natürliche Art und Weise, neue Cultuseinrichtungen einzuführen.

Wir gehen von dem Grundsatz aus, dass der Kirche nichts von Aussen her, auch nicht durch die Autorität weniger ausgezeichneter Männer, aufgedrungen werden dürfe, sondern dass Alles frey aus ihr selbst hervorgehen müsse, dass jedoch die Regierung die oberste Leitung der Kirche habe, welche nach protestantischer Ansicht Landeskirche, also *Staatsanstalt* ist.

Soll nun die Kirche sich frey selbst gestalten: so muss sie ihre freye Verfassung haben, welche nur auf Repräsentation beruhen kann. Wir denken uns daher, dass jede Gemeine ihre Repräsentation in einem aus den Geistlichen und den frömmsten und einsichtsvollsten Laien gebildeten Kirchenvorstand, dass jede Provincialkirche einen auf gleiche Weise gebildeten Provincialkirchenrath und die ganze Landeskirche einen Landeskirchenrath hat, welcher letztere in unmittelbarer Berührung mit der Regierung steht. Durch diese Organe wird die Regierung mit dem Zustande, der Tendenz und den Bestrebungen der Kirche bekannt, und sie kann und darf daher nie gegen den Willen derselben etwas verfügen. Ist nun von der Einführung neuer Cultusformen die Rede: so fragt sich vor allen Dingen: fühlt die Kirche das Bedürfniss derselben? Diese Frage, welche bloss mit Ja oder Nein zu beantworten ist, muss nach der vorausgesetzten Verfassung leicht entschieden werden können. Zwar werden vielleicht die Gemeinen nicht alle einstimmig seyn; aber in sofern die Landeskirche eine Einheit darstellen soll, müssen die wenigeren Gemeinen der vorherrschenden Stimmung der Mehrzahl nachgeben: denn sonst käme es entweder nie zu etwas Neuem, oder man müsste die Einheit aufgeben. (Man könnte jedoch den am Alten haftenden Gemeinen in einigen Stücken, wenigstens eine Zeit lang, Nachsicht gestatten.) Ist nun das Negative entschieden: so ist das Schwerere übrig, positiv zu verfahren, und wirklich Neues zu gestalten. Aber dieses vermag die Kirchenrepräsentation eben so wenig als die Regierung, eben aus dem einfachen Grunde, weil Kirchengebräuche nicht *gemacht* werden können. Die Natur weist uns hier selbst den Weg. Sie zeigt, dass jedem Bildungsprocess ein Zustand der Gährung und des Schwankens vorausgeht; es giebt in ihr keinen Sprung von dem einen festen Zustand zu dem anderen festen, sondern der Übergang ist fliessend. Es müsste daher in der Kirche ein revolutionärer Zwischenzustand gestattet seyn, in welchem jede Gemeine, die Geistlichen und andere eminente Geister in derselben Versuche mit der Umbildung des Cultus machten, bis etwas entstünde, was allgemeine Zustimmung erhielte, und sodann vom Kirchenregiment als allgemeine kirchliche Anstalt sanctionirt würde. Auf diese Weise könnten diejenigen in das Bildungswerk eingreifen, welche wirklich innerlich dazu berufen, und vom göttlichen Geist getrieben sind, während jetzt nur ein äusserer Beruf durch das Machtwort des Gewalthabers Statt hat. A. S.

Berlin, b. Dieterici: *Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestantischen Kirche im preussischen Staate.* Drey Vorschläge der Superintendenten *Küster* in Berlin, *Neumann* zu Lossow, und *Tiebel* zu Nauen. Allen Geistlichen des Vaterlandes gewidmet. 1815. VI u. 200 S. 8. (14 Gr.)

Die königl. preuss. geistliche und Schul-Deputation der kurmärkischen Regierung erliess unter dem 18 Dec. 1813 eine Auffoderung an die Geistlichkeit der Kurmark, ihr nicht bloss über die Einführung einzelner Synoden, sondern auch über eine Synodalverfassung der protestantischen Kirche im preussischen Staate ihre Ideen vorzulegen. Die Unterzeichneten, so wie viele ihrer Amtsbrüder, entwarfen daher gewisse Grundlinien einer besseren Verfassung der protestantischen Kirche, und überreichten sie der vorgesetzten Behörde. Hiedurch wurde auch jene Versammlung der kurmärkischen Superintendenten veranlasst, von welcher wir in der obigen Anzeige der *neumannschen* Schrift Erwähnung gethan haben, von welcher der Grundsatz einer völlig freyen Synodalverfassung als derjenige anerkannt wurde, von welchem die zu wünschende Kirchenreform ausgehen müsse. Die königl. liturg. Commission foderte nun auch den Unterschriebenen ihre Entwürfe ab, und diese erscheinen denn hier im Druck.

Alle drey Vff. gehen von der Voraussetzung aus, der Verfall der Kirche habe in deren schlechter Verfassung, d. h. nach ihrer Ansicht, in der Unterordnung derselben unter den Staat, seinen Grund. Aber Keiner weiss dieses sich selbst und dem Leser klar zu machen. Hr. *K.* beruft sich auf die Erfahrung, dass überall, wo die Kirche, von der Staatsgewalt weniger gefesselt, sich freyer bewegen dürfe, ihr Einfluss auf das religiöse Le-

ben aller ihrer Glieder noch immer eingreifend, sichtbar und segensvoll sey. Er verweiset dabey auf das fromme Schweden, wo der religiöse Sinn mehr einheimisch sey, als in anderen Ländern, und auch niemals untergehen werde, so lange die Kirche ihre freye Verfassung, ihre Selbstständigkeit, behalte. Eben so findet er auch in der Brüdergemeine eine Bestätigung des Grundsatzes, dass Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt die nothwendige Bedingung ihres blühenden Lebens sey. Allein die Erfahrung reicht nicht zum Beweise hin in einer Sache, die aus dem Grunde geschöpft seyn will. In Schweden und in der Brüdergemeine herrscht auch noch der alte Glaube, und aus diesem lässt sich das regere kirchliche Leben zunächst erklären; dass aber dieser noch herrscht, ist wenigstens nicht *allein* in der kirchlichen Verfassung begründet. Nach der Reformation war es bey uns auch besser mit der Kirche bestellt, und doch fehlte es damals ebenfalls an einer freyen Verfassung derselben. Hr. *K.* meint, der Grund des Verfalls des kirchlichen Lebens könne nicht liegen im Charakter des Volks, denn dieses habe sich in dieser merkwürdigen Zeit sehr religiös gezeigt, noch auch in der Unwürdigkeit der Geistlichen, denn diese seyen im Preussischen wohl so gut als anderwärts, wo das öffentliche Leben der Kirche noch in seiner Kraft bestehe. Aber wie? wenn dem religiösen Sinne des preussischen Volkes der Zustand des Cultus nicht mehr zusagte, und wenn die dortige Geistlichkeit nicht mit der allgemeinen Bildung fortgeschritten wäre? Den fehlenden klaren Gedanken ersetzen nicht bildliche Reden, wie diese: „Die Kirche hat kein freyes selbstständiges Leben, sondern ist der äusseren Staatsgewalt in allen ihren Regungen unterworfen, und von dieser so fest umschlungen, dass gleichsam ihr Blut nicht frey von ihrem Herzen aus und zu diesem wieder zurückströmen kann, sondern in jeder Ader zusammengepresst wird." Auch ist die Vergleichung der Kirche mit der Wissenschaft dem Vf. nicht günstig: mit dieser, sagt er, habe jene gemein, dass sie sich nicht ohne die verderblichsten Folgen nach eben den Gesetzen und auf eben die Art, wie der Staat, regieren lasse. Allein die Erfahrung zeigt, dass, wo die Wissenschaften unter die unmittelbare Obhut des Staats gestellt sind, sie besser gedeihen, als da, wo der Corporationsgeist noch herrschend ist, welcher gar zu leicht in Castengeist ausartet. Hr. *T.* trifft den wahren Punct näher. Er hofft von der Zuziehung der Laien zum Kirchenregiment ein lebendigeres Interesse derselben für die Kirche. Allein sie sind nach diesen Verfassungsentwürfen zu wenig zugezogen, und es ist damit eine beynahe vollkommene *Hierarchie* beabsichtigt. Die Vff. schlägt das Gewissen; sie vertheidigen sich gegen die Beschuldigung, dass sie hierarchische Absichten hätten, indem sie sich feyerlich dagegen verwahren, dass die Kirche in die Sphäre des Staates eingreifen solle. Sie verstehen nämlich unter Hierarchie das Einmischen der Kirchengewalt in die Staatsgewalt. Allein das heisst auch Hierarchie, wenn die Geistlichen das Kirchenregiment allein an sich reissen, und die Laien gar nicht oder zu wenig in dasselbe eingreifen. Als die christliche Kirche noch vom römischen Staat unterdrückt war, bestand doch schon eine Hierarchie, indem die Bischöfe die ganze Leitung der Kirche und selbst die Herrschaft über die Gewissen an sich gerissen hatten.

Die Leser erlassen uns das unfruchtbare Geschäft, in das Einzelne dieser Entwürfe einzugehen. In Folgendem stimmen ungefähr alle drey Vff. überein. 1) Jede Gemeine hat einen aus dem Prediger und einigen Laien gebildeten Vorstand oder Presbyterium. Allerdings ist diess die Grundsäule jeder wahren Kirchenverfassung; allein wenn nach den Vff. diese Repräsentanten aus den Laien vom Prediger gewählt werden, oder wenn der Gutsherr als solcher dazu gezogen werden soll: so ist ja das keine freye Repräsentation. Nein! die Gemeine muss ihre Repräsentanten selbst wählen, und zwar nach der Würdigkeit des religiösen Charakters und der Einsicht. Man erkennt hier *jenen positiven materiellen Geist, der das Papstthum hervorgebracht hat.* 2) Die Prediger der einzelnen Gemeinen bilden die Kreissynoden, denen die Pröbste oder Superintendenten präsidiren. 3) Die Pröbste bilden die Provincialsynoden, denen die Generalsuperintendenten oder Bischöfe vorstehen; und 4) die Bischöfe bilden die Landes- oder Reichs-Synode, deren Haupt der Oberbischof ist, und welche oberste Behörde, mehr oder weniger unabhängig von der Staatsgewalt, das Kirchenregiment verwaltet. Also Pfarrer und nichts als Pfarrer regieren die Kirche! Besitzen denn diese allein den Geist Gottes? Sind sie die einzigen Frommen und Einsichtsvollen, stellen sie den Geist und die Bildung ihrer Zeit, welche doch mit der Kirche innig verwachsen ist, vollkommen dar? Wir wollen nur bey der Gelehrsamkeit und Philosophie stehen bleiben. Wenn diese nicht unnütz und schädlich sind — und wer wagt diess zu behaupten? — so müssen sie in die Kirche, deren Leben und Regiment, eingreifen; aber sind die Pfarrer unsere Gelehrten und Philosophen? Wir wollen die einzelnen ehrenvollen Ausnahmen nicht verkennen; aber in der Regel sind bey uns nur die Universitäten der Sitz der Wissenschaften, und alle unsere praktischen Theologen erhalten dort ihre wenige wissenschaftliche Bildung. Sollen nun die Lehrlinge das Kirchenregiment in die Hände bekommen, und die Lehrer zurückgesetzt oder gar unter sie gestellt werden?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

THEOLOGIE.

Berlin, b. Dieterici. *Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestantischen Kirche im preussischen Staate.* Drey Vorschläge der Superintendenten *Küster* in Berlin; *Neumann* zu Lossow, und *Tiebel* zu Nauen u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wie unsere Vff. sich das Verhältniss der Kirche zu den theologischen Lehranstalten denken, haben sie mit Stillschweigen übergangen; aber von Hn. *N.* wenigstens wissen wir aus seiner früheren Schrift, dass er auf die theologischen Universitätslehrer nicht viel hält, und wenn das Unglück wollte, dass er Oberbischof würde: so könnten die preussischen theologischen Facultäten sich nicht viel Gutes versprechen. Wenn wir nicht eine Kirchenverfassung erhalten, in welcher die Kirche vollkommen durch die Frömmsten und Erleuchtetsten aller Stände, und zwar bis oben hinauf, repräsentirt ist: dann ist die jetzige unmittelbare Regierung derselben durch den Staat weit vorzuziehen, denn bey dieser hat ein gewisser Einfluss der einsichtsvollesten Laien, wenn auch nur auf indirectem Wege, Statt. Die weltlichen Behörden, welche der Kirche vorgesetzt sind, bestehen entweder selbst aus einsichtsvollen und wohlgesinnten Freunden der Kirche, oder sie folgen dem Urtheil derer, welche sich durch Gelehrsamkeit und Einsicht auszeichnen; und da sie von keinem Castengeist beherrscht werden: so ist ihr Blick freyer und umfassender. Sie folgen freylich dem Geiste der Zeit; aber müssen wir ihm nicht alle folgen, und sind die Geistlichen ihm nicht auch gefolgt? haben sie nicht aus der Hefe der Gährungsmasse unserer Zeitbildung geschöpft, und uns dieselbe als den reinen Wein der Wahrheit verkauft? Von ihnen wäre auch wahrlich die neue religiöse Begeisterung, die uns jetzt bewegt, nicht ausgegangen. Sie ist uns von oben gekommen; als Mittel aber, deren sich der göttliche Geist bediente, lassen sich entdecken einmal die gewaltigen Fügungen des Schicksals, die uns das Herz gerührt haben, und dann der Durchbruch der Zeitbildung zu einer erhabeneren ideenreicheren Ansicht der Dinge. Von dieser wissen jedoch die meisten Geistlichen noch nichts, sie bemerken nur, dass jetzt wieder mehr Empfänglichkeit für die Religion herrscht, und kaum dass sie diess bemerkt haben, so führen sie wieder das grosse Wort, und wollen ihre selbst verscherzte Autorität wieder zu gewinnen suchen. Es ist möglich, dass ihnen diess Beginnen gelingt; aber dann mögen sie sich nur auf einen zweyten und noch viel gefährlicheren Sturz gefasst machen. Vorher gaben sie dem Zeitgeist in seiner falschen Richtung mit schwächlicher Folgsamkeit nach; nun scheint es sie zu gelüsten, sich ihm in seiner wahren Richtung entgegenzustellen. Aber sie mögen sich warnen lassen: der mächtige Geist der Zeit wird über die Trümmer ihrer übelzusammen geflickten Herrschaft seinen Weg verfolgen. Es lässt sich denken, dass in diesen Verfassungsentwürfen die Excommunication nicht fehlen wird; nur ist der eine Vf. strenger als der andere. Nach Hn. *K.* soll der Geächtete keinen Eid leisten, nicht testiren können, und kaum, dass er ihm noch einen Platz auf dem Kirchhofe verstattet. Davon, dass gerade die Frömmsten sich der öffentlichen Kirchengemeinschaft entziehen könnten, scheint er keine Ahnung zu haben. Natürlich! da er sich das religiöse Leben nicht anders als innerhalb der Kirchenmauern unter den Augen der Pfarrer, Pröbste und Bischöfe denken kann. Darin zeigt sich die Unfähigkeit dieser neuen Kirchenfürsten, dass sie immer nur das Alte wiederkäuen, dass sie, unvermögend, den Geist der Zeit zu fassen, nichts Neues hervorbringen können. Nach Hn. *K.* soll die kirchliche Acht denjenigen treffen, der nicht am Gottesdienste und heil. Abendmahl Theil nimmt, und einen ruchlosen Wandel führt. Aber wer das Erste thut, ist ja schon von selbst von der Kirche ausgeschlossen: wozu denn noch die Excommunication? Sie soll vielleicht einen doppelten Zweck haben, einmal um die Ehre der Kirche zu retten, und dann um den Unkirchlichen für das kirchliche Leben zu gewinnen. Aber die Ehre der Kirche ist gar nicht dadurch verletzt, dass ein Individuum sich von ihr ausschliesst, und sie vergiebt im Gegentheil ihre Ehre, wenn sie die ihrer Natur nach *freye* Huldigung mit Gewalt erzwingt. Nur durch öffentlichen Spott leidet das Ansehen der Kirche; diesen muss aber schon der Staat rügen, und der Kirche steht die Rüge und Verhütung desselben nur innerhalb ihrer Sphäre, bey wirklicher Ausübung des Cultus, mithin das Recht einer Kirchenpolizey, zu. Was den zweyten Zweck der Excommunication betrifft, dass dadurch die in Opposition mit der Kirche Tretenden für sie gewonnen werden sollen: so ist durch sich selbst klar, dass er nicht erreicht werden kann. Wer sich von der Kirche ausschliesst, hat entweder das Bedürfniss der kirchlichen Gemeinschaft nicht, oder die Kirche kann ihm dasselbe nicht befriedigen; in beiden Fällen aber hilft die Excommunication nichts. Dem sey jedoch wie ihm wolle, die vorgeschlagenen Strafen sind gänzlich unpassend und un-

gerecht. Der Staat muss wohl wünschen, dass seine Bürger am Cultus Theil nehmen; aber den Wenigen, die sich davon ausschliessen, kann er das Recht des Eides und des Testirens nicht nehmen; weil das Letztere rein staatsbürgerlich ist, das Erstere aber sich nur auf die sittlich-religiöse Natur des Menschen, und, bey Christen, auf den Glauben ans Evangelium, nicht aber auf die Beobachtung gewisser äusserer Handlungen, gründet. Was nun den sittlichen Wandel betrifft: so sind wir keinesweges für die schlaffe Nachsicht, die man bisher gegen die öffentliche Unsittlichkeit geübt hat; aber die Disciplin ist, streng genommen, nicht Sache der Kirche, in deren Sphäre nicht das thätige sittliche Leben gehört. Der Unverbesserliche und Ruchlose muss *erst* aus der Gemeinschaft der rechtlichen und tadellosen Bürger geschieden seyn, ehe er aus der Kirche gestossen werden kann; und dann noch wäre die Frage, ob die Kirche sich nicht seiner annehmen, und ihn durch die ihr zu Gebote stehenden religiösen Erweckungsmittel für die Tugend zu gewinnen suchen sollte. Man lässt sich in dieser Sache so leicht den Blick verwirren durch das Beyspiel der ersten christlichen Kirche; aber deren Verhältniss als einer Separatkirche war ein ganz anderes. Sie stellte eine Gemeinschaft *für das ganze Leben* nach allen seinen Richtungen dar, während unserer Kirche nur die Sphäre der öffentlichen Andacht angewiesen ist. Die Ausscheidung der Unsittlichen kann übrigens nur durch die öffentliche Stimme geschehen, mithin durch die Gesammtheit der Bürger, nicht aber durch die Pfarrer und etwa ein paar Kirchenvorsteher.

Das Verhältniss der Kirche zum Staate haben unsere Vff. durchaus nicht begriffen, und aus diesem Irrthum fliesen alle übrigen Irrthümer. Ausdrücklich darüber erklärt hat sich nur Hr. *N.* Er bekennt sich zu dem Grundsatz: „die kirchliche Gesellschaft geht das gemeine Wesen und seine Verhältnisse nichts an," dessen Seichtigkeit und Elendigkeit klar am Tage liegt, und in unserer Zeit nicht verkannt werden kann, wo die religiöse und politische Begeisterung sich im schönen Bunde zeigt. Mag sich der Vf. mit der Autorität *Reinhards* bey denen geltend machen, welche an Autoritäten hängen. Lassen wir auch die Principien bey Seite, zu deren Entwickelung hier nicht der Ort ist: schon die Geschichte zeugt laut gegen jenen Satz. War bey den Alten Kirche und Staat getrennt, war nicht bey den Hebräern, dem Volke Gottes, der Staat kirchlich und die Kirche politisch? Woher im Christenthum der Kampf der Kirche mit dem Staate, in welchem früher jene, und zuletzt dieser siegte, wenn nicht beide in einander greifen? Wahrlich nicht die Herrschsucht der Priester und der Despotismus der Regenten allein brachten diese entgegengesetzten Erscheinungen hervor, sondern die eine, wie der andere, fanden Gegenstand und Grundlage ihrer Bestrebungen in der nothwendigen Verbindung des Staats mit der Kirche. — Schliesslich wünschen wir, dass der liturgischen Commission andere, aus einem besseren Geist hervorgegangene Entwürfe mitgetheilt werden, und dass sie selbst in einem besseren Geiste arbeiten möge. A. S.

Leipzig, b. Dyk: *Ein Wort zu rechter Zeit an meine Brüder.* Veranlasst durch die zu Berlin allerhöchst angeordnete königl. preuss. Commission zur Veredlung des protestantischen Cultus (von *L. Pflaum*, Pfarrer zu Helmbrechts im Baireuthischen). 1814. 176 S. 8. (16 Gr.)

„Aus der Hauptstadt des deutschen Spartanervolks ertönt eine Erweckungsstimme an die Geistlichkeit der protestantischen Kirche. Ganz Deutschland ist geistig erwacht, und die Seele dieses neuen Lebens, die Religion, nimmt allenthalben die erwachten Gemüther in Anspruch. Wir aber, die Lehrer der Religion, die Bewahrer des göttlichen Heiligthums der Menschheit, was haben wir zu thun in diesem bedeutungsvollen Moment? sollen wir unthätig schlummern? sollen wir nicht vielmehr beym Anblick dieser himmlischen Erscheinung im Herzen erglühen? — Einer aus Tausenden wagt es, was er lange in stiller Brust bewahrte, nun auszusprechen als ein Wort zu rechter Zeit, nicht unbescheiden den Weisen seines Standes vorauszueilen, sondern um Alle, wenns möglich wäre, zum edelsten Wettkampf aufzuregen, dass Jeder, der inneren Beruf hat, seines Geistes volle Regsamkeit aufbiete, und Belehrung sowohl zu geben, als zu nehmen, damit sich aus der Gesammtdenkkraft Aller eine Idee ergebe, die da würdig sey, von unseren Regenten aufgefasst und ins Leben gerufen zu werden."

Der Vf., ein würdiger Geistlicher, seines erhabenen Berufes lebhaft sich bewusst, schildert zuerst die erhabene Bestimmung des Predigers, zeigt dann die Schwierigkeiten, die ihr im religiösen Zustand des Volkes, der Gebildeten sowohl als der Ungebildeten, entgegenstehen (wobey er besonders auch gegen den Aberglauben zu Felde zieht, und uns bald zu einer Apologie desselben gereizt hätte, wenn wir nicht, um damit nicht missverstanden zu werden, zu weit hätten ausholen müssen), und rügt hierauf sehr stark die Unwürdigkeit der meisten seines Standes, wobey er aber zu sehr ins Kleine geht und ins Gemeine fällt. Und nun folgen Ideen für die Erziehung und Bildung der Geistlichen, „wie sie das Gotteswerk der christlichen Volksveredelung fodert."

Das erste Erfoderniss eines zum Predigerstande aufzunehmenden Jünglings soll seyn: gute Gesundheit, vorzüglich eine gesunde Brust und gute *Latera*; ein angenehmes Äusseres, denn ein Thersites dürfe nicht Prediger werden, und eine deutliche angenehme Stimme. — Wir haben nichts dagegen, aber uns wundert doch, dass der Vf. davon hier Erwähnung thut. Dann verlangt er Jünglinge „von den erfoderlichen Eigenschaften des Geistes. Um des Himmels willen keine genialischen Flattergeister, aber auch keine Schwachköpfe, sondern Jünglinge von nüchternem und vorzüglichem Erkenntnissvermögen und gutem Herzen." — Recht gut; aber wie soll man solche Jünglinge auswählen? „Weise Mentoren untersuchen ihren wissenschaftlichen, aber noch strenger ihren moralischen Gehalt." — Wenn wir nur recht viele solcher Mentoren hätten! Die Pflanzschulen der Prediger sollen eben so sehr moralische, als wissenschaftliche Bildungsan-

halten, die Lehrer sollen edle Menschen seyn. „Es sind heilige Stunden angeordnet, in welchen ihnen das hehre Bild vollendeter Menschheit aufgestellt wird, dass ihre Seelen aus der geistigen Anschauung schöpferischer Begeisterung trinken, wie einst Phidias den homerischen Zeus im Geiste sah und ihn nachschuf." — Aber Phidias fasste dieses Ideal nicht aus einem moralisirenden Vortrag auf, sondern aus der Schilderung Homers. — Der Vf. denkt sich eine Vorbereitungsanstalt der künftigen Prediger, eine Art von Seminarium, das zwischen der Schule und Universität steht. Dagegen liesse sich wohl Manches erinnern. Sehr billigen müssen wir dagegen den Vorschlag einer öffentlichen Censur der Sittlichkeit der Theologie-Studirenden auf der Universität. Was der Vf. vom Studium der Theologie sagt, bedarf mancher Berichtigung. Anthropologie und Physik sollen dem jungen Theologen mindestens eben so wichtig seyn, als Polemik und Symbolik; das erinnert an eine nun Gottlob besiegte oberflächliche theologische Ansicht. Besser ist der Gedanke: „Selbst in den Attellien (Werkstätten) des Geschmackes, und in dem elysischen Gefilde des Schönen lustwandelt sein Geist, um der soliden Masse seines Wissens die Emaille der Eleganz zu gewinnen;" doch deutet der elegante Ausdruck auf eine gewisse Oberflächlichkeit darin, zumal wenn wir dazu nehmen: „Um seinem äusseren Menschen Rundung und Anmuth zu geben, polirt er ihn sorgfältig am Polirsteine der Conversation." Drey, auch wohl drittehalb Jahre reichen nach dem Vf. hin für das akademische Studium, was sich nur vertheidigen lässt durch die Voraussetzung einer theologischen Vorbereitungsanstalt. Hierauf eine strenge Prüfung, besonders auch in sittlicher Hinsicht. Sodann, was wir sehr zur Beherzigung empfehlen, eine praktische Schule unter Leitung würdiger Prediger. „Das Hofmeisterleben ist dem künftigen Land- (warum nicht auch Stadt-) Predigerleben ein schädliches Intermezzo, ein langer Misston, der die Harmonie der Vorbereitung unterbricht." Endlich das letzte Examen, welches ein praktisches ist, und die zwey Hauptfragen erörtert: Was glaubst Du, und wie lehrst und erbauest Du? Zur ersten Frage, meint der Vf., sey der Staat berechtigt; allein das ist er nicht, und jeder Candidat kann sich derselben entziehen. Es gilt nur die zweyte Frage, in welcher die erste mittelbar mit enthalten ist; denn ist der Examinand wirklich ungläubig: so wird er diess dadurch verrathen, wie er lehrt. — Aus dieser Prüfung gehen die Vicarien hervor, die alten oder kranken Predigern beygesellt werden, unter specieller Aufsicht der Inspectoren stehen, und so sich zum eigentlichen Predigtamt vorbereiten.

So gebildete Seelsorger will nun aber der Vf. von allem Formelzwang befreyt wissen. Es soll ihnen selbst überlassen bleiben, wie sie die öffentlichen Gottesverehrungen, die Tauf-, Confirmations- und Trau-Handlungen, ja selbst die Todesfeyer des Erlösers (das Abendmahl?) anordnen wollen. Er glaubt nicht, dass der Geist des Protestantismus in liturgischer Uniformität gedeihe. „Wie muthig schüttelte Luther, der Wiederhersteller der christlichen Geistesfreyheit, die Fesseln der Nachbeterey ab! Noch ist Jesus Christus unser Meister, und nicht der Agendenschreiber." — Offenbar ist hier der Vf. im Irrthum. Freyheit muss der Liturg allerdings haben, aber auch an gewisse Formen nothwendig gebunden seyn, sonst geht der Charakter des Gemeinsamen verloren, worin der Cultus allein seinen Halt hat. Richtig ist es dagegen, wenn der Vf. den Cultus durch die Künste verschönt und gehoben wissen will, und wir hoffen dieses mit ihm von der preuss. Reform. Wie er aber mit dieser Foderung die vorige einer gänzlichen Willkühr der Prediger vereinigen kann, ist uns unbegreiflich. — Mit der Verherrlichung des Cultus muss die Entsündigung des Sonntags wesentlich verbunden seyn. Nicht länger sollen die Feste, die des Morgens, wie Heilige, vom Himmel niedersteigen, des Abends als Erdenwüstlinge im Schlamm der Sinnenlust untergehen. Ein Volk, das seinen Sonntag nicht mehr heilig hält, ist auf dem Wege, nichts mehr heilig zu halten. — Mit diesem Wunsche des Vfs. verbinden wir aber den einer *allgemeinen* strengeren Sittendisciplin: unsere Polizey könnte manches anderen Geschäfts überhoben, und dagegen an dieses wichtige heilbringende gewiesen werden. — Weiter wünscht der Vf., dass auch für die Volksschulen, wie für die Kirche, der Tag der Verherrlichung aufgehen möge. Bey dem schlechten Zustand unserer Volksschulen, wenigstens der Mehrzahl nach, findet der Vf. die Vergleichung unserer Pädagogik mit einem Pfau, der hoffährtig sein prangendes Rad schlägt, aber auf hässlichen Füssen einherstolzirt, passend. Doch scheint er zu sehr dem gewöhnlichen Aufklärungssystem zu huldigen, während wir ausser der Verstandesbildung noch vorzüglich die Erweckung des religiös-patriotischen Sinnes für die Volksbildung fodern. — Zu den Wünschen des Vfs. gehört auch eine neue Bibelübersetzung, welche der lutherischen, wo sie richtig und vollkommen deutlich ist, wörtlich folgen, die wenigen unrichtigen Stellen berichtigen, die vielen unverständlichen verdeutlichen, durchgängig eine würdevolle Sprache führen, und die dem Schicklichkeitsgefühl anstössigen Stellen des A. T. ganz mit Stillschweigen übergehen soll. Allein vollkommen deutlich kann keine treue Bibelübersetzung seyn, weil der Genius der alten Sprachen zu sehr von dem der unsrigen verschieden, und die biblischen Begriffe oft zu überschwenglich und unbestimmt sind, und verstümmeln darf man die Bibel nicht durch Weglassung der obscönen Stellen. Doch wäre es gewiss zweckmässig, die lutherische Übersetzung vorsichtig überarbeiten, und die zahlreichen Fehler verbessern zu lassen. — Von einer neuen Liedersammlung erwartet der Vf. besonders die Wegschaffung der alten schädlichen, grobsinnlichen, dogmatischen Vorstellungen; wichtiger ist für uns das Erfoderniss wahrer Poesie. — Nun kommt das ökonomische Verhältniss des Geistlichen zur Sprache, ein viel besprochener Gegenstand, von dem zu reden fast lästig ist, besonders da dadurch doch schwerlich etwas bewirkt wird. Der Vf. will keine Pfarrgüter; doch glauben wir, dass etwas Landwirthschaft dem Landgeistlichen nützlich

werden kann, indem sie ihn mehr mit dem Landleben und seiner Gemeine verbindet. Ackerbau ist auch an sich ein so ehrwürdiges Geschäft, dass es den Prediger nicht entweihen kann. Nur muss er nicht davon abhängen, und ganz davon in Anspruch genommen seyn. Schlechthin zu verwerfen sind aber die Accidentien: statt derselben schlägt der Vf. eine Gotteshaussteuer vor, die in das Kirchenärarium fliessen soll. — Ein schöner Wunsch ist, dass der Geistliche immer bey derselben Gemeine bleibe; allein er ist ganz unausführbar, bis jede Stelle ihr hinreichendes Auskommen hat. Endlich fodert der Vf., dass die Geistlichen durch eine strenge Aufsicht in steter wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit und Fortbildung erhalten werden, und dieser Foderung liesse sich in der That durch zweckmässige Einrichtungen einigermassen genügen. — Die Schreibart des Vfs. ist etwas geziert und spielend, und eines Predigers nicht ganz würdig.

A. S.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Berlin*, b. Nauck: *Die neue Kirche oder Verstand und Glaube im Bunde.* 1815. 116 S. 8. (12 Gr.)

Unter den Schriften, welche über den genauen Zusammenhang des religiösen Lebens mit unserer politischen Schmach und Erhebung erschienen sind, verdient die gegenwärtige eine vorzügliche Stelle. In 6 Abhandlungen zeigt sie, wie die Herrschaft des Verstandes das Zeitalter auf das Gemeine und Materielle hinrichten musste, mehrere Umstände eine neue Begeisterung hervorbrachten, neue Verirrungen zu meiden sind, und giebt dann an, wie die wahre Religiosität zu erstreben sey, und in welchem Verhältnisse diese zur Kirche und Kirche und Staat gegen einander stehen. Das Ganze ist mit vieler Klarheit, Mässigung und nicht gemeiner Kenntniss sowohl der theologischen Systeme als des religiösen Geistes der alten und neuen Zeit ausgeführt. Doch scheint der Vf. glücklicher in Aufdeckung der Fehler, welche den Indifferentismus in der Religion herbeyführten, gewesen zu seyn, als in Angabe der Mittel, wie das religiöse Leben wieder geweckt und gestärkt werden könne. Auf die neue Begeisterung lässt sich wohl nicht so gar viel bauen, da dem Beobachter nicht entgehen kann, dass, wenigstens in vielen Gegenden, diese Begeisterung nur ein Rausch war, auf welchen, wie gewöhnlich, Ermattung folget. Über den Zweck der Kirche und das Wesen des Protestantismus ist der Vf. noch nicht ganz im Klaren, und hält sich desswegen hierin auch nicht ganz frey von Widersprüchen. — Z. B. S. 54 heisst es: „Die Lehren des protestantischen Glaubens, wie sie die Reformatoren aufgestellt haben, sind todte Formen ohne den Geist der Religion," und S. 62 steht: „Mit richtigem Takt hatten die Reformatoren den *Quellpunct der christlichen Religion*, die Lehre vom Glauben, herausgegriffen, und darnach alles Übrige beurtheilt." S. 82 sagt der Vf.: „Wie mögt ihr nun über die schreyen und eifern, deren religiöses Bedürfniss so beschaffen ist, dass es durch eure öffentl. Religionsübungen nicht befriedigt werden kann, und die daher davon zurückbleiben?" und S. 98 dagegen: „Glaubt nicht, dass jeder, so wie er die eigenen Güter für sich geniesst, auch für sich nach seiner Weise der Religion leben könne." Einzelne Vorschläge können hier nicht geprüft werden; aber jeder, für den das innere und äussere religiöse Leben Interesse hat, lese diese Schrift, und er wird sie nicht ohne Nutzen, selbst nicht ohne Erbauung, aus der Hand legen.

O. P. B.

Theologie. *St. Gallen*, b. Huber u. Comp.: *Das Licht des Evangeliums Jesu Christi in und durch St. Gallus, den Apostel der Schweiz; sammt einer heil. Reliquie desselben: nämlich einer apostol. Rede, welche der heil. Gallus selbst verfasst und gehalten hat.* Von *Herenäus Haid*, D. u. Prof. d. h. Schrift. 1814. 112 S. gr. 8. (7 Gr.)

Der Titel giebt nicht deutlich und vollständig zu erkennen, was man in dieser kleinen Schrift findet. Es ist dieses: I. Hn. *H's.* Predigt, am Feste des heil. Gallus 1814 in der Stiftskirche zu *St. Gallen* gehalten. S. 11 — 54. II. eine Übersetzung von *St. Galli sermo dictus Constantiae in templo S. Steph. in consecratione Johannis ep. Const.* S. 55 — 102. III. ein poetisches Bruchstück aus den Legenden von *Herder*. S. 103 — 112. Die letzte Rubrik darf nur angezeigt werden, und über die beiden ersten Stücke kann das Urtheil des Rec. kurz seyn. Die Predigt — Hr. *H.* nennt es Rede — ist am zwölften Jubelfeste zum Andenken des h. Gallus über Sir. XLV, 1 — 6 gehalten, und handelt das auf dem Titel angegebene Thema ab. Der erste Theil spricht von dem Lichte des Evang. in dem heil. Gallus, und sagt, nachdem auf 6 Seiten der Spruch: ihr waret weiland Finsterniss u. s. w., erklärt ist, dass der heil. Gallus in Schottland geboren, in einem Kloster erzogen und reich in Gott seinem Heilande durch den lebendigen Glauben gewesen sey. Der zweyte Theil, von dem Lichte des Evang. durch den heil. Gallus, erwähnt seine Verdienste um die Ausbreitung der christlichen Lehre in Frankreich und vorzüglich in der Schweiz, rühmt mehrere seiner Wunder, den Fleiss im Anbau des wüsten Landes, seinen sanften Tod, und schliesst mit einer Ermahnung, in Christo nur Heil zu suchen. Zeichnet sich auch dieser Vortrag weder durch tiefen philosophischen Geist, noch durch glänzende Beredsamkeit aus: so verdient er doch viel Lob, dass er stets darauf dringt, in dem Heiligen Gott zu ehren. — Die Rede des heil. Gallus ist eine kurze Geschichte der göttlichen Offenbarungen von der Schöpfung der Welt bis zu Jesu Himmelfahrt. Bey der Übersetzung stösst man nur selten an. Wenn aber Hr. *H.* diese Rede S. 99 den einzigen Überrest nennt, welchen wir vom heil. Gallus haben: so hat er wahrscheinlich nicht an *Galli epist. ad Desiderium, episcop. Cadurcensem*, gedacht, welche man, so wie die Rede, in *Canisii antiq. lect.* T. V. S. 526 und in *Usserii vet. epistolarum Hibern. sylloge.* S. 25 findet.

O. P. B.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi.* Von *Friedrich Leopold* Grafen zu *Stollberg*. Neunter Theil. 1815. 698 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) S. d. Recens. Jahrg. 1809. No. 26 u. Jahrg. 1810 No. 28.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Braun: *Actenmässige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde.* Enthaltend vorzüglich auch die Geschichte der Beraubung und Ermordung des Handelsmanns Jakob Rieder von Winterthur auf der Bergstrasse. Vom Stadtdirector *Pfister* zu Heidelberg. Mit 1 Kupfertafel. 1812. 224 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Ebendaselbst: *Nachtrag zu der actenmässigen Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde.* Enthaltend vorzüglich auch die Geschichte der weiteren Verhaftung, Verurtheilung und Hinrichtung der Mörder des Handelsmanns Jakob Rieder von Winterthur. Von Dr. *Ludwig Pfister*, Stadtdir. zu Heidelb. Mit 1 Kupfert. 1812. 403 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

In der Nacht vom letzten April auf den ersten May 1811 wurden zwey von der frankfurter Ostermesse in einer Postchaise zurückkehrende Kaufleute, Jakob Rieder aus Winterthur (55 J. alt, Vater von 6 Kindern), und Rudolph Hanhart aus Zürich, auf der Bergstrasse, zwischen Laudenbach und Hemsbach, von sechs Kerlen überfallen, gemisshandelt und beraubt. Rieder starb nach einigen Tagen zu Heid., wohin er auf sein Verlangen und zur besseren ärztlichen Besorgung gebracht worden war, an den bey jenem Vorfalle erhaltenen Wunden.

Die Untersuchung dieses Verbrechens wurde dem Herrn Stadtdirector D. *Pfister* zu Heidelberg übertragen, und dieser legt nun in den vorliegenden Schriften theils von der Art, wie er den ihm gewordenen Auftrag erfüllt hat, theils von den Resultaten, zu welchen die Untersuchung unmittelbar oder mittelbar geführt hat, öffentlich Rechenschaft ab. Das unmittelbare Resultat der Untersuchung war dieses, dass fünf von den Räubern zum Tode verurtheilt wurden (des Sechsten, des sogenannten langen Andres, hat man noch nicht habhaft werden können), wovon jedoch zwey (besonders wegen ihres jugendlichen Alters) von dem Souveräne Begnadigung erhielten. (Die Geschichte dieser Begnadigung, die in der zweyten Schrift erzählt wird, ist als ein Muster, wie Souveräne bey Begnadigungen verfahren sollten, von besonderem Interesse. Sie liegt jedoch jenseits der Grenzen dieser Recension.) Die Untersuchung jenes Verbrechens, das die polizeylichen und richterlichen Behörden des Grossherzogthumes Baden und der benachbarten Staaten zu einer angestrengteren Thätigkeit aufgefodert hatte, führte aber zugleich zur Entdeckung einer Menge anderer Verbrechen und ihrer Urheber, sie liess einen so tiefen Blick in die Gaunerwelt thun, die in den meisten deutschen Staaten, als ein geheimer Bund gegen Ordnung und Recht, alle bürgerlichen Verhältnisse bedroht, dass Hr. *P.* durch die öffentliche Bekanntmachung dieser Entdeckungen sich gewiss ein eben so grosses Verdienst, als durch die glückliche Beendigung der ihm übertragenen so wichtigen und schwierigen Untersuchung, erworben hat. Der Werth, den die vorliegenden Schriften schon als eine treue Erzählung der entdeckten Thatsachen haben würden, wird noch durch die gehaltvollen Bemerkungen und Vorschläge, die der Vf. einstreut, bedeutend erhöht. Sowohl jene Entdeckungen, als diese Bemerkungen und Vorschläge greifen so sehr in die innere Verwaltung des Staates, ja in das Privatinteresse eines jeden Einzelnen ein, sie sind so ganz aus der wirklichen Welt entlehnt, oder von der Erfahrung abgezogen, dass nicht leicht eine Classe von Lesern das Buch ohne Belehrung aus der Hand legen wird. Zur Bestätigung dieses Urtheiles will Rec. den Inhalt der Schrift nach gewissen Hauptrubriken, welche sich aus dem praktischen Interesse des Werkes von selbst ergeben, kürzlich durchgehen.

Wichtig, wenn auch nicht immer erfreulich, sind zuvörderst die Resultate, die sich in Beziehung auf die in den deutschen Staaten bestehende *Gesetzgebung* und *Verfassung* aus diesem Buche ableiten lassen. Wie unvollkommen muss noch unsere Gesetzgebung, müssen noch unsere Criminal- und Polizey-Anstalten seyn, da es möglich ist, dass mitten in unseren Staaten eine geraume Zeit lang eine eigene Republik, die den Staat und seine Bewohner unaufhörlich bekriegt, — die Gauner-Republik — besteht! Der Vf., der mehr, als viele Andere, diese Gebrechen aus der Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, und in dieser Schrift so manche von diesen Gebrechen, so viele Nachlässigkeiten öffentlicher Behörden freymüthig aufdeckt (vgl. II, 105. 106. 131. 147. 151 187. Z. B. ein Chirurgus sondirt die Wunde eines Ermordeten mit dem Finger, und weil er mit dem Finger in die Hirnhöhle eindringt, wird eine Legalsection nicht für nothwendig gehalten! Das Pferd eines Husaren, der patrouilliren soll, ist krank; daher unterbleibt alle weitere Nachsetzung! u. s. w.), theilt daher (in der zweyten Schrift S. 55 ff.) einen sehr ausführlichen, sehr beherzigungswerthen Vorschlag zur gänzlichen Vertilgung dieses Staates im Staate mit, welcher auf eine Verbindung der Staaten des rheinischen Bundes gegen diese Raubbienen berechnet ist. Nun kann zwar Rec. keineswe-

ges einem jeden einzelnen Puncte in dem von dem Vf. gethanen Vorschlage beytreten. Z. B. Ob er es wohl dem Vf. verzeiht, wenn er in gerechtem Unwillen über die Verstocktheit oder Verschlagenheit der Gauner den Wunsch äussert, dass dem Richter ausserordentliche Zwangsmittel gegen Menschen dieser Art zu Gebote stehen möchten (I, 16), und wenn schon der Vf. (II, 69) den Vorschlag, Mittel dieser Art dem Richter zu verstatten, durch die zugleich in Vorschlag gebrachte Organisation der Gerichte allerdings motivirt hat: so wird doch gewiss theils die Widerrechtlichkeit des Mittels an sich, theils der unabwendbare Missbrauch, der von diesem Mittel zu befürchten ist, den Gesetzgeber abhalten, auf einen Vorschlag dieser Art einzugehen. Auch hat ja der Vf. selbst durch sein Beyspiel bewiesen, dass dem erfahrenen und verständigen Richter noch immer Mittel genug zu Gebote stehen, auch einen verstockten Inculpaten ohne Züchtigung (die doch am Ende nichts anderes, als eine Tortur, nur unter verändertem Namen, ist) zum Geständnisse zu bringen. (Nur ein einziges Mal liess sich der Vf. verleiten, zu dem Farrenschwanze seine Zuflucht zu nehmen (I, 23). Aber er wird gewiss jetzt selbst eingestehen, dass er auch ohne dieses Mittel, wenn auch mit einiger Zeitaufopferung, seinen Zweck hätte erreichen können.) Allein diese und ähnliche Zweifel betreffen nur einzelne, und nur wenige Puncte des Vorschlages, der im Ganzen einer jeden billigen Foderung entspricht, und Rec. hat jene Einwendung besonders desswegen herausgehoben, weil unser Zeitalter in demselben Grade zu einer übergrossen Strenge gegen Verbrecher sich hinzuneigen scheint, in welchem man noch vor 10 und 20 Jahren durch übergrosse Nachsicht fehlte, weil ferner der Vf. auch in anderen Stellen seiner Schrift (z. B. I, 39, 204) eine solche Strenge zu begünstigen scheint, indem er z. B. die Zweckmässigkeit der Zuchthausstrafen wegen einzelner Erfahrungen, deren doch eben so viele gegen die Todesstrafen aufgestellt werden können, verdächtig macht. Mit diesem Vorschlage stehen noch andere in Verbindung, die der Vf. in anderen Stellen seiner Schrift thut, z. B. die Anlegung einer zweckmässigen Bibliothek in einem jeden Amte (II, 49), die Rechenschaft, die ein jedes Criminal- und Polizey-Gericht alljährlich von seinen Geschäften u. s. w. ablegen sollte (II, 51). Auch diesen Vorschlägen wünschen wir, so wie den Bemerkungen, die der Vf. (II, 91) über das Verhältniss, das zwischen der Dauer einer Gefängnissstrafe und dem Alter des Sträflings eintreten sollte, macht, die Beherzigung, die sie so sehr verdienen.

Reich ist ferner die Ausbeute, die diese Schrift den *Beamten der gerichtlichen Polizey*, d. h. denjenigen Beamten giebt, die den Gaunern und anderen Verbrechern nachzuspüren, und sie zu der verdienten Strafe zu bringen bestellt sind. Hier finden sie ein sehr reichhaltiges Verzeichniss von Menschen, die, ohne ein ehrliches Gewerbe zu treiben, in Deutschland herumschweifen, von den Verbrechen, deren sie verdächtig sind, Vorschläge, diese Gaunerlisten zu vervollkommnen (z. B. durch die Anführung des Spitz- oder Gauner-Namens) und zu vervollständigen (I, 202), Regeln für die Aufbewahrung der Gefangenen (II, 302) u. s. w.

Rec. braucht kaum zu erinnern, dass das vorliegende Werk besonders für den *Untersuchungsrichter* sehr interessante Bemerkungen und Thatsachen enthält. So bestätiget z. B. der Vf. von Neuem, durch Wort und That, wie wichtig es sey, sich das Vertrauen der Inculpaten zu erwerben, um den Zweck der Untersuchung desto schneller und vollständiger zu erreichen. Sehr richtig ist das, was er in dieser Beziehung über den Gebrauch der Gaunersprache (I, 210) sagt: „Ich rathe jedem Richter, sich mit dieser Sprache vertraut zu machen, da sie ihm gar manchen Vortheil gewähren kann. Auch der Gauner wird leichter vertraulich und offener, wenn er in seiner wahren Muttersprache sprechen kann, und auch in dieser ohne Affectation und Ostentation mit ihm gesprochen wird. Ich sage und wiederhole noch einmal, ohne Affectation und Ostentation. ' Beide müssen dem Richter in den Augen des Gauners schaden, weil sie ihn von einer lächerlichen oder wohl gar von einer verächtlichen Seite zeigen. Von einer lächerlichen: weil der Gauner leicht merken kann und wird, dass der Richter nicht so ganz vertraut mit jener Sprache sey, und sie nicht geläufig spreche, und weil dann das Jenische (so nennt man die Gaunersprache) des Richters eben so auf ihn wirkt, wie das gebrochene Deutsch eines Franzosen anf einen Deutschen. Von einer verächtlichen Seite: weil der Gauner wohl begreifen muss, dass die Ostentation des Richters mit seiner Kenntniss der Gaunersprache ihm zugleich das Ansehen gebe, als setze er einen Ruhm darein, diesen Menschen wenigstens in der Sprache gleich zu kommen. Der Richter darf durchaus nicht mehr thun, als die Gauner *merken lassen*, dass er ihre Sprache verstehe; das Andere giebt sich dann von selbst, wenn der Richter Vertraulichkeit mit Ernst zu paaren versteht, und es dahin zu bringen weiss, dass der Gauner, ohne familiär mit ihm zu werden, sein Zutrauen ihm schenkt. Dieses kann nur durch Studium der Charaktere und Benutzung der Resultate hieraus und der besonderen momentanen Eindrücke auf das Gemüth der in Untersuchung Befangenen erzielt werden." — Eben so sehr verdienen die vielen Beyspiele Berücksichtigung, die in dieser Schrift von der Trüglichkeit der Beweismittel in Criminalsachen vorkommen. Z. B. Ein Mensch wurde von dem durch das Vergehen Verletzten eidlich für den Thäter dieses Vergehens anerkannt, und doch war der Beschuldigte an diesem Vergehen unschuldig (II, 142). Ein Inquisit beschuldigte sich eines Verbrechens, das er nicht begangen hatte, um Zeit zur Flucht zu gewinnen (II, 41). Noch häufiger sind die Fälle, da Gauner bloss aus Rachsucht Andere als Mitschuldige benennen (I, 141). — Noch wichtiger ist das, was der Vf. in mehreren Stellen über die *psychologischen* Mittel, Inculpaten zum Geständnisse zu bringen, anführt. Z. B. S. 13 des 1 Theiles, wo einem Inculpaten, der hartnäckig selbst seine eigenen Ältern und seinen Bruder nicht anerkennen wollte, diese plötzlich durch drey verschiedene Thüren, die sich auf ein gegebenes Zeichen zugleich öffneten, gezeigt werden. Auch das gehört hieher, was über die Verschiedenheit der Charaktere in Beziehung auf die Motive zum Geständnisse an mehreren Stellen erinnert wird. Der

eine Inquisit (*vulgo* Hölzerlips) gestand hauptsächlich aus Rachsucht, wenn er zuvor von einem Anderen beschuldigt worden war. Oft war auch Neid über die Vorzüge, deren der Eine vor dem Anderen im Gefängnisse genoss, Bestimmungsgrund zum Geständnisse und zu einer damit verbundenen Bezüchtigung (I, 60, 209). Ein anderer (Veit Krämer) gesteht, „weil er nicht schweigen kann, sobald man sich mit ihm in ein Gespräch über seine Lebensweise und seine Diebsgenossen einläst; und weil ihn, sobald er nur nach einem Verbrechen, welches er mit verüben half, gefragt wird, ein unwillkührliches Lächeln verräth, welches während des Geständnisses in ein volles Lachen übergeht. Nicht als ob er aus teuflischer Bosheit sich seiner Thaten freute, sondern weil er in jedem Bekenntnisse die Bestätigung der Vorhersagung seiner Cameraden, dass er nichts verschweigen könne, findet, und im Voraus das Vergnügen geniesst, welches ihm daraus erwächst, dass er in der Folge hören oder sehen kann, wie seine Cameraden sich die Köpse zerbrechen, um zu wissen, wer wohl das von ihm Angegebene gesagt haben möge.“ (I, 47.) — Übrigens hat uns auch diese Schrift von Neuem von dem Werthe derjenigen Gerichtsverfassungen überzeugt, nach welchen die Instruction und die Entscheidung der Criminalsachen (wie in dem GH. Baden) verschiedenen Behörden anvertraut sind. Denn selbst unser Vf. scheint die Vertheidigung, die für die Inquisiten geführt wurde, nicht aus einem ganz günstigen Lichte zu betrachten (II, 8). Überhaupt hätten wir diese Kritik der Defension lieber ganz aus der Schrift weggewünscht, da sie dem Zwecke und dem Charakter des Werkes fremd zu seyn scheint.

Auch in *psychologischer* Hinsicht ist das Werk in einem hohen Grade interessant, wenn man auch wünschen könnte, dass der Vf. in seinen Charakterschilderungen noch mehr ins Einzelne gegangen, in der Angabe einzelner Züge und Äusserungen noch freygebiger gewesen wäre. — Von den vielen Gauner-Porträten, die der Vf. gezeichnet hat, wollen wir hier das folgende herausheben, da es sich wegen der Kürze der Darstellung zu einer wörtlichen Wiederholung eignet: „Elisabeth Leisin — ein Geschöpf aus dem grenzenlosesten Leichtsinne und der ungezügeltsten Sinnlichkeit zusammengesetzt, welche *ein* rauhes Wort zum Zittern bringt, die aber zu jedem Verbrechen, das Einer der zwanzig, mit welchen sie schon herumgezogen ist, begehen wollte, mitzuhelfen bereit war; — mit einem Äusseren, auf welchem die von ihr begangenen Verbrechen keine Spur zurückgelassen haben, weil in ihr kein moralisches Gefühl zu überwinden war, und keine andere Leidenschaft, als die Sinnlichkeit, in ihr vorhanden ist.“ (II, 201.) Unter den männlichen Porträten zeichnen sich nur etwa Hölzerlips, durch seinen Stolz (es giebt, sagte er, nur *einen* Hölzerlips, und der bin ich!), und Manne Friedrich, durch eine gewisse Bildung und durch ein gewisses Ehrgefühl (er war Dichter (!), er ging fast mit lächelnder Miene, obwohl nicht verstockt, dem Tode entgegen) aus. — Im Allgemeinen aber ist die Bemerkung höchst niederschlagend, dass man bey diesen Gaunern fast keine Spur von der Grossmuth findet, durch welche sich der Engländer, selbst als Räuber, auszeichnet. Diese Wüthriche schlugen und misshandelten die Menschen selbst dann, wenn sie auch ohne dieses Mittel zu ihrem Zwecke gelangen konnten, und nur einzelne Fälle, in welchen sie bey ihren Einbrüchen Schwangere, Kranke oder Kinder schonten (I, 121. II, 117. 138), oder bey einem Strassenraube einen Theil des Geraubten dem Dürftigen zurückgaben (I, 37), lassen den Leser die Hoffnung fassen, dass auch in diesen Bösewichtern noch nicht alles Gefühl für Menschlichkeit erstorben war. — Übrigens findet man auch hier die Erfahrung bestätiget, dass ein Weib, das einmal die Grenzen der Zucht überschreitet, in keiner Rücksicht weiter Grenzen kennt. Der Vf. führt das fürchterliche Beyspiel einer Mutter an, die mit ihrem eigenen siebenjährigen Knaben Unzucht treibt (I, 11).

Sowohl in politischer als in psychologischer Hinsicht sind die Aufschlüsse höchst merkwürdig, die unser Vf. (und *Rebmann*) über die in Deutschland, besonders in den Staaten des südwestlichen Deutschlands, bestehende *Gauner-Republik* giebt. Es durchstreift diese Staaten eine grosse Anzahl von heimaths- und gewerblosem Gesindel, das unter sich durch ein gemeinschaftliches Interesse und durch Furcht vor dem auswärtigen Feinde, nicht aber durch ein ständiges Oberhaupt verbunden, auf Kosten der bürgerlichen Gesellschaft lebt. Unter sich leben sie im Zustande der natürlichen Freyheit (nur ihren Concubinen sind sie unterthan); Faustkämpfe entscheiden ihre gegenseitigen Streitigkeiten; nur bey einzelnen Unternehmungen werden sie von demjenigen geleitet, der sich durch seine Thaten ausgezeichnet hat, oder dem physische oder geistige Kraft ein persönliches Übergewicht geben. Sie zerfallen wieder in mehrere kleinere Republiken, so dass die Gauner, die sich in dem einen Theile von Deutschland herumtreiben, nicht in das Gebiet eines anderen Gaunervereins eindringen dürfen. Sie haben ihre eigene Sprache (die sogenannte jenische, von deren Wörtern unser Vf. ein sehr vollständiges Verzeichniss giebt; nur hätten wir gewünscht, dass er bey den Substantivis das Geschlecht, und bey den Verbis das Participium angegeben hätte), ihre eigenen Namen, ihre eigene Dichtkunst (auch davon giebt unser Vf. einige Proben), ihre eigenen Feste (gewaltsame Einbrüche). Sie sorgen nicht für die Zukunft, sondern verschwelgen das Erbeutete sofort. Sie haben die genaueste Kenntniss von allen Mitgliedern des Vereines und deren Thaten: denn nur diese sind der Gegenstand ihrer Gespräche. Gegen alle ehrlichen Leute führen sie unaufhörlich Krieg, den sie für rechtmässig halten. Mit einem Worte, man findet in ihnen eine nomadische Nation, die Indianer des nördlichsten Amerika, denen sie auch darin gleichen, dass sie nur schwer die Lebensart, zu welcher sie erzogen sind, verlassen (I, 44. 94. 199. 206 ff.).

Rec. könnte noch mehrere Beyträge zur Sitten- und Cultur-Geschichte unseres Zeitalters aus diesem interessanten Werke anführen (z. B. S. 312 des IIten Theiles, wo die Frau eines Scharfrichters im GH. Darmstadt, nachdem ihr 65jähriger Mann, ein schlichter Bauer, die Hinrichtung glücklich vollzogen hatte, den Beamten fragt: „Nun dürfe doch wohl ihr Mann einen Degen und rothe Hosen tragen?“), wenn nicht ohnehin schon die Recension die ihr gesetzten Grenzen überschritten

hätte. Er schliesst daher nur mit der Versicherung, dass auch der Stil des Vfs. grösstentheils von den Fehlern und Mängeln frey ist, die man nur zu oft in den Schriften eines Geschäftsmannes findet. G. d. T. T. c. S.

1) Giessen, b. Heyer: *Actenmäſsige Geschichte der vogelsberger und wetterauer Räuberbanden und mehrerer mit ihnen in Verbindung gestandener Verbrecher. Nebst Personalbeschreibung vieler in alle Lande deutscher Mundart dermalen versprengter Diebe und Räuber.* Von *F. L. Adolf von Grolman*, grosh. hess. Hofgerichtsrathe und erstem Criminalrichter in der Provinz Oberhessen. Mit 1 Kupfertafel, welche die getreuen Bildnisse von 16 Hauptverbrechern darstellt. 1813. VIII u. 602 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Hamburg, b. Bohn: *Alphabetisches Verzeichniss einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden, mit hinzugefügten Signalements ihrer Person und Angabe einiger Diebsherbergen*, entworfen nach den Aussagen einer zu Kiel in den J. 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande, von *C. D. Christensen*, königl. dän. Justizrath und Polizeymeister in Kiel. Nebst einem erläuternden Vorbericht *über die verschiedenen Gattungen, Lebensweise und Sprache dieser Gauner.* 1814. 236 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

3) Darmstadt, b. Heyer und Leske: *Actenmäſsige Nachrichten von dem Raubgesindel in den Maingegenden, dem Odenwald und den angrenzenden Ländern, besonders in Bezug auf die in Darmstadt in Untersuchung befindlichen Glieder derselben*, von *C. F. Brill*, grosh. hess. Criminal-Richter zu Darmstadt. I Abtheil. Mit den Bildnissen von acht Haupträubern. 1814. 228 S. 8. (2 Rthlr.)

Diese Schriften sind verdienstliche Seiten- und Ergänzungs-Stücke zu der früheren actenmässigen Geschichte der Räuberbanden am Rhein u. s. w. und dem *pfisterschen* Werke. Sie dürfen bey der Verbreitung dieser Banden und einzelner Glieder, deren noch so viele frey herumschweifen, in keiner Handbibliothek eines Criminal- und Polizey-Gerichts fehlen, und um so mehr würde ein weitläuftiger Auszug hier am unrechten Orte stehen. Rec. will sich daher auf einige erhebliche Bemerkungen im Allgemeinen einschränken.

Ausser dem unmittelbaren Nutzen für die öffentliche Sicherheit, den die Polizey- und Justiz-Behörden, theils bey Einfangung hier beschriebener Räuber und Gauner, theils aus den eingewebten feinen Bemerkungen über das Verfahren gegen selbige, aus diesen Schriften unfehlbar ziehen können, geben sie noch Anlass zu ernsten Betrachtungen über das heimathlose und herumschweifende Gesindel, über Diebsherbergen und Diebshehler, und über die Mittel wider diesen Krebs der bürgerlichen Gesellschaft. Sieht man auf die Vorgänge unserer Zeiten, auf die Folgen der langwierigen Kriege, die Verarmung vieler Volksclassen u. s. w.: so zeigt sich die Nothwendigkeit ernstlicher Vorkehrungen für jede gute Staatsverwaltung, um dem ruhigen Bürger mehr Schutz seines Lebens und Eigenthums zu gewähren, als er bis jetzt gegen dieses Raubgesindel genossen zu haben sich rühmen kann. Hinderlich waren seither 1) die cameralistische Sparsamkeit des Kostenaufwandes bey Untersuchungen, die auf Kosten des Fiscus gehen; wovon aber die grossh. hess. Justiz, wie man in der *grolman*'schen Schrift bemerkt, eine rühmliche Ausnahme macht. Mit grossen Kosten wurden Correspondenzen, Acten-Mittheilungen u. s. w. gebraucht, während vielleicht anderwärts schon wenige Thaler Aufwand Anstoss finden. 2) ist man gegen die Hehler bis heute viel zu leicht verfahren, wie auch Hr. *v. Grolman* (S. 414), *Pfister* und Andere bemerkt haben. Auch war es daher ein guter Gedanke in der Schrift No. 2, Diebsherbergen bekannt zu machen. Der Volksspruch, „*dass der Hehler so gut wie der Stehler sey*," gründet sich gewiss auf ein richtiges Gefühl und lange Erfahrung. 3) haben wir noch gar zu mangelhafte Einrichtungen in unseren Zuchthäusern, wo keine Zucht zu finden ist, und wir ermangeln daneben solcher menschenfreundlichen und wohlberechneten Besserungsanstalten, von denen uns Nordamerika ein schönes Beyspiel dargestellt hat. Dafür wenden wir die Menschenfreundlichkeit und zarte Schonung zu frühzeitig beym Criminalprocesse ohne Unterschied an, so dass mit ihrer Hülfe eine Menge listiger Verbrecher gar geschwind von der Instanz absolvirt, oder zu bald — (gleich als ob die blosse Menschenlarve dem Bösewicht gleiche Ansprüche auf Freyheit gebe, wie dem Guten —) aus dem Strafgefängniss entlassen werden, die nun, mit bestärktem Vorsatz sich das nächste Mal wieder durchzulügen, nach Herzenslust wieder da anfangen, wo sie es gelassen haben. Man sehe die praktische Bemerkung bey *Grolman* (S. 251), dass fast alle Diebstähle solcher Gauner auch für das Leben der Menschen höchst gefährlich sind. 4) Der aufgeregte menschliche Geist nahm seit ein paar Decennien die an sich ehrenwerthe Richtung nach einer philosophisch philanthropischen Behandlung der Dinge. Es erhob sich darauf ein Humanitäts-Geschrey und eine Systemsucht, die sich, unter unbarmherziger Verdammung unserer Carolina und des alten *Carpzov*, in die Criminal-Justiz, und besonders in den Criminal-Process eingeschlichen hat. So lange wir nun, statt eines positiven festen Bodens, schwankende subjective Meinungen eingetauscht haben, darüber die Bearbeitung und Vervollkommnung einer juristischen Anthropologie versäumen, und immer nur die Verbrechen classificiren, und ohne genaue Rücksicht auf die *Gattung* der Verbrecher selbst, diese mit der *in abstracto* hingestellten Strafe belegen; so lange wir heimathlosen, und anerkannten Räubern den nämlichen minutiösen und behutsamen Process gönnen, der dem in der Hitze eines Affects u. dergl. sich ein einzig Mal vergehenden Bürger gebühret: so werden wir, ohne es eben zu wollen, mehr die immer freyen Schelme beschützen, als die Unterthanen, die doch den Schutz versteuern. — Auch in solcher Rücksicht verdienen die obigen mit psychologischem Blick verfassten Schriften Beherzigung. Je tiefer sie uns in das Leben der Gauner und in das menschliche Herz überhaupt, so wie in die Gebrechen der Gesellschaft blicken lassen: desto weniger werden unsere Regierungen Entschuldigung übrig behalten, wenn sie, nach hergestellter Ruhe und *ächter* deutscher Verbindung nicht überall gemeinschaftlich die schuldige Mühe anwenden, damit auch in diesem Stücke die Ausführung nicht hinter der Einsicht zurückbleibe. F. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
SEPTEMBER 1815.

MEDICIN.

LANSHUT, b. Thomann: *Über den Urin, als diagnostisches und prognostisches Zeichen in physiologischer und pathologischer Hinsicht.* Eine von der königl. med. Section an der Ludwig-Maximilians-Univers. zu Landshut mit dem med.-chirurg. Doctorgrad im Jahre 1808 gekrönte Preisschrift von *Joseph Löw* aus Eslarn in der oberen Pfalz, Cand. der Med. und Chirurgie. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn alle Candidaten der Medicin solche Probeschriften als Belege ihrer Würdigkeit lieferten: so könnte man der Heilkunde mit Recht Glück wünschen; denn nur die unermüdete Erforschung der gesunden und kranken Natur unseres Körpers und der an ihm sich ereignenden Veränderungen, nicht leere Speculationen, können die Heilkunde vervollkommnen. Der Vf. hat einen Gegenstand gewählt, der leider in den neueren Zeiten zu wenig von den Ärzten berücksichtigt, von den Alten im Gegentheil mit einer bis ins Lächerliche und Abergläubische gehenden Wichtigkeit belegt wurde. Er hat ihn mit einer Vollständigkeit und Belesenheit sowohl, als mit immer festgehaltenen höheren Rücksichten abgehandelt, dass er sich die gerechtesten Ansprüche auf Lob und Anerkennung seines Fleisses und seiner Geistesfähigkeiten erworben hat.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Abtheilungen: die physiologische S. 10—66, und die pathologische S. 67—230, wozu noch ein kleiner Anhang zur Geschichte der Uroskopie kommt. In der 1 Abtheilung spricht er §. 1 vom Harn und dessen Erzeugung überhaupt; in den folgenden §§. von den sympathischen Beziehungen desselben, nämlich zu den Verdauungswerkzeugen §. 2 ff., auf die äussere Haut §. 10 ff., auf die Nieren §. 16, auf das Knochensystem §. 17, die Genitalien §. 18 ff., vom Einflusse des Nervensystems auf die Harnerzeugung §. 20 ff., vom Harn in den verschiedenen Lebensperioden §. 22 ff., und endlich von den Bestandtheilen des Harns §. 26 ff. Die pathologische Abtheilung hat folgende Rubriken: Semiotik des Harns §. 34 ff., Krisis 38 ff., vom febrilischen Urin 45 ff., vom entzündlichen Harn, der Lungenentzündung, Enteritis, Hepatitis, Entzündung der serösen Häute, und primären exanthematischen Entzündung §. 62 ff. Zeichen des Harns in chronischen Krankheiten, dispeptischer, biliöser, scrophulöser, wassersüchtiger, nervöser Urin §. 74 ff.; in den Krankheiten des Uterus, des Harnsystems, Bluthamen §. 84 ff., bey Knochenkrankheiten, Arthritis §. 117 ff., in contabescirenden Krankheiten, Diabetes §. 134 ff., und endlich §. 143 ff. der Anhang. Man sieht aus dieser Übersicht die Reichhaltigkeit der Schrift, so wie die Anordnung der abgehandelten Gegenstände. Überall werden sowohl in physiologischer als in pathologischer Hinsicht die Verschiedenheiten des Harns im Allgemeinen richtig angegeben, und die einzelnen Erscheinungen so viel als möglich mit höheren Ansichten in Verbindung gebracht.

Indess hat die Kritik doch Einiges zu erinnern. Im Allgemeinen möge der Vf. folgende Bemerkungen freundlich annehmen. Erstlich Sprache und Schreibart sind nicht selten gesucht, geschraubt und daher dunkel; diess ist mehr im Anfange der Schrift der Fall, als in der Folge: denn da vergisst der Vf. sich und sein Bestreben, in dem Tone mancher neuerer Philosophen zu sprechen, und selbst die empirische Materie, mit welcher er es zu thun hat, lässt es nicht wohl zu. Zum Beweise mögen folgende Stellen dienen: „Darum geht auch im Flüssigen die wahre Genesis und Fleischwerdung der Krankheit am auffallendsten vor sich"; „so wird die Krankheit leiblich geboren." „Es muss im Harn das Leben und so die Krankheit wahrhaft Leib und Fleisch werden; die Offenbarung des Lebens wird nur vollbracht durch seine eigene Schöpfung. Wer das Geheimniss des Todes im Leben überall erschaut, hat auch das Geheimniss in der Krankheit erkannt; dieses Streben, das Angesicht des Todes in allen Krankheiten zu schauen" u. s. w. Was zweytens die Anordnung der abgehandelten Gegenstände betrifft: so hätten die Bestandtheile des Harns nicht erst am Ende des physiologischen Theils, sondern am Anfange desselben angegeben werden sollen: denn die folgenden Abhandlungen setzen die Kenntniss derselben voraus. Vollständigkeit endlich kann zwar bey den unvollständigen Beobachtungen über diesen Gegenstand, von dem Vf., der selbst noch wenig oder gar keine Erfahrung im Praktischen sich sammeln konnte, nicht gefodert werden; indess finden sich doch sowohl in der physiologischen als pathologischen Abtheilung Lücken, welche wohl hätten ausgefüllt werden können. So vermisst man z. B. die Angabe der sympathischen Beziehung des Harns auf die Schleimhäute, auf das Blutsystem. Auch hätte über den Einfluss des Klimas und der verschiedenen Zonen auf den Urin, so wie von der Verschiedenheit desselben in Hinsicht der Nationen manches Interessante gesagt, und vielleicht die

Frage untersucht werden können, ob vielleicht der Neger auch in dieser Hinsicht sich mehr den Thieren nähere. Dass in der pathologischen Abtheilung noch eine bedeutende Nachlese gehalten werden könne, sieht man schon aus der gegebenen Übersicht. Eine *allzugrosse* Vollständigkeit oder vielmehr *Ausführlichkeit* lässt sich, der Vf. auf der anderen Seite da zu Schulden kommen, wo er die Natur und den Verlauf der Krankheiten abhandelt. Zwar ist nicht zu leugnen, dass, um die Verschiedenheit des Harns in den verschiedenen Perioden mancher Krankheiten zu bestimmen, diese Perioden selbst angegeben werden mussten; allein diess hätte oft mit weit wenigeren Worten und doch bestimmt geschehen können; Beschreibung der Krankheit war im Allgemeinen nicht nöthig. Diese zu grosse Ausführlichkeit und Einmischung nicht hieher gehöriger Materien verdient besonders in den Artikeln *Krisis* §. 38 ff., wo er die verschiedenen Eiterproben anführt, *Fieber*, *Krankheiten des Harnsystems* und anderen gerügt zu werden. Im Gegentheil finden wir einen Mangel an allen Citaten und Autoritäten; und dieser Mangel raubt der Schrift fast ihre ganze Brauchbarkeit, und setzt sie in den Rang eines *Exercitii*. Denn da der Vf. die aufgezählten Erfahrungen nicht selbst gemacht hat, und folglich sein Name nicht als Autorität gelten kann: so können die aufgeführten Data nur durch die Namen der Männer beglaubigt werden, aus deren Erfahrungen sie geschöpft sind. Wie verschieden aber die Glaubwürdigkeit derselben ist, und welcher strengen Sichtung sie bedürfen, ist bekannt. Bisweilen nennt zwar der Vf. einen Namen, aber nie eine Schrift. Um zu grosse Weitläuftigkeit zu vermeiden, hätten die Quellen am Ende angeführt und unter dem Text immer kurz darauf hingewiesen werden können. Dadurch würde diese Schrift einen allgemeinen und bleibenden Werth erhalten haben. Endlich müssen wir noch die *hypothetische Ansicht* missbilligen, welche der Vf. zum Grunde legt, und die als leitende Idee durch das Ganze hindurch obwaltet. Bey unseren Forschungen auf dem Felde der Empirie müssen wir uns zwar durch höhere Ansichten und Ideen leiten lassen: allein diese Ideen müssen selbst eine gewisse Realität haben, die wiederum nirgends anders als in der Erfahrung gegründet ist. Diese aber geht gewiss der Hypothese des Vfs. ab, wenn er im Organischen Alles auf Phosphorbildung zurückführt, und diese als das Höchste der Animalisirung darstellt. So sagt er selbst S. 11: „Mit der Entfaltung und Bildung dieser Substanz (des Phosphors) im Organismus hat die Übung und Offenbarung des Lebens am Materiale eben ihren höchsten Gipfel errungen; der Process der Animalisirung ist geschlossen, die Basis ist ganz dem in ihm Schaffenden gleich geworden." Diese Periode kann zugleich als Beleg von der Schreibart des Vfs. dienen.

Nun noch einige Bemerkungen über einzelne Puncte: §. 2 sagt der Vf.: während der Verdauung würde wässeriger Urin deswegen abgesondert, weil die eigentliche Harnerzeugung stille stehen müsse, da alles Leben sich auf den Magen centrirt habe. Allein die Harnerzeugung steht in keinem Sinne still, und der wässerige Urin wird deswegen zuerst abgesondert, weil die milden Flüssigkeiten während einer Mahlzeit am schnellsten resorbirt, ins Blut übergehen und durch den Urin ausgeführt werden, welches oft mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit geschieht. Die Abhandlung der Sympathie der serösen Häute mit den Nieren §. 16 ist zu dürftig ausgefallen. Was der Vf. §. 20 von der Wirkung der Affecten auf einzelne Secretionsorgane sagt, ist ganz unrichtig. Nicht bloss die Traurigkeit afficirt das Thränenorgan, sondern alle heftigen Affecten. Hat der Vf. noch nie vor Freude, Zorn, Ärger, Rührung u. s. w. weinen sehen? So wirkt der Zorn nicht auf die Leber, sondern auf die Haut; noch eher könnte diess vom Ärger gelten u. s. w. — Nicht weil der Urin nach dem Gebrauch der *Cicuta* in Verwesung überzugehen im Begriffe ist, riecht er wie Katzenurin, wie der Vf. S. 51 sagt, sondern weil die *Cicuta* einen ähnlichen Geruch hat, besonders getrocknet. Die Krisis ist nie Verwesung, noch ihr analog, sondern Aussonderung des durch die Krankheit neu erzeugten Afterproductes, also Pflanzung, Saamenausstreuung S. 74. Eben so wenig kann daher eine wahre Krise (nach S. 76) im Anfange einer Krankheit Statt finden. S. 88 behauptet der Vf. ganz falsch, dass alle Fieber in den Assimilations- und Verdauungs-Organen ihren Ursprung haben, und diese die Träger aller Fieber sind. Der Fieberurin ist §. 91 ff. recht gut beschrieben; allein die Erklärung ganz hypothetisch und unrichtig. S. 113. Die Entzündung sey ein wahrer Feuer- und Verbrennungs-Process in besonderen Organen!! S. 115. Was die Krisis bey den Fiebern sey, das repräsentire die Zertheilung bey den Entzündungen. Welch schiefe Ansicht! Nicht bey jeder Entzündung im Inneren der Nieren wird viel puriforme Lymphe abgesondert. S. 170. S. 201, „wo von der Arthritis die Rede ist, sagt der Vf.: Treten auch entzündliche Affectionen hinzu u. s. w." — Diese können wohl nie bey Arthritis fehlen, da sie selbst eine Entzündung ist.

Diese Bemerkungen mögen dem Vf. zum Beweise unserer Achtung dienen, und wir wünschen nichts mehr, als dass er auf diesem Wege fortfahre, so wird er sich wahre Verdienste um die Heilkunde erwerben.

Dz.

FRANKFURT a. M., b. Eichenberg: *Bemerkungen über das epidemische Kindbetterinnenfieber*, von D. *Christian Friedr. Bayrhoffer*, Privatdoc. an der Specialschule für Med. u. Chir. zu Frankfurt. 1812. 112 S. 8.

Diese Schrift bezieht sich zunächst auf ein Fieber, welches epidemisch unter den Kindbetterinnen des Gebärhauses zu Heidelberg herrschte, und von dem Director desselben, Hn. *Nägele*, schon beschrieben worden ist. Des Vfs. Ansicht weicht von Hn. *N's.* Ansicht ab. Schon aus diesem Grunde ist seine Schrift nicht unwichtig; aber er hat auch Recht, wenn er die Beobachtungen über diese Krankheitsform überhaupt noch nicht für geschlossen ansieht, so wie wir im Ganzen seine Klagen über die Lage der deutschen Medicin sehr gegründet finden. Die Absicht des Vfs. ging ursprünglich dahin, alle Beschreibungen epidemischer

Kindbettfieber zu sammeln, sie unter einander zu vergleichen, und auf diese Weise die Hauptform desselben, nebst seiner Behandlung, aufzustellen. Die Schwierigkeit dieses Unternehmens fühlt er selbst sehr gut; die subjective Befangenheit der Ärzte, welche epidemische Krankheiten beobachten und beschreiben, hätte nur noch mehr herausgehoben werden sollen. Ist doch selbst Hr. *N.* und der Vf. nicht ganz einig über die heidelberger Epidemie. So liegt oft die Bösartigkeit einer Epidemie nicht in der Objectivität, in dem Wesen der Krankheit selbst, sondern in der Subjectivität des Beschauers, in der Ansicht des behandelnden Arztes, in einer Befangenheit des Urtheiles, von welcher sich der entweder allzu ängstliche, oder allzu consequente, oder allzu stolze und eingenommene Arzt nicht losmachen kann. Wir heben nur einen der Hauptsätze des Vfs. über epidemische Krankheiten aus, theils um zu zeigen, welche Maximen ihn leiten, theils auch, um ihn aufmerksam zu machen, dass selbst diese noch nicht so sicher und gewiss seyen, als er meint. Er sagt S. 91: „Dass der Veränderung der Materie des Organismus Veränderung in den Kräften vorausgehen müsse, lässt sich mit ziemlicher Evidenz theoretisch beweisen; aber so weit die jetzige Kenntniss dieses Verhältnisses reicht, und so lange wir auf dem Boden der Erfahrung bleiben, müssen wir die Erscheinungen, welche die atmosphärischen Veränderungen im Körper hervorbringen, aus einer primären Mischungsveränderung der Säftemasse ableiten. Alle Folgerungen aus dieser Annahme sind für den praktischen Gebrauch von der grössten Wichtigkeit, und sie ist das Hauptprincip in der Behandlung epidemischer Krankheiten." Ist diese Erklärung wirklich wahrscheinlicher? Giebt sie der Praxis mehr Gewissheit? Ist nicht, trotz alles Geschreys, das eine neuere Schule dagegen erhoben, zur *allgemeinen* Therapie die dynamische oder Erregungs-Lehre noch immer die passendste? Muss der praktische Arzt nicht vor allen Dingen und vorerst berechnen, mit welcher Summe von Kraft er es zu thun habe, ehe er an die Ausführung oder Verbesserung ausgearteter Säfte denken kann? Muss nicht die generelle Behandlung in den meisten Fällen der speciellen vorausgehen? Wirken nicht einige atmosphärische Veränderungen unleugbar auf die Kraft, ohne auf die Mischung zu wirken, z. B. trockene Ost- oder Gewitter-Luft, deren Einwirkungen dann auch im Mikrokosmus eben so schnell wieder verweht werden können, als im Makrokosmus geschieht? Übrigens billigen wir die Aufmerksamkeit auf die epidemische (und stationäre) Constitution mit innigster Überzeugung von ihrem Werthe und Einfluss auf die Praxis. 1 Cap. *Beschreibung des im Aug. bis Oct. zu Heidelberg herrschenden Kindbettfiebers.* Der Vf. hält die Lage von Heidelberg und Wien einander ähnlich (?). Er bekam an beiden Orten Halsentzündungen, von denen er sich durch die Abreise befreyte, und an beiden Orten herrschte zu gleicher Zeit einerley Epidemie unter den Kindbetterinnen. Die hervorstechendsten Symptome waren: 24—36 Stunden nach der Entbindung entstand Frost, Kopfweh und Schmerz in der Brust, Lebergegend, oder in den Weichen, letzterer fast immer; selten kam starke Hitze, die aber bald in Schweiss überging, der die Schmerzen wegnahm. Zunge und Puls waren nicht sehr verändert. Bald wurden Frost und Hitze stärker, die Schweisse stark und ermattend, der Schmerz nahm zu und dehnte sich mehr aus, bey einigen war eine umschriebene, höchst empfindliche Geschwulst in der Weiche, es zeigte sich Neigung zu Durchfällen mit Erleichterung, dann fing der Unterleib an schmerzhaft aufzulaufen, der Kopf wurde ganz frey, der Puls klein und schnell, es kamen Ängstlichkeiten, doch noch keine Delirien, die Schweisse wurden immer reichlicher und stinkend, Lochien und Milch hörten auf, es erfolgte grünlichtes Erbrechen, grüne Stühle, der Puls fiel u. s. w. Von Exanthemen ist die Rede nicht. Die Section zeigte allerley Spuren entzündlicher Abnormitäten am Darmkanale und Netz, die Gebärmutter war mit einem grünlichtschwarzen Kleber überzogen, die Substanz selbst gesund, die Ovaria wie zerstört, in der Bauchhöhle viel gelblichgrünes Serum mit geronnenen, Eyweiss ähnlichen Flocken, auch in der Brusthöhle war Serum und Flocken, und meistens die Pleura mit Blutgefässen durchwebt. Blutentziehungen minderten Anfangs Schmerz und Fieber, beides kehrte aber bald vermehrt zurück mit sinkenden Kräften. In zwey Fällen, wo eine heftig schmerzende Geschwulst in der linken Seite fühlbar war, wurde der Eyerstock in dieser Seite kleiner gefunden, als in der rechten, und bey einer dieser Verstorbenen fand sich eiterartige Materie, welche von der anderen ergossenen Masse verschieden war u. s. w. Dieser zur Beurtheilung der heidelberger Epidemie nothwendigen, deutlich und klar vorgetragenen Geschichtserzählung fügt der Vf. S. 42 ein theoretisches Räsonnement über die körperlichen Verhältnisse des schwangeren Weibes bey, um aus diesem Verhältnisse die Entstehung des Kindbettfiebers zu erklären. Einige Kleinigkeiten, welche auf das hypothetische polarische System einiger Neueren hinweisen, abgerechnet, müssen wir diese Darstellung für sehr gelungen erklären. Als Sitz der Krankheit nimmt der Vf. S. 39 hauptsächlich denjenigen Theil des Bauchfelles und der Gedärme an, welche der Gebärmutter zunächst liegen. Nächst diesem leiden besonders die im Becken liegenden Theile, vorzüglich die fallopischen Röhren, die breiten Mutterbänder, das dort befindliche Bauchfell und die Extremen des Dickdarmes. Besonders darf dabey das nahe Verhältniss zwischen Geschlechtssystem und Haut nicht übersehen werden, auf dessen Störung das Wesen des Kindbettfiebers beruht. (Wir zweifeln, ob die Erklärung des Vfs., wiewohl sie tiefer in das Wesen des Kindbettfiebers eindringt, als manche andere, auf alle Arten desselben passe. In den Verhältnissen der Schwangerschaft muss allerdings die Disposition zum Kindbettfieber begründet, Störung des Hautsystems mag allerdings häufig eine entfernte Ursache dazu seyn, aber jene erklären nicht Alles, und diese ist nicht immer zugegen. Wahrscheinlich muss der Einfluss der stationären und epidemischen mit zu Hülfe genommen werden, um sowohl die Entstehung des Kindbettfiebers überhaupt, als einige Abarten desselben insbesondere gehörig zu erklären.) Nach der

Entbindung behält das System der Gebärmutter, im umgekehrten Verhältnisse, mit der Zeit nach der Entbindung, eine Neigung, so zu seyn, wie während der Schwangerschaft; es finden daher leicht Congestionen, welche nach Aussen gehen sollten, nach Innen Statt, und diese Hemmung der Congestionen in ihrem Zuge nach Aussen, nebst der Determination derselben nach Innen, macht das Wesen des Kindbettfiebers aus. (Wir haben schon erinnert, dass wir davon nicht ganz überzeugt sind, obschon viel Wahres in dieser Darstellung liegt.) Schon die Lage von Heidelberg lässt auf eine endemische rheumatisch-entzündliche Diathesis schliessen; die grosse Hitze des J. 1811 unterdrückte diese, und erhob die gastrisch-gallichte Constitution, welche das Übergewicht bekam. Durch den Gebäract entwickelte sich die Krankheit vollends zum Kindbettfieber nach den obigen Principien. (Was der Vf. hiebey von den Metastasen überhaupt und von denselben als Ursachen aller epidemischen Krankheiten sagt, übergehen wir, als zu unserem Zweck nicht eigentlich gehörig; das Nachdenken des Vfs. zeigt sich aber auch hierin von einer vortheilhaften Seite, obschon Vieles in seinem Raisonnement hypothetisch ist.) Die Krankheit muss nach dem hervorstechendsten Symptom für eine Entzündung des Bauchfelles genommen werden. Dass diese Entzündung nicht rein war, folgt aus (der Theorie) ihrer Entstehung. Es war eine Mischung von gastrisch-gallichter und rheumatisch-entzündlicher Natur, d. h. sie war erysipelatöser Art, eine *Peritonitis erysipelatosa*. Damit ist nun auch die Methode angedeutet, welche im Allgemeinen zu befolgen war. Der Vf. nimmt gegen die Gewohnheit vieler neuerer medicinischer Schriftsteller die Fingerzeige einer heilenden Natur zu Hülfe, um seine fernere Therapeutik zu bestimmen; er findet diese Fingerzeige in den damals herrschenden gastrischen Krankheiten, und empfiehlt desshalb zunächst Abführungsmittel, und zwar solche, die durch einen mehr anhaltenden, nicht heftigen Reiz die Secretionsthätigkeit der Schleimhaut anspornten. (War denn aber nicht ohnehin schon durch den Entzündungsreiz diese Thätigkeit angespornt? Wir stimmen zwar ebenfalls für diese Methode, aber wir wollen nur zeigen, dass auch eine consequente Theorie Lücken habe.) Noch mehr ist er für Brechmittel. (Die Vortheile derselben setzt er zum Theil nach seiner individuellen Ansicht, im Ganzen aber sehr schön aus einander.) Örtlich empfiehlt er Einspritzungen von Schierling (welche Rec. nie den mindesten Nutzen geleistet haben). Die antiphlogistische Methode konnte das Hauptmoment der Behandlung nicht ausmachen (sie musste es aber doch nach der Theorie des Vfs. eigentlich seyn?); indess konnte es Fälle geben, wo es nöthig war, vor der Anwendung der Brechmittel die Ader zu öffnen und mässig Blut zu lassen. Eben so wenig konnten Anfangs (d. h. ohne und vor den Brechmitteln) flüchtig reizende Mittel und *Rubefacientia* nützen. Ist das zweyte Stadium einmal eingetreten: so ist wenig mehr zu hoffen. Das 4, bey weitem kürzere Cap. handelt *von einigen Formen des Kindbettfiebers*. Der Vf. nimmt vorzüglich 3 Gattungen an, die rheumatisch-entzündliche, erysipelatöse und typhöse oder contagiöse, ohne diese 3 Gattungen in ihrer Charakteristik weiter zu verfolgen. Die ganze Schrift hat uns übrigens wohl gefallen, und berechtigt zu schönen Erwartungen für die Zukunft. Folgt der Vf. immer der Spur der Natur, kommt er immer mehr zurück von den Autoritäten der Schulen und der Lehrer: so wird die medicinische Literatur einen sehr brauchbaren Schriftsteller an ihm bekommen.

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Magdeburg, b. Creutz: *Anleitung zur Prüfung der Arzneykörper bey Apothekenvisitationen für Physiker, Ärzte und Apotheker* von *J. Christoph Heinrich Roloff*, der Med. u. Chir. Dr., praktischem Arzte und Landphysicus zu Magdeburg u. s. w. 1812. XXI u. 40 S. 4. (14 Gr.)

Weder *Ebermaier* noch *Niemann* haben den Vf. befriedigt. Der hauptsächliche Vorzug seiner Anleitung besteht in sorgfältig berichtigten und neuangestellten Prüfungen der chemischen Präparate, wozu er, wie er dankbar gesteht, die Erfahrungen und Arbeiten der Medicinalassessoren *Michaelis* und *Heukenkamp* benutzt hat, und in den Angaben des specifischen Gewichts der Flüssigkeiten nach dem Aräometer und bey den *Spirituosis* zugleich auch nach dem Alkoholometer. Die Einleitung enthält die Vorschriften, wie bey den Visitationen zu verfahren ist, meist nach *Niemann*, doch so, dass die Untersuchung der chirurgischen Apparate u. s. w. hier weggelassen ist (auch würden wir Barometer, Thermometer, Elektricitätsmaschine, galvanische Batterie u. s. w. für andere Untersuchungen bestimmen). Die Reagentien sind sehr vollständig aufgezählt, und ein zu deren Aufbewahrung bestimmter Kasten wird nach eigenen Erfahrungen als zweckmässig empfohlen. Das Verzeichniss der Arzneykörper enthält in vier Reihen die Namen (wobey die nach der *Pharm. Boruss.* in den Apotheken kleinerer Städte vorhanden seyn sollenden mit einem Sternchen bezeichnet sind); die Beschreibung (bey den einfachen wird auf *Ebermaier*, *Trommsdorf* und *Hayne* verwiesen), die Prüfungsmittel, und deren Resultate. Hie und da kommen Berichtigungen der Vorgänger, auch Nachricht von einigen neuen Arten vor, z. B. unter den voran gedruckten Verbesserungen von einer neuen Chinasorte, die im Äusseren der Königschina sehr ähnlich war, aber auffallende Ähnlichkeit mit der falschen Angustura hatte. Über die Beymischung der Kreide zum Bleyweiss. Über die Entdeckung des rothen Arseniks im Zinnober durch Kochen mit *Liqu. kali caust.* Die Angustura wird am besten durch *Ferrum sulphuricum* und *Argentum nitricum* geprüft. Über die Prüfung der verschiedenen China-Arten und der damit verwandten Arzneykörper durch schwefelsaures Eisen. Über die Unrichtigkeit der Benennung: *wässrig geistige Extracte*. — Die Galläpfel kommen von *Quercus infectoria*. Über die verschiedenen Erscheinungen bey der Prüfung des versüssten Quecksilbers „scheinen zu beweisen, dass selbst im vers. Qu. der Oxydationsgrad verschieden ist, und es noch Mittelgrade zwischen versüsstem und ätzendem Quecksilberpräcipitat, wie man diese letzten bis jetzt angenommen hat, giebt, was die Aufmerksamkeit der Chemiker und eine nähere Untersuchung verdient." Untersuchung der Prüfung der salpetersauren Auflösung des Präcipitats durch Schwefelwasserstoff. *Liquor ammonii acetici* darf nicht durch salpetersaures Silber geprüft werden. Unrichtigkeit der Probe im *Liqu. ammon. succ.*, die Essigsäure durch *Plumbum acet.* zu entdecken. — Äther löset auch das Schweinfett vollkommen auf, und dient also nicht zur Prüfung der schmierigen Öle. Noch einige Proben der ätherischen Öle. Das Guajakharz ist zum Theil im Terpentinöl auflöslich, und daher *Thiemann*s Probe unzuverlässig. Über genauere Untersuchungen des Zinns. Ausmittelung der Gegenwart des Kalks im Weinsteine, und dessen Einfluss auf die daraus verfertigten Weinsteinpräparate.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
SEPTEMBER 1815.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Engelmann: *Apologie des moralischen Gefühls* von *Ludwig Baclo*, Privaterzieher in Melsungen. 1813. XXIV u. 128 S. 8. (16 Gr.)

Der erste philosophische Versuch eines nicht talentlosen Kopfes. Der durch den Titel nicht bestimmt genug ausgesprochene Zweck desselben ist nicht etwa bloss, das moralische Gefühl von dem Vorwurfe des Veränderlichen und Trüglichen zu *vertheidigen*, sondern es sogar in der Moral an die Stelle des kantischen *Moralprincips* zu setzen, gegen welches der Vf. in dem bey weitem grösseren Theile der Schrift, obwohl mit Bescheidenheit und Anstand, polemisirt.

Der 1 Abschnitt stellt die Behauptung auf: Das Gefühl ist die erste und sicherste *Quelle der Überzeugung*. Wer diesen Satz beweisen wollte, müsste eine feste Ansicht des Gefühls zum Grunde legen. Der Vf. aber stellt gegen alle Logik erst im folgenden Abschnitt seine Bestimmung des Gefühles auf, durch welche dasselbe mit dem Bewusstseyn ganz zusammenfällt, ja sogar einmal als das bestimmteste (mithin doch deutlichste), tiefste Bewusstseyn unseres Daseyns, dann als die innigste Überzeugung (oben hiess es, das Gefühl sey die *Quelle* dieser Überzeugung) dessen, was mit den Gesetzen unseres geistigen Seyns übereinstimmt, definirt wird. Hier sucht der Vf. obigen Satz darauf zu gründen, dass „das Gefühl der Scheidepunct des thierischen Lebens von dem (und des) vegetabilischen Leben sey, jenes aber sich zuerst durch Gefühl, als sein wesentliches Bestandtheil und Merkmal, äussere." Da in diesen Sätzen der Ausdruck *Gefühl* in einem sehr weiten und unbestimmten Sinne genommen wird, in welchem es mit *Empfindung* zusammenfällt oder vermischt wird, und die oben angeführte, spätere Definition, welche sodann auf den Begriff des moralischen Gefühls angewandt wird, diesem ganz widersprechend, das Gefühl zu dem *bestimmtesten Bewusstseyn* macht: so ist nicht nur die ganze Beweisart sehr unsicher, und die Behauptungen, „ohne Gefühl lasse sich überhaupt kein Bewusstseyn *denken*, und das Bewusstseyn könne nicht gedacht, sondern müsse empfunden werden," lassen sich damit nicht ungezwungen vereinigen, vielmehr leuchtet ein, welche tieferen psychologischen Forschungen dieser Untersuchung fehlen, namentlich die, durch welche das Verhältniss des Gefühles zum Bewusstseyn festgestellt wird. Übrigens wird dem Vf. gern zugegeben, dass das Gefühl der *erste* (früheste) Massstab des Wahren sey; aber das Hauptfactum, welches er hier anführen musste: „es ist leicht, einen Unverdorbenen, nicht wissenschaftlich Gebildeten zu widerlegen, aber unmöglich, ihn zu überzeugen, wenn sein inneres Bewusstseyn (Gefühl?) dagegen spricht," — zeigt gerade, gegen die Ansicht des Vfs., in wiefern die Überzeugung des Gefühls sicher zu nennen sey. Denn wenn das Gefühl verdorben, oder verfälscht werden kann: so ist es keine untrügliche *Quelle* des Wahren (Erkenntnissquelle des Wahren, wie der Vf. sagt); ja es wirkt und leitet wohl überhaupt, selbst in dem bekannten Falle, wo, wie man zu sagen pflegt, (vgl. auch S. 19) das Gefühl das Richtige und Wahre leichter und sicherer trifft, als der kalte Verstand, nicht das Gefühl allein, und als solches, sondern die ganze geistige Natur in ihrer Frische und Unbefangenheit mit minder entwickelter Reflexion, oder einer anderen einseitigen Richtung. So schwankend der im ersten Abschnitte aufgestellte Satz ist: so schwankend ist auch der hierauf begründete: Das *moralische* Gefühl ist *die erste Quelle und der sicherste Probirstein des sittlich Guten*. Auch wird dieser Satz im 2 Abschnitte wirklich nur in einigen Zeilen in einem hypothetischen Urtheil hingestellt, das S. 15 ziemlich auf dieselbe Weise wiederholt wird. Sehr unschicklich werden ferner die *Gründe*, dass das moralische Gefühl die erste Quelle des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht (sollte wohl heissen des moralisch Guten und Bösen) sey, einem besonderen Abschnitte beygelegt; Rec. gesteht, dass er dergleichen hier gar nicht gefunden hat, wohl aber statt derselben eine Widerlegung der Moralisten aus der kantischen Schule (der Vf. nimmt *Stäudlin*, in seinem Lehrbuche der Moral, gleichsam als Repräsentanten derselben durchgehends in Anspruch). Nicht das Moralgesetz, aus welchem die Begriffe des Guten und Bösen abstammen sollen, sondern das *moralische Gefühl*, behauptet Hr. *B.*, sey das *Ursprüngliche*. Ganz recht, wenn von dem die Rede ist, worin die vernünftige Natur, in sofern sie sich in einem vernünftigen Wesen *entwickelt*, sich zuerst offenbart. Wenn er aber behauptet, das moralische Gefühl gebe den *Stoff* her, woraus der Verstand moralische Begriffe bilde, von denen die Vernunft (die das Organ *der Reflexion über die Quelle des Guten* heisst) *dann* erst zu den Moralgesetzen fortgehe; wenn er mithin das Gesetz vielmehr aus dem Gefühl ableiten will: so scheint er theils in einen auffallenden Widerspruch mit sich selbst zu treten, und seine Definition des moralischen Gefühls (S. 7) ganz vergessen (denn nach dieser setzt das Gefühl „Gesetze des

sittlichen Seyns" (Sittengesetze) voraus, indem es die Überzeugung dessen seyn soll, was mit ihnen übereinstimmt, oder nicht), theils über das Wesen der Vernunft nicht gründlich genug nachgedacht zu haben. Vielleicht verwechselte er schon hier, wie später geschieht, das Gesetz mit dem Princip oder dem Satze, in welchen dasselbe gefasst werden mag; aber doch sagt er (S. 46) sehr richtig: „auch wirkte dieses Gesetz eben so sicher durch das Gefühl, als die Menschen noch gar nicht daran dachten, dass es ein Gesetz (eine Grundeinrichtung unseres Geistes) sey, als jetzt, da es in einer bestimmten Formel ausgesprochen ist." Hr. B. behauptet ferner, „wie die Menschen auf jeder Stufe der Cultur religiöse Ideen haben: so haben sie auch sittliche, *ehe ihnen noch das Licht der Vernunft aufgegangen ist*," — und nachdem er versichert hat, kein Schluss sey richtiger und sicherer, als der von dem einzelnen Menschen auf das *Geschlecht* (hört es, ihr Logiker!), wiederholt er, der *Sinn unverdorbener* Kinder für das *Sittliche* (ist dieser moralische Sinn ganz *einerley* mit dem *moralischen Gefühle?*) äussere sich sehr früh durch den Sinn für das Anständige u. s. w.; diess der Wirkung der *Vernunft* zuschreiben, heisse doch aller Erfahrung widersprechen, da *jene bekanntlich weit später* und bey Vielen gar nicht *erwache*; ja er erklärt bestimmt: „Die ersten Ideen des moralisch Guten und Bösen stammen aus dem moralischen Gefühl, und *nicht* aus der Vernunft; ab." Allein in einem späteren Anhange, überschrieben *Ideen über die höhere Sinnlichkeit im Menschen*, in welchem der Vf. seine Untersuchungen über das Gefühlsvermögen im strengen Sinne nachträgt, nennt er dieses in einer gut ausgeführten Vergleichung mit der eigentlichen Sinnlichkeit „die *höhere Sinnlichkeit*;" an anderen Orten dagegen (S. 22) behauptet er, es entstehe durch den *Beytritt der Vernunft* zu der sinnlichen Natur eine *höhere* Sinnlichkeit des Menschen, und das Gewissen, welches einerley sey mit dem moralischen Gefühle, sey das eigenthümliche Product der *Vereinigung* der Vernunft mit der Sinnlichkeit (S. 41, vgl. auch S. 69), und in sofern stammt ja doch das geistige Gefühl von der Vernunft. Indess auch hierin bleibt der Vf. sich nicht gleich. Er nennt die höchsten Gefühle der Seele (S. 54) *höher* als die Vernunft, ja er erklärt geradezu (S. 57), es komme auf Eins hinaus, zu behaupten, es gebe im Menschen ein höheres Gefühlsvermögen, welches ihn früher, sicherer und höher leite, als die Vernunft, oder anzunehmen, die Vernunft äussere sich, ungeachtet ihrer Spontaneität, ungeachtet sie das Vermögen der Gesetze sey, zuerst am sichersten und höchsten durch das Gefühl. Im ersten Falle, welchen hier der Vf. vorzieht, würde man ja zwey höhere Anlagen annehmen: diese müssten entweder von einander unabhängig seyn, was kein Mensch behaupten wird, oder die Vernunft müsste von dem Gefühle abhängig seyn, und aus ihm stammen; dem aber widerspricht des Vfs. eigene Erklärung des Gefühlsvermögens und insbesondere des moralischen Gefühls. (Der VII Abschnitt: über das Verhältniss der Vernunft zu dem moralischen Gefühle ist in dieser Hinsicht durchaus unbefriedigend.) Es giebt mithin eine *höhere* und göttliche Anlage im Menschen, = Vernunft, welche sich auf verschiedenen Stufen der Entwickelung vorwaltend im Gefühl oder in der Reflexion offenbart; und soll die höhere Sinnlichkeit des Vfs. „die Objecte der inneren Welt so aufnehmen, wie die niedere die Objecte der äusseren" (S. 48): so fragt sich eben, was sind die Producte der inneren Welt, die das Gefühl *nicht* hervorbringen kann? Gehören sie nicht der Vernunft an, die nicht bloss, wie sie der Vf. ansieht, Denk- und Erkenntniss-Vermögen ist?

Da dieses die Hauptpuncte sind, von welchen die angestellte Untersuchung abhing: so können wir in der Angabe der übrigen Abschnitte kurz seyn. Der IV soll den Vorwurf widerlegen, *dass das Gefühl etwas Schwankendes und Unsicheres sey*. Der Vf. glaubt diess durch den Beweis leisten zu können, dass es Gefühle im Menschen gebe, die über die Sinnlichkeit erhaben sind. Allein er hätte vielmehr beweisen sollen, dass diese Gefühle selbst, deren Daseyn er fast voraussetzen konnte, sich immer unverfälscht und rein erhalten; da nun das Letztere nicht der Fall ist: so kann auch das moralische Gefühl nicht als *objectives* Kriterium des Sittlichen angesehen werden. Hiemit fallen auch der V und VI Abschnitt, in welchen der Vf. die Meinung, „dass das moralische Gefühl Anspruch darauf machen könne, oberster Grundsatz (?) der Moral zu werden," mehr indirect, durch Bestreitung des kantischen Moralprincips, als direct zu behaupten sucht. Hiebey werden zugleich die Foderungen, welche man an ein Moralprincip machen kann, berücksichtigt. Da in dieser Kritik des kantischen Moralprincips eben nichts Neues vorkommt: so übergehen wir dieselbe. Der Vf. setzt ihm sein Princip entgegen: Handle stets so, wie es dir die leise Stimme (?) des moralischen Gefühls zur Pflicht macht. In Hinsicht dieses Princips wollen wir nur bemerken, dass sich dem Vf. das, was er über das kantische in Beziehung auf die Allgemeinheit einer solchen Formel sagt, leicht zurückgeben lässt. Denn wenn er von jenem erinnert, dem kantischen Grundsatze fehle das Merkmal der Verständlichkeit für Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur, er sey bloss *objectiv*, gar nicht *subjectiv*, und nachher behauptet, sein Grundsatz passe für die Bildung eines Jeden: so dürfen wir ihn nur daran erinnern, dass er ja auch eine Verderbniss des moralischen Gefühls zugegeben hat, und an die Erfahrung, dass gerade in Zeiten, wo die Reflexion und die wissenschaftliche Bildung herrschend ist, das Gefühl weniger stark und unverfälscht redet. Denn hieraus muss folgen, dass eben für die *Wissenschaft* und die ihr entsprechende Culturstufe der kantische Grundsatz (denn von einem wissenschaftlichen Princip ist ja hier die Rede) weit angemessener scheine, als der Grundsatz des Vfs., der nur für eine frühere Periode, die wir die Periode des herrschenden Gefühls nennen möchten, tauglich seyn würde. Doch fanden wir auch vieles Treffende und Gedachte in diesem Abschnitt; auch wird der Vf. an vielen Stellen

sehr bereut, wo er seine Einwendungen gegen den berüchtigten Imperativ der kantischen Schule vorträgt. Deshalb, und weil der Vf. sich überall als selbstdenkenden Kopf zeigt, würde es unbillig seyn, unsere Leser auf alle schiefen Behauptungen, und episodischen Declamationen, auf den sehr fühlbaren Mangel an logischer Anordnung und Consequenz, so wie auf die Geschmacklosigkeit und Unbeholfenheit einzelner Gleichnisse und Wendungen, aufmerksam zu machen, besonders da der Vf., dessen erster Versuch diese Schrift ist, mit seinem Talente eine seltene Bescheidenheit verbindet, womit sich die allzu grossen Hoffnungen, welche er sich am Schlusse von seinem Grundsatze verspricht, noch allenfalls wohl vereinigen lassen.

Landshut, b. Thomann: *Über die Verwandtschaft der Poesie und Philosophie und deren Verschiedenheit.* Eine gekrönte Preisschrift von *Magnus Antonius Bihler*, der Philosophie Doctor. 1812. VIII u. 102 S. 8.

Wir halten es nicht für gut, akademische Probeschriften, mögen sie auch den Preis erhalten haben, dem grossen Publicum durch den Druck zu übergeben: denn eines Theils wird in denselben die Wissenschaft, besonders aber die Philosophie, gemeiniglich nicht weiter gebracht, sondern bloss eine Probe von der Auffassungsgabe, seltener schon von der Bearbeitungsgabe des Schülers abgelegt, und die Beurtheilung kommt daher auf eine Kritik der Ansichten des Lehrers zurück; anderen Theils ziehen Jünglinge davon gar wenig Nutzen, indem die kritischen Institute unserer Literatur der scharfen und bis ins Detail gehenden Beurtheilung derselben, welche den Vff. allein nützlich seyn könnte, einen hinreichenden Raum zu widmen nicht im Stande sind; auch hindert oft die billige Nachsicht gegen solche Erstlingsversuche daran. Eben dieses gilt von der vorliegenden Schrift, welche ein nicht gar leichtes Thema zu behandeln hatte. Der Vf. hat bey der Lösung dieser Aufgabe die bekannten Ansichten seines würdigen Lehrers *Köppen* so viel als möglich benutzt, ja um dieser Arbeit den Anstrich einer tiefen philosophischen Begründung zu geben, von den ersten Grundsätzen desselben ausgeholt, und überall am unrechten Orte die damit zusammenhängenden Behauptungen (z. B. über Religion) eingestreut. Dabey ist uns nicht entgangen, dass das Edle und Liberale in der Ansicht dieser Lehre auch den Schüler ergriffen, und ihm eine edle und ideale Gesinnung mitgetheilt hat. Indess können wir in Beziehung auf den eigenthümlichen wissenschaftlichen Gehalt der Abhandlung den Mangel an logischer Disciplin nicht verschweigen, der sich in vielfachen Widersprüchen, Verwirrung des Zusammenhangs, Unklarheit und Unbestimmtheit des Ausdrucks überall an Tag legt.

Das Resultat der Untersuchung wird also ausgesprochen: „Die Phantasie ist Organ der Poesie, der Verstand Organ der Philosophie (Wissenschaft); die gemeinschaftliche Quelle beider ist die Vernunft. Beide geben Kunde vom Göttlichen; der Dichter zunächst bildlich (sinnbildlich), der Philosoph durch wissenschaftliche Darstellung, durch Begriffe. Auch sind Philosophie und Poesie der Idee nach eins, nur der Reflexion nach unterschieden (was diess heisse, haben wir nicht erklärt gefunden); auch bedingen sie sich gegenseitig. In Hinsicht des Verstandes und der Phantasie aber kann nur ein Gradunterschied den Dichter und Philosophen trennen. An sich ist die Poesie die Seele jeder Darstellung, das subjective Leben in der Kunst, im engeren Sinne ist Dichtkunst die vermittelst der Sprache zur äusseren Wirklichkeit gebrachte Poesie, und ihr Zweck schöne, geistige Nachahmung der Natur; die Philosophie, die Wissenschaft des Unbedingten, Unveränderlichen in seinem Wechselverhältnisse zum Bedingten, Zeitlichen." Diese im Ganzen gewöhnliche und unbestrittene Ansicht der Sache kann hauptsächlich in Beziehung auf jenen *Unterschied* in Anspruch genommen werden. Dieser bedurfte einer gründlicheren psychologischen Ausführung, als der Vf. zu geben fähig war. Er sagt hierüber: „Der Dichter besitze die rege, schöpferische Phantasie *vorzugsweise*, dem Philosophen wird der ausgebildete, geübte und nach allen Richtungen reflectirende Verstand beygelegt." Wenn nun ein höherer Grad der Phantasie dem *Dichter* beygelegt wird: so liesse sich allenfalls des Vfs. Behauptung noch erklären, dass der Höhenpunct jener einerseits der Entusiasmus (Enthusiasmus) für alles Wahre, Gute und Schöne, auf der anderen aber das sprechende Gegentheil, der *Phanatismus* (*sic?*), sey; schwerlich aber, wie der Vf. von der Phantasie das *Genie* trennen, und dann dieses das Bildungsvermögen des Künstlers nennen könne. („Ausgegangen von dem Wesen, zeigt sich mit eintretender bildlicher Darstellung *nebst* der Phantasie das *Genie*, als Naturanlage, durch Leichtigkeit und einen höhren (höheren) Schwung in ästhetischer Hinsicht, und spielt in sofern eine zwar *untergeordnete*, jedoch bedeutende Rolle; wo hingegen das blosse *Talent* in der Philosophie nur dogmatisch (?) verfährt.") Denn ist das Genie bey dem Künstler das originelle Bildungsvermögen desselben nur in Beziehung auf die *Darstellung* (im engeren Sinne), wie der Vf. meint: so ist es zugleich *energische Phantasie*; da es aber auch ein *philosophisches* Genie (jedoch nicht bloss als *architektonisches Vermögen*) giebt: so musste die Untersuchung auch hier noch tiefer gehen. Ferner da der Vf. an mehreren Orten (z. B. S. 53) behauptet, die Idee gehe durch Gefühl und hauptsächlich *durch Phantasie* hervor — (ob er gleich die Vernunft das Vermögen der Ideen nennt) —: so sieht man in der That nicht ein, warum er nicht, besonders da er einen Standpunct der Ideen und der niederen Reflexion unterscheidet, die Phantasie vielmehr *Organ der Philosophie* nach seiner Ansicht nennt, womit freylich jener Unterschied aufhörte. In Beziehung auf die wechselseitige Bestimmung der Philosophie und Poesie sagt der Vf., auch der Poesie gehe die Erkenntniss voraus (ja diess hat ihn sogar veranlasst, zuerst von der *Erkenntniss* in einem be-

sonderen Abschnitte zu reden); allein so wahr dieses ist: so wenig ist diess eine *philosophische* Erkenntniss. Näher würde der Vf. seinem Ziele gekommen seyn, wenn er insbesondere den Antheil der Begriffe an der Poesie, und die Anschauungen (im engeren Sinne) an der Philosophie, dann aber mehr das schwierigere Verhältniss des Verstandes und der Phantasie zur Vernunft, als das Verhältniss beider zu einander erwogen und entwickelt hätte. Denn die abgerissenen Sätze, welche er aus der Fundamentalphilosophie entlehnt hat, tragen zur Begründung der psychologischen Behauptungen, durch welche er das Verhältniss der Philosophie und Poesie festzustellen sucht, wenig oder gar nichts bey; da im Gegentheil manche Behauptungen jener erst auf *psychologische Ansichten* gegründet sind, oder seyn sollten, wie z. B. des Vfs. und seines Lehrers Ansicht von der Religion, ihrem Verhältnisse zur Philosophie und zur Poesie, (vgl. §. 16 u. a. O.) auf der noch nicht ganz begründeten Lehre von dem Gefühle und dessen Verhältniss zur Vernunft (vgl. §. 34, 37 u. a.). — So behauptet der Vf., das Gefühl gehe jeder philosophischen Erkenntniss und Wissenschaft vorher, und bedinge sie (§. 42), und doch wird später behauptet: Was den Menschen gleichsam in ursprüngliche Berührung bringt mit der Wahrheit, sey das Gefühl in seiner Unzertrennbarkeit von der Vernunft, sie setze die Idee mit dem Begriffe in Beziehung; und je mehr sich die Vernunft zum lebendigen Daseyn entwickelt habe, desto tiefer und inniger sey letzteres. Dem Gefühle gebühre daher eine *positive* Stimme in der Philosophie. Ferner: Die Wahrheit, deren wir durch die Vernunft fähig sind, wird lebendig in dem Gefühle u. s. w. Hiemit hängt zusammen, dass der Glaube mit dem unmittelbaren *Wissen* zusammenfalle, die unmittelbarste Wissenschaft aus dem Glauben hervorgehe (§. 16 u. a. O.), dass das Wesen der Poesie und Philosophie sich nur vermöge des *reinen Gefühls* wirklich ergebe; dass alle Philosophie in dem Gefühle der Religion und in der Annahme eines höchsten Wesens gegründet sey: denn das wahre geistige Leben bestehe in der Religion, und so wie das Thier mit Instinct geboren sey, so sey es höchstes Bedürfniss des Menschen als freyen Wesens, etwas Höheres über sich anzuerkennen, was ihm in dem Gefühle lebendig vorschwebt (§. 106) u. s. w. Keinem aufmerksamen Leser kann es entgehen, dass in diesen Behauptungen (denn auch hier fehlt es an einer psychologischen Entwickelung, obgleich der Vf. selbst §. 127 als Anleitung zur Philosophie die gute Lehre giebt, der Philosoph solle die Organisation des Geistes genau kennen lernen) bald die Vernunft, bald das Gefühl die erste Rolle im Geiste spielen soll. Ist aber Ersteres, wie gesagt worden, nur Mittelglied: so kann ihm auch keine positive Stimme in der Philosophie zukommen. Über diese Ansichten ist mehrmals in diesen Blättern (z. B. 1811. No. 279) die Rede gewesen.

Was den Vortrag betrifft: so hat der Vf. den aphoristischen gewählt: besonders weil er wünschte, dass der Leser, „ohne Weitläuftigkeit, sogleich auf das hingeführt würde, was ihm überall das Wesentliche schien, und ohne grossen Zeitverlust eine Übersicht vom Ganzen enthalte." Rec. scheint diese Form nur angewandt worden zu seyn, um die Schwächen des Zusammenhanges zu verstecken; den angegebenen Zweck aber hat der Vf. selbst durch Fehlerhaftigkeit des Plans, Unterbrechung des Zusammenhanges mit schwülstigen Declamationen, beyläufige Bemerkungen und ohne Begründung hingeworfene Meinungen geradezu vereitelt. Der Stil ist sehr ungleich und auffallend incorrect.

A . . . . s.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, im amsterdamer Kunst- und Industrie-Comptoir: *Rath an meine Tochter*, in Beyspielen aus der wirklichen Welt. Nach *J. N. Bouilly*, Vf. des Schauspiels der Taubstumme u. s. w., von *Ludwig Hain*. In zwey Theilen. 1814. 279 u. 288 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Begebenheiten, welche hier den erwachsenen Töchtern zur Bildung vorgelegt werden, sind glücklicher gewählt, als dargestellt. An die Stelle der Leichtigkeit tritt bisweilen Nachlässigkeit, und der Ausdruck der Empfindungen verräth hie und da weniger Zartheit, als Weichheit und Empfindsamkeit. Diess ist etwas, was den französischen Schriftstellern, die für die Bildung des weiblichen Geschlechts, und dessen sittlichen Charakter thätig sind, fast durchgängig eigen ist. Dass man diese Eigenthümlichkeit hier seltener gewahr wird, ist vielleicht das Verdienst des deutschen Bearbeiters, dessen Bemühung, wenigstens gefällig zu erzählen, man nicht verkennen kann. Den bestimmteren Zweck des Buches giebt die Einleitung an: es soll aufklären über die Gefahren, welche die ersten Schritte in die Welt umgeben; vorsichtig machen bey den einzugehenden Verbindungen, und zur Kenntniss des menschlichen Herzens und der Menschen selbst beytragen; es soll die Neigung erwecken, einst eine gute, eheliche Hausfrau zu werden, und die richtige Wahl eines guten Gatten einleiten. Die Belehrungen sind an Anekdoten geknüpft, von denen der Vf. selbst Zeuge war, und besonders von Personen genommen, die einen berühmten Namen zurückgelassen haben. Alles das ist nicht zu tadeln. Der Vf. dictirt seiner Tochter die Erzählungen in die Feder; ehe er aber die ersten Worte ausspricht, welche niedergeschrieben werden sollen, sagt er oft französisch: „lass dich umarmen ... und dann uns anfangen!" Der Deutsche würde die Tochter zum Dank umarmt haben. Diese Ausstellungen machen indess das Buch keineswegs des Lesens und Gebrauchs unwerth; es ist vielmehr vor manchen anderen der Art zu empfehlen.

—*Fr.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SPPTEMBER 1815.

MATHEMATIK.

Erlangen, b. Palm: *Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über stereometrische Wahrheiten*, herausgegeben von Dr. *J. P. Pöhlmann*, 1815. XIV und 231 S. 8. Mit 4 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Die ersten Anfangsgründe der Geometrie, als Stoff zu Denk- und Sprech-Übungen benutzt; zum Gebrauch für ungeübte Lehrer in Bürgerschulen und den unteren Classen der Gymnasien, herausgegeben von *J. P. Pöhlmann*. Drittes und letztes Bändchen, enthaltend die Stereometrie.

So gewiss die Elementaranschauungen von dem geometrischen Körper, von der Fläche und Linie den eigentlichen Gegenstand der Geometrie bilden, und durch die ungemeine Klarheit, womit wir sie zu erkennen vermögen, die Quelle zur *Evidenz* ihrer Lehren werden: so unleugbar ist es auch, dass jeder geometrische Elementar-Unterricht mit der Aufklärung dieser Anschauungen und ihrer mancherley Verbindungen beginnen muss. Die Raumlehre auf *blosse Begriffe* bauen wollen, ist widersprechend, da uns eben diese geometrischen Grund-Elemente nur durch die Anschauung *gegeben* sind, und eben desshalb jeder Versuch einer *Erklärung* derselben nach den Regeln der Logik scheitern muss, auch zufolge der Erfahrung seither immer gescheitert ist. Die unwandelbare *Gewissheit* geometrischer Lehren ist allerdings in den höchsten Gesetzen des menschlichen Denkens gegründet; aber ihre *Fasslichkeit*, wodurch sie sich eben von vielen anderen Wissenschaften unterscheidet, geht einzig und allein aus der uns wohl bewussten, aber gar nicht ferner zu erklärenden Klarheit ihres Objects, d. h. des Raumes und seiner Dimensionen, hervor. Aus diesen, von manchem Lehrer und Schriftsteller noch nicht genug beherzigten Gründen war es uns erfreulich, in dem Vf. obiger Schrift diese richtigen Ansichten der Lehrmethode zu erblicken. Bekanntlich hat der Vortrag der Stereometrie für Kinder grosse Schwierigkeiten. Es gehört eine höhere Bildung des Anschauungs-Vermögens dazu, die mancherley geometrischen Körper mit Sicherheit und Lebendigkeit zu erkennen. Linien, welche in einerley Ebene gezogen werden, sind nur ein sehr unvollkommenes Mittel dazu. Diese setzen bereits eine mehr ausgebildete Classe von Schülern voraus. Wir billigen daher vollkommen, dass Hr. *P.* in seinen Unterhaltungen die geometrischen Körper, *als etwas Gegebenes und Vorhandenes*, annimmt. Auch hat dessen *stereometrischer Versinnlichungs-Apparat* (den wir doch lieber einen *Aschauungs-Apparat* nennen möchten) unseren vollen Beyfall. Er besteht aus 47 Nummern, welche mancherley Ebenen und Körper vorstellen, aus deren Vergleichung und Verbindung eine grosse Mannichfaltigkeit von neuen Formen hervorgeht. Dieses erwähnen wir aus der kurzen Beschreibung der einzelnen Stücke (S. VI — XI), und aus deren Gebrauch in der Schrift selbst. Über die mechanische Genauigkeit dieser Apparatstücke können wir aber nicht urtheilen, weil wir dieselben nicht zu Gesicht bekommen haben. Ihr Preis ist 5 Rthlr. oder 9 fl.

Die Schrift besteht aus 34 Sätzen. Begriff des Prisma, des Parallelopipedum, des Cylinders, der Höhe des Prisma (1 — 4 Satz). Prismatische Körper von gleichen Grundflächen und Höhen sind gleich (5 S.). Begriff der Pyramide und des Tetraedrum (6 u. 7 S.). Pyramiden von gleichen Grundflächen und gleichen Höhen sind gleich (8 S.). Begriff der Kugel, des körperlichen Winkels, des regulären Körpers (9. 10. 11 S.). Betrachtung der ebenen Winkel, welche einen Körperwinkel begrenzen (12. 13 S.). Es giebt nur 5 reguläre Körper (14 S.). Zur Ausmessung der Körper dienet der Würfel (15 S.). Ein rechtwinkeliges Parallelopipedum, einen Würfel, ein schiefwinkeliges Parallelopipedum, ein dreyseitiges und vielseitiges Prisma, einen Cylinder und einen cylindrischen Ring auszumessen (16 — 22 S.). Vergleichung der Pyramide mit dem Prisma (23 S.). Pyramiden und Kegel auszurechnen (24 — 26). Verhalten der prismatischen Körper von gleichen Grundflächen (27 S.). Verhalten der Cylinder, Pyramiden und Kegel von gleichen Höhen (28 — 30 S.). Vergleichung der Kugel mit einem Cylinder (31 S.). Inhalt und Oberfläche der Kugel zu finden (32 S.). Die Kugeloberfläche ist viermal dem grössten Kreise gleich (33 S.). Verhältniss des Kugelraums zum Würfel ihres Durchmessers (34 S.)

Der Vortrag zur Auseinandersetzung dieser Lehren ist zwischen Lehrer und Schüler in Fragen und Antworten vertheilt, und wir bemerken mit Vergnügen, dass derselbe sowohl mit der nöthigen Sachkenntniss, als auch, worauf es hier vorzüglich ankömmt, mit dem erfoderlichen Grade von Popularität und Schärfe durchgeführt ist. Der Vf. besitzt die Gabe, vom Einfachen auszugehen, und durch ungezwungene Fragen zum Schwereren fortzuschreiten, in vorzüglichem Grade, und überall leuchtet hervor, dass er mit dem wahren Geiste der Elementar-Unterrichts-

methode wohl vertraut ist. Diesem vortheilhaften Urtheil über Hn. *P's.* Werkchen müssen wir jedoch auch folgende kritische Bemerkungen beyfügen.

Zu dem ersten Satze, worin die Erklärung des *Prisma* aus der Anschauung entwickelt wird, ist der natürlichste Stufengang vom Einfachsten zum Zusammengesetzteren nicht völlig eingehalten. Es wird nämlich aus der Betrachtung des *dreyeckigen* Prisma sogleich der Begriff *vom Prisma überhaupt* abgeleitet, und sodann erst dieser Begriff auf 4, 5 und mehreckige Prismen bezogen, und im Besonderen angewandt. — Weit natürlicher, und eben deshalb für Kinder fasslicher, wäre es, nach dem dreyeckigen Prisma sogleich, auf eben diese Art, das vierseitige zu betrachten, und nun erst beide zu vergleichen, wo sich dann die übereinstimmenden und unterscheidenden Merkmale dieser Körper sogleich zeigen würden. Hierauf müsste das 5 und 6eckige Prisma gerade eben so nach ihren bestimmenden Stücken betrachtet werden. Vergleicht man nun diese vier Körper mit einander: so bildet sich bey dem Schüler sehr leicht und einfach der richtige und klare Begriff von *Prisma überhaupt.* Ohne weitere Ausführung wird jeder verständige Lehrer im Stande seyn, diesen Wink zu benutzen. — Wir haben oben bemerkt, dass wir es billigen, wenn der Vf. die geometrischen Körper als *gegeben* voraussetzt. Doch werden manche Schüler auf die sehr natürliche, und Jedem sich so leicht aufdringende Frage geleitet: Wie entstehen denn diese mancherley Körper? Diese Entstehungsweise wirft natürlich ein sehr helles Licht auf die Bildung und Eigenheiten. Die anschaulichste Art, die prismatischen Körper zu erzeugen, ist die durch paralleles Herab- oder Hinaufbewegen ihrer Grund- oder Oberflächen, so dass z. B. ein Winkelpunct darin hiebey stets eine gerade Linie beschreibt. Pyramidalische und kegelförmige Körper entstehen dagegen durch Seitenbewegung einer geraden Linie, deren Endpunct sich als fester Punct ausserhalb ihrer Grundfläche befindet, indess die gerade Linie selbst rings um den Umfang dieser Grundfläche hergeführt wird. Auch diese Vebesserung kann sehr leicht nachgetragen werden. — Im 5 Satze wird die wichtige Wahrheit bewiesen, dass alle prismatischen Körper von gleichen Grundflächen und gleichen Höhen einerley Cubikinhalt haben. Die Entwickelung macht es sehr einleuchtend, dass durch Vergrösserung oder Verkleinerung der Grundfläche eines Prisma, dieser Körper, bey der nämlichen Höhe, grösser oder kleiner, und hinwiederum, durch Verkleinerung oder Vergrösserung seiner Höhe, bey einerley Grundfläche, kleiner oder grösser werde; allein der Schluss: Folglich sind *alle* Prismen von gleichen Grundflächen und Höhen einander gleich, ist noch nicht so evident, als er hier angenommen wird. Denn wenn man sich ein senkrechtes dreyeckiges Prisma und ein sehr schiefes Parallelopipedum von der nämlichen Höhe und Grundfläche denkt: so wird der Zweifel an der Gleichheit ihres Körperraums gewiss sehr erlaubt seyn, da diese Gleichheit durchaus nicht in die Sinne fällt, und auch aus höheren Gründen hier nicht erkannt wird. Die höchst verschiedene Gestalt, welche prismatische Körper von einerley Grundfläche und Höhen haben können, tritt hier immer als eine grosse Schwierigkeit in den Weg. Der Vf. hat wohl selbst diess gefühlt, da er seine Schüler von der Wahrheit dieses Satzes noch durch andere sinnliche Wahrnehmungen zu überzeugen suchte. Er hat nämlich in seinem Apparate ein dreyeckiges und ein viereckiges *hohles* Prisma, welche Höhen und Grundflächen mit einander gemein haben. Das eine wird mit klarem Streusande gefüllt, dieser sodann in das andere geschüttet, und aus dem gänzlichen Vollwerden desselben die Richtigkeit des Satzes erprobt. Dieser Beweis mit Sand scheint uns aber, in Ansehung seiner Brauchbarkeit, wirklich auf Sand gebauet, da er seiner Natur nach allzu mechanisch und geistlos ist. Auch der populärste Vortrag der Stereometrie darf der Würde der Mathesis nicht so Viel vergeben, dass der Beweis einer ihrer wichtigsten Sätze in ein Spielen mit Streusand ausarte. Das schicklichste Mittel, den Vortrag dieses Satzes zu verbessern, ist wohl dieses. Man zeige zuerst die Gleichheit zweyer Parallelopipeden von gleicher Grundfläche und Höhe (nach den bekannten drey Fällen in Rücksicht ihrer Lage) in schicklichen Modellen von Holz; dann leite man den Satz: Jedes Parallelopipedum lässt sich in zwey gleich grosse dreyeckige Prismen theilen, eben so ab, und schliesse nun auf die Gleichheit aller dreyseitigen (und sodann auch aller vier-, fünf-, sechs-seitigen u. s. w.) Prismen von gleicher Grundfläche und Höhe. Die hiedurch entstehende Vermehrung des Apparats wird von dem Nutzen dieser Darstellung sehr weit übertroffen. — Der Beweis des Satzes, dass auch Pyramiden von gleicher Grundfläche und Höhe gleichen Körperinhalt haben, wird von dem Vf. gerade wie der vorige von den Prismen geführt, und wir können deshalb auch ihm unseren Beyfall nicht schenken. Am zweckmässigsten ist es wohl, diesen Beweis an zwey oder mehreren solcher Pyramiden zu führen, welche nach ihrer ganzen Höhe durch Parallelschnitte mit den Grundflächen in eine bedeutende Menge gleich hoher Theilchen getheilt sind. Werden nun aus beiden Pyramiden zwey solcher in gleicher Höhe liegenden Körperchen gegen einander verglichen: so lassen sich beide als Prismen von einerley Grundfläche und Höhe betrachten, welche nach dem früher Bewiesenen einerley Inhalt haben müssen. Da diese Gleichheit von allen anderen Paaren solcher Durchschnitts-Körper gilt: so hat sie auch für ihre Summen, d. h. für die ganzen Pyramiden, Statt. — Der 13 Satz enthält die Behauptung, dass irgend zwey ebene Winkel, welche mit einem dritten einen körperlichen Winkel bilden, zusammengenommen grösser als dieser dritte seyn müssen. Dieser Lehrsatz ist hier an dem Körperwinkel eines senkrechten dreyeckigen Prisma erwiesen, welcher von zwey rechten Winkeln und einem spitzigen Winkel erzeugt wird. In diesem Falle ist freylich dessen Wahrheit in die Augen fal-

lend. Aber wie, wenn die Grund- und Ober-Fläche des dreyseitigen Prisma ein *stumpfwinkeliges* Dreyeck ist, und die Frage entsteht, ob die Summe der zwey rechten Winkel, welche mit dem stumpfen den Körperwinkel bilden, auch grösser als dieser stumpfe Winkel sey? Auf diesen Fall passt schon des Vfs. Entwickelung nicht mehr. Um die Kinder *in allen Fällen* von der Richtigkeit der Behauptung auf anschauliche Weise zu überzeugen, schneide man aus dünner Pappe zwey (spitzige, rechte oder stumpfe) Winkel von gleicher Grösse, und theile den einen durch einen Schnitt aus dem Scheitelpuncte in zwey beliebige Theile. Diese beiden Theile werden, gehörig zusammengesetzt, den unzerschnittenen Winkel decken. Dreht man nun in dieser Lage jeden der zwey Theilwinkel um ihren nicht gemeinschaftlichen Schenkel, der mit dem Schenkel des unzerschnittenen Winkels in Berührung bleibt, aufwärts in die Höhe: so sieht man leicht, dass diese beiden Seitenwinkel mit dem Grundwinkel unmöglich eine körperliche Ecke allseitig begrenzen können. Dieser Beweis, der ganz und gar auf der Anschauung beruht, passt vollkommen in des Vfs. Lehrplan, der sich nicht zu wissenschaftlichen Demonstrationen erhebt. In dem 17 Satze, worin gelehrt wird, den Körperinhalt eines senkrechten Parallelopipedum zu finden, vermissten wir die Auseinandersetzung des sich sehr oft ergebenden Falles, wenn die drey Dimensionen dieses Körpers nicht vollkommen genau mit einerley Mass ausgemessen werden können. Hier muss man die *Theorie* von dem Bedürfnisse der *Praxis* unterscheiden. Für jene giebt es möglicher Weise eine *so kleine* gerade Linie, welche ohne irgend einen bemerkbaren Fehler das Mass jener drey Dimensionen ist; für diese begnügt man sich mit einem Fehler, welcher, *für den gegenwärtigen Fall der Anwendung*, so gut als kein Fehler mehr ist. — Wenn es S. 111 heisst: Um den körperlichen Inhalt eines Würfels zu finden, darf man nur die Cubikzahl seiner Seite suchen: so ist der Ausdruck: *Cubikzahl der Seite*, eigentlich widersprechend. Besser heisst es: Cubikzahl der gemessenen Seite. — Die Berechnung des schiefwinkeligen Parallelopipedum ist im 18 Satze richtig vorgetragen. Doch wünschen wir noch eine Erläuterung darüber, dass ein *schiefwinkeliges* Parallelopipedum eine gewisse Menge von (*rechtwinkeligen*) Cubikzollen *enthalten* soll. Diese Erläuterung ist um so nöthiger, als die Kinder sich seither den Begriff von dem Inhalte der Körper nur durch wirkliches *Ausfüllen* ihres Cubikraumes mittelst des Masswürfels gebildet haben, was denn bey *schiefen* Körpern nicht mehr angeht. Folgende Darstellung scheint uns die beste. Es sey ein schiefes Parallelopipedum von rhomboidalischer Grundfläche auszumessen. Die Länge der Grundfläche betrage z. B. 5 Fuss, ihre (senkrechte) Breite 3 Fuss und die (senkrechte) Höhe des Körpers sey 8 Fuss. Hier ist leicht zu zeigen, dass das ganze Parallelopipedum in $3 \times 5 \times 8$, oder in 120 kleine Parallelopipeden getheilt werden kann, welche alle unter sich congruent sind. Auch ist jedes derselben einem Cubikfusse gleich, weil es mit diesem die drey körperlichen Dimensionen gemein hat. Das zu messende Parallelopipedum enthält daher 120 Cubikfuss. — In dem 23 Satze, worin aus der Zerlegung eines dreyseitigen Prisma in drey dreyseitige Pyramiden die Gleichheit dieser Pyramiden abgeleitet wird, wäre es sehr zweckmässig gewesen, zu zeigen, dass jedes gegebene dreyeckige Prisma auf sechsfache Weise in drey gleiche Pyramiden zerlegt werden kann. Diese Zerlegung an Modellen zu versinnlichen, ist belehrend für die Anfänger. — In dem 31 Satze wird die Berechnung des Körperinhaltes der Kugel gelehrt. Der bekannte Lehrsatz, dass die Kugel $\frac{2}{3}$ eines Cylinders ist, der ihren grössten Kreis zur Grundfläche, und ihren Durchmesser zur Höhe hat, wird wieder auf bloss mechanische Weise, mittelst der Sandprobe, erwiesen. Dieses können wir nicht billigen. Denn wir sind fest überzeugt, dass Schüler, welche in der Geometrie und Stereometrie so weit vorgerückt sind, auch für einen strengeren Beweis Empfänglichkeit haben. Man führe ihn auf die bekannte, von dem Vf. in der Note angeführte Weise; aber nicht an einer *blossen Zeichnung*, sondern an schicklichen *Modellen* einer Halbkugel, nebst dem dazu gehörigen Kegel und Cylinder, welche sämmtlich in einerley Höhe zweymal schicklich durchschnitten sind, so dass sich die hiedurch entstehenden drey Scheibchen als Cylinder von sehr kleiner Höhe ansehen lassen. Mit etwas Geduld von Seiten des Lehrers, und etwas Lernbegierde von Seiten des Schülers muss dieser Beweis verstanden werden, der sodann dem auf Sand gebaueten weit vorzuziehen ist. — Der Anhang (S. 207 — 231) enthält Auflösungen von vierzehn wohlgewählten Aufgaben, welche sich theils auf Berechnung des Körperinhalts, theils auf Verwandlung der Körper, theils auf Berechnung ihrer Oberflächen beziehen. — Noch bemerken wir einige Unrichtigkeiten in der Inhalts-Anzeige. Der 8 Satz enthält nicht die Gleichheit der Pyramiden von einerley Grundfläche und Höhe, sondern die Erklärung des Kegels; der 9 Satz nicht die Erklärung der Kugel, sondern die Gleichheit der eben bemerkten Körper. Auf diese Weise bleibt die Inhalts-Anzeige immer um *einen* Satz zurück gegen den Text, bis beide wieder mit dem 19 Satze in Übereinstimmung kommen und bis zu Ende bleiben. Der Grund davon liegt darin, dass Zusatz b (S. 123) nicht in dem Texte, aber in der Anzeige, als *besonderer Satz* aufgeführt ist.

Schliesslich wünschen wir diesem Werkchen eine recht allgemeine Verbreitung, die es wirklich verdient.

Δ.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der Mathematik*, von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth*, Schuldirector und Professor der Mathematik in Dessau. Dritter Theil. Praktische Arithmetik, und der praktischen Geometrie erste Abtheilung. Mit 4 Kupfertafeln. 1813. XI u. 375 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Lehrbuch der praktischen Mathematik. Erster Theil.

Der Vf. liefert hier den lange versprochenen dritten Band seines längst als brauchbar bekannten Lehrbuches (vgl. J. A. L. Z. 1809. No. 88), in welchem er zuerst zu den am meisten brauchbaren praktischen Rechnungen Anleitung giebt. Die Regeln der leichteren Rechnungsarten sind nur an gut gewählten Exempeln gezeigt, deren vollständige Auflösung mitgetheilt ist, so dass es dem Lehrer überlassen bleibt, ihre Darstellung in Worten hinzuzufügen. Bey den schwierigeren Rechnungen sind die Regeln sehr kurz, theils in Worten, theils in Buchstaben-Formeln entwickelt, und Beyspiele danach aufgelöst, auch die Materien, welche beym Unterrichte im Einzelnen erörtert werden müssen, erwähnt. Über diejenigen Gegenstände, welche nicht rein arithmetisch sind, sondern bey denen andere Bestimmungen vorkommen, die auf Übereinkunft, Gesetzen oder Herkommen beruhen, z. B. in der Münz-, Tausch-, Wechselrechnung, theilt der Vf. alle Bemerkungen der Art umständlich mit, und macht auf Alles aufmerksam, was besonders der Kaufmann in dahin gehörigen Fällen zu beachten hat. — Der Münzrechnung und Wechselrechnung hat er mit Recht vorzüglich viel Aufmerksamkeit geschenkt; die Tauschrechnung dagegen scheint uns mit mehr Sorgfalt behandelt, als diese auf unsicheren Gründen ruhende Rechnung, die bey reellen Kaufleuten nicht leicht Anwendung findet, es verdient. — Bey den Discussionen über die Ausrechnung einzelner Exempel, vorzüglich in der Wechselrechnung, hätten wir gern gelesen, welche Regel der Kaufmann befolge; dieses zu wissen, würde wichtiger seyn, als *Kästners* Autorität, die in Handelsangelegenheiten wenig bedeutet. Eine kurze, aber, um einen deutlichen Begriff zu geben, hinreichende Erklärung des doppelten Buchhaltens macht den Beschluss der angewandten Arithmetik.

Die zweyte Hälfte dieses Bandes nimmt die praktische Geometrie ein. Zuerst etwas Historisches und Literatur. Dann eine ziemlich umständliche Anweisung zum Abstecken und Abmessen gerader Linien, zum Winkelmessen (wo auch die wichtigsten Instrumente und ihr Gebrauch kurz beschrieben werden) u. s. w. Der 6 Abschnitt: *System der Aufgaben, durch welche Puncte bestimmt werden*, handelt das eigentlich Theoretische der Geodäsie vollständig ab, und der Vf. glaubt nicht mit Unrecht, hier seinem Buche einen merklichen Vorzug vor anderen Anleitungen zur praktischen Geometrie gegeben zu haben. Die Aufgaben, welche vorkommen können, sind sehr passend geordnet, und mehrere, die man anderswo nicht findet, aufgelöst, die wichtigeren sogar auf mehr als eine Weise. Unter anderen findet sich hier eine umständliche, sehr deutliche und vollständige Entwickelung der Aufgabe von acht Puncten, wo nämlich durch Winkelmessung aus vier Stationen die Lage von vier Puncten nebst der Lage der Stationen selbst bestimmt werden soll. So wie die Aufgabe hier abgehandelt ist, wird auch dem Anfänger das Verfahren deutlich seyn.

Von den übrigen Abschnitten ist wenig zu bemerken: denn über die dort abgehandelten Materien wird zwar das Nothwendige sehr gut vorgetragen, aber sie zeichnen sich nicht gerade durch etwas Neues aus. Im Allgemeinen verdient das Buch zum Unterrichte der Anfänger empfohlen zu werden. i. e. e.

Coblenz, b. Pauli u. C.: *Anleitung zur gemeinen Feldmesskunde für seine Schüler* verfasst von *W. Florath*, Prof. am herzoglich-nassauischen Gymnasium und der damit verbundenen Normalschule zu Montabour. 1812. 153 S. 8. Mit 6 Kupf. (12 Gr.)

Diese Anleitung ist eigentlich der Grundriss der Vorlesungen, nach welchen der Vf. das Feldmessen an der Normalschule zu Montabour betreibt. Er hat dabey die Absicht, seine Schüler in diesem Fach zunächst nur so weit zu bringen, dass sie ein Grundstück mit den einfachsten Messwerkzeugen aufnehmen, auftragen und abtheilen lernen, damit ausser den grossen Vortheilen, welche die ausübende Mathematik für die Bildung ihrer Verstandeskräfte hat, auch hie und da Einer, als künftiger Schullehrer auf dem Lande, sich dadurch einen Nebenverdienst erwerben könne, andere aber dadurch veranlasst werden, durch weiteres Studium und Praxis sich zu brauchbaren Feldmessern zu bilden.

Für diesen Zweck finden sich denn in dieser Anleitung die nothwendigsten theoretischen Regeln und praktischen Maximen; welchen als Zugabe noch Einiges über die Körperrechnung und über die Reduction des 10, 12 und 16 schuhigen Masses beygefügt ist. Das Ganze ist mit sachgemässer Kürze abgefasst, und durch passende Rechnungs-Exempel genügend erläutert.

M. F. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Gotha*, b. Ettinger: *Grundlinien zu Beurtheilung ganz vollkommener Thurmuhren.* Allen Beamten, Geistlichen und Ortsvorstehern gewidmet von *Georg Andreas Eberhardt*, fürstlich schwarzburg-rudolstädtschem Hofuhrmacher und Raths-Kämmerer zu Stadt-Ilm. 1812. 28 S. 8. (2 Gr.)

Ist eigentlich eine Anzeige der vorzüglichen Eigenschaften von Thurmuhren, welche der Vf. seinen Uhren dieser Art zu geben pflegt, und wodurch er sich Allen und Jeden, welche solche Uhren zu bestellen oder in Aufsicht haben, bestens empfiehlt.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Aschaffenburg, b. Dessauer: *Allgemeine Staats-Correspondenz*, als zeitgemäſse Reihefolge der Zeitschrift (der rheinische Bund) herausgegeben von *Bauer, Behr* und *Schott*. 1814. I Band. 1 — 3 Heft. 515 S. II Band. 1 — 3 Heft. 461 S. 8. Oder des rheinischen Mercurs IV und V B. (4 Rthlr. 16 gr.)

Es giebt ein zweyfacher strenger Ernst in den ernsten Wissenschaften: der eine treibt Jedes, was in ihnen angedeutet ist, hervor, der andere zurück. Beide Arten kündigen sich in der Wahl des Stoffes, besonders aber in der Behandlung, in der Sprache und dem Vortrage, in der Form und den Principien, im Einzelnen und in der Gesammtheit, in der Trennung und Verbindung durch eine beabsichtigte Erleichterung, die erschwert, an. Während die erste Alles vom Mittelpuncte weg und aus einander zieht, die andere Alles dahin zurückdrückt: so wird das Behandelte eine starre, eisige Masse. In beiden Arten geht die Profession der Wissenschaft vor der Wissenschaft her, und die liberale Behandlung, die Freyheit, Leichtigkeit, Beweglichkeit und Lebendigkeit wird ein sichtbares Opfer der Überzeugung, daſs eine solche Bepanzerung das Reich der Wahrheit allein beherrschen könne, — eine Überzeugung, die alles Leben ablöst; nichts soll unerschöpft, nichts ohne Rundung und unbeendigt seyn, und doch sticht Alles bey dem Verwischen auf dem Grunde ab; und wenn das Vollkommenste und Gelungenste das Geendigte darstellt: so stellt es dennoch nicht das Ende dar. Dieser Vorwurf trifft fast durchaus den gröſsten, d. h. den wissenschaftlichen Theil dieser Zeitschrift. Nirgends weht das Leben, das eine Correspondenz gewährt. Vor lauter Wissenschaft und wissenschaftlicher harter Sprache — hart im Ausdrucke und in dem Periodenbaue — geht das Thema in seiner Deduction oder Exposition unter; und selbst einige historische Auffätze sind nicht ganz davon frey. Gleich der Anfang ist ein Beleg. Der Vf. wollte die Auflösung des rheinischen Bundes darthun; und wie thut er sie dar? Statt geschichtlich zu erzählen und die Grundsätze lichtvoll darzulegen, sagt er: „Die Realisirung dieses Staaten - Verhältnisses (der Souveränität der Einzelnen nämlich, und der Beschränkung durch das allgemeine Band) durch ein ausreichendes Grundgesetz, wodurch die Glieder des Vereins zu einem harmonischen Zusammenwirken, zum Vereinigungszwecke impulsirt werden, und die Etablirung einer den Begriff des Vereins personificirenden Versammlung, als der Wächterin und Vollzieherin jenes Gesetzes — bestimmt, die Detail - Gesetze des Bundes aufzustellen, deren Geltung unausbleiblich zu bewirken u. s. w., sind daher die unerläſslichen Acten, wodurch der Staatenbund erst ins wirkliche Leben eingeführt und sein declarirter Zweck praktisch anerkannt wird.“ Übrigens ist dieses Beyspiel nur eins der milderen; an mehreren, die weit härter sind, mögen wir es nicht versuchen. Es ist in der That Schade, daſs bey einer solchen Behandlung die Sache selbst leidet: denn an anderen interessanten Aufsätzen fehlt es nicht.

Erster Band. Im I Hefte wird mit der *Auflösung des rheinischen Bundes aus dem Standpuncte des öffentlichen Rechts* der Übergang der älteren Zeitschrift (*der rheinische Bund*) zu dieser neuen gemacht. Die rheinische Bundesacte vom 12 Jul. 1806 sieht der Vf. nur als einen Tractat, als Einleitung zu einem Vertrage (*pactum praeparatorium de se uniendo*) oder als ein Gerüste zu einem auszubauenden Hause an, das ohne Aufkündigung wieder verlassen werden konnte, weil die erste Bedingung des Ausbauens nicht erfüllt, oder die Wohnung gar noch nicht bezogen war. Rec. kann aus der, selbst mit Überzeugung zugestandenen inneren und äuſseren Unvollständigkeit der Acte keinen Schluſs auf die rechtliche Auflösbarkeit derselben zugestehen. Denn einmal macht das Herkommen jeden Schluſs aus dem inneren Geiste dieser Acte unherkömmlich, und die repräsentative Gewalt des Kaisers allein herkömmlich: er sagte ja selbst oft: ich bin das Gesetz und der Prophet! Dann hätte der Vf. in der ihm eigenen Zeitschrift *der rheinische Bund* I B. S. 148 die Frage des Fürsten Primas vom 13 Sept. 1806 kaum nach Entstehung des Bundes mit dem Erfolge der ganzen Nachzeit vergleichen sollen, um sich das Räthsel der von ihm sogenannten Passivität und Inhärenz, die an die Stelle der versprochenen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nicht getreten, sondern auf derselben geblieben ist, aus dem Verschulden der Fürsten zu erklären. Der in neuerer Zeit so sehr verläumdete Karl von Dalberg war 1805 schon scharfsichtig und patriotisch genug, der Entstehung des rheinischen Bundes durch seinen Aufruf, den Erzherzog Karl als Generalissimus zu wählen, vorzubeugen: aber seine Stimme verhallte in der Wüste; die Wellen schlugen über das lecke Schiff mehr und mehr zusammen; in der rheinischen Bundesacte glaubte man den Anker der Hoffnung gefunden zu haben; Alles schwieg, so unvollständig sie war, und dieses Siebenschläferle-

ben gab Napoleons Kriegs- und diplomatischer Kunst das Eine Gegräge oder die temporäre Vollendung; unbekümmert um Anderer Trümmer, war er, wie Homers Götter, mit drey Schritten am Ende der Welt. Schickten und nahmen die sogenannten passiven Fürsten, die sich, wie *Richter* treffend in einer anderen Beziehung sagt, gleich dem h. Laurentius auf einer Seite durch den Krieg braten liessen, an Höfe Gesandte, um sich durch die Bundesacte auf der anderen Seite braten zu lassen? Das eiserne Nothrecht der Selbsterhaltung zur Zeit, als ihr Beschützer sie nicht mehr versprochenermaßsen schützen konnte, enthält Grund genug, die Befreyung aus den Umwindungen der *Boa constrictor*, woraus sie gequescht und gerädert im passiven Zustande meistens hervorgezogen wurden, mit der Verfolgung ihres Protectors zu feyern. Bloss hierauf hätte der Vf. sich beschränken sollen! Noch hat er die merkwürdigsten Vereinigungs- und Subsidien-Verträge Englands und anderer Mächte seit dem 3 März bis 31 Dec. 1813 angehängt. Mehrere dieser Verträge, obschon der Mittheilung würdig, passen nicht als Anhang zu dem Aufsatze, z. B. die Erklärung der Alliirten in Beziehung auf die Schweiz vom 21 Dec., Russlands Vertrag über eine deutsche Legion im englischen Solde. 2) *Von der Befugniss der Alliirten in Beziehung auf die von der Schweiz prätendirte Neutralität aus dem Standpuncte des öffentlichen Rechts.* Eindringlicher und fasslicher ist die Erklärung der Verbündeten, als die Erläuterung des commentirenden Vfs., die darauf hinausläuft, das Unvermögen der Schweiz zur Erhaltung ihrer Persönlichkeit, und die Natur und Tendenz des gegenwärtigen Völkerkriegs, als Gründe gegen das Neutralitäts-Recht darzustellen. Mit Recht dürfte hier Rec. wohl eine andere Darstellung, nämlich die des Conflicts des Privat-Völkerrechts gegen jede aufgedrungene Bevormundung (Curatel) im Gegensatze mit dem öffentlichen und conventionellen Völkerrechte erwarten, um eine Dissonanz in Harmonie aufzulösen, wonach uns die Frage bey Homer und Thucydides: Seyd ihr Räuber? nicht unfreundlich mehr klingen kann. Die tiefe Einsenkung dieser Nichtneutralität in unser Gemüth, die auch aus dem bekannten Gesetze Solons: *qui in casu civilis discordiae separatus secesserit, is domo, patria, fortunis omnibus exul extorrisque esto* (Noct. Att. II, 12), hervorgeht; dann jene Rede des Prätors Aristaenus und des Q. Flaminius bey Liv.: *media, nulla via est, quae nec amicos parat, nec inimicos tollit etc.*, hätten zu einer kräftigeren Unterstützung dienen können. 3) *In wie weit ist es nach den Grundsätzen einer gesunden Legislation rathsam, die Gehalte der Staatsdiener und Pensionen mit Arrest zu beschlagen?* Zweckmäfsig. Keinem Staatsdiener soll erlaubt seyn, seine Besoldung vor dem Zahlungstermine zu veräussern; der Abzug nie mehr, als die Hälfte, nie weniger als ein Viertel betragen; alle Ansprüche auf den Abzug binnen zwey Jahren gerichtlich unter Strafe der Erlöschung angebracht werden; bey den ständigen Pensionen soll es eben so gehalten werden, die unständigen unverkürzbar seyn. 4) *Über die Verbindung der Menschen zu einem Staate, und der Staaten zu einem Staaten-Staate.* Ein Beytrag zum künftigen Staatsrechte Deutschlands. Der Staat erscheint dem Vf. in Beziehung auf Vernunft als eine bloss negative Rechts-Anstalt; er soll nach ihm ein sinnlicher Repräsentant der Gattung, oder als die objectivisirte, in der Sinnenwelt endlich und reell gewordene Vernunft selbst seyn. Sein Zweck ist nicht Schutz, sondern Entwickelung des Individuums in seiner Gattung, und der Gattung in dem Individuum. Bisher hat man geglaubt, dass die Zahl der Ärzte, weil jeder etwas zu rathen hat, jetzt muss man glauben, dass die Zahl der Schullehrer die gröfste und wichtigste, und dass die Schule eine Staatsminiatur sey; es werden also auch aus der Geschichte die hungernden Schullehrer eben so verschwinden, wie ihr von jeher die verhungerten fremd waren! 5) *Über die sächsischen Cassenbillette*, die vom F. Repnin erlassenen Verordnungen betreffend. 6) *Recensionen.* Jahns Volksthum betreffend, sehr weitläuftig und erst im zweyten Hefte geschlossen. Der Vf. dieser Recension, wahrscheinlich Hr. *D. K. J. Windischmann* zu Aschaffenburg (denn wir begegnen vielen Ideen seines neulichen Werks: Das Gericht des Herrn über Europa), greift Jahns Werk aus einem Gesichtspuncte an, der dem religiösen Zeitgeiste in seinem Streben zur Alleinherrschaft des Gemüths eigen, und bey aller Gemüthlichkeit hart und illiberal ist. Jahns Werk hat in der Fülle seiner Sprache und Gedanken und als Erstes, das die Volksthümlichkeit mit grosser Selbstgefahr so warm auffasste, ein hohes Verdienst. Möchte doch sein Recensent *Tzschirners* und *Stäudlins* Archiv für alte und neue Kirchengeschichte II B. 1 St. S. 123 — 145 und 146 — 171 für seine Stimmung beherzigen! — II Heft. 7) *Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation in einer parteylosen Beantwortung der Fragen: 1) welche Zwecke sind von der deutschen Nation nach vollständiger Besiegung des Feindes zu erstreben? 2) welches sind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke?* von *D. W. J. Behr*, geschrieben im Febr. 1814. Die Antwort auf die erste Frage verlangt a) Sicherstellung der äusseren Freyheit, oder der Unabhängigkeit Deutschlands von der Willkühr jeder anderen Nation und ihres Herrschers, als *der Basis deutscher Nationalehre* (warum nicht des äusseren Staats- und National-Rechts und National-Lebens, letzteres Thätigkeit und Genuss begreifend?). b) Sicherstellung der inneren Freyheit, oder Begründung und Handhabung eines Gleichgewichts, oder Realisirung und Forterhaltung eines gesicherten Rechtszustandes, sowohl unter den einzelnen Nationaltheilen (soll einzelne Staaten heissen), als auch unter den einzelnen Gliedern dieser Nationaltheile unter sich. (Diese Antwort passt nicht ganz auf die Frage, da dieses Erstreben mehr innerhalb der Grenze des deutschen Staats, als der deutschen Nation liegt.) c) Wiederbelebung und möglichste Erhöhung des Nationalwohlstandes und deutscher Cultur. (Warum nicht vorerst Erweckung, Belebung

und zweckmäſsige Richtung der Volksthümlichkeit?) Diese drey Beantwortungen werden analytisch in den folgenden Heften mit Beziehung auf die zweyte Frage so weit aus einander gesetzt, daſs sie zu einer förmlichen Abhandlung anschwellen, in welcher wir dankbar manches Gute erkennen. Bey der Auseinandersetzung des dritten Satzes wird der Vf. durch den Inhalt, der bloſs Wohlstand und deutsche Cultur zum Gegenstand hat, und dann wieder durch den zu engen Begriff von Wohlstand und Cultur beschränkt. Damit ist es bey dem Wohlstande noch nicht ausgemacht, daſs Mauthen und Zölle abgeschafft werden (und wie aufs Gerathewohl ist das hingeworfen!), daſs das Postwesen auf seine frühere wohlthätige Einrichtung zurückkehrt, daſs mit den Staatsausgaben klug gewirthschaftet, daſs ein einziges und gerechtes Besteuerungssystem eingeführt, die Staatspapiere realisirt werden (wahrscheinlich weiſs der Vf. nur, wo ihn der Schuh drückt); auch damit ist das Geschäft der Cultur nicht beendigt, daſs Männer von Geist und Zutrauen an die Spitze des Erziehungswesens gestellt, und daſs die Fesseln aller Pressen gelöst werden! 8) *Repressalien.* Der gutmüthige Vf. wird jetzt selbst über den Schluſs seiner Abhandlung lächeln, und über seine nicht erfüllten Wünsche ärgerlich seyn. Frankreich, sagt er, kann leichter und mit geringeren Ehrenschmerzen ganze Provinzen abtreten, als sich der gefährlichen Demüthigung unterwerfen, den geraubten Degen Friedrichs II zurückzugeben. Er wünscht, daſs es nicht geschehe, weil es zu gefährlich sey, daſs aber, wenn es geschähe, der Degen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, unter dem Geläute aller Glocken in seine Heimath zurückgebracht werde, um durch den triumphirenden Zurückempfang dieses Heiligthums unüberwindlich zu machen. Der Degen ward erobert, und still zurückgebracht. War es aber wohl Friedrichs Degen, den Napoleon eroberte? Nach der Erzählung des Gen. Majors und Brigadiers der ersten warschauer Füselier-Brigade Hn. Henrichs (*Archenholz* Minerva Aug. 1807. S. 54) ist dieser Degen von dem Obristen von Hahnefeld im Garde-Grenadier-Bataillon Le Cocq genommen oder vertauscht worden. 9) *Über den Papier-Credit Groſsbritanniens.* Der Aufsatz ward veranlaſst durch den zwischen England, Ruſsland und Preussen am 30 Sept. 1813 geschlossenen Subsidientractat, und der Vf. beweist mit zureichenden Gründen, daſs die Handelsbilance, die Unabhängigkeit des Papier-Credits von der Regierung, und das Daseyn eines baaren hinlänglichen Fonds in Metall denselben vollständig sichere; widerlegt zugleich den Professor *Jacob* in Rücksicht einiger Bemerkungen zu zwey von ihm mitgetheilten Briefen. 10) *Recension.* 11) *Ein Wunsch eines Europäers, Namens Aller ausgedrückt; die Reduction der stehenden Heere* durch den bevorstehenden Friedensschluſs betreffend. Was soll eine Verbindung zur Reduction durch einen Friedensschluſs helfen, da der Friedensschluſs meistens wenig hilft, und die vorzeitige Vermehrung der Truppen ein Bruch des Friedens werden kann? Vermehrung der Landwehr und des Landsturms kann allein Verminderung werden, und wo jene nicht ist, sollte der Linien-Soldat wenigstens Polizey-Soldat seyn. 12) *Miscellen. Verfügung in Betreff des Handels und der Preſsfreyheit in Holland.* — III Heft. 13) *Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen.* Fortsetzung. 14) *Was ist der Staat den frommen Stiftungen schuldig?* Mit einem Nachtrage, besonders über die Besteuerung derselben, von *J. D. W. G. Behr.* Erfreulich ist am ersten Aufsatze, worin die Stiftungen nach den drey Zwecken, *Religion, intellectuelle Cultur* oder *Wohlthätigkeit* für Hülflose, eingetheilt werden, der religiöse Sinn, jede fromme Stiftung, die ein *Gemeingut* geworden ist, als heilig und unantastbar zu erhalten, und mit dem Begriffe des Heiligthums die Begehrlichkeit unersättlicher Regierungen zu entwaffnen; indeſs trennt er, was auch der Begriff Gemeingut schon sagt, alle jene Stiftungen, deren Ertrag nur einzelnen Orden oder Corporationen gewidmet ist, hievon, und da er die Beyziehung dieser zur Mitleidenschaft für rechtlich hält: so findet er zugleich die Belastung derjenigen, an welchen der gesammte Staat Theil nimmt, z. B. Armen-, Kranken-, Waisen-, Universitäten-Fonds u. s. w., weil sie Sublevations-Cassen für den Staat sind, widersprechend. Hr. *B.* glaubt die Frage über die Besteuerung der milden Stiftungen dadurch ihrem Schlusse näher zu bringen, daſs er sie für identisch mit derjenigen hält, ob milde Stiftungen steuerbare Gegenstände seyen oder nicht, und daſs er die Besteuerbarkeit der Gegenstände lediglich von der Seite, ob sie Bestandtheile des vom Staate zu schützenden Nationalvermögens, im Gegensatze des Staatsvermögens, sind, annimmt, wonach er alsdann für alle jene Stiftungen, denen ein Privatzweck zum Grunde liegt, die also bloſs national sind, z. B. fromme Brüderschaften, Frühmessen, Buſspredigten u. s. w., die Besteuerung zuläſst, hingegen für alle anderen, die einen Staatszweck zum Grunde haben, ganz verwirft, weil die letztere Stiftung eine an den Staat unter Bedingung der nothwendigen Verwendung gemachte Schenkung sey, die eine Verminderung des Staatsaufwandes, und also auch eine Verringerung der auf das Privatvermögen fallenden Steuersumme zur Folge habe; er rechnet hieher die Stiftungen für Cultur-Beförderung, und Unterstützung der Armen. Auch ohne diese gelehrte, oft ganz unverständliche Ausführung ist wohl Jedem begreiflich, daſs die Besteuerung auf die Fonds solcher Institute, die einem nothwendigen Staatszwecke dienen, und wodurch die Verringerung der auf das Privatvermögen fallenden Steuersumme bewirkt wird, sich nicht erstrecken könne; allein die harte Vergangenheit hat eine Unterscheidung der wirklichen Fonds (des Stocks) und seiner Einkünfte hervorgepreſst, und die Besteuerung auf letztere mit Recht in dem fast allgemeinen Falle für erlaubt, und sogar stiftungsgemäſs gehalten, wenn die Noth den Grad erreicht hatte, daſs der Theilnehmer eines solchen Instituts sich in einem weit glücklicheren Zustande befand, als die besteuerten Nichttheilnehmer. Würde man in diesem Falle letztere zu der Theilnahme an einem solchen Institute, sofern es der Zweck, z. B. Hülfslosigkeit, erlaubt, zuge-

lassen haben (und die Zulassung konnten sie dem Zwecke gemäss fodern): so müsste sich die Rata der Theilnehmer in dem Verhältnisse der vergrösserten Zahl vermindern, und unter diesem Titel war die Besteuerung der Einkünfte wohl nicht ganz ungerecht. 15) *Einige Worte über die Wünsche des Europäers, die Reducirung der stehenden Heere.* Der Vf. glaubt, dass dieser Wunsch zum Theil durch die Landwehr und den Landsturm erfüllt sey, und dass es nur darauf ankomme, dem Volke den Geist seiner Selbstvertheidigung eigen und lieb zu machen, und diesen Geist durch Erleichterung seiner Lasten (und besonders humane Behandlung) zu erhalten. In der beygefügten Rede eines Obristen des Banners vom Spessart und Röhn ist eine eben so wahre als den Gemeinverstand überzeugende Stelle: „Ihr werdet einsehen, dass es fernerhin (ohne diese Landwehr und diesen Landsturm) unmöglich ist, die ungeheuren Kriegsheere zu unterhalten, dass Euer Ackerbau und Gewerbe zu Grunde gehen müssen, wenn nicht durch Verminderung der stehenden Heere *eine Erleichterung in euren Abgaben* erfolgt, und dass Ihr *durch persönliche Dienste* ersetzen müsst, was durch Verminderung des regulären Militärs an der Masse bereiter Streitkräfte abgeht, wenn die *Verminderung der Abgaben* Statt haben soll." 16) *Pressfreyheit im Herzogthum Nassau.* Wir möchten das Princip allein, nicht aber die Ausführung dieser bekannten Verordnung vom 5 May 1814 loben. 17) *Allianztractat zwischen Österreich, Russland, Grossbritannien und Preussen zu Chaumont,* 1 März 1814. Ein blosser Abdruck. 18) *Friede mit Frankreich.* Die bekannten Friedensschlüsse der Verbündeten mit Frankreich, den 30 May 1814.

Zweyter Band. I Heft. 1) *Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen.* Fortsetzung. 2) *Der Advocatus Diaboli in Sachen der Engländer gegen die Deutschen.* Ein Wiederabdruck des Aufsatzes: *Über das Verderbniss im deutschen Charakter, nachgewiesen am Verfalle des nationalen Gewerbfleisses,* im I Heft des vaterländischen Museum, Julius 1810. Der Herausgeber hätte in dem Nachworte doch auch die Vortheile nicht ausser Acht lassen sollen, die England in dem pariser Frieden für seinen Handel in geographischer und politischer Hinsicht bereits erhielt, oder vorbereitete. Der Rath, die englischen Fabrikwaaren so schnell als möglich mit grossen Abgaben zu belegen, ist, schonend gesagt, zu voreilig, da Deutschland an Waaren und Kräften, oder an arbeitenden Händen so erschöpft ist, dass in vielen Gegenden der Ackerbau leidet; vollkommen stimmen wir aber dem Vf. in seinem Wunsche zur Herstellung der Innungen und des öffentlichen Ehrengerichtes derselben bey. 3) *Über die neueste Literatur der deutschen Staats-Angelegenheiten.* Die Eintheilung der Schriften der neuesten Literatur in solche, dieser sich mit Darstellung und Beurtheilung der erduldeten Leiden, und in solche, die sich mit Vorschlägen zu der neuen Verfassung beschäftigen, genügt nicht, wie wir bereits anderswo gesagt haben, und des Vfs. Zeitschrift, die hienach in beide oder gar keine Classe gehört, hinlänglich beweist. Beurtheilt werden hier bloss 2 Schriften: 1) Ehrerbietige, doch dringende Wünsche für Deutschlands künftige Verfassung (Leipzig 1814) und 2) (*Meyers*) Vorschläge zur Güte bey der Wiederherstellung Deutschlands (Germanien 1814). Die Beurtheilung ist seicht. 4) *Öffentliche Actenstücke,* die königlich baierische Besitznahme von dem Fürstenthum Aschaffenburg und dem Grossherzogthum Würzburg am 26 und 29 Jun. 1814 betreffend. II Heft. 5) *Über öffentliche Meinung und Pressfreyheit* von *Borst.* Nach einer weitläuftigen Erörterung, dass der Mensch als sinnliches Wesen das Gute, Wahre, Schöne nie erreichen, sich ihm nur mehr nähern könne; was die allgemeine Aufgabe der Gesammtheit und der Einzelnen sey; dass das Vernunftwidrige sich zum Unvernünftigen wie das Negative zum Positiven verhalte (?); was öffentliche Meinung sey, und dass sie durch eine Volksrepräsentation und eine collegiale Regierungsform bekannt, ausgemittelt und gesichert werden könne; dass die Einwirkung auf den Verstand sich mit keinem Presszwange vereinigen lasse: kommt er auf sein Thema, und will eine Censur, die keiner Schrift, welche lediglich auf den Verstand zu wirken berechnet ist, die Erlaubniss zum Drucke versagt, und die durch eine kostenfreye Instanzen-Ordnung gegen jede Willkühr sichern kann, besonders wenn die *Censurgesetze so genau als möglich* bestimmt sind. — Viel weiter sind wir mit dieser Auflösung nicht gekommen; der Aufsatz hat ein Ende, die Sache nicht. 6) *Über den Zeitgeist,* ein Fragment geschrieben, 1807, wahrscheinlich von Hn. D. *Windischmann,* wenigstens aus einer Schrift (*Niedersteigende Zeiten*) genommen, für deren Vf. wir ihn halten. Er hat den Zeitgeist zu einseitig, und nicht mitwirkend mit Volksthümlichkeit aufgefasst, welche letztere, obschon in gegenstrebender Richtung, doch vereint in der Wirkung das Fortrücken der Menschheit fodert; dann hätte er hier wohl Raum gehabt, die inselartige Entstehung des Zeitgeistes von seiner Unsichtbarkeit bis zum Hervortreten in die Wirklichkeit zu verfolgen, statt sich auf das Beyspiel der Revolution selbst einzulassen. 7) *Über das Sustentationswesen der überrheinischen hohen Geistlichkeit und deren Dienerschaft.* Ein äusserst schätzbarer Aufsatz, der das Geschichtliche dieses Instituts in seinen Hauptzügen enthält, und als ein Vorbericht zu dem ebenfalls hier mitgetheilten Jahresberichte der subdelegirten transrhenanischen Sustentations-Commission, für das Jahr 1813 von dem Staatsminister Freyherrn *v. Eberstein,* als Präsidenten dieser Commission, und zu der Nachricht über die vormalige Verwaltung der transrhenanischen Sustentations-Casse am Ende des zweyten Quartals 1814 dient; die letztere hat den Minister Freyh. *v. Hügel* zum Vf., dem die hohen Verbündeten die oberste Leitung aufgetragen haben, und der das ihm geschenkte Vertrauen vollständig rechtfertigt. Es ist eine Schande für deutsche Rechtlichkeit, dass auf das jährliche Minimum der Pensionen jetzt noch 79,445 fl. rückständig sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
SEPTEMBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Aschaffenburg, b. Dessauer: *Allgemeine Staats-Correspondenz*, als zeitgemäfse Reihefolge der Zeitschrift (der rheinische Bund) herausgegeben von *Bauer*, *Behr* und *Schott*, u. s. w.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

8) *Brittische Unterstützungen der durch Kriegsdrang verunglückten Deutschen.* Dieser übrigens sehr bekannte, aber noch nicht vollständige Auffatz steht, als greller Contrast mit dem vorhergehenden, an seiner rechten Stelle. Vergesse der Vf. nicht, die Nachträge, und dann auch die Unterstützungen bekannt zu machen, welche die Gesellschaft der Freunde nothleidender Ausländer (Morgenblatt 81, Jahrgang 1815) gewährt! 9) *Die allgemeine vollkommene Handelsfreyheit als ein eminentes Mittel zum Wiederaufblühen des überall so sehr gesunkenen Nationalwohlstandes.* Als frommer Wunsch recht gut, aber in der Wirklichkeit nicht anders als durch Einführung von Auflagen für Anlegung und Unterhaltung der Handelsstrafsen, und für andere mit der Handelsfreyheit nöthige Mittel, und die Aufhebung der Hindernisse brauchbar! Sollen diese Auflagen für solche ebenfalls eminente Ausgaben von den Unterthanen eines Bezirks erhoben werden: so müssen sie dafür einen anderen Ersatz haben, als die Vortheile, die ihnen die Lebendigkeit des Handels gewährt. Soll von Waaren dafür eine Vergütung genommen werden: so ist mit dem A auch das B gegeben. 10) *Recension* der politischen Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (von *Almendingen*), 1814. III Heft. 11) *Ist der Regent über die Gesetze des Staats erhaben oder nicht?* Eine staatswissenschaftliche Abhandlung von Dr. *Wilh. Jos. Behr.* Dieser, so lange als es Reiche giebt, besprochenen, und so lange als es arbeitende Hände, Pressen und Denker für das Publicum gab, schriftlich und gedruckt verhandelten Frage hat der Vf. keine neue Seite abgewonnen; er beantwortet sie dahin, dafs constitutionelle Gesetze über dem Regenten stehen, und er ihnen untergeordnet sey; dafs er über nicht constitutionelle Gesetze als Inhaber der gesetzgebenden Gewalt, vermöge welcher er Gesetze schaffen und abändern kann, erhaben, als Inhaber der executiven Gewalt ihnen hingegen unterworfen sey. Da hier von blofsen Principien der Vernunft und des Vernunftrechts die Rede ist: so fällt es schon auf, dafs der Vf. den Regenten auch als Gesetzgeber (Beherrscher) zuläfst; der Regent steht unter dem Gesetze, und wird von dem Gesetzgeber durch das Gesetz verpflichtet. Mehr noch fällt es auf, wenn seine sogenannten Principien auf einen concreten Staat angewendet, und die Theilung der Gewalten, die *in concreto* fast verwischt wird, als Unterscheidungsmittel angesehen werden soll. 12) *Wünsche eines Deutschen für Deutschlands künftige Verfassung*, geschrieben im Junius 1814. Gern wird der Vf. diesen Auffatz gegenwärtig zurücknehmen, aus dem doppelten Grunde, weil er zwar human, aber nicht vollständig, und zu allgemein ist, und weil er in Zeit von einem Jahre hierüber weit bessere Ansichten zur Wirklichkeit gebracht hat. Die vorzüglichsten Ursachen unserer vorigen Schwäche liegen nicht blofs in der zu grofsen Zerstückelung des Reichs in so kleine Particularstaaten, in dem lockeren Zusammenhange beider, und dem Mangel des Ineinandergreifens, auch nicht blofs darin, dafs ein grofser Theil deutscher Völker Regenten fremder Staaten zu Fürsten hatte (diese Ursachen waren meistens nur Wirkungen des pathologischen Zustandes), sondern besonders in der theils ursprünglichen, theils durch die Zeit nach und nach herbeygeführten oder ausgebildeten Charakterlosigkeit, d. h. dem Mangel einer Einheit zwischen Volk und Staat. 13) *Warnetafel; England und die Handelsverhältnisse Deutschlands betreffend.* Deutschland hat vermöge des pariser Friedens Art. 111, wie der Vf. sagt, einen Theil (die Rundung von Landau) aus seinem eigenen Körper ausgeschnitten, um Frankreich gegen das offene Deutschland noch mehr zu befestigen, und während es die Unsicherheit seines Gebiets zu einer Grundbedingung machte, liefs sich England für die Sicherheit seiner Eroberungen, Besitzungen und Staaten in Ostindien nach dem 11 Artikel eine Gewährleistung geben; Pondichery verlor, und Landau gewann so ein souveränes Gebiet. Diese Andeutungen von Deutschlands Sorglosigkeit leitet der Vf. auf die Industrie-Verhältnisse über, und stellt die Apathie in Contrast mit dem regen Gefühle für Handelsunabhängigkeit und dessen Sicherung, wie letzteres sich in Rufsland und Schweden verwirklicht habe; dann kommt er auf die schwedischen einseitigen Friedensverhandlungen mit Dänemark, vom 11 Januar 1814, und das dadurch bewilligte furchtbare Stapelrecht in Stralsund; endlich auf die englische Anstalt gegen die deutschen Linnenfabriken, besonders auf die diesen Fabricaten zugelegten Zölle, und den Getreidehandel, und

empfiehlt ähnliche und ernste Vorsichtsmaſsregeln, um den Engländern nicht die gänzliche Erlangung aller bezweckten Vortheile zu erleichtern. Der Hauptgesichtspunct, welche Vortheile England in Beziehung auf Hannover, und auf einen groſsen Theil der Häfen des europäischen Continents durch die mitverbundenen und meistentheils ihm einsberen Fürsten, z. B. den König von Holland, Neapel, Sardinien u. s. w., erhalten habe, liegt zwar noch nicht ganz entwickelt in dem Kreise dieser Abhandlung, allein das Streben Englands, zu verhindern, daſs von irgend einer seefahrenden Nation den Deutschen die indischen und Colonial-Waaren wohlfeiler als für die durch die englischen Einrichtungen und Zollverordnungen bestimmten Preise verkauft werden, ist wohl nicht zu leugnen. 14) *Über Zweck und Wesen einer Staats-Constitution. Eine Einleitung zu den wichtigsten constitutionellen Producten der neuesten Zeit.* Der Vf. versteht unter Constitution dasjenige Gesetz, welches das um der Erreichung des Einigungszweckes willen nöthige Coexistenz-Verhältniſs regulirt, d. h. den Zweck des Vereins feststellt, die Personification der Staatsgewalt in einer zweckmäſsigen Art, die Aufstellung richtiger und zureichender Normen für die Staatsgewalt, und eine Kraft möglich und wirklich macht, die den gesetzlichen Machtgebrauch nothwendig hervorbringt, und die zweckgemäſse Wirksamkeit sichert. Diese so sprachbarte, in unserer Darstellung noch gemilderte Erklärung nimmt, wie die Thatsache zeigt, nicht auf das erste Erfoderniſs, Bildung des Gebiets, dann nicht, als nur herbeygezogen, auf die Integritäts-Garantie und auf den Staat in seinem beweglichen Leben Rücksicht, — und in welchem Verhältnisse soll eine Constitution als Urkunde organischer Gesetze zur Verfassung stehen, die in einer gewissen Zeit herrschend ist? Angehängt sind die französische Constitution vom 6 April, und die von K. Ludwig veränderte, dann die Errichtung der Landstände im Herzogthum Nassau, vom 1 und 2 Sept. 1814. 15) *Nachricht über die Unterhaltung sämmtlicher, dem ehemaligen kaiserlichen und Reichs-Kammergerichte angehöriger Personen.* Eine wahrhaft deutsch theilnehmende Arbeit des Freyherrn *von Hügel.* Zur Bezahlung der sämmtlichen Ansprüche oder Rückstände sind, nach dem 24 Gulden-Fuſs, folgende Summen erfoderlich:

1) Zur Befriedigung der Assessoren	70,000 Fl.
2) — — — des Kanzleypersonals	111,121 Fl. 29 kr.
3) — — — der Advocaten, Procurator., d. Boten, Notarien, Protocollisten	35,000 Fl.
Überhaupt	216,121 Fl. 29 kr.

Die jährlichen Unterhaltungs-Summen betragen vom Anfange:

1) für die erste Classe	56,863 Fl. 38 kr.
2) — — zweyte Classe	9,315 Fl. 14 kr.
3) — — dritte Classe	22,000 Fl. —
Zusammen	88,180 Fl. 52 kr.

Die dritte Classe war zwar unbesoldet, aber edel, sagt der Beauftragte: „es würde eine dem deutschen Edelmuth nicht geziemende Härte enthalten, die in Wetzlar zum Theil in sehr hohem Alter zurückgebliebenen 17 Advocaten, 15 Kammergerichtsboten, 12 Notarien und Protocollisten ohne Versorgung zu lassen, besonders da sie nur auf eine sehr beschränkte Weise unterstützt wurden. Die Mittel zu ihrer Befriedigung sind leicht, ohne bedeutende Belästigung; die Sustentationscasse des Kammergerichts hat noch 100,000 Rthlr. Activ-Capitalien, und die Kammerzieler von 1806 betragen jährlich 84,795 Fl. 54 kr. Möge man doch nicht zaudern! *Bis dat, qui cito dat.* 16) *Recension* über Deutschlands und Europens Staats- und National-Interesse bey und nach dem Congresse zu Wien (Germanien 1814).

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Die Pflegeanstalt in Detmold*, oder historischer Bericht über die Versorgung der Armen in dieser Residenz von *S. E. M. A. Krücke*, Inspector des Schullehrer-Seminariums und der Pflegeanstalt. 1813. 158 S. 8. u. 1 B. Tabelle. (12 Gr.)

Obgleich von dieser vortrefflichen, vor 14 Jahren gestifteten Pflegeanstalt aus *v. Cölln's* Beyträgen zur Volksbildung, aus *Werths* historischem Berichte über die Elementarschulen des F. Lippe, aus der Irene von *Halem*, und den Federzeichnungen von *E. Scherzer*, auch aus *Beckers* Nationalzeitung Vieles bekannt war: so fehlte es doch an einer Übersicht aller ihrer Theile, an einer Kenntniſs der Mittel und an einer von der Zeit der Stiftung bis auf den Augenblick fortgeführten Geschichte. Hr. *K.* hat diesem Bedürfnisse abgeholfen, und wenn die Geschichte auch nur bis zur Zeit der Herausgabe seines Werks fortgeführt werden konnte: so sieht man doch an dem von Jahr zu Jahr fortschreitenden Gedeihen, was sie jetzt wahrscheinlich ist. Die Anstalt, die am 31 Aug. 1801, am Geburtstage der verwittweten Fürstin Christina, unter dem Namen Pflegeanstalt eingeweiht wurde, und von dem F. Fried. Wilh. Leopold den 5 Jul. 1801 bereits gegründet war, begreift 6 verschiedene, zwar in ökonomischer und finanzieller Hinsicht getrennte, aber dennoch in dem Hauptzwecke in einander greifende Theile: 1) *Die Aufbewahrungs-Anstalt kleiner Knaben* (entwöhnt von der Mutterbrust, aber noch nicht 4 Jahre alt). Sie soll armen Ältern ihr Fortkommen erleichtern, die Ältern-Pflichten schärfen, die Gesundheit der Kinder, die gewaschen, gekleidet, zweckmäſsig ernährt, und von Wärterinnen bis gegen Abend in Aufsicht erhalten werden, ihre Bildung, und Vorbereitung zur Schule, wie die Bildung der Mädchen als Wärterinnen befördern. 2) *Erwerb- und Frey-Schule*, um bedürftigen Kindern, deren Ältern das Schulgeld nicht bezahlen können, Erwerb, und mit ihm die Tugenden des Erwerbs zu verschaffen; die Kinder, im Anfange der Gründung 1797 nur 48, im Jahre 1813 aber 112 an der Zahl, erhalten Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und Handarbeiten. Seit 1797 — 1812 wurden 2515 Hemden und Mützen genäht, 8814 St. gestrickt, 37094 Binden gesponnen. Diese Anstalt wehrt der Betteley; seit 1799 haben die Kinder ein Capital von 1667 Rthlr. 26 Mg. bey der Anstalt angelegt, und der moralische

Gewinn ist weit grösser. 3) *Freywilliges Arbeitshaus*, 1800 begonnen, wodurch für Erwachsene das, was durch die Erwerbschule für Kinder geleistet wird. Die Besuchenden haben gleichen Arbeitslohn mit den Städtern, sogar oft mehr, jeder seinen freyen Platz, bey 3 Stunden Arbeit Vormittags noch rumfordische Suppe, und bey 3 Stunden Arbeit Nachmittags 1½ Pfund Brod, im Winter ein Geschenk an Kleidungsstücken und Holz. Der grosse Gewinn dieses durch verschiedene Legate unterstützten Instituts ist die Gesundheit, Tugend der Friedfertigkeit, Reinlichkeit und Thätigkeit; die Betteley hörte auf; und von den Besuchenden ward seit 1800 — 1812 ein Capital von 3870 Rthlr. 30 Gr. 4 Pf. zurückgelegt, und 46505 St. Wollengarn, 29169 St. Flachs, 4078 St. Hanfgarn gearbeitet. 4) *Das Krankenhaus* mit 2 grossen Sälen und einschläferigen Betten; die Kranken werden abgesondert, nach Vorschrift des Arztes gepflegt und genährt. 5) *Das Waisenhaus*, mit dem das ältere verbunden ist, und in das auch die Waisen vom Lande (die 5 Städte, nicht die Hauptstadt, ausgenommen) zugelassen werden, und Unterricht erhalten. 6) *Das Schullehrer - Seminarium* ist aus *Werths* Bericht bekannt. — Wenn man auch an dieser Darstellung das moralische Interesse des Inspectors und den Einfluss des Ehrgeizes abrechnet: so bleibt dennoch gewiss, dass sie eine der vorzüglichsten in Deutschland, und in jeder Hinsicht, besonders wenn man ihre Wirkungen im Einzelnen berücksichtigt, im Verhältniss der Kräfte des Landes ein Muster ist. — Damit will Rec. aber noch nicht gesagt haben, dass er alle Grundsätze und Angaben unterzeichne, z. B. folgende: Der grösste Theil der Armen wäre nicht arm, wenn er etwas rechnen könnte; in den ersten Tagen war Alles ausgegeben. Statt dass nun der Arme hätte rechnen lernen sollen, so sagt der Vf.: man hätte ein steinhartes Herz haben müssen, wenn man nicht durch diese Noth gerührt zur Mittheilung von Gaben getrieben wäre. Rec., der das Lippische kennt, möchte die Quelle der Armuth nicht in der Unseligkeit des Trunkes allein, sondern in dem Hange zum müssigen Leben und in dem gefälligen und lohnenden Lotteriespiel des Bettelns suchen, wovon der Trunk mehr Folge ist. In der Classification der vier Arten von Armen fehlt nicht bloss eine wesentliche Rubrik: *Entstehung*, sondern es ist nach Rec. Gutachten (jedoch möchte er *Salvo meliori* beyfügen, da diese Rubrik fast noch überall in den Armenlisten vorkommt) noch eine zuviel: Gesunde, der Arbeit Fähige, gehören der Arbeit selbst in ungünstigen Zeiten an, wenn die Arbeit auch nicht reich an Ausbeute ist; dadurch lernen sie, das Schicksal dieser Zeiten theilen.

Altona, b. Hammerich: *Über die Sorge des Staats für seine Armen und Hülfsbedürftigen.* Von *J. D. Lawätz*, k. dänischem Conferenzrathe, Ritter des Danebrog - Ordens u. s. w. 1815. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Was lange Erfahrung und Interesse für einen Gegenstand vermögen, davon kann vorliegendes Werk eines würdigen alten Staatsmannes einen Beweis geben. Veranlasst durch die von der Central-Verwaltung der schleswig-holsteinischen patriotischen Gesellschaft aufgestellte Frage über die beste Art, dem Arbeitsmangel der Unvermögenden abzuhelfen, ergriff Hr. *L.*, Bruder des durch die Bibliographie gemeinnütziger Kenntnisse bekannten Vfs., die Gelegenheit, das, was er über diesen Gegenstand lange und mit Auswahl gesammelt hatte, verbunden mit seinen eigenen reichhaltigen Erfahrungen, nicht bloss zur Beantwortung dieser Frage, sondern besonders zum Besten der nothleidenden Menschheit, zugleich aber auch zum Besten des zum Helfen bereiten, aber an Mitteln leicht erschöpflichen Staats beyzutragen. Wenn man auch hie und da nicht damit einverstanden seyn sollte, dass er den Armen zu sehr das Wort redet: so kann man dieses einem Manne wohl zu gute halten, der gewohnt war, bey seinen eigenen Anlagen auf Selbstgewinn zu verzichten, und in der Beschäftigung der Menschen, z. B. bey seinen Fabrik - Anlagen, bey der Spinnmaschine u. s. w., seine höchste Belohnung zu finden. Aber trotz diesem gehört er nicht zu denjenigen, die mit dem Begriffe staatsbürgerlicher Tugend nur immer Milde verbinden; er sieht selbst S. 165 die Strenge in gewissen Fällen als sehr heilsam und nothwendig an. Will man ihm die Weitläuftigkeit zum Vorwurf machen, die er einmal selbst S. 182 einräumt, und die aus einem Beyspiele S. 169 ersichtlich ist, wo er sogar die verschiedenen Maschinen - Arbeiten eintheilt, die Einfluss auf das Wohl des Staats haben; will man diese Weitläuftigkeit sogar eine gewisse Geschwätzigkeit nennen: so darf man dabey nicht vergessen, dass bey so reichhaltigen, durch viele Jahre fortgesetzten Erfahrungen die Erfahrung nicht die letzte war, ohne umständliche Erörterung leicht missverstanden zu werden; und liegt nicht in dem Nahen und Entlegenen, was ein ehrwürdiger Greis aufnimmt, zugleich eine Erweiterung der seitenverwandten Erfahrungsbegriffe? Kann man die mehr der Jugend als dem Alter verzeihliche Vorliebe für den Gegenstand der Bearbeitung als auffallend bezeichnen, z. B. dass er fast wie *Resewitz*, *Neckar*, *Königsmann* u. A. einen eigenen Wohlthätigkeits - Minister will, da dieser Zweig doch nur als Zweig dem Inneren untergeordnet seyn sollte: so kann diese Vorliebe der Sache selbst um so weniger schaden, weil das vereinigte Interesse des Staats und der Nation die Unverletzbarkeit des frommen Sinnes auch in Ausdruck und Bezeichnung geheiligt wünscht. Endlich dürfte man auch wohl gegen die acht Classen von Armen und Hülfsbedürftigen: 1) alte schwache Invaliden, Blinde, Taubstumme, Krüppel, Gebrechliche; 2) hülflose Kinder, Waisen, Findlinge; 3) temporär Nothleidende, Verschämte, der Dürftigkeit sich Nähernde; 4) Gemüthskranke, Irrende, Wahnsinnige; 5) äusserlich Kranke, Wöchnerinnen; 6) muthwillige Verbrecher, 7) Halsstarrige, zur Arbeit fähige, aber unwillige, 8) Nothleidende, und Verarmte, denen es weder an Kraft noch am Willen, sondern an Gelegenheit allein fehlt, Manches mit Grund einzuwenden haben. Allein der Vf. glaubte bey dieser Classification jeden Theil der Armuth und der Noth zu umfassen, und er

hat es nicht an Andeutungen fehlen lassen, um das *punctum saliens* zu bestimmen. Diese Rechtfertigung soll unsere Recension seyn, die wir der Sache und dem Vf. schuldig sind: jener, weil die Wichtigkeit der Hülfe aus dem für die Unterstützenden und Unterstützten nach Begriffen und langen Erfahrungen motivirten Gesichtspuncte dargestellt ist; diesem, weil er nicht allein nach dem bisher Gesagten, sondern auch nach seiner fast unglaublichen Belesenheit, und dem Zusammenhange seines Vortrags, wie nach der Vielseitigkeit der Kenntnisse und besonderer Bescheidenheit diese Huldigung verdient. Das Werk hat übrigens 6 Abschnitte: 1) *Allgemeine Einleitung.* 2) *Classification der Armen.* 3) *Innere Organisation eines Wohlthätigkeits-Instituts.* 4) *Ausführung der Geschäfte.* 5) *Entgegenstreben künftiger Noth.* 6) *Sorge für Fortdauer des Instituts.* Manche Vorschläge sind sogar neu und praktisch ausführbar. Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Bamberg*, b. Kunz: *Über öffentliche Erziehungs- und Waisen-Häuser und ihre Nothwendigkeit für den Staat* von *Christian Pfeuffer*, der Philosophie und Medicin D., ehemals Prof. an der Universität zu Bamberg, gegenwärtig Stadtphysicus daselbst u. s. w. 1815. 101 S. 8. (12 Gr.)

Wahrscheinlich waren es die bereits eingetretenen oder bevorstehenden Reformen, die von Seiten der Regierung den Erziehungs- und Waisen-Häusern drohten, dann waren es die Gebrechen und Greuel, die in manchen Staaten unter dem glänzenden Titel der Verbesserungen an diesen Instituten der frommen Vorzeit gesetzlich gemacht wurden, verbunden mit den mancherley Erfahrungen, die Beruf und Lectüre gewährten, und besonders war es die Vorliebe des durch Schriften in diesem Fache bereits, z. B. durch *Marcus* Ephemeriden II Band 5 Heft, *Kopps* Jahrbuch der Staatsarzneykunde, III Jahrgang u. s. w., bekannten Vfs., wodurch er bewogen, nicht bloss diese Erfahrungen durch den Druck öffentlich zur Warnung aller Regierungen mittheilen, sondern zugleich auch den Plan zu einer besseren Anstalt der Prüfung sachverständiger Männer unterwerfen wollte. Die Schilderung der Greuel aufgelöseter Waisen- und Findel-Häuser und der an ihrer Stelle eingeführten Privat-Versorgung und Erziehung ist gar nicht übertrieben; die Verbesserungen sind an vielen Orten Verschlimmerungen arger Art geworden; das Übel hat seinen Namen, nicht sein Wesen, geändert; was man den Waisenhäusern vorwarf, traf man vielfach in furchtbarer Gestalt nach Verwandelung derselben an, und wenn nicht in Deutschland durchgängig, so war es in verschiedenen europäischen Staaten nur zu wahr, dass man sich um die Besorgung des Zugviehs mehr, als um die Pflege der unglücklichen Waisen bekümmerte. Die erste Abtheilung des Werks, dieser Darstellung gewidmet, nehmen wir eben so dankbar, als die zweyte an, worin er den Plan vorlegt, wie im Allgemeinen Erziehungs- und Waisen-Häuser einzurichten sind, um alle (wenn auch nicht alle, doch die meisten) Fehler zu vermeiden. Letzterer ist liberal, z. B. er verlangt mit Recht, dass das Haus in jeder Rücksicht den Anblick eines unter dem Schutze einer wohlwollenden Regierung stehenden Instituts darstelle; er verlangt keine grosse, sondern für kleine Abtheilungen gesonderte Schlafzimmer, auf 6 Kinder eine Wartfrau u. s. w. — So liberal der Plan ist: so umfassend ist er; kein Theil der physischen Sorge und der moralischen Bildung blieb unbeachtet. Ob er durchaus ausführbar werden möchte, hängt nicht bloss von den Mitteln allein, sondern auch von der Liebe und der Würde ab, womit der Staat und das Volk solche Institute pflegen. Wenn nicht Alles geschehen kann: so soll doch Alles in möglichster Annäherung zu dem Besten in Wirklichkeit und Leben übergehen; die Zeit der Entfaltung, worin die Kinder hier leben, geht schnell vorüber; und wenn die älterliche Hand des Staats den aufkeimenden Kern nicht bedeckt hat, wie *Richter* in der Levana so wahr sagt: so wird sie den aufgeblühten Baum nicht mehr bedecken können. Dass es bey einem solchen Plane nie an Einwendungen fehlen wird, lässt sich schon aus der verschiedenen Individualität des Verhältnisses zwischen Zweck und Mittel im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben erklären. Auch wir hätten manche zu machen; allein es ist hier der Ort nicht. Doch begreifen wir kaum, wie der Vf. auch als Arzt Kartoffeln zur Abendspeise für Kinder von zwey Jahren, und zwar einige Mal in der Woche, anrathen dürfte; noch weniger begreifen wir, wie er daraus, dass seine Kinder gut darauf schliefen, einen Schluss machen will! Die Literatur ist unvollständig, so viel auch der Vf. über seinen Gegenstand gelesen hat. Eine ganze Stelle aus *Spinoza* (vom höchsten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft), die im Ganzen unerheblich ist, kommt zweymal wörtlich vor, nämlich S. 6 und S. 47. Warum das?

Dk.

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, in der Bibelanstalt: *Der technologische Kinder- und Jugend-Freund oder kurze und deutliche Beschreibung der Künste und Handwerke nebst kurzen Nachrichten deutscher und ausländischer Erfindungen und einigen lehrreichen Erzählungen.* Ein Anhang zu *Seilers* allgemeinem Lesebuch für Bürger und Landschulen. Von *J. Andr. Orloff*, Prof. der Phil. zu Erlangen. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. 1815. VIII u. 204 S. 8. (4 Gr.)

Coblenz, b. Pauli u. C.: *Das eigenhändige Testament, nach dem Gesetzbuche Napoleons, nebst einer Anleitung, dasselbe auf eine gesetzliche Weise, nach Form und Inhalt zu verfertigen, und einem Unterrichte über dasjenige, was der Erbe nach erfolgtem Ableben des Erblassers zu beobachten hat.* Von *M. J. Grebel*, Juge Suppléant, licencié en droit und avoué zu Coblenz. Zweyte vermehrte Auflage. 1815. IV und 50 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

FORSTWISSENSCHAFTEN.

Giessen, b. Heyer: *Anweisung zur Taxation und Beschreibung der Forste. Nebst einem Anhange über die Berechnung des Geldwerthes eines Forstes*, von *Georg Ludwig Hartig*, königl. preuss. Staatsrath u. Ober-Landforstmeister u. s. w. Erster oder theoretischer Theil. Nebst einem illuminirten Forstcharten-Schema und mehreren Tabellen. Dritte, abermals verbesserte und vermehrte Auflage. 1813. 200 S. Zweyter oder praktischer Theil. Nebst einer illuminirten Forstcharte und mehreren Tabellen. 231 S. 4. (5 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste Theil* dieses in seiner Art einzigen Meisterwerkes zerfällt in 8 Abschnitte, welchem noch ein Anhang beygefügt ist. Der erste Abschnitt handelt alle auf die *Bestimmung der Forstgrenzen und die Forstvermessung* sich beziehenden Gegenstände ab, ohne jedoch sich auf die geometrischen Regeln und Vortheile der Aufnahme eines Forstes selbst einzulassen; am Ende wird noch die Eintheilung eines Forstes in Jagen und Hauptwirthschafts-Theile gezeigt. Erstere bestehen in Districten von 160—200 rheinländischen Morgen; letztere belaufen sich auf 2000 bis 4000 Morgen, und sollen, wo sich nicht natürliche Grenzen vorfinden, durch Schneussen abgesteckt werden. Rec. hält die ursprüngliche Eintheilung eines Forstes in seine *Reviere* für zweckmässiger, wenn diese mit Zuziehung aller dahin einschlagenden Umstände, welche die Ausdehnung eines Reviers nach Localitäten bestimmen, ausgeführt wird. Eben so würde er, statt des Jagens, jedes Revier in Districte eintheilen, die nach ihren Holzarten, oder auch als Berge neben dem übrigen flachen Boden, an und für sich einen eigenen Betrieb erfodern, oder in der nämlichen Holzart durch ihren Boden und Holzwuchs sich vor den übrigen so auszeichnen, dass sie nach ökonomischen Gründen füglich unter einen eigenen Turnus gezogen werden müssen. Ihre Grösse ergiebt sich aus jenen forstlichen Principien, welche die Grösse des Hiebs und sein Wechsel in solchen Beständen mit sich bringt. Diese Districte werden in der Forstcharte des Reviers unter ihren Namen, Hauptnumer oder Buchstaben eingezeichnet, und im Walde selbst, wo sich keine natürlichen Grenzen für sie vorfinden, mit Steinen versteint, welche jene Numer oder Buchstaben führen: denn das Verpflocken hat wegen der Fäulniss des Holzes keine Dauer.

Der 2 Abschnitt ist der *Untersuchung des Bodens und seiner Lage* gewidmet, um hieraus (S. 27) seine Productionsfähigkeit abzunehmen. Hr. *H.* schlägt vor, den Boden auf 2—3 Fuss tief aufzuhauen, den Wechsel seiner Schichten von 6 zu 6 Zollen anzumerken, ausserdem aber seine hohe oder niedrige, ebene oder eingesenkte Lage, seine Lage nach der Waldgegend, nach dem Niveau, und nach dem Klima zu berücksichtigen, und ihn nach diesen Charakteren als einen guten, Mittel- oder schlechten Boden zu classificiren. Aus den auf dem Boden seither ganz ausgewachsenen Bäumen solle sich so wenig, wie aus dem auf ihm stockenden Nachwuchs, die Tragbarkeit des Bodens beurtheilen lassen, — weil der Holzwuchs von der seitherigen Bewirthschaftung der Bestände ganz abhängig sey. Wenn nun auch Rec. zugiebt, dass gleichartiger Boden unter gleichen äusseren Umständen, in einerley Zeit, in der nämlichen Holzart, bey einerley Betriebsweise gleichviel producire: so würde doch schon an und für sich die auf gleichen Flächen beider Böden erwachsene Holzmasse nach Hn. *H.* von dem besseren oder schechteren Betrieb der Bestände abhängig. Wenn er aber ferner erwägt, dass diese vollständige Gleichartigkeit, auch für ganz gleichartige Böden, nach dem Wechsel der Schichten und ihrer Mächtigkeit äusserst selten sich vorfindet, und dass noch ausserdem die Production von der grösseren oder geringeren *Dichtigkeit* der Schichte, und von der Feuchtigkeit des Bodens, die sich nach dem Klima und nach seiner Lage richtet, abhängig sey: so wird nach allen diesen Umständen das aus der blossen Ansicht des Bodens abzunehmende Resultat für die Schätzung seiner Production äusserst schwankend bleiben. Rec. scheint es desswegen sicherer, die Tragbarkeit des Bodens aus den seither auf ihm erwachsenen Beständen zu beurtheilen. Denn in diesem Falle verhält sich seine Tragbarkeit wie der Quotient der seither auf ihm erwachsenen Holzmasse, getheilt durch die Zeit ihres Wachsthums; und der Betrieb hat in Umständen, wo das Wachsthum der Bestände nicht durch Streurechen oder durch das Heben bey starkem Sturme reducirt, oder wo die Bestände selbst durch das Ausschnatteln der Äste, oder durch öfteren Schneedruck oder Rohrreife verdorben wurden, auf die producirte Holzmasse wenig Einfluss. Denn wo die Bestände im geschlossenen Zustande erwachsen, vertheilen sich die Säfte ihres gemeinschaftlichen Saftkessels in die Mehrheit der Stämme, welche dem Boden die Säfte in so weit wegsaugen, als sie können; bey einer etwas schlechteren Bestockung gewinnen die wenigeren Stämme die nämlichen Säfte,

und wachſen deſswegen einzeln um ſo mehr in die Maſſe, ſo daſs der nämliche Boden in gleicher Fläche, in einerley Zeit, bey der beſſeren wie bey der ſchlechteren Beſtockung, gleichviel producirt. Die periodiſchen Durchforſtungen verbeſſern nur in ſofern das Wachsthum der bey ihnen überhaltenen Beſtände, als ſie den Luftzug und die Wärme des Bodens begünſtigen; ſie verſchlimmern daſſelbe, wenn ſie ſo weit getrieben werden, daſs der Boden zu ſehr austrocknen muſs, und der Saftkeſſel der auf ihm ſtockenden Stämme ſeine Continuität verliert, ſo daſs der Saftkeſſel nicht allenthalben gleich ſtark durch ſie afficirt wird. Auf jeden Fall würde daher Rec. die Tragbarkeit des Bodens ſicherer aus ſeiner bisherigen Production, als nach ſeinen Erdſchichten allein, beurtheilen. Der 3 Abſchnitt enthält die zweckmäſsigſten Vorſchriften über die Verſchiedenheit der *Behandlung eines Waldes*, und den der Taxation vorangehenden Cultur-Plan ſeiner vorhandenen Ödungen, worüber ſich die nöthigen Grundſätze bereits in den übrigen Schriften des Vfs. vorfinden. — Einigermaſsen gilt dieſs auch von dem 4 Abſchnitt, welcher die Aufnahme des *Zuwachſes der Waldbeſtände* enthält. Sie wird indeſs hier etwas ausführlicher behandelt. Dieſen Zuwachs zu finden, ſchreibt Hr. *H.* vor, daſs man für die gegebene Holzart in einen Beſtand derſelben, welcher die erſte Ausläuterung erwartet, eine Probe lege, und dieſe nach der Zahl ihrer unverkümmert fortwachſenden Stämme taxire; daſs man hierauf dieſelbe Probe nach und nach in ältere Beſtände dieſer Holzart lege, und zwar da, wo der Boden und die äuſseren Wachsthums-Umſtände ſich gleich ſind, und insbeſondere die Zahl der unverkümmerten Stämme immer der Zahl der vorigen Probe ſich nähert. Der Unterſchied der Holzmaſſen iſt der verlangte Zuwachs für die Differenz des Alters der Stämme, oder für die angenommene *Periode.* Dabey ſoll das arithmetiſche Mittel die Erfahrungstabelle um ſo genauer geben, aus je mehreren Proben man daſſelbe nimmt. — Nach dieſem Verfahren findet man den periodiſchen Zuwachs aber nur in ſoweit richtig, als der Wuchs der Beſtände in dieſen verſchiedenen Proben unter ſich *conform* iſt. Von dieſem conformen Wuchſe muſs daher, nach Rec. Überzeugung, der Taxator ſich zuerſt verſichern, wozu jedoch Hr. *H.* keine Anleitung giebt; mithin fehlt ſeiner Zuwachsbeſtimmung gerade das Weſentlichſte. Hätte man von einem ſchlagbaren Beſtand A actenmäſsige Notizen, wie ſtark und hoch die Stämme ſeiner dermaligen Claſſen in gegebenen Jahren geweſen waren, und was ſie mit jenen, die in jeder Periode der Durchforſtung zu finden ſind, an Holzmaſſe ausbeuten mochten: ſo könnte man nach dieſem Beſtande den conformen Wuchs eines anderen jungen Beſtandes B beurtheilen. Der Beſtand B nämlich wird nur alsdann conform mit A wachſen, wenn er auf der nämlichen Fläche in gewiſſen Jahren eben ſo viel gleich ſtarke und hohe Stämme hat, welche A in dem nämlichen Alter gehabt hatte. Da aber die Claſſen, auf welche die Stämme zuwachſen, ſo wie die Zahl der Stämme in jeder derſelben, theils überhaupt von der Güte des Saamens, theils von der Abſonderung der beſſeren unter den ſchlechteren bey der natürlichen Saat und Nachhülfe, und auſserdem auch von dem Locale, von dem mehr oder minder gedeihlichen Aufgang des Saamens, beſonders aber von der anfänglichen und fortſchreitenden Wurzelverbreitung der aufgehenden Pflanzen und Bäume in dem Boden ihres Orts, bey einerley äuſseren Wachsthums-Umſtänden, abhängig ſind: ſo iſt auch deſswegen ein ſolcher ganz conformer Wuchs äuſserſt ſelten in den Beſtänden anzutreffen; und man muſs ſich daher begnügen, wenn die Claſſification der Stämme nur annäherungsweiſe geſchieht, ſo daſs die Probe B nur der Zahl und Stärke und der Beſtockung nach jener von A ſich nähert, und dabey insbeſondere mit der Holzmaſſe jener zuſammentrifft, welche der Beſtand A in dem Alter des B hatte. — Da indeſs ſolche actenmäſsige Notizen über forſtliche Beſtände ſehr ſelten ſind: ſo müſste man auf den Gehauen des Beſtandes A dieſelben dadurch ſuppliren, daſs man aus den Jahrcirkeln und dem Längenwuchs der abgeſtockten Bäume von jeder Claſſe mit Zuziehung der Rindenſtärke für gegebene Jahre zurückrechnet, und für das Mittel aus den Stämmen oder Claſſen eine Scale bildet, nach welcher die Stämme ſeither zugewachſen ſind. Man combinirt ferner, wo dieſes nöthig iſt, in den niederen Claſſen die den geſchloſſenen Etat jenes Beſtandes herſtellende Beſtockung, und berechnet, wie viel Stämme in jeder Claſſe auf den Morgen treffen. Dieſe gehörten auch von jeher zu den prädominirenden Claſſen, weil ſie ſich bis ins ſchlagbare Alter neben einander erhalten hatten. Zählt man nun die Maſſen, welche die Stämme jeder Claſſe in gegebenem Alter gehabt hatten, zuſammen: ſo kann man hierauf eine Scale von dem Beſtande der gerade von jeher prädominirenden Claſſen zeichnen. Nach dieſer nimmt der Taxator *vorläufig* jene Probe B mit der von A als conform an, wenn die Stämme ihrer prädominirenden Claſſen beynahe die Stärke und Höhe haben, welche die Stämme von A in dem Alter der B gehabt hatten. Findet er auſserdem, daſs beynahe eben ſo viel prädominirende Stämme auf dem Morgen ſtocken, wie auf A, und daſs dieſe ſämmtlich der Maſſe nahe kommen, welche die A in den Jahren der B gehabt hatte: ſo beſtimmt ihn das nahe Zuſammentreffen der Umſtände des Wachsthums, die Beſtände B mit denen von A für wirklich *conform* zu halten, indem er vorausſetzt, daſs der Boden der B-Beſtände in der Folge ihrer Wurzelverbreitung nicht ſtärker, als bey den A-Beſtänden, hinderlich ſeyn werde. — Hr. *H.* wird dieſe Bemerkung nicht übel deuten, und mit Rec. ſich vielleicht überzeugen, daſs nur auf dieſem Wege der Taxator für ſein Geſchäft ſichere Anhaltungspuncte finden könne. Daſs übrigens eine ſolche Beſtands-Scale ſich auch gebrauchen laſſe, um den Zuwachs der A-Beſtände für eine folgende, über ihr ſchlagbares Alter hinaus reichende Periode zu finden, braucht Rec. hier nicht zu bemerken, da ihr Erfinder dieſes ſchon vor mehreren Jahren gezeigt hat.

Was der Vf. über die Aufnahme des Zuwachses bey bereits schlagbaren Beständen, und die hierauf sich beziehende Gehaubestimmung sagt (nach Hn. *H.* soll ein solcher Bestand durch einen *sich gleichbleibenden Hieb* in Verlauf gewisser Jahre ganz abgestocket werden), ist ganz der Sache angemessen: nur über die hieher gehörige Rechnungsformel, an welcher S. 56 Ausstellungen gemacht werden, hat Rec. Einiges zu bemerken. Die Formel für den Hieb, durch welche ein Schacht in bestimmter Zeit abgetrieben werden soll, so dass man den Hieb jährlich, oder auch in anderer bestimmter Zeitfolge, in denselben einlegt, ist ganz für den *kahlen Abtrieb* berechnet, der als solcher die Stämme aller Classen neben einander mit sich nimmt, und also nur für diesen Hieb passend. Für den Dunkelhau, wobey die Stämme in ihren Classen, um Anwuchs heran zu ziehen, mit Auswahl nur *successive* zum Hieb kommen, ist, so viel Rec. weiss, noch keine Formel berechnet; an und für sich aber lässt sie sich eben so leicht finden wie jene, wenn man für das Locale eines gegebenen Schachts die Reihenfolge angeben kann, in welcher jede Classe nach der anderen zum Hieb kommen sollte. Wo dieses nicht Statt finden kann, ist die Formel eben so überflüssig, als die immer weitläuftige Rechnungsart des Vfs. selbst.

Die *Maximen, den Turnus nach dem Locale für gegebene Bestände auszumitteln*, welche der 5 Abschnitt darbietet, sind die einzig wahren: nur vermisst Rec. die Beseitigung der Zugabe, wegen der Verspätung des Nachwuchses, der nach Umständen gegen das Ganze bedeutend ausfallen kann. In Gebirgs-Forsten, in welchen bey Fichten und Tannen, auf 70 Jahre betriebenen Beständen, nach dem rauhen Klima gewöhnlich nur alle 10 Jahre einmal ein gedeihliches Saamenjahr eintritt, findet man auf den heurigen Gehauen, nach 70 Jahren, meistens nur 60jähriges Holz vor; und man muss desswegen dem Turnus 10 Jahre zugeben, wenn man nur 60jähriges Holz zum Hiebe bringen will. Die Zugabe oder der Excedens des Turnus wäre also hier ein volles Siebentheil des Ganzen. Ähnliche Fälle können auch in Laubholzhochwaldungen eintreten, wo die Saamenjahre sich stark verspäten, und der in denselben gewonnene Saamen nicht so lange aufbewahrt werden kann, als zur künstlichen Saat bis zum nächsten Saamen-Jahr nöthig ist; auch der Eigenthümer für den Ankauf des Saamens zum Behuf der künstlichen Saat nichts verwendet.

Der 6 Abschnitt hat die *Abschätzung des Holzbestandes purer und melirter Bestände*, und die aus ihr hervorgehende Bestimmung des Holzertrags für ihre Abtriebszeit, für die wichtigsten hier vorkommenden Fälle, zum Gegenstande. Hr. *H.* berücksichtigt bey der Taxation das Auszählen, und die Probemorgen, und giebt der Schätzung nach der Classification der Stämme vor jener nach ihrem Klaftermass den Vorzug. Da aber jede solche Operation immer nur einen gewissen Grad der Zuverlässigkeit zulässt: so wäre es sehr gut gewesen, wenn Hr. *H.* die Schätzungs-Resultate hätte beyfügen wollen, die sich für den nämlichen Bestand ergeben, wenn er zu wiederholten Malen durch *verschiedene* Taxatoren abgeschätzt wurde. Rec. fand für schlagbare Nadelholzbestände die Zuverlässigkeit zu $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{12}$ des Ganzen, wenn der nämliche District durch verschiedene Personen abgeschätzt wurde, die als alte erfahrene Holzhauer in dem Walde angestellt waren. — Die Schätzung durch Probemorgen wird ganz zweckgemäss vorgetragen und gewürdiget; man sollte diese Schätzungsmaximen in alten Beständen gar nicht mehr Statt finden lassen, und sie nur auf junge Bestände beschränken, deren Auszählung gar zu weitläuftig seyn würde. Was über die Schätzung der Bestände von ungleichem Alter und Holzarten, der vollkommenen und unvollkommenen, der Niederwald-Bestände u. dergl. gesagt wird, ist musterhaft, wie sich von Hn. *H.* erwarten lässt.

Der 7 Abschnitt zählt *die Servituten und anderen Waldübel* auf, in sofern sie auf den Holzertrag eines Waldes Bezug haben.

Der 8 Abschnitt endlich stellt den *Geschäftsgang des Taxators* im Ganzen zusammen, und ist von dieser Seite äusserst wichtig. Hr. *H.* erschöpft alles zur Sache Gehörige; nur gründet er seine Etatbestimmung für den ganzen Turnus eines Waldes an Haupt- und Zwischen-Nutzungen einzig auf die Schätzung des schlagbaren Bestandes und des bestimmbaren Zuwachses der jungen Bestände, ohne auf das Flächenmass des Waldes selbst Rücksicht zu nehmen. Diese aber ist nach Rec. Überzeugung der sicherste Anhaltungspunct für den Abtrieb der Bestände, und der Wirthschaftsplan sollte eigentlich auf diese Fläche, in Verbindung mit den übrigen Resultaten des Taxations-Geschäfts, gegründet werden; wozu bereits das nöthige Formular bearbeitet ist. Die Etatbestimmung ohne Rücksicht auf das Areal ist immer gewagt; je grösser dieses ist: desto verwickelter ist das Taxationsgeschäft nach den Beständen, und desto länger der Turnus. Man kann sich davon hinlänglich überzeugen, wenn man für den nämlichen Wald durch mehrere gleich geschickte Taxatoren, die ihre Arbeiten hinter einander ohne Rücksprache ausführen, einen Etat entwerfen lässt.

Beygefügt ist in einem Anhange die Berechnung des Geldwerthes eines bereits taxirten Forstes, nach den wichtigsten dahin einschlagenden Fällen, und eine Instruction für Forstgeometer und Assistenten bey der Forsttaxation, nebst mehreren Tabellen, unter welchen besonders die Erfahrungs-Tabellen äusserst schätzbar sind.

Der *zweyte* oder *praktische Theil* enthält die Anwendung der in dem ersten Theile aufgestellten Principien auf einen fingirten Forst, bey welchem eben desswegen die hauptsächlichen in jenem vorkommenden Fälle vereint zusammengestellt und erläutert werden konnten. Übrigens ist auch das Tabellarische der Sache beygefügt.

Im Ganzen genommen erschöpft diese Anweisung für die Taxation und Beschreibung der Forste Alles, was über diesen wichtigen Gegenstand des Forstwesens

nur immer angeführt werden kann; und zeichnet sich dabey durch die schätzbaren, aus der Erfahrung geschöpften Grundsätze des Vfs., durch seinen deutlichen Vortrag, bey möglichster Kürze und Bündigkeit, vor anderen Schriften dieser Art rühmlichst aus.

GOTHA, in der beckerschen Buchhandlung: *Anleitung zur Holztaxation, ein Handbuch für jeden Forstmann und Holzhändler.* Von *G. König.* 1813. 260 S. 152 Tabellen u. 1 Kupfert. 8. (2 Rthlr.)

In dieser praktisch-theoretischen Anleitung zur Taxation stellt der Vf. zuvörderst die passendsten stereometrischen Regeln für die Berechnung der geraden und gekrümmten, regulären und irregulären Holzstücke auf, und geht von diesen auf die Berechnung liegender und stehender Bäume und Holzbestände über. Er legt dabey mit äusserster Sorgfalt construirte Erfahrungstabellen zum Grunde, die er über den Total- und Schacht-Inhalt der Bäume, über ihren Knittel-, Reiss- und Stock-Inhalt, über das Gewicht, die Zwischenräume und das Schwinden des Holzes, während seiner Dienstzeit im Walde selbst abgenommen und entworfen hat. Das folgende Räsonnement über den Zuwachs und seine Aufnahme ist ganz der Sache angemessen; nur bey der Gehaurechnung sollte der Vf. die Principien seiner Formel bestimmter ausgedrückt, und durch Erfahrungen, auf die er sich beruft, belegt haben. Nach derselben erklärt man den jährlichen sich gleichbleibenden Hieb in einem, in gewissen Jahren abzutreibenden Schacht, wenn man seinen dermaligen Bestand durch seine Abtriebs-Periode theilt, und hiezu noch die Hälfte eines Jahrs Zuwachs addirt; und diese solle der Erfahrung zunächst kommen? Die Verbindung des Areals mit dem Material-Bestand des Waldes für die Etat-Bestimmung ist musterhaft; eben so die Principien der Wirthschaftscontrole und der Holztaxen. Diese Anleitung verdient daher dem forstlichen Publicum empfohlen zu werden.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Über die forstmässige Erziehung, Erhaltung und Benutzung der vorzüglichsten Holzarten, nebst einigen Beyträgen, welche das Forstwesen überhaupt betreffen,* von *C. H. v. Sierstorpf,* dermaligem königl. westphäl. Conservateur der Gewässer und Forste. Zweyter Theil, welcher die Beschreibung der Fichte enthält. 1813. 236 S. 4. Mit V Kupfert. (3 Rthlr.)

Dem ersten Theile dieses gründlichen Werks, welcher die *Eiche* behandelt, lässt der Vf. nach einer langen, durch verschiedene Veranlassungen eingetretenen Pause (der erste Theil erschien 1796), einen zweyten Theil folgen, welcher ganz der *Fichte* gewidmet ist. Er beginnt hier mit dem Saamen der Fichte, und betrachtet hierauf den Stamm, die Äste und die übrigen Theile dieser auf dem Harze prädominirenden Holzgattung, ihr Wachsthum von ihrer Entstehung bis zu ihrem Absterben, ihre forstmässige Behandlung, ihre Cultur, Krankheiten, ihre Haubarkeit und Abtriebsmaximen, ihren Ertrag und Benutzung, auf eine Art, die nur dem erfahrenen Forstmann eigen ist. Diesem sind noch Bemerkungen über das Harzgebirge selbst beygefügt, wodurch dieser zweyte, an Gründlichkeit dem ersten nicht nachstehende Theil für das forstliche Publicum um so schätzbarer wird.

M. F. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

FORSTWISSENSCHAFTEN. *Wien,* b. Kaulfuss: *Beschreibung eines Dendrometers (Baummessers), mittelst welchem man nicht nur die Höhe und jeden beliebigen Durchmesser eines gerade stehenden, sondern auch die Länge und jeden gegebenen Durchmesser eines wie immer schief oder krumm gewachsenen Baumes sowohl, als auch die Länge und die Durchmesser der Äste desselben, folglich die Cubikmasse der Bäume möglichst genau zu bestimmen im Stande ist.* Nebst der Anweisung zum Gebrauche desselben. Von *Georg Winkler,* Professor der Mathematik am k. k. Forstlehrinstitute zu Purkersdorf bey Wien. 1812. 56 S. 8. Mit 1 Kupf. (9 Gr.)

Bey dem Gebrauch der Baummesser haben wir immer die Absicht, die Höhe des Stammes eines Baums bis zu einem gewissen Durchmesser, und diesen selbst zu messen; ausserdem wollen wir nach Umständen auch die Dicke und Länge seiner Äste finden. Die Construction dieser geometrischen Werkzeuge entspricht daher, so mannichfaltig sie auch wechselt, immer dieser Absicht. Der hier von Hn. *W.* angegebene, ist nach seinen wesentlichen Bestandtheilen ein Sextant, der, bey einem Halbmesser von einem Fuss, 70 Grade des Bogens fasst, und mit dem einen Catheden auf der Nuss eines Statifs befestigt ist, durch welche er in jede Lage gebracht werden kann.

Der Nonius der Alhidade dieses Sectors spricht auf ihm 10 Minuten an; sie selbst trägt an ihrem dem Auge nächsten Ende ein Visirloch, durch welches man nach zweyen Stiften am vorderen Ende der Alhidade visirt, deren veränderlicher Abstand eine *Kluppe* bildet, mit welcher der Baum an jeder beliebigen Stelle gefasst wird. Die Kluppe öffnet sich durch eine Mikrometer-Schraube, von welcher 12 Gänge einen Zoll machen, und ein an ihr fester in 12 Theile abgetheilter Cadran theilt noch weiter jeden Schraubengang in 12 Theile, also nach $\frac{1}{144}$ des Zolles ab.

Der Vf. zeigt nun den Gebrauch dieses Instruments in vorkommenden Fällen, und erleichtert denselben durch trigonometrische, für verschiedene Bases berechnete Tafeln. Wenn auch mit diesem Baummesser die Querschnitte eines Baums für jeden Abstand derselben vom Boden, und die Stärke und Länge der Äste mit genüglicher Genauigkeit gemessen werden mögen: so kann doch Rec. die allgemeine Bemerkung nicht unterlassen, dass Baummesser überhaupt für den praktischen Forstmann, der als solcher die Holzabgabe besorgt, einen sehr beschränkten Gebrauch haben, und mehr für Dilettanten als für ihn selbst sind. Denn bey grossen Taxationen, welche die Regulirung der Etatbestimmung eines Forstes zur Absicht haben, würde seine Anwendung den Geschäftsgang gar zu sehr aufhalten; er ist aber auch bey solchen Arbeiten ganz entbehrlich, weil der Forstmann bey Nadelwaldungen die verschiedene Abholzigkeit seiner Stamm-Classen kennt, und für Laubhölzer sicherere, auf ihren örtlichen Wuchs und Erfahrungsmaximen sich gründende Taxations-Normen hat. Höchstens mag daher der Baummesser für den Forstmann in Fällen Anwendung finden, wo ausserordentlich starke Nadelbäume zu bestimmtem Behuf abgegeben werden, die in einem gegebenen Abstand vom Boden einen bestimmten Durchmesser haben müssen. Selbst zu diesem Behuf aber bedient sich Rec. eines Sack-Perspectivs, das eine bisectirte Mikrometer-Scale von Perlmutter hat: er schätzt die Länge, welche solche Stämme haben müssen, nach seinem geübten Augenmass, zählt die Intervalle, welche die Stammdicke bis dahin hat, schreitet den Abstand des Auges vom Baum ab, und findet so nach einer geeigneten Hypothenusentafel den Durchmesser des Stammes mit einer Genauigkeit, die für die vorliegende Absicht immer genügend ist.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

ÖKONOMIE.

ERFURT, b. Müller: *Landwirthschaftliche Mannichfaltigkeiten. Ein Lehr- und Lese-Buch für Ökonomen.* Erster Band, 352 S. Zweyter Band. VI u. 314 S. 1815. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach der Vorrede zum ersten Bande erschien diess Buch früher unter dem Titel: *Allgemeine Landwirthschafts-Schule*; es konnte aber wegen der damaligen Kriegsunruhen nicht versendet werden, und kam darum nur in ganz unbedeutender Anzahl in das Publicum. Unter dem neuen Titel erwartet es nun im freyen Deutschland einen besseren Eingang. Der Zweck dieser Mannichfaltigkeiten soll seyn: „das Wissen des Ökonomen zu vergrössern, ihm eine Anleitung an die Hand zu geben, durch die er sein Feld vortheilhafter (?), als mit den gewöhnlichen Getreidearten, bebauen lernt." Diess würde freylich ein Verdienst seyn, welches dem Buche mehr als sein neuer Titel zur Empfehlung gereichte, wenn nur der Leser daraus wirklich die Überzeugung erhielte, dass ihm der Anbau der hier beschriebenen Pflanzen mehr eintrüge als der Getreidebau. Rec. hat indess bey keiner Abhandlung eine Berechnung gefunden, woraus eine solche Überzeugung hervorging; vielmehr erinnert er sich, bey etlichen gelesen zu haben, dass ihr Anbau in einigen Orten und Gegenden des thüringer Kreises, worunter der vor einigen Jahren angefangene Krappbau auf dem Rittergute Dahlen bey Oschatz noch nicht mit erwähnt ist, sich vermindert und wieder aufgehört habe. Was aber der Herausg. in der Vorrede zum ersten, und in der Einleitung zum zweyten Bande im Allgemeinen vom Nutzen gesagt hat, das kann noch keine gründliche Überzeugung bewirken. Denn so heisst es im 1 Bande: „Die Anbauung der Rhabarber, des Saffrans, des Mais oder türkischen Weizens, des Mannaschwingels, des Wiesenhafers, des weissen Kohls, des Tabacks u. s. w., war den wenigsten Ökonomen bisher bekannt (?), und ihnen daher unbewusst, wie gross der Nutzen ist, der sich aus der Anbauung dieser Producte ziehen lässt." Und im 2 Bande: „Sein — des Hopfens — reicher Ertrag hält ihm eine grosse Lobrede, und empfiehlt ihn zur Cultur: denn er ist wirklich eine der einträglichsten Pflanzen, die wir kennen. Ist er gehörig angebaut, und die Ernte ergiebig: so trägt ein Acker von 160 Quadratruthen wenigstens 300 Thaler ein." Da der Herausg. selbst ein Sachse ist: so werden ihm Orte und Gegenden wohl bekannt seyn, wo vor funfzig und mehr Jahren viel Hopfen mit Nutzen gebauet wurde, den man aber in den neueren Zeiten hat wieder eingehen lassen. Also muss der Hopfenbau den Besitzern solcher Grundstücke wohl nichts mehr eingetragen haben; und folglich möchte der Ökonom wohl irre geleitet werden, wenn er ohne festere Gründe vom Getreidebau zum Pflanzenbau übergehen wollte. Wichtig macht der Vf. den Anbau solcher Pflanzen, wenn er spricht: „Wirft man endlich nur einen schwachen Blick auf die übrigen Specerey-, Manufactur- und Handels-Kräuter: so ist wohl keine einzige Pflanze unter denselben, die nicht der Aufmerksamkeit des Privat- und Staats-Ökonomen würdig sey. Wie vielen Menschenhänden geben sie nicht Beschäftigung, und verschaffen ihnen ihren Unterhalt!" Kann es möglich seyn, dass bey den gegenwärtigen Kriegszeiten und dem Mangel an Menschen der Privatökonom seine Aufmerksamkeit auf dergleichen Pflanzen richten sollte, deren Anbau viel Menschen beschäftigte? Und ist es ausgemacht, dass der Staat dadurch gewinnt, wenn bey Erzeugung der Landesproducte viele Menschen erfoderlich sind? Oder besitzt etwa Sachsen so viel Menschen, die ihr Brod nicht zu verdienen wüssten, dass ihnen der Herausg. durch seinen Pflanzenbau Arbeit verschaffen müsste? O, dann wäre das schöne Land sehr zu beklagen! — Sonst ist diese Schrift zum Lesebuche, wozu sie vornehmlich bestimmt ist, nicht ungeschickt, sie verdient Empfehlung wegen des leichten und gefälligen Stils, der ohne Unterschied in allen Abhandlungen herrscht, ungeachtet sie von verschiedenen Verfassern, *Beckmann*, *Breitenbach*, *Gotthardt*, *Löwe*, *Klinkhardt* u. And. m., herrühren sollen; auch sind Abhandlungen mit darunter, besonders im 1 Bande, welche erschöpfend und gründlich sind. Ihr Inhalt ist folgender. *Erster Band.* 1) Von den verschiedenen Ackersystemen, von *Beckmann*. 2) Die botanische Bestimmung, Cultur, Wartung und Pflege u. s. w. der Rhabarber. 3) Vom Anbau des Saffrans. 4) Die Cultur, Wartung und Pflege des Mais, oder türkischen Weizens. 5) Vom Anbau und der Benutzung des Mannaschwingels. 6) Vom Anbau des Wiesenhafers. 7) Vergleichung der reesischen Regel mit der Kette. 8) Gesundheitslehre. 9) Nützliches Allerley. 10) Noch Etwas über den Anbau des türkischen Weizens. 11) Vom Anbau des weissen Kohls. 12) Unterricht in dem Anbau und der Benützung der Sonnenblume. 13) Vom Anbau des Tabacks. Unter die vorzüglichsten Abhandlungen rechnet Rec. die zweyte, vierte, siebente und zwölfte; besonderes Lob verdient Hr. *Unger* wegen seines Scharfsinnes, wel-

chen er in der Vergleichung der reefischen Regel mit der Kette bewiesen hat. Das Wesentliche der Verschiedenheit beider Regeln ist hier deutlich gezeigt. Dieser Unterschied wurde bisher von Vielen geleugnet. Das Resultat aber ist folgendes: „Die in der Theorie ganz richtige Eigenschaft der geometrischen Proportion, dass man bey derselben das zweyte und dritte Glied mit einander verwechseln kann, kann nicht ohne Einschränkung in der praktischen Rechenkunst angewendet werden. Es ist daher falsch, und kann zu vielem Irrthume Anlass geben, wenn man Regeldetri-Sätze so ansetzt, dass das erste und zweyte Glied derselben heterogen sind, wie man es selbst noch in vielen Büchern antrifft." — *Zweyter Band.* 1) Von der Cultur, Wartung und Pflege des Leins oder Flachses. 2) Von der Cultur, Wartung und Pflege des Hanfs. 3) Von der Cultur u. s. w. des Hopfens, 4) des Mohns, 5) des Rübsaamens und Rapses, 6) des Ölrettigs, 7) des Tabacks, 8) des Saffrans, 9) des Anises, 10) des Kümmels, 11) des Dills, 12) des Schwarzkümmels, 13) des Senfs, 14) des Corianders, 15) der Siebenzeiten, 16) des Canariensaamens, 17) des Krapps, 18) des Waids, 19) des Waus, 20) des Saflors, 21) des Süssholzes, 22) der Weberdistel, 23) der Hirse, 24) der Rhabarber, 25) der Sonnenblume, 26) des Mais, 27) der Cichorie, 28) der Erdmandel, 29) der syrischen Seidenpflanze, 30) der Baumwollenpflanze. 31) Von der Erziehung, Wartung und Pflege der Seidenraupe. Mit dem zweyten Bande ist Rec. äusserst unzufrieden. Mehrere Abhandlungen, die schon im ersten Bande da gewesen sind, werden hier wiederholt, ohne etwas zu berichtigen oder nachzutragen, oft noch unvollkommener, und kaum den Worten nach verändert. Ja, diese Unbilligkeit und Ungerechtigkeit gegen das Publicum geht sogar in Frechheit über: denn die 24 Abhandlung ist eine verkürzte und wörtliche Wiederholung der zweyten im ersten Bande. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur etliche Paragraphen mit einander vergleichen, die wir nicht zum dritten Mal wiederholen wollen.

Ks.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lehrbuch des Ackerbaues und der Viehzucht für Landschulen und zum Unterrichte für angehende Landwirthe.* Von *Gotthilf Heinrich Schnee,* Prediger zu Schartau. Mit einem Holzschnitte. 1815. VIII u. 112 S. 8. (5 Gr.)

Betrachtet man diese Schrift blos als Lehrbuch des Ackerbaues und der Viehzucht: so wird Jeder damit zufrieden seyn: denn zum Selbstunterricht für angehende Landwirthe ist es durchaus gut eingerichtet. Wer aber meint, darum schicke sich ein solches Buch auch für Landschulen, der irrt. Ein Lehrbuch für Landschulen ist keine so geringe Aufgabe, als man denkt, weil der Unterricht für Kinder angenehm und unterhaltend seyn muss, damit in ihnen Lust und Begierde erweckt werde. Denn fiele eine solche, in den Landschulen ganz ungewöhnliche, neue Lehre den Kindern nur einigermassen zur Last: so würden die Ältern bald ihren Widerwillen darüber zu erkennen geben, und den Kindern ganz entgegengesetzte Vorurtheile in die Köpfe setzen. Wollte Hr. *S.* dawider einwenden, dass sein Buch kein Lese-, sondern ein Lehr-Buch seyn solle: so hätte er zwar Recht, und es liesse sich gegen die Form nichts einwenden; allein der Gebrauch für Landschulen erfodert, wenn den Schullehrern der Unterricht förmlich aufgetragen werden soll, eine bestimmte Methode, die gewiss den meisten Landschullehrern mangelt, wenn sie auch zum Theil mit der Landwirthschaft selbst sich befassen. Nicht genug, dass Hr. *S.*, wie er in der Vorrede sagt, seinem Vortrage Kürze und Fasslichkeit zu geben gesucht hat, und auch der Verleger mit engem, aber deutlichem Drucke und wohlfeilem Preise, wie es Schulbücher immer erheischen, die Aufnahme erleichterte: es hätte auch für den zweckmässigen Gebrauch gesorgt werden sollen. Die Methode muss in allen einzelnen Theilen der Wissenschaft gewisse Hauptpuncte zur besonderen Reflexion ausheben, wenn sie der Vortrag selbst nicht schon ausgehoben hat: diese Puncte müssen für sich ein Ganzes ausmachen, und die Grundlage seyn, um die subjectiven Neigungen zu der Wissenschaft zu erregen. So nur dürften sich Kinder zur Landwirthschaft nach diesem Lehrbuche bilden lassen.

Die Landwirthschaftslehre zerfällt in zwey Hauptstücke, wovon das erste den *Ackerbau*, und das zweyte die *Viehzucht* in sich fasst. Die vom *Ackerbau* begreift 9 Unterabtheilungen: I. Kenntniss des Bodens. II. Verbesserung desselben. III. Düngung und Stärkung desselben. IV. Zubereitung desselben. V. Früchte und Gewächse, und zwar: 1) Halmfrüchte, 2) Hülsenfrüchte, 3) Erdgewächse, 4) Futterkräuter, 5) Ölpflanzen, und 6) Fabrik- und Handels-Pflanzen. VI. Eintheilung der Felder und Fruchtfolgen. VII. Aussaat und Ernte. VIII. Wiesen und Weideänger. IX. Gartenbau und Baumzucht. — An einigen Orten hat es Rec. geschienen, als ob es dem Vf. an praktischen Kenntnissen fehle. S. 23 z. B. heisst es: „In mehreren Gegenden bedient man sich statt des Pflugs eines anderen ähnlichen Werkzeuges, des *Hakens.* Die Bauern daselbst wissen ihn mit vieler Geschicklichkeit zu führen, und bearbeiten den Acker damit eben so gut, wie Andere mit dem Pfluge. Zu manchen Feldarbeiten ist dieser Haken sehr gut, doch gehört Übung und Fertigkeit dazu, wenn man alle Pflugarbeiten damit verrichten will." Jeder Sachverständige wird sogleich bemerken, dass Hr. *S.* den rechten Gebrauch des Hakens nicht kennt, indem er die Hakenarbeit der Pflugarbeit gleich stellt, was doch nicht ist. Denn 1) ist die Arbeit für das Zugvieh weit schwerer, als wenn sie im Pfluge arbeiten; 2) ist sie für den Acker weit vollkommener als jene, weil sie die Erde ungemein auflockert; 3) erfodert sie eben nicht mehr Geschicklichkeit als die Pflugarbeit; 4) fördert die Arbeit mit dem Haken weit mehr als mit dem Pfluge; und 5) alle Pflugarbeiten kann man mit dem Haken nicht machen: denn der Acker muss erst mit dem Pfluge erbrochen seyn, weil das Zugvieh diese Arbeit wegen allzu grosser Anstrengung nicht lange aushalten wür-

de. S. 36. Beym Anhäufeln der Kartoffeln mit dem Pfluge mit zwey Streichbretern kann man sich statt dessen mit weit mehr Vortheil des Stellhakens bedienen, weil er mit seinen Stellfedern die Erde weit lockerer macht, als der Pflug, welcher schwerer geht, und die Furchen zwar ungemein glatt ausstreicht, aber auch die Erde nicht sowohl auflockert, als vielmehr sie fest zusammendrückt. Hr. *S.* fodert zu dieser Arbeit einen Knaben, der das Pferd in der Furche leitet. Rec. aber, der diese Arbeit vielmal mit eigener Hand verrichtete, hat, wie viele andere Ackersleute, niemals einen Knaben nöthig gefunden. Eben so weiss auch, nach S. 37, Hr. *S.* noch nicht, dass man die Kartoffeln, die er mit einem Karste oder einer Hacke ausheben lässt, weit leichter mit dem Haken herauswerfen kann. Nach S. 40 lässt er das Kraut lieber behacken, als mit dem Hauptpfluge bearbeiten; der Stellhaken hingegen arbeitet die Erde besser durch als die Hacke.

Die Lehre von der *Viehzucht* begreift in sich: I. Pferdezucht. II. Rindviehzucht. III. Schweinezucht. IV. Schafzucht, und V. Bienenzucht. Alles ist dem Vf. wohlgerathen, nur die Bienenzucht nicht, wo es ihm wieder an praktischen Kenntnissen gemangelt hat. S. 88 heisst es: „Die ersten Eyer (der Mutterbiene) sind zu Arbeitsbienen, dann kommen die Drohnen, und endlich 12 bis 15 in den grossen Zellen zu Weiseln"!! Hr. *S.* muss nie etwas von *Matuschka's* Beyträgen gelesen haben! So lässt er auf derselben Seite die Drohnen die Brut umlagern und sie erwärmen, und die Königin bey dem Schwärmen voran ausziehen und zuerst wieder ansetzen, wo sich der Schwarm anlegen soll! Die Schwärmzeit soll ihren Anfang schon in der Mitte des May nehmen und bis Ende des Junius dauern, wo doch die Schwärmzeit bey uns erst ihren Anfang genommen hat! S. 92 giebt es ausser der Faulbrut auch noch eine Brutpest!

S. 93 ist noch ein Anhang beygefügt, worauf Hr. *S.* Vorr. S. IV selbst aufmerksam macht. „Sein Inhalt, sagt er, scheint mir vorzüglich zweckmässig und wichtig; und bey der neuen Schulverfassung, welche auch Mathematik in ihre Lehrpläne aufgenommen wissen will, und Schreiben und Rechnen als Haupterfodernisse des öffentlichen Unterrichts in Volksschulen betrachtet, wird es gewiss Niemanden unmöglich dünken, dem Knaben die Ausmessung eines Ackers, die Führung eines Wirthschaftsbuchs, und die genauere Berechnung eines wirthschaftlichen Unternehmens anschaulich und begreiflich zu machen; jedoch muss ich auch hiebey bemerken, dass wohl nur die älteren Knaben, welche im nächsten Jahre die Schule verlassen wollen, eines solchen Unterrichts fähig sind." Die mathematischen Figuren in Holzschnitten sind zur Deutlichkeit gut und hinreichend.

Ks.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Praktisches Handbuch für den deutschen Landmann von dem Verfasser des Bauern-Katechismus.* Erster Theil, enthält geprüfte Lehren, um die Ernten vervielfältigen, wenigstens verdoppeln zu können.

Auch unter dem Titel:

Geprüfte Lehren für alle grossen und kleinen (!) Bauern in Deutschland, um ihre Ernten vervielfältigen, wenigstens verdoppeln zu können. Von dem Verfasser des Bauern-Katechismus. 1814. XVI u. 356 S. 8. (16 Gr.)

Schon wieder ein lesenswerthes Buch für den Landmann. Aber wird dasselbe auch von ihm benutzt und gelesen werden? Rec. zweifelt sehr. Denn was hat man nicht schon für Bücher für den Landmann geschrieben; und wie selten wird ein Buch in seinen Händen gefunden! Wer nur einigermassen den Bauer kennt, dem wird auch sein gewöhnlicher Ekel am Bücherlesen bekannt seyn. Es giebt ja selbst Rittergutspächter genug, die kein ökonomisches Buch in ihre Hände nehmen, ungeachtet diese weit mehr Beruf dazu haben: wie wollte man sich über den gemeinen Bauer wundern! Wohlfeilheit und Deutlichkeit des Buchs soll dergleichen Leser anlocken, die Ausstellung erwünschter Vortheile soll sie reizen; aber alle Mittel sind fruchtlos. Der Grund liegt in seiner Erziehung und in der Gewohnheit. Der Vf. sagt in der Vorrede: „In allen Wissenschaften, wovon unsere Kinder dereinst Gebrauch machen sollen, vorzüglich aber in dem Fache, welchem sie sich lebenslang widmen wollen, empfangen sie den Unterricht schon in ihrer frühen Jugend. Warum die Bauernkinder allein nicht? Möchte man doch einmal von dem irrigen Wahne zurück kommen, dass sie in ihren Geschäften auferzogen werden, folglich kein besonderer Unterricht nöthig sey." Er hat ganz Recht. Wenn aber der Stand der Bauern sich durch Bücherlesen ausbilden und zu seinen Geschäften geschickter machen soll: so muss er auch in seiner Kindheit mit Fleiss im Lesen unterrichtet, besonders aber zum verständigen Lesen der Bücher gewöhnt werden. Wie glücklich würde sich nicht mancher Bauer fühlen, wenn er bemerkte, dass er durch verständiges Lesen eines Buches sich über Vieles deutliche Begriffe machen lernte, wenn er dadurch, statt sich mit der Weise seiner Väter und Urväter zu behelfen, sich in den Stand gesetzt sähe, seine Wirthschaft zu verbessern, und einen weit beträchtlicheren Nutzen daraus zu ziehen! Aber wo sind die Volksschulen, die ein solches Bedürfniss der niederen Stände als Hauptsache berücksichtigten!

Hr. *Schmidt* — so hat sich der Vf. unter der Vorrede genannt — theilt sein Buch in 28 Lehren, welche wieder mehrere §§ unter sich begreifen. Sie handeln: I. Vom Wachsthume und der Nahrung der Pflanzen. II. Von den Bestandtheilen des thierischen Mists, seiner Zubereitung, Wirkung und Vermehrung. III. Von mancherley künstlichen Düngungsmitteln, deren Zubereitung, Wirkung und Anwendung. IV. Von der Saatfrucht. V. Von der Bearbeitung des Ackerfeldes und dessen zweckmässiger Zubereitung zum Empfang des Saamens. VI. Von der Bestellung des Ackerfeldes mit Sommer- und Winter-Früchten. VII. a) Vom Flachs- oder Lein-Bau; b) vom Hanfbau. VIII. Vom Eggen überhaupt, und vom Eineggen der Saatfrüchte in-

sonderheit. IX. Von der Besorgung der Saamenfelder, von der Saat an bis zur Ernte. X. Von dem Einernten der Früchte und Gewächse. XI. Von den zweckmässigen Vorkehrungen in den Scheunen vor, bey und nach der Ernte. XII. Von der Vorsorge für das Getreide auf den Fruchtböden. XIII. Von der Ernte und Zubereitung des Flachses. XIV. Von der Hanfernte und dessen bester (?) Zubereitung. XV. Vom Welschkorn oder Maisbau. XVI. Von dem Tabacksbau für einzelne Landwirthe im Kleinen. XVII. Von dem Krappbau. XVIII. Von dem Waidbau. XIX. Vom Saflorbau. XX. Vom natürlichen Wiesenbau. XXI. Von den kleeartigen Futterkräutern. 1) Vom ewigen Kleebau mit blauer Blüthe. 2) Vom spanischen Kleebau mit rother Blüthe. 3) Vom Anbau der Esparsette oder des türkischen Klees. 4) Vom Anbau und von der Benutzung des gelben Hopfenklees. 5) Vom Anbau des weissen Klees. XXII. Von den grasartigen Futterkräutern. 1) Vom Anbau des französischen Raygrases. 2) Vom Anbau des Honiggrases oder wolligten Rossgrases. 3) Vom Anbau der grossen Brennessel. 4) Von Benutzung des Winterwaizens zu einer künstlichen Wiese ohne Körnerverlust. 5) Von Benutzung des Roggens zum grünen oder dürren Viehfutter ohne Verlust seiner Körner. 6) Von Benutzuug des Winterrapses und Rübsens zu einem Futterkraute. XXIII. Von den nützlichsten wurzelartigen Futtergewächsen. 1) Vom Anbau der Burgunder-Runkel- oder Dick-Rüben. 2) Vom Anbau der weissen Rüben, besonders der Turnips oder Bauerrüben. 3) Vom Anbau der Kartoffeln, Erd- oder Grund-Birnen. 4) Vom Anbau der Erdäpfel. XXIV. Von den Mohn- (Magsaamen-) und Möhren- (gelben Rüben-) Bau. XXV. Von verbesserter Behandlungsart bey der Erziehung und Versetzung der Weisskraut-, Kohl- und Kohlrabi-Pflanzen. XXVI. Vom Sonnenblumenbau. XXVII. Von zweckmässiger Eintheilung des Feldes, und vernünftiger Abwechselung mit den Feldgewächsen. XXVIII. Von der Entstehung des Brandes im Waizen und den unfehlbaren (?) Mitteln dagegen.

Da zur Vollständigkeit des Ganzen wenigstens noch ein Theil zu erwarten ist: so können wir unser Urtheil nicht vollständig geben. Wir bemerken daher nur, dass nicht alle Abschnitte in Hinsicht auf Deutlichkeit und Gründlichkeit sich ganz gleich sind, und Hr. *S.* hätte wohl gethan, wenn er, um den ersten Abschnitten auch die übrigen gleich zu machen, das Manuscript noch einmal unter die Feile genommen hätte. — Einige Lehren haben wir vor vielen anderen sehr erfahrungsreich gefunden, z. B. die sechzehnte vom Tabacksbau und die siebenzehnte vom Krappbau; man sieht hier, dass der Vf. sie durch eigene Erfahrung bereichert hat. Indess hat er auch in gewissen Stücken seine Eigenheiten. Zum Beweis führen wir den Gebrauch der Egge bey der grünen Saat (S. 78 und 110) an. Wir tadeln das Auflockern des Saatackers eben nicht; weil es jedoch zuweilen in trockenem und hitzigem Boden damit fehl schlagen könnte: so möchten wir lieber vorher eine vollkommenere Auflockerung des Saatackers anrathen, wozu wir den fleissigen Gebrauch des Hakenpflugs empfehlen, der bey der sächsischen Landwirthschaft mit grossem Nutzen, auch zum Anhäufeln der Kartoffeln und anderer zu behackender Früchte, so häufig gebraucht wird. Der Vf. scheint ihn kaum dem Namen nach gekannt zu haben, so oft er auch sonst der sächsischen Landwirthschaft gedacht hat. S. 124 empfiehlt er, das Getreide mit Sensen ohne Gerüste abzuhauen, und will behaupten, — ob aus Erfahrung, das bezweifelt Rec. sehr, — dass ein Mann mit einer solchen Sense und seiner Abrafferin in einem Tage mehr zum Lager brächte als 4 bis 5 Schnitter. Da nun aber die Erfahrung lehrt, dass eine Abrafferin oft kaum der Rüstsense folgen kann, wenn schon das Getreide in Schwaden vor ihr liegt; so fragt sich, wie sie fortkommen soll, wenn das abgehauene Getreide so auf dem Schwade stehen bliebe, wie es abgehauen würde, da der Schnitter auch weit flüchtiger hauen soll, als sonst; wo wollte sie denn mit Abraffen fertig werden? Dass der Vf. damit selbst noch keinen Versuch gemacht hat, erkennt jeder Sachverständige gleich daraus, weil selbst der Schnitter oder Mäher nach dem ersten Hiebe vor seinem Schwade nicht weiter hauen noch von der Stelle treten könnte. Wäre diess möglich: so würden die Arbeiter sich mit den Rüstsensen so lange gewiss nicht geplagt haben, und Hr. *S.* wäre mit seinem gut gemeinten Rathe ohne Zweifel zu spät gekommen. Eben so wenig taugt auch sein Garbensetzen (S. 137). Dergleichen praktische Geschäfte, die Rec. nicht gefallen, könnten mehrere angeführt werden, wenn es der Raum gestattete. — Übrigens hat das Buch viele Schreib- und Sprach-Fehler; und man merkt es, wie sauer es dem Vf. ankam, sie zu vermeiden.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Berlin*, b. Nauck: *Lectures ou Recueil de Contes tirés des oeuvres de Mr. Berquin.* Avec un vocabulaire etc. Seconde Edition. 1812. VI u. 156 S. 8. (8 Gr.)

Dass diese kleine Sammlung von Erzählungen aus *Berquin* (unter der Vorrede nennt sich der Sammler *Rosenau*) hier schon in der zweyten Auflage erscheint, ist wohl Beweis genug von der günstigen Aufnahme, welche dieselbe im Publicum gefunden hat. Da die Auswahl der Erzählungen gut, und über jede derselben ein Wörterverzeichniss am Ende angehängt ist: so eignet sich das Büchelchen, das sich durch sauberen und correcten Druck empfiehlt, recht gut „zu einem Lesebuch und zu Übungen im Übersetzen für die Französisch lernende Jugend.“ An dem Wörterverzeichniss findet Rec. zu tadeln, dass es nicht bloss Wörter, sondern ganze Stellen des Französischen übersetzt, und also dem jungen Leser sehr wenig selbst zu denken übrig lässt. Man bringt Lernende dadurch nicht weiter, dass man ihnen die Sache zu leicht macht, und Schwierigkeiten, wenn sie nur nicht von der Art sind, dass sie den Anfänger abschrecken, müssen eben dazu dienen, seine Geschicklichkeit und Fertigkeit zu vermehren. In der neuen Ausgabe ist eine neue Erzählung *Castor et Pollux* hinzugekommen.

Py.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

PHARMACIE.

Jena, in der akademischen Buchhandlung: *Pharmakopö* (Pharmakopöe) *für klinische Institute und selbst dispensirende Ärzte*, von D. *W. C. F. Succow*. Erster Theil. 1805. XXIV u. 400 S. Zweyter Theil. 1810. IV u. 497 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass die von dem Hn. GHR. *Loder* gestiftete medicinisch-chirurgische Krankenanstalt zu Jena, welche mit einer kleinen, eigens für dieses Institut bestimmten Apotheke versehen ist, die erste Veranlassung zur Entstehung dieses Werks gab, welches er darauf auf Ansuchen mehrerer Freunde dem Drucke übergab. Der Zweck jener Einrichtung beziehe sich nicht allein auf Ersparung der Arzneykosten, sondern er gehe zugleich auch dahin, dem sich bildenden Arzte Gelegenheit zu geben, sich, unter Leitung eines Sachverständigen, die nöthigen anschaulichen Kenntnisse von den Arzneyen zu verschaffen, und die gegenwärtige Pharmakopöe soll als Wegweiser zur Erreichung jener Absicht dienen. Der Vf. theilt sein Werk in 4 Abtheilungen. Die erste, *von Massen und Gewichten*, und die zweyte, *von den einfachen und rohen Arzneymitteln*, machen den Inhalt des I Bds. aus. In dem folgenden handelt er *von den zusammengesetzten und zubereiteten Arzneyen*, so wie *von den entbehrlichen und desshalb auszuschliessenden Mitteln und ihren Stellvertretern*.

Aus dem Angeführten sieht man schon, dass Hr. *S.* das Wort *Pharmakopöe* hier ganz in dem Sinne der frühesten Zeit nimmt, wo Apotheker und Arzt Eine Person waren. Dieses lässt sich nur durch seinen Zweck rechtfertigen, der sich von demjenigen, welchen medicinische Collegia im Allgemeinen bey der Anfertigung von Pharmakopöen vor Augen haben, sehr unterscheidet. Der Vf. schrieb sein Werk für Ärzte, jene geben ihre Vorschriften vorzüglich nur Pharmaceuten, die nicht prakticiren dürfen. Jetzt versteht man unter Pharmakopöe eigentlich bloss eine Anweisung, die gebräuchlichen rohen Arzneymittel nach äusseren und inneren Kennzeichen zu beurtheilen, sie zweckmässig aufzubewahren, zu benennen und aus ihnen kunstmässig bestimmte Präparate zu bereiten. Alles Übrige gehört entweder der *Pharmakologie* oder *Materia medica* an.

Überhaupt möchten wir des Vfs. Zweck nicht gerade als Beyspiel zur Nachahmung für Andere betrachten. Die Errichtung einer Apotheke für klinische Institute ist vorzüglich aus dem Grunde eine sehr löbliche Sache, weil der Arzt sehr schnell, wie es sich versteht, die Mittel erhalten kann. Alles Übrige kann, unserem Bedünken nach, nur Nebensache seyn; ja es ist selbst der guten Sache nachtheilig, dass Ärzte sich die ihnen vorzüglich bey Physicaten nothwendigen pharmaceutischen Kenntnisse in einer solchen kleinen Apotheke verschaffen sollen. Der Apotheker wird sowohl bey der Bereitung der Präparate, als auch bey dem Receptiren gestört, und er kann leicht, sonst sträfliche, Versehen begehen. Der Arzt erreicht seinen Zweck offenbar besser, wenn er gründliche praktisch-pharmaceutische Collegia besucht, oder sich auf kurze Zeit als Pensionär in eine Apotheke begiebt. Traurig ist es, wenn ein talentvoller *Studiosus medicinae* durch pecuniäres Unvermögen dieses nicht ausführen kann; aber dasselbe gilt auch, wenn Institute, wie Hr. *S.* sie schildert, Alles zu sehr auf Ökonomie berechnen. — Ganz anders verhält sich die Sache, wenn eine klinische Apotheke unserer und des Vfs. Ansicht zugleich entspricht, in welchem Falle freylich von Geldersparung nicht die Rede seyn kann, und wenn auch kein Heller verschwendet wird.

Die Einleitung, S. XI—XXIV, handelt von der Einrichtung einer Apotheke, welche ausschliesslich für klinische Institute bestimmt seyn soll, und von dem Zwecke, worauf sie sich gründet. Es werden 9 Bedingungen angeführt, von denen die 7te: „Alle künstlichen Arzneymittel, welche man in der erfoderlichen Güte fabrikmässig und im Grossen verfertigt, dürfen nicht in der klinischen Apotheke bereitet werden," der Absicht des Vfs. offenbar zuwider läuft, weil sonderbarer Weise oft gerade diese Präparate es sind, welche viel Gewandtheit in der Anfertigung erfodern und die chemisch-pharmaceutischen Operationen dem Arzte anschaulich machen. Wäre diess aber auch nicht: sollen denn dem Arzt und Apotheker durchaus gewisse Zubereitungen verborgen bleiben? Der angegebene Grund, dass dadurch Kosten erspart werden, führt zu dem Schlusse, dass noch weit mehr gespart werden könnte, wenn der Fabricant alle Präparate bereitete, so dass von dem Apotheker zuletzt nichts als der Name übrig bleiben würde.

Die 1 Abtheilung, S. 1—17, *von den Gewichten und Massen*, ist im höchsten Grade dürftig. Als Gewichte werden bloss das medicinische Pfund, die Unze, Drachme und der Scrupel genannt; und die Abtheilung von dem Gemässe, worin Manipel, Pugill, Ess-, Thee-Löffel u. f. w., kurz, lauter Masse, worauf man

ſich nicht verlaſſen kann, auftreten, bedurfte recht ſehr eines Surrogats. — In der 2 Abtheilung, *von den einfachen und rohen Arzneymitteln*, welche nach alphabetiſcher Ordnung auf einander folgen, ſpricht der Vf. zuerſt von der Bereitung und Gewinnungsart, dem Vaterlande, den äuſseren Kennzeichen und Beſtandtheilen der Arzneymittel, von ihren vorzüglichſten Eigenſchaften, den Verfälſchungen, denen ſie unterworfen ſind, von der Gebrauchsart und der Gabe, und zuletzt von wohlſeileren Surrogaten. Dieſe Anordnung iſt bey der Beſchreibung eines jeden Arzneymittels beobachtet worden, woraus erhellet, daſs, wenn der therapeutiſche Theil auch auf die Wirkungsart der Mittel ausgedehnt wäre, dieſes Werk eine Pharmakologie genannt werden könnte. Dieſe Abtheilung übrigens iſt mit groſsem Fleiſs bearbeitet, und die meiſten kleinen Unvollkommenheiten, vorzüglich in Rückſicht der Nomenclatur, der chemiſchen Miſchung, ſind auf Koſten der Zeit zu ſetzen, in welcher dieſe Pharmakopöe abgefaſst wurde: denn ſeit 10 Jahren hat gerade dieſer Theil der Naturwiſſenſchaft ſehr groſse Fortſchritte gemacht. — Als Surrogat betrachtet der Vf. nicht allein Subſtanzen, welche in Hinſicht auf Miſchung und Wirkung zugleich identiſch ſind, ſondern er belegt mit jenem Namen auch andere Mittel, die, ob ſie gleich ganz fremdartig ſind, gleiche Wirkungen leiſten. So iſt ihm die Abkochung der Alantwurzel ein Surrogat des arabiſchen Gummis, wenn letzteres in groſser Menge angewandt werden ſoll; die Krauſemünze ein Surrogat der Pfeffermünze; die Weidenrinde, die Kaſtanien-, Eſchen-, Eichen-, Anguſtura- und Caſcarillen-Rinde ſind Surrogate der China; Bibergeil, *Dippels* thieriſches Öl, Hirſchhorn-Salz und Geiſt ſind Surrogate des Moſchus. Hier verräth der Vf. oft eine ſehr groſse Vorliebe für Surrogate, die es nicht ſeyn können, wenn man auf die ſpecifiſchen Wirkungen gewiſſer Mittel, und auf die Nebenbeſtandtheile vieler Surrogate, die mit anderen chemiſch-identiſch zu ſeyn ſcheinen, Rückſicht nimmt.

Die Herausgabe des *zweyten Theils* dieſer Pharmakopöe iſt durch ſehr nachtheilige Ereigniſſe bis 1810 verſpätet worden; dafür aber wird der Beſitzer des erſten Theils durch Nachträge der in dieſer Zwiſchenzeit gemachten Erfahrungen und Entdeckungen entſchädiget. Der Vf. geht in der 3 Abtheilung die *zuſammengeſetzten Medicamente* in derſelben Ordnung und mit eben der Sachkenntniſs und Genauigkeit durch, wie in dem erſten Theile die einfachen. Für den in der Chemie nicht ſehr erfahrenen Arzt hat dieſes Werk vorzüglich noch den Nutzen, daſs darin ſtets die gebräuchlichen Verbindungen und Stoffe genannt ſind, wodurch irgend ein Medicament zerſetzt wird, ein Umſtand, der beym Receptſchreiben nicht genug berückſichtiget werden kann. S. 397—420 folgen die Nachträge zum 1 Theil, welche Berichtigungen, neue Erfahrungen und einzuſchaltende rohe Arzneymittel enthalten. — Die 4 Abtheilung umfaſst das Verzeichniſs der vornehmſten, in der Pharmakopöe nicht aufgenommenen Arzneymittel, unter welchen aber *Balſamum nuciſtae, Linimentum ſaponato-camphoratum, Benzoe, Butyrum Cacao, Cardamomum, Caryophylli, Cort. Granatorum, Elixir Aurant. compoſit., Flores Lavendulae, T. Opii crocata, Oleum Amygdalarum, Piper album, Roob Dauci, Acidum tartaricum, Siliqua Vanillae, Sperma ceti, Unguentum cantharidum, Ungt. roſatum* wohl ſchwerlich eine Stelle finden können. Dieſes ſind zum Theil Arzneymittel der erſten Claſſe, welche von den ausgezeichnetſten Ärzten täglich verſchrieben werden, und wegen gewiſſer Vorzüge vor anderen ähnlichen in die Pharmakopöe aufgenommen zu werden verdienen. — Dagegen hat der Vf. ſeiner Pharmakopöe Subſtanzen einverleibt, die längſt als obſolet verworfen ſind, z. B. *Fuligo ſplendens, Oleum Asphalti, Lapides cancrorum prep., Gluten depuratum* (gereinigter Tiſchlerleim) u. a. m. Ein vollſtändiges Regiſter ſchlieſst dieſes Werk, welches wegen ſeiner groſsen Ausführlichkeit im Allgemeinen dem Arzte gewiſs ein erwünſchtes Geſchenk iſt.

A. J.

Leipzig, b. Barth: *Grundriſs der Arzneymittellehre für Ärzte und Wundärzte.* Zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen entworfen von D. *Ferdinand Wurzer*, Hofrathe und ordentl. Prof. der Chemie und Pharm. an d. Univ. zu Marburg u. ſ. w. 1808. XII u. 274 S. 8. Nebſt 1½ S. Druckfehler. (1 Rthlr.)

Die Arzneymittellehre kann auf dreyfache Art bearbeitet werden. Man kann die Arzneyen entweder bloſs in therapeutiſcher Hinſicht abhandeln, und die Art und Weiſe, wie ſie den menſchlichen Organismus, inſonderheit den kranken, beſtimmen und verändern, vortragen, wie z. B. *Horn* u. A.; oder man kann bloſs das Pharmaceutiſche und Naturhiſtoriſche derſelben abhandeln, wie z. B. *Dörffurt*; oder es können endlich beide Arten verbunden werden, welches *Gren, Piderit* u. A. gethan haben. Die letztere Methode hat der Vf. gewählt. In wiefern er dieſelbe richtig befolgt habe, dieſs möchte der erſte Geſichtspunct ſeyn, aus welchem wir ſeine Schrift zu beurtheilen haben. Der zweyte betrifft die Diſpoſition und Ordnung, nach welcher die Heilmittel abgehandelt ſind; der dritte ihre Vollſtändigkeit, und der vierte die Gründlichkeit in Beſtimmung der Beſchaffenheit, Wirkſamkeit und Anwendung der einzelnen Arzneymittel. In Hinſicht des erſten Punctes iſt der Vf. zu loben, daſs er beide Zwecke, den pharmaceutiſchen und therapeutiſchen, verbunden hat: denn man kann von jedem Arzte mit Recht fodern, daſs er nicht allein die Wirkſamkeit der Heilmittel, ſondern auch ihre naturhiſtoriſchen Kennzeichen und inneren Beſtandtheile, und ihr chemiſches Verhalten unter einander kenne. Allein nicht zu loben iſt, daſs der Vf. bey Abhandlung der Arzneymittel theils in dieſer Hinſicht ſich nicht gleich bleibt, theils nicht ſelten das Nöthige und Wichtige dem Entbehrlicheren und Unbedeutenden hintenan ſetzt. So hätte er z. B., da bey der gröſseren Anzahl der Arzneymittel die äuſseren und inneren Kennzeichen angegeben ſind, ſie auch bey den übri-

gen angeben sollen, und doch ist diess bey vielen nicht geschehen, z. B. bey *Rad. Sassaparillae*, *Taraxaci*, *Cort. Ulmi*, *Sem. Phellandrii aquat.*, *Liqu. Ammon. anis.*, *Kali caust.* u. s. w. Von anderen ist die Geschichte zu ausführlich angegeben, und der Platz dadurch beengt worden, z. B. von *Stibium*, *Moschus*, *Kino*, *Rad. filicis*, von den *Tamarinden* u. s. w. Eben so hat der Vf. nicht selten das Nöthige über dem Entbehrlichen vergessen. Ein Fall, der sehr häufig vorkommt, ist z. B., dass der Vf. nur das Vaterland der Arzneymittel angiebt, von ihren Unterscheidungszeichen aber gänzlich schweigt. Jenes gehört mehr für den Arzneyhändler, dieses mehr für den Arzt. So sagt er z. B. vom *Bals. Copaivae* nichts weiter, als: Kommt von einem südamerikanischen Baume *Copaiva offic.*, und gleich darauf vom *B. peruv.*: kommt von *Myroxylon peruifer. L.* u. s. w.; bey der *Resin. Quaj.* beschreibt er bloss das Holz, vom Harze sagt er gar nichts. Diess gilt von einer Menge anderer, z. B. *Hb. Gratiolae*, *Flor.* und *Rad. Arnicae*, *Rad. Cal. arom.*, *R. Valer. offic.*, *R. Caryophyllatae*, *Senegae Polygalae*, *Galangae*, *Simarubae* u. s. w. Dazwischen und daneben kommen andere Rinden, Wurzeln und Kräuter vor, die er genau nach ihren Kennzeichen beschreibt, z. B. *Cortex Cascarillae*, *Gummi ammoniac.*, *Asa foetida*, *R. Squillae*, *Hellebori nigri*, *Gummi guttae*, *Aloes*, *Jalappae* u. a. Der Vf. läfst sich auch nicht dadurch entschuldigen, dass man voraussetzt, er werde, was hier mangelt, während der Vorlesungen suppliren. Denn erstlich muss das Nothwendige dem Entbehrlichen, besonders in einem Compendium, allemal vorgezogen werden; dann läfst sich leichter und mit weniger Worten das Vaterland einer Pflanze im mündlichen Vortrage angeben, als die Beschreibung derselben; auch kann der Schüler, indem er das niederschreibt, was der Lehrer sagt, in Angabe der oft sehr schwierig und mit der gröfsten Genauigkeit zu bestimmenden Kennzeichen eines Arzneymittels weit leichter irren, als in Angabe des Vaterlandes, und endlich erfodert schon die Gleichheit der Ausarbeitung, dals nicht das Eine ausführlich, das Andere dürftig abgehandelt sey, besonders Arzneymittel von einem und demselben Grade der Wirksamkeit, wie der Vf. denn diese obigen unter Eine Classe zählt. — Die *Disposition* des abzuhandelnden Stoffes dürfen wir nur angeben, und sie spricht sich selbst ihr Urtheil. Der Vf. theilt nämlich die Arzneykörper in zwey Classen: 1) in Thätigkeitvermehrende, und 2) in Thätigkeitvermindernde. Von jenen macht er wieder 4 Unterabtheilungen nach dem niedrigsten oder ersten, zweyten, dritten und vierten oder stärksten Grade ihrer Wirksamkeit; diese, die Thätigkeit vermindernden, theilt er in mittelbar schwächende, durch Säfteentziehung, und in unmittelbar schwächende, *contrastimuli*. Wie zwecklos, unpassend und steril diese Eintheilung sey, ist anerkannt, und Rec. sah unwillkührlich nach der Jahrzahl des Titels, als er diese Eintheilung fand. Nicht allein für den Arzt ist sie ganz unbrauchbar, sondern auch für den theoretischen Vortrag, da es unmöglich ist, den Wirkungsgrad der Arzneymittel so genau zu bestimmen, dass man sie in quantitativer Hinsicht in Classen theilen könnte. Der Vf. selbst hat hiezu mehrere Belege geliefert. So stehen z. B. in der vierten Classe neben Äther, Campher, Moschus auch die *Stipites dulcamarae*, das Kalkwasser, das *Kali carbonicum*, alle geistigen Tincturen, Wein u. s. w., da hingegen *Rad. Angelicae*, *Acid. phosphor.*, *A. benzoic.*, *A. succin.* nur in der zweyten Classe aufgeführt werden. Unter die durch Säfteentziehen schwächenden Mittel hat der Vf. weder die Rhabarber, noch die Aloe, noch das *Gummi guttae* gerechnet, sondern sie neben Zimmet, China, Jalappa in die dritte Classe gesetzt. Unter die direct schwächenden rechnet er *Sulphur. stibiat. aurat.*, die Queckfilberpräparate insgesammt, den Zink, *Calcar. sulphur.*, das Bley, das goulardische Wasser, den Höllenstein. Wie einseitig diess sey, wie steril in therapeutischer Hinsicht, leuchtet ein, und es ist zu verwundern, dass man irgend einmal in der Medicin einen solchen Masstab einführen konnte. — Was die *Vollständigkeit* betrifft: so kann man sie freylich nicht vom Vf. fodern, da er nur eine Auswahl treffen wollte, und es ist nicht zu leugnen, dass er die wichtigsten ausgewählt habe; indess wären doch — scheint es uns — das kalte Wasser, oder die Kälte überhaupt, die Kohle, die Zwiebel, der Taback, der Grünspan, die Sabina, die Blutigel und einige andere einer Stelle nicht unwerth gewesen, so wie die Gasarten, die Elektricität und der Galvanismus. — Mit der Abhandlung der Arzneymittel endlich und mit der Bestimmung ihrer Wirksamkeit kann man unmöglich zufrieden seyn. Im Allgemeinen ist der Vf. theils sich nicht gleich (wovon schon die Rede war), theils bestimmt er die Wirksamkeit der Arzneyen nur aus dem einseitigen Gesichtspuncte des Erregens oder Herabstimmens, anstatt näher in die Art und Weise der Wirksamkeit einzugehen. Anstatt zu zeigen, auf welches System, welches Organ sie hauptsächlich wirken, was sie für Erscheinungen und Veränderungen im Organismus hervorbringen, und wie diese nach der verschiedenen Stimmung desselben, nach den verschiedenen Gaben und Verbindungen der Arzneymittel verschieden sind u. s. w., begnügt er sich bloss, uns zu sagen, dass sie mehr oder weniger reizen, mehr oder weniger schwächen! Zwar setzt er oft hinzu, unter welchen Indicationen, oder in welchen Krankheiten dieses oder jenes Mittel anzuwenden sey; allein diess thut er nur gleichsam im Vorbeygehen, und als ob es Nebensache wäre. Überall liest man die allgemeine Formel: Es ist ein starkes, — sehr heftiges, — gelindes — Reizmittel, — ein vortreffliches Schwächungsmittel u. s. w. — Dank sey es dem guten Genius der Heilkunde! Diese Periode ist vorüber! — Auch würde man sich sehr irren, wenn man hier neue Bemerkungen und Versuche über die Wirksamkeit der Arzneymittel suchen wollte: diess ist zum Theil schon aus dem bisher Gesagten klar. Denn jene unglückliche Ansicht hält gleich einer Zauberbinde die Augen ihrer Ergebenen verschlossen, und macht es ihnen ganz unmöglich, über die eigenthüm-

liche Wirksamkeit der Arzneyen sich von der Erfahrung belehren zu lassen. Um diess nur an einem Beyspiele zu zeigen, so werden die narkotischen Mittel *Opium*, *Belladonna*, *Hyoscyamus*, *Cicuta*, *nuces vomicae* insgesammt stark reizende Mittel genannt, und die Krankheiten nach den gewöhnlichen Erfahrungen angegeben, in welchen sie bisher empfohlen worden sind; allein eine genauere Bestimmung ihrer Wirkung auf den Organismus, und besonders genaue Unterscheidung derselben, z. B. ob dieses mehr auf die Haut, jenes mehr auf die Muskeln, ein drittes mehr auf das Nervensystem, und unter welchen Symptomen und in welcher Verschiedenheit nach Maassgabe der Verschiedenheit der Dosen seine Wirksamkeit äussere u. dergl., diess sucht man hier vergebens, und doch ist diess der einzige Weg, auf welchem die Arzneymittellehre vervollkommnet, die Ausübung der Heilkunde zugleich auf eine höhere Stufe der Sicherheit gebracht und eine blosse rohe Empirie verdrängt werden kann. Im Einzelnen sind die Heilmittel, so weit es diese Einseitigkeit zulässt, gut abgehandelt, die Anwendung, Form, Gabe grösstentheils richtig angegeben; doch liess sich auch hier Manches vollkommener wünschen, und Manches ist unrichtig. Wir führen nur Einiges zum Beweise an. So ist z. B. Manches zu kurz und oberflächlich abgehandelt. Vom *Bals. Copaivae* sagt der Vf. S. 134: seine Anwendung ist der des vorigen gleich, und bey diesem, dem *Balsam. Canadens.*, wird gar nicht gesagt, ob und wo er anzuwenden sey. Bey der *Geoffrea Surinamens.* S. 137 wird nicht gesagt, dass die Tinctur das wirksamste Präparat davon sey, und mit Unrecht wird behauptet, sie sey keiner Empfehlung werth, da sie doch ein vortreffliches Anthelminticum ist. Vom *Semen Sinap. nigr.* S. 144. f. ist auf $2\frac{1}{2}$ Seiten viel Unnöthiges gesagt. Die Anwendung der Canthariden, bloss als rothmachendes Pflaster, ist einseitig, und unrichtig ist es, dass sie als blasenziehendes Pflaster schwächen; die Ansicht, wie sie als Geschwür wirken, ist ganz übergangen S. 204. Die Verbindung der schwächenden und stärkenden Mittel ist ihm Unsinn!!

ff. ff. ff.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Riegel u. Wiessner: *Erzählungen und Novellen* vom Freyherrn *von Thumb*. Nach *A. von Sarrazin* frey bearbeitet. Erstes Bändchen. 1814. 185 S. 8. (20 Gr.)

Unter den acht Erzählungen, die dieses Bändchen enthält, sind mehrere sehr anziehend, selbst ergreifend. Die Heilung des *Spleens* in der ersten Erzählung hat allerdings etwas Romantisches und Romanhaftes, aber man ist geneigt, sie zu glauben. *Die Verwandten* der zweyten Erzählung, welche die Abgefallenen ersetzen sollen, hätten wohl etwas anderes, als Geldkisten, seyn mögen. Dagegen ist das *Ehrgefühl* in der dritten Erzählung kräftig gezeichnet, und der Ausgang eines höchstbedenklichen Duells nach den Wünschen der Leser. *Leichtsinn und gutes Herz*, wie sie sich in der vierten Erzählung offenbaren, sind schon öfter da gewesen, aber sie gefallen. Das Mährchen vom *Ringe*, das nun folgt, ist zu etwas mehr gut, als zum blossen Zeitvertreib. In den *Glücks-Entwürfen* kömmt der Satz vor, dass auf die Meinung von ein paar Recensenten nichts ankomme. So mag denn die Erzählung ohne eine Recensenten-Meinung ihr Glück versuchen. Mystisch genug hat sie sich angekündigt. *Die* beiden *Wittwen* des Herrn von Gleichen treffen zwar in einem sehr fatalen Moment mit ihren Ansprüchen zusammen, und es scheint fast, als sollte ein liebenswürdiges Brautpaar darunter leiden. Aber der Edelmuth der einen löst den Knoten auf eine erfreuliche Weise. *Abdallah und Ibrahim*, die den Beschluss machen, stehen mit Recht zuletzt. — Es ist zu hoffen, dass auch ein zweytes Bändchen seine Leser finden werde.

12 X 37.

Ohne Angabe des Verlegers: *Karl August von Reisach Graf von Steinberg*, Ex-General-Commissär Sr. Majestät des Königs von Baiern. Ein Charakter-Gemälde, nach dem Leben treu gezeichnet. 1814. 47 S. 8. (4 Gr.)

Der Zweck dieser Schrift ist: „einen Beytrag zu liefern zu dem ungeheueren Gemälde der Schlechtigkeiten der Zeit, und Sprecherin des Publicums, Vorläuferin der Gerechtigkeit zu seyn gegen einen Beamten, der sogar da noch, wo er mit Schmach landflüchtig geworden war, der öffentlichen Meinung, welche ihn längst gerichtet hatte, mit kecker Stirn entgegen getreten ist." Der Gr. v. R. war ein Günstling der Natur und des Glücks; aber er verstand nicht zu wirthschaften, und gerieth dadurch auf unwürdige Handlungen. „Ungeduldig, Alles um sich her in klingende Münze zu verwandeln, schien er eine geheime Kraft zu besitzen, die edeln Metalle schnell, leicht und aus allen Börsen und Kästen an sich zu ziehen. Aber ein schadenfroher Spukgeist, Leichtsinn und Muthwillen, liess das Angezogene wie im Traume verschwinden und in Nichts zerrinnen. — In dem ganzen Umfange der Pandekten giebt es kaum Einen Titel des Erwerbs, den er nicht zum Gegenstande seiner Praktik gemacht hatte. Er lebte und webte endlich unter lauter Kauf, Verkauf, Anlehen, Tausch, Pacht, Pfand. All sein Treiben löste sich in Scheine, Verschreibungen und Wechsel auf. Und, damit auch der Criminal-Codex nicht uncultivirt bliebe, wurden Siegel und Unterschriften nachgemacht, und Contracte fingirt." „Im Verlauf eines nicht gar vollen Jahres verschlang er über 11000 Gulden nur allein unter dem Titel von Reisekosten und Diäten." Die Foderungen und Schulden überhaupt, welche bereits im J. 1813 (viel Gläubiger hatten sich aber damals noch nicht gemeldet) gegen den Grafen angezeigt waren, betragen 848,000 Gulden! Und doch hatte er einen jährlichen Gehalt von 7000 Gulden, und ein Vermögen von mehr als 300,000 Gulden! Ein wahrer Verres, der aber keinen Cicero gefunden.

— rr —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
SEPTEMBER 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Degen: *Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland.* Mit Charten und Plänen. I Theil. Grundsätze der Strategie und Anwendung derselben auf einen angenommenen Kriegsschauplatz. Mit einem Kupfer. VIII u. 206 S. II Theil. Geschichte des Feldzugs. 354 S. III Theil. Geschichte des Feldzugs. 398 S. 1813. 8. Die Charte des Kriegsschauplatzes und eilf Pläne in gross Folio.

(*Fortsetzung der in No. 122 abgebrochenen Recension.*)

Seine Manöver, von seinem Marsch über den Rhein bis an die Sieg, nennt der unbefangene Feldherr zweckmässig, seine dabey obwaltenden Ansichten richtig. Dass er nach dem Gefechte bey Wetzlar nicht durch einen stärkeren Marsch als jenen bis Greifenstein seinen Gegner überflügelte, entschuldigt er durch die Bemerkung, wie ihm die erste Affaire nur ein Vorbote einer Hauptschlacht geschienen, in welche er sich nicht leichtsinnig einlassen durfte, weil er im Unglücksfalle an die obere Lahn gedrängt, und von Wartensleben und Latour getrennt werden konnte. Aber entschieden tadelt er, dass Kray bey der Vorrückung gegen Uckerath nicht hinlänglich verstärkt wurde, um eine sichere Überlegenheit über Kleber zu haben. Jourdans Rückzug sey gut eingeleitet gewesen, doch sein Befehl an Kleber, Zeit zu gewinnen, damit die Offensive wieder ergriffen würde, den Umständen nicht mehr angemessen. Wollte er denselben aufopfern, als den Ableiter eines Theils der österreichischen Kräfte: so hatte er schon zuviel Vorsprung, als dass sein Rückzug sehr gefährdet wurde; glaubte er noch an eine Möglichkeit, sich auf dem rechten Rheinufer zu behaupten: so hätte er von dem Augenblik an, da der Feind in seiner linken Flanke stand, einsehen sollen, dass er über den Rhein zurückgehen musste. Er konnte in keiner rückwärtigen Position seine Truppen früher zu einer Schlacht concentriren, als ihn der Erzherzog erreicht hätte, um seinen Plan zu vereiteln. Dass er sich der Gefahr einer Schlacht entzog, eine nicht geschlagene Armee am Niederrhein aufstellte, und hier eine bedeutende Truppenzahl der Österreicher beschäftigte und festhielt, indem die Franzosen die weit wichtigere Operation am Oberrhein unternahmen, damit leistete er seinem Vaterlande einen grossen Dienst.

Der Erzherzog fühlte, welche Gefahr am Oberrhein drohte, und gab dem Feldzeugmeister Latour die Belehrung, die Gegend von Kehl nicht zu vernachlässigen, ein Reservecorps bey Offenburg zu concentriren, bey Mannheim nur Truppen für die dortigen Schanzen und zur nachherigen Besatzung der Festung zu verwenden. Er urtheilt, dass diese Instruction für die richtige Beurtheilung des österreichischen Feldherrn spreche; aber sie kam zu spät, schon waren die Nachtheile der unzweckmässigen Aufstellung eingetreten, welche Wurmser für die Truppen am Oberrhein angeordnet hatte. Moreau bewahrte im grössten Geheimniss seine Vorbereitungen zum Übergang über den Rhein, und griff das verschanzte Lager der Österreicher vorwärts Manheim auf das Lebhafteste an, um sie irre zu führen. Bey Kehl hatte er den Punct zum Übergang, sowohl zur Ausführung von diesem, als in Beziehung auf alle folgenden Operationen, zweckmässig gewählt. Zu Operationen, die in das Herz von Schwaben führen sollten, öffnete sich durch jenen Übergang die beste Strasse, und durch Besetzung des Einganges in das Gebirge längs der Kinzig ward die Vertheidigungslinie des Feindes ganz unterbrochen. „Die Nähe von Strassburg, die vielen bewachsenen Inseln versicherten die grösste Leichtigkeit zur Treffung der Voranstalten, und zur unbemerkten Einschiffung der Truppen. Eben so buschige Auen an dem rechten Ufer, und ein äusserst durchschnittenes Terrain begünstigten ihre Ausschiffung. Die dort befindlichen Dämme und Moräste ersetzten die Stelle künstlicher Brückenköpfe, und Kehl selbst konnte in kurzer Zeit zum Brückenkopf hergestellt werden." In der Nacht vom 23 Junius zum 24 begann der Übergang, welcher dadurch ungemein erleichtert wurde, dass die Generale des Gegentheils von einander unabhängig waren, und gar keinen Entschluss fassten, nicht einmal den, die Ufer des Rheins zu verlassen, und sich am Eingange des Kinzigthales oder in der Stellung von Bühl zu concentriren. Indem Moreau seine ganze Macht auf dem entscheidenden Puncte zusammenzog, brach Latour mit der unbedeutenden Reserve bey Schwetzingen auf, und befahl, dass ihm 5 Bataillons und 4 Escadrons aus dem Lager vor Mannheim sogleich folgen sollten. Dagegen blieb das ganze Rheinufer besetzt, und General Frelich mit 10,000 Mann ward unthätig im Breisgau gelassen. Anstatt den Feind über

den Rhein zurückzuwerfen, konnte man ihn so nicht einmal vom Kinzigthal abhalten, wodurch die österreichische Armee getrennt wurde. In fünf Tagen fand sich die französische Armee im Besitz des Eingangs von den Thälern der Rench und der Kinzig. Dass Moreau, indem er hinlänglich einsehen konnte, wie die Österreicher nicht Kräfte genug vereinigt hatten, um sich mit den seinigen zu messen, und ihre Verstärkungen nur nach und nach anlangen möchten, wie die Besetzung des Gebirges ganz vernachlässigt war, wie er von den Schwaben, die das Kinzigthal vertheidigen sollten, von den condéischen und frelichschen Corps, die von Basel bis Gengenbach zerstreut lagen, nichts zu besorgen hatte, die Feinde nicht sofort zum weiteren Rückzuge zwang, ist hier auf das Gründlichste getadelt. Er wollte nicht eher in dem Rheinthale vorrücken, bis er Meister des Gebirges seyn würde. So wandte er ein Princip der Kriegskunst am unrechten Orte an, und sündigte gegen die eben so bewährte Regel, dass man nicht auf dem halben Wege stehen bleiben solle.

Der Erzherzog eilte herbey, entschloss sich in Wiesenthal zur Vereinigung mit dem an der Murg aufgestellten Corps und zum Angriff des Feindes im Rheinthal sowohl als in dem daran stossenden Gebirge. Er musste einen grossen Operationsplan der Franzosen voraussetzen, dass nach Moreaus Übergang am Oberrhein eine zweyte Vorrückung Jourdans am Niederrhein erfolgen würde, um beide französische Armeen zwischen dem Neckar und dem Main zu vereinigen, und dort entweder eine Observationsarmee aufzustellen, und gegen die Festungen am Rhein zu operiren, oder gegen die österreichischen Grenzen, die zugleich von Italien her bedroht wurden, in der Offensive fortzufahren. Ohne Zweifel war dieser letzte, viel grössere und leichter zu erreichende Zweck der eigentliche. Der obere Neckar und dann die Donau waren die angemessensten Puncte zu dieser Vereinigung: denn von dort führte der kürzeste Weg in das Herz der österreichischen Erbstaaten, machte die Operation eine Verbindung mit der italiänischen Armee möglich. Der Erzherzog sagt selbst, dass er nur ein kleines Observationscorps, nicht 36,000 Mann an der Lahn, und 27,000 Mann in Mainz und den hechtsheimer Verschanzungen hätte zurücklassen, sondern mit Ausnahme dessen, was die Festung Mainz gegen einen *coup de main* sicherte, seine übrige Gesammtmacht in Eilmärschen die Bergstrasse hinaufführen sollen, um an dem Oberrhein die Entscheidung zu geben. Von Jourdan konnte er nicht eingehohlt, und in der Ausübung seines Vorhabens verhindert werden. Allein er führt auch selbst dagegen an, dass er, einen solchen Zweck zu erreichen, bezweifeln musste, da er am 24 Junius noch bey Hachenburg, und Moreau am Ende dieses Monats schon im Besitz der beiden Hauptstrassen durch das Gebirge, und somit dem oberen Neckar und der oberen Donau näher war, als die Österreicher, die im Rheinthale standen.

Als er sich mit dem Corps des Feldzeugmeisters Latour vereinigt hatte, durfte er wenigstens auf die Überlegenheit seiner Cavallerie in den Ebenen der Murg zählen, und darum rechnete er auf den guten Erfolg einer Schlacht, die er nothwendig glaubte, weil Moreau schon einen grossen Vorsprung gewonnen hatte. Auch hier sucht der vortreffliche Feldherr und Geschichtschreiber wiederum die Schattenseite auf, die sein Benehmen haben möchte. Es scheine allerdings, dass er vorsichtiger gehandelt haben würde, wenn er mit allen Truppen, die er vereinigen und aus Philippsburg und Mannheim an sich ziehen konnte, auf der Bergstrasse weit genug vorgerückt wäre, um den feindlichen Obergeneral in Ungewissheit über seine Absicht zu erhalten. War diese erfüllt: dann musste er, wie es hier heisst, in forcirten Märschen dem Neckar zueilen, die Gegend von Ludwigsburg gewinnen, und Latour an sich ziehen. Kam Moreau auch früher an dem oberen Neckar an: so durfte er sich kaum weiter vorwagen, weil ihm das österreichische Heer nun in der Flanke stand. Hatte der Erzherzog einmal die Linie seiner eigenen Communication erreicht: so durfte er eine Schlacht wagen.

Eine fehlerhafte Disposition von Latour war Schuld, dass am 5 Julius das Gebirge bey Gernsbach, dessen Besitz entscheidend war, von den Franzosen forçirt wurde. Als der Erzherzog mit der ersten der von ihm selbst angeführten Truppen bey Durmersheim ankam, rückte der Feind von der einen Seite durch das Murgthal herab, und griff zugleich Kuppenheim mit einer Brigade in der Fronte an, während 4 Bataillons den Ort umgingen und in das Murgthal eindrangen. Nach dem hartnäckigsten dreystündigen Kampf ging Kuppenheim verloren, und auch von Niederbühl wurden die österreichischen Posten hinter die Murg zurückgeworfen. Der Sieg der Franzosen, urtheilt der besiegte Feldherr, wäre früher entschieden gewesen, hätte weniger Menschen gekostet, und grössere Resultate hervorgebracht, wenn Moreau seine Macht am Fuss des Gebirges bey Kuppenheim vereinigt hätte.

Beide Armeen brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Nicht beunruhigt vom Feinde zogen sich die Österreicher mit Tagesanbruch zurück, und lagerten sich zwischen Etlingen und Mühlberg; und die Franzosen blieben in der Stellung, deren Centrum theils zwischen Freudenstadt und dem Kniebis, theils auf den Höhen zwischen Gernsbach und Baden stand, auch noch den 8 Julius stehen. Moreau hatte seine ganze Macht zusammen, und entschlossen zu einer entscheidenden Schlacht, liess er gleichwohl dem Erzherzog Zeit, Verstärkungen zu sammeln.

Beiderseitige Dispositionen zur neuen Schlacht sind hier verglichen, und der Geschichtschreiber zieht die feindliche weit der seinigen vor. Moreau refüsirte seinen linken Flügel, und verstärkte seinen rechten zum Hauptangriff so sehr, als ihm die Vorsicht irgend erlaubte: denn im Unglücksfall, dass derselbe geschlagen ward, musste er die Eingänge der Thäler so lange behaupten, bis er die ins Gebirge geworfe-

nen Truppen an sich ziehen konnte. Sich selbst macht der Erzherzog den Vorwurf, dass er nicht seinen rechten Flügel refüsirte, und seine Hauptmacht zwischen der Enz und der Alb concentrirte, und, indem ihm Alles verrieth, dass der Hauptangriff der Franzosen in dem Gebirge erfolgen würde, die zweyte und dritte Colonne in unnöthiger Stärke im Rheinthal aufstellte, wo nichts entschieden werden konnte, bevor der Feind nicht aus dem Gebirge vertrieben war. Eben so tadelt er sich, dass nach seiner Disposition das sächsische Corps unter dem General Lindt durch eine Vorrückung an der Enz die Attake der ersten Colonne unterstützen sollte, und er von einem so „alten, gebrechlichen, verdrossenen Mann, wie dieser Anführer, der nur auf eine Gelegenheit passte, seinem Kurfürsten, sich und seine Truppen mit Ehre aus dem Spiel zu ziehen, und vom Kriegstheater abzutreten," dass er überhaupt von alliirten Truppen eine selbstständige und thätige Mitwirkung erwartete.

Als General Lindt, der sich am neunten Julius, oder dem Tage der Schlacht bey dem Dorfe Malsch, im Marsch nach seiner Bestimmung befand, die Nachricht erhielt, dass Frauenalb forcirt sey, und die Franzosen durch die Schlucht in die rechte Flanke der bey Rothensol stehenden Österreicher drängen, kehrte er ruhig nach Pforzheim zurück, ohne an eine Unterstützung der letzteren weiter zu denken. Im Rheinthal war der heisseste Kampf, wo der Erzherzog selbst commandirte. Dreymal eroberten die Franzosen das Dorf Malsch; es ward ihnen endlich wieder entrissen, und man warf sie bis in den Wald vor Ober- und Nieder-Weiher. Mit gleichem Erfolg focht die dritte Colonne der Österreicher, und jagte den Feind bis nach Rastadt. Doch half diess Alles nichts, da die Franzosen auf dem entscheidenden Punct im Gebirge gesiegt hatten, und schon in der Nähe von Pforzheim standen. Darum brach der Erzherzog früh am folgenden Tage vom Schlachtfeld auf in einem forcirten Marsch nach Pforzheim, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden.

Aus dieser einfachen Beschreibung der Schlacht ergiebt sich freylich, dass es ein Fehler des Erzherzogs war, nicht seine Hauptstärke im Gebirge aufgestellt zu haben, und auf den sächsischen General zu rechnen. Wäre dieser nur rüstig und entschlossen auf Rothensol marschirt: so hätte der erste Fehler wieder gut gemacht, und dem Feinde der errungene Vortheil auf dem entscheidenden Punct entrissen werden können. Bedauern muss man überhaupt den österreichischen Oberfeldherrn, dass er von seinen Unterbefehlshabern so wenig unterstützt wurde! Welche Dienste leisteten dagegen in der Schlacht bey Malsch die Generäle St. Cyr und Desaix dem Obergeneral Moreau!

Sobald die österreichische Hauptarmee nach dem Oberrhein aufgebrochen war, beschloss Jourdan, die Offensive am Niederrhein wieder zu ergreifen. Dort hatte der Erzherzog den Feldzeugmeister Grafen Wartensleben mit 30 Bat. und 54 Escad. zwischen der Lahn und der Sieg, und den Feldmarschalllieutenant Werneck mit 7 Bat. und 22 Escad. bey Idstein als Reserve zurückgelassen. Die Österreicher waren zu schwach, um eine wirksame Defensive gegen Jourdans Überlegenheit durchzuführen, und hätten sich immer näher an ihre Hauptarmee zurückziehen sollen. Glaubte aber Wartensleben sich vorwärts der Lahn behaupten zu müssen: so lag ihm ob, den Feind en Detail zu schlagen, ehe sich dessen Übermacht zusammenthat. Keines von beidem geschah. Eine Kette von Fehlern folgte. Selbst als Neuwied forcirt war, verweilten die Österreicher bis zum 5. Julius in der Stellung von Neukirchen. Zum Glück detachirte Kleber eine Division auf die Strasse von Siegen, verlor Zeit durch den Marsch seiner beiden anderen auf Herborn, anstatt sich schnell mit Jourdan zu vereinigen, und die Flanke und die Rückzugslinie der Österreicher vor ihnen zu gewinnen. Der Geschichtschreiber macht hier die Bemerkung, dass die Anführer von beiden Armeen, missgeleitet durch ein Beyspiel der ersten Operationen dieses Feldzugs, einen zu grossen Werth auf das Debouchee bey Wetzlar gelegt haben, und fügt die gewichtvollen Worte hinzu: „Es ist ein Fehler aller nicht tief denkenden Menschen, die Ursachen der Ereignisse bloss in kurz vorhergegangenen Begebenheiten zu suchen. Die Österreicher forcirten 14 Tage vorher die Höhen bey Wetzlar, und zwangen die Franzosen durch Umgehung ihrer linken Flanke zum Rückzug, folglich wurde Wetzlar irrig als der Schlüssel der Gegend angesehen. Nur die fehlerhafte Aufstellung Jourdans konnte damals den Erzherzog bestimmen, eine Operation zu unternehmen, die unter anderen Umständen unausführbar gewesen wäre."

Kaum waren die Österreicher am 6. Julius an die Lahn gekommen: so löseten sie sich in einen Cordon längst dem ganzen Ufer des Flusses auf. Nun dachte jeder Commandant nur auf die Vertheidigung seines Postens, ohne Vertrauen auf die Festigkeit des Ganzen, und erpicht, sich aus der precären Lage zu ziehen. Kaum erfuhr Werneck, dass der Posten von Runkel genommen sey: so glaubte er schon eine Umgehung befürchten zu müssen, und zog sich zurück, was eine rückwärtige Bewegung aller Posten an der Lahn zur Folge hatte. Ein Glück war, dass Jourdan nicht rasch genug vorrückte, wie er konnte, um dem Feldzeugmeister Wartensleben am Main vorzukommen. In der Gegend von Friedberg erhielt der österreichische Feldherr den schriftlichen Befehl des Erzherzogs, dass er jene Gegend nicht verlassen solle, ohne das Glück der Waffen versucht zu haben. Wartensleben verlor das blutige Gefecht gegen drey Divisionen. Es verdient nach dem hier gefällten Urtheil sowohl in strategischer als taktischer Rücksicht gewürdigt zu werden. Die Entfernung der Österreicher von der Strasse nach Frankfurt, als von der kürzesten und besten Communicationslinie mit dem Erzherzog, war das Interesse Jourdans, und er hätte also suchen sollen, ihren rechten Flügel in der vorwärtigen Gegend so lange wie möglich aufzuhalten. Da-

gegen nützte ihm wenig, Wartensleben zum Rückzug zu zwingen, als demſelben der Weg auf Frankfurt noch offen ſtand, und er ſich ungehindert mit ſeinem linken Flügel vereinigen konnte. Nur durch ein Übergewicht an Cavallerie mochte Kleber in der offenen Gegend bey Friedberg den Feind genug ſchlagen, um ihn durch Verfolgung aufzureiben; und er hatte nur 58 ſchwache Escad. gegen 9000 Reiter Wartenslebens. Hatten die Franzoſen alſo kein Intereſſe, auf dieſem Punct ein Treffen zu liefern: ſo verbot dagegen dem öſterreichiſchen Feldherrn ſeine ganze Lage daſſelbe ſchlechterdings. Auf einem offenen Terrain, wo keine Täuſchung möglich war, muſste er von dem überlegenen Feinde geſchlagen werden. War gleichwohl der Angriff unvermeidlich: ſo lag ihm ob, in einer tiefen Schlachtordnung, deren ſtaffelweiſe Debordirung die Flanken deckte, auf das Centrum des Feindes loszugehen. Denn bewegte er ſeinen linken Flügel: ſo lieſs er Homburg im Rücken; bewegte er den rechten: ſo verzichtete er auf die Straſse und den Rückzug nach Frankfurt. Gleichwohl marſchirte er in einem Treffen auf, ohne Soutien, ohne Reſerve, ohne Sicherung vor Überflügelungen. Mit dem Befehl des Erzherzogs zu einem Gefecht konnte er ſich nicht entſchuldigen: denn er brauchte bey ſeiner damaligen Lage ihn nicht zu befolgen. Ein oberſter Feldherr giebt ſeinen in groſser Entfernung detachirten ſelbſtſtändigen Unterbefehlshabern, ſo urtheilt der öſterreichiſche Oberfeldherr hier ſelbſt, die Operationslinien zu ihren Märſchen, die ſtrategiſchen Puncte zu ihrer Aufſtellung und Vertheidigung an; nie darf er ſeinen Befehlen ſolche Beſtimmungen beyfügen, die auf taktiſchen, augenblicklichen Anſichten beruhen. Das Gefecht bey Friedberg war ganz gegen den ſtrategiſchen Zweck. Bewunderung und Liebe erweckt die männliche und heldenmüthige Humanität, welche hier bey Anlaſs eines ſo groben Fehlgriffs die goldenen Worte ſagt: „*Wenn Tauſende als Opfer für einen ſtrategiſchen Punct fallen: ſo trifft den Feldherrn keine Verantwortung. Sie ruht auf dem, der den Krieg beſchloſs. Erſterer muſs glauben, daſs dieſes ſchreckliche Unglück zur Vermeidung eines noch gröſseren über ſein Vaterland gekommen ſey. Wenn aber das Blut unnöthig vergoſſen wird: ſo liegt eine ſchwere Schuld auf jenem, durch deſſen falſche Berechnung es floſs.*"

Ein heller Blick über das Verhältniſs der gegenſeitigen Armeen am 12 Julius bereitet uns zur weiteren Geſchichte des Feldzugs vor. Auf dem rechten Ufer des Mains ſtand die franzöſiſche Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan, bis 50,000 Mann Infanterie und gegen 9000 Pferde ſtark. Wartensleben, auf dem linken Mainufer aufgeſtellt, hatte die entbehrlichen Truppen aus den hechtsheimer Linien an ſich gezogen, und zählte 30,000 Mann Infanterie und ungefähr 15,000 Reiter. Von der franzöſiſchen Rhein- und Moſel-Armee ſtanden unter Moreau 65,000 Mann Infanterie und beynahe 6000 Pferde auf dem rechten Rheinufer zwiſchen der Schutter und Alb, mit dem Centrum im Gebirge bey Freudenſtadt und Neuenburg. Mit dem Gros ſeiner Armee lag Erzherzog Karl hinter Pforzheim, und hatte, den Prinzen Condé und Frelich, die ſich noch an der Elz und bey Hauſach hielten, mit eingeſchloſſen, bey 40,000 Mann Infanterie und 18,000 Mann Cavallerie unter den Waffen. Die Beſetzung der Rheinfeſtungen hatte die öſterreichiſche Waffenmacht ſehr verringert, ohne daſs die Franzoſen zur Berennung gleich ſtarke Corps zurückließen: denn die Lage derſelben brachte mit ſich, daſs ſie auf die Operationen der Armeen keinen unmittelbaren Einfluſs hatten. Unter dieſen Umſtänden faſste der Erzherzog in Pforzheim den Plan, der ihn bey ſeinen künftigen Operationen leiten ſollte, nämlich dem Feinde die Vorrückung Schritt vor Schritt ſtreitig zu machen, ſich zu keiner Schlacht zwingen zu laſſen, bey der erſten Gelegenheit ſeine beiden Armeen zu vereinigen, und ſich dann auf eine der beiden feindlichen zu werfen. Bey Ausführung dieſes Plans war zuerſt erfoderlich, daſs eine der feindlichen Armeen lange genug aufgehalten werde, um die Übereinſtimmung ihrer Bewegung und Vorrückung in der nämlichen Höhe zu hemmen. Der Erzherzog entſchloſs ſich, dem General Moreau am meiſten zu widerſtehen, um die Donau als Hauptpivot aller Operationen und Hauptcommunicationslinie mit Öſterreich ſich vor allem zu ſichern. Dort muſste er deſshalb ſich auch die andere öſterreichiſche Armee nahe bringen.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin u. Leipzig, b. Nauck: *Franzöſiſches Leſebuch für die erſten Anfänger nebſt Tabellen der Declinationen und Conjugationen und einem Vorrathe von Materialien zur Übung im Überſetzen aus dem Deutſchen in das Franzöſiſche.* Herausgegeben von *J. G. Müchler.* Siebente durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1815. 158 S. 8. (6 Gr.)

Berlin, in Commiſſ. der mauerſchen Buchhandlung: *Ein paar Worte chriſtlicher Liebe an die öffentlichen Lehrer und Pfleger des heutigen ſelbſterwählten widerchriſtlichen Chriſtianismus.* Von *C. L. Krüger*, Doct. und Prediger zu Steinhöfel in der Ukermark. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1815. 40 S. 8. (3 Gr.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

WIEN, b. Degen: *Grundsätze der Strategie erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland.* I—III Theil u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Den Franzosen lag nun ob, den misslichen Umstand, dass der Erzherzog, der bey Pforzheim nur stehen durfte, so lange Moreau die Donau nicht bedrohte, den 18 Meilen von ihm entfernten Wartensleben nicht an sich ziehen konnte, ohne Gefahr, dass er ihn zwischen beide feindliche Armeen bringe, möglichst zu verlängern und zu verstärken. Wenn Moreau nach der Schlacht von Malsch der Oberdonau zumarschirte, indem Jourdan den General Wartensleben bey Frankfurt festhielt: so war jene Absicht zum Theil erreicht; und der ganze Entwurf des Erzherzogs war nichtig geworden, wenn Jourdan beym weiteren Vorrücken Wartenslebens seine linke Flanke gewann und sich der Donau näherte. „Zum Glück für Österreich," heisst es hier, „commandirte nur *ein* Feldherr die beiden Armeen der Deutschen, indessen seine Gegner selbstständig und von einander unabhängig waren." Moreau vornehmlich schien weder von taktischen noch strategischen Ansichten geleitet zu werden, oder fündigte wenigstens gegen beide aus Saumseligkeit. Nachdem er die Thäler leicht vom Feinde gesäubert, konnte er die Position von Pforzheim durch zwey Divisionen, die er in dem waldigen Gebirge zwischen der Enz und der Alb nebst etwas Reiterey im Rheinthal aufstellte, beobachten und beschäftigen lassen, indem er selbst in forcirten Märschen auf Freudenstadt ging, von da gegen Horb vorrückte, und den General Ferino gegen Oberndorf vorrücken liess. So hätte er mit fünf Divisionen dem Neckar nahe seyn können, ehe sich der Erzherzog von Pforzheim bewegte. Zum Rückzug wäre dieser gezwungen gewesen, und zu einem übereilten, verderblichen, wenn Moreau an der Donau operirte und auf die feindlichen Communicationen unausgesetzt vorrückte. Auch stand diesem frey, sobald er den österreichischen Feldherrn vom Neckar zu weit entfernt hatte, als dass seine eigenen Communicationen noch gefährdet waren, plötzlich gegen den Kocher zu gehen, sich mit Jourdan zu vereinigen, und dann auf Donauwerth zu ziehen.

Statt so mit sicherem, glücklichem Erfolg zu operiren, entschloss sich Moreau, „dessen Charakter klug und behutsam war, aber nicht unternehmend und kühn," den Erzherzog bey Pforzheim anzugreifen, wahrscheinlich in der Absicht, von dort abwärts zu marschiren, um sich mit Jourdan zu vereinigen. Wich nun aber der österreichische Feldherr, wie sich voraussehen liess, einer Schlacht aus, und zog sich hinter den Neckar: so konnte der Marsch zu solcher Vereinigung nicht vor sich gehen, ohne dass die Hauptcommunication des französischen Heeres auf der Strasse nach Strasburg dem Feinde preis gegeben wurde.

Bey ihren ersten Bewegungen verliess der österreichische Feldherr seine Stellung bey Pforzheim, und bezog ein Lager, das in der Front durch die Enz gedeckt, sich mit dem linken Flügel an das Schloss von Vaihingen lehnte, mit dem rechten auf dominirende Anhöhen über der Enz. Alle seine weiteren Bewegungen bezweckten die Concentrirung seiner Kräfte und die gänzliche Gewinnung des Neckars, indem Moreau seine Armee ungemein ausbreitete, sich dadurch selbst hinderte, mit Überlegenheit vorzudringen, und seinem Gegner volle Freyheit gestattete, den Rückzug nach Gutdünken einzurichten. Nachdem sich die Franzosen Stuttgardts bemeistert, und die wirtembergischen Truppen bey der Armee des Erzherzogs dieselbe verlassen hatten, um sich unter französischen Schutz zu begeben, liess jener nur eine leichte Vorpostenchaine auf dem linken Neckarufer, und ging am neunzehnten Julius auf das rechte über; Canstadt, Esslingen und die Höhen vor diesem Orte blieben besetzt, so dass die Österreicher, im Besitz dieser zwey wichtigen Debouchéen, die rückwärtige Stellung gedeckt hatten, und den Feind in Ungewissheit über ihre weiteren Unternehmungen erhielten.

Inzwischen hatte der Feldzeugmeister Wartensleben mit dem Gros seiner Armee eine Stellung zwischen Offenbach und gegenüber von Höchst genommen, wodurch von der Hand jede weitere Operation der Sambre- und Maas-Armee unmöglich ward. Zwischen Mainz und Frankfurt konnte Jourdan nicht über den Main gehen: denn er war zu schwach, um zugleich den Übergang zu erzwingen und seine Flanken gegen die ansehnliche Truppenmasse in den Brückenköpfen von Cassel und Frankfurt zu decken. Wollte er an den oberen Main marschiren: so standen seine Communicationen den Österreichern bloss, bevor er die Rückzugslinie derselben erreichte. Diess war eine nachtheilige Folge seiner früheren Manöver. Indess konnte er vermuthen, durch ein kurzes Bombarde-

ment die Räumung von Frankfurt zu erzwingen: denn er wuſste, welchen Werth die Österreicher auf die Schonung dieser Stadt setzten. Als sie zweymal bombardirt und in Brand gerathen war, schloſs Wartensleben wegen ihrer Übergabe eine Convention, so daſs ein 48stündiger Waffenstillstand galt, binnen welchem die Franzosen weder in Frankfurt einrücken, noch das linke Ufer des Mains oder der Kinzig, die bey Hanau in den Main flieſst, betreten sollten. Diese Übereinkunft entsprach ganz der vom Erzherzog ertheilten Belehrung. Wartensleben erhielt durch sie vollkommene Zeit, alle seine bey Mainz aufgestellten Truppen zu vereinigen, und den Flankenmarsch an den oberen Main auszuführen. Ungestört erreichte er Würzburg. Seine Aufstellung daselbst vereinigte mehrere strategische Vortheile. Die Gegend gestattet dort Bewegungen nach allen Richtungen; alle Straſsen, die über Ochsenfurt und Kitzingen zwischen Ulm und Regensburg an die Donau, und alle, die nach Böhmen führen, waren dort durch die Österreicher gedeckt. Über Schweinfurt und Bamberg durfte Jourdan nicht marschiren, so lange der Feind bey Würzburg in seiner Flanke stand. Dieser Feldherr dagegen rückte ohne einen bestimmten Plan nach, und richtete seine Bewegungen nach der Richtung des Gegners, welchem er bey seiner Überlegenheit an Truppen Gesetze vorschreiben konnte. So wie er die Initiative der Bewegung vernachlässigte, versäumte er auch, mit concentrirter Kraft auf Würzburg loszugehen, und Wartensleben entweder zu einer nachtheiligen Schlacht, oder zu Verlassung seiner dortigen Stellung zu zwingen. In beiden Fällen vernichtete er wahrscheinlich den rechten Flügel des Erzherzogs, der nach Vereinigung der beiden französischen Armeen der Übermacht nicht mehr widerstehen konnte; und der Feldzug war entschieden. Eine allgemeine Betrachtung, welche hier eintritt über solche Männer, die keinen Überblick des Krieges im Ganzen haben, „die nach dem ersten Schritt eine Veranlassung zum zweyten erwarten, und hoffen, durch mehrere nach einander folgende irgend ein Resultat zu erreichen, unbewuſst, welches und auf welchem Wege," die endlich die Strategie der Taktik unterordnen wollen, scheint den Obergeneral Jourdan, dessen Benehmen sie veranlaſste, hinlänglich zu charakterisiren.

Die Stellung der Österreicher bey Canstadt und Eſslingen war für Moreau, welche Operation er auch unternehmen wollte, zu bedrohend, als daſs er nicht hätte streben sollen, den Feind vom Neckar zu entfernen. Ganz entsprach seiner Absicht der Angriff auf die vor Canstadt aufgestellten Truppen, welche bis über den Neckar geworfen wurden. Aber der dreymalige Sturm der Franzosen wider die Stellung bey Eſslingen ward glücklich abgeschlagen.

An demselben Tage, dem 21 Julius, verlieſs das ganze schwäbische Contingent die Armee des Erzherzogs, weil die Fürsten des schwäbischen Kreises mit Frankreich in Unterhandlungen getreten wären; und auch der sächsische Generallieutenant Lindt erklärte, daſs er den Operationen nicht länger folgen, und sich so weit von Sachsens Grenze entfernen könne. Deshalb beorderte ihn der Erzherzog am folgenden Tage, mit seinem Corps aufzubrechen, und zu dem General Wartensleben bey Würzburg zu stoſsen. So glaubte er die sächsische Truppe noch bey der österreichischen Armee erhalten zu können. Allein Lindt nahm seinen Marsch gegen Nürnberg, setzte sich bey Fürth hinter die Rednitz, und rückte unaufhaltsam nach Sachsen ab. Nun war die ganze österreichische Armee am Neckar auf 14,000 M. Inf. und 11,000 Pferde herabgeschmolzen. Der Erzherzog klagt sich an, zuviel gewagt zu haben, daſs er den feindlichen Angriff abwartete, und noch mehr, daſs er mit so geschwächten Kräften auch noch den 22 stehen blieb. Als er aufbrach, folgte Moreau ihm mit dem Gros seiner Armee zum Glück durch das Filsthal, und schlug nicht gleich das Remsthal ein, wodurch er Zeit und die Gelegenheit verlor, seinem Gegner in den beschwerlichsten Defileen auf die Ferse zu rücken. Die Österreicher setzten sich auf der Höhe von Böhmenkirch, um den Feind so lange aufzuhalten, bis die zwischen Ulm und Günzburg befindlichen Magazine geräumt wären. Auf diesem Centralpuncte konnte die Stellung des Erzherzogs als eine Citadelle betrachtet werden, und Moreau fühlte ihren Vortheil, merkte, daſs er wahrscheinlich im Einzelnen geschlagen würde, wenn er aus den verschiedenen Thälern mit seinen Colonnen, zwischen welchen keine Verbindung war, hervorkäme. Er lieſs jene daher einige Tage ungestört.

Wartensleben hatte den Befehl von dem Erzherzog, in der Aufstellung bey Würzburg so lange als möglich zu verweilen, und Jourdan manövrirte mit Preisgebung seiner Flanke und Communicationen in groſser Ausdehnung um ihn herum. Da faſste der österreichische Feldherr den guten Entschluſs, denselben anzugreifen, wankte aber, als er hörte, daſs die Division Bernadotte am 20 Julius unweit Miltenberg eingetroffen sey. Eben dieſs bewies, wie sehr die Kräfte des Feindes getrennt waren, und auſserdem stand Bernadotte zu fern, um vor Entscheidung eines Treffens bey Schweinfurt in Wartenslebens Flanke und Rücken den Weg über Schwarzach vor ihm zu gewinnen. „Aber der österreichische General hielt Kriegsrath; *folglich* kam es nicht allein von dem Angriffe ab, sondern es wurde die Retraite beschlossen. Wenig Menschen haben Seelenkraft und feste Überzeugung genug, um in jeder Gelegenheit eine bestimmte Meinung zu hegen, und sie trotz jeder Rücksicht eben so bestimmt zu äuſsern. Nichts beleidigt mehr die Eigenliebe, als der Vorwurf einer falschen Ansicht, und dieser trifft jeden, dessen Plan miſslingt, weil der groſse Haufen den Werth eines Entschlusses nach dem Erfolge würdigt, der sich im Kriege nie mit Sicherheit berechnen läſst. Jeder, der zu einem Kriegsrath berufen wird, tritt mit der Überzeugung in die Versammlung, daſs kein Feldherr sich in einer

kritischen Lage befinde, und daher Mehrerer Meinungen bedürfe, um sich im Unglücksfall auf diese zu stützen, und die Schuld, wo nicht ganz von sich abzulehnen, doch mit Anderen zu theilen. Jeder erscheint mit dem Vorsatz, sich um so weniger durch eine bestimmte Meinung zu compromittiren, je grösser die Zahl derjenigen ist, die gegen ihn zeugen können. Daher charakterisiren zaghafte Entschlüsse alle derley Berathungen, bey welchen die Ausdrücke von Umgehung und Abschneiden immer an der Tagesordnung sind. Man will sich der Gefahr des Moments und zugleich den Wagnissen entziehen, die von einer kräftigen entscheidenden Handlung unzertrennlich sind, ohne zu bedenken, ob man sich dadurch nicht eine noch viel grössere vorbereite: denn wie viele berechnen mehr als das Resultat des Augenblicks?" — Wir durften kein Wort von diesen herrlichen Bemerkungen auslassen, die eben so sehr von tiefer Menschenkenntnifs, als reifer Beobachtung des Kriegsrathes zeugen. Wie nachtheilig dieser auch im gegenwärtigen Fall wirkte, ergiebt sich aus der Darstellung der weiteren Bewegungen von Wartensleben.

Nach Verlassung der trefflichen Stellung bey Würzburg, setzte dieser sich wieder bey Zeil, und säumte dort bis zum 1 August. An Marodeurs und Deserteurs hatte er auf dem Marsch so viel verloren, dafs er kaum noch 24,000 M. Inf. zählte, womit er nun alle Wege und Communicationen decken wollte. Ein anderer General, als Jourdan mit seinem erbärmlichen System, in einer ausgedehnten Linie vorzugehen, hätte ihm die gröfsten Vortheile abgewonnen. Die beiden Feldherren, der österreichische und der französische, recognoscirten sich gegenseitig Tag für Tag, um in dem Benehmen des Gegners einen Grund zu einem Entwurfe zu finden. Es war, als arbeitete Jeder für das Interesse des Anderen. Jourdan that, was er konnte, um Wartensleben auf den Erzherzog zurückzuweisen, und der Feldzeugmeister gab dem Gegner seine wichtigsten Communicationen an die Donau preis, um den Franzosen dort Hindernisse in den Weg zu legen, wo sie ihm gar nicht schaden konnten.

Als der Bericht über die Ereignisse seit dem 22 Julius (*August* steht durch ein Versehen im Werke selbst) bey dem Erzherzog einlief, tadelte er das Geschehene, und unterrichtete den Feldzeugmeister von seiner Absicht, sich mit ihm zu einem entscheidenden Schlage zu vereinigen, weshalb er sich an die Donau zurückziehen, und zur Deckung der böhmischen Grenze nur ein unbedeutendes Corps absenden sollte. Der Oberfeldherr tadelt sich sehr, dafs er Wartensleben nicht früher von diesem Plan unterrichtete, wodurch wahrscheinlich der Marsch nach Zeil hintertrieben worden wäre. Freylich durfte der Plan des Oberbefehlshabers nur Wenigen bekannt seyn; aber zu diesen Wenigen gehörten eben jene, die wesentlich zu der Ausführung mitwirken sollten, und zu weit entfernt wären, als dafs sie nicht selbständig handeln müfsten.

Dem Erzherzog war nun deutlich, dafs er sich erst an der unteren Donau oder gar nur bey Regensburg mit dem Feldzeugmeister vereinigen könne. Um von seiner Seite sich diesem Ziele zu nähern, durfte er bey Böhmenkirch nicht länger säumen. Die Aufstellungen auf seinem Marsch, sowohl bey Elchingen, Neresheim und Gundelfingen, als insonderheit die vom 4 August, vor welcher eine Postenchaine von Bopfingen bis an die Donau gezogen wurde, tadelt er als zu ausgedehnt und gewagt. Zum Glück blieb Unbestimmtheit in Moreaus Operationen. Seit dem Übergang dieses Feldherrn über den Neckar lag wohl in seinem Sinne, dafs er die Donau gewinnen wolle; aber für diese Absicht hatte er keinen festen Plan, wovon die Ursache vielleicht seine Unkunde der durchschnittenen Gegend zwischen dem Neckar und der Donau war, und die daher entstehende Furcht, sich einem Unfall auszusetzen, der in jenen langen, durch steile Gebirge getrennten Defileen sehr schädlich werden konnte.

Dem erhaltenen Befehle gemäfs brach Wartensleben am 1 August von Zeil auf, und marschirte nach Bamberg, von wo er nach Neumarkt ziehen wollte. Wegen Unpäslichkeit des Generals Jourdan befehligte Kleber, „ein fähiger General," die verfolgende Armee. Er ging in sofern von dem bisherigen System ab, dafs er die gröfste Truppenzahl auf den rechten Flügel verwandte: allein auch er rückte in einer langen, auf gleicher Höhe sich bewegenden Linie vorwärts. Wartensleben machte, indem er von Bamberg in eine Stellung bey Forchheim marschirte, eine Rechtsrückwärtsschwenkung. Da hätte der feindliche Feldherr am 5 die Aisch erreichen können, und wäre am 6 sicher in der Flanke des Feldzeugmeisters gewesen; allein er liefs die französische Armee auf der ganzen Linie der Österreicher zum Angriff vorgehen. Nach diesem Gefecht an der Aisch entschlofs sich Wartensleben, die Strafse von Nürnberg zu verlassen, und die nach Amberg einzuschlagen. Jourdan, der das Commando wieder übernahm, hatte von seiner Regierung den Befehl erhalten, den Feind zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen, wozu die günstigste Gelegenheit versäumt war: denn das Gebirge, in welchem jetzt Wartensleben zurückzog, war durch seine Defileen einem solchen Vorhaben hinderlich. Sowohl von des österreichischen, als des französischen Feldherrn Benehmen seit dem Gefechte an der Aisch urtheilt der Erzherzog, dafs es zwar wiederum Mangel an Übersicht des Ganzen verräth; aber auch Gefühle, die im Innersten des menschlichen Herzens ihren Ursprung haben, auf die obwaltenden falschen Ansichten einwirkten. „Wartensleben war unter den Waffen ergraut; seine langen Dienstjahre und seine persönliche Tapferkeit hatten ihm Achtung erworben. Stolz auf diesen Vorzug, war er es nicht weniger auf seine Einsicht." Nach diesen trefflichen Vorworten wird entwickelt, wie derselbe sich in der österreichischen Armee zu einer Zeit bildete, wo die ökonomische Rücksicht vor allen übrigen galt, und man das Resultat eines Krieges nach Gewinn oder Verlust

eines Landstriches beurtheilte. Auf Deckung einer Grenze, Sicherung eines Magazins war er einzig bedacht, und daher dünkte ihn der Marsch an die Donau abentheuerlich, durch welchen er Böhmen und die an den Grenzen aufgehäuften Vorräthe preisgegeben glaubte. Mit welcher einsichtsvollen Billigkeit über sein eigenes Verhältniss zu demselben setzt der Erzherzog hinzu: „Nichts ist für einen alten, mit Zuversicht auf seine Kräfte und mit Eifer dienenden Kriegsmann härter, als eine nach seinem Gefühl für das Wohl des Staats zuträglichere Überzeugung unter den Willen eines jungen Mannes beugen zu müssen, dessen Feldherrntalent noch keine Thaten bewährten, und den er entstehen und heranwachsen sah, als er schon viel geleistet zu haben glaubte." Bey solcher Gesinnung ergriff Wartensleben jeden Vorwand, seiner Überzeugung zu folgen, und von den bestimmtesten Weisungen des Erzherzogs, die ihm besonders den Marsch längs der Regnitz über Nürnberg anziethen, abzuweichen. Als er offenbar noch nach Nürnberg gelangen konnte, ohne Gefahr, vom Feinde abgeschnitten zu werden, zog er gleichwohl auf Amberg, entblösste dadurch die Flanke des Erzherzogs, und überliess dem General Jourdan alle Strassen zur Vereinigung mit Moreau, zur Umgehung der österreichischen Hauptarmee und zur Gewinnung der Donau. Der feindliche Feldherr, wenn er ihm nur zwey Divisionen in dem engen Thal der Pegnitz nachschickte, konnte ihn glauben machen, die ganze Armee verfolge ihn, konnte mit der übrigen Macht eiligst das rechte Donauufer gewinnen, und nichts hinderte dann die beiden französischen Oberfeldherren, sich zu vereinigen und auf den Erzherzog zu werfen. Allein in Jourdans Seele ging etwas Ähnliches vor, wie in Wartenslebens Gemüth. In den Jahren 1793 und 1794 hatten glückliche Erfolge ihm Ruhm erworben, welchen er erneuen wollte, indem er den Gegner nach Böhmen verdrängte, und unabhängig von Moreau den österreichischen Boden beträte. Wenn er zu den Operationen der Rhein- und Mosel-Armee mitwirkte: so spielte er eine untergeordnete Rolle, und vollendete nur den Ruhm seines Nebenbuhlers. Darum folgte er dem Feldzeugmeister auf dem Fusse mit seinem ganzen Heere. Solche meisterhafte Zusammenstellung Jourdans und Wartenslebens und ihrer Gesinnungen gegen Moreau und den Erzherzog schliesst dieser letzte mit einer Betrachtung, worin die sittliche Kraft seiner Natur sich zu schön ausspricht, als dass wir sie nicht hervorheben müssten. „Wie selten ergründet der Mensch sein eigenes Herz genug, um die Ursachen zu entdecken, die ihn zu einer Handlung bestimmen. Nur kräftige Männer hindert nichts an der Erkenntniss des Wahren, und sie handeln unbedingt nach dieser Überzeugung. Schwächere glauben zwar auch, aus reinen Absichten, nach richtigen Grundsätzen zu handeln, und doch sind ganz andere Triebfedern im Spiel. Der gemeine Haufen überlässt sich seinen Leidenschaften, und wird durch diese geführt."

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück).

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Wien*, b. Gerold: *Clio's Curiositäten - Cabinet.* Darstellungen ausserordentlicher Thatsachen, picanter Charaktere, seltener, zum Theil ungedruckter Urkunden, überraschender Momente, besonderer Denkwürdigkeiten und wenig bekannter Anekdoten aus der Geschichte aller Zeiten und Völker. Aufgesucht und neu behandelt von *Franz Gräffer.* (Zugleich als Seitenstück zu dessen historischen Raritäten.) Mit einem Kupfer. 1814. 236 S. 8. (16 Gr.)

Der weitläuftige Titel spricht im Allgemeinen ziemlich deutlich aus, was hier zu erwarten steht. Die Sammlung enthält viel anziehende und belehrende Aufsätze, und ist somit empfehlenswerth. Dass der Vf. nicht bey jedem einzelnen Aufsatze die Quellen angegeben, aus welchen er schöpfte, ist ein Übelstand; er hätte wenigstens die ungedruckten Urkunden bezeichnen sollen, welches, ausser den Briefen von Friedrich II an seinen Vater S. 109 fg., nirgends geschehen. Das Kupfer stellt ein altes indisches Gemälde aus der Verlassenschaft Herders vor; ein Ross im schnellsten Laufe ganz aus Thieren zusammengesetzt.

AN.

Wien, b. Gerold: *Historische Antiquitäten*, oder auserlesene, wenig bekannte, zum Theil noch ungedruckte Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker-, Sitten-, Kunst- und Literatur-Geschichte der Vorwelt und des Mittelalters. Ein Seitenstück zu *F. Gräffer's* Raritäten und Curiositäten-Cabinet. Herausgegeben von *Ritgräff.* 1815. 1. 2. Th. 188 u. 172 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es lässt sich nicht bestimmen, welcher von beiden literarischen Dieben schamloser ist, Hr. *Gräffer* oder Hr. *Rittgräff*; oder ist es der Verleger Hr. *Gerold*? Wie? Hr. *Ritgräff* kann in der Vorrede von verarbeiteten Materialien sprechen? *Wörtlich* abgedruckt sind die gelieferten Aufsätze und Nachrichten, besonders aus der bekannten Zeitschrift *Curiositäten*, aus welcher hier nicht weniger als *achtzehn* Aufsätze gestohlen sind. Die übrigen, aus dem Pantheon berühmter Frauen, und anderen Sammlungen entwendeten Aufsätze, begleiten jene, in gleicher Form und Art. Welche Schamlosigkeit gehört dazu, sich vor dem Publicum auf solche Weise zum Diebe gebrandmarkt, öffentlich darzustellen! Kein rechtlicher Mensch wird solch gestohlenes Eigenthum Anderer kaufen, und Jeder sey gewarnt, sich vor diesen Dieben zu hüten.

M. m.

Geschichte. *Greifswald*, gedr. b. Eckardt: *Über den Vortrag der Geschichte auf Schulen.* 1814. 52 S. 8. (3 Gr.)

Hr. *Schömann* — so unterzeichnet sich der Vf. unter der Dedication — verräth in dieser Schrift nicht nur vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte, sondern auch mit der neueren Philosophie. Was er über den Vortrag der Geschichte sagt, und wie sie besonders den ersten Anfängern mit Auswahl, frey, lebhaft und ohne peinliche Berücksichtigung aller Namen und Zahlen, vorgetragen werden müsse, darin stimmt Rec., der seine Meinung an einem anderen Orte darüber geäussert hat, mit dem Vf. überein. Da Hr. S. mehr andeutet, als seine Ideen aus einander setzt: so dürfte besonders denen, welche mit den neuesten philosophischen Ansichten nicht ganz vertraut sind, manche Andeutung des Vfs. dunkel bleiben.

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
SEPTEMBER 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

WIEN, b. Degen: *Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland.* I — III Theil u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Moreau hatte eine vortreffliche Stellung gewählt, im Mittelpuncte und in dem offenen Theile des Gebirges concentrirt, von wo er die Hauptstrassen auf Nördlingen und an die Donau beherrschte. Getheilt, den linken Flügel in so weiter Entfernung, dass er keine Hülfe leisten konnte, wenn das Centrum angegriffen ward, war die österreichische Armee mit ihrem Gros so gestellt, dass sie die steilen Thäler im Rücken hatte, die gegen die Strasse von Nördlingen auf Mädingen, und gegen die Wernitz herabfallen. Ward sie in der Mitte geworfen: so waren ihre beiden Flügel getrennt, und ihr blieb nur der beschwerlichste Rückzug. Der Erzherzog empfand die Grösse der Gefahr, als Moreau so nahe an seinem Centrum stand; aber der Rückzug im Angesicht des Feindes schien ihm nicht weniger gefährlich. Er entschloss sich daher, die französische Armee anzugreifen, ob ihm gelinge, sie zurückzuwerfen, damit er ungehindert weiter ziehen, und sich mit Wartensleben vereinigen könne. Am 10 August Nachmittags entzündete sich das Gefecht zwischen den Vorposten beider Armeen. Ein ausserordentliches Gewitter, welches den Himmel verfinsterte, und bis in die Nacht dauerte, zwang sie, in der Stellung des Kampfes bis zum folgenden Tage zu verharren. In der Frühe desselben rückten die österreichischen Colonnen gegen das französische Centrum. Auf ihrem linken Flügel siegten die Österreicher vollkommen. Im Übrigen erschöpfte die Beschwerlichkeit ihrer Position, und der Widerstand der Franzosen so sehr ihre Kräfte, dass sie um zwey Uhr Nachmittags sich unvermögend fanden, weiter zu schlagen; und der Feind beendete gern den Kampf, weil er seine Munition grösstentheils verschossen hatte, und sein Park auf der Flucht war. Nur das Centrum beider Armeen brachte die Nacht in der Stellung der Schlacht zu. Unverfolgt brach der Erzherzog am 12 August auf, und nahm seine Richtung auf Donauwerth, wo er über den Strom setzte. Er tadelt sich über die Befangenheit, dass er geglaubt hatte, nur durch eine Schlacht den Rückzug erzwecken zu können. Demonstrationen, Gewinnung einiger Marschtage, und im schlimmsten Fall Aufopferung einer Arriergarde, in den beschwerlichen Defileen des Kesselthals und der Wernitz, besonders gegen einen langsamen Feind wie Moreau, würden sicherer und schneller zum Ziel geführt haben. In der Schlacht bey Neresheim selbst beging der österreichische Feldherr nach seinem Geständniss einen grossen Fehler, dass er mit vielen isolirten Colonnen vorrückte, die an sich zu schwach waren, um irgend eine Operation durchzusetzen, zu entfernt von einander, um sich wechselseitig zu unterstützen, oder auch nur in gemeinschaftlicher Ordnung zurückzuziehen. Moreau dagegen, urtheilt unser unpartheyischer Geschichtschreiber, handelte am Tage der Schlacht wie ein kluger, entschlossener Feldherr, welchen nichts von dem richtig erwählten Puncte verrückte, weder der Verlust von Heidenheim und des Artillerie-Parks, noch die Umgehung seines rechten Flügels, noch die Demonstrationen auf Bopfingen. Wäre er zugleich unternehmender gewesen, und durch die Besorgniss, nicht Munition genug zu haben, nicht zu sehr geschreckt worden: so hätte er seinen Gegner nicht nur gänzlich bey Neresheim geschlagen, sondern auch für den gewagten Rückzug strafen können.

Die Manövers des Generals Moreau und des Erzherzogs vom Ende des Julius bis in den halben August werden zum Schluss als im Widerspruch mit den angenommenen Grundsätzen betrachtet. Der französische Feldherr, mit überlegenen Kräften, im Glücke, rückte behutsam und langsam vor; der deutsche dagegen, mit der schwächeren Armee, zog zaudernd zurück, und unter kühnen und gewagten Manövers und Stellungen. „Die Ursache dieses Betragens, heisst es hier, der Aufschluss dieses Problems liegt in dem Charakter der beiden Feldherren."

So geht eine feine psychologische Kunst durch dieses Werk, welche hie und da gleichsam absichtslos einen individuellen Zug an den handelnden Figuren bemerkt, eine Parallele zwischen ihnen nur andeutet, irgend eine allgemeine Betrachtung über die menschliche Seele fallen lässt, und so allmählich, ohne es dem Anschein nach zu wissen und zu wollen, ein psychologisches Gemälde hinzaubert, in welchem die handelnde Figur sich vollständig zeigt. Diese Art ist es, welche die Alten vorzüglich liebten. Bis auf wenige Ausnahme geben sie keine ausführlichen Charakterschilderungen, in welchen ein Individuum mit seiner ganzen Natur gleichsam unter einen Brennpunct gebracht ist. Je praktischer ein Geschichtschrei-

ber seyn, je mehr er eine Handlung im Detail der Wirklichkeit beschreiben kann: desto weniger sind ihm solche ausführliche Charakterschilderungen Bedürfniss. Da nur, wo man einen verworrenen Stoff durch Studium und Einbildungskraft erst in Zusammenhang bringen, und mit Leben ausstatten muss, ist oft unmöglich, diess ohne vollendete psychologische Gemälde zu bewirken, die nicht allmählich aus der Handlung, sondern auf einmal aus der Kunst hervorgehen.

Durch Verstärkungen, die aus Österreich in Ingolstadt angekommen waren, brachte Erzherzog Karl einen Theil seiner Armee, welchen er dem Feldzeugmeister Wartensleben zuführen wollte, auf 28,000 M. Dagegen blieben 30,288 Mann Österreicher, nebst dem condéischen Corps unter Latours Befehl an dem Lech und in Vorarlberg, theils um den Feind über die eigentliche Operation zu täuschen, theils um in dem Fall, dass Wartensleben, der in allen seinen Berichten seinen Drang nach Böhmen verrieth, den Rückzug wirklich dahin angetreten hätte, und der Erzherzog die Offensive aufgeben musste, desto leichter in Gemeinschaft mit Latour eine defensive Ausführung, und Österreichs Grenzen decken zu können. In zwey Colonnen ging der Erzherzog rasch über die Donau; sein Marsch gegen die Altmühl war ohne Gefahr: denn Moreau stand noch hinter der Wernitz, und Jourdan stack in dem Defilee der Pegnitz. Allein während der österreichische Oberfeldherr allen seinen Bewegungen die Richtung zur Vereinigung mit Wartensleben in der Gegend von Amberg gab, änderten sich auf dem rechten Flügel die Aussichten. Ein ernsthaftes Gefecht am 17 August zwischen Jourdan und dem Feldzeugmeister bewog diesen, hinter die Naab zurückzugehen. Nun war dem französischen Feldherrn eine viel grössere Freyheit der Bewegungen gestattet, und er breitete sich sofort aus. In wenigen Tagen standen beide Armeen wieder schlagfertig gegen einander, bis auf den einzigen Punct von Schwarzenfeld, wo die Franzosen den Einsiedlerberg nicht besetzten, durch die Naab getrennt, deren sumpfige, und zum Theil felsige Ufer nur wenige beschwerliche Übergänge zulassen. An eine Forcirung der Passagen war nicht zu denken, da beide Heere ihre gegenseitige Tapferkeit hinlänglich erprobt hatten; sie hielten sich also einander fest.

Unser Geschichtschreiber tadelt mit Recht, dass Jourdan mit seiner ganzen Macht auf den Feldzeugmeister ging. Er hatte nach Verdrängung der Österreicher von Amberg den Weg über Castell und Neumarkt an die Donau offen, und konnte den Fehler wieder gut machen, den er durch die falsche Richtung nach der Pegnitz begangen, indem er dem Gegner eine schwache Abtheilung nachschickte, und mittelst der waldigen und durchschnittenen Gegend ihn über die Stärke der Verfolgung täuschte, selbst aber mit der Hauptmacht die Donau ereilte. Durch seine Aufstellung vor Schwarzenfeld machte er eine solche Operation unmöglich: auf den im Amphitheater steigenden Anhöhen gewährte sie dem Feinde die Einsicht in jede Bewegung der Armee, welcher daher jede derselben benutzen konnte, um schnell über die Naab zu gehen, die geschwächten oder nicht geordneten Franzosen anzugreifen. Eben so wird Wartensleben getadelt, der freylich durch seine Aufstellung hinter der Naab wieder auf einer Communicationslinie mit der Donau stand, aber den grössten Theil seiner Truppen auf den rechten Flügel an der Strasse nach Pilsen legte, und viel schwächer die nach Regensburg besetzt hatte, so dass wiederum seine Absicht hervorbrach, nach Böhmen zurückzuziehen, und sich nicht mit dem Erzherzog zu vereinigen.

Um so eilender rückte dieser vor, um zu ihm zu stossen, und schon am 21 war er der abgesondert stehenden Division von der Sambre- und Maas-Armee unter General Bernadotte so nahe, dass er den Angriff auf sie beschloss. Zweifelhaft konnte der Erfolg nicht seyn: denn jede der zwey Colonnen, die er dazu bestimmte, war der französischen Division überlegen. „Der Erzherzog, so urtheilt er über sich selbst, hatte eine der schwersten Aufgaben gelöst, nämlich mit einer geringeren Masse disponibler Streitkräfte eine überlegene Truppenzahl auf dem entscheidenden Punct zu vereinigen. Viele fanden sein Manöver gewagt; der unbefangene, von den Umständen unterrichtete Beobachter aber erkennt in demselben Entschlossenheit und eine feste auf richtige Berechnung gegründete Zuversicht."

Er stand nun in Jourdans Flanke, und wollte kein Mittelding zwischen einem entscheidenden Sieg oder einem ehrenvollen Rückzug nach Österreich. Musste er zu diesem letzten greifen, was unvermeidlich war, wenn Wartensleben seinem Drang nach Böhmen sich ganz ergab: so lag ihm ob, mit einer schlagfertigen unversehrten Armee auf dem rechten Donauufer anzukommen.

Die Beschreibung des Terrains, auf welchem die französische Armee, und besonders die Division Bernadotte, stand, ist wiederum eine jener meisterhaften Schilderungen, deren Gehalt in diesem Werke wir schon erwähnt haben. Das Gefecht mit jener Division am 22 war freylich der Art, dass sie in der Nacht sich zurückzog; allein der österreichische Oberfeldherr urtheilt, dass er gefehlt habe, indem er die rückwärtigen Truppen nicht in einer Ordnung folgen liess, die ihm erlaubte, eine hinlängliche Masse, die er gegen Bernadotte bestimmt hatte, jeden Augenblick zur gänzlichen Niederlage desselben bereit zu haben. Erst am folgenden Tage war durch ein neues Gefecht Neumarkt erreicht. Da benachrichtigte der Erzherzog schnell den General Wartensleben, dass er am 24 Morgens ohne alle Bedenklichkeit angreifen solle: denn er selbst werde in der Frühe über Castell nach Amberg in des Feindes Flanke und Rücken marschiren, indessen einige Abtheilungen die Defileen der Pegnitz vor den Franzosen gewinnen würden. Die Bewegungen in der französischen Armee, die noch an demselben Tage unter das Gewehr trat, bewiesen, dass sie sich nicht in ihrer Stellung behaupten wolle. Um 11 Uhr Nachts setzten sich ihre Colonnen in Marsch, und die österreichischen Vortruppen und die ihnen nachfolgenden Colonnen konnten sich in der Nacht noch auf

dem rechten Ufer der Naab formiren. Nach angebrochenem Tage entdeckte der Feldzeugmeister, als er auf den Anhöhen ankam, wo das Terrain nach Amberg hinunterfällt, die Stellung der französischen Armee bey dieser Stadt. Auf den verschiedenen Bergrücken daselbst stand der rechte Flügel und das Centrum des Feindes, dessen Stellung trotz der scheinbaren Vortheile auf dem erhöhten Terrain hinter Amberg viele wesentliche Fehler hatte. Das Defilee der Stadt trennte die Division Collaud von der übrigen Armee. Grenier und Championnet hatten eine steile Wand hinter sich, die nur auf den beiden äussersten Flügeln einen Rückzug erlaubte, und der letzte musste auf dem nämlichen Wege defiliren, der einzig für Collaud offen war. Nur schlechte Gebirgswege fanden sich auf dem linken Flügel, und die Rückzugslinie von Sulzbach lief parallel mit und hinter dem rechten Flügel der Position, also in der nachtheiligsten Richtung. Bey grauendem Morgen war der Erzherzog von Neumarkt abgerückt. Als er bey Ursenulm auf dem dominirenden Terrain, an dessen Abfall sich ein langer Wald von Wayerzant über Haag ausdehnt, aufmarschirt war, entdeckte er bald Wartenslebens Angriff, und seine eigene Bewegung war von diesem wahrgenommen. Solcher Anblick erhöhte den Muth der Österreicher, und machte die Franzosen zaghafter. Ehe noch das Centrum seiner Armee angegriffen werden konnte, bestimmte sich daher Jourdan zum allgemeinen Rückzug nach Sulzbach. Collaud litt vorzüglich auf demselben. Die Cavallerie der französischen Arriergarde ward versprengt, die 20 Halbbrigade leichter Infanterie erlag in ihrem Quarrée dem dritten Angriff der österreichischen Reiterey. So gehörte das Treffen von Amberg zu denjenigen, deren Entscheidung schon durch die vorläufigen Manövers herbeygeführt ist, ehe die Heere handgemein geworden. Der Erzherzog gewann es durch combinirte Manövers, die an sich in der Kriegskunst verwerflich sind, weil sie von zu viel Zufällen abhangen. Allein er vertraute auf das Zusammentreffen der österreichischen Colonnen, weil er überzeugt war, dass Jourdan, um dasselbe zu verhindern, nicht seine Rückzugslinie preisgeben und den grössten Fehler in strategischer und taktischer Hinsicht begehen würde.

Wäre Moreau auf dem linken Donauufer gegen Neuburg vorgerückt: so hätte er sich mit Jourdan verbunden, und die österreichischen Armeen hätten sich nicht vereinigen können. Allein unbekümmert um den Marsch des Erzherzogs rückte er an den Lech, wo Latour selbst zwischen beiden Flügeln seiner Macht auf den Höhen bey Friedberg stand, die zu weit von dem Strom entfernt sind, als dass man von dort den Feind am Übergang und an Entwickelung seiner Colonnen auf dem rechten Ufer hindern könnte. Am wenigsten vermochte es diess mit den 4000 Mann und 1800 Pferden, die er bey sich hatte. Am demselben Tage, da der Erzherzog den General Jourdan bey Amberg schlug, wurden die österreichischen Posten am Lech geworfen, nahm Latour einen verderblichen Rückzug von Friedberg auf der Strasse nach München. Er hätte jeglichem Gefecht ausweichen, bey allen Bewegungen den Gesichtspunct haben sollen, nicht von der Donau zu weichen, und sich dem Erzherzog und der Vereinigung mit demselben zu erhalten. Allein er hielt es für eine Schande, dem Feinde Terrain zu überlassen, ohne sich darum geschlagen zu haben, und zitterte, die Grenzen Österreichs preis zu geben, obgleich ihm der Oberfeldherr, als sie sich trennten, gesagt hatte: wenn auch Moreau bis vor Wien kömmt, so thut es nichts, wenn ich nur Jourdan schlage.

Das Treffen bey Amberg hielt der Erzherzog für zu wenig entscheidend, als dass er nicht eine neue Schlacht nöthig geglaubt hätte. Er wünschte sie, um eine solche Überlegenheit zu erringen, dass er sich unbesorgt gegen Moreau wenden, und Österreich von der Gefahr befreyen könnte; und er bot Alles auf, den Gewinn der Schlacht vorbereitend, die physischen und moralischen Kräfte der Feinde auf ihrem Rückzug nach Schweinfurt zu schwächen. Auch Jourdan, der nur durch einen neuen Kampf seine Lage verbessern mochte, vermied ein neues Treffen nicht, und doch verketteten sich die Umstände so, dass es auf seinem Rückzuge nicht dazu kam. Hier ist nicht verschwiegen, dass beide Heerführer seit dem Treffen bey Amberg wesentliche Fehler begingen. So lange Jourdan auf der Linie blieb, welche von der Donau nach Bamberg geht, war der Erzherzog in seinen Bewegungen sehr beschränkt, da nur die Strasse nach Erlangen sein Rückzug blieb. Als aber die Franzosen jene Linie verliessen, kam er in Besitz von allen Communicationen mit der Donau und mit seiner Basis in Böhmen. Durch einen kurzen Marsch auf dem linken Mainufer konnte er die einzige Communication der Feinde mit ihrer Basis von Neuwied und Düsseldorf gewinnen. So liess er Jourdan nur durch 5 Bat. und 17 Escad. auf dem rechten Mainufer verfolgen, und die übrige Armee links durch Bamberg abmarschiren, und sich in Colonne auf der Strasse nach Würzburg bilden.

Von der Bewegung des Erzherzogs gegen Jourdan wusste Moreau noch immer nichts: denn die leichte Reiterey der Österreicher, die zwischen beiden französischen Armeen umherschweifte, fing alle Nachrichten und Couriere auf. Er fürchtete darum auf eine grössere Macht zu stossen, und ging nach dem Siege bey Friedberg langsam vor. Seine Bewegung konnte nur von einem Mann herrühren, „der, seiner Sache und der zu ergreifenden Mittel ungewiss, zwischen allen schwankte, alle versuchte, und sich für keine mit soviel Zuversicht bestimmte, um seinen Entschluss mit hinlänglichen Kräften durchzusetzen. Er war für seine beiden Flanken besorgt, und wollte dessen ungeachtet in der Mitte vorgehen! Er glaubte, sie gegen die Donau und gegen Tyrol zugleich sicherstellen zu müssen, als ob beide für ihn die nämliche Wichtigkeit hätten! Er setzte sich der Gefahr aus, bey einer solchen Ausdehnung seine Absicht auf jedem Puncte zu verfehlen.“ Bey reifem Nachdenken konnte er nur annehmen, dass der österreichische Oberfeldher sich entweder auf dem rechten Donauufer irgendwo auf-

gestellt habe, um die Vorrückung der Sambre- und Maas-Armee über den Fluss zu verhindern, oder über die Donau gesetzt sey, um sich mit Wartensleben zu vereinigen. Dann lag ihm ob, höchstens zwey Märsche sich von der Donau zu entfernen, und sichere Nachrichten über Jourdan und den Erzherzog sich zu verschaffen. Alle möglichen Combinationen, die ihn dann weiter hätten lenken müssen, sind hierauf das scharfsinnigste entwickelt. Inzwischen stiess der General Nauendorf, der mit 8 Bat. und 22 Escad. von der Hauptarmee an die Donau detachirt war, zu Latour, welcher nun beschloss, den Feind anzugreifen. Es geschah bey Geisenfeld am 1 September. Alle Angriffe der Österreicher wurden mit Ungestüm und zu ihrem Verderben zurückgeschlagen. Hätte aber Latour auch gesiegt gegen die überlegenen Franzosen: so fehlte es ihm an Kräften, den Sieg zu benutzen, und er erreichte dadurch höchstens, dass Moreau dem Rücken des Erzherzogs und einer Verbindung mit Jourdan näher rückte, was damals das Gefährlichste war. Seine Anordnungen zum Gefechte selbst verdienen so sehr Tadel, als überhaupt die Unternehmung desselben. Nach Reinigung des geisenfelder Waldes von den Feinden rückte er vor, ohne sich Kenntniss von ihrer Stellung zu verschaffen. Dann wird sein Angriff mit Cavallerie gegen Anhöhen, die mit feindlichem Geschütz besetzt waren, ohne Sicherheit, dass der Gegner nicht immer neue Truppen über Reicherzhofen vorpoussirte, und indem die Reiterey ein sumpfiges Terrain im Rücken hatte, hier selbst unter aller Kritik genannt. Zu Anfang des Revolutionskrieges hätte Reiterey bisweilen die ungeübte französische Infanterie bloss durch Schrecken zum Fliehen gebracht, und so Wälder, Schanzen und Dörfer erobert, und darum sey bey vielen österreichischen Anführern Sitte geworden, ohne Rücksicht auf das Terrain die Cavallerie überall zu verwenden, wo sie sich sonst nicht zu helfen wussten, oder ein schnelles Resultat erzweckten. Durch solchen Missbrauch wären allmählich so Infanterie als Cavallerie verdorben: diese entwöhnte sich, mit Ordnung und in Massen zu attakiren, und jene ward verzagt durch den Wahn, dass sie feindlicher Reiterey nicht widerstehen könne. Neben diesem Tadel gegen Latour steht das Lob von Desaix, der an diesem Tage commandirte, dass er schnelle Fassung, richtige Beurtheilung des Terrains, und volle Kenntniss von der Verwendung der Truppen bewiesen habe. Der General St. Cyr, der mit den 2 Divisionen des Centrums an die Ammer vorgerückt war, scheint durch den Wind verhindert gewesen zu seyn, das Feuer des Gefechtes zu hören, dem Feind in den Rücken zu kommen, so dass Latour dann gänzlich aufgerieben worden wäre. Ihn rettete der Mangel an „mehrerem Einverständniss zwischen den Generalen der französischen Armee, welches durch die Stimmung, die Thätigkeit, die Energie des Commandirenden hervorgebracht werden muss."

Wie geistreich wird der Rasttag, welchen die Sambre- und Maas-Armee am 1 September bey Schweinfurt hielt, als unentbehrlich für sie gerechtfertigt! und wie richtig und schön sind die Worte über die *moralische* Schwächung des Soldaten durch einen Rückzug, und wie wahrhaft und bescheiden ist, die innere Schwäche eines Feindes zu beschreiben, über welchen man glorreich siegen will!

Am 2 September Morgens setzte sich Jourdan auf der Heerstrasse von Schweinfurt nach Würzburg in Bewegung, vor welcher Stadt, wie er erkundet hatte, die Österreicher angekommen waren. Die Gegend dort ist in jeder Rücksicht zu einem Schlachtfeld geeignet: sie gewährt eine ausgebreitete Manövrirfähigkeit und den Gebrauch aller Waffen. Bey Entwickelung der französischen Colonnen kam es sogleich zu lebhaften Gefechten mit dem österreichischen Vorderheere. Der Erzherzog hatte den Bericht über Jourdans Abmarsch von Schweinfurt verspätet erhalten. Ein dicker Nebel bedeckte am Morgen des 3 den Horizont, und verdeckte die Bewegungen der Österreicher. Der Feldherr Sztarrey, der das Vorderheer commandirte, stand, als der Erzherzog bey ihm ankam, in Colonne bey den Anhöhen von Lengfeld in den Schluchten, auf einen Büchsenschuss von der feindlichen Stellung in Nebel verhüllt, „entschlossen, sie anzugreifen, sobald der Himmel sich aufheitern würde. Ein kraftvoller Entschluss, der sich auf richtige Berechnung gründete. Das Unerwartete der Unternehmung verbürgte um so mehr den guten Erfolg, als die französische Position auf den Anhöhen diesseits Lengfeld keine Tiefe, folglich nicht viel Stärke hatte." — So wurden auch, als sich der Nebel verlor, die überraschten Feinde von den Anhöhen geworfen, und vermochten nicht durch wiederholte Angriffe sie wieder zu erobern.

Championnet machte anfänglich Fortschritte gegen das österreichische Centrum; doch hemmte ihn die Bedrohung seiner rechten Flanke von den gewonnenen Anhöhen vor Lengfeld. Auch fehlte es den Anordnungen der Franzosen überhaupt an Einklang, und Kray, welchem der österreichische Oberfeldherr den Übergang über den Main, und den Marsch rechts gegen Prosselsheim befohlen hatte, sollte durch seine Richtung die feindliche Stellung überflügeln, und in Flanke nehmen. Wartensleben, der mit 8 Grenadier-Bataillons und 24 Cürassier-Escadrons nachfolgte, und beordert war, sich so schnell als möglich an den rechten Flügel von Sztarrey zu schliessen, hatte sich, der tapferste Veteran, an der Spitze der Cavallerie in den Main geworfen. Sein schnelles Anrücken durchkreuzte Jourdans Anordnungen. Seine Cavallerie liess der Erzherzog in einem Treffen gegenüber der französischen aufmarschiren, und diese durch einen Angriff bedrohen, bis die nachfolgende Infanterie herangekommen war. „Er strebte nach grösseren Resultaten, als die von einer isolirten Cavallerieattake zu erwarten waren, und wollte das Schicksal des entscheidenden Tages keinem so precären Unternehmen überlassen."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Degen: *Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland.* I — III Theil, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Als die Tete der Grenadier-Colonne ankam, liess der Erzherzog sie in zwey Treffen aufmarschiren; und indem die französischen Cürassiere beschäftigt waren, sich zu formiren, liess er sie durch seine Reiterey angreifen. Es kam zu einer eigentlichen Cavallerie-Schlacht, und entscheidend war, dass die Österreicher, als die ganze feindliche Reiterey im Handgemenge, also in Unordnung war, noch 12 Escad. Cürassiere der Reserve geschlossen im Trab sich auf dieselbe stürzen liessen. Sie floh zerstreut bis hinter ihr Fussvolk. Weil dieses nur in einem Treffen aufmarschirt war, sah es seine Linie durchbrochen, und seine Flanke entblösst, ohne sich wieder herstellen zu können. Jourdan befahl den allgemeinen Rückzug, der Erzherzog eine Vorrückung auf seiner ganzen Linie. Die Verfolgung that den Franzosen viel Abbruch, bis die Dämmerung sie beendete. Als die vorzüglichsten Früchte des Sieges sind hier angegeben: „die Behauptung der kürzeren Communication an den Rhein und der Marschdirection in die Flanke des Feindes, seine Zurückwerfung auf eine unvortheilhafte Rückzugslinie, und ein tiefer Eindruck auf die Stimmung der geschlagenen Armee." Jourdan verlor die Schlacht, weil er sich weit in einer einzigen Linie ausdehnte; daher die geringe Kraft seines Angriffs und die Durchbrechung des Treffens durch eine Cavallerieattake. Auch der Erzherzog hatte seine Truppen zu sehr getrennt, ein Rasttag hielt ihn zu weit entfernt von Sztarrey, und er setzte dadurch die Hälfte seiner Armee der Gefahr aus, von einem entschlosseneren und rascheren Feinde als Jourdan vor seiner Ankunft aufgerieben zu werden. Der Umstand, dass Reiterey die Schlacht entschied, wird Anlass zu den lehrreichsten Gedanken über die Benutzung dieser Waffe. Infanterie wirkt selbstständig, auf welchem Terrain sie seyn mag; die Wirkung der Cavallerie ist bloss offensiv, und hängt von dem grössten Grade der Anstrengung und Schnelligkeit der Pferde ab. Es bedarf dazu progressiver Bewegung, also einer hinreichenden Entfernung der Reiterey von dem Puncte, wo sie nützen soll. Die höchste Anstrengung der Kraft erschöpft, und daher muss eine gelungene Cavallerieattake, wenn sie bewährt nutzen soll, wenigstens durch ein zweytes frisches Treffen unterstützt werden. Das erste Treffen muss die Carriere spät genug beginnen, um mit voller Gewalt auf den Feind zu stossen; die folgenden Treffen müssen in ihrem Trabe nicht zu entfernt bleiben. Der General, dem der Oberfeldherr die Anführung der Cavallerie in der Schlacht übergiebt, darf sich schlechterdings nicht zu einem vertheilten Beystand mit ihren Bruchstücken verleiten lassen: denn sie muss im Augenblick ihrer Wirkung mit ihrer ganzen Masse auf den angemessenen Punct eilen. Gewöhnlich vertheilten die österreichischen Generale die Reiterey unter die Infanterie; „letztere verlor von ihrer Selbstständigkeit, und erstere entschied die Schlachten nicht."

Jourdan sah sogleich ein, dass seine Niederlage die schleunige Entsetzung von Mainz nach sich ziehe: denn zwischen Würzburg und Cassel war keine feste Stellung, die früh genug vor dem Feinde erreicht und behauptet werden konnte. Die geschlagene Armee hatte nur die Rückzugslinie an die Lahn, und der Erzherzog wählte den Marsch auf der Heerstrasse nach Aschaffenburg, der ihn schneller zum Ziel führte, als eine Verfolgung des Feindes auf dem Fusse, wozu leichte Truppen hinreichten. Bey seiner Ankunft in Frankfurt sah er eine Hauptabsicht, die Entsetzung der wichtigsten Festungen am Rhein, schon erreicht. Da die österreichischen Garnisonen derselben stärker waren, als die sie bisher belagernden Corps, ihr siegreicher Oberfeldherr in der Nähe stand, das Landvolk es mit ihnen hielt, und im Odenwalde bey Philippsburg und sonst bewaffnet war: so blieb die Unthätigkeit der Festungs-Commandanten, die dem Feinde keinen Abbruch thaten, um so tadelnswürdiger. Sie waren von einander unabhängig, und Jeder sann nur darauf, die ihm anvertraute Festung zu behaupten. Der Erzherzog tadelt sich, dass er, als er den Rhein verliess, die Garnisonen der einander so nahen festen Plätze nicht als ein Armeecorps ansah, einem General unterordnete, und mit Allem versorgte, was sie schlagfertig im Felde machte. So deuten uns grosse Winke an, wie dieser Feldherr seinen gegenwärtigen Standpunct in Mainz nehmen würde.

Latour und Moreau blieben bey ihrem alten System. Jener zerstreute seine Macht in einzelne Posten von der Donau bis an die Gebirge Tyrols; dieser begnügte sich, durch Postengefechte nach und nach Terrain zu gewinnen. Er wollte nun bey Freysing die Iser passiren, und in der Mitte durchbrechen, ohne Stütze für seine Flügel. Latour konnte durch In-

golstadt, Frelich aus dem Tyrolergebirge auf seine Flanken fallen. Drang er gleichwohl vor: so ward seine Offensive immer schwächer, weil seine Flanken immer länger wurden, und die Österreicher, die in demselben Mass stärker wurden, konnten ihn ohne Zweifel, indem sie Verstärkungen aus dem Inneren, aus den Besatzungen an sich zogen, am Inn oder an der Enns aufhalten. Rechnet man hiezu noch, dass ihn schon, als er in Baiern vordringen wollte, die Kunde von Jourdans Niederlage und Rückzug umschwärmte: so muss man dem hier gefällten Urtheile beystimmen, dass Klugheit und Vorsicht, die bisher jeden Entwurf, jede Bewegung Moreaus charakterisirten, hier nun ganz bey ihm vermisst werden. Vielleicht wollte er bey den feindlichen Generalen Besorgniss für Österreichs Grenzen erregen, und ihnen mittlerweile von Freysing aus zuvorkommen? „Ein kluger General benutzt die Missgriffe seines Feindes schnell und mit Thätigkeit; aber einen Plan auf die Voraussetzung zu gründen, dass der Feind Fehler begehen werde, bleibt immer ein Wagstück."

Gleichwohl wird man fast geneigt, diesen so gegründeten Tadel zurückzunehmen, wenn man die ungeheueren Blössen sieht, welche besonders Latour dem französischen Feldherrn gab. Ungeachtet aller Belehrungen und Weisungen des Erzherzogs, und wiewohl ihn dieser in seinen ganzen Plan eingeweiht hatte, beharrte der Feldzeugmeister bey dem Wahn, dass er Österreichs Grenze durch einen Cordon, und seinen Rückzug von der Iser an den Inn decken müsse. Der General Nauendorf verweigerte ihm schlechterdings den gemeinschaftlichen Rückzug nach Österreich, und erklärte bestimmt, dass er nicht von der Donau weichen, und vom rechten Ufer verdrängt, sich über Regensburg auf dem linken aufstellen werde. Der Erzherzog hatte ihn zum Glück unabhängig von Latour gemacht; aber warum gab er dem fähigeren General nicht das Hauptcommando? Er antwortet selbst darauf, dass Nauendorf nur General-Major war, an Rang also unter allen bey der Kriegsmacht in Baiern angestellten Feldmarschall-Lieutenants, und der Oberfeldherr eine so plötzliche Umstossung der verjährten Dienstordnung nicht auf sich nehmen konnte.

Inzwischen lag diesem ob, die Sambre- und Maas-Armee auch von der Lahn zu entfernen, damit sie nicht früher wieder operiren könne, als bis er sich gegen Moreau gerichtet, und auch ihn zum Rückzug gezwungen hatte. Gelang diess nicht: so gerieth er früher oder später in die schrecklichste Lage zwischen den beiden französischen Heeren. Zum Unglück hatte die Sambre- und Maas-Armee so ungemeine Verstärkungen erhalten, dass der österreichische Oberfeldherr für sehr misslich hielt, sie durch eine Schlacht von der Lahn entfernen zu wollen. Durch ein Manöver sollte es geschehen, und er baute seinen Plan auf die Bedächtlichkeit und die taktischen Grundsätze des Gegners. Er wollte denselben in seiner hohen Meinung von der Wichtigkeit der Gegend Wetzlars bestärken, durch Demonstrationen seine ganze Aufmerksamkeit dort hinziehen, unterdessen sich rasch gegen Limburg wenden, daselbst durchbrechen, auf die Communicationslinie des Gegners vorrücken, und ihn dadurch zum schnellen Rückzug zwingen. An sich war es gewagt, auf Limburg zu marschiren, indem der Feind bey Wetzlar concentrirt in der rechten Flanke und an dem Debouchee einer Strasse stand, die ihn eben so schnell auf die Rückzugslinie der Österreicher brachte, als diese Limburg erreichten. Allein der Erzherzog verliess sich auf die Unentschlossenheit und die geringe Schnellkraft Jourdans, und seine Kühnheit ward mit Erfolg gekrönt, wiewohl er sich vorwirft, weniger kühn, als ein solcher Entwurf es erfodert, ihn ausgeführt zu haben. Jeder Zug in der Entwickelung des Manövers selbst ist belehrend; und wie wahr, dass eine Demonstration nie mehr wirkt, als gegen einen geschlagenen Feind, den die Überzeugung von der moralischen Überlegenheit des Gegners auf jeden Umstand argwöhnisch macht, und der gekränkte Stolz, mit dem Gefühl der Ohnmacht verbunden, leicht so täuscht, dass ihm ein geringer Vortheil wie ein glänzender Sieg erscheint. So erklärte sich, wie Jourdan glauben konnte, der Erzherzog würde fünf Tage hindurch nur einseitige Angriffe bey Giessen unternehmen, wenn seine Absicht wirklich auf diesen Punct ging. Vom General Marceau, der die Position bey Limburg tapfer vertheidigte, spricht unser Geschichtschreiber mit Achtung. „Durch einen langsamen klugen Rückzug, heisst es von ihm, und durch mehrere mit Entschlossenheit bestandene Gefechte deckte er die Bewegungen seines obersten Feldherrn;" und als er schwer verwundet in die Hände der Österreicher gefallen war, und nach einigen Tagen starb: „Frankreich verlor an ihm einen talentvollen kräftigen jungen Mann."

Der Erzherzog bezog am 22 Sept. eine Stellung bey Uckerath, indem die Franzosen sich allgemein zurückzogen und über den Rhein gingen, wo Beurnonville das Commando Jourdans übernahm. Schnell konnte die Sambre- und Maas-Armee wieder organisirt werden, und der österreichische Feldherr wagte nicht das Gegentheil zu hoffen; doch sah er bald aus den Anstalten ihres jetzigen Obergenerals, dass die Ruhe am Niederrhein nicht sobald unterbrochen werden dürfte. Er hinterliess bey Uckerath 24,000 Mann Infant. und 8500 Pferde, unter dem Feldmarschall-Lieutenant Werneck, und zog selbst mit 12,000 M. Infant. und 4000 Pferden zur Operation gegen Moreau.

Dieser hatte endlich seine Armee bey der Donau zusammengezogen, und sich zu einer rückwärtigen Bewegung bestimmt. Seine lange Operationslinie fand nur in den Engpässen des Kinzig- und Holl-Thales ihre beschränkten Communicationen mit ihrer Basis, und auf diese beschloss der Erzherzog zu wirken, um auch ihn über den Rhein zurück zu nöthigen. Den Anfang der Operationen leitete er damit ein, dass er dem Feldmarschall-Lieutenant Petrasch befahl, mit 9 Bataillons aus den Besatzungen von Mannheim und Philippsburg, und ihm zugekommener Reiterey gegen den oberen Neckar zu rücken. Derselbe griff Kehl an, eroberte es, seine Truppe überliess sich der Plünderung und dem Trunke, und die Franzosen benutzten

diese Unordnung, um Kehl wieder zu erobern. Nun musste der Brückenkopf immer berennt bleiben, und hinderte die Verwendung grösserer Kräfte gegen Moreau, welchen Latour gegen Neuburg verfolgte, gegen welchen Nauendorf, durchdrungen von der überwiegenden Wichtigkeit des linken Donau-Ufers, über Gumelding an der Altmühl operirte. Seine Bewegungen, die nicht bloss auf die Truppenzahl, womit er sie ausführte, berechnet schienen, erregten vorzüglich dem feindlichen Obergeneral Besorgniss vor einem combinirten Manöver, so dass er nun den Rückzug an die Iller beschloss. In seiner Unzweckmässigkeit erreichte er sie auf unnützen Märschen endlich nach acht Tagen, da er sie aus seiner Aufstellung bey Neuburg in vier Märschen gewinnen konnte. Jetzt erst fühlte er die Wichtigkeit des Postens von Ulm, des letzten Übergangspunctes für eine aufwärts der Donau manövrirende Armee, um in der kürzesten Richtung an den Neckar zu gelangen. Es kam durch seine Fehlgriffe dahin, dass ihm der Feind die Epochen und den Weg seines Rückzuges vorschreiben konnte. Vereinigten sich Latour und Nauendorf, nachdem Ulm von Desaix geräumt war, und beide dann wiederum in forçirten Märschen mit dem General Petrasch, der an den Neçkar vorgerückt war: so waren sie stark genug, um von Moreau den Rückzug durch das Höllthal zu erzwingen. Die Uneinigkeit zwischen ihnen hielt aber ihre Kräfte zersplittert, und so manövrirte der Feind, wenngleich stets in einer falschen Richtung, ohne verderbliche Folgen, weil er seine Kräfte vereinigt hielt, was sein grösstes Verdienst auf dem Rückzuge war. Bey Biberach stiess Latour auf ihn, in der Absicht, ihn durch diese Bewegung gegen Stockach und die Schweiz zu verdrängen. Eingenommen von dieser Ansicht, sah er bey dem französischen Heere nichts als Rückzug, und nahm eine Stellung, in welcher er weder ein Gefecht anbieten noch annehmen durfte. In zwey Hälften hatte er sein Corps getheilt, von welchen jede auf beiden Flanken Blösse gab, ohne Stütze auf ihren Flügeln, das Defilee der Riss im Rücken; für beide war die Passage von Biberach der einzige Rückzug; sie hatten keinen Centralpunct, und wollten sie sich unterstützen, so öffneten sie dem Feinde den Weg auf Biberach in ihren Rücken. Moreau war zu sehr von Latour eingeladen, ihn zu schlagen, als dass er es unterlassen durfte: aber er hätte es schon am 1 October thun sollen: denn er hätte dadurch einen Tag gewonnen, was in seiner Lage viel war. Am 2 October ward der Feldzeugmeister so geschlagen, dass er sich den Tag darauf bis hinter den Rottambach bey Erlenmoos zurückzog, aus Furcht, noch einmal geschlagen zu werden. Ungestört von ihm verfolgte Moreau seinen Marsch, welchen er über Neustadt auf das Höllthal richtete, anstatt den Rückzug durch das Kinzigthal zu wählen, der viel mehr Freyheit der Bewegung gestattete, und den Marsch in mehreren Colonnen, so dass die längere Strecke so schnell als das kürzere durch steile Berge auf beiden Seiten beschränkte Defilee des Höllthals zurückgelegt werden konnte. Wäre er unterrichtet und kraftvoll gewesen; so hätte er sich nach dem Siege bey Biberach schnell auf Rothweil gewendet, die isolirten zwey österreichischen Corps auf das linke Neckarufer geworfen, und wäre auf den Erzherzog gefallen, dessen Kräfte in einem weiten Kreise um die französische Armee aufgelöst waren. Unser Geschichtschreiber tadelt sich, dass er zu wenig Truppen von Uckerath mitnahm, die Richtung im Rheinthal wählte, und zu langsam verfolgte, und drittens, dass er nach beendeter Operation am Niederrhein nicht für seine Person mit der Post an die Donau eilte, und dort das Obercommando übernahm. Er zweifelte nicht, als er die Richtung des Feindes nach dem Rheinthal in Erfahrung brachte, dass Moreau eine entscheidende Schlacht liefern werde, um gegen Kehl durchzubrechen. Die dreyssig Tausend Mann, mit welchen der Erzherzog im Rheinthale stand, konnte der Obergeneral mit seinen vier Divisionen und der Reserve eher schlagen, als die entfernteren und im Gebirge vertheilten Österreicher zu ihrem Feldherrn gestossen waren. Allein derselbe zauderte, und dieser letzte sammelte rasch seine Kräfte, und ergriff, obwohl noch schwächer als Moreau, doch die Offensive. „So wie die Vereinigung der Kräfte einen entschiedenen Vortheil über den Feind gewährt, der die seinigen vertheilt: so verschafft ein schneller rascher Entschluss und die Initiative der Bewegungen das grösste Übergewicht über den Zweifler.“

Als sich beiderseitige Oberfeldherrn im Rheinthale näherten, wurde Waldkirch für beide der entscheidende Punct ihrer Operationen. Schon am 18 October wollte der Erzherzog angreifen; aber das Corps von Latour kam den 17 zu erschöpft an, als dass ihm nicht ein Rasttag verstattet werden musste. Moreau blieb ruhig, und die Lage der Österreicher besserte sich täglich. Doch wartete er am 19 den Angriff nicht ab, sondern eröffnete ihn selbst mit einem Theil seines Centrums. Von der Umgehung der linken Flanke des Feindes hatte General St. Cyr Alles erwartet, und vergessen, dass er selbst umgangen werden konnte. Indem er auf Bleibach gegen das Gros von Nauendorf vorrückte, fiel ein Detachement, welches dieser auf Siegetau beordert hatte, über die Höhe von Kollenau den Franzosen in Flanke und Rücken. Sie mussten zurückweichen, Nauendorf stürzte ihnen nach, und schlug sie auch aus ihrer neuen Stellung hinter Waldkirch. Auf einem anderen entscheidenden Puncte bey Emmendingen, wo eine Division des französischen Centrums stand, waren die Fortschritte der Österreicher nicht minder glücklich, und nachdem das Treffen bis gegen Abend gedauert hatte, zog Moreau seine ganze Armee in die Waldungen von Nimburg zurück. Der Erzherzog verfolgte ihn die nächsten Tage mit Überlegenheit. Noch immer schien der Obergeneral nicht bestimmt, das rechte Rheinufer ganz zu räumen. Desaix musste mit zwey Divisionen bey Breysach übersetzen, und war beordert, nach Kehl zu marschiren, von da aus eine kräftige Diversion in dem Rücken der Feinde zu machen, indem Moreau die feste Stellung bey Schliengen beziehen wollte. Dieser Entwurf

war auf eine ganz falsche Berechnung gegründet: denn Desaix hatte einen längeren Marsch von Breysach nach Kehl, als der Erzherzog von Emmendingen nach Schliengen, dem also eine Diversion von jenem nicht mehr beykommen konnte. Moreau hatte sich durch die Detachirung nur geschwächt, als ihn sein Gegner am 24 October in der ungemein festen und schönen Stellung bey Schliengen angriff. Die Beschreibung derselben gehört zu den vortrefflichsten Gemälden des Terrains in diesem reichen Werke. Aus ihr ergiebt sich, dass der linke Flügel der Franzosen gar nicht, und das Centrum nur sehr schwer angegriffen werden konnte. Dem rechten war auf dem gleichwohl waldigen und unwegsamen Bergrücken eher beyzukommen, und ein glückliches Ereigniss auf diesem Puncte gab wichtige Resultate. An der Vertheilung der französischen Truppen wird getadelt, dass eben dieser rechte Flügel unverhältnissmässig schwach besetzt wurde, indem der linke, von der Natur geschützt, sich durch eine Division und die rückwärtige Cavallerie hinlänglich halten konnte. Der Erzherzog griff in der Frühe des 24 Octobers an. Seine vierte Colonne, unter Nauendorfs Befehl, hatte den härtesten Kampf zu bestehen. Sie ward auf den Höhen vor Sitzenkirchen, welche die Österreicher am vorigen Abend besetzt hatten, von den Franzosen angegriffen, zurück- und endlich aus dem Dorfe selbst hinausgeworfen. Hinter demselben zog Nauendorf Verstärkungen an sich, und nach mehrmaligem fruchtlosem Angriff siegte er ob, und jagte den Feind in die Schlucht von Candern. Dort und in den vorliegenden, mit Waldung umgebenen Bergen begann er ein neues heftigeres Gefecht, und zuletzt gelang ihm der Angriff auf beiden Flügeln und in der Front zugleich. Mit sinkendem Tage waren die Franzosen aus Candern selbst hinausgeschlagen. So hatten sich die Österreicher durch Erringung der Höhe von Sitzenkirchen und der Schlucht von Candern erst den Weg zum entscheidenden Angriff gebahnt; aber die eigentliche Stellung des Feindes weder in die Flanke genommen, noch im Rücken bedroht. Das Resultat dieses Tages bewies, dass Moreau in derselben keine entscheidende Niederlage zu fürchten brauchte, und doch verliess er sie in der Nacht, defilirte am folgenden Tage und in der Nacht darauf über die Brücke bey Hüningen, und der Erzherzog war zufrieden, seinen Zweck erreicht und den Feind aus seiner festen Stellung so wohlfeil auf das linke Rheinufer gebracht zu haben.

Der Plan des französischen Feldherrn ging nun dahin, die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen zu vertheidigen, so wie des österreichischen Absicht auf Eroberung derselben: denn er konnte ohne diese seinem Heere die Winterquartiere, deren es nun im November sehr bedurfte, auf dem rechten Rheinufer nicht sichern. Gleichwohl grenzte die Eroberung von Kehl fast an das Unmögliche. Ehe es fallen konnte, musste die feindliche Armée vom jenseitigen Ufer entfernt werden, und die Communicationsbrücken der Franzosen konnte man diesseits nicht mit Wirkung beschiessen, als bis die Batterieen auf 250 Klafter von den Aussenwerken des Forts errichtet waren. Immer frische Verstärkungen, Geschütz, Munition, Lebensmittel standen dem Feinde in Fülle zu Gebot. Von allem diesem das Gegentheil bey den Österreichern. Durch das Terrain zur Vertheilung, zur Aufstellung in einem halben Kreise gezwungen, waren sie auf dem sumpfigen Boden ohne irgend eine Hoffnung auf Rast und Ruh. Da war dem Erzherzog der Antrag von Moreau willkommen, dass beide Armeen durch einen Waffenstillstand, nach welchem der Rhein sie trennte, zu ruhigen Winterquartieren gelangen sollten. Österreichs Staatsinteresse konnte dabey unendlich gewinnen. „*Als Feldherr im ganzen Umfange des Wortes hatte Bonaparte*“ auch die neue österreichische Armee, die Mantua retten sollte, in Trümmer verwandelt. Ward Moreaus Antrag angenommen: so konnte der Erzherzog mit kernhaften, auf glückliche Ereignisse stolzen Truppen nach Tyrol eilen, und noch zur rechten Zeit Mantua retten, nach dessen Fall Österreichs südliche Grenze nicht mehr gedeckt war. Auf dem kürzeren Wege durch Tyrol konnte er früher zu solcher Bestimmung gelangen, als die Verstärkungen, welche der Feind während der Waffenruhe von der Rheinarmee durch Frankreich und Savoyen nach Italien senden mochte. Er berichtete seine Ansicht nach Wien, und setzte sofort einige Bataillons gegen Tyrol in Marsch. Da kam der Befehl vom Hofe, diese Truppen zurückzuziehen, und Kehl zu erobern, was es auch koste. „*Kehl wurde erobert, — aber Mantua fiel.*“ Vorzüglich von der Sambre- und Maas-Armee, doch auch von der Rhein- und Mosel-Armee hatten die französischen Machthaber grosse Verstärkungen zu Bonapartes Heere gesandt.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Landshut, b. Thomann: *Über den Urin, als diagnostisches und prognostisches Zeichen in physiologischer und pathologischer Hinsicht* von *Joseph Loew*, Doct. der Medicin und Chirurgie. Zweyte Auflage. 1815. 256 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Rec. der ersten Auflage oben No. 164.)

Halle, b. Kümmel: *Der neue deutsche Kinderfreund, ein Lesebuch für Volksschulen.* Von *C. C. G. Zerrenner.* Zweyte durchaus verbesserte Auflage. 1815. VIII u. 294 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Degen: *Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland.* I — III Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Geschichte der Belagerung von Kehl, die funfzig Tage dauerte, bis es durch Capitulation den Deutschen, die bey ihrem Einzug nur einen Schutthaufen fanden, übergeben ward, ist reich an Lehre und meisterhafter Darstellung. Wir heben nur die Bemerkung hervor, dass Moreau über den Ansichten eines Festungs-Commandanten jene des obersten Feldherrn vergass. Er wollte die Festung einzig durch die Vertheidigung ihrer Werke behaupten, und that nichts, um die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen. Am 10 Januar 1797 fiel Kehl, und am 5 Februar ward der Brückenkopf von Hüningen übergeben. Beide Vesten sind von den Franzosen mit Tapferkeit und Einsicht vertheidigt worden. „Bloss die gänzliche Abschneidung und Hemmung der Communication mit dem jenseitigen Ufer kann einen sturmfreyen Brückenkopf zum Fall bringen, der nur auf einer Seite eingeschlossen, von der anderen hingegen unterstützt wird.

Einige umfassende Blicke beleuchten dann noch den Feldzug von 1797, und der Schluss zeigt noch einmal, wie die genauere Würdigung aller Epochen des denkwürdigen Feldzugs von 1796 in Deutschland die Wahrheit der aufgestellten strategischen Lehrsätze bekräftigt.

Wir mussten das ganze Geäder dieses Werkes darlegen, um seine Vortrefflichkeit anschaulich zu machen, und schon dadurch ist unsere Ausführlichkeit entschuldigt. Dass es überhaupt Epoche in der Kriegswissenschaft und der Geschichtschreibung machen wird, dass sein Urheber wegen seines Ursprunges, seiner Thaten und seines Ruhmes der Stolz der Deutschen ist, dass der gegenwärtige grosse Moment in der Tagesgeschichte die Wichtigkeit der hier gegebenen Lehren, des hier dargestellten Kriegsschauplatzes noch ungemein erhebt, diese und anderweitige Gründe würden vielleicht noch eine grössere Ausführlichkeit unserer Kritik gerechtfertigt haben.

Bey den eigenthümlichen Vorzügen dieses Werkes, das in so vielen Hinsichten ein deutsches Nationalwerk ist, schmerzt den Deutschen nur Eines. Es ist schon ein grosses Ungemach, dass wir für Wissenschaft, Mittel und alle Gegenstände des Krieges fast nur französische Kunstausdrücke im Gebrauch haben. Es giebt dafür grösstentheils alte, deutsche, kernhafte und entsprechende Worte, sie sollen wir emporbringen, ihnen könnte Niemand mehr zu Leben verhelfen, als der deutsche Held Erzherz. Karl, der sie gewiss kennt aus jener Zeit her, da sein Ahnherr Kaiser Maximilian der Erste und Georg von Frundsberg das österreichische Kriegswesen zuerst schufen. Leider ist die schöne, treue, einfache, ächt deutsche Sprache dieses Buches durch einen übermässigen Schwall von französischen Benennungen verunstaltet.

Diess fällt um so unerträglicher, je weniger man sich nach Beendigung des Werkes erwehren kann, den Erzherzog als Feldherrn zu bewundern, und als Menschen zu lieben, als einem Deutschen ihm treu ergeben zu seyn. Die Nachwelt wird ihn in seiner eigenthümlichen Glorie betrachten. Vielleicht nennt sie nur zwey Feldherrn unserer Tage mit Bewunderung, *Ihn* und *Bonaparte*. An wissenschaftlicher und genialischer Umfassung des Ganzen der Operationen, an Verbindung von Herzensgüte und Schonung mit der Feldherrnfestigkeit, wird sie jenen weit über diesen erheben, wenn auch der feurige Italiäner an Unerschöpflichkeit der witzigen militärischen Combinationen, an stets bereiten Impromptüs der Anordnungen und Thaten, den Deutschen übertroffen haben sollte.

G. U. P.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Ohne Druckort, mit der Jahrzahl 1815: *Zuschrift an den wiener Congress*, vom Herrn *von St. L.* Aus dem Französischen übersetzt. 38 S. 8. (4 Gr.)

Der Vf., wahrscheinlich kein geborner Franzose, wenn auch die Urschrift französisch ist, sieht den wiener Congress als die Vereinigung der Mächte zu einem Zwecke an, der sich gleich der Allmacht nur im Wollen aussprechen darf, um seinen Willen zu veräussern; er nennt ihn deswegen die Souveränität selbst, ohne Grenze und ohne Nebenbuhler. An diesen so gedachten Congress richtet er die Bitte, dass sich die Regenten entwaffnen, das Continent auf den Friedensfuss, wie vor Karl VII, in militärischer Hinsicht setzen, und die Grösse der bewaffneten Macht bestimmen, welche jeder einzig zur Erhaltung der guten Ordnung

und seiner Macht behalten darf; dass sie diesen Grundsatz und die Bestimmung der Grösse der bewaffneten Macht unter dem Schutze einer moralischen Coalition eines Friedensbundes aller Souveräne setzen; dass sie endlich den Grundsatz, nur eine kleine Anzahl stehender Truppen zu halten, in die genaueste Verbindung mit dem Grundsatze des politischen Gleichgewichts bringen, und dass beide in den Combinationen und der Oberaufsicht der allgemeinen Diplomatik vereint und unzertrennlich seyn möchten. — Diese ewige Vereinigung und Unzertrennlichkeit geht schon über die Zeit des Congresses hinaus, und gehört jener Zeit an, wo kaum noch die Erinnerung an die öffentlichen Vergnügen geblieben ist; und so unverkennbar der Nutzen seyn mag, der aus Verminderung der Heere, — die noch keine Entwaffnung ist, entspringt: so bleibt sie in der vorgeschlagenen Art ein frommer Wunsch, den die Vermehrung wider die Verabredung mit einem neuen Grunde zum Kriege vereitelt. Landwehr und Landsturm können die durch stehende Heere geschaffene Verfassung auch erhalten. In das Innere seiner Staaten wird kein mächtiger Regent durch den wiener Congress eingreifen lassen, und was soll der Schutz einer moralischen Coalition eines Friedensbundes wirken? *Tum solum*, sagt einmal Gregor IX sehr wahr, *potestas bene geritur, cum non amando sed timendo retinetur, quae ut ministrari recte valeat, opportet primum, ut hanc non cupiditas, sed necessitas imponat.*

München, in der fleischmannischen Buchhandlung: *Über die politische Wiederherstellung von Europa und Frankreich.* Aus dem Französischen des Herrn *von Flassan*, Verfasser der Geschichte der französischen Diplomatik. Übersetzt von *J. Stendtner*. 1814. 105 S. 8. (9 Gr.)

Nach einer allgemeinen geschichtlichen Einleitung von der constituirenden Nationalversammlung an, bis zur Consular- und kaiserlichen Regierung, nach der Darstellung des Charakters und der Politik Napoleons, dem der Vf. auch nicht das kleinste Verdienst lässt, und den er Humanitäts-Mörder nennt (*Humanicide*) — oft sind dabey sogar Phrasen aus Chateaubriand wörtlich und ungenannt übergetragen — gründet er die politische Wiederherstellung Europens auf das seit drey Jahrhunderten befolgte Gleichgewichts-System der grossen Mächte, um welche herum sich die minder grossen Mächte gruppirten. Die äussere Wiederherstellung Frankreichs glaubt er in der Wiederherstellung des Zustandes von 1789, und in der Hoffnung zu finden, dass die Mächte noch etwas mehr thun würden, und um dieses *Mehr* zu motiviren, ruft er sogar die Billigkeit an, dass man Frankreich unter seinen rechtmässigen Königen stark zum Wohle der Welt lassen müsse; das künftige innere Wohl der Franzosen ist ihm in dem Charakter des Souveräns und der anzunehmenden Verfassung verbürgt. — Die französische Ansicht des Vfs. wird wahrscheinlich jetzt noch die nämliche seyn, wenn gleich Sache und Zeit, System und Anwendung sich geändert haben!

Dk.

Erlangen, b. Palm: *Frankreich vor und nach dem pariser Frieden vom 30 May* 1814; (und zwar) 1) Geschichte seines Anwachses, seiner inneren Verfassung, und seiner auswärtigen Verhältnisse. 2) Statistisch-politische Andeutungen von *Kayser*, königl. baier. Gymnasial-Professor zu Augsburg. 1815. 236 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. kann etwas Besseres liefern, wenn er will; das vorliegende Werk trägt alle Spuren der Übereilung. Frankreich vor dem pariser Frieden nimmt 162 Seiten, meistens nach *Spittlers* Staatengeschichte, ein, die nicht einmal genannt ist, und worin er Mehreres ganz unglücklich abändert. So tadelt er z. B. den Heerbann Karls d. Gr., den *Spittler* mit Recht lobt. Dann geht er wie mit einem Sprunge zur zweyten Abtheilung: Frankreich nach dem pariser Frieden, über, ohne die Ländererwerbungen und das Vergrösserungssystem Frankreichs vor und nach Napoleon anders als mit einigen flüchtigen Worten zu bezeichnen, und indem er *Heerens* Eifer gegen jede Statistik, die in der Angabe von Menschen und Vieh, und in der Zerlegung des Staatskörpers die Staatskunde gefunden zu haben wähnt, als Motto vorsetzt, wirft er einige Angaben von Grösse, Grenzen, Staatsverfassung, Heeresmacht, den Natur- und Kunst-Erzeugnissen, wie einige Handelsgegenstände, in alphabetischer Ordnung mit deutschen Namen hin. Was würde der Vf. zu einem botanischen Garten sagen, der zur Bequemlichkeit der deutschen Pflanzenliebhaber alle Pflanzen nach deutschen Namen alphabetisch ordnete? Er schliesst endlich mit einigen eben so gemeinen Andeutungen über Frankreichs Lage nach den Artikeln des pariser Friedens.

Deutschland: *Von Bildung deutscher Gesellschaften*, als dem vorzüglichsten Mittel, Liebe zum Vaterlande und alle aus dieser Liebe entspringenden Tugenden, in allen deutschen Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mägdlein zu fördern, zu stärken, und in kindlicher Reinheit auf die spätesten Zeiten zu vererben. Zum Besten der Waisen deutscher Landwehrmänner. 1814. 23 S. 4. (8 Gr.)

Wenn diese Gesellschaft mit Umsicht und Beachtung örtlicher Verhältnisse den Kunstsinn belebt und erhöht, die Gewerbthätigkeit fördert, Lebensversicherungsanstalten, Vermehrung der Versicherungsanstalten für Haus- und Acker-Geräthe, Vermehrung und Verbesserung der Gewerbschulen, Verbreitung guter Volkslieder und Erbauungsschriften unter dem Volke, Unterdrückung aller schlüpfrigen Schriften in Familien, Beobachtungen der Kinder ausser der Schule, Beförderung der inneren Einheit des deutschen Volks durch Gründung einer Gesammtschule und Vereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse der Deutschen *zu einer apostolischen deutschen Kirche* nicht bloss auf dem Papiere und im Augenblicke des Patriotismusfiebers, sondern für die Wirklichkeit und auf die Dauer ernstlich will, und alle Mittel dazu anwendet: so wird der ehrenvolle Titel deutsche Gesellschaft selbst für

den Begriff einer Gesellschaft in Deutschland ehrenvoll seyn, sollte sie auch nur die Hälfte des Zwecks erreichen, die Vereinigung zu einer apostolischen Kirche auch nur ein blosses und letztes Wort bleiben; denn aus der apostolischen Vereinigung möchte leicht eine unapostolische Entzweyung entstehen. Übrigens vermag Rec. nicht zu entscheiden, in wiefern dieser Plan von der idsteiner und anderen deutschen Gesellschaften, wovon einzelne Bruchstücke im rheinischen Merkur und dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen besonders von diesem Jahre No. 116 — 156 u. 157, dann in der Allemania und der hessischen Vaterlandschronik vorkommen, verschieden sey, — möge er nur nicht die Hausschene mehren, und zur kindischen Spielerey werden!

Quedlinburg, b. Basse: *Über den schädlichen Einfluss des französischen Despotismus auf die Literatur der Deutschen.* Herausgegeben von *Ludwig Dankegott Cramer*, D. und Privatdocent der Philos. auf der Universität Wittenberg. 1815. 358 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Es könnte vielleicht befremden, dass der Vf. den Despotismus bald mit Tyranney, bald mit einer vorübergehenden Willkühr verwechselt; dass er nicht tief in das Wesen des jedem Gedeihen der Cultur an sich schon feindlichen Despotismus eindringt; dass er wohl mehr folgert, als folgt, z. B. der Schluss des Werks, wie der Druck der Zeit geschadet habe, und S. 115 es giebt kein Eroberungsrecht; dass er sich von Lieblingsmeinungen, z. B. S. 62 einer die Unabhängigkeit, Freyheit und Würde der Universitäten erhaltenden akademischen Gerichtsbarkeit, nicht trennen kann; dass er sich z. B. in der Zwecklosigkeit und Schädlichkeit der von den Franzosen weggeführten Kunstschätzen, wie in der Vorliebe für die Universität en Deutschlands, häufig wiederholt; dass er die Grenzen seiner Abhandlung über die Grenzen der Sache ausdehnt; dass er weitläuftig ist, wo er tief, und tief, wo er schulfrey seyn sollte, z. B. in dem, was er über Presszwang, Beschränkung der Publicitat, Erschwerung des Buchhandels sagt. — Allein alle diese und einige andere Mängel, z. B. dass er das nassauische Censuredict, wie das des Fürsten von Oranien, seinen eigenen Grundsätzen zuwider unbedingt lobt, dass er Fouché einen sclavischen Anhänger von Napoleon nennt, dass er glaubt S. 115, Napoleon habe sich der Foltern und unerhörter Märtern zur Erpressung eines Geständnisses bedienen lassen, dass Denon illiberal bey der Gestattung des Zutritts zu den Kunstschätzen gewesen sey u. s. w. — diese Mängel heben das Lob nicht auf, das wir in voller Überzeugung dem Vf. ertheilen, dass er mit Umsicht, Besonnenheit, Unpartey lichkeit Alles zusammengestellt habe, was den schädlichen Einfluss der französischen Gewaltregierung auf die intellectuelle, ästhetische und moralische Bildung und Bildsamkeit der Deutschen lebendig ausspricht. An diese schätzbaren Eigenschaften eines Sammlers knüpft er einen eben so gewandten als literärisch reichen deutlichen Vortrag, der hinlänglich beweist, dass er der Materialien, ihrer Mannichfaltigkeit und Zerstreutheit ungeachtet, mächtig war. — Wenn wir gedrängt den Inhalt des Werks angeben sollen: so möchte er in folgenden Sätzen bestehen: 1) *Unmittelbar* schadete der französische Despotismus, dass er mehrere Bildungsanstalten, und namentlich mehrere gelehrte Schulen, z. B. Mainz, Bonn, Cölln, Trier, Löwen, ganz aufhob, und dieselben in ihrer wohlthätigen Wirksamkeit störte oder sie misshandelte, wie Halle, Wittenberg, Leipzig, Münster, Duisburg, Jena, Erfurt, Marburg, Rostock, Kiel. 2) Dass er dem Studium mehrere literärische und artistische Bildungsquellen entzog. Beyspiele liefern Wien, Danzig, Wolfenbüttel, Cassel, Salzdahlum, Braunschweig, Berlin, Sanssouci, Charlottenburg, Achen, Brüssel, Löwen, Gent, Mecheln, Antwerpen, Turin, Mailand, Modena, Florenz, Venedig, Rom, Genua, Neapel, Pesaro, Madrid, Lissabon, Salamanca, Valencia, Toledo. 3) Dass er die Deutschen um den Genuss und die Benutzung der englischen Literatur, Erfindungen und Verbesserungen, dann um die Benutzung der Hülfsmittel der übrigen Welttheile und Inseln auf mehrere Jahre brachte; 4) die fremden Kunstwerke besonders in Italien ihres classischen Bodens beraubte; 5) dass er den Presszwang zum Gesetz machte, die Publicität auf vielfache Art beschränkte, und den Buchhandel erschwerte, wozu ihm ein ganzes Heer von Schriftstellern, Gelehrten und Buchhändlern die Beweise giebt, und wobey selbst noch mehrere aus Hamburg und Oldenburg fehlen. — 6) *Mittelbar* schadete er theils durch den Wechsel der Regierungen in deutschen Häusern, und die nachtheiligen Folgen, die dieser Wechsel hatte, z. B. Conscription; theils durch das Gepräge, das er den Wissenschaften aufdrückte, die nur als Grössen zur Verrechnung dem Staate dienen sollten, weswegen die Rechtsgelahrtheit, die Geographie und Statistik, die Politik, Technologie, selbst die Astronomie den Napoleonismus oder die Huldigung gegen ihn annahmen; theils durch das Verdrängen der deutschen Sprache; theils durch den Druck der Zeiten, der die Bildungsanstalten schwächte, die Anschaffung von Bildungsquellen erschwerte, die Verbreitung der Literatur hemmte, und dem deutschen Nationalcharakter eine fremde einseitige Richtung gab; theils durch die Anstrengung, welche zur Vertilgung des Despotismus nöthig war. — Nach dieser kurzen Skizze kann man leicht den Reichthum der Thatsachen übersehen. Es ist erfreulich, hierin zugleich einen bedeutenden Beytrag zur Geschichte der Literatur während der verhängnissvollen Jahre zu finden.

Berlin, in Commission der nicolaischen Buchhandlung: *Kurze Beschreibung der bey der königl. preuss. Armee stattfindenden Krankentransporte* für die auf dem Schlachtfelde schwer Verwundeten von Dr. *Johann Görke*, königl. preuss. General - Staabschirurgus und Chef des Militär - Medicinalwesens der Armee. Mit IV Kupfertafeln. 1814. 32 S. 8. (1 Rthlr.)

Dass wir diese Beschreibung unter der einmal ge-

wählten Rubrik, und nicht unter der Krankenpflege aufführen, glauben wir durch die Entstehung derselben und die Sache zu rechtfertigen. Der König von Preussen befahl in der an den General-Major von Rauch gerichteten Cabinetsordre vom 5 Jänner 1814, dass für jede Brigade in der Armee eine Compagnie von 150 Köpfen zum Fortbringen der schwer Verwundeten nach den Verbindeplätzen errichtet, und ihr eine verhältnissmässige Anzahl Tragbahren und anderer dieser Bestimmung entsprechender Geräthschaften zugetheilt werden sollte. — Einrichtungen, worüber Hr. *G.* Vorschläge that, die genehmigt wurden, und die er hier zur Beschleunigung der Ausführung durch den Druck bekannt machte, und wovon er den Ertrag ohne allen Abzug den hülfsbedürftigen Militärchirurgen bestimmte. — Die Abhandlung hat daher dem Sinne für die heilige Sache, und dem nämlichen Patriotismus ihre Entstehung zu verdanken, womit der wackere Faust die vortreffliche populäre Darstellung über Heilung der Wunden und über Hospitäler in dem allgemeinen Anzeiger No. 127 — 129 vortrug, womit Prof. *Görres* die Missbräuche in den Hospitälern eben so freymüthig als wahr rügte, womit *Voss* in den Zeiten sich ebenfalls dieser Angelegenheit so warm annahm, und worüber neulich aus Achen im Betreff der Wegschaffung der Verwundeten vom Schlachtfelde so allgemein wichtige und beherzigungswerthe Ansichten mitgetheilt sind. — Der Vf. kennt alle bis jetzt üblichen, tauglichen und untauglichen Mittel und auch die Mängel der besten; er verhehlt die letzteren nicht, begegnet aber auch zugleich den Vorwürfen, die man ohne Kenntniss der Sache, ohne Berücksichtigung der mancherley vorwaltenden Umstände, meistens ohne Berücksichtigung dessen, was ein Schlachtgewühl sagen will, mit Unrecht machte. — Dass ein Mann, der schon in früher Zeit dem Militär-Medicinalwesen seine ganze Aufmersamkeit widmete, und sich angelegen seyn liess, dem schlechten Zustande desselben abzuhelfen, wo er konnte, der schon 1793 die fliegenden Feldlazarethe errichtete und organisirte, der die Stiftung der vorzüglichen medicinisch-chirurgischen Pepiniere veranlasste, um in theoretischer Hinsicht einen höheren wissenschaftlichen Geist zu wecken, und der leider auch im Preussischen zur Beglaubigung der Kenntnisse so viel geltenden Routine den Weg zu beschneiden, — dass ein Mann, der auch im Fache der eigentlichen Medicin nicht ohne besonderes Verdienst ist, mit solchen Erfahrungen und Kenntnissen, mit einem reinen, von dem Interesse des Gegenstandes gebotenen Eifer, und mit einem beiden gleichen Anwendungsgeiste der Gegenwart äusserst willkommen, und, da der Gegenstand den Sieg über den Feind der Menschheit eben so erleichtert, als die Gefahren der Verwundungen verringert und versüsst, ganz dieser unserer Zeit angehören müsse, bedarf unserer Erwähnung nicht; es spricht von sich an. So wahr ist es, was Ovid in einem anderen Sinne von der Arzney sagt: *Temporibus medicina valet, data tempora prosunt.* — Die Transportgeräthe, die hier abgehandelt und durch Kupfer erläutert sind, bestehn in den elastischen Krankentransport-Wagen, und in den verschiedenen, den Transport-Compagnieen für die Verwundeten zugetheilten Geräthen, als der Tragbahre von Zwillich mit Gurten, dem grossen Tragsessel von Zwillich, dem kleinen von Leder, der grossen Bandagentasche, der Krücke, der kleinen Bandagentasche. Der Transportwagen ist der englische, mit einigen Abänderungen an der Spur, die mit der der preussischen Kanonen gleichgestellt ist, und mit einem auf dem Langbaume für Waffen und Fourage angebrachten Behältnisse, dann einem am Kasten vorn und hinten für Leichtverwundete befestigten Sitz und Fussbrete, und einigen einzelnen beweglichen Pritschen von leichtem Holze und einem Polster im Inneren des Wagens. Der Wagenkasten ist 12 Fuss lang, liegt über die Räder hinaus, und kann nach allen Seiten schwingen, ohne durch Widerstand Stösse zu leiden. Ein solcher Wagen kostet 250 Thaler, und wenn gleich nur bey den drey ersten Armeecorps bloss drey derselben vorhanden sind: so darf man erwarten, dass der König, der die Nothwendigkeit der Errichtung der Transportcorps erkannte, und für deren Organisation der Prinz August vortreffliche Vorschläge that, keinen Augenblick anstehen wird, sie dem Bedürfnisse gemäss zu vervielfältigen, und einige neuere Verbesserungen, die sich sowohl an dem französischen als englischen Wagen befinden, anzunehmen. Wenn wir Hn. *G.* für die Bekanntmachung seiner Abhandlung und für den edeln Zweck, den er damit verbindet, danken: so fügen wir noch den Wunsch bey, dass er bey einer zweyten Auflage die Masse überall genau bestimme, und dass der Wagen auch in seinem mehr eleganten Äusseren die Achtung gegen seine Bestimmung lebendiger ausprägе. Hiebey kann Rec. einen anderen Wunsch als Frage nicht unterdrücken: Warum macht man es nicht jedem Soldaten bey seinem Eintritt in die Reihe zur Pflicht, eine oder zwey Binden mit Wundfäden von Hause aus mitzubringen, und sie in seinen Aufschlägen oder Hüten zu verwahren, um im Nothfalle davon Gebrauch zu machen?

Göttingen, in Commission b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Einfaches Mittel, die Beköstigung der vor dem Feinde stehenden Heere und die Stärkung der verwundeten und erkrankten Krieger zu erleichtern.* Seinen Mitbürgern an das Herz gelegt von *J. Fr. L. Hausmann*, Prof. zu Göttingen. Zum Besten dürftiger Wittwen und Waisen im jetzigen Kampse für die deutsche Sache gefallener Krieger. 1815. 54 S. 8. (4 Gr.)

Was Prof. *Wurzer* in Marburg schon 1794, und der Geh. Rath *Hermbstädt* 1809 empfohlen hatte — die Bereitung der trockenen Knochengallerte im Grossen — bringt der Vf. wieder in Vorschlag, und um die allgemeine Einführung möglich zu machen, will er, dass alle Fleischesser im Volke sich zur Lieferung des Materials verbinden. — Die Wiederanregung verdiente mehr Dank, wenn der Vf. auch Maassregeln zur Aufbewahrung und zur Verhütung des Stinkendwerdens ausführlicher angegeben hätte. Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER, 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.* Überſetzt von *J. D. Gries.* Erſter Band. 1815. 340 S. 8. (2 Rthlr.)

Der erſte Band dieſer Überſetzungen enthält zwey Schauſpiele: *Das Leben ein Traum* und *die groſse Zenobia.* Dichter und Überſetzer fodern, daſs dem Leſer etwas umſtändlicher dargelegt werde, was er von Inhalt und Form zu erwarten habe.

Der Inhalt des erſtgenannten Stückes iſt folgender: Baſilius, König von Polen, der geheimen Wiſſenſchaften kundig, hat bey der Geburt ſeines Sohnes Sigismund, die von der Natur mit Erdbeben, Verfinſterungen, Feuer- und Stein-Regen und allem Grauſen eines allgemeinen Weltaufruhres gefeyert wird, die Sterne befragt, und zur Antwort bekommen: jener, ein Ungeheuer von Bosheit und deſpotiſcher Grauſamkeit, werde ſein Reich zur Schule aller Laſter und des eigenen Vaters Haar zum Teppich ſeines Fuſses machen. Dieſs abzuwenden, läſst ihn Baſilius, ſeiner hohen Abkunft unbewuſst, in einer rauhen, von allem Menſchenverkehr völlig abgeſchloſſenen Wildniſs, unter des edeln *Clotald* Obhut erziehen, der ihn in der Natur- und Staats-Kunde und den heiligen Lehren der Religion ſorgfältig unterweiſen muſs. So hofft der König die Hand des Schickſals zu binden. Denn, ſpricht er,

obwohl *ſein innrer Hang*
Zum Verderben ihn beſtimmte,
Kann er doch ihm widerſtehn:
Weil die ſpröderſten Geſchicke,
Das unbändigſte Gelüſte,
Die feindſeligſten Geſtirne
Immer nur den Willen lenken,
Aber zwingen nicht den Willen.

Allein umgekehrt, gerade was das Schickſal vereiteln ſoll, wird Mittel, es herbeyzuführen. Die Abgeſchloſſenheit und Beſchränktheit auf ſich ſelbſt, und die ewig ungeſtillte Sehnſucht nach Freyheit erzeugen in dem *urſprünglich gutherzigen* Sigismund eine Bitterkeit und Unbändigkeit des Gemüthes, die, wo ſie in Reden hervorbricht, zu Thränen rührt, aber zugleich ſchaudern macht vor dem Gedanken, wenn dieſs Ungeheuer einmal ſeinem Kerker entſpringen ſollte.

Als er herangewachſen iſt, treiben Mitleid und Pflichtgefühl den Baſilius, einen Verſuch zu machen, ob ſein Sohn die Sterne beſiegt habe. Mittelſt eines Schlaftrunkes wird Sigismund in den königlichen Pallaſt gebracht. Mit dem Gedanken an einen zur Sonne fliegenden Adler iſt er eingeſchlafen; er erwacht als Prinz in prächtigen Zimmern, unter Brokat und Seide, von geſchäftigen Dienern umringt. Bald äuſsert ſich ſeine grenzenloſe Unbändigkeit: er verſchmäht Muſik, — ein bedeutender Zug, — er raſet gegen den leiſeſten Widerſpruch, er ſchleudert einen Diener vom Altan ins Meer, er legt gewaltſame Hand an ſeinen Lehrer Clotald, und bedroht endlich den eigenen Vater. Bloſs der Anblick zweyer edeler Frauen erfüllt ſein Herz mit ſanfteren Regungen. Er hat die ſchöne Roſaura ſchon früher einmal durch Zufall geſehen, und wähnt, es ſey ein Traum geweſen, der nun in Erfüllung gehe.

Doch bald ſoll ihm der Tag ſeiner fürſtlichen Freyheit ſelbſt ein Traum erſcheinen. Durch einen Schlaftrunk wird er in die Wildniſs zurückgeführt. Beym Erwachen erzählt er ſeinem treuen Hüter alle Ausbrüche ſeiner Wildheit. Ihm dünkt alles Trug und Täuſchung, nur nicht ſein Liebesgefühl, denn dieſs iſt aus ſeiner wahren Natur entſprungen. Rührend iſt es, wie die Betrachtung ſeiner kurzen Herrſchergröſse auf ſein Gemüth wirkt. Die Wildheit iſt entſchwunden, das beſſere, wahre Selbſt iſt aus langem Todesſchlummer erwacht. Er beherzigt Clotalds erhabene Worte:

Doch auch träumend den zu ehren,
Wäre billig, deſſen Lehren
Suchten deinen Geiſt zu bilden;
Denn *auch in des Traums Gefilden*
Darf man Rechtthun nicht entbehren.

Und nun hören wir den herrlichen Sigismund ſelber:

Dieſs iſt Wahrheit; darum zäumen
Wollen wir den rauhen Muth,
Dieſen Ehrgeiz, dieſe Wuth,
Wenn wir wieder einmal träumen.
Wohl geſchiehts: denn in den Räumen
Dieſer Wunderwelt iſt eben
Nur ein Traum das ganze Leben;
Und der Menſch — das ſeh' ich nun —
Träumt ſein ganzes Seyn und Thun,
Bis zuletzt die Träum' entſchweben.
König ſey er, träumt der König;
Und, in dieſen Wahn verſenkt,
Herrſcht, gebietet er und lenkt.
Alles iſt ihm unterthänig;
Doch es bleibt davon ihm wenig,
Denn ſein Glück verkehrt der Tod
Schnell in Staub; (o bittre Noth!)
Wen kann Herrſchaft lüſtern machen,
Der da weiſs, daſs ihm Erwachen
In des Todes Traume droht? — — —
Kurz auf dieſem Erdenballe

Träumen, was sie leben, Alle,
Ob es keiner gleich erkennt.
So auch träumt mir jetzt, ich sey
Hier gefangen und gebunden;
Und einst träumte mir von Stunden,
Da ich glücklich war und frey.
Was ist Leben? Raserey!
Was ist Leben? Hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben;
Denn ein Traum ist alles Leben,
Und die Träume selbst ein Traum.

Basilius hat unterdess seinen Neffen Astolf zum Thronfolger ernannt. Aber das Volk, das Kunde bekommen, ein ächter Thronerbe sey am Leben, rottet sich, um Sigismund aus seinem Kerker zu befreyen. Diesen Traum beschliesst er weiser zu träumen, der Ewigkeit eingedenk, in welche er aus dem kurzen Lebenstraume erwachen werde. Er folgt seinen Anhängern, und bald steht ein Heer da, das sich dem königlichen entgegenstellt. Der Vater wird überwunden, und wirft sich — denn das wollte das Schicksal — seinem Sohne zu Füssen. Aber jetzt hat Sigismund über die Sterne gesiegt. Er umarmt mit kindlicher Ergebenheit seinen Vater, und giebt ihm die Krone zurück, die dieser dem völlig umgewandelten Sohne nun freywillig überlässt.

Noch andere Träume ketten sich in anmuthigen Verschlingungen an den grossen Traum Sigismunds, in denen der Triumph der Liebe über Liebeley, der wahren Ehre über die falsche, kurz alles Ewigen über das Schaumgeborene sich herrlich offenbart. Auch der muntere Scherz tritt in dem Traume des menschlichen Lebens hervor, und erhellet das düstere Gemälde in den unvergleichlichen Possen des *Gracioso*.

Das zweyte Stück versinnlichet die Nichtigkeit irdischer Grösse im Sturze des kurzblühenden palmyrenischen Staates, der das gleichfalls kurze Glück des Triumphators Aurelian unter seinen Trümmern begräbt. Wunderbar erhaben ist der Eingang. Der römische Feldherr Aurelian, von unbändigem Ehrgeize verzehrt, hat sich, um dem Anblicke des kaiserlichen Pompes, dem ewigen Stoffe seiner düsteren Schwermuth, zu entfliehen, in ein wildeinsames Waldgebirge zurückgezogen. Heftig bewegt und fast athemlos vor Schrecken tritt er auf: denn ihm ist, im Traume glaubt er, wie schon früher einmal, der Kaiser Quintil erschienen, der von rebellischen Soldaten verwundet und verfolgt, sich in eben diess Gebirge geflüchtet und daselbst den Geist aufgegeben hat. Doch bald überzeugen ihn Krone und Scepter, die sich auf einem Felsstücke zeigen, dass er wachend sey. Kaum hat er sich unter fast tödtendem Entzücken zum König geweiht, als Apolls Priesterin Asträa mit Soldaten auftritt, und ihn als den Imperator Roms begrüsst. Sodann erscheint Decius, der, von Quintil nach dem Orient gesendet, um Zenobiens Übermacht zu bändigen, jetzt als Besiegter heimkehrt, und dem neuen Oberherrn die erste Gelegenheit beut, seinen herrischen und starren Sinn an den Tag zu legen. In 16 begeisterten, ihm sichtbar von der Liebe eingehauchten Stanzen schildert er die Schönheit, Hoheit, Unbesiegbarkeit der palmyrenischen Königin. Nichts rührt den Tyrannen. Trotzig stellt er seinen Fuss auf des Besiegten Stirn und schwört, der Siegerin ein Gleiches zu thun. Decius erinnert ihn an des Schicksales Wandelbarkeit:

Gestern warst du gleich Vasallen,
Heute schmückt das Scepter dich;
Feldherr war noch gestern ich,
Heut bin ich beschimpft vor Allen;
Du steigst auf, ich bin gefallen.
Weil ich fiel, Aurelian,
Steig' in Vorsicht du hinan;
Scheu des nächsten Tags Geschicke,
Weil, im Steigen, deine Blicke
Einen andern fallen sahn.
An des Glückes letztes Ende
Stellt das Schicksal dich und mich;
Doch schon däucht mir, als ob ich
Mich am bessern Ziel befände.
Denn erkennen wir, es wende
Täglich sich des Glückes Blinken,
So kann mir die Furcht nicht winken,
Und du solltest Vorsicht zeigen,
Weil ich sink', um nun zu steigen,
Weil du steigst, um nun zu sinken.

Als auch die Erinnerung an die Nemesis nichts über Aurelian vermag, enthüllt ihm Decius in ahnungsvollen Worten seinen vielleicht nahen Untergang.

Auch im Herzen der Zenobia glüht eine geheime Flamme für Decius. Dieser, bloss äusserlich beschimpft, eilt zu seiner Geliebten, eben so sehr auf Rache gegen Aurelian bedacht, die ihm durch Zenobia werden soll, als in heisser Liebe für sein Vaterland fest entschlossen, seine noch unbefleckte Ehre rein zu erhalten. Seiner würdig denkt die Königin, die den Aurelian, jetzt doppelt ihren Feind, mit Unerschrockenheit erwartet. Aber über ihrem Haupte schwebt ein Ungewitter. Ihr Neffe Livius, um sich auf den palmyrenischen Thron zu schwingen, hat im Einverständniss mit Irene, einer von Zenobiens Frauen, bereits den Odenath vergiftet, und arbeitet jetzt daran, Zenobia dem Aurelian in die Hände zu liefern. Unter solchen Vorspielen rückt die ungeheuere römische Macht heran.

Die Schlacht beginnt. Aurelian, durch ein zweydeutiges, von Asträa irrig ausgelegtes Orakel befeuert, kämpft Anfangs mit Löwenmuthe; bald jedoch erfährt er den Doppelsinn, und des Decius prophetisches Wort erfüllt sich, wie er vor Zenobia weichen und fliehen muss. Vor Grimm ausser sich, stösst er Asträa in eine Höhle hinab, eine Scene, die Calderon überaus sinnreich benutzt. Denn ausser, dass dieser am Apoll verübte Frevel, den Decius in der Folge durch Befreyung der Asträa auslöscht, auf den Untergang Aurelians und Decius Erhöhung von fern hindeutet, wird Asträa, indem sie unten ihr eigenes Unglück bejammert und um Hülfe schreyt, sich selber unbewusst, allen Vorübergehenden, der Zenobia, dem Livius, dem Decius, zum Orakel, und beschleunigt dadurch den Fortgang der Handlung. Decius, mit Siegstrophäen in der Hand, begegnet unterdess dem flüchtigen Aurelian, und wird unerkannt von ihm um Beystand angesprochen, indem Aurelian ihm seinen eige-

nen Feldherrnstab, als ein Unterpfand künftiger Belohnungen, in die Hand legt.

Aurel. Nimm denn diesen Stab; durch ihn
Geb' ich dir mein Wort, *mir selber*
Dich im Reiche gleich zu machen,
So, dass ich dich lieb' und ehre
Mehr als ich den Decius hasse.
Diese Schmach — nur seinetwegen
Kränkt sie mich; in *der* Beschämung,
Weiss ich wohl, wenn er mich sähe
Durch ein Weib besiegt — mir würde
Schon sein Anblick tödtlich werden.
Dec. Einst erfährst du, wer ich bin.
Aurel. Da du mir das Leben rettest,
Um den Thron mit mir zu theilen,
Sey nur Decius nicht, sonst jeder.

Decius übernimmt die Vertheidigung einer Brücke, die den Feind vom Gezelte des Aurelian trennt, und hier erscheint Zenobia. Sie fodert den Übergang über die Brücke, aber er wird standhaft verweigert — eine rührende Scene, worin die Grossmuth des Decius, der, um seinen verhassten Nebenbuhler zu retten, die Geliebte aufopfert, in einen schönen Einklang gesetzt wird mit der edelmüthigen Liebe Zenobiens, die, um die Ehre ihres Geliebten zu schonen, von der Verfolgung ihres ärgsten Feindes absteht. Aurelian, durch die Grossmuth des Decius und den Verrath des Livius gehoben, der ihm die durch Hinterlist gefangene Zenobia ausliefert, steigt noch einmal auf den Gipfel des Ruhms, um mit donnerndem Fall in den lauernden Abgrund zu sinken.

Von nun an ist Aurelian die Beute des Todes. Während er im höchsten Schimmer asiatischer Pracht, sein Siegswagen von gefangenen Assyrern gezogen, ihm zu Füssen die reichgeschmückte Königin, durch Roms Strassen einherzieht, stellt sich ihm plötzlich, an Asträens Seite, Decius als der Krieger dar, der sein Leben gerettet, und mahnt dadurch unheimlich an die frühere Prophezeihung. Livius und Irene, von Aurelian nicht ihrer Erwartung gemäss belohnt, beschliessen seinen Untergang. Aber nicht durch hinterlistige Mörder ist ihm zu fallen bestimmt; dem edeln Decius ist vorbehalten, ihn der Gerechtigkeit zu opfern. In einer schauerlichen Scene, wo Aurelianen eine bange Ahnung in eine schlafähnliche Betäubung senkt, aus der kaum erwachend er den Geist Asträens und anderer Getödteten zu sehen glaubt, durchbohrt ihn Decius, und steht nun endlich triumphirend zu den Häupten seines stolzen Feindes. Zenobiens Hand wird ihm eine hinreichende Entschädigung für alle erlittene Schmach. Beide werden zu Herrschern Roms ausgerufen.

Dem Komischen ist in diesem Stück nur Eine Scene geweiht, in der ein feiger Mensch, dem der Zufall das Belobungsschreiben eines tapferen Kriegers zugespielt, sich dessen grossherzige Thaten mit derber Frechheit anlügt, und überhaupt die Lüge zur heiligen Angelegenheit seines Lebens macht. Ein Beurtheiler in der Zeitung f. d. eleg. Welt (1815. No. 39) entwickelt scharfsinnig das Passende dieser Scene, welche höchst ergötzlich den prachtvollen Triumph Aurelians parodirt. „Denn ist es nicht auch eine ungeheuere Lüge, dass dieser im prächtigsten Siegesglanze in Rom einzieht, eine heldenmüthige Königin zu seinen Füssen, die er, durch den schnöden Verrath eines Dritten, selbst von ihr besiegt, als Wehrlose gefangen hat?"

Zu den Schönheiten aller ächt spanischen Stücke rechnet Lessing (Hamb. Dramat. 2 B. S. 127) hauptsächlich „eine ganz eigene Fabel, eine sehr sinnreiche Verwickelung; sehr viele und sonderbare, und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen; meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdruck." Als Fehler bemerkt er die Ausartung ins „Romanhafte, Abentheuerliche, Unnatürliche." Diess Urtheil findet auf die beiden vorliegenden Stücke seine volle Anwendung: denn neben ausserordentlichen Schönheiten, in denen wir Calderon als Dichter und Weisen bewundern, als Menschen innig lieben, steht auch Manches, das nur aus dem Geiste seiner Zeit erklärt werden kann, und nach beynahe zweyhundert Jahren, dem Ausländer zumal, als eine seltsame Manier erscheinen muss. Dahin rechnen wir unter anderen die dialektischen Spitzfindigkeiten, mit denen z. B. S. 298 Clotald und Rosaura in streng syllogistischer Form die Frage untersuchen, ob Astolph zu tödten sey, ob nicht; und S. 332 die lange Rede Sigismunds vor dem knieenden Vater, mit all ihren zahllosen Bildern, Vergleichungen, Distinctionen, Conclusionen, und der ganzen chrieenmässigen Ausführung. So wird auch der Eindruck jener in der Anlage so schönen Scene S. 88 nicht wenig geschwächt, wenn Zenobia und Decius anfangen, über Liebe, Ehre und Pflicht eine förmliche Disputation zu halten, worin jeder Theil bemüht ist, den anderen zum *concedo* zu zwingen. Auch die von Lessing gerühmte Haltung der Charaktere bedarf einiger Einschränkung. Denn, zu geschweigen, dass z. B. Zenobia in der Unterredung mit dem Gracioso zum Mitgracioso wird, und in ihrer nachherigen Liebeley mit Aurelian wenig sich selber gleicht: wie oft reden die Personen, nicht was ihre Lage fodert, sondern was der Dichter für gut befindet, ihnen in den Mund zu legen; und wie oft ist es, dass an die Stelle leidenschaftlicher Ausbrüche (Rec. erinnert bloss an die Monologen Hamlets) sinnreiche Zergliederungen und Beschreibungen der Leidenschaft eintreten, die dann freylich der Dichter immer auf das Glänzendste auszustatten weiss! Überhaupt sind Calderons Personen mehr Gattungen als Individuen; und selbst der standhafte Prinz, die persönlichste Person, die uns aus dem Calderon bekannt ist, giebt mehr die allgemeine Idee einer religiösen Standhaftigkeit, denn dass er als Bild eines bestimmten Standhaften mit allen Zügen der Persönlichkeit uns vor Augen träte. Diese Allgemeinheit der Charaktere hat auch auf den Stil einen bedeutenden Einfluss. Wir glauben nicht zu irren mit der Behauptung, dass im ganzen Calderon nur zwey Töne obwalten, des Gracioso und der Übrigen, und auch diese beiden sind bloss durch ein Mehr und Minder von einander verschieden.

Alle Eigenthümlichkeiten des spanischen Drama hangen eng zusammen mit den Versmassen, worin es sich bewegt. Schon die Form bedingt eine gewisse lyrische Allgemeinheit: denn sie ist durchaus lyrisch. Das kleine trochäische Versmass mit Assonanzen fodert so recht auf zu der unaufhaltsamen Fülle von Bildern, in welche sich Calderons zügellose, oft abentheuerliche Phantasie ergiesst; die geregelte Wiederkehr in den Quintillen und Decimen ist sowohl der epigrammatischen Schärfe seines sinnreichen Witzes zusagend, als seinen anmuthigen Schilderungen oder lyrischen Ergüssen, welche die dramatische Rede vertreten; und für höheren Pomp der Darstellung standen ihm die gleichfalls lyrischen Ottaven und das jambische Sylbenmass zu Gebot. In diesen Versmassen konnte Calderon nur Schöpfer solcher Dramen seyn, als er dichtete. Um einen Hamlet, einen Falstaff, einen Heissporn, einen Armado, einen Miranda, einen Clown darzustellen — der, um es beyläufig zu sagen, himmelweit vom Gracioso verschieden ist — hätte er sowohl seine Lyrik verdichten, als auch die metrischen Formen durchbrechen müssen. Fodert nun aber solche Form solche Dramen: so fodern umgekehrt solche Dramen auch solche Form, und es wäre völlig so abgeschmackt, eins dieser Dramen bey der Anfoderung, es solle ein calderonisches bleiben, seines Reimschmuckes zu entkleiden, oder es gar in Prosa aufzulösen, als wenn man von der Rose fodern wollte, sie sollte in der Form einer Artischocke Rose seyn. Hn. *Gries* gebührt daher ein grosses Lob, dass er sich durch keine Schwierigkeit abschrecken liess, bey seiner Nachbildung ganz in die Fusstapfen seines trefflichen Vorgängers *A. W. Schlegel* zu treten. Seine Übersetzung ist, um diess gleich Anfangs zu sagen, treu, im wahresten Sinne des Wortes, d. h. sie giebt den Geist Calderons in seiner ungetrübten Klarheit.

Eine nicht geringe Schwierigkeit macht dem Übersetzer Calderons das Verständniss der Ursprache. Abgesehen davon, dass Calderon nicht, wie Shakspeare und Dante, Commentatoren gefunden, deren er stellenweis gar sehr bedarf: so ist er von den Lexikographen *Pineda*, *Sobrino*, *Schmidt* und *Wagner* ziemlich vernachlässiget, ja, was mehr sagen will, selbst von dem grossen Wörterbuche der madrider Akademie ist er, der Liebling der Nation, eben so geringschätzig behandelt, als einst Tasso von der italiänischen Crusca. Dazu kommt, dass die einzelnen Abdrücke calderonischer Stücke über die Massen durch Druckfehler entstellt sind, und die einzige vollständige und zugleich genaue Ausgabe des Apontes in Deutschland kaum zehnmal vorhanden seyn mag. Aus einer Stelle (S. 273), wo Hr. *Gries* nach den Gesetzen der Decima einen ganzen Vers hinzufügt, der bey Norwich fehlt, ohne jedoch den Sinn zu erweitern, erhellet, dass er bloss die norwichsche Ausgabe gebraucht, und wie durchaus mangelhaft und unzuverlässig diese ist, hat Rec. eine sorgfältige Vergleichung zwischen ihr und Hn. *G's*. Übersetzung gezeigt. Wir heben von zahlreichen Fehlern bloss einige aus, um Hn. *G's*. gründliche Kenntniss des castilianischen Idioms zu erweisen. Cenob. S. 5 N. steht nach *errante* Punctum und Theaterweisung, wodurch zwey Perioden völlig zerrüttet werden. Hr. *G.* verbindet mit Recht:

enigmas son de mi discurso errante
tan declaradas señas,

und wirft die Theaterweisung eine Zeile zurück. Eben so unverständlich ist bey Norwich die erste von den Ottaven des Decius S. 14. Durch Hn. *G's*. Übersetzung ist sie dem Rec. sogleich klar geworden. Das Semicolon nämlich gehört an den Schluss der siebenten Zeile, und die achte, von der alle sieben vorausgegangenen abhängig sind, bindet sich an die folgende Strophe. Cen. S. 15 N. emendirt Hr. *G. si diese* statt des unsinnigen *se diese*. Ebend. S. 28 setzt er, was der Sinn fodert, ein Fragezeichen hinter *primero lugar*. Eb. S. 79 scheint Hr. *G.* statt *tomas* gelesen zu haben *toma* (*el consejo*), was allerdings der Zusammenhang fodert. Eb. S. 173 ist nach folgender Interpunction übersetzt: *que*, ... *señor*,.., die auch uns nothwendig dünkt. *La vida* S. 160 wird *la presieras* gelesen. Wenn aber Hr. *G.* eb. S. 159, wenigstens nach der Übersetzung zu urtheilen, *nuestra* statt *muestra* lieset: so scheint das unnöthig. Man braucht nur vor *muestra* ein Comma zu setzen, und die Periode ist gesund. — Überaus selten fanden wir den Sinn verfehlt, und nie an schwierigen Stellen. Nur zwey Versehen fanden wir, die des Aushebens werth dünken. S. 217 giebt Hr. *Gries:*

Allen Zweifel, ob die Sache
Möglich sey, *bey Seite setzend*,
Da Vernunft und Augenschein
Den Beweis bereits gegeben,
Stieg ich mit dem Schlummertrank,
Aus Mandragora verfertigt,
Opium und Bilsenkraut,
Wirklich in den engen Kerker.

Nach dem Zusammenhang und den Worten des Originals musste übersetzt werden: „Doch, um allen Zweifel, ob's | Möglich sey, beyseit zu setzen...., Mit dem kräftigen Getränk ... Stieg ich in den engen Kerker." Für *adormidera* hat Hr. *G.* gut die *Mandragora* gesetzt, die auch im Othello neben Opium als Schlummertrank genannt wird. Bald darauf S. 221 übersetzt Hr. *Gries:*

bracht' ich ihn
Hieher, dass er sich erkenne
Als mein Sohn, —.

Nicht zur Selbsterkenntniss soll Sigism. als Sohn des Basilius gelangen, sondern er soll erfahren, dass er des Basil. Sohn sey. Hr. *G.* konnte übersetzen: „Dass er sich erkenne meinen Sohn." Aus demselben Grunde muss auf der folgenden Seite statt:

Wenn der Jüngling als mein Sohn
Heute sich erkennt, —

etwa gelesen werden: „wenn der Prinz als meinen Sohn."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.* Übersetzt von *J. D. Gries* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zum Bewundern tief ist Hr. *G.* in den Sinn der vielen ächt spanischen Spitzfindigkeiten eingedrungen. — An einigen, aber sehr wenigen Stellen ist der Sinn verdunkelt, vielleicht durch Zwang des Reimes. S. 19 sagt Decius zum Aurelian:

> Dessen Alter soll der *Seele*
> Ewigkeit uns offenbaren;
> Dessen Herrschaft, nicht nach Jahren,
> Nach Jahrhunderten sich zähle.

Nach dem Original, *cuya edad dé desengaños de lo immortal á la gente*, wünscht er ihm ein so langes Leben, dass das Volk, welches nie an irdische Unsterblichkeit geglaubt hat, aus seinem Irrthum komme. Man sieht, Hr. *G.* hat *Seele* für *Leben* genommen; aber selbst *Leben* würde hier nicht passen wie *Leib*. Eb. S. 10 ruft Aurelian, der sich eben gekrönt hat, den wilden Thieren zu: Kommt, kommt,

> Dass euch mein Ruhm ertöne,
> Da ich zum Herold des Gebirgs mich kröne.

Die erste Zeile ist doppelsinnig. Vielleicht besser:

> Hört meine Heroldstöne.

Ebend. S. 16 möchte die Zeile:

> In so wilder Regung Wogen,

das Original, *en afectos tan dudosos*, nicht ausdrücken. Rec. schlägt vor:

> In dem Drang, dem zweifelvollen,

was mit gleicher Assonanz gut zur Umgebung stimmt. Eb. S. 71 möchte das *dame tus pies* des austretenden Gracioso durch „dir zu Fuss —" nicht zum Besten ausgedrückt seyn. Überhaupt haben des Gracioso Liebeleyen mit dem Fuss der Zenobia dem Übersetzer zu schaffen gemacht. S. 49 sagt der knieende Persius, in seiner Laune höchst vortrefflich:

> Diesen Fuss lass ich nicht mehr;
> *Nannt' ich Zwerg ihn auch vorher,*
> *Nenn' ich jetzt ihn einen Riesen.*

Aber das Original:

> *Enano le llamé antes,*
> *y ahora digo Bonami —*

meint vielleicht etwas ganz Anderes. Rec. vermuthet, und an dunkelen Stellen ist schon eine Vermuthung erlaubt, dass *bonami* nichts weiter sey, als *guter Freund*. Persius ist schon vertraut mit dem Zwergfusse, da er ihn zum zweyten Male küsst. S. 44 hat Hr. *G.* die unverständlichen Schlussworte der Rede des Persius:

> *— — — llano*
> *exemplo algun cambio es,*
> *concebido en Ginoves*
> *y parido en Castellano,*

ganz ausgelassen. Rec. hätte in diesem Fall nicht übersetzt, aber ersetzt, und das Bild der Hummel, die den Ertrag der Biene zehrt, hätte, zu einer zierlichen Strophe verarbeitet, der Rede vielleicht einen artigen Schluss gegeben.

Von des Hn. *Gries* Gewandheit im poetischen Ausdruck ausführlich zu reden, möchte zu spät seyn, da jeder den Sänger des Phaethon und den Übersetzer des Ariost und Tasso kennt. Bloss um unsere Aufmerksamkeit an den Tag zu legen, mögen folgende, in der That kleinliche Ausstellungen ihren Platz finden, die des Rec. sehnlicher Wunsch, auch die kleinsten Flecken an dieser Übersetzung einst getilgt zu sehen, entschuldigen mag. Als eigentlichen Sprachfehler fanden wir bloss „ein Weib, *was* so tapfer ist als schön." Es muss *das* oder *welches* heissen. S. 67:

> Dass, die ihm zu helfen denken,
> Sich in seinem Blut ertränken;
> Dass Ägypter, Perser, keinen
> Finden, dem sie Beystand geben,
> Wann sie sehn auf diesem rothen
> Schlachtfeld Mauern nur von Todten
> Und mit Blut gefüllte *Gräben.*

Gräben für *Graben*, da Adelungs Autorität dafür ist, würden wir nicht anfechten, wenn wir nicht die Überzeugung hätten, die letzte Strophe könne noch durch Reim und Ausdruck mehr Pracht gewinnen. Wie pomphaft tönt das Original: *no tengan á quien dar*

> *los socorros poderosos,*
> *hallando en estos desiertos*
> *murallas de cuerpos muertos,*
> *llenos de sangre los fosos.*

Der erste dieser vier Verse, der sich V. 85 wiederholt, ist so malend, wie S. 6 *emperador prodigioso*, und andere, die Hr. *G.* gewöhnlich mit grossem Glück nachbildet. Rec. schlägt vor:

> Ihre mächt'gen Völkerhaufen,
> — — — — — — — —
> Graben, voll von Blut gelaufen.

Wonach sich denn die vorige Strophe fügen muss. S. 227:

Wo Brokat und Seide prangen?
Ich, von Dienern rings *umfangen*,

und S. 248:

Vom Blumenchor *umfangen*,
Als Kaiserin durch grösre Schönheit prangen —,

steht *umfangen* für umringen, umgeben, etwas befremdend. Im ersten Falle würden wir die Reime *Geweben* und *umgeben* benutzen, und die andere Stelle so ändern:

Umringt vom Blumenchore,
Als Kaiserin dastehn im schönsten Flore.

Unschicklich dünkt uns S. 249:

Mich rührt dein gütig *Streben*,

für *tu favor reverencio*, S. 253: die mich beschützt vor deines Grimmes *Walten*, S. 300: Und so thöricht-kühnes *Walten*, und S. 42 Gericht *hegen*. Den *Waffenstahl* S. 41 würden wir in einen *blanken Stahl* verwandeln, und auch S. 87 für *Schutzgehege* einen anderen Ausdruck suchen. Das Wort *Sohlen* braucht Hr. *G.* S. 168, durch den Sinn begünstigt, sehr schön als Reimwort, wie auch *Schiller* in den Kranichen des Ibykus. Aber S. 319:

Als Weib komm' ich, dich zu rühren,
Hingeschmiegt zu deinen *Sohlen*,

hätte Rec. die Assonanz *Throne* unbedenklich vorgezogen. Das Original bietet: *quando à tus plantas me ponga*, wie im Anfang dieser Rede: *que hoy á tus plantas se arroja*, wo Hr. *G.* gut übersetzt:

Hingestreckt vor deinem *Throne*.

Es liegt uns zunächst ob, den metrischen Theil der Übersetzung zu würdigen. Rec. erinnert sich, mehrmals über den schlegelschen Calderon das Urtheil gehört zu haben, die Verse desselben seyen, gegen die calderonischen gehalten, zu glatt, zu geschmeidig, zu wohllautend, und ihr Rhythmus zu weich und zu geregelt. Wäre diess Urtheil gegründet: so läge ein gerechter Tadel darin, entweder für Calderon, dem dann nicht geglückt wäre, den Wohllaut seines Übersetzers zu erreichen, oder für *Schlegel*, der einen härteren Stil seines Urbildes, den die Kunst allerdings anerkennt, durch zu grosse Weichheit zerstört hätte. Und träfe *Schlegeln* dieser Vorwurf: wie würde er Hn. *G.* treffen, dessen Verse im Durchschnitt noch viel melodischer sind! Hier sey eine vorläufige Bemerkung erlaubt. Was die calderonischen Verse weniger glatt erscheinen macht, ist hauptsächlich der Umstand, dass die Spanier bey der Messung ihrer Verse, eben wie die Italiener und Portugiesen, mehrere Vocale in eine einzige Sylbe zusammenzwängen, wovon sie jedoch beym Vortrage jeden einzelnen als eine ganze Sylbe hören lassen. Dadurch erhalten ihre Verse, wenigstens für deutsche Ohren, oft ein seltsames Missverhältniss. Die gewöhnlichen vierfüssigen Trochäen z. B. sollen eigentlich nicht mehr als *acht* Sylben enthalten. Nehmen wir nun folgenden Vers: *y hoy soy un hombre afrentado*: so finden wir 12 Sylben; das ganze Versmass scheint verschoben und verrückt; man weiss gar nicht das ursprüngliche Schema herauszufinden. Natürlich muss dagegen die Übersetzung: *„Heut bin ich beschimpft vor Allen,"* einem deutschen Ohre viel glatter und wohllautender vorkommen. Der Castilianer aber möchte leicht ein entgegengesetztes Urtheil fällen: denn ihm, wie dem Italiener und Portugiesen, dünkt eine Reihe von Versen, worin gar keine Vocale zusammenfliessen, sehr fehlerhaft. Eine andere Verschiedenheit beider Sprachen liegt darin, dass die Spanier die Sylben nicht messen und wägen, sondern bloss zählen, dass sie lange und kurze Sylben ganz willkührlich durch einander mischen. Diese Freyheit haben wir nicht, und auch darum müssen unsere Verse geregelter erscheinen. Woher diese auffallende Seltsamkeit der lateinischen Tochtersprachen abzuleiten sey, ob die erste geradezu den römischen Dichtern (Virgil hat: *monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum*) ihren Ursprung verdanke, kann hier nicht untersucht werden; aber so viel erhellt aus dem Gesagten, dass jene Urtheiler unsere Sprache, die doch eine ganz andere Anlage hat, zur Richterin der castilianischen machten, und von dieser eine Härte voraussetzten, die sie anzuerkennen weit entfernt ist. Rec. wenigstens, der einen gebildeten Castilianer Verse vortragen hörte, fand in den Zusammenziehungen nichts gezwungen Unnatürliches; unbeschreiblich melodisch dünkten ihm dagegen die volltönenden Ausgänge, wie *despoplados, amenos, miraron, hermosura, diosa, blasones* und unzählige andere; die allein schon hinreichend wären, einige Härten auf das vollkommenste aufzuwägen.

Von Aussen betrachtet, ist also kein Grund vorhanden, weshalb man einem Übersetzer des Calderon die Glätte untersagen sollte; innerlich aber ist ein sehr trifftiger Grund, der die höchste Glätte sogar fodert, und das ist Calderons grosse Lyrik. Nehmen wir aus der Cenobia die begeisterten Stanzen des Decius, worin die Schönheit der Cenobia geschildert wird, oder die Schlussscene des zweyten Aufzuges, die mit dem Siege Aurorens über die Dämmerung lieblich beginnt; nehmen wir aus dem anderen Stücke die wehmüthige Rede Sigismunds, in der Vögel die unendlichen Räume der Luft durchziehen, Fische des Meers, und Bäche durch Blumenwiesen hinschlängeln; nehmen wir was wir wollen: überall wird die höchste Reinheit des Rhythmus, der reichste Zauber des Wohllautes als das erste Erfodernis gleichsam von Innen bedingt. Dass dieser Wohllaut zur Wohlbewegung auch mit grosser Kraft des Ausdruckes verbunden seyn könne, wird nur etwa ein Unkundiger bezweifeln, und den mag die Anfangsscene der Cenobia, wo Aurelian in Sturmesbrausen auftritt, vom Gegentheil überzeugen. Hr. *G.* hat von dieser Seite das Mögliche erreicht. Eine grosse Schwierigkeit legt hier dem Nachbildner das unverbrüchliche Gesetz der Mannichfaltigkeit auf, das schon in unseren Jamben schwer befriediget wird, weit schwerer noch in den kurzen trochäischen Sylbenmassen mit

Assonanz und Reim. Dem Spanier kommen in dieser Hinsicht jene beiden Eigenthümlichkeiten seiner Sprache zu Statten; wir müssen, um der Ermüdung zu entgehen, erstlich für mannichfaltige Abschnitte sorgen, dann für gutgemischte Consonanten und Vocale, und drittens für eine geschickte Tonstellung. — Vortrefflich steuren der Eintönigkeit jambische Verse, wie S. 67:

Steht *auf* — *Grabschlund* passt besser zu dem Orte —

S. 22:

Und spricht als Sängerin, *stolz und unlenkbar*:
Roms Herrschaft sey in ihrem Land' undenkbar.

S. 24:

Im Kriege kühn, im Frieden nimmer müssig,
Weil solcher *Frau Schönheit wär' überflüssig*.

Verse, die Manchem vielleicht Härten dünken. Aus Verlegenheit hat sie Hr. *Gries* gewiss nicht zugelassen. Das letzte Reimpaar konnte so gegeben werden:

Im Frieden muthig, rauh in Kriegesthaten,
Weil solch ein Weib der Schönheit kann entrathen.

Aber wie viel schöner ist jenes, wo in der zweyten Zeile die beiden langen Sylben auf die schlechten Takttheile fallen, die kurzen auf die guten! So fanden wir unter den Trochäen nicht selten Verse wie folgende, und jedesmal so geschickt unter die übrigen gemischt, dass sie nicht von Aussen herbeygeführt, sondern an ihrer Stelle wie von selbst erwachsen schienen:

Denn zweymal errangst du Sieg,
Weh, weh! unglücksel'ge Schöne,
Auf dem *Weltschauplatz* gegeben,
Was beginn' ich *nun, weh mir!*
Denn ein ehrlos *Leben ist keins*,
So voll *Hochachtung* dir dienen,
Jene Weissagung erfüllen,
Bin ich ihr; allein *dem* schadet,
Dass die Ehre dir *antworte*, u. s. w.

Sollte hier noch Etwas vermisst werden: so wäre es, 1) dass in den nichtassonirenden Zeilen noch mitunter drey trochäische Füsse hinter einander vorkommen, wo sie leicht zu vermeiden waren, 2) dass der palimbacchische, oder vielmehr molossische Ausgang in den Trochäen männlicher Endung, wie z. B.:

Gottes hohe Vorsehung,

der zur rechten Zeit eine schöne Wirkung thut, zu selten angebracht ist. Nur einmal (S. 67) fanden wir diesen Vers, wie in Bürgers Lenore, mit dem Reim verbunden:

Greift sie mit gewalt'ger Zahl
Dreymal an, und muss *dreymal*,

wo der Reim auf die untergeordnete Sylbe fällt. — Eine ausgemachte Härte ist S. 191:

Pallas, wo das *Schlachtschwert* funkelt,

wegen der vielen rauhen Consonanten zu bloss zwey Vocalen; aber der Vers möchte schwer zu ändern seyn.

Auf die Schönheit und Richtigkeit der Reime hat der Übersetzer einen Fleiss gewandt, wie vor ihm kaum einer unserer vaterländischen Dichter, und auch hier für reizende Mannichfaltigkeit gesorgt. Überall ist der höchste Gleichklang; unvollständige Reime, wie *Spiegel, Hügel, Blick, Glück, heucheln, schmeicheln*, und ähnliche, die jetzt gäng und gebe sind, ehemals aber in der Tabulatur der Meistersänger strenge verboten und ein *Laster* genannt wurden, sind sorgfältig vermieden; von liederlichen Reimen, wie *leiten, Freuden, Wiesen, geniessen*, ist gar die Rede nicht. Diess erregt Bewunderung, um so mehr, da *fast nie* dem Sinn durch den Zwang des Reimes Eintrag geschehen ist. Wenn Hr. *G.* S. 10 *Verehrung, Verklärung* reimt, und zwey- oder dreymal, *wenig, König, unterthänig*: so scheint diess eine durch Noth erzwungene Abweichung von vorgesteckten Grundsätzen zu seyn; aber wer möchte das als Fehler verwerfen? So billigen wir durchaus, dass S. 27 gereimt ist *Aurelian* und *hinan*, S. 73 *hinan* und *Bahn*, S. 195 *empfahn, nahn, an*, S. 31 *mich, sich, sprich*. Auch des sogenannten *reichen* Reims hat Hr. *G.* sich manchmal mit Glück bedient, z. B. S. 42 *denken, bedenken*, S. 48 *fand, befand*, S. 64 *herbeygeführt, führt*, wo von der Herbeyführung einer Lage und der Führung des Fürstenstabes die Rede ist, S. 75 *Priesterin, Seherin*, S. 228 *Täuschung, Enttäuschung*, gerade wie im Spanischen u. s. w. Mitunter bilden auch ausländische Namen wohlklingende Reime, z. B. in folgender schöner Strophe, womit *Astolf* seine Muhme *Estrella* begrüsst, S. 191:

Und so grüssen euch, Senora,
Als Monarchin die Carthaunen,
Muntre Vögel als Aurora,
Als Minerva Kriegsposaunen,
Und der Blumen Schaar als Flora.

Die Senora in Polen, welches bey Calderon als ein ganz mythisches Land vom Meere begrenzt wird, wie Böhmen im Wintermährchen, ist uns so wenig anstössig, als bey Shakespeare der Lord Timon von Athen neben römischen Senatoren. Dergleichen duldet, ja fodert das romantische Schauspiel. — Die Stanzen des Decius S. 21 und des Basilius, Astolf u. s. w. sind in bloss weiblichen Reimen übertragen, was wir ohne Einschränkung billigen müssen: denn Stanzen mit untermischten männlichen Reimen würden nicht zu den übrigen Versmassen stimmen, in denen die weiblichen Ausgänge durchaus vorwalten. Auch sind hier der Ottaven so wenige, dass es dem Künstler *möglich* wird, die grösste Mannichfaltigkeit in die Reime zu legen. Diese Stanzen schreiten in ihren prachtvollen Reimen (unter denen dreyzehnmal spondeische, wie *Empörung, Hörung, Zerstörung*, vorkommen) so stolz und majestätisch einher, dass wir nicht im Stande sind, auch nur das Mindeste zu tadeln; und es gern dem Krittler überlassen, diess oder jenes Wort zu bemäkeln, wohl wissend, dass ein einzelnes Wort anders wünschen oft eine ganze Strophe zerstören heisst. In gleicher Gediegenheit, aber süsser und weicher, dem Inhalte gemäss, bewegen sich die Quintillen von S. 109 an, in einer Art von anakreontischem Sylbenmasse, ebenfalls mit bloss weiblichen Reimen, und S. 129 die trochäischen Quintillen in einer bisher noch unbekannten

Versmischung, die, sehr musikalisch, auch trochäische katalektische Monometer, wie in *Schillers* Glocke, zuläfst. Auch aus der jambischen Strophe, die im Grundschema aus einem Wechsel von dreyfüfsigen und fünffüfsigen Jamben besteht, ist der männliche Reim, den *Schlegel*, ungeachtet der Stockung, die er hervorbringt, noch einigemal zuläfst, gänzlich ausgeschlossen. Wie sinnreich Hr. *G.* diese schwere Aufgabe gelöst hat, mag das erste Verspaar aus *La vida* beweisen, wo Rosaura ihr wildes Pferd anredet:

Hippogrifo violento,
que corriste parejas con el viento. —

Die nächste Übersetzung, die sich von selbst darbietet, ist:

Unbänd'ger Hippogriph,
Der mit den Winden in die Wette lief.

Es scheint kein Ausweg möglich. Hr. *Gries* aber übersetzt;

Du Hippogriph, an Schnelle
Den Winden gleich, unbändiger Geselle, —

und wie schön und ausdrucksvoll, braucht nicht entwickelt zu werden. Calderon braucht diese Versart immer nur in Scenen, deren Haupteindruck pathetisch ist, und dazu eben ist die Abwechselung zwischen kurzen und langen Versen, in denen sich das Gewicht der längeren nachdrucksvoll auf die kürzeren wirft, sehr passend. Doch bedient sich Calderon auch folgender Abweichungen. 1) Er läfst zwey oder mehrere fünffüfsige Verse auf einander folgen; ziemlich selten. 2) Er stellt zwey oder mehrere dreyfüfsige Verse zusammen; selten. 3) Er läfst den fünffüfsigen Vers vorangehen und den dreyfüfsigen folgen; sehr selten. 4) Er verändert die Stellung der Reime, indem er von vier Versen den ersten mit dem vierten, und den zweyten mit dem dritten reimt, z. B. Cenob. S. 4 Norw.; oder 5) er reimt den ersten Vers mit dem dritten, und den zweyten mit dem vierten, z. B. Cenob. S. 6, V. 3. Alle diese Abweichungen, die an ihrer Stelle sehr bedeutend sind, hat Hr. *G.* mit eben so viel Treue als Leichtigkeit nachgebildet. Die sonderbare, und Rec. völlig unerklärliche Anomalie, dafs dann und wann ein reimloser Vers eingeschaltet wird, z. B. *devoc. d. l. cruz*, S. 44 u. 101 Norw., kommt in den beiden von Hn. *G.* übersetzten Stücken gar nicht vor.

Weniger Eindruck auf Leser und Hörer machen die assonirenden Scenen, nicht durch des Übersetzers Schuld, sondern durch Schuld der Sprache. Blofs in der männlichen Assonanz, die aber schwer durchzuführen ist, können wir die Wirkung der spanischen Sprache erreichen; in den weiblichen Assonanzen, wo zwey Vocale assoniren, hat der Spanier einen ungeheuren Vorsprung. Ihm steht die Wahl frey unter wenigstens *vier* Vocalen, die er auf das Vielfachste mischen und abändern kann, z. B. a — a, a — e, a — o, e — a, e — e, e — o u. s. w. Wir haben zwar bey dem ersten Vocale der Assonanz eine etwas weitere Wahl, da wir ausser den einfachen Vocalen auch die zusammengesetzten ä, ei, ü, ö, au, gebrauchen können; dagegen bleibt uns am *Schlusse* der Assonanz kein anderer Vocal, als der tonloseste von allen, das leidige e. Zwar hat *Tieck* im Octavian einen Versuch gemacht, auf a — u zu assoniren, mit *Achtung*, *Haltung*, *Warnung*, u. drgl. Worten. Allein theils konnte er diefs doch nur zwey Seiten durchführen, theils macht es nicht einmal eine besondere Wirkung, weil fast alle Assonanzworte von derselben Gattung sind, und mithin durch Einförmigkeit ermüden. Und so ist es kein Wunder, dafs die Assonanz im Deutschen so wenig anspricht, ja in den meisten Fällen selbst vom gebildeten Ohre ganz überhört wird. Da Hr. *G.* gleichwohl verpflichtet war, auch die geringe Wirkung für eine volle gelten zu lassen: so mufste er alle künstlichen Mittel aufbieten, die weiblichen Assonanzen auf das Möglichste zu heben, und das hat er mit gröfster Gewissenhaftigkeit gethan. So mischt er auf der einen Seite unter die Assonanzen oft vollständige Reime, und sucht durch verwandte Consonanten mitzuwirken, wie in *Wangen*, *Schwanken*, *mangeln*; auf der anderen Seite ist er bemüht, den nicht assonirenden Zwischenzeilen einen unähnlichen, wo möglich abstechenden Ausgang zu geben; was am besten durch eine männliche Endung geschieht, die indefs aus anderen oben berührten Gründen eine untergeordnete Rolle spielen mufs, und zunächst durch den spondeischen Ausgang. Der erste Vocal der Assonanz, der schon den Spaniern unverletzlich ist, mufs es nach dem oben Gesagten noch weit mehr dem Deutschen seyn. Hr. *G.* hat daher niemals, z. B. unter die Assonanz *Erde*, *lehrte*, *begehre*, eine Scheinassonanz wie *Gröfse* gemischt. In Rücksicht auf den letzten Vocal findet Rec. im Calderon die Eigenthümlichkeit, dafs ein e durch ein i, wiewohl nur selten, ersetzt werden kann, z. B. *la vida*, S. 131 Norw., wo sich unter der Assonanz a — e (*yaçe*) auch Worte wie *aspid* und *fragil* finden. Man sieht, dafs auch Calderon das Schlimme zu heben bemüht war. Alle übrigen Schlufsvocale haben keinen Stellvertreter: denn *murais* (*la vida* S. 251) unter der Assonanz a — a (*habla*), worauf man sich etwa berufen könnte, macht nur eine scheinbare Ausnahme, weil Basilius die Worte des sterbenden Clarin wiederholt. Hr. *G.* hat sich dieser Freyheit, deren Calderon nicht sehr bedurfte, mit Recht in etwas gröfserem Umfange bedient. S. 122 mischt er unter die Assonanz e — e das Wort *Phlegra*, S. 215 unter i — e, *verrieth ich* u. s. w., vrgl. 184. 198. 206. — In der Wahl der Assonanzen folgt Hr. *G.* jedesmal dem Original. Diefs ist wohl in vielen Fällen nothwendig, z. B. in der *Brücke von Mantible*, wo die vorgeschriebenen Namen *Cid*, *Carmin*, *Rubin*, *April*, *Zenith*, die sich in die Mitte der Zeile nicht gut zurückdrängen lassen, diese Assonanz vorschreiben. Doch wünschen wir, Hr. *G.* bediente sich in Zukunft in Scenen, die nicht mit Eigennamen überladen sind, auch der wenigen uns eigenthümlichen Assonanzen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
SEPTEMBER 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.* Übersetzt von *J. D. Gries* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

So glauben wir, des Übersetzers Kunst und Geschicklichkeit, wo nicht in ein volles Licht gesetzt, doch wenigstens mit einigen Zügen angedeutet und bemerkbar gemacht zu haben. Es bleibt noch übrig von dem zu reden, was allen technischen Leistungen erst die rechte und volle Bedeutung giebt, wir meinen das innere Leben, die Seele der Übersetzung. Wohl kann einer schon durch Umfang der Sprache, durch Gewandheit des Ausdrucks, durch Sinn für Wohllaut und Eurythmie, durch feinen und gebildeten Geschmack als Übersetzer etwas Bedeutendes, ja Bewunderungswerthes leisten; aber immer wird etwas, und zwar das Beste, fehlen, wenn im Übersetzer nicht das wohnt, was durch keine Anstrengung zu erlernen, durch keine Kunst zu ersetzen ist, jener prometheische Funken, der die irdischen Bestandtheile des geschaffenen Bildes mit dem Feuer des Lebens durchglüht. Hr. *G.* zeigt, dass er seinen Dichter nicht bloss verstanden, sondern innig empfunden, dass er im eigentlichsten Sinne des Wortes *mit* ihm gedichtet hat; und daher kömmt es, dass seine Übersetzung, bey aller oft dem Anscheine nach sclavischen Treue, voll lebendiger Seele ist, und bey dem Anstriche des klimatisch Fremden, das keine Übersetzung verwischen darf, doch wie auf vaterländischem Boden erzeugt scheinet. Nirgends eine Spur von dem Nebeln und Schwebeln der sogenannten Romantiker, die unter der Firma der Genialität den tollsten Aberwitz einschwärzen, überall klare Anschaulichkeit, und scharfe Umgrenzung der Gedanken und Bilder! Denn die wenigen von uns getadelten Stellen, über die vielleicht Andere nicht einmal mit uns urtheilen, verlieren sich so in der Masse des Gelungenen, dass sie jedem Leser, der nicht zugleich Recensent ist, kaum auffallen werden. Und so begreifen wir, was der Urtheiler in der *Zeitung f. d. eleg. Welt* von der reizenden Verständlichkeit der Zenobia auf der weimarischen Bühne sagt. Zum Belege unseres Urtheiles verweisen wir auf die gleich Anfangs von uns ausgehobene Stelle, zunächst auf die Ottaven und den Schluss des dritten Actes der Zenobia; sodann auf die erste Rede Sigismunds, über welche wir uns noch einige Bemerkungen erlauben. In der vierten Decime sind die Worte:

quando atrevido y cruel
la humana necesidad,
le enseña á tener crueldad,
monstruo de su labirinto, —

in der Übersetzung:

So verfolgt es schon die Spur
Seines Raubs auf wilden Zügen;
Sich an Grausamkeit vergnügen
Heisst ihn seiner Triebe Zwang, —

nicht ganz ausgedrückt. Dass die Bezeichnung des Raubthieres, als eines Ungeheuers auf seinen eigenen Streifzügen, mit offenbarer Anspielung auf den Minotaur im Labyrinthe, ausfallen musste, springt in die Augen: aber das wünschten wir, Hr. *G.* hätte den Zug, dass die menschlichen Bedürfnisse das Thier grausam gemacht haben, mit hineingespielt; er gehört zum menschenfeindlichen Charakter des Sprechenden. In der sechsten Decime hätte Rec. gern die acht weiblichen Ausgänge durch ein männliches Reimpaar unterbrochen. Er schlägt vor:

nace el aroyo, culebra
que entre flores se desata,
y apénas, sierpe de plata,
entre las flores se quiebra,

so zu übersetzen: —

Auch der Bach wird, eine Schlange,
Losgerollt im Blumenthal,
Und kaum Natter von Krystall,
Feyert er u. s. w.

Die Vertauschung des Silbers mit Krystall ist ganz calderonisch, und kann mit *corriente de cristal y undosa plata*, aus dem standhaften Prinzen, belegt werden. Fast noch mehr ergiebt sich die geistige Treue des Übersetzers aus den Reden des Gracioso: denn die Sprache der Laune ist schwerer zu sprechen als die Sprache der Rührung und des Pathos, und wird durch Wortspiele manchmal fast unüberwindlich. Hr. *G.* hat sich vor ausländischen Worten gehütet; uns ist bloss *Copie* S. 315 aufgefallen, wofür ihm das deutschere *Copey* frey stand; dem Gracio aber legt er auch Worte wie *respectieren* und *Personagen* in den Mund, und sie kleiden ihn gut, wie das abgekniffene *hatt' nen Riesen*, das im Munde Sigismunds oder Zenobiens wohl nicht gepasst hätte. Vortrefflich ist die Übersetzung von (*la vida* S. 172).

Segism. Quien
eres tú, di? Clarin. Entremetido,
y deste officio soy xefe,
porque soy el mequetrefe
mayor, que se ha conocido.

Sigismund. Wer
Bist du? sprich! *Clar.* Ein Naseweis,
Und das Haupt von diesen Gecken;
Solch ein Hans — in — allen Ecken,
Wie die Welt sonst keinen weiss.

Auch die Wortspiele, z. B. die mit *Clarin* und *Estrella*, sind glücklich wiedergegeben. Nur an Einen Stelle hat der Übersetzer zurückstehen müssen. In der Scene des Hungerthurms sagt Clarin mit gar lustiger Kläglichkeit:

donde ya todos los dias
en el filósofo leo
Ni-comedes, y las noches
en el concilio Ni-ceno.

Hr. *G.* übersetzt:

Und studiere Tag für Tag
Die gesammte Hungerlehre,
Und die Wissenschaft des Fastens
Hab' ich denn bey Nacht zu lernen.

Diess ist blosse Beschreibung des Witzes; und doch that Hr. *G.* recht, da die Übertragung des Wortspieles nicht möglich war, lieber so zu umschreiben, als, was leicht gewesen wäre, etwas derb Possenhaftes an die Stelle zu setzen. Denn der Gracioso muss sich in *anmuthiger* Lustigkeit behaupten, seinem Namen gemäss.

Und so möge der unvergleichliche Gracioso diese Anzeige beschliessen. — Schöner und correcter Druck stimmen harmonisch zum Ganzen. M. D. K.

Stettin, b. Struck: *Jahrbüchlein deutscher Gedichte für* 1815 von *Heinr. Löst*, *Friedr. Baron de la Motte Fouqué*, *Ludw. Giesebrecht* u. A. 1815. 279 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Kräftiges, selbstständiges und unbefangenes Leben ist der Genius der vorzüglichsten dieser Gedichte, und bietet aus jugendlichem Füllhorn erfreuliche Gaben. Wir folgen der Eintheilung des Ganzen, um über das Einzelne unser Urtheil näher zu bestimmen. 1. *Lieder.* Nicht alle sprechen vollendet und anziehend an. *Heinrich Löst* hält sich dem Boden der Erde nah'; und weil er zur Prosa zu wenig geflügelte Poesie mitbringt, verflüchtigt das Humoristische, wohin sich mehrere seiner Gedichte neigen, nicht reizend genug den Stoff, und bleibt schwer und ohne Grazie. *Die Spinnerin* ist ihm am besten gelungen, ein ganz artiges Landliedchen in vossischer Weise; so wie der *Champagnerelfe* ächt humoristische Züge hat. — Die Lieder von *A. Karow* sind allerdings einfacher und in sich selbst runder, sie ermatten aber häufig an zu alltäglichem Gedankengange, z. B. *In der Frühe*, *das Veilchen*, in den meisten *Kriegsliedern*, oder geben ihrem Gegenstand eine sonderbare Wendung, wie das Gedicht *die Lampe*, das übrigens schöne Bilder hat; da, wo in ihnen Phantasie vorherrscht, ist Zartheit und Neuheit der Erfindung vorhanden, aber in der Ausführung bemerkt man noch bisweilen Unbehülflichkeit, noch nicht die letzte freye Leichtigkeit im metrischen Bau und Ausdruck, z. B. S. 18:

Wie der Mond in zarten Blitzen
Schlägt in Glanz die Wogen *ein*,

wo das *schlägt — ein* sich schwerfällig an den anmuthigen Gedanken hängt, oder vielmehr ihn schleppend in die Mitte nimmt. Doch spricht aus allen der Geist einer freundlichen, geschäftigen Jugend, mit der nur die Stimmung des *geistlichen Liedes* (S. 11) seltsam contrastirt: oder soll diess Gedicht für ein *objectives* gelten? Vorzüglich zu loben ist: *Auf dem Wasser*, die ersten Strophen des Gedichts *Erinnerung*, das mit einem zu abgesungenen Gedanken schliesst, und *auf der Feldwacht.* — Von *Karl Giesebrecht* befindet sich unter diesen Liedern das recht gefällige Gedicht: *Lenzgefühl.* — Die meisten Beyträge hat *Gottwalt* gegeben. Er zeigt sich geistreich, männlich, bisweilen bis zur Derbheit und prosaischen Wendung im Ausdrucke, und dort wie da, wo er mehr in zartere und lieblichere Weichheit übergeht, scheint er den poetischen Stoff im Centrum der Reflexion aufzusammeln, und von da mit einer gewissen sinnigen Vergnüglichkeit, die bis zur Laune und Ironie geht, zu vertheilen. Er beschäftigt mehr, als dass er rührt, und verräth eine Verwandtschaft mit jener *goetheschen* Eigenschaft, die hinter ihren einfachen Worten ein hingeworfenes Räthsel des Meisters vermuthen lässt; und diese geistreiche, kluge Bedeutsamkeit zieht an und erwirbt sich eine fesselnde Aufmerksamkeit. Das leiseste Geheimnissvolle hat für den Menschen einen Zauber, die Ahnung einer Befreyung, einer höheren Erfahrung. Vorzüglich charakteristisch sind hier die Lieder: *die stumme Antwort*, goethisch leicht, munter zart, und vollendet; *die Gärtnerin*, weniger rund und erfüllt als das vorige, doch beherrscht es sein Phantastisches hell und leicht: *Entsagung*, ein sehr tiefgedachtes und deutungsvolles Gedicht, und wohl das ausgezeichneteste unter denen des Vfs. In dem *an die Muse* ist die dritte Strophe schön. Die Lieder aus dem letzten Kriege haben vorzügliche Stellen; besonders gut gehalten ist *der Verwundete* (S. 57), wo sich alle oben angeführten Charakterzüge in wundersamer Vereinigung finden. Meisterhaft und von glücklichster Laune, mit dem wahren Flügelschlage des Genius, ist das *Trinklied für Dichter* (bloss mit *G.* unterzeichnet). — Noch enthält die Abtheilung Beyträge von *Adelbert von Chamisso*, *de la Motte Fouqué*, *Graf von Loeben*, *J. G. S.* und *Ludwig Uhland*, unter denen sich mehreres Gute befindet.

Die zweyte Abtheilung: *Eklogen*, *Elegieen*, *Epigramme*, enthält mannichfaltige und sehr vorzügliche Sachen. Von letzterer Art ist die Romanze von *Gottwalt: Der alte Ritter*, *das Schlachtfeld bey Lützen*, von *Karl Giesebrecht*, *Kirchhofsreigen* und noch mehr *Asmodis Jubelgesang* von *A. Karow*, wo das Phantastische mit shakespearscher Laune und Lustigkeit behandelt ist; nicht als *Glosse*, aber als Gedicht überhaupt, ist das so benannte von *Ludw. Giesebrecht* zart, frisch und melodisch; eine der geistvollsten Glossen, welche die meisten Versuche dieser Art durch Eigenthümlichkeit, Feuer und Fülle übertrifft, ist dagegen *Gottwalts Sieg der Kunst*, vielleicht oder vielmehr ohne Frage die schönste und originellste Lö-

fung des vielfach variirten Thema's von *Tiede*: Liebe denkt in süfsen Tönen u. f. w. — Idealifch in Gedanken und Sprache, jedoch zu wiederholend, ift *Geifteswanderung* von *Adolph Giefebrecht*. Das Gedicht *an die Geliebte*, von *Karow*, ift reich und tief, die Form ift zu nachläffig, oder hat Nachläffigkeit angenommen. Endlich gehört das Gedicht: *Novalis*, von *Gottwalt*, deffen Schlufs allein der höheren Anficht des Ganzen nicht zu entfprechen fcheint, und deffelben *Epigramme* zu den herrlichften Blumen der Sammlung. — III. *Sonette*. Die 24 Sonette von *Ludw. Giefebrecht* enthalten viel Treffliches: fie find keck und rafch im Gange, weniger zart und lieblich als ftark, frifch und grandios; zu oft nehmen einzelne bilderleere Wendungen zu grofsen Raum ein, z. B. in chronologifchen Aufzählungen, Berechnungen der Liebe, die in unferen Augen wenigftens fchon in *Petrarcas* Liedern zu den unwichtigen Spielereyen gehören, und die offenbar hier diefen nachgebildet find (z. B. S. 137 und 139, fo auch vorher das Spiel S. 135). Vorzügliches Lob und freudige Anerkennung verdienen die *Son.* 1, 2, 5, 6, 13, 15, 16, 17. Man fieht wohl, dafs in diefem Dichter eine bedeutende Kraft und Tüchtigkeit fich regt, die Alles, was fich ihr zum Gegenftande darbietet, mit rafchem Muth ergreift. Die Weihe der Meifterfchaft haben die *Sonette* von *Ludw. Uhland*. Auch fie regen, wie Mehreres von *Gottwalt*, mehr den inneren Sinn als das Gemüth an; aber es ift Alles aufs Lieblichfte aufgelöft in Leichtigkeit, Spiel und blühendes Wefen. Der Witz giebt fich hier gleichfam, träumerifch auf Rofen hingeftreckt, ein Feft. Es ift als fchrieb' er diefe Sonette auf flatternde Rofenblätter, und Zephyr trüge fie fcherzend davon, durch ihn felbft dazu ermuntert. IV. *Balladen*, *Legenden*, *Mährchen*. *Die Eroberung von Norwegen*, eine altnordifche Gefchichte in Balladen von *Fouqué*, hat fchöne Einzelnheiten, wie fie den Dichtungen diefes Sängers nie fehlen. Das Ganze zieht wenig an. In *Uhlands* Romanze: *Paris* und *St. Georgs-Ritter*, überwindet man eine gewiffe Fremdartigkeit nicht. *Es ift das Heil uns kommen her*, in zwey Sagen von Luther, von *Friedr. Giefebrecht*, ift ein altkräftiges, herziges Gedicht. Unendlich rührend und wahrhaft liebevoll ift *Fouqués* Legende: *Der Mutter Troft*, und gleichfalls trefflich *St. Nicolaus Feft* von demfelben Meifter. Phantaftifch, reich und feltfam ift *Ludw. Giefebrechts* Mährchen in Stanzen, *die Brautfahrt*. Das Ganze befchliefst ein dramatifcher Beytrag, *die Wiederbevölkerung von Island*, eine Abentheure von *Fouqué*.

Die Weitläuftigkeit unferer Anzeige möge den Herausgebern ein Beweis der Anerkennung ihrer fchönen Abficht feyn. G. L.

Winterthur, b. Steiner: *Saly's Revolutionstage*. Herausgegeben von *Ulrich Heyner*. 1814. VI u. 304 S. 8. (1 Rthlr. . gr.)

Die Lectüre diefes Werks hat Rec. ein ganz befonderes Vergnügen gewährt. Ächte männliche Kraft in einer heiteren, offenen, vorurtheilsfreyen Seele, fpricht aus demfelben, und hat der ganzen Darftellung in der höchften Einfachheit eine Fülle, und in der wohl durchdachten Entwickelung der Momente eine Anfchaulichkeit gegeben, welche Rec. an den ähnlichen Charakter eines feiner liebften Jugendbücher, *Stillings Kindheit und Jugendjahre* (die, beyläufig gefagt, für *Jung* felbft Mufter feiner Darftellung hätten bleiben follen), wohlthuend erinnert haben. Mit beftimmten, treffenden und gemüthlichen Zügen entwickelt der Vf. die Lage, die Verhältniffe, die Begebenheiten, die Charaktere; die wenigen Farben und Striche, die er bey feinen Gemälden anwendet, bezeichnen allemal treffend und lebendig, und das ganze Bild der Zeit frifcht fich vor dem Auge des Lefers fo auf, dafs er fich mit in daffelbe hineingetreten glaubt. Diefs Buch gewinnt in unferen Tagen, wo man nicht leugnen kann, dafs der Boden, auf dem wir wandeln, überall von vulkanifchen Erfcheinungen bedroht ift, ein noch ganz eigenes Intereffe, und möchte es Mancher, der vielleicht der Explofion aus den noch bedeckten Cratern mit einer gewiffen unbeftimmten Neugierde entgegenfieht, zum rathenden und weisheitsvollen Freunde machen! Unfere Anzeige deffelben ift kurz, nicht weil wir zu wenig über daffelbe zu fagen wiffen, fondern weil der durchaus Lobende fich und das Buch leicht in den Verdacht bringt, zu viel gefagt zu haben; unferer Meinung nach ift, aufser einigen kleinen unbedeutenden Provincialismen in der Sprache, an dem Buche Alles gut, wacker und recht, und nur der Schlufs felbft, der nothwendig auf eine Fortfetzung hinweift, die nach der Vorrede ein anderes Werk des Vfs.: *Clarens Handbuch*, gewährt, mufs als völlig unbefriedigend und fragmentarifch getadelt werden. Künftlerifch genommen, kann diefs gar nicht für den Schlufs gelten, und es mufs die Löfung des Ganzen, Salys Heimkehr und die Darftellung von Clarens weiterem Verhältnifs zu ihm, unerläfslich erwartet werden, fo dafs man *Clarens Handbuch* — welches Rec. noch nicht zu Geficht kam — nur in fofern, als es geradezu den zweyten Theil von *Salys Revolutionstagen* ausmacht, für diefen ergänzenden Schlufs halten kann. G. L.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Der freyen Deutfchen Morgenlied*. Gedicht in fechs Gefängen, von *J. C. Ölfsner*. 1815. 122 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. diefer gereimten Ungereimtheiten hegte die in feiner Vorrede geäufserte Beforgnifs, man möchte fein Gedicht der Pretention, ein Heldengedicht zu feyn, befchuldigen, unnöthigerweife. Diefs wird keinem beykommen, der nur wenige Zeilen diefes Gefchwätzes, ohne allen wahren Kunftzufammenhang und Haltungspunct, überftanden hat. Es ift dem Kaifer von Rufsland in einem ganz erbärmlichen Zueignungsgedichte gewidmet, der hoffentlich das deutfche Wefen aus befferen Beweifen kennt. Rufsland wird in den Gefängen felbft die *Freyheitswiege* und die ruffifche Nation das *erfte* aller Völker genannt. Sein eigenes fächfifches Vaterland fand der Vf. in diefem deutfchen Liede keiner Erwähnung werth.

G. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Profecia del Pirineo. De Don Juan Bautista de Arriaza.* — *Die Prophezeihung des Pyrenäus.* Gedichtet bey dem Einbruche der Franzosen in Spanien. Aus dem Spanischen des *Don Juan Baptist de Arriaza* übersetzt von *S. H. Friedländer.* 24 S. 8. (4 Gr.)

Diese Ode von Arriaza, welche den Ausgang des spanischen Freyheitskrieges und den Sturz des Tyrannen, der ihn veranlasste, dem riesenhaften Berggeist Pyrenäus eben so, wie Horaz den Untergang Troja's dem Nereus und unser Ramler die Siege seines grossen Königes dem Glaukus als Weissagung in den Mund legt, hat nicht bloss durch ihren Inhalt ein politisches Interesse, sondern auch wahren poetischen Werth, und wir sind Hn. F. für diesen Abdruck des Originals und noch mehr für die beygefügte, mit eben so vieler Treue als dichterischem Geiste geschriebene Übersetzung, womit er das ausländische Product auf deutschen Boden verpflanzt, recht vielen Dank schuldig. Nur an wenigen Stellen ist es dem Rec. fühlbar geworden, dass er eine Übersetzung lese; und wenn ihm noch etwas zu wünschen übrig schien: so war es, dass der Übersetzer im Metrum nicht zu ängstlich sich an das Original gehalten und die weiblichen Reime, welche allein dem deutschen Ohre keine gute Wirkung thun, mit männlichen unterbrochen haben möchte. Wir geben von Original und Übersetzung den Schluss der Ode unseren Lesern zur Probe:

Pero ya la gallarda
Gente no sufre coto; y qual granizo
Se precipita de la nube parda,
Quando al sonoro trueno se deshizo,
Tal se arrojan veloces
A derrocar tus aguilas feroces.

Oye en su sordo grito
El fallo de tu ruina! y ve en su frente
Que el dedo de las furias les ha escrito:
Venga a tu hermano, que muriò inocente;
Ni los manes reposan,
Que per el aire errantes les acosan.

Si! llega bramando
Como huracán la Nacional Venganza,
Tus perfidas falanges arrollando!
Y a tu hermano baxe el solio alcanza,
Que de la indigna mano
Trémulo suelta el cetro soberano.

Ni la regia corona
En las turbadas sienes ya mantiene;
Mas del trono, que atónito abandona,
De un escalon en otro al suelo viene:
Y huye entre tus guerreros
Como en banda de buitres carniceros.

Tal sera tu castigo
Sobervio usurpador: del alto asiento
Caerás tambien — Yo, yo te lo predigo;
Yo, que por ley de celestial intento,
Guardian de estas montañas,
Hado soy tutelar de las Españas.

Siente apenas la vida
El mesquino tirano à sus acentos;
Y como sierpe acaso desprendida
De las garras del águila en los vientos
Yerto en letál insulto
Cayó, enroscado, entre la yerba oculto.

Vor Volkeswuth zu schirmen
Vermag kein Grenzstein, und so wie in Wettern
Aus schwarzen Wolken Hagelschlossen stürmen,
Wenn laute Donner endlich *ferner* (?) schmettern:
So stürzen von Gebirgen
Sie nieder, deine Adler zu erwürgen.

Vernimm in dumpfen Hallen
Den Todesspruch! Dort lies es eingegraben
Von Eumenidenhand den Stirnen allen:
Für meine Brüder muss ich Rache haben!
Denn selbst die Geister schweben
Wild in der Luft, zum Kampf sie zu beleben.

Ja, wie Orkaneswogen
Kommt Volkesrache, blut'ges Weh zu häufen
Auf jede Schaar, die noch nicht ganz zerstoben.
Auch deinen Bruder wird sie bald ergreifen,
Auf seinem Thron ihn finden,
Und seiner Hand den Herrscherstab entwinden.

Nicht mag die Königskrone
Ihm fürder die unwürd'ge Scheitel zieren,
Von Stufe stürzt zu Stufen er am Throne
Zu Boden, Thron und Boden zu verlieren.
Dann mag er sich verbergen
Im Haufen deiner mordbegier'gen Schergen.

Die Zücht'gung wirst du finden,
Verruchter Räuber! du, auch du wirst fallen
Vom Stuhl der Macht. *Ich* darf es dir verkünden,
Denn ich, weil es dem Kön'ge *dort* gefallen,
Auf dieser Berge Spitzen
Ward ausersehn als Geist das Land zu schützen.

Wie diese Töne hallen
Fühlt kaum der Wüthrich noch die Pulse schlagen!
Gleich einer Schlange plötzlich in den Krallen
Des Adlers durch die Lüfte fortgetragen;
Nun stürzt sie schmachvoll nieder
Im Grase bergend die zerschellten Glieder.

Angehängt sind einige historische Anmerkungen zur Erläuterung verschiedener Stellen des Gedichtes, ebenfalls im spanischen Original und in der deutschen Übersetzung. Die letzte Seite nimmt endlich ein Sonett ein, womit Hr. F. selbst sich in spanischer Dichtkunst versucht — wie uns dünkt, nicht unrühmlich. Wir theilen noch die deutsche Übersetzung unseren Lesern mit:

Spanien an Moskau.
Sonett.

Ihr Fluren, rings vom Ocean umflossen,
Lust der Natur, dem Himmel süss Ergötzen,
Zu Gräbern werdend euren eignen Schätzen,
Auf euch ist meiner Söhne Blut geflossen!

Vom Schnee der Schwäne ehmals übergossen,
Ruhn lautlos jetzt, geflüchtet mit Entsetzen,
Durch Joches Last ihr Haupt nicht zu verletzen,
Die Ströme all' im Quellengrund verschlossen.

Doch seht! am Pol ein nie gesehner Schimmer
Wie blut'ge Sterne dunkle Nächte röthen,
Stürzt des Tyrannen Übermuth vom Throne.

Nun, Spanien, alles Kummers frey auf immer,
Schau froh empor mit heissen Dankgebeten
Zur *nördlichen Numantia* Sternenkrone!

Rec. begreift nicht, wie die Überschrift zum Inhalt passt, da Spanien offenbar nicht Moskau's, sondern seine eigenen Fluren anredet. Auch dünkt ihm die dritte Zeile selbst für ein Sonett noch zu geziert. Py.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM

JAHRE 1815.

ZWÖLFTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung
und Leipzig,
in der königl. sächsischen Zeitungs - Expedition.
1816.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

THEOLOGIE.

Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung: *Nachgelassene Schriften von D. Joh. Kasp. Häfeli.* Herausgegeben mit einer Vorrede von D. *Joh. Jakob Stolz.* Zweyter Band, enthaltend kirchengeschichtliche Vorlesungen.

Auch unter dem Titel:

Vorlesungen über die christliche Kirchengeschichte für gebildete Religionsfreunde. Zu Bremen in den Wintermonaten von 1804 auf 1805 gehalten, von D. *J. K. Häfeli*, u. s. w. Erste Hälfte. 1814. IX u. 412 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Vorrede des würdigen *Stolz* giebt über diese Vorlesungen die nöthige Auskunft. Sie wurden vom 20 Novemb. 1804 bis zum 9 April 1805 in *Bremen* vor einem Auditorio, welches aus gebildeten Personen des weiblichen Geschlechtes, und aus Männern, die zum Theil dem Kaufmannsstande angehörten, gehalten, und gehen, weil *H.*, z. Oct. 1805 nach *Bernburg* berufen, dieselben nicht beendigen konnte, bis auf die Reformation. Der gegenwärtige Band umfasst den Zeitraum von Chr. Geburt bis auf Karl d. Gr.; der folgende, mit welchem die Sammlung von *H's.* nachgelassenen Schriften sich schliessen soll, wird die Vorlesungen über den Zeitraum bis auf *Luthern* enthalten. Mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit gesteht der Herausgeber, dass *H.* diese Vorlesungen nicht für den Druck überarbeitet und bey seinem Auditorio ein wenig viel vorausgesetzt habe. In letzterer Hinsicht vermuthet er deshalb, dass sein verstorbener Freund manches Erläuternde eingeschaltet, durch muntere Anmerkungen die ermüdete Aufmerksamkeit angefrischt, und durch eine gute Betonung des Wichtigsten, so wie durch ein den Inhalt noch deutlicher bezeichnendes Mienenspiel, manchem Zuhörer begreiflicher, als durch blosse Worte, gemacht haben werde, worauf es hier vorzüglich ankomme. Hr. *St.* hat das Manuscript unverändert abdrucken lassen, und nur hie und da die Verschiedenheit seiner Ansichten entweder durch Fragzeichen in dem Texte, oder durch kurze Anmerkungen unter dem Texte bemerklich gemacht.

Im Ganzen wird in den 17 Vorlesungen, welche dieser Band enthält, die Kirchengeschichte nach der herkömmlichen Weise abgehandelt. Die beiden ersten S. 3—45 sprechen von dem Begriffe, Umfange, Quellen, Nutzen, Geschichte und Literatur der KG., wie man diess gewöhnlich in den Handbüchern und Compendien findet. Dann werden die sechs Perioden angegeben, welche der Vf. annimmt; es sind folgende: I. Von Chr. Geburt bis Konstantin d. Gr. II. Von Konstantin bis Muhamed. III. Von Muhamed bis Karl d. Gr. IV. Von Karl d. Gr. bis Gregor VII. V. Von Gregor VII bis Luther. VI. Von Luther bis auf unsere Zeiten. Nach *Spittlers* Vorgange wird der Charakter jeder Periode kurz geschildert. Endlich werden noch besonders unter der Aufschrift: Plan und Methode des Vortrags der KG. in diesen Vorlesungen, die Gesetze angezeigt, welche sich der Vf. bey seinen Vorträgen vorgeschrieben hatte, nämlich: 1) strenge Unparteylichkeit und rücksichtslose Wahrheitsliebe; 2) zweckmässige Auswahl des Merkwürdigsten, Interessantesten und Lehrreichsten; 3) pragmatische Behandlung; 4) Angabe einiger empfehlungswerther Schriften, in denen eine detaillirte Angabe (dieses oder jenes historischen Gegenstandes) enthalten ist. Die Ordnung, in welcher die Gegenstände abgehandelt werden, ist grösstentheils diese: Ausbreitung des Christenthums, Lehrbegriff, Gesellschaftsverfassung, Ketzereyen, Schriftsteller, religiöser und sittlicher Zustand der Christen. Bey Darstellung des Lehrbegriffes, vorzüglich aber der Ketzereyen, ist offenbar *Spittlers* Grundriss der Geschichte der christlichen Kirche zu Grunde gelegt. So viel von der äusseren Anlage dieser Schrift. Indem Rec. sein Urtheil über den inneren Gehalt derselben abgeben will, fühlt er sich in einer Art von Verlegenheit. Es ist der unvollendete, vielleicht nicht einmal zum Druck bestimmte, Nachlass eines in jedem seiner Verhältnisse hochgeachteten Mannes, über welchen geurtheilt werden soll. Dazu ist es Rec. höchst wahrscheinlich, dass diese Vorlesungen nicht vom Blatte sind abgelesen worden, wie sie dastehen, sondern Hn. *H.* nur den Stoff geliefert haben, welchen er im freyen Vortrage, seinen Zuhörern angemessen, mitgetheilt hat. Gleichwohl liegt vor dem prüfenden Leser nur der todte Buchstabe da, und der Verstorbene kann sich nicht rechtfertigen. Wenn diese Umstände auf der einen Seite zu schonender und milder Beurtheilung auffodern: so gebietet auf der anderen die Pflicht gegen die Wahrheit und die Wissenschaft, eben so frey und offen den Tadel, wie das Lob, auszusprechen nach bester Einsicht. Aus diesem Gesichtspuncte bittet Rec. seine Leser zu betrachten, was er noch über diese Vorlesungen zu sagen hat.

An eine Schrift, deren Zweck populärer Vortrag einer Wissenschaft, die viel Gelehrsamkeit fodert, ist,

würde die Anfoderung, daſs ſie etwas Neues enthalten ſollte, ungerecht ſeyn. Aufhellung dunkeler Parthieen in der KG., genauere Beſtimmung noch nicht hinlänglich beſtimmter oder beurkundeter Thatſachen, aus wenig oder gar nicht benutzten Quellen, kann man da nicht erwarten, und darf ſie daher auch nicht in dieſem Werke ſuchen. Dagegen legt es einen rühmlichen Beweis ab von des Vfs. anhaltender Beſchäftigung mit kirchengeſchichtlichen Schriften und der vertrauten Bekanntſchaft der dahin einſchlagenden Begebenheiten: denn in der Angabe der reinen Thatſachen wird man ſelten einen Fehler finden. Eben ſo wenig dürfte ſich im Ganzen gegen die Wahl der aufgenommenen Nachrichten einwenden laſſen, und der Stil iſt mit wenigen Ausnahmen der hiſtoriſchen Darſtellung angemeſſen. Doch hat ſich Rec. mit dieſen Vorleſungen nicht befreunden können. Die Gründe werden ſich am beſten darlegen laſſen, indem die doppelte Beziehung ins Auge gefaſst wird, was der Geſchichtſchreiber der chriſtlichen Kirche im Allgemeinen, und dann beſonders für gebildete Zuhörer zu leiſten hat. Da die von dem Vf. aufgeſtellten, ſchon oben angeführten Geſetze eben ſo wenig, wie das S. 29 von ihm Geſagte, alle hieher gehörigen Beziehungen deutlich und beſtimmt aus einander ſetzen: ſo wird Rec. dieſelben, ſo weit ſie auf ſein Urtheil Einfluſs haben, angeben.

Ohne Hinſicht auf die Claſſe von Zuhörern, welchen die KG. erzählt wird, iſt es wohl nöthig, daſs der Zweck Jeſu nach den geſchichtlichen Datis allſeitig aufgefaſst werde. Dieſs iſt der Punct, von dem hier Alles ausgeht, und auf den auch Alles zurückführt. Sobald irgend eine Zeitphiloſophie Einfluſs auf die Beſtimmung dieſes Zweckes erhält: ſo verliert man den Faden, der aus dem Labyrinthe der kirchengeſchichtlichen Erſcheinungen allein leiten kann. Die Einwendung, daſs die KG. zeige, wie man ſich faſt nun 2000 Jahre über den eigentlichen Plan Jeſu ſtreite, kann nicht ſo gewichtvoll erſcheinen, wenn man bemerkt, daſs dieſe Streitigkeiten mehr Nebenbeſtimmungen und die Mittel zur Erreichung des Zweckes, als den Hauptzweck ſelbſt, betreffen. Dieſer Plan ſoll nach dem Vf. S. 73 patriotiſch-religiös geweſen ſeyn. Jeſus habe eine radicale Verbeſſerung des Judenthums bewirken, die Nationalreligion von ihren Verderbniſſen reinigen, eine würdigere Gottesverehrung durch Tugend und Rechtſchaffenheit einführen, und durch moraliſche Veredlung der Nation ihr wieder zur Freyheit und zum Wohlſtande verhelfen wollen. Allein ohne entweder mehrere Stellen des N. T. gewaltſam zu ſeiner Meinung zu ziehen, oder durch die Operationen der höheren Kritik als untergeſchoben von ſich zu weiſen, kann man wohl Jeſu einen ſo beſchränkten Plan nicht zuſchreiben. Doch hält der Vf. dieſe Anſicht nicht immer feſt. Nach S. 65 iſt das Moraliſche die Hauptſache des Chriſtenthums, und S. 93 glaubt er nur vermuthen zu dürfen, daſs Jeſus den angegebenen Plan gehabt habe. Würde dieſe Anſicht conſequent durchgeführt bey Erzählung der KG.: ſo müſste Manches anders geſtellt und behandelt werden. Dieſs iſt hier nicht geſchehen; doch hat dieſe Anſicht auf die Urtheile des Vfs. Einfluſs geäuſsert, wie z. B. S. 91, wo geſagt wird, daſs durch die ſogenannten apoſtoliſchen Väter die Religionskenntniſs weder an Umfang noch an Gründlichkeit gewonnen habe. — So feſt aber auch der Zweck Jeſu im Auge behalten werden muſs: ſo ſpricht dieſs den Geſchichtſchreiber der chriſtlichen Kirche doch keinesweges von der Verbindlichkeit los, die intellectuellen und ſittlichen Wirkungen des Chriſtenthums bey denen, die entweder es erſt annahmen oder ſchon lange im Beſitze deſſelben waren, nach dem Grade ihrer Cultur und der daher entſpringenden Richtung des Gemüthes und Geiſtes, und den dadurch angeregten religiöſen Bedürfniſſen zu würdigen. Als die Lehre Jeſu anfing, ſich auszubreiten, waren die Griechen ſchon längſt, und die Römer ſchon bedeutend von dem Gipfel ihrer Cultur herabgeſunken, und der gröbſte Aberglaube hatte unter den Heiden feſte Wurzel gefaſst. Selbſt die Philoſophie, auf welche das Chriſtenthum nicht einwirkte, neigte ſich zum Geheimniſsvollen und Wunderbaren immer mehr hin, und der Verfall der Wiſſenſchaften und Sitten ward immer gröſser, als wahnſinnige, von der Willkühr der Armeen abhängige Kaiſer faſt in ununterbrochener Reihe auf dem Throne ſaſsen, und rohe Völker in das abendländiſche Reich eindrangen, und es in wechſelndem Siege beherrſchten. Konnte unter dieſen Umſtänden das Chriſtenthum, das frühzeitig unter dieſen Verderbniſſen leiden muſste, wie durch einen Zauberſchlag, wirken? Muſste es nicht vielmehr, wie das Wahre und Heilige ſtets unter den Menſchen, ſich in ſeinen Lehren und Vorſchriften nach dem Charakter derer bilden, die es aufgenommen hatten oder noch aufnahmen? Um die Veränderungen, welche das Chriſtenthum litt und hervorbrachte, richtig zu beurtheilen, iſt es daher unumgänglich nothwendig, wenigſtens bey dem Anfange jeder Periode in ſcharfen und ſehr beſtimmten Umriſſen den Schauplatz zu zeichnen, auf welchen der Leſer oder Zuhörer geführt werden ſoll. In dieſen Vorleſungen wird dieſer Foderung nur von der erſten Periode genüget, bey den beiden folgenden wird ſie ganz auſser Acht gelaſſen. Da ſich dieſe Vernachläſſigung mehr durch die Behandlung des Ganzen bemerklich macht: ſo können hier nicht viele Belege gegeben werden. Ein Beyſpiel wird genügen, wie wenig auf dieſe Weiſe die Urtheile motivirt ſind. S. 401 wird der Zuſtand der Religion und Sitten im 3 Zeitraume ſo geſchildert: „Der Saame, den der dumm-ſtolze und prachtliebende *Gregor* d. Gr. durch ſeine Ceremonieenſucht, ſeinen Meſskanon und übrige geiſtliche Alfanzereyen am Ende der vorigen Periode mit ſo freygebiger Hand ausgeſtreut hatte, trug in dieſer Periode die reichſten Früchte: der craſſeſte Aberglaube, die ſchamloſeſte Unſittlichkeit, die ſchimpflichſte Ignoranz und roheſte Barbarey verſchlang allmählich jeden Überreſt von ächter Religioſität, von chriſtlichem Tugendſinn, von Anſtand und Ordnung, von Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft. — Die Religion ſelbſt ward in ſchnellem Fortſchritte ein

Gewebe des empörendsten Unsinnes, der leichtgläubigsten Dummheit, und alle ihre wohlthätige Kraft, ihr ganzer belebender Geist erlag unter der ungeheueren Last spitzfindiger Kirchenlehren u. s. w." Dann wird noch S. 402 hinzugesetzt: „Um diesen Unsinn aufs Höchste zu treiben, und die Quelle des Segens vollends in Fluch zu verwandeln, kam nun noch eine Veränderung der Bussdisciplin hinzu." Diese Schilderung wird durch eine Stelle *e vita Eligii* (*D'Acheri, Spicil. II. S.* 97 *ed. fol.*) bewiesen, und auf *Semler's sel. capp. H. E. II.* S. 64 *f.* (nicht S. 55) verwiesen. Dieser aber versichert, nachdem er mehrere Warnungen des Eligius gegen Überreste heidnischen Aberglaubens angeführt hat: „*insunt etiam christianae utiles et frugiferae admonitiones — Crucis signum commendat; sed addit, illis solis prodest, qui faciunt mandata Christi.*" Wenn daher dieser Beschreibung der Sitten ein sicherer Beleg fehlt, und noch weniger Gregor dem Gr. dieser Zustand des Christenthums und der Gelehrsamkeit beygemessen werden kann: so steht nun noch mehr zu erwarten, wie sich der Vf. überbieten wird in seiner Schilderung des 10 — 12 Jahrhunderts, in welchen das Verderben des Christenthums erst aufs Höchste stieg. Noch weniger wird aber der Zeitgeist bey Würdigung der Lehrer, von welchen aus jenen Perioden noch Schriften übrig sind, berücksichtigt. Man ist es doch gewiss jedem Schriftsteller schuldig, ihn im Verhältnisse zu seinem Zeitalter zu beurtheilen, da er sich von dem Einflusse desselben eben so wenig, wie von dem Einathmen der ihn umgebenden Luft, frey machen oder erhalten kann, und oft im Laufe von Jahrhunderten nur Ein Genius geboren wird, der Jahrhunderte seinen Zeitgenossen voreilet. Die Kirchenväter, von denen in jeder Periode die vorzüglichsten angegeben sind, werden aber fast ohne Ausnahme so beurtheilt, als wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, die Ansicht des Christenthums zu gewinnen, welche vor etwa 15 Jahren unter uns die herrschende war, und als hätte es einzig in ihrer Gewalt gestanden, die Christen vor jedem Abwege zu bewahren. Der Raum verstattet nicht, diese Urtheile zu berichtigen, es sollen daher nur einige angeführt und auf die Urtheile anderer Gelehrten verwiesen werden. *Justin* d. M. wird S. 123 ein Mann von geringen Talenten und Einsichten genannt; dagegen vergl. man *Tiedemann* G. d. sp. Ph. III. S. 166 ff. *Cyprian* ist S. 127 leer an Vernunft und gründlicher Einsicht. *Ambrosius* (S. 320) kanzelte (!) den K. Theod. gewaltig ab — und füllte seine jetzt fast ganz unbrauchbaren Schriften mit dem Raube griech. KKVV., mit faden homiletischen Declamationen und mit losen Rhetorskünsten aus. Dagegen vgl. m. *Stäudlin* Geschichte der Sittenl. J. III. S. 43 ff. Dem *Augustin* wird S. 325 Denkkraft und Consequenz im Denken, dialektische Feinheit und Entwickelungskunst, Scharfsinn und Speculationsgeist, ausdauernde Arbeitsamkeit und vielseitige Wirksamkeit, Kunst, auf die Menschen zu wirken und die Gemüther zu beherrschen, zugestanden; allein dieses Lob schwimmt auf einem breiten Erguss von Klagen über seine Fehler, wie folgendes, S. 326: Weil A., so wie jener Hofmarschall in *Wielands* goldenem Spiegel, auf keine Frage eine Antwort schuldig blieb: so glaubte er auch überall entscheiden und seine Überzeugungen, als die allein richtigen, Jedermann aufdringen zu dürfen. Dagegen s. m. *Tiedemann* a. a. O. S. 455 und *Stäudlin* S. 110. *Basilius* d. Gr. haben Mönche diesen Ehrennamen beygelegt. Auch hier s. m. *Ständlin* S. 198. *Gregor* d. Gr. heisst S. 335 ein prahlerischer Mönchskopf. (!) Auch über diesen urtheilt *Stäudlin* a. a. O. S. 168 bescheidener und richtiger. Kaum ist es möglich, dass solche Urtheile aus dem eigenen Lesen der KKVV. abgezogen sind; sie scheinen vielmehr aus einzelnen, abgerissenen Citaten, die freylich nicht tief in den Geist eines Schriftstellers eindringen lassen, gebildet zu seyn. — Bey der Erzählung, wie die christliche Gesellschaftsverfassung, besonders die Hierarchie, entstanden ist und sich fortgebildet hat, müssen ebenfalls die Umstände, welche darauf Einfluss hatten, von allen Seiten genau ins Auge gefasst werden. Die Stiftung der christlichen Gemeinden durch die Apostel, als ausserordentliche Gesandten Gottes, die Verbindung der Christen zu einer Gesellschaft, die unabhängig von dem Staate sich eine eigene Verfassung gab, musste schon die Hierarchie vorbereiten; die durch politische Conjuncturen, durch das gegenseitige Misstrauen und die Zwietracht der vielen Fürsten, die Unwissenheit des Volks und des Klerus erweitert und befestigt wurde. Dabey ist nicht zu vergessen, dass Vieles an sehr zufälligen Veranlassungen hing, und man nirgends weniger als in der Geschichte der Hierarchie nachfolgende Situationen aus vorhergehenden errathen könne. Diese Vorlesungen stellen die Hierarchie als das Werk eines systematisch fortgehenden Strebens des Klerus dar. Dadurch entstehen zuweilen offenbare Widersprüche. S. 252 wird erzählt, dass die Bischöfe den Laien das Recht, sich die Bischöfe zu wählen, entrissen hätten, und S. 263 wird angegeben, dass die christlichen Kaiser die Wahlstreitigkeiten der Gemeinden durch ihr richterliches Ansehen entschieden hätten. So sichtbar überall der Ehrgeiz und die Herrschsucht des höheren Klerus ist: so wenig lässt sich doch aus der Geschichte darthun, dass die Bischöfe überhaupt, und endlich die von Rom besonders ihren Bemühungen und Planen allein die grosse, weit verbreitete Macht zu verdanken hatten. — Dann darf der Geschichtschreiber auch nie unterlassen, sorgfältig das Gute zu bemerken, welches das Christenthum, selbst noch in seiner Entartung, gewirkt hat. So nur kann durch sie, was ihr S. 13 zugeschrieben wird, feste, lebendige Überzeugungen von dem erhabenen Werthe und von der göttlichen Kraft, Weisheit und Wohlthätigkeit des ächten Christenthums, begründet werden. Bey Aufsuchung dieser wohlthätigen Wirkungen darf aber nie vergessen werden, was *Spittler* Gesch. d. christl. Kirche S. 160 in besonderer Beziehung sagt: „Die ganze Beschaffenheit jener Zeiten scheint fast allzusehr ausser unserem Gesichtskreis zu seyn, als dass wir das Wohlthätige der Asylen, den Nutzen eines so regelmässig eingerichteten Priesterstandes, als der katholi-

fche ift, und die noch nie genug gefchätzten Vortheile des erften occidentalifchen Mönchswefens recht fühlen könnten." Gleichfam im Vorübergehen wird nur in wenigen Zeilen S. 220, 225 u. 368 f. auf diefe wohlthätigen Folgen aufmerkfam gemacht. Aufserdem ftöfst man immer auf eine niederfchlagende Befchreibung von Entartung und Verwilderung, wovon oben eine Probe gegeben ift. Und faft fcheint es, als wenn die KG., fo vorgetragen, mehr Schaden als Nutzen ftiftete: denn man kann fich des Gedankens nicht erwehren, warum die Vorfehung ihre wohlthätigfte Veranftaltung einzig zur Entwürdigung und zum Verderben der Menfchheit habe misbrauchen laffen, da auch noch S. 86 gewarnet wird, an einen vorzüglichen Grad von Sittlichkeit und Tugend unter den erften Bekennern des Chriftenthums zu denken, ohne etwas Näheres darüber zu beftimmen. — Endlich darf auch in keiner Periode die Zufammenftellung der Gebräuche und Anftalten bey dem Gottesdienfte fehlen, damit der Lefer ein lebendiges Bild vor Augen habe, wie es dabey gehalten wurde. In der zweyten und dritten Periode ift von diefem Gegenftande nur hie und da etwas erwähnt worden.

Betrachtet man diefe Vorlefungen aus dem Gefichtspuncte, dafs fie vor gebildeten Zuhörern gehalten find: fo läfst fich erinnern, dafs 1) die Wahl des Stoffes nicht immer zweckmäfsig fey. Hieher rechnet Rec. gröfstentheils, was S. 27 über die Methode des Studiums der Kirchengefchichte gefagt wird, die zu ausführliche Erzählung von den arianifchen Streitigkeiten, die Angabe mancher Ketzereyen, die eine kurz vorübergehende Erfcheinung waren. 2) Mag man auch die Zuhörer, welchen diefe Vorlefungen beftimmt find, noch fo gebildet denken: Kenntnifs der griechifchen und lateinifchen Sprache, und der Gefchichte der Philofophie kann und darf man doch nicht vorausfetzen. Daher mufs auch an diefen Vorlefungen die Art, wie fie hie und da die Gegenftände vortragen, getadelt werden. Keine Betonung, kein Mienenfpiel kann nachhelfen, wenn es um die Kenntnifs von den Grundfätzen der altperfifchen oder neuplatonifchen Philofophie zu thun ift, ohne welche die Streitigkeiten mit den Manichäern und mit den mehreften Ketzern durchaus nicht verftanden werden können. Nach folchen Erläuterungen fucht man vergeblich in diefer Schrift. Wozu follen den Gebildeten die Wörter ουσια, υποστασις, προσωπον, ὁμοουσιος, ὁμοιουσιος, ἐξ ουκ ὀντων u. f. w. frommen, welche hier alle, und gröfstentheils ohne Erklärung, aufgeführt find? Was können fich die Zuhörer, welche nicht lateinifch verftehen, unter Oftiarien denken? 3) Nur noch ein paar Worte über die Citate. Welche Schriften der Vf. habe citiren wollen, ift fchon angegeben worden. Hr. *St.* bekennt felbft, dafs er für die Richtigkeit jeder Seitenzahl der angeführten Schriften nicht ganz gut ftehen könne; und es ift hier der Ort nicht, die Verbefferungen, welche Rec. in feinem Exemplare gemacht hat, aufzuzählen. Welchen Gebrauch follen aber Gebildete von Jofephus, Eufeb. Caefareenfis, Sokrates, Sozomenus, Baronius, Le Quien, Muratorius u. f. w. machen? Und gefetzt, dafs Mancher nachzulefen im Stande wäre, wo foll er fuchen, wenn er, um nur Einiges anzuführen, bey den Effäern im Allgemeinen auf *Jofephi bell. jud.* und *antiqq.*, bey den app. Vätern auf *Ittig diff. de PP. app.*, die, was nicht erwähnt wird, vor deffen *Bibliotheca PP. AA.* fteht, bey Sabellius auf *Semlers* Gefchichte der chriftl. Glaubenslehre, von der nicht einmal gefagt wird, dafs fie vor *Baumgartens* Polemik und Dogmatik fteht, verwiefen wird? — Da der Zweck diefer Recenfion auf die Behandlung der KG. im Allgemeinen gerichtet ift: fo mufs die Prüfung einzelner Urtheile anderen Journalen überlaffen bleiben. Der Verleger verdient noch befonders gerühmt zu werden, dafs er eine fo ftarke, eng, und auf gutes Papier gedruckte Schrift um einen verhältnifsmäfsig fo niedrigen Preis verkaufen läfst.

O. P. P.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Giefsen*, b. Tafché: *Chriftliche Religions- und Tugend-Lehre, für Lehrer an Volksfchulen und als Lehrbuch in hohen Schulen*, von *Chriftian Auguft Hoffmann*, erftem Pfarrer zu Grofsenlinden, Grofsherzogthums Heffen. 1813. XV u. 280 S. 8 (1 Rthlr. 16 Gr.)

Wer die grofse Anzahl von Katechismen, die feither im Druck erfchienen find, noch mit einem neuen vermehren will, der mufs etwas Vorzügliches liefern können, oder fichs gefallen laffen, dafs fein Buch fich unter der Menge verliert und nicht bemerkt wird. Diefs erkannte auch der Vf., wenn er in der Vorrede fagt, dafs es an Katechismen nicht mangele. Jedoch, fetzt er hinzu, fcheine ihm keiner noch aus dem Gefichtspuncte bearbeitet zu feyn, den er bey Abfaffung diefer Schrift im Auge gehabt habe. Und welcher ift diefer? Sie follte den Lehrer für den Gegenftand, den er vortrage, erwärmen. Ift denn diefs noch in keinem Katechismus gefchehen? Oder zeichnet fich der Seinige hierin aus? Diefs können wir eben nicht fagen. Vielmehr haben wir ihn als einen ganz gewöhnlichen Unterricht gefunden, und wir find durch ihn nicht im mindeften erwärmt worden. Übrigens find die Materien gut bearbeitet, und er kann manchem Lehrer nützlich feyn. Der hinzugefügte kleinere Katechismus ift eine blofse Wiederholung der in dem gröfseren vorgetragenen Lehren, mit einer Menge von Sprüchen bereichert. Er foll der Jugend zum Auswendiglernen dienen, und hiezu mag er denn auch gut feyn.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Christliches Gesangbuch, zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste der evangelischen Gemeinden in den k. k. deutschen und galizischen Erblanden.* Mit Vorwissen der hochl. k. k. vereinigten Hofstelle und mit k. k. Consistorialgenehmigung. 1810. XVI u. 589 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Riga, b. Müller: *Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder, in Gemäſsheit der Allerhöchst bestätigten allgemeinen liturgischen Verordnung für die evangelisch-lutherischen Gemeinden im russischen Reiche* von 1805 herausgegeben. Cum grat. et priv. S. Imp. Maj. Russ. 1810. XXIV S. Vorr. u. Reg. u. (mit d. Gebeten) 878 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Bremen, b. Jöntzen: *Christliches Gesangbuch zur Beförderung öffentlicher und häuslicher Andacht.* 1812. XVI u. 653 S. 8.

4) Sulzbach, in Comm. b. Seidel: *Gesangbuch für die protestantische Gesammt-Gemeinde des Königreichs Baiern.* Im Verlag d. allgem. protest. Pfarrwittwencasse. 1814. VIII u. 696 S. 8. (16 gr.)

Seitdem *Zollikofer* und *Weiſse* im J. 1766 das verbesserte Gesangbuch für die reformirte Gemeine in Leipzig herausgaben, und dadurch gewissermaſsen die Bahn zur Verbesserung kirchlicher Gesangbücher in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (denn der dänische Etatsrath *v. Moser* hatte schon im J. 1751 eine Sammlung von 250 Gesangbüchern und ein Register über 50,000 Lieder) brachen; sind in dem Zeitraume von 50 Jahren über 100 neue, zum öffentlichen gottesdienstlichen Gebrauche autorisirte Liederbücher (die weit gröſsere Zahl der Privatsammlungen, die sich zum Theil auch, als zur öffentlichen Andacht bestimmt, ankündigten, ungerechnet) erschienen. Ja, manche Kirchen haben seitdem schon zum *zweyten* Male verbesserte Gesangbücher erhalten. Zu diesen gehören selbst die drey ersten der vor uns liegenden. Eine ganz unpartheyische und unbefangene Würdigung eines öffentlichen Gesangbuches hält Rec. für eine der schwierigsten und kaum zu lösenden Aufgaben, weil bey jedem anderen Buche die Anfoderungen, welche man an dasselbe machen kann, kaum so verschiedenartig, sich einander durchkreuzend und zum Theil einander selbst widersprechend seyn dürften, als die sind, welche man gerade *in unseren Tagen* an ein Gesangbuch machen hört. Wenn Einige verlangen, daſs jedes Lied sich durch poetischen, odenartigen Schwung als Werk der lyrischen Dichtkunst überhaupt und als Product des Moments der Begeisterung seines Vfs. insbesondere charakterisire; so finden Andere solche Erzeugnisse des höheren Aufflugs der Muse in einem Gesangbuche *für das Volk* nicht an ihrer rechten Stelle; sie suchen vielmehr im religiösen Volksliede den einfachsten und kunstlosesten Ausdruck frommer Gedanken und kindlicher Gefühle; indeſs jene, oder auch die, welche nur einer ähnlichen Meinung sind, in diesem Geiste verfaſste Lieder unwillig kalte, matte und wässerige gereimte Prosa schelten. Wenn Einige Licht und Wärme zugleich im Liede der Andacht suchen, ein mystisches Helldunkel und den, ihnen unbehaglichen Geschmack nach alt dogmatischen Vorstellungen daraus verbannt haben wollen: so sind dagegen Andere des Glaubens, daſs durch Berücksichtigung des Positiven der Religion, durch ein mystisches und alterthümliches Gewand, der Gesang erst seine volle Weihe zu einem wahrhaft erbaulichen Liede der *christlichen* Andacht erhalte; worüber wieder Andere, als über crasse Dogmatik, scholastischen Sauerteig, lichtscheue Mystik und veralteten, dem geläuterten Zeitgeiste durchaus nicht mehr behaglichen Ungeschmack spötteln, oder mitleidig die Achseln zucken. — Wenn Einige in einem Gesangbuche alle einzelnen Religionslehrsätze, alle einzelnen Pflichtgebote und ihre besondere Anwendung, so wie die meisten individuellen Verhältnisse des Gemüths und Lebens, mit möglichster Sorgfalt und Umsicht berücksichtiget wünschen: so fodern Andere, sich vielleicht auf *Klopstock* (s. dessen Vorr. zu s. Liedern) und *Heydenreich* (s. moralische Gotteslehre) berufend, von einem religiösen Liederbuche, daſs die darin aufgenommenen Gesänge mehr allgemeinen, als besonderen Inhalts seyn, und nur die religiösen Gefühle der Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe, des Danks, des Vertrauens, der Hoffnung zu Gott, der Zufriedenheit und Reue u. a. aussprechen mögen; am wenigsten wollen Gesänge moralischen Inhalts dem Geschmacke *mancher* dieser Kritiker zusagen, weil sie entweder die ganze liebe Moral, die dem freyen Spiele der Phantasie und den gemüthlichen Regungen der Lebensfülle und Lebensfrische so manche lästige Fessel anlegt, oder doch anzulegen droht, als einen überdieſs gar zu trockenen Gegenstand überhaupt, aus der frommgläubigen Kirche wenigstens entfernt wünschen, oder doch der Meinung sind, daſs ein Lied, dessen Inhalt sich auf eine Pflicht bezieht, den Cha-

rakter eines gemüth- und salbungsvollen Liedes unmöglich halten und behaupten könne. — Welche von diesen Stimmen verdient nun gehört und beachtet zu werden? Wir glauben, dass sie fast alle *etwas* Wahres und der Beherzigung Werthes fodern. Man muss sich nur in Acht nehmen, dass man das Kind nicht mit dem Bade ausschütte. Nach unserem Dafürhalten fühlt sich nicht nur das Gemüth, sondern auch der denkende Geist befriedigt, wenn in den religiösen Versammlungen die gesammte Liturgie, wenn Gesänge, Predigt, Gebete, Vorlesungen u. s. w. ein schönes organisches Ganzes bilden. Der Relionslehrer, welcher diese Überzeugung mit uns theilt, muss daher wünschen, dass er in dem, in seiner Kirche eingeführten Gesangbuche solche Lieder finde, die den Geist seiner Predigt möglichst treu aus- oder doch demselben harmonisch zusagend aussprechen. Die Sammler neuer Gesangbücher würden zwar den Zweck eines solchen Buchs aus den Augen verlieren, wenn sie, um diesem billigen Wunsche Genüge zu leisten, ganz unpoetische Reimereyen, welche einen moralischen oder anderen Gegenstand im kläglichen Reimzwange durchleyern, aufnehmen wollten, und würden in einen ähnlichen Fehler verfallen, in welchen manche alte Liedersammler fielen, welche Lieder über die Sonntagsevangelien aufnahmen, dergleichen eins im alten bauzner Gesangbuche steht, dessen Vf. sich über das Evangelium von der Speisung der 5000 Mann sehr naiv unter anderen also vernehmen lässt:

> Andreas hat gefehlet,
> Philippus falsch gezählet,
> sie rechnen wie ein Kind.
> Mein Jesus kann addiren
> und kann multipliciren
> auch da, wo lauter Nullen sind.

wiewohl Mancher Ursache haben dürfte, zu wünschen, dass die am Schlusse dieses Liederverses gepriesene Multiplicationskunst, in unseren Tagen, eine anderweitige Anwendung leiden möchte, als die etwa bey Aufstellung eines Kriegssteuercatasters von ihr gemacht werden könnte. — Wenn mit dem dichterischen Schwunge, den man in einem Liede fodert, nichts anderes gemeint ist, als eine würde- und kraftvolle Diction, die der reine, ungesuchte, fliessende Ausdruck des, von dem besungenen Gegenstande ergriffenen Gemüths des Dichters ist: welcher gefühlvolle Freund des Gesanges wird da nicht jedem Liede, das ihn ansprechen und erbauen soll, diese Kraft, diese Fülle wünschen? Allein wenn die Kraft bloss in der Auffrischung veralteter dogmatischer Ideen, in der Wiederaufnahme längst verjährter Sprachformen liegen soll: welchem Gesangsfreunde von heller Einsicht und geläutertem Geschmack mag man es verargen, wenn er an solcher Afterweihe der Kraft Anstoss nimmt? — Wenn es nicht geleugnet werden mag, dass besonders solche Lieder, in welchen der Dichter in den seligen Momenten frommer Begeisterung die Empfindungen seiner gerührten Seele aussprach, die also von Herzen gingen, auch wieder zu Herzen gehen müssen (wie das beliebte Paul Gerhard'sche: „Befiehl du deine Wege u. s. w.", welches der Vf. bekanntlich im J. 1666, nachdem er in Berlin seines Amts entsetzt worden war, auf seiner Emigration, im Garten eines Absteigequartiers, zur Beruhigung seiner ganz niedergeschlagenen Gattin, dichtete): wer wird da nicht gern ein solches, des Vfs. Gemüth rein aussprechendes Lied mitsingen, wenn nur die, von dem Dichter ausgedrückte Überzeugung seines Herzens oder die darin ausgesprochene Individualität mit den geläuterten Ansichten und Gefühlen des später lebenden Sängers nicht ganz unvereinbar ist. Dürfte es auch in unseren Tagen an frommen Seelen, oder doch an solchen, die es zu seyn glauben, nicht fehlen, welche eben so wenig, als sie in des wahrhaft frommen *Gellert's* redliches Bekenntniss:

> Nimm mir den Trost, dass Jesus Christ
> nicht meine Schuld getragen,
> nicht Gott und mein Erlöser ist:
> so werd' ich angstvoll zagen,

einzustimmen Bedenken tragen, auch eben so wenig Anstoss nehmen würden, mit dem, übrigens auch als Dichter die innigste Achtung seiner Nachwelt verdienenden *Paul Gerhard*:

> Ja, Vater, als er suchte,
> wie er mich fressen mochte,
> war ich in deinem Schoss,
> dein Flüglein mich umschloss;

oder vielleicht gar mit dem treu verdienten sel. Cantor zu Joachimsthal, *Nic. Hermann*, noch jetzt zu singen:

> Der uns diess Lied gedichtet hat,
> ist alt und wohlbetaget,
> ihn täglich schier auch früh und spat
> das Podagra hart plaget:
> nun seufzt er oft in seinem Sinn:
> Herr! hol den kranken Hermann hin,
> wo schon Elias wohnet:

so dürften doch wohl die Herausgeber neuer Liederbücher auf solchen etwas gar zu weitherzigen und fast überfrommen Andachtssinn schwerlich Rücksicht zu nehmen sich verbunden fühlen. — Wer kann ferner in Abrede seyn, dass eine einfache, herzliche Diction dem Mehrtheil der christlichen Gemeinen am verständlichsten sey und am meisten anspreche? Aber welcher nur einigermassen Gebildete im Volke wird den, auch von manchen sonst achtbaren Dichtern wieder hervorgesuchten Tändeleyen mit dem „Kind*lein*, Enge*lein*, Gärt*lein*, Blüm*lein*, und wie die Spielreimlein alle heissen, welche ganz unwillkührlich an das, aus den Gesangbüchern schon längst mit Recht verwiesene „*Öchslein* und *Eselein*" erinnern, welche ehedem darin „erkannten ihren Herren fein;" oder wer wird Reimereyen Geschmack abgewinnen können, deren Vff. man, mit *Heinr. Müller* (st. 1589), dem Vf. eines im alten dresdner und leipziger Gesangbuche befindlichen Liedes, das Rec. schon als Knabe nicht ohne stilles Mitleid lesen konnte, im Geiste seufzen hört:

> Hilf, Gott, dass mir's gelinge,
> du edler Schöpfer mein,
> die Sylben in Reim zu zwingen
> zu Lob dem Namen dein u. s. w.

wenn jene Reimer auch nicht ehrlich genug seyn sollten, den blinden Hämorrhoidalzustand ihrer poeti-

schen Ader so unverholen zu gestehen, wie der ehrliche *Müller* es beym Schwergefühl der erpressten Öffnung seiner Reimader thut? — Bey der so starken Hinneigung unseres Zeitalters zu Extremen kommen die Herausgeber eines neuen Liederbuchs in eine neue Verlegenheit, wenn entschieden werden soll, welche Rücksicht auf die Lieder älterer Dichter zu nehmen sey. Wer könnte undankbar genug seyn, den Segen zu verkennen, welchen die Gesänge ehrwürdiger Liederdichter des 16 und 17 Jahrhunderts für ihr Zeitalter gestiftet haben? wer kurzsichtig genug, um die Goldkörner zu übersehen, die in den Liedern eines *Dach*, *P. Gerhard* (der viele seiner Lieder in der Kirche zu Lübben, vor dem Altare sitzend, dichtete), eines *Geier*, *Gryphius*, einer *Luise Henriette*, eines *Luther*, *Neumark* (Vfs. des bekannten: „Wer nur den lieben Gott läſst walten u. s. w."), *Neumeister*, *Rist*, *Rinckart* (Archidiac. zu Eilenburg, st. 1649, Vf. von: „Nun danket Alle Gott u. s. w."), *Rodigast* (Vf. von: „Was Gott thut, das ist wohlgethan u. s. w."), *Schmolke* u. A. *zum Theil* auch noch für unsere Zeit liegen, und die den Freunden des frommen Gesanges, in den von *Uz* und anderen neueren Dichtern vorgenommenen Verbesserungen dieser alten Gesänge, noch immer geniessbar gemacht werden können? Aber diese achtbaren Dichter der Vorzeit würden es nicht missbilligen, wenn sie, des stillen Danks ihrer Nachwelt gewiss, für den Segen, den sie in ihrem Jahrhunderte stifteten, mehrere, früherhin mit den Erzeugnissen ihrer frommen Muse gefüllten Plätze der kirchlichen Gesangbücher einem *Bürde*, *Demme*, *Fulda*, *J. A.* und *J. T. Hermes*, *Jacobi*, *Krummacher*, *Mohn*, *Niemeyer*, *Reche*, einer *von der Recke*, einem *J. F. Seidel*, *Starke*, *Tiedge*, einer *Juliane Veillodter*, einem *Voss* und anderen bereits schon verstorbenen Dichtern des 18 Jahrhunderts einräumen sollen. Denn die Vorliebe, die Mancher für dieses oder jenes ältere Lied wirklich hat, oder, um doch die seit einiger Zeit wieder beliebte altdeutsche Mode mitzumachen, nur zu haben vorgiebt, liegt, wenn man ganz nüchtern und unbefangen urtheilen will, wahrlich nicht immer in dem höheren inneren Gehalte und kraftvolleren Ausdruck, durch welchen sich das gefeyerte ältere Lied vor manchen neueren von ähnlichem Zweck und Inhalt auszeichnen soll, sondern meistentheils läſst sich jene Vorliebe psychologisch aus den Wirkungen der Gesetze der Ideen- und damit zusammenhängenden Gefühl-Association sehr natürlich erklären. Wer z. B. ein Lied bey frohen Ereignissen des Lebens, nach glücklich überstandenen Gefahren u. s. w., wie das beliebte: *Nun danket Alle Gott* u. s. w. (das freylich in unseren Tagen zuweilen vielleicht auch da gesungen werden muſste, wo mancher fromme Christ lieber: „*Ach wie betrübt sind fromme Seelen* u. s. w., angestimmt hätte), oft sang, in dessen Gemüthe erwachen auch die ehemals dabey gehabten freudigen Gefühle bey abermaliger Anstimmung dieses Gesanges nicht nur wieder, sondern tragen sich gleichsam auf das Lied selbst über, an welchem das Interesse vielleicht durch die mehr oder weniger klar vor die Seele tretende Erinnerung, daſs dieses Lied einst auch aus dem Munde des nun schon entschlafenen frommen Vaters oder der frommen Mutter erklang, noch bey Manchem um Vieles erhöht werden dürfte. Daher kommt es, daſs die Wiederholung dieses Gesanges bey einer neuen freudigen Veranlassung Manchem doppelt und dreyfach rührender und herzerhebender erscheint, als ein neueres Lied, das wegen seiner kraftvollen Diction und darin ausgesprochenen tiefen Empfindung jenem älteren nicht nur an die Seite gesetzt, sondern in vielem Betrachte selbst vorgezogen zu werden verdient. Gewohnheit, sagt *Gellert*, in seiner treffenden Erzählung: „das Land der Hinkenden," — Gewohnheit macht den Fehler schön; sie macht aber auch manches alte Lied schön, wenigstens schöner, als es oft wirklich ist. — Aus diesen vorausgeschickten Bemerkungen, mit welchen Rec. die Anzeige der vor ihm liegenden Gesangbücher, zur Rechtfertigung seines Benehmens bey dieser ihm aufgetragenen Recension, einleiten zu müssen glaubte, scheint ihm das Resultat hervorzugehen, daſs eine tadelnde Kritik über ein zum öffentlichen Gebrauche von den kirchlichen Behörden bestimmtes Gesangbuch in der Regel tadelnswerth sey, weil das, was ein Rec. daran auszusetzen findet, immer nur nach seiner subjectiven Ansicht tadelhaft, bey der Ansicht aus einem anderen Gesichtspuncte, der sich ebenfalls rechtfertigen läſst, und den vielleicht derselbe Kritiker, da in Sachen des Geschmacks und Gefühls so leicht mit den Jahren auch Änderung möglich ist, später selbst zu dem seinigen machen kann, vielmehr lobenswerth erscheinen könne; weil sich ferner voraussetzen läſst, die Herausgabe eines öffentlichen Gesangbuches werde von Männern besorgt seyn, denen man hinlängliche Fähigkeit zu dieser Arbeit zutrauen konnte, und die dabey nicht nur mit Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen seyn, sondern auch die individuelle Rücksicht, die bey einer neuen Liedersammlung auf die Gemeine, für welche sie zunächst bestimmt ist, genommen werden muss, ins Auge gefaſst haben werden; weil überdieſs die Sammlung sowohl, als auch die Einführung eines neuen Gesangbuches, wie Rec., der selbst an einigen solchen Sammlungen Theil nehmen muſste, aus Erfahrung weiss, oft ihre grossen Schwierigkeiten hat, welche theils schon in den nicht immer ganz übereinstimmenden Meinungen der vereinten Herausgeber selbst, theils aber auch in den abweichenden Meinungen der Censurbehörden, und selbst in den Vorurtheilen und Leidenschaften einzelner Gemeineglieder liegen können; weil also durch eine tadelnde Recension der beabsichtigte gute Zweck, wo nicht gehindert, doch wenigstens erschwert werden kann. Der Beherzigung nicht ganz unwerth scheint unter *den gehörigen Einschränkungen* der Grundsatz zu seyn, welchen die Herausgeber von No. 5 (Vorr. S. V) aufgestellt haben: „Einen Fehler giebt es indessen, der vielen Gesangbüchern eigen ist, welchen wir hoffen dürfen vermieden zu haben. Es ist die Einseitigkeit. Meistens spricht die Wahl der Lieder das ältere oder neuere System, oder den individuellen Geschmack

des Sammlers unverkennbar aus, und daher enthält so manches Gesangbuch nur Lieder von einerley Ton und Farbe. Uns dünkte, aus einem guten Gesangbuche müsse man eben so wenig auf das System der Vff., als aus einer guten Kirchengeschichte auf die Confession des Geschichtschreibers, schliessen können. Wir haben daher kein Lied um seiner besonderen Ansicht oder Darstellungsweise einer christlichen Wahrheit willen ausgeschlossen, wenn es sonst poetischen Werth hatte, oder sich durch Salbung oder Herzlichkeit auszeichnete, oder wenn es einem achtungswerthen Theile unseres Publicums bis zur Unentbehrlichkeit lieb war. Dieses Streben nach Vielseitigkeit wurde uns um so leichter, da unserer mehrere waren, und *also natürlich manches Lied aufgenommen werden musste, das nicht gerade alle Stimmen für sich hatte.*"

Auch in Hinsicht der Melodieen, welche die in einer Sammlung enthaltenen Gesänge haben, muss die Kritik billig seyn. Rec. wünscht zwar sehr, dass von den, die Zahl von 200 übersteigenden alten, *grossen*theils gemüthvollen Kirchenmelodieen von *Alberti* (oder, wie ihn *Gerber* nennt, *Albert*), *v. Burck*, *Demantius*, *Erythräus*, *Flor*, *Gasteriz*, *Hammerschmidt*, *Hausmann*, *Joh.* und *N. Hermann*, *Heintz*, *Hummel*, *Isaak*, *Luther*, *Neumark*, *Prätorius* (oder, wie er eigentlich hiess, *Schulz*), *Rinckart*, *J. Rosenmüller*, *Scheidemann* (ist *er* oder *Hieron. Prätorius* Componist der herrlichen Mel.: „Wachet auf, ruft uns die Stimme u. s. w."?), *Schein*, *Schütz*, *Schopp*, *Selle*, *Selnecker*, *Senft*, *Spangenberg*, *Spengler*, *Speratus*, *Stöltzel*, *Teschner* u. A. keine einzige *gute* verloren gehen, sondern in einem ihr untergelegten angemessenen Text erhalten werden möge. Es haben sich auch in dieser Rücksicht einige neue Liederdichter, besonders der würdige *Demme*, ein Verdienst erworben, dass sie manche alte, fast in Vergessenheit gekommene geist- und herzerhebende Mel., wie die: *Es ist genug, so nimm, Herr, meinen Geist* u. s. w., durch Verfertigung neuer Texte zu erhalten suchten; allein Rec. vermisst immer noch in unseren neuen Liedersammlungen so manche alte herrliche Melodie, als: „Mein Jesu, dem die Seraphinen u. s. w.; Der lieben Sonne Licht und Pracht u. s. w.; Es ist nun aus mit meinem Leben u. s. w.; Gott lebet noch u. s. w.; Ach Gott! erhör' mein Seufzen und Wehklagen u. s. w.; Wer Gott vertraut u. s. w.; Gott der Vater, wohn uns bey u. s. w.; Christ, unser Herr, zum Jordan kam u. s. w." (welche letzte, von Luther (?) oder Heintz (?) componirte, Mel., nach *Gerber's* music. Lexic., der mozart'schen Zauberflöte zum Grunde liegt) u. m. a. Inzwischen kann es den Herausgebern eines neuen Liederbuchs nicht zum Vorwurf gereichen, wenn sie übrigens schöne Lieder, die ihre Vff. nach der fast zu häufig gewählten Mel.: Wer nur den lieben Gott l. w. u. s. w., zu dichten für gut fanden, die man aber lieber nach einer seltener vorkommenden Melodie singen möchte, aufnahmen. Die Herausgg. thun Alles, was man nur von ihnen fodern kann, wenn sie, so weit es möglich ist, jede gute Mel. nur in einem oder einigen Liedern ihrer Sammlung zu erhalten suchen. Was insbesondere die sogenannten Festmelodieen anlangt: so haben sich einzelne Stimmen auch hierüber auf eine Art vernehmen lassen, welche mehr dunkle Gefühle als klare Vorstellungen von der Sache aussprach. Man hat es getadelt, dass in neue Gesangbb. aufgenommene, zum gewöhnlichen sonntäglichen Gebrauche bestimmte Lieder nach Melodieen gingen, die nur für Lieder der feyerlichen Zeiten gehörten; und man hat gewünscht, dass die Festgesänge, welche für neue Sammlungen ausgehoben würden, auch nur nach den aus den älteren GBn. bekannten Festmelodieen abgefasst seyn möchten. Um diese Anfoderungen gehörig zu würdigen, muss man billig erst fragen: welches sind denn die gefeyerten eigentlichen Festmelodieen? Rec. kennt keine anderen, als, ausser den lateinischen und halblateinischen Festgesängen: „*Puer natus etc.*, *Surrexit etc.*, *Veni s. sp. etc.*, *In dulci jubilo etc.*"; für Weihnachten: die, bekanntlich von Luther für seine Kinder componirte, Mel.: „Vom Himmel hoch, da komm ich her u. s. w."; die, ebenfalls von Luther durch Unterlegung eines Textes erhaltene ältere Volksliedsmel.: „Gelobet seyst du, J. Chr. u. s. w."; ferner: „Freuet euch, ihr Christen, alle u. s. w." (v. Hammerschmidt); „Ermuntre dich, mein schwacher Geist u. s. w." (v. Schop); „Lasst uns Alle fröhlich seyn u. s. w." (v. Langhans); „Ein Kindelein so löbelich u. s. w."; „Wir Christenleut u. s. w." Bekannte eigenthümliche Osterfestmelodieen sind: Luthers: „Christ lag in Todes Banden u. s. w."; „Christ ist erstanden u. s. w."; „Jesus Christus, der den Tod überwand u. s. w."; ingl. die nach *Rambach* (Luthers Verdienst um den Kirchengesang) schon im 14 Jahrh. bekannte herrliche Mel.: „Erstanden ist der heil'ge Christ," od.: „Erschienen ist der herrliche Tag u. s. w.", deren Componisten Rec. so wenig als den der weniger gefällig scheinenden Mel.: „Heut' triumphiret Gottes Sohn u. s. w." kennt. Pfingstmelodieen sind: Luthers: „Komm, Gott, Schöpfer, heil. G. u. s. w.; Nun bitten wir den h. G. u. s. w." Die übrigen, in den bekanntesten älteren GBn. vorkommenden Festlieder gingen nach Melodieen, nach welchen sich auch Lieder für die gewöhnliche Sonntagsandacht in diesen Büchern fanden, als: „Nun danket Alle G. u. s. w.; Nun danket all' und bringet Ehr u. s. w.; Wie schön leuchtet d. Morgenst. u. s. w.; Nun freut euch, lieben Christen g'mein u. s. w.; Jesus meine Zuversicht u. s. w.; Wenn mein Stündlein vorhanden ist u. s. w.; Von Gott will ich nicht lassen u. s. w." u. a.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Christliches Gesangbuch zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste der evangelischen Gemeinden in den k. k. deutschen und gallizischen Erblanden*, u. s. w.

2) Riga, b. Müller: *Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder, in Gemässheit der allerhöchst bestätigten allgemeinen liturgischen Verordnung für die evangelisch-lutherischen Gemeinden im russischen Reiche*, u. s. w.

3) Bremen, b. Jöntzen: *Christliches Gesangbuch zur Beförderung öffentlicher und häuslicher Andacht*, u. s. w.

4) Sulzbach, in Commiss. b. Seidel: *Gesangbuch für die protestantische Gesammt-Gemeinde des Königreichs Baiern*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Soweit sich Rec. in unseren neuen Gesangbüchern umgesehen hat, sind ihm nur besonders einige Lieder nach den beiden zuerst erwähnten Weihnachtsmelodieen, und nach der vorletzten Ostermelodie vorgekommen, von welchen eins selbst *Klopstock* verfasst hat. Soll die erste dieser Melodieen ausschliessend für die Advents- und Weihnachts-Zeit bleiben: so kann an deren Statt das Lied sehr leicht nach einer anderen, ebenfalls für dieses Metrum passenden Weise, als: Kommt Menschenkinder, rühmt und preist u. s. w., oder: Vor deinen Thron tret ich u. s. w., oder: Des Morgens, wenn ich früh aufsteh u. s. w., gesungen werden. Doch findet Rec. es durchaus nicht abweichend vom Geiste der Vorfahren, auf den sich leider so Viele berufen, ohne ihn zu kennen, durch Melodieen, die man an christlichen Hauptfesten singt, sich auch in den gemein-sonntägigen Andachtsstunden zu erbauen. Denn auch unsere Vorfahren sangen nicht nur, wenn anders „*Lobt Gott ihr Christen allzugleich*" u. s. w. die Stamm-Melodie ist, nach dieser Weihnachtsweise auch andere Lob- und Dank-Lieder, sondern sie trugen auch kein Bedenken, an ihren hohen Festen solche Lieder anzustimmen, die nach Melodieen gingen, welche an gewöhnlichen Sonntagen vorkamen, wie Rec. schon oben durch einige Beyspiele dargethan hat. Ihre Ostermelodie: „Jesus, meine Zuversicht" u. s. w., ihre Pfingstmel.: „Komm heiliger Geist" u. s. w., hörte man auch bey Begräbnissen, an Busstagen, bey Ordinationen und anderen Veranlassungen. Und so wenig sie Anstoss nahmen, die Passionsmel.: „O Haupt voll Blut und Wunden u. s. w. und O Welt, sieh hier dein Leben" u. s. w., in den bekannten Texten: „Befiehl du deine Wege" u. s. w., und „In allen meinen Thaten" u. a., auch ausser der Leidensfeyer Jesus (die letzte sogar bey Trauungen u. s. w.) zu singen: eben so wenig dürfen wir wohl die Herausgeber eines neuen GB. tadeln, wenn sie uns ein Lied nach der Melodie: Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen u. s. w., auch zu einer anderen, als zur Passionszeit, oder ein Lied nach der Adventsmelodie: Num komm der Heiden Heiland u. s. w., zu einer anderen, als der Adventszeit, zu singen geben. Ob übrigens *jede* einzelne der vorhin erwähnten Festmelodieen melodisch und schön genug sey, um in neuen Festgesängen erhalten zu werden, das muss Rec. Kennern der Musik zu entscheiden überlassen; nur das glaubt er versichern zu können, dass er ein Weihnachtslied lieber nach jeder anderen, als der tanzartigen Melodie: Lasst uns Alle fröhlich seyn u. s. w.; mitsingen will, wiewohl er nicht zweifelt, dass manche Andere vielleicht gerade in dieser Melodie den *kindlichen* Weihnachtssinn so ganz gemüthlich ausgesprochen finden, dass sie ihn gleichsam hüpfend und springend vor sich schauen, und dadurch zu gleichen sogenannten kindlich frommen Äusserungen der Weihnachtsfreude sich magisch ergriffen fühlen. Unsere Überzeugung soll sie in ihrer Freude nicht stören. Sie dürfen es uns aber auch nicht verargen, wenn wir glauben, dass ein humoristischer Kopf von *Jean Pauls* Genie und Witz Stoff genug finden würde, nach dem Vorgange eines ehemaligen akademischen Lehrers, welcher ein Collegium über die *Philosophia curiosa* angeschlagen haben soll, Vorlesungen über die *Hymnologia curiosa*; oder über schnackische und schnurrige Liederdichterey, Liederliebhaberey und Singerey zum Besten zu geben.

Was nun die vor uns liegenden Liedersammlungen insbesondere anlangt: so scheinen die, von Rec. angedeuteten Ideen von sämmtlichen Herausgebern mehr oder weniger berücksichtigt zu seyn. Ihre Sammlungen empfehlen sich durch einen Reichthum an solchen Liedern, die durch Inhalt, Ausdruck und Melodie erbauungsfähige Gemüther zu erbauen geeignet sind. Jeder dieser vier Sammlungen liegt zwar ein verschiedener Plan zum Grunde (worüber sich ebenfalls keine allgemein-geltende Norm aufstellen lässt); aber alle berücksichtigen sie die gesammten Haupt-

wahrheiten der christlichen Glaubenslehre, die allgemeinen und besonderen Pflichten der Christen, und nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch mehrere besondere Zustände des Gemüths, nach Zeit, Ort, Ereignissen u. s. w. Dem *wien.* GB. (No. 1) ist unter anderen nicht nur ein Lied bey Einführung eines neuen Gesangbuchs (No. 633, von *Glatz*) eigen, sondern man findet auch ein treffliches Lied von *Sterke* (No. 443), welches die Sorge für die Nachwelt empfiehlt. Zwey andere über diese Pflicht kommen auch im *rig.* GB. (No. 530, v. *Dolz*; und 531 vermuthlich v. *Sonntag* (?)) vor. *Dieses* Gesangbuch (No. 2) liefert auch drey treffliche Gesänge unter der Rubrik: das Thier- und Pflanzen-Reich (No. 379 — 381), welche Rec. noch in keinem anderen GB. gefunden zu haben sich erinnert; ingleichen zwey Lieder bey einem 50jährigen Hochzeitfeste (No. 559), und bey einem Jubelfeste eines Predigers (829 v. *Sonntag*). Dieselben beiden Lieder hat auch (No. 4) das *baier*'sche GB. (No. 245 u. 256) aufgenommen. Das *bremer* (No. 3) besingt nicht nur die Propheten, als Jesus Vorgänger, in einem Liede (No. 116), als dessen Urvf. *Hess*, als Verbesserer aber *Meier* genannt wird, sondern auch den Täufer Johannes (in No. 117 v. *Schälling*); es liefert ein Lied, nach der ersten Geburt zu singen (No. 659), eins für Gefangene (703) von ungenannten Vffn.; eins nach Hinrichtung eines Missethäters (704), von *Rube*; zwey Lieder bey und nach einem Seesturm (810 u. 811 von *Cramer* und *Richter*). Im *baier*'schen finden sich zwey Lieder zur Fahnenweihe, No. 259: „Hebt das Herz! hebt die Hand" u. s. w., und 260: „Herr, unser Gott, auf dessen Ruf" u. s. w. Was das Geschichtliche dieser Sammlungen anlangt, auf welches Rec. seine Anzeige vorzüglich beschränkt: so besorgte das w. GB. (No. 1) Hr. Consistorialrath *Wächter*. Nachdem das schleswig-holstein'sche GB., dessen man sich bisher bediente, vergriffen war, erhielt der würdige Herausg. von dem k. k. Consistorium den Auftrag, die Redaction einer neuen Liedersammlung zu übernehmen, das schlesw.-holst. GB. dabey zum Grunde zu legen, nach Weglassung der überflüssig scheinenden Lieder, das neue GB. mit solchen Gesängen zu vermehren, die sich auf Materien bezögen, über welche in dem älteren Buche keine Lieder vorhanden wären. Die vor uns liegende, aus 646 Liedern bestehende Sammlung enthält 400 aus dem schlesw.-holstein. Gesangbuche; die übrigen sind aus mehr als 50 älteren und neueren Liederbüchern, (und wie Rec. bey einer angestellten Vergleichung gefunden hat, einige weniger bekannte Gesänge aus dem, von Hn. Regierungsrath *Wagner* vor einigen Jahren besorgten *Hildburghaus.* GB.) entlehnt, und 14 von dem Herausg., von *Jak. Glatz* u. *Gerh. Ant. Neuhofer* neu verfertigt worden. Ältere bekannte Lieder, so wie auch die *klopstock*'schen und *gellert*'schen, hat Hr. *W.* wenig geändert; dagegen sind manche Lieder anderer Vff. von ihm oder seinen Mitarbeitern zum Theil ganz umgearbeitet worden. Rec. ehrt die Bescheidenheit und zarte Schonung, mit welcher Hr. *W.* jene Lieder behandelte; er glaubt aber, der ebenfalls bescheidene *Gellert* selbst würde eine kleine Abänderung in seinen Gesängen, wo sie nöthig schien, nicht gemissbilligt haben. Rec. gesteht freylich auch auf der anderen Seite gern zu, dass solche Abänderungen sehr schwer sind, und selten ganz nach Wunsch gelingen. Man versuche nur aus Gellerts trefflichem Liede: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath, will ich mein *Glücke* bauen" u. s. w.; das, unserem Ohr nicht recht behagliche, Glück*e* wegzuschaffen. Der Ersatz des weggeschafften *e* durch *stets* (baierisch. No. 518), oder durch *nur* (brem. 454), oder durch das in „*erbauen*" verwandelte bauen (rig. 73) dürfte ebenfalls nicht Allen ganz genügend scheinen. In Ansehung der Melodieen legte Hr. *W.* das *hiller*'sche Choralbuch zum Grunde, das er für das beste hielt. Auch ist diesem Liederbuche eine Sammlung erbaulicher Gebete, aus älteren und neueren Erbauungsbüchern zusammengetragen, beygefügt. Die Namen der Vff. der hier aufgenommenen Gesänge sind, so weit sie Hr. *W.* auffinden konnte, unter ihre Arbeiten gesetzt worden. Hiezu kann Rec. einige Zusätze und Berichtigungen geben, die er zum Theil seinem, längere Zeit hindurch unterhaltenen Briefwechsel mit *Heerwagen*, dem Vf. einer noch nicht vollendeten *Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder*, mit *Rube*, dem, schon anderwärts auch in diesen Blättern erwähnten, unermüdlichen Forscher im Fache der Lieder-Literatur, so wie mit dem, um die Herausgabe des *biberach*'schen Gesangbuchs verdienten dortigen Bürgermeister *Stecher*, verdankt, indem die, an ihn gethanen Anfragen dieser würdigen Männer ihn veranlassten, nach diesem oder jenem Liederverfasser zu forschen, und besonders *Rube* das, was er aufgefunden hatte, freundlich mittheilte. Da vielleicht auch anderen Lesern, ausser den Herausgeb. des GB., daran gelegen seyn könnte, den wirklichen oder doch wahrscheinlichen Vf. dieses oder jenes Liedes zu erfahren — denn volle Gewissheit ist hier nicht in jedem einzelnen Falle möglich —: so will Rec., neben der Numer, zugleich die Anfangsworte des Liedes angeben. — Zu nachstehenden, ohne Namensunterschrift in dem w. GB. No. 1 gebliebenen, und zum Theil auch in den drey anderen vor uns liegenden Sammlungen vorkommenden Liedern findet Rec. aus seinen zerstreuten Notizensammlungen Folgendes zu bemerken: Als Urverfasser von No. 6: „Dich preisen, Gott, Gesang und Lieder" u. s. w., wird *J. G. Pfranger* angegeben, der es für das *meining*'sche GB. verfertigt zu haben scheint, wiewohl sich Rec. erinnert, irgendwo gelesen zu haben, dass die, in dem eben erwähnten GB. stehenden, und Pfrangern zugeschriebenen, Lieder den Hn. Rath und Bibliothekar *W. F. H. Reinwald* in Meiningen zum Vf. hätten. Urvf. v. No. 26. O Gott, den alle Welten ehren u. s. w., ist *D. S. Georgii*, Verbesserer aber *J. S. Dietrich*; No 34. O Schöpfer jedes deiner Werke u. s. w. *J. J. Rambach*; 46. Wo war der Stoff zu allen Weltenschaaren u. s. w. vielleicht *J. C. Fröbing* (?); 53. Wie wundervoll bin ich gemacht u. s. w. ist zusammengesetzt aus zwey Gedichten v. *Ch. A. Overbeck* und *Ch. F. Weisse*; 70. Was Gott erschuf, was Gott erhielt u. s. w. *J. Ch. Dolz*; 72. Bester, weisester Re-

gierer u. f. w. *J. C. Lavater*; 87. Oft blüht ein Frevler auf u. f. w. *J. A. Cramer* (?); 100. Nie kann mein Herz dich, Herr, genug erheben u. f. w. *H. C. Heeren*; 104. Er kommt, er kommt der ftarke Held u. f. w. D. *Schiebeler*; 113. O ftimm' auch du mit frohem Dank u. f. w. *Dietrich* (?); 119. Zu dir erhebt fich mein Gemüthe; 139. Das Leben Jefu war auf Erden u. f. w. und 170. Anbetung werde Gott gebracht u. f. w. *C. C. Sturm*; 188. Hoch über mir dein Sternenhimmel u. f. w. *Dolz*; 194. Es foll das Alter, wie die Jugend u. f. w. (fängt in anderen Sammlungen z. B. oldenburg. GB. 314 und chr. Religionsgef. für Bürgerfchulen, No. 133, an: Gott will, ich foll mich meiner Jugend u. f. w., oder: Gott will, es foll fich Greis und Jugend u. f. w., rig. 665, oder: Gott will, wir follen uns d. J. u. f. w., baierfch. 589) *J. F. Schink*; 199. Ich bin zur Ewigkeit geboren u. f. w. *J. A. Hermes*; 235. Wenn ich auf Gottes Wegen wanke u. f. w. *Cramer* (?); 236. Die Herrlichkeit der Erden u. f. w. *A. Gryphius*, geändert *Weiſse*; 241. Der Hang zum Böfen wohnt in mir u. f. w. *Cramer*; 279. Was hilft es mir, ein Chrift zu feyn u. f. w. *Weiſse*; 289. O befter Vater deiner Kinder, *B. Schmolke*, und *Dietrich*; 306. Wenn hoch entzückt mein Angeficht u. f. w. *Fr. v. Matthiſon* (f. deff. *Lieder*, Deff. 1783. S. 1.); 392. Mehr, als für die reichfte Gabe u. f. w. *Pfranger*; 403. O Hoffnung, Lebens-Wonne u. f. w. *Dolz*, nach *G. A. Bürger*; 405. Wie edel ift ein Herz u. f. w. *Gellert* und *Dietrich*; 422. Sollt' ich den beneiden können u. f. w. *C. L. Funk* (Sup. in Bückeburg; vgl. *Tzſchirner's* Memorabilien für das Stud. und die Amtsf. d. Pred. 4 B. 2 St. S. 212, wo fämmtliche *funke'ſche* Lieder abgedruckt find); 426. Auch noch im fpäten Alter u. f. w. *Dolz*; 440. Gott fegne mein Beftreben u. f. w. *J. C. Grot*; 442. Richte nicht mit Hohn und Strenge u. f. w. *Funk* (vgl. *Tzſchirner* a. a. O. S. 209); 455. Ihr Bürger eines Staates, Brüder u. f. w. D. *J. A. H. Tittmann* (Prof. d. Theologie in Leipzig, der es für das neue *dresdner* GB., wo es (No. 620) Rec. früher, als in einem anderen abgedruckt fand, verfertigt zu haben fcheint); 456. Der edle Geift hebt fich vom Staube u. f. w. *K. G. Horſtig* (zuerft im Reichsanzeiger 1800 St. 82 abgedruckt); 465. Schon weicht die finftre Mitternacht u. f. w. *J. O. Thieſs* (f. deff. chr. Lieder und Gefänge, Leipzig 1794. S. 37); 489. Von Herzen preis ich dich u. f. w. *F. W. Loder*; 512. Herr, diefs Kind ift dir geweiht u. f. w. *Funk* (f. Tzfchirner a. a. O. S. 223); 532. Streb immer mehr zur Weisheit hin u. f. w. *Pfranger*; 533. Schau hin in die vergangnen Zeiten u. f. w. *C. G. L. Meiſter*; 546. Wohl dem, der gottesfürchtig lebt u. f. w. *Ch. v. Stöcken*; 554. Halte dich nicht länger, fliefse u. f. w. (oder wie es in anderen anfängt: Schwinge zu des Himmels Höhen u. f. w.). *Cramer* (?); 562. Ich hab von ferne her u. f. w. *J. T. Hermes*; 579. Höher hebt fich Gottes Sonne u. f. w. B. *Münter*; 586. Des Jahres Schönheit ift nun fort u. f. w. *Weiſse*; 607. Die Ernt' ift da, fchon winkt u. f. w. *J. L. Huber*, und *J. W. Reche* (f. brem. GB. 798); 636. Da ftehen wir, die Deinen u. f. w. *Ch. F. D. Schubart*. — Auch einige falfche Angaben find zu berichtigen. No. 50. Zu Gott, o Seele fchwing dich auf u. f. w. hat nicht *v. Halem*, fondern *Ch. Eliſ. C.* Freyfr. *v. der Recke*, geb. Reichsgr. v. Medem, gedichtet; in den „geiftlichen Liedern einer vornehmen curländifchen Dame — (darunter war bekanntlich Fr. *v. d. Recke* gemeint) — mit Mel. v. A. Hiller, Leipzig 1782" fteht auch diefes Lied. Von No. 39: Es lebt ein Gott, der Menfchen liebt u. f. w., ift *Niemeyer* nicht Vf.; in *Becker's* mildheimifch. Liederbuche No. 153 wird es *C. F. v. Stamford* zugefchrieben. 116. Auf Erden Wahrheit auszubreiten, fo wie 140. O Golgatha, zu deinen Höhen u. f. w., foll nicht *Koppe*, fondern jenes *Dietrich* und diefes *Loder*; 232. Jefus, meine Zuverficht u. f. w. weder *v. Aſſig*, wie hier fteht, noch auch *Kaſp. Ziegler*, der anderwärts als Vf. aufgeführt wird, fondern des brandenburgifchen Kurfürften Friedrich Wilhelms des Gr. Gemahlin, *Luiſe Henriette* (ft. 1667), verfafst haben; von 355. Lafs mich den Aberglauben u. f. w. u. 369. Der du fo gern beglückft, ift nicht *Cramer*, fondern von jenem *Grot*, und von diefem *Niemeyer* (f. d. Regift. zu deff. Gefb. für Schulen) Vf.; 397. Freudenleer fcheint dir das Leben u. f. w. hat wohl *Demme*, mit Benutzung einiger *gellert'ſcher* Ideen, verfertigt, wenigftens fcheint es in dem mühlhauf. GB. (No. 561), das *Demme* beforgte, zuerft vorzukommen. Von 477. Die Kinder, deren wir uns freun u. f. w., foll nicht *Denicke*, fondern *Cramer* Vf. feyn.

Wir gehen nun zu No. 2 den *rig.* GB. Schon im J. 1802 dachte ein königl. livländifches Oberconfiftor. an ein neues Gefangbuch für die demfelben untergeordneten Kirchen, weil in dem, im J. 1782 erfchienenen neuen rigaifchen manche Bedürfniffe nicht ganz nach Wunfch hatten berückfichtiget werden können. Das riga'fche Stadtconfiftor. ward daher eingeladen, an diefer Arbeit Antheil zu nehmen; Rath und Minifterium traten dem Unternehmen von Amts wegen, und der dortige reformirte Prediger auf Einladung des Confiftoriums, bey. Und fo erfcheint diefe Sammlung als das, von einer Committée ausgearbeitete, gemeinfchaftliche Werk fämmtlicher dortiger proteftantifcher Inftanzen. In Anfehung deffen, was über Veranlaffung und Plan zu fagen für rathfam erachtet worden ift, verweift die Vorrede auf eine eigene Zufchrift an die Gemeinden; fo wie fie verfpricht, dafs Nachrichten und Erörterungen für das gelehrte Publicum anderwärts mitgetheilt werden follen. Rec. hat weder jene Schrift, noch diefe Notizen zu Geficht bekommen. Er berichtet daher nur, dafs diefe Liederf. aus 919 Gefängen beftehe, deren Vf. nicht namhaft gemacht find. Aufser vielen, aus anderen älteren und neueren Sammlungen ihm bekannten, mehr oder weniger veränderten Liedern hat Rec. auch manche, ihm bisher noch nicht vorgekommene, treffliche Gefänge in diefer Sammlung bemerkt, die wohl gröfstentheils den würdigen Generalfup. D. *K. G. Sonntag* zum Vf. haben mögen; wenigftens glaubt Rec. in ihnen den Geift wieder gefunden zu haben, der ihn fchon in den, in *Sonntags Formularen, Reden und*

Ansichten abgedruckten Gesängen dieses Vfs., die auch hier vorkommen, so wohlthuend ansprach. Auch das treffliche Lied von *Mahlmann:* Wie hängt die Nacht voll Welten u. s. w., aus *Becker's* Taschenb. ist hier (No. 351) aufgenommen. Mehrere ältere Lieder scheinen noch glücklicher abgeändert zu seyn, als diess schon von *Uz* u. A. geschehen ist. Die angehängten Gebete zeichnen sich vor so manchen anderen Gebetsformularen vortheilhaft aus.

Bey No. 3 findet Rec. Veranlassung, um einen, in der Vorrede geäusserten Wunsch der Herausg. auch seinerseits erfüllen zu helfen, etwas länger zu verweilen. Bekanntlich erschien auch in *Bremen* in dem nämlichen Jahre, da das zollikofersche GB. herauskam, ein neues, welches für jene Zeit gewiss sehr brauchbar war. Da aber vor einigen Jahren eine neue Auflage nöthig wurde: so entschloss sich das Ministerium aus mehreren Gründen, ein ganz neues auszuarbeiten, und sechs von den Mitgliedern desselben: die Hnn. Pastt. D. *Conrad Bühl*, *Heinr. Meier*, *Nic. Kiesselbach*, *Chr. Karl Gambs*, wie auch *D. Ch. G. L. Meister*, der aber während der Arbeit starb, und *D. Joh. Jakob Stolz*, der während derselben in sein Vaterland, die Schweiz, zurückkehrte, wurden zu dieser Arbeit beauftragt. Die Grundsätze, nach welchen die Herausg. verfuhren, haben wir schon oben erwähnt. Diese Sammlung besteht aus 840 Liedern, welche, der Angabe nach, von 208 Vffn. herrühren. Jeder derselben ist mit seiner, nach der alphabetischen Folge seines Namens ihn treffenden Ziffer unter dem Liede angegeben; im Anhange findet man aber neben dieser Numer eine ganz kurze Biographie des Dichters. Da aber in diesem Namenverzeichnisse 9 Num. zwey Mal mit a und b, eine sogar drey Mal vorkommen; dagegen 4 Num. (108. 128. 159. 162) weggelassen sind; No. 87 ferner gestrichen werden muss, weil von dem dabey aufgeführten Vf. kein Lied vorkommt; zu den erwähnten aber noch 10 Vff. nachzutragen sind: so beläuft sich die Zahl der sämmtlich bekannten Dichter, deren Arbeiten man hier findet, auf 222 die Vff. von 18 Liedern ungerechnet, von welchen auch Rec. nicht weiss, wer sie gedichtet hat. Unter anderen findet man auch hier ein Lied von *F. Bouterweck*, No. 776. Sey edlen Sinns, mein Sohn u. s. w.; eins von *J. W. v. Goethe*, 286. Der du von dem Himmel bist u. s. w. (das aber nur aus einem Verse besteht.); *v. Schiller's* bekanntes Gedicht: Drey Worte merket euch inhaltschwer u. s. w. (385); ein Lied v. *J. G. Seume*, 731: Schon schimmert mir der Abendstern u. s. w.; mehrere Lieder von *Stolz*, unter andeten eins (No. 268): Nur einen Gott verehrt mein Herz u. s. w., das die gesammten Hauptwahrheiten des Christenthums umfasst, und 37 Verse hat; ein aus 2 Vers. bestehendes von *Fr. v. Hardenberg* (Novalis), No. 519: Wann in bangen trüben Stunden u. s. w., das einzige Lied dieses nach des Rec. Meinung, unter *Schlegel's* und *Tiecks* lautschallendem Vorfang des neuen Tedeums der Grossfeyer, von vielen nachhallenden Stimmen der Gläubigen zu hoch gefeyerten, Dichters, für dessen Aufnahme in ein GB. er seine Stimme nicht verweigert hätte; ein schönes Abendlied No. 748: Wie still ist's rund um mich u. s. w. nach der von *Kühnau* compon. Mel.: Wie lieblich winkt sie mir u. s. w. von *Henr. Nic. Achelis*, Past. in Arsten, b. Bremen. Nach den, von den Herausg. aufgestellten Grundsätzen wird es nicht befremden, auch ein kurzes Lied von *L. v. Zinzendorf* (No. 188) hier anzutreffen, dessen erste Strophe so lautet:

Nach eines Thomas Glücke
nur ein paar Augenblicke,
dem wollt' ich zu gefallen,
gern tausend Meilen wallen u. s. w.

Von den anonym gebliebenen Gesängen kann Rec. wenigstens einige Vff. angeben: Von No. 40. Heiliger, dem Engel dienen u. s. w. ist es *Ph. F. Hiller*; 60: Noch strahlt der Sonne mildes Licht u. s. w., das in *Grot's* Liedersammlung, im leipz. u. a. n. GB. so anfängt: Du Gott und Schöpfer unsrer Welt u. s. w., ist *Grot* Vf. Sollte nicht von No. 86: Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel u. s. w. *Schiller* Vf. seyn? In dessen gesammelten Gedichten erinnert sich zwar Rec. nicht dieses Lied gefunden zu haben. Von 208. Auf, Mensch, mach dich bereit u. s. w., ist Vf. *Dan. Wilh. Triller*; 336. Lass die dunkle Todesnacht u. s. w. *Pfranger*; 495. Mein Jesus meines Herzens Lust u. s. w. *J. C. Lange*; 549. Getreuer Gott, ich ruf zu dir u. s. w. *J. H. Böhmer*; 615. Mensch, suche stets durch Wort und That u. s. w. *J. L. Blessig*; 633. Nach Frieden ernstlich streben u. s. w. *Grot*; 640. Hört, die ihr mich verfolgt u. s. w. *Th. G. v. Hippel*; 663. Ältern, hat euch Gott auf Erden u. s. w. *G. E. Küster*; 664. Herr, die Kinder, die ich habe u. s. w. *L. H. Schlosser*, geändert *Schlegel*; 666. O pflanze, Gott, in unsre Brust u. s. w. wahrscheinlich *J. B. Basedow* (s. dessen: Einer philadelphischen Gesellsch. GB. No. 112); 688. Wer Obrigkeit und Richter ist u. s. w. *Cramer*; 699. Reichthum ist des Höchsten Gabe u. s. w. *J. W. Reche* (vgl. berg'sch. Gesangb. No. 452); 707. Beherrscher deiner Christenheit u. s. w. *J. D. K. Bickel*; 713. Ein Jahr der Sterblichkeit u. s. w. *H. K. v. Gersdorf*; 737. Mein erster Wunsch, mein innigstes Bestreben u. s. w. *C. F. Neander*; 738. Lobt Gott der Sonn und Morgen u. s. w. *G. B. Funk* (?); 757. O Vater, unser Gott u. s. w. *Rinckart* und *Weisse*; von 798 vgl. unsere Angabe zu No. 607 des wiener GB.; 804. Gott, du bist gestern, du bist heut u. s. w. *N. Herrmann*, verändert von *J. C. Zimmermann* u. A.; 805. Lieblich scheint die Sonne wieder u. s. w. *J. C. Bässler*; 815. Wir nahn zu deinem Thron u. s. w. *J. C. Stockhausen*; 821 (Halleluja, dem Heiligen u. s. w. *J. J. Mayer*; 822. Zu dir, Unendlicher, *J. G. Füller*; 838. Der vor Gott gewandelt hat u. s. w. (nach anderen, z. B. christliche Religionsgesänge für Bürgerschulen No. 531, in welche es zuerst aus einer Zeitschrift aufgenommen ward, fängt es an: Sanft, wie er gewandelt hat u. s. w.) ist verfasst von *Friederike Brun*, geb. Münter, melodisirt von *Dolz*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

3) Bremen, b. Jöntzen: *Christliches Gesangbuch zur Beförderung öffentlicher und häuslicher Andacht*, u. s. w.

4) Sulzbach, in Commiss. b. Seidel: *Gesangbuch für die protestantische Gesammt-Gemeinde des Königreichs Baiern*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auch einige Berichtigungen fehlerhafter Angaben bringt Rec. bey. Von No. 89. Viel hast du uns Allliebender u. s. w., ist *M. H. Schenk* (st. 1681) als Vf. angegeben. Allein der Geist, welcher in diesem, den Gebrauch der Vernunft nachdrücklich empfehlenden Liede weht, ist viel zu hell, als dass man einen Dichter des 17 Jahrhunderts für den Vf. halten könnte. *J. F. Schink* hat dieses Lied, das, wenn Rec. nicht irrt, das *oldenburgische* GB. zuerst gab, gedichtet. No. 340. Es ist noch eine Ruh vorhanden u. s. w., rührt, so wie es hier, im niederlausitzischen, leipziger, dresdner GB. u. a. neuen Sammlungen, nach der Melodie: Wer nur den lieben Gott lässt walten u. s. w., abgedruckt ist, nicht von dem, im J. 1779 verst. Superint. zu Baruth *J. S. Kunth*, her, sondern von *Dietrich* (s. Heerwagen Liederliter. 1 B. S. 293, der des Vfs. eigenhändiges Bekenntniss auch zu diesem Liede vor sich gehabt). Vielleicht hat Dietrich *Moser's* Gedicht mit gleichen Anfangsworten (s. dessen geistliche Gedichte, Psalmen und Lieder, Frankfurt a. M. 1763) dabey zum Grunde gelegt; daher dieses Lied auch in einigen neuen Liederbüchern, wie in dem von dem würdigen *Cannabich* im J. 1798 herausgegebenen *schwarzburg-sondershausischen* GB. No. 212, *von Moser'n* zugeeignet wird. Von *Kunth* giebt es zwar auch ein Lied mit diesen Anfangsworten, welches der Vf., wie vor mehreren Jahren in dem Reichsanzeiger berichtet wurde, als müder Student, auf einer Reise von Wittenberg gedichtet haben soll. Allein das *kunth'sche* Lied, welches in einem *köthen'schen* GB. v. J. 1756. No. 24 und in dem von Stimensee herausgegebenen *halle'schen* No. 935 steht, ist nicht nur nach der Melodie: Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen u. s. w., abgefasst, sondern es weht auch in demselben ein mystischer Geist, der sich freut, mit anderen Jacobiten, nicht nur das Lämmlein zu sehen, sondern sich auch dem, seinem Volke nahen Lamme in den Schoofs zu legen: — ein Geist, welcher der *dietrich'schen* Arbeit fremd ist. — No. 355. Dass ich in deiner Christenheit u. s. w., ist nicht von *Koppe*, sondern von *Dietrich*. No. 363. Gottes Gnade sey mit euch u. s. w., wird dem Past. *J. F. Köhler* in Wündischleuba bey Altenburg zugeschrieben. Diess ist aber ein Irrthum, zu welchem der *ähnliche* Anfang zwey verschiedener Lieder Anlass gab. Hr. *Köhler* verfertigte im J. 1795 für die christlichen Religionsgesänge für Bürgerschulen, zunächst für die Rathsfreyschule in Leipzig, als damaliger Mitarbeiter an dieser Anstalt, ein, in dieser Sammlung No. 442: „Gottes Segen sey mit dir" u. s. w., befindliches Lied (bey dem Abgang eines Lehrers zu singen); allein von dem ins *bremer* GB. aufgenommenen Confirmationsliede, dessen eigentlicher Anfang so lautet: Gott an Huld und Gnade reich u. s. w., ist *Ch. C. Funk* Vf. (vgl. *Tzschirner* a. a. O. S. 244, ingl. S. 171, wo Hr. *F.* dieses Liedes, als von ihm zunächst für das *rinteln'sche* GB. (No. 501) bestimmt, und der vorgefallenen Verwechselung mit dem *köhler'schen* Liede erwähnt). No. 451. Gott, dir vertraun ist meine Pflicht u. s. w., hat nicht der hier angegebene *Ch. H. Seidel*, welcher 1787 als Diac. in Nürnberg starb, sondern der noch lebende Prorector am Gymnasium in Berlin, *J. F. Seidel*, verfasst. Es steht in dessen geistlichen Liedern und vermischten Gedichten (Berlin 1810) Th. 1 S. 36. — Von No. 491. Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen u. s. w., wird *C. H. v. Bogatzky* als Vf. aufgeführt; *Heerwagen* aber a. a. O. S. 93 schreibt es dem, als Conrect. in Nürnberg 1722 verst. *Wolfg. Christoph Dessler* zu. Von 530. Wie wichtig ist doch der Beruf u. s. w., soll, ebenfalls nach jenes Literators Zeugnisse, nicht *Giseke*, sondern *Dietrich* Vf. seyn. — 724. Dir, Gott der Huld und Stärke u. s. w., rührt nicht von dem hier angegebenen *J. Eus. Schmidt* her, sondern von *Jac. Fr. Schmidt* (geb. 1730 zu Blasienzelle, gest. 1796 als Diaconus zu Gotha), von welchem wir: *Sammlung einiger Kirchenlieder* (Gotha 1779) haben. *F. D. Kämpfe* scheint dieses Lied geändert zu haben (s. Kämpfe und Wokenius chr. GB. für Stadt- und Land-Schulen No. 154). Von No. 599. „Heilig, heilig ist das Band u. s. w.," ist *Cramer* wohl nicht Vf., so wie Rec. auch bezweifelt, dass von No. 632. „O Vater aller Geister! Ehre u. s. w.," *Lavater* Vf. sey. Das erste dieser Lieder scheint aus *Campe's* Kinderbibliothek in öffentliche Gesangbücher übergegangen zu seyn; daher Einige geneigt sind, es für eine Arbeit des verdienstvollen *Campe* selbst zu halten: das zweyte scheint zuerst in dem, im J. 1784 erschienenen, *kurpfälzischen* Gesangbuch für die reformirte Gemeinde No. 599 gegeben zu seyn. Rec. würde sich freuen, wenn ein

Freund der Liederliteratur die Vff. dieser beiden Gesänge *sicher* nachweisen könnte. — In dem angehängten Namenverzeichnisse No. 15 muss statt: Bruhe, — „*Bruhn*“, No. 30 statt Zolssen, „*Golssen*“, No. 87 st. Brehwa, „*Brehna*“ gelesen werden; diese No. ist aber aus dem schon oben angeführten Grunde ganz zu streichen. Nachzutragen sind auch die Todes- und Geburts-Tage einiger Dichter, als bey *Jacobi* (No. 78): starb den 4 Jan. 1814; bey *Mudre* (No. 116): st. 1810; bey *von der Recke*: geboren den 14 April 1762; b. *J. Veillodter* (nicht Veiltodter): starb den 19 Jul. 1808.

Das Gesangbuch No. 4, dessen Herausgeber sich nicht genannt haben, besteht aus 775 Liedern, unter welchen Rec. einige ihm bisher noch unbekannte, als No. 610 Christ, aus deinem Herzen u. s. w., 766 Bald müssen wir nun wiedergeben u. s. w., gefunden hat. Neben mehreren anderen Sammlungen scheint auch das vorhin schon erwähnte neue *hildburgh.* und das hier No. 2 angezeigte *rigaer* benutzt worden zu seyn: denn Rec. sind einige von den hier befindlichen Liedern nur in einem jener beiden Gesangbücher vorgekommen. Luthers Lieder sind unverändert beybehalten, und mit dem Namen des Vfs. bezeichnet, was bey den übrigen Gesängen nicht geschehen ist. Überhaupt findet man hier viele, aus älteren Gesangbüchern bekannte Gesänge mehr oder weniger abgeändert wieder. Auch Wechselgesänge bey verschiedenen Veranlassungen, z. B. für das Osterfest No. 142 Vergesst die Leiden dieser Zeit u. s. w.; für das Erntefest No. 180. O Vater, sieh auf uns herab u. s. w.; bey der Confirmations- und Abendmahls-Feyer, welche letztere zum Theil schon in früheren Sammlungen, wie in dem leipziger und anderen Gesangbüchern, vorkamen, sucht man nicht vergebens. Da mehrere Lieder überschrieben sind: nach eigener Melodie: so wird man sich ohne Zweifel für die darunter befindlichen *gellert*'schen, welche nach keiner älteren Kirchenmelodie gesungen werden können, der trefflichen Compositionen dieser Lieder von *Doles* bedienen, welchen überhaupt eine Aufnahme in unseren Kirchen zu wünschen wäre. So behauptet denn auch dieses Gesangbuch, zugleich mit den drey vorerwähnten, seinen Platz unter den zweckmässigen Gesangbüchern neuerer Zeit.

42.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Predigten*, in den Jahren 1812 und 1813 gehalten von D. *Joh. Gottlob Marezoll.* 1814. 342 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Jena, b. Mauke: *Zwey Predigten am Buss- und Charfrey-Tage und am Oster-Tage, als am Dank- und Sieges-Feste*, in der Hauptkirche zu Jena gehalten, von D. *Joh. Gottlob Marezoll.* 1814. 60 S. 8. (8 Gr.)

3) Leipzig, b. Hartknoch: *Dass es nicht weise gehandelt ist (sey), wenn jetzt selbst so manche Protestanten als Gegner der Reformation auftreten.* Eine Predigt am *Reformationsfeste* 1814 zu Jena gehalten von D. *Joh. Gottlob Marezoll.* 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

Rec. dankt diesen Predigten einen vorzüglichen Genuss, und darf voraussetzen, dass viele Leser ihn mit ihm theilen. Wenn dieser Vf. — wie diess seine gedruckten Predigt-Sammlungen überall darthun — immer zu denen gehörte, die in den jedesmaligen Zuhörern einen Theil der einem bestimmten und gegebenen Zeitalter angehörenden Menschen erblicken, und darum die Wahrheit, welche sie verkündigen, nie trennen von der Zeit, in welcher sie gehört, von den Bedingungen, unter welchen sie eben in dieser Zeit richtig gefasst und angewandt werden soll, — von den Foderungen, welche in religiöser und sittlicher Beziehung die Zeit am vernehmlichsten und wiederholtesten ihren Genossen in das Herz ruft: so zeigt sich diess, wegen des Grossen, Bedeutungs- und Hoffnungsreichen in dem Charakter unserer Zeit, in den neuesten *marezoll*'schen Predigten, ganz besonders anziehend, aufrichtend und erweckend. Sie gehören ohne Zweifel zu den gehaltvollsten und begabtesten Zeitpredigten, die uns die letzteren Jahre gebracht haben. Die Vorzüge, welche sonst den Vorträgen des Hn. *M.* eigen sind — philosophisch helle Anordnung des Ganzen, Klarheit in der Zergliederung wesentlicher Begriffe, Haltung und Ebenmass der Theile, Stärke und rednerische Würde der Darstellung — würden die gegenwärtigen überdiess rühmlichst charakterisiren, selbst wenn sie das ausgezeichnete Zeitinteresse nicht in sich trügen.

Von den in der Sammlung No. 1 enthaltenen zwölf Predigten gehört die Hälfte, nämlich die erste bis sechste, dem Jahr 1812 an. Wie es dieses verhängnissvolle, in seinem ersten Verlaufe so trübe und gewitterschwüle Jahr foderte, übt der Redner hier vornehmlich das evangelische Trostamt, vermöge dessen er die muthlosen und zerschlagenen Herzen zu heilen, durch den Glauben an die vergeltende Vorsehung, durch religiöse Hoffnung zu beleben sucht. Daher die Themata: *Die religiöse Ansicht der Zukunft*, am Neujahrstage, über den glücklich gewählten Text, Apost. Gesch. 1, 6. 7. *Die Erwartung besserer Zeiten*, am Johannisfeste, über das Evangelium. — *Die Verblendung der Völker*, über das Evangelium des zehnten Trinitat. Sonntags. — *Die trostvolle Erinnerung an das gelungene Werk der Reformation*, am Reformationsfest, über Ps. 119, 52. Der beschränkte Raum verstattet leider nur von wenigen dieser Reden einiges Besondere zu erwähnen. Wie eigenthümlich und inhaltreich auch bey oft behandelten Hauptsätzen die Disposition dieser Predigten sey, davon diene in Beziehung auf das zweyte der eben genannten Themen Folgendes zum Beweise. Bey der *Erwartung besserer Zeiten* wird „theils vor den nachtheiligen Fehlern gewarnt, welche dabey zu vermeiden sind, theils werden die wohlthätigen (?) Grundsätze empfohlen, von welchen man dabey ausgehen muss. Zu den Fehlern wird gerechnet, dass man jene Erwartung auf gewisse

bestimmte Ereignisse einschränkt, und dass man das Entfernte für zu nahe hält. Nachtheilig sind sie, sofern man dadurch in einem hohen Grade zuerst sich selbst, und dann seinen Nebenmenschen schadet. In dem zweyten Theil werden als Grundsätze für die Erwartung besserer Zeiten aufgestellt: alle Landplagen, und öffentliche, über ganze Nationen verhängte Übel sollen Gutes bewirken, und — die Zeiten können nur dann besser werden, wenn sich die Menschen bessern. Das Wohlthätige dieser Grundsätze wird daraus abgeleitet, dass der erste dazu diene, uns zu beruhigen, und bey eigenen Leiden zu trösten, der andere uns an unserer Besserung arbeiten und einer glücklicheren Zukunft uns würdig machen lehre. — Wir erlauben uns jedoch bey dieser Behandlung des Thema die Bemerkung, dass, weil sie nicht innere Haltung genug zu haben scheint, das Übersehen und Behalten der Theile etwas erschwert wird, zumal bey der unserer Meinung nach unnöthigen Trennung der Glieder, wonach „das Nachtheilige und Wohlthätige" zu besonderen coordinirten Theilen gemacht ist. Wäre es nicht vorzuziehen, da dieses Thema sich am leichtesten und bestimmtesten nach dem logischen Grundsatz der Dichotomie behandelt, zuerst das Object, die besseren Zeiten, welche man zu erwarten berechtigt ist, dann die subjectiven Bedingungen der Erwartung zu zergliedern? — Was das Einzelne betrifft: so dürfte man es bedenklich finden, wie hier am Ende der Predigt, indem die Besserung empfohlen wird, geschieht, damit zu trösten: „dann haben wir wenigstens (?) das angenehme Bewusstseyn (?), für unsere eigene Person keiner frommen Züchtigung zu bedürfen, und brauchen die Übel, welche uns späterhin treffen, nicht als verdiente Strafe zu betrachten." Diess könnte, so ausgedrückt, leicht zur moralischen Sicherheit verführen; ein solches Bewusstseyn zu erringen, kann doch nur als Ideal vor uns stehen. Denn wir sind allzumal Sünder — und in Beziehung auf den Heiligen, vor dem kein Lebendiger gerecht ist, wo wäre der zu finden, der keiner ferneren Züchtigung zu bedürfen je meinen möchte?

Die andere Hälfte der Predigten in No. 1 gehört in das Jahr 1813. Auch hier ist es die tröstende Hinweisung auf die allwaltende Vorsehung und die Ermunterung zu den früher oft vergessenen und durch die Zeit doppelt wünschenswerthen Tugenden, worauf der Redner fortwährend und mit Recht, als auf das Eine was Noth ist, zurückkömmt. Die Neujahrspredigt, über das Thema: „*Was uns die Religion zuruft, wenn wir den Wechsel des Jahres in stürmischen und verhängnissvollen Zeiten feyern*" — über 5 Mos. 32, 1 — 7, ist eine der trefflichsten durch den Ernst und das Nachdrückliche ihrer Warnung, und durch die fleissige Benutzung des zum Grunde liegenden Bibelworts. Ihr an die Seite zu stellen ist die Neujahrspredigt von 1814 mit dem Hauptsatz: *Es giebt eine Vorsehung* (über Ps. 147, 4 — 11), als dem Resultat des unvergesslichen thatenreichen Jahres 1813. Mit wahrhaft ergreifender Stärke der Wahrheit und Beredsamkeit weiss der Vf. hier die Ungläubigen zu beschämen und die Gläubigen zu stärken. Überraschend, aber glücklich ist die Wendung, wodurch er am Ende dem Unwesen der weitläuftigen Wünsche, die man noch hie und da dem Prediger am Neujahrstage zumuthet, ausweicht. „Habt ihr Glauben an die Vorsehung: so werdet ihr nicht erwarten, dass ich nun Wünsche für euer Wohl thun soll — so werden eure Herzen mit meinem Herzen, und eure frommen Empfindungen mit den meinigen zusammenstimmen, und sich in einem gemeinschaftlichen andächtigen Gebete ergiessen u. s. w." — Unerwartet ist gerade in dieser Predigt der zum Schluss gewählte Bibelspruch: „Gott legt uns eine Last auf" u. s. w., da hier dem Zusammenhang nach eher ein anderer, als: „der Herr hat Grosses an uns gethan" u. s. w., oder einer von ähnlichem dankendem und lobpreisendem Ausdruck in die Seele kommt, und darin nachtönt.

Durch die Neuheit des Thema's, durch grossen Gedankenreichthum und durchaus zeitgemässen Inhalt ist noch die neunte Predigt auszuzeichnen: „*Wie hülflos und verlassen der Mensch ist, wenn er sich selbst verlässt*" u. s. w., nach 2 Cor. 4, 8 — 9. Doch sey auch hier eine Anmerkung über die Disposition vergönnt. — Der Form des Themas zufolge, musste man hier zwey sich selbst ergebende Theile erwarten. Dagegen wird erklärt, was es heisse, „der Mensch verlässt sich selbst"; und durch diese Erklärung sogleich die Hülflosigkeit eines solchen Menschen mit angedeutet. Gegen die Richtigkeit der gewählten Partition haben wir einige Zweifel. Sie ist folgende: Der Mensch verlässt sich selbst, a) wenn er seinen Verstand nicht gebraucht, seine Einsichten nicht befolgt, seinen Grundsätzen nicht gemäss handelt; b) wenn er seine natürlichen Empfindungen verleugnet, und nicht den Muth hat, sie durch seine Handlungen öffentlich zu zeigen; c) wenn er sich von der Tugend entfernt und mit seinem Gewissen entzweyt; d) wenn er das nöthige Zutrauen zu sich verliert; e) wenn er ausser sich sucht, was er nur in sich selbst finden kann; f) wenn er der Religion entsagt und ohne Glauben und Hoffnung ist. — Was die Stellung betrifft: so hält Rec. dafür, d und *e* waren, sofern darin die eigentliche Erklärung des sich selbst Verlassens, als psychologischer Erscheinung, ausgedrückt ist, voran zu setzen; *a, b, c* und *f* stehen im Causalverhältniss zu *d* und *e*, weil darin die Erläuterungsgründe jener Erscheinung entwickelt werden, und sind damit nicht wohl zu coordiniren. Ausserdem ist *c*, genau genommen, schon in *a* und *b* enthalten, *f* ist von so tiefer und durchdringender Bedeutung, dass es den übrigen Gründen, ohne in seinem Moment zu verlieren, nicht gleich gestellt werden kann. Es scheint fast, als ob zu viel Materie in diesen Vortrag verarbeitet sey.

In No. 2 sind zwey Predigten verbunden, welche *Worte zu rechter Zeit* mit innigem Ernst für die gute Sache und mit lebendiger Begeisterung für den ihr gewordenen herrlichen Sieg aussprechen. Die erste, „*dass der Eifer für die gute Sache nicht erkalten müsse, wenn sie grosse Opfer verlangt,*" nach Matth. 16, 24 — 26, ist ein Muster, wie man das, was den Be-

rührungs- und Empfindungs-Kreis des gewöhnlichen Menschen nur widerlich trifft, ihm aus dem höheren Motiv werth gemacht und nahe gelegt, ja wie er mit Drang und Wärme dafür erfüllt werden mag. Die andere, den Einzug der verbündeten Heere in Paris feyernd, charakterisirt *„die ächte Freude über den Sieg der guten Sache“* nach Pf. 118, 15 — 16 als eine verständige, fromme, dankbare und auf unsere Gesinnung wohlthätig wirkende. Sie wird dadurch vor vielen bey dieser Veranlassung erschienenen Reden interessant, dass sie in den Hinweisungen auf die neueste *Zeitgeschichte*, vorsichtig, das Maß nie überschreitet, und des *heiligen* Zwecks der Rede stets eingedenk ist. — Bey dem Ausdruck *„vortheilhaft* für unsere Gesinnung“ S. 53 möchte man aus leicht einzusehendem Grunde anstoßen. Auch befremdet bey diesem Vf., der in der schweren Kunst der Übergänge Meister ist, ein matter Übergang, wie er sich S. 42 von einem Theil zum anderen findet: „Doch der Psalmist lässt es nicht bey diesem Aufrufe bewenden, er setzt hinzu“ u. s. w.

Dass die *Reformationspredigt* (No. 3) ganz für unsere Tage, wo manche Protestanten heimlich oder öffentlich ihre Hinneigung zum Katholicismus kund geben, und höchst ungerecht gegen den Geist und das Wesen des Protestantismus werden, und insonderheit auch für das *akademische* Publicum des Vfs. berechnet sey, für welches jene merkwürdige und untröstliche Erscheinung das meiste Interesse hat, zeigt schon das auf dem Titel enthaltene Thema. Es ist mit Tiefe und Geist behandelt. Dass jene sich protestantisch nennenden Gegner der Reformation unweise verfahren, wird dargethan, „weil sie wichtige Vortheile verschmähen, da sie den Reiz der Neuheit verloren haben; Übel, welche aus ganz anderen Quellen fliessen, von der Trennung der Kirchen herleiten; eine an sich gute Sache darum verdammen, weil sie bisweilen gemissbraucht wird; Grundsätze empfehlen, welche Aberglauben und Schwärmerey begünstigen; endlich die Vollendung eines Werkes erschweren, das seiner Natur nach im Stillen fortschreiten muss, wenn es seinen heilsamen Zweck ganz erfüllen soll. Der sehr treffend ausgesuchte Text ist 2 Tim. 4, 2—5.

G. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Berlin*, in der nicolaischen Buchhandlung: *Beytrag zu Ideen über Kirche und Kirchengebräuche*. Von *Franz Wilh. Jung*. Mainz, im December 1814. 1815. XVI u. 51 S. gr. 8. (8 Gr.)

Hr. *J.* wollte der in den preussischen Staaten niedergesetzten Commission zur Organisirung des öffentlichen Gottesdienstes auch seinen Beytrag liefern. Bey der Besorgniss, sich mit der Einsendung zu verspäten, konnte er nur wenige abgerissene Augenblicke der Ausarbeitung dieser kleinen Schrift widmen. „So erklärt, sagt er S. 43, und so entschuldige sich der darin herrschende Mangel an Tiefe, an Ordnung und an Vollständigkeit.“ Mit dem Ausdrucke *Ideen* darf man es daher auch nicht so genau nehmen; die Leser finden nur Vorschläge, welche der Vf., wenn sie ausgeführt werden, für geeignet hält, die Religiosität wieder zu beleben. Er spricht daher Einiges von dem Ritus kleiner abgesonderter religiöser Gemeinden und der katholischen Kirche, und dringt dann mit Recht auf Erbauung, als den Hauptzweck der protestantischen Gottesverehrungen. Wenn er will, dass in jeder Familie eine Bibel und ein Erbauungsbuch sey: so ist eben die Frage zu lösen, wie in dem Volke jene Ehrfurcht gegen das Wort Gottes, jene Sehnsucht nach Übungen der Andacht wieder geweckt werden könne. Eben so wenig lässt sich einsehen, wie die Feyer des Abendmahles dadurch erhöht werden soll, dass die Communicanten sich an einen wirklichen Tisch setzen, oder die Geistlichen eines Bezirkes zuweilen dasselbe allein in voller Versammlung geniessen. Werden, wie Hr. *J.* will, der Feste zu viel: so verlieren sie, gleich allem Alltäglichen, das Feyerliche, das ihnen die Seltenheit giebt. So nothwendig überhaupt eine Reform der Liturgie in der protestantischen Kirche ist: so wenig darf man sich doch von derselben allein die Rückkehr der Abtrünnigen und Lauen versprechen. Um desswillen wäre es ein hohes Verdienst, wenn ein Mann, gebildet zu einer reinen Religiösität durch den Geist des Christenthums und vertraut mit allen Formen, unter welchen der religiöse Sinn sich von jeher darzustellen gestrebt hat, so wie mit dem Einflusse, welchen politische Einrichtungen und Gesetze auf die religiöse Stimmung des Volkes geäussert haben; wenn ein solcher Mann aus der Fülle seiner Kenntnisse, Beobachtungen und Erfahrungen die Mittel angäbe, wie der Sinn für religiöses Leben wieder zu wecken sey. Nur Eins will Rec. bemerken. Unsere Fürsten sind jetzt fast alle fromm; allein der grössere Theil der Staatsdiener wenigstens nicht kirchlich-religiös. So lange daher Staats wegen an Sonn- und Fest-Tagen Recruten ausgehoben und während dem Gottesdienste in den Waffen geübt werden, so lange in den Ruf der Glocken zur Kirche auch auf den Dörfern die Trommel wirbelt, um die Soldaten wegen einer Kleinigkeit zu versammeln, so lange über das Leben und Wirken der Geistlichen an Haupt und Gliedern nicht eine strenge Aufsicht geführt wird, so lange religiöse Volksfeste gefeyert werden, an welchen das Volk nur in den Zeitungen mit Freude und Dank Theil genommen hat; so lange die hohen und niederen Staatsdiener nur an solchen Festen in den Kirchen sich zeigen: kann die Religion die verlorene Achtung bey dem Volke unmöglich wieder gewinnen.

O. P. B.

FORTSETZUNGEN.

St. Gallen, b. Huber u. C.: *Höchstwichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Literatur in Deutschland aus den nachgelassenen Papieren des Magisters Aletheias.* Herausgegeben von *Antiborbaro Labienus*, der Weltweisheit Doctor u. s. w. Dritte Abtheilung. 1815. 468 S. Vierte Abtheilung. 569 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. der ersten und zweyten Abtheil. Jahrg. 1815. No. 79.)

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger.* Neun und funfzigsten Bandes zweytes Stück.

Auch unter dem Titel:

Neues Journal für Prediger. Neun und dreyssigsten Bandes zweytes Stück. 1815. Von S. 129 — S. 224. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

JURISPRUDENZ.

Nürnberg, b. Campe: *Des Appellations-Gerichts-Directors Bandel Gutachten über eine schickliche Vereinigung der bairischen und preussischen Process-Ordnungen.* Als Zugabe: *Gedanken über das Wesentliche der preussischen Hypotheken- und Deposital-Gesetze.* 1809. 120 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift gehörte zu den Veteranen der preussischen Gerichte. Nach der älteren preussischen Processordnung (der coccejanischen) hatte er 11 Jahre, nach der neueren, noch jetzt geltenden 26 Jahre gearbeitet (er war mit unter den unschuldigen Opfern, welche Friedrichs II Eifer für Gerechtigkeit in der bekannten Rechtssache des Müllers Arnold verlangte, wurde aber gleich nach Friedrich Wilhelms II Thronbesteigung wieder angestellt), und ging mit der Provinz Ansbach unter die baierische Regierung über.

Die baierische Regierung foderte von ihm, der nun schon über 10 Jahre Director des Landes-Justiz-Collegii gewesen war, ein Gutachten über die wichtige auf dem Titel angegebene Frage, welches in der vorliegenden Schrift mitgetheilt wird. Obgleich die Regierung den Plan, welcher die Frage veranlasste, nicht weiter verfolgt hat: so hat doch durch die Rückkehr Deutschlands unter seine eigenen frey gewählten Gesetze, durch das allenthalben erwachende Bestreben, die Rechtspflege zu verbessern, und durch die Ausdehnung der preussischen Gesetzgebung über so ansehnliche deutsche Länder der in der vorliegenden Schrift behandelte Gegenstand eine neue Wichtigkeit erhalten.

Zuvörderst erklärt sich der Vf. gegen die fast allgemein verbreitete Ansicht, dass der preussische Process eine Civil-Inquisition genannt werden müsse, und Rec. muss ihm hierin vollkommen beystimmen. Freylich liegt Manches in den Worten der preussischen Gerichtsordnung, was zu jener Ansicht Anlass geben konnte; die ersten Entwürfe derselben gingen unstreitig von etwas Ähnlichem aus; man bezeichnete in Preussen selbst die Grundlage der von dem Grafen Carmer und Suarez seit 1775 vorgeschlagenen Reformen des gerichtlichen Verfahrens mit dem Ausdrucke der Inquisitions- und Bestrafungs-Methode: aber dennoch muss Rec. mit dem Vf. alle Folgerungen, welche aus der Entgegenstellung einer sogenannten Untersuchungs- und Verhandlungs-Maxime gezogen werden, für unrichtig erklären. Auch der preussische Richter darf nur bestimmte Antworten auf schon behauptete Thatsachen fodern, nicht aber Thatsachen aufsuchen. Er muss sich an dasjenige halten, was die Parteyen vortragen; er muss alles das mit Stillschweigen übergehen, wovon sie selbst keinen Gebrauch machen wollen; er muss bey Aufnahme der Klage und der Einreden nur diejenigen Anträge stellen, welche sie ihm angeben, und ist bey allen diesen Handlungen durchaus auf rechtliche Belehrungen der Parteyen beschränkt. Auch nach der preussischen Processordnung steht es jeder Partey frey, Thatsachen und Einreden, die ihnen nützlich werden können, nicht zu brauchen. Der erkennende Richter aber darf durchaus nichts bey seiner Entscheidung berücksichtigen, was nicht in rechtlicher Ordnung zu den Acten gekommen ist, und worüber die Parteyen gegen einander gehört sind.

Dagegen stellt der Vf. zwey Puncte als *wesentliche* Unterschiede der preussischen und baierischen (kreitmaierischen v. 1753) Process-Ordnung auf: 1) dass nach der preussischen für die richtige Darstellung des Factums der *Richter* sorgen muss, welche in der baierischen den *Parteyen* und ihren Sachwaltern überlassen ist; und 2) dass nach der preussischen Processordnung dem *Richter* obliegt, nach angebrachter Klage auch *unangerufen* den regelmässigen und unverzögerten Gang des Processes bis zur rechtlichen Entscheidung zu betreiben, welches den baierischen Richter, indem er nur die *Anträge* der Parteyen abwarten muss, nichts angeht.

Es ist aber bey dem letzten Puncte zu bemerken, dass der Kläger in jeder Lage der Sache den Process liegen lassen kann, ohne etwas an seinen Ansprüchen in der Sache selbst aufzugeben (wenn nicht der Beklagte rechtliche Ursache hat, die Fortsetzung zu verlangen), und dass daher diese Eigenthümlichkeit des preussischen Processes der Freyheit der Parteyen keine Schranken setzt. Denn der Beklagte muss überall zur Vertheidigung innerhalb bestimmter Fristen genöthiget werden, und in der preussischen Processordnung findet auch hier nur derselbe indirecte Zwang durch Rechtsnachtheile Statt, welcher in anderen Processordnungen vorgeschrieben ist.

Sehr gegründet ist dann die Bemerkung, dass die preussische Gerichtsordnung in ihrer Form weniger einem Gesetzbuche als einer Instruction, einem Commentar, ähnlich sehe. So ist auch in dem grössten Theile derselben der Vortrag wirklich beschaffen, und so wie der Vf. im Allgemeinen gerade bey einem Gesetze, welches die Regeln angeben soll, wie wenige, einfache Grundsätze an den verschiedenen Fällen an-

gewendet werden sollen, eben diese Form für *vorzüglicher* erklärt: so war wohl eine solche Fassung zu der Zeit *nothwendig* zu nennen, als allen Richtern der preussischen Monarchie ein von ihrer bisherigen Weise so himmelweit verschiedenes Verfahren vorgeschrieben werden sollte. Man durfte nicht einmal bey der blossen, wenn auch noch so sehr ins Einzelne gehenden Vorschrift stehen bleiben: sondern es wurden von dem verewigten *Suarez*, der selbst ein Muster aller Geschäftsmänner war, Muster ausgearbeitet, und in seinen 1780 bis 1784 erschienenen Briefen über die preussische Justizreform mitgetheilt, welche noch jetzt für vortrefflich gelten. Jetzt aber wäre es, nach Rec. Überzeugung, allerdings sehr wichtig und nützlich, wenn dem Richter, zumal dem angehenden, ein in strenger Form eines Gesetzbuchs abgefasster und gedrängter Auszug der Gerichtsordnung in die Hand gegeben würde, welcher selbst mit gesetzlicher Autorität bekleidet wäre, und das wahrhaft Gesetzliche von demjenigen, was in der Gerichtsordnung nur beyspielsweise oder nur zur Belehrung angeführt wird, absonderte. Denn zu leugnen ist es nicht, dass die Ausführlichkeit der Gerichtsordnung sowohl das Studium derselben, als auch den Gebrauch derselben zuweilen erschwert.

Der Vf. geht sodann zu den Vorschlägen über, wie, der ihm zugegangenen Aufgabe gemäss, eine Vereinigung zwischen der preussischen und baierischen Processordnung gestiftet werden könnte. Auf die Bemerkung, dass die Zahl derjenigen Richter, welche ganz im Geiste der Processordnung arbeiten könnten und möchten, als wozu freylich nicht geringe Fähigkeit, viel Fleiss und wahre Liebe zur Sache erfodert wird, immer nicht gar gross seyn werde, wird der Vorschlag gegründet, in dem obergerichtlichen Processe (denn in den Untergerichten ist ohnehin das summarische Verfahren, wobey der Richter die Parteyen selbst vernehmen muss, vorherrschend) die Verhandlung durch Mandatarien zur Regel zu machen. Es soll also nie mehr die Klage durch den Richter aufgenommen, auch jederzeit eine schriftliche Beantwortung gefodert, dann aber, wenn die Richtigkeit der Thatsachen zwischen ihnen streitig ist, die Mandatarien mündlich gegen einander vernommen, und so viel möglich über die gegenseitig vorgebrachten Thatsachen, sowohl was die Richtigkeit als die Erheblichkeit betrifft, vereiniget, und zugleich eine Darstellung der Sache und der streitigen Puncte, verbunden mit den von jedem Theile für seine Behauptungen angegebenen Beweismitteln und den gegentheiligen Einwendungen, dabey entworfen werden, worauf sodann die Aufnahme der Beweise selbst nach preussischen Vorschriften vorzunehmen wäre.

Darin stimmt nun Rec. dem Vf. ganz bey, dass in jener im Beyseyn der Parteyen oder ihrer Mandatarien zu entwerfenden Zusammenstellung der gegenseitig eingeräumten und bestrittenen Thatsachen und Beweismittel die wahre Kraft der preussischen Process-Instruction liegt, wie denn auch ein recht genauer, lichtvoller, alles Unerhebliche absondernder, in logischer Ordnung fortschreitender *Status causae et controversiae* das eigentliche Meisterstück ist, wodurch der angehende Richter seine Tüchtigkeit zum Rath eines höheren Gerichts erweisen muss. So lange dieses Stück des Processes bleibt, welches zugleich das Productionsverfahren des ausserpreussischen Processes in sich enthält, wird auch nur die Form des Beweises, welche in der preussischen Gerichtsordnung vorgeschrieben ist, gebraucht werden können, und das Wesentliche des preussischen Processes beybehalten werden müssen. Dass die Klage nicht vom Richter aufgenommen werden *muss*, und auch die Beantwortung schriftlich eingegeben werden *kann*, ist in der preussischen Gerichtsordnung bereits enthalten; aber darin können wir unmöglich dem Vf. beypflichten, beide Geschäfte zur nothwendigen Sache der Mandatarien zu machen.

Eben jene Bemerkung, dass auch in den preussischen Gerichten die rechten Meister in der Kunst, Processe zu instruiren, nicht eben die Mehrzahl ausmachten, und die Processordnung viel mehr fodere, als gewöhnliche Menschen leisten, gehört auch zu den oft wiederholten, aber dennoch, nach Rec. inniger Überzeugung, durchaus irrigen Gründen gegen die Formen des preussischen Processes. Wenn nicht geleugnet werden kann, dass allerdings der preussische Richter mehr zu leisten hat, als ein anderer: so ist auch auf der anderen Seite nicht zu verkennen, dass *erstlich* die Menschen immer geübt seyn wollen, und immer etwas weniger leisten, als das Gesetz von ihnen verlangt, dass also die preussische Processordnung selbst ihre Richter durch die ihnen nicht bloss zur Pflicht, sondern zur Nothwendigkeit gemachte Thätigkeit erzieht und bildet; und *zweytens* dass, wenn es unter zehn Instruenten vielleicht auch nur einen oder zwey geben sollte, welche die zu ihrem Geschäfte erfoderlichen Eigenschaften vollkommen besitzen, dafür auch vielleicht unter funfzig Processen erst einer vorkommt, welcher eben diese Eigenschaften in volle Thätigkeit setzt. Gerade darüber wurde aber immer geklagt, dass auch diejenigen Rechtssachen, welche einfach genug sind, um auch unter den Händen eines gewöhnlichen Instruenten schnell zur Entscheidung zu reifen, durch die den Advocaten selbst bey gutem Willen nicht ganz vermeidliche Einmischung unerheblicher und überflüssiger Dinge oft so verworren werden, dass ganze Geschlechter vergehen, ehe der Process ein Ende nimmt, und wenn man einmal darüber einig ist, dass eine lichtvolle Auseinandersetzung der in den Rechtsstreit gezogenen Thatsachen nothwendig ist: so werden doch unter den Richtern eben so viel hiezu tüchtige Männer angetroffen werden, als unter den Advocaten. Braucht dann der Staat mehr unmittelbar aus den Staatscassen besoldete Beamte: so hat er dafür weniger Advocaten nöthig, welche immer auch von der Gesammtheit der Bürger ernährt werden.

Auch die Liebe zur Sache findet sich unstreitig viel eher bey demjenigen, welcher sie als das Werk seiner freyen Thätigkeit betrachten darf, als bey dem,

welcher sich dabey so leidend verhält, dass er erst vom Advocaten gleichsam aufgezogen werden muss, um zu handeln. Eine gelungene Process-Instruction in einer etwas verwickelten Sache kann von ihrem Urheber mit eben der Freude betrachtet werden, als das Kunstwerk von seinem Meister. Rec. weiss auch aus Erfahrung, dass diess Gefühl in den preussischen Gerichtshöfen gar Manchen beseelt und treibt. Ein guter Instruent zieht viele andere, denen er zum Vorbild gedient hat, und noch nach seinem Tode werden die von ihm instruirten Acten von den jüngeren Männern aus dem Staube hervorgeholt, und wirken als Muster fort. Daher wird es auch keinem Gerichtshofe so leicht an Mitgliedern fehlen, welche den schwierigsten Sachen gewachsen sind, während die übrigen mit den leichteren dennoch nützlich beschäftiget werden können. Diese Seite der preussischen Gerichtsordnung, und das, was aus diesem Verfahren noch mit der Zeit werden kann, hat Rec. immer einer der grössten Vorzüge derselben geschienen, und er fühlte sich dadurch gedrungen, sie auch hier nicht unberührt zu lassen. Wie der Advocatenstand durch diese grössere Thätigkeit des Richters dennoch an Wichtigkeit und Nützlichkeit gar nichts verliere, wird sich vielleicht bey einer anderen Gelegenheit nachweisen lassen.

Die übrigen Vorschläge des Vfs. sind von untergeordneter Art, und treffen nur Nebenpuncte der preussischen Processordnung. Im Ganzen sieht man wohl, dass die Hauptsache dahin geht, die preussische Gerichtsordnung an die Stelle der baierischen zu setzen, jene aber in einem und dem anderen Puncte abzuändern, nicht gerade um sie der baierischen ähnlicher zu machen, sondern um ihre eigenen Zwecke desto besser zu erreichen. In sofern daher die Aufgabe in einer Vereinigung beider bestand, ist sie auch vom Vf. gar nicht gelöst worden, ob er gleich eine recht interessante Vergleichung beider geliefert hat. Es drängt sich aber von selbst auf, dass auch von einer Vereinigung so wesentlich verschiedener Formen eigentlich gar nicht die Rede seyn kann, und daher eine oder die andere gewählt werden müsste, beide aber Manches enthalten, was in die andere aufgenommen zu werden verdiente. In diesen einzelnen Bemerkungen zeigt sich durchgehends der geübte und denkende Geschäftsmann, welcher auch für die Form, nach welcher er schon den grössten Theil seines Lebens gearbeitet hat, doch keineswegs so eingenommen ist, dass er nicht auch das Gute der anderen anzuerkennen bereit wäre.

In den beiden Zugaben erklärt sich der Vf. über die Vorzüge der preussischen Hypotheken- und Deposital-Ordnung. Das Wesentliche der ersten setzt er mit Recht darein, dass die Theorie eines wahren Faustpfandes auch auf unbewegliches Vermögen angewandt worden ist; die Hypothekenbücher will er Besitz- und Pfand-Bücher genannt haben, und erklärt sich sehr bestimmt gegen die Nothwendigkeit obrigkeitlicher Consense bey Verpfändungen. Die preussische Hypothekenordnung tadelt er darin, dass ihr zufolge jedes Grundstück eingetragen werden *muss*, und hierin hat man auch in Preussen seit geraumer Zeit andere Grundsätze angenommen, obwohl die Frage, in welcher Ordnung die Eintragung geschehen soll, nach der örtlichen Lage der Grundstücke, oder nach den Namen der Eigenthümer, zuverlässig nur auf die erste Weise beantwortet werden kann, diese aber wenigstens eine vorläufige Eintragung aller Grundstücke von Amtswegen voraus zu setzen scheint, wenn auch dabey nicht alle Nachforschungen und Nachweisungen erfoderlich sind, welche bey einer Verpfändung eintreten müssen.

Die preussische Deposital-Ordnung wird mit sehr guten Gründen gegen manche Zweifel gerechtfertiget. Sie setzt freylich eine hinreichend gesicherte Staatsbank oder ähnliche Einrichtung voraus, Gelder jederzeit verzinslich anzulegen, und macht die Gerichte und Vormundschaftsbehörden nicht zu blossen Verwahrern, sondern zu Verwaltern der bey ihnen liegenden Gelder. Dass damit grosser Vortheil für die Eigenthümer dieser Gelder, aber auch für die Gerichte nicht unbedeutende Arbeit, und ein ziemlich umständliches Verfahren verbunden ist, lässt sich beides nicht leugnen. Wenn aber diess einmal seyn soll: so kann gewiss der preussischen Depositalordnung das Verdienst einer sehr sorgfältigen Bestimmung aller und jeder dabey vorkommenden Puncte nicht abgesprochen werden. MID.

Heidelberg, b. Engelmann: *Merkwürdige Criminalfälle mit besonderer Rücksicht auf die Untersuchungsführung.* Dargestellt von Dr. *Pfister*, Stadtdirector in Heidelberg. Mit einer Planzeichnung auf Stein. 1814. VIII u. 474 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Untersuchungsführung in peinlichen Fällen ist ein schweres, den Scharfsinn, die Geduld und Gewandtheit, auch eine genaue Menschenkenntniss des Richters in Anspruch nehmendes Geschäft. Aber die Normen der Procedur verlassen ihn gerade, wo es auf die Leitung des inneren Triebwerks der Untersuchung, das ist (wie die Vorrede dieser Schrift sagt), die Art und Weise, auf welche die Untersuchung in jedem einzelnen Falle begonnen, und in jedem ihrer einzelnen Momente, durch alle sich ergebenden Modificationen und Nüançen, durchgeführt werden müsse.

Es fehlt uns zwar nicht an Sammlungen von Criminalfällen: diese sind aber immer mehr in Rücksicht auf die Strafbarkeit der Handlung, als in Beziehung auf das schwierige; — erst den Weg zur Beurtheilung der Strafbarkeit bahnende — Verfahren bearbeitet; vielleicht — weil solche Sammlungen meistens von Urtheilssprechern herrühren. Auch das, was *Kleinschrod* (Archiv d. Crim. R. 1 Bd. 1 u. 2 St.) in allgemeinen Regeln für die Procedur aufgestellt hat, ist zwar an sich schätzbar, aber nicht erschöpfend, auch für den angehenden Richter nicht so einleuchtend, als Regeln in Anwendung auf Beyspiele und wirkliche Fälle gesetzt.

Es war daher ein glücklicher Gedanke des in der

gleichen Geschäften geübten Mannes, um eine Sammlung von Criminalfällen so darzustellen, dass die in den Criminalacten nur selten vorliegenden Motive der so und nicht anders geleiteten Untersuchung, und gute Regeln der Manipulation überhaupt vorzüglich herausgehoben würden. Die Fälle selbst sind zu diesem Endzweck passend ausgewählt, überall ist auf die Fehler des Verfahrens einiger Instanzen, auf die Schwierigkeiten bey der Nachforschung, auf die psychologischen Hülfsmittel bey dieser Verstandesoperation aufmerksam gemacht, und gezeigt, wie nothwendig dem Untersuchungsrichter Beharrlichkeit, Umsicht und — um das rechte Wort auszusprechen — die *reine* Liebe zum Beruf sey, wenn er sich weder an dem gemeinen Wesen, noch an der Menschenpflicht für das Individuum versündigen will. — Der III Fall zeigt unter anderen, wie wichtig es sey, auch den kleinsten Umstand zu berücksichtigen: denn dadurch kam der Thäter eines ansehnlichen Gelddiebstahls heraus. Vorzüglich merkwürdig und sorgfältig bearbeitet dünkt uns No. IV. *Mord, verübt an der schwangeren Frau des Schutzjuden H. B. in M.* Die vorgefallenen Nachlässigkeiten bey der Untersuchung, die Umstände der That, der Mangel an natürlichen Beweisen, die rechtlichen Bemerkungen über den künstlichen Beweis, über den Art. 22 der *Carolina*, das Straferkenntniss gegen den hartnäckig leugnenden Ehemann, als Thäter, alles macht diesen Fall für Criminalisten merkwürdig, und gab dem Vf. für seinen nächsten Zweck viele treffende Bemerkungen und Winke, z. B. 123 bis 126, 171, 173, 262 u. s. w., an die Hand. Dem, was S. 171 in Absicht auf die Beschaffenheit der Gefängnisse und Behandlung der Gefangenen vorkömmt, muss gewiss jeder menschlich Denkende im Allgemeinen beypflichten. Aber doch möchte Rec. hier gelegentlich anmerken, dass eine empfindsame Humanität hierin auch zu weit gehen könne. Soll man den aufgefangenen Strassenräuber, den rohen Verbrecher aus niederen Classen besser wohnen und beköstigen lassen, als er es zu Hause oder in Diebslöchern gewohnt ist? Da wird mancher Indolente und Verhärtete sichs so lange wohl seyn lassen, bis die Justiz des Untersuchens müde wird; oder, ebenfalls aus Humanität, von der Instanz entbindet. Rec. möchte *Menschlichkeit* und *Menschenfreundlichkeit* als Grade unterschieden, und während Erstere das Nothdürftige gewährt, Letztere nur auf Gefangene angewendet wissen, die durch Persönlichkeit und Umstände auf eine grosse Milde der Behandlung, auf Erleichterung der Gefangenschaft Anspruch haben. Doch wir kommen zu weit ab. — Es würde übrigens theils zu kleinlich seyn, an einem ersten Versuche dieser Art kleine Fehler aufzusuchen, theils zu weitläufig, die feinen Bemerkungen und praktischen Vortheile einzeln anzuführen. Das Buch verdient in die Hände der Criminalisten zu kommen. Bey einer sehr zu wünschenden Fortsetzung kann es nicht fehlen, wenn sich der Vf. so wenig als möglich von seinem Hauptzwecke entfernt, dass er an den ausgewählten Fällen alle Theile des Verfahrens von der Captur an bis zur Execution nach und nach werde behandeln, und uns auf diese Weise schätzbare Materialien zu einer eigenen Sammlung solcher Verfahrungsregeln werde liefern können. Auch die künftige Bearbeitung der Anthropologie in criminalrechtlicher Hinsicht muss dabey gewinnen. Ja, die Speculation selbst kann von einer verständigen Empirie im Reiche der Wirklichkeit fester gehalten, und so für die Legislationsreformen reifer gemacht werden. Je mehr sich die philosophisch-juristischen Theorieen unserer Zeit mit der subtilen Classification der Verbrechen und mit Abstraction der objectiven Grundsätze überhaupt beschäftigen: desto nothwendiger ist es ja wohl, damit wahre Fortschritte, nämlich in Theorie und Praxis zugleich, geschehen, dass die Erfahrung das Abstractum: *Mensch* aus der Studirstube, nach Classen und Individuen der Verbrecher in der Gerichtsstube darstelle, und die Wirkung der Regeln so wie die beste Art ihrer Anwendung bey der Behandlung der Inculpaten mittheile. Die wechselseitige Berichtigung der Theorie durch die Erfahrung und umgekehrt, und das innigere Anfügen des Processganges an das System würde vielleicht durch einen Vorschlag des Vfs. am Ende der Vorrede befördert werden, dadurch nämlich, dass dem Lehrer des peinlichen Processes auf Akademieen zugleich die Führung eines peinlichen Richteramtes übertragen würde. Eine Einrichtung, die allerdings mehrere praktische Vortheile für die Prüfung der anzuwendenden Theorieen, und für den lebendigeren Unterricht der Zuhörer gewähren müsste.

F. J.

NEUE AUFLAGEN.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Morgen- und Abend-Andachten mit Liedern, auf alle Tage in der Woche, für solche, die sichs in der Welt müssen lassen sauer werden.* Von M. *Gottfried Heinrich Schatter*, Pfarrer zu Neuenhofen. Zweyte Auflage. Ohne Jahrzahl. 80 S. 12.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Theoduls Gastmahl oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Societäten.* Vierte, mit neuen Zusätzen bereicherte Ausgabe. 1815. VIII u. 558 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1810. No. 127. u. Jahrg. 1811. No. 219.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Fünfter Band*, 1808, ausgearbeitet von Dr. *Karl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow*. 1811. 704 S. (nebst Register und Tabelle) gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Fortsetzung eine Zeitlang mit verändertem Titel und Verlag:

Leipzig, b. Steinacker: *Geschichte unserer Zeit. Erster Band*. Jahr 1809 von Dr. *Karl Venturini* (1811). *Zweyter Band*. Jahr 1810. *Dritter Band*. Jahr 1811. *Vierter Band*. Jahr 1812.

Nun wieder, laut nachgetragener Titel, unter der ersten Firma:

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Sechster Band*. Jahr 1809 von Dr. *Karl Venturini*. 1811. VIII u. 658 S. (nebst Register) gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) *Siebenter Band*. Jahr 1810. (1813.) 683 S. nebst Reg. *Achter Band*. Jahr 1811. (1814.) 667 S. nebst Reg. *Neunter Band*. Jahr 1812. (1815.) X und 780 S. nebst Reg.

In welchem Gedränge auch die Muse der Geschichte in den oben gemeldeten Jahren sich befunden, welche Wege versucht worden, um das Licht doch nicht unter dem Scheffel zu behalten, unter welchen Gefahren für die Geschichte selbst und ihre Priester, die auch unter sich selbst zwiespältig wurden; und wie in und nach dieser Läuterungsperiode sie sich behaupten, davon giebt die Reihe der hier anzuzeigenden Fortsetzung von Jahrbüchern in Form und Materie die anschaulichsten Zeugnisse. Was wir in unseren früheren Anzeigen von den ersteren Bänden (J. A. L. Z. 1808. No. 289 und 1811. No. 134) als eine der vorzüglichsten Eigenschaften dieser Chronik namhaft gemacht haben, die unbefangene Ansicht und die *Freymüthigkeit* der Darstellung, das ist eben auch die Klippe und der Anstoss während des fremden Druckes geworden. Die Art, wie der Vf. sich durchgewunden, unter dem Kampfe, *sich selbst nicht untreu zu werden*, hat zwar, wie wir vernehmen, bereits bey den Zeitgenossen verschiedene Urtheile über ihn zur Folge gehabt; wir werden aber, ohne Rücksicht auf sie, seine Arbeit mit ihren besonderen Modificationen, nach denselben Grundsätzen, wie wir früher gethan haben, hier bestimmen.

Von den äusseren Schicksalen des Werks nur so viel, als für die Geschichte der Literatur, und dann in Absicht des Einflusses auf den Inhalt zu wissen nöthig ist.

Der verdienstvolle Urheber der Chronik (der verewigte *Bredow*) trat wegen verschiedener Schwierigkeiten beym J. 1805 zurück, und behielt sich nur die Leitung und Durchsicht der *venturinischen* Fortsetzung vor. Rec. war damals mit *V.* ebenfalls der Meinung, dass das Werk auf diese Weise nur gewinnen könne, indem die ausgesprochene Verschiedenheit der Ansichten um so gewisser vor Einseitigkeit bewahren würde, während sie beide „über die pflichtmässige Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, womit der Geschichtschreiber *alles*, was *factisch* erwiesen ist, zur Sprache bringen solle," einverstanden waren.

Die Vereinigung hat aber nur die Probe von 3 Jahren bestanden. Der hier zuerst anzuzeigende Jahrgang 1808 ist der letzte, wobey *Bredow* die Hand mit anlegte, wiewohl bereits sein Antheil nur noch auf wenige Anmerkungen sich erstreckt, so weit wenigstens sein Name unterzeichnet ist (erst in der zweyten Hälfte des Buchs, S. 366 über Helmstädts Schicksal; S. 395 über der Polen wahre Gesinnungen, wiewohl es ihnen noch an Organen, zum übrigen Europa zu reden, mangele; S. 414 und 417 über den Tugendverein, und was Steins Schuld seyn mochte; dann über die Verhältnisse Frankreichs zu Russland und Österreich ein starker Nachtrag zu S. 444; endlich über das Unterscheidende des spanischen Kriegs und Voraussagungen in Absicht des nordischen, S. 698 f.). Mit dem Jahre 1809 setzte *Venturini* das Werk allein fort, mit verändertem Titel (Geschichte unserer Zeit) und in anderem Verlage. „Weitere Entfernung und vermehrte Berufsgeschäfte, sagt die Vorrede S. V, hätten Hn. *B.* genöthigt, seine bisherige Theilnahme aufzugeben;" zugleich wird aber auch zu verstehen gegeben, die Noten von *B.* fangen an der Chronik nachtheilig zu werden. Wie es jedoch mit diesem Geständnisse eigentlich gemeint sey, darüber blieben vor der Hand noch verschiedene Deutungen möglich. Bey der Herausgabe des Jahres 1810 im December 1812 (laut der Vorrede) fand *Venturini* zu bemerken nicht überflüssig, bey seiner gewohnten Unbefangenheit und Wahrheitsliebe habe es doch nicht in seiner Macht gestanden, der Quellen Mangelhaftigkeit zu ergänzen; diess werde vielleicht die Folgezeit thun, der es auch vorbehalten bleibe, diesen Leitfaden zu freyeren Forschungen zu benutzen — und zu verbessern; wobey er zugleich des trefflichen *Wedekinds* Geist der Zeit als Nebenlectüre empfahl. — Nach der Darstellung

des Jahres 1811 macht er selbst ausdrücklich auf die Zeit der Ausarbeitung aufmerksam; diese falle noch in den Winter des Jahres 1813, und der *grösste* Theil des Manuscripts sey *vor* Pfingsten in die Druckerey gesandt worden; die schrecklichen Ereignisse des Sommers und die Unsicherheit der Strassen zwischen den Wohnorten des Verfassers und Verlegers hätten die Vollendung des Drucks bis zum Ende Septembers desselben Jahres verzögert. Auch bemerkt er wiederum, dass diese Geschichte unserer Zeit zum Theil nur aus mangelhaften, zum Theil aus einseitigen Quellen habe geschöpft werden können.

Die Vorrede zum Jahr 1812, geschrieben am 1 Nov. 1814, wirft endlich die Maske ab, und giebt die näheren Aufschlüsse. Der Titel wurde nicht geändert, als ob der Vf. sich hätte anmassen wollen, jetzt schon eine den Foderungen der historischen Kritik genügende Geschichte unserer Zeit zu geben, sondern der Titel wurde vielmehr verleugnet, weil die *dänische Regierung von Paris aus aufgefodert worden war, das Werk zu unterdrücken, und seine Fortsetzung streng zu verbieten.* Der Verleger, im Vertrauen auf die Humanität der altonaer Behörden, durch welche die Eröffnung geschah, und auf die Erbärmlichkeit der Inspectoren des Buchhandels, welche bey grösseren Werken nur nach Titel und Vorrede urtheilten, zählend, liess nun das Buch unter anderem Titel und anderer Firma erscheinen, wiewohl es auch nach diesen Abänderungen unsägliche Mühe gekostet habe, das umgetaufte in die dänischen Staaten durch das Departement der Elbemündung zu bringen. (Wurde ja in Westphalen auch *Bredows* Weltgeschichte confiscirt, s. Jahr 1812. S. 266.) Noch mehr: „*Davoust's* Helfershelfer hatten den Vf. so scharf aufs Korn genommen, dass er im Jahr 1811 nur durch den freundschaftlichsten Wink des verewigten Präfect *Henneberg* zu Braunschweig, und mit dessen eigener Gefahr, *Beckers* Schicksale entging." Vorrede S. V. — „Hier ist nun wieder, ruft er S. IX aus, die *Chronik* des neunzehnten Jahrhunderts, werft die erzwungene Firma weg, und gebt dem Buche wieder seinen rechten Namen, denn mehr als eine Chronik kann und will es nicht seyn."

So merkwürdig diese Thatsachen als Beyträge zur Geschichte unserer Literatur in jenen Jahren sind: so ist das Ganze leider auch nicht ohne Einfluss auf die Darstellung des vorliegenden Werks geblieben. Rec. muss bedauern, dass die angeführten Umstände dem schätzenswerthen Vf. zu einer *Manier* Zuflucht zu nehmen veranlassen konnten, die Rec. unter keinerley Umständen billigen kann; wohl möchte er wünschen, dass auch jene Stellen eben so leicht, als die Titel hätten umgedruckt werden mögen, um sie für immer aus unserer Geschichte zu verwischen.

Indessen findet hier ein doppelter Standpunct Statt, der der bloss *politischen Meinungen* und der höhere der *Geschichte*. Da ein rein wissenschaftliches Institut an jenen nie Theil nimmt: so werden wir hier bloss fragen, ob auch in *dem* Fall, wenn etwa der Vf. getäuscht hätte, oder gar selbst eine Zeitlang getäuscht worden wäre, dem historischen Standpunct an sich wesentlicher Eintrag geschehen sey?

Wie der Vf. zu jener Manier, unsere Alten würden sagen: mit den Wölfen zu heulen, gekommen sey, ist leicht abzunehmen. Da bereits die Darstellung des Jahres 1808 „dem Continentalinteresse und seinem machthabenden System entgegenwirkend gefunden worden" (wie die Vorrede zum J. 1812 S. IV erzählt, und bereits beym J. 1812 S. 261 in der Note bemerkt worden, der Chronik vom J. 1808 sey fast übel bekommen, was sie aus *Ivernois* bekannter Broschüre über Englands Wohlstand mitgetheilt habe): so erklärt sich von selbst, warum der Vf. sogleich in der Vorrede zum J. 1809, auch in Absicht der vorhergehenden, noch mit *Bredow* herausgegebenen Theile, bekennt: „unsere Ansichten waren oft verschieden: ich sah nämlich in dem festgeschlossenen Continentalsystem, sobald es mit Energie, Consequenz und Ausdauer fortgeführt würde, Europens einziges Heil; — er blieb dagegen der alten Ordnung der Dinge, der Politik, die mit einer halben Moral sich amalgamiren will u. s. f., mehr ergeben." Am Schluss derselben Vorrede: „Den grossen Mann nenne ich mit inniger Überzeugung und Ehrfurcht gross; das Verächtliche, was ihm gleichsam zum Trotze geschieht, werde ich nie loben. Gebe Gott seinem hohen Werke Segen und Gedeihen, wenn es zum Heil der Menschheit gereicht u. s. w." Mitten im Werke sagt er S. 298: „Für die Chronik des 19 Jahrhunderts sind die merkwürdigen Worte, welche Napoleon zu dem Sohne seines Bruders Ludwig, nach dessen Entfernung vom holländischen Throne, sprach (deine erste Pflicht gegen mich! deine zweyte gegen Frankreich! alle deine anderen Pflichten, selbst die gegen die Völker, die ich dir anvertrauen könnte, kommen erst nach dieser!" s. J. 1810. S. 326), erste Norm der Darstellung alles dessen, was zur vollendeten Organisation der unmittelbaren und mittelbaren Staaten des westlichen Kaiserreichs geschah: denn Frankreichs neueste Geschichte muss ja nun von Napoleon und dessen unmittelbarer Umgebung nicht nur ausgehen, sondern auch ihre Radien wieder in diesem Centralpunct vereinigen. Die Geschichte Napoleons ist aber nicht nur die gleichzeitige Geschichte Frankreichs, sondern die seines ganzen Zeitalters." — Dass in diesem Geiste das Verhältniss namentlich zwischen Frankreich und England durch das Ganze gehalten wurde, konnte nicht mehr in Verwunderung setzen. Schon S. 293 des Jahres 1809: „Gesichertes Glück, dauernde Ruhe und wachsender Wohlstand der Völker, die unmittelbar oder mittelbar dem vom Cabinet der Tuillerieen gegebenen Impulse folgen mussten, blieb, nach Versicherung der französischen Staatsredner, das grosse, herrliche Ziel, zu welchem der Genius des Jahrhunderts die Millionen trieb, welche sein Walten und Wirken staunend bewunderten." Dann hauptsächlich in der Schlussübersicht S. 657: „*Delenda est Carthago!* Ohne diesen Wahlspruch giebt es kein Heil, keine Rettung für die Bewohner des festen Landes. Denn dahin ist es gekommen, dass kein Reich und kein Regent seiner Existenz

und seines Thrones mehr sicher bleibt, wenn nicht Grossbritanniens Macht und heilloser Einfluss zernichtet ist. Freylich eine furchtbare Krisis, die uns bevorsteht; aber lasst uns das Schreckbild lieber gerade ins Auge fassen, als uns mit windigen Hoffnungen und Träumen einschläfern, woraus wir nur um so schmerzlicher erwachen! Frankreichs Übermacht wäre uns ohne Englands Einwirkung nie drückend geworden, und das Drückende dieser Übermacht wird nur dann aufhören, wenn Englands Widerstand gebrochen ist. Was bis jetzt das Werk des Zwangs war, wird dann zum Werke der Freyheit gedeihen. Statt der erzwungenen Harmonie und Einheit wird dann eine freywillige und natürliche eintreten; ja die innigere Verbindung aller cultivirten Völker wird allen zum Wohl und Segen gereichen."

Ungefähr dieselbe Sprache wird auch durch das J. 1810 fortgesetzt; gleich S. 3: „Selbst die *humansten*, zuvorkommendsten Einleitungen von Seiten des grossen Monarchen, unter dessen Scepter sich der europäische Continent beugt, wurden nicht nur schnöde vereitelt, sondern es ging die Raserey der brittischen Stimmführer sogar dahin, einen ewigen Krieg gegen Frankreich und seine Verbündeten zu proclamiren. Wer mag nun von alten Vorurtheilen und thörichten Hoffnungen noch geblendet genug seyn, um die Richtigkeit unserer Ansicht am Schlusse der Geschichte des Jahres 1809 zu bezweifeln?" — S. 249: „Freylich hatte das brittische Ministerium selbst noch nicht gewagt, diesen scheuslichen Gedanken (Vernichtung der französischen Seemacht) laut auszusprechen; dass er aber auch wirklich sein Gedanke war, leuchtete nicht nur aus dem ganzen Benehmen des Cabinets hervor, sondern diese Behauptung liess sich jedem Unbefangenen unwidersprechlich aus der ganzen Lage und Verfassung Englands beweisen." S. 266: „Englands herrschende Politik blieb sich immer gleich; furchtbarer gegen das heiligste Interesse der Menschheit gerichtet hatte sie sich jedoch nie gezeigt, als es jetzt bey den langwierigen Unterhandlungen über die Gefangenen-Auswechslung, wozu Frankreichs edler Monarch so human und nachgiebig die Hand bot, geschah!" — S. 269: „Als endlich Alles erschöpft zu seyn schien, was billige Nachgiebigkeit und hinterlistige Zögerungssucht nur zu erdenken vermochten, zerschlug sich nach siebenmonatlicher Dauer die ganze Unterhandlung u. s. w." — S. 270: „Nicht allein in Frankreich und den mit Frankreich verbündeten Staaten erhob sich die Stimme der empörten Menschheit gegen diese heillose Politik der brittischen Gewalthaber, — sondern in England selbst war der Unwille laut und allgemein." — S. 272: „Die Vernünftigen sahen ein, dass solche Gaukelspiele nie eine wahre Annäherung Frankreichs herbeyführen würden." Wiederum S. 312: „Wenn ihr wüthender Stimmführer, *Hankins*, ewigen Krieg als das einzige Mittel zur Sicherheit und Wohlfahrt Grossbritanniens darstellte: — so hörte man dagegen laute, von der Regierung wahrscheinlich gebilligte Stimmen in Frankreich, die eine ungleich menschlichere Politik gegen den unversöhnlichsten Feind des Vaterlandes predigten." — Die „unmenschlichen" Massregeln, welche Wellington bey seinem Rückzuge ergriffen, S. 157, werden auf der folgenden Seite sogar kannibalische genannt.

Auch im J. 1811, das freylich grösstentheils noch, wie oben bemerkt worden, vor der Befreyungsperiode ausgearbeitet wurde, finden sich noch einzelne solcher Stellen, wie S. 28 u. s. w.; doch fangen sie bereits an, sich unter freymüthigere Äusserungen zu verlieren, wiewohl der Vf. voraus bemerkt, „man werde vergeblich in diesem Bande die tolle Stimme der losgelassenen Leidenschaften suchen."

In der Lage des Vfs., in einer „westphalisirten" Provinz, unter den Augen einer „hohen Polizey," da konnte es freylich in einem Werke, das den Namen seines Verfassers an der Stirne trug, nicht mehr anders geschehen, und, wie wir sehen, kaum noch auf diese Weise. „Mit Aufopferung von Leben und Freyheit würde er (sagt der Vf. in der Vorrede zu 1812 S. VII) doch nichts anders bewirkt haben, als gänzliches Abschneiden des Fadens der Zeitereignisse, den er — der Einzige in jener furchtbaren Zeit, — doch noch so fortspann, dass der künftige Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, die sinnlosen Fanfaronaden (vergl. S. 279) der allmächtig herrschenden Despoten und Despotenknechte ausmerzend, solchen aufnehmen konnte, um wahr, einfach und kräftig darnach die Darstellung der sonst unerhörten Ereignisse unserer Zeit dereinst zu verarbeiten."

Es schien auch zum Behuf solcher künftigen Ausmerzungen durch hinlängliche Winke von Seiten des Vfs. gesorgt zu seyn; *nur Schade, dass diese*, wie es scheint, *mehr verstanden wurden von denen, die sie nicht verstehen sollten, als von denen, die sie sollten!*

Immerhin mochte der Vf. (wohl auch mit einiger Selbsttäuschung, s. unten) die Liberalität des grossen Kaisers lobpreisend auffodern (Vorr. zu 1809. S. VI): „jede Regierung, die recht erwogen und begriffen hat, worauf es ankommt, um die Nation für ihre heilsamen Massregeln zu gewinnen, sie über ihr wahres dauerndes Wohl zu belehren und ächten Patriotismus in ihr zu wecken, wird der bescheiden, aber freymüthig auftretenden, historischen Wahrheit ein sicheres Asyl öffnen. Am meisten darf man diess von einer Regierung hoffen, die im Geiste des grossen Monarchen handelt, der die einfachste Politik und humanste Publicität — zur Beschämung seiner Gegner, auf den Thron erhob; der sich stets abhold der finsteren Zunft zeigte, welche durch Pamphlets und leidenschaftliche Broschüren, durch Declamationen und Blendwerke aller Art, die Menge zu bethören und die ächthistorische Wahrheit zu verdunkeln strebt." Immerhin mochte er beweisen (S. 379. Jahr 1810), „dass nur eine völlig benebelte, keines unbefangenen Nachdenkens fähige Parteywuth sich mit der Erklärung begnügen könne, dass in der französischen Staatsmaschine der ausgebildetste Despotismus alles wirke." Der „Allverehrte und Allbewunderte," besonders aber die „Despotenknechte" konnten durch solche Phrasen nicht ergriffen werden. Schon im J. 1810. S. 417 muss

sich der Vf. selbst widerlegen: „Von Bereicherung der philosophischen Wissenschaften, von freyen Forschungen der historischen Kritik, von freymüthigen pragmatischen Geschichtsbearbeitungen selbst, war (nach Erscheinung des französischen Edicts für den Buchhandel) gar nicht mehr die Rede.“ Eine ähnliche Stelle S. 430 über Italien. Die oben bemerkte Gefahr durch *Davoust* begegnete dem Vf. bereits nach der Herausgabe des Jahrgangs 1809 im Jahr 1811, trotz der in der Vorrede dargebrachten Huldigung.

Dieser Verlegenheiten und Gefahren ungeachtet, hat Hr. *Venturini* doch auch auf der anderen Seite nicht überall den gewünschten Dank geerntet. Vergeblich hatte er bey den genannten Jahren die Bemerkung über Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit der Quellen wiederholt. Es scheint, es seyen doch zuweilen Einige an ihm irre geworden. Manche, weil sie es wollten, oder nicht anders konnten, mochten vielleicht auf ihn selbst anwenden, was er noch beym J. 1812. S. 212 über einen schweizerischen Redner bemerkt: „Ward diess als Wahrheit gefühlt, oder als Schmeicheley gefaselt! wer mochte es (in dem und dem Jahr) entscheiden?“ Manche scheinen eben die offenbare Ungleichheit und häufige Abwechselung des Tones, jene öftere Mischung von Ironie und Ernst (in Absicht des Hauptverhältnisses wohl nie zweydeutig) doch bey minder bekannten, besonderen Verhältnissen zuweilen mit so in einander getriebenen Farben gefunden zu haben, dass, besonders die leidenschaftlichen, die Mühe der Ausscheidung sich nicht mehr nehmen wollten. Man vergass auch, weil man es gern vergass, dass vor nicht langer Zeit selbst Manche der Edeln und Wohldenkenden, weil sie die Hoffnung wenigstens einer baldigen Hülfe aufgeben zu müssen glaubten, keinen anderen Ausweg mehr sahen, als, wenns möglich gewesen wäre, in der von der neuen Schöpfung zu erwartenden Gestalt der Dinge, oder dass sie, zur Ehre ihres Herzens, auch hier nur allmählich sich dazu verstehen konnten, gerade das Schlimmste zu glauben. Der Vf. sagt beym J. 1812. S. 176 Not.: „er gestehe mit Betrübniss, dass neuere Aufklärungen ihn belehrt hätten, wie sehr auch er sich von den Floskeln, womit die Gedanken- und Press-Freyheit angekündigt worden, sich habe täuschen lassen. Allein diese Betrübniss werde versüsst durch den Gedanken: es sey immer recht, die teuflische Natur eines Menschen so lange als nur immer möglich zu bezweifeln.“ — Indessen wurden die Gesinnungen auch hierüber erst laut, als man sich die politischen Wahrheiten wieder etwas derber zu sagen anfing. Die Antwort des Vfs. zeigt, dass er gereizt worden. „Unsinnige Foderungen, sagt er (Vorrede zu 1812. S. VII), sind neuerlich von einigen grossprahlenden Zungenhelden an die Chronik gemacht worden. Das Toben und Schelten auf den gefangenen Löwen beweist geringen Heldenmuth. Wo das Wort, die Wendung, der hingeworfene Wink sogar, Gefahr, wohl selbst Verlust von Freyheit und Leben drohte, da galt es Muth, eine Geschichte der eisernen Zeit zu schreiben! Warum schwieget ihr damals? Elende Scribler! Ihr habt kein Recht jetzt, wo ihr nur den Leidenschaften der tobenden Menge schmeichelt, — mit zu reden über dasjenige, was Noth thut, wenn Ehre, Freyheit und Nationaltugend wieder aufblühen sollen. Einem *Arndt*, dem kühnen, muthigen, unerschrockenen Manne, räume ich gern diesen Ehrenplatz ein! Er hat geredet, als Reden noch Gefahr und Tod drohte. Doch auch die Leidenschaft wird endlich verstummen vor der Stimme ruhiger Vernunft“ u. s. w.

In soweit jene Unrecht hatten, hat der Vf. wohl Recht; aber jene Manier ist damit noch nicht gerechtfertiget. Wenn es auch nicht durch den *Erfolg* erwiesen wäre, dass sie auf beiden Seiten ihres Zwecks verfehlt hat: so bleibt sie doch *an sich* einer ernsten Geschichte immer unwürdig, und würde am Ende, bey weiterer Entfernung der Zeit und des Locals, einer eigenen *Exegese* bedürfen. Ein Geschichtschreiber mag gehören, zu welcher Partey er will, das kann wenigstens der Nachwelt gleichgültig seyn, er mag auch zu gar keiner gehören, wenn man nur bestimmt weiss, woran man bey ihm ist. Jene Manier, die immer in das: „*incedis per ignes etc.*“ erinnert, macht überdiess einen eigenen peinlichen Eindruck schon in der Gegenwart, und nachher, wenn die Zeit der Bedeutung vorüber ist, wird sie doppelt widrig gefunden, und auch ihr bloss temporärer Nutzen nicht mehr geachtet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Der Mensch und seine Verhältnisse.* Aphoristisch dargestellt. Beyträge zur Welt- und Menschen-Kenntniss, so wie zur Beförderung froheren Lebensgenusses. Von *Johannes Rupp.* Zweyte Auflage. 1815. VI u. 95 S. 12. (9 Gr.)

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Vorschlag zu einer zweckmässigeren Einrichtung der gewöhnlichen Schulprüfungen.* Von D. J. H. P. *Seidenstücker.* Zweyte Auflage. 1815. 46 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. V Band.* 1808. Ausgearbeitet von Dr. *Karl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow* u. s. w.

Leipzig, b. Steinacker: *Geschichte unserer Zeit. I—IV Band.* Jahr 1809—1812, von Dr. *Karl Venturini* u. s. w.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. VI—IX Band.* Jahr 1809—1812, von Dr. *Karl Venturini* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was aber sollte der Vf. thun in seiner Lage? — Wir meinen, es wäre doch mehr als Ein Ausweg noch offen gewesen. Wollte er sich auch nicht entschliessen, den Namen, wie den Titel, zu verleugnen, oder ausserhalb des Rheinbundes drucken zu lassen, oder auch seine Arbeit eine Zeitlang zu verschliessen: warum wollte oder konnte er sich nicht darauf beschränken, die *Thatsachen allein reden zu lassen*? (gesetzt auch, die Bände wären, wie die ersten, wieder etwas kleiner geworden?). Wenn die ersteren Auswege für blofs politische Ansichten gerathener seyn mochten: so ist der letztere der einzige, des ruhigen Geschichtforschers würdige Weg, in einer Zeit, wo die individuelle Ansicht und die Stimmen der Zeitgenossen sich nicht mehr frey aussprechen dürfen. Wir sagen damit dem Vf. nicht einmal etwas Neues. Oft genug hat sich diese Überzeugung ihm dargeboten, und ist von ihm selbst bestätigt worden: „es sey besser, nicht selbst zu urtheilen, sondern nur die Thatsachen zu erzählen," J. 1810. S. 261 Not. Auch schon beym J. 1808. S. 68: „damit der Geschichtschreiber nicht als Parteygänger erscheine, dürfe er nur Thatsachen berichten, und ihren Zusammenhang andeuten." Ferner beym J. 1810. S. 82: vom Geschichtschreiber dürfe man nicht verlangen, dafs er selbst ein *definitives* Urtheil über das muthmafsliche Wahre oder Falsche der Stimmen der kämpfenden Parteyen beyfüge: „er sey blofser Berichterstatter", S. 260. Wie gefährlich selbst schon satirische Anspielungen werden könnten, wird S. 377 bemerkt. Da wir dessenungeachtet bey ihm selbst die Grenzen so oft überschritten finden (durch eingestreute Bemerkungen und Urtheile): so ergiebt sich, dafs, wenn seine Selbstwarnungen nicht als blofse Sicherheitswachen ausgestellt wurden, der Vf. nur durch die vorherrschende Neigung zu *pragmatisiren* (die er auch in solchen Fällen übte, wo, wie er selbst einmal bemerkt, J. 1810. S. 227, die Data noch nicht zureichend sind), verleitet werden konnte, eher zu viel, als zu wenig zu thun.

Wie dem aber seyn mag: so müssen wir es nun einmal zu dem allgemeinen Unglück der Zeit zählen, dafs auch ihre ersten Geschichtsversuche wenigstens nach Aussen von den gebieterischen Verzerrungen nicht frey bleiben konnten. Das Einzige, womit wir uns noch trösten könnten, wäre, dafs auch die römische Geschichte eine solche Periode gehabt. Doch müssen wir nicht vergessen, dafs *Tacitus* aus ihr hervorging!

Wie oben bemerkt, bleibt die Hauptfrage, ob der Vf. in dieser Periode tiefer Corruption, wenn auch nicht als *Politiker*, was wir überhaupt nicht untersuchen wollten, doch um so gewisser als *Sammler und Forscher der Zeitgeschichte* in seinen Grundsätzen wenigstens sich gleich geblieben, so dafs er diese, sobald ihm gesündere Luft vergönnt war, wieder in ihrer Reinheit, oder noch besser, mit neuer Energie zu zeigen im Stande blieb. Die Beweise hiefür mufs er theils durch unzweifelhafte Äusserungen seiner wahren Ansichten, theils aber und vorzüglich durch die Art, wie er seine Quellen gebrauchte, führen. Auf das Erstere beruft er sich zutrauensvoll, Vorrede zu 1812. S. VII: „Man nenne ein einziges Journal, eine einzige mit der Zeitgeschichte sich beschäftigende Schrift, die den Muth und die Freymüthigkeit der Darstellung in dem Mafse, als sich beide in der Chronik von 1806 bis 1811 leicht nachweisen lassen, gehabt hätte!" Eben so hat er schon zum J. 1811 im Vorwort bemerkt: „Hätte jeder Schriftsteller die Ehre seines angestammten Fürsten, und die Würde dessen, was ewig heilig und recht bleibt, so gehalten, wie der Vf. J. 1809. S. 254 es ohne Furcht that (bey dem heldenmüthigen Herzog von Braunschweig-Öls): so würden Tyranney und Despotismus, welche zuletzt auch das Heiligste mit Füfsen treten, nie so weit gediehen seyn, als leider geschah!" Ob der Vf. mit Obigem nicht zuviel behaupte, wollen wir die Leser aus einigen Stellen selbst beurtheilen lassen.

In der öfters angeführten Vorrede zu 1812 sagt er: „Wo es uns vergönnt war, die Stimme der Freyheit, der Menschenrechte, und des über den wachsenden eisernen Despotismus empörten Gefühls, aus dem Munde der ehrwürdigen brittischen Redner zu vernehmen, — da ist sie auch in unserer Zeitgeschichte hörbar geworden." Dafs er dessen ungeachtet, auch ausser

dem franzöſiſchen Verhältniſs, ſtreng urtheile, könnte gezeigt werden aus 1810 S. 273, wo er Belege liefert zu dem „ſich verſchlechternden Charakter und der rohen Zügelloſigkeit des *engliſchen* Pöbels;" dann aus den Bemerkungen über die Wiedereinſetzung des Herzogs von York in ſeine Militärſtelle, J. 1811. S. 272, und über den Prinzen von Wallis ſelbſt, S. 274, ſo wie er dagegen im Folgenden wieder eben ſo freymüthig aushebt, worin England Frankreich gleichkomme oder vorgehe; beſonders iſt in dieſer Hinſicht S. 280 geſagt: „Proclamationen und Adreſſen, wie wir ſie anderwärts nur mit *geheimem Widerwillen* zu leſen gewohnt ſind, würden in England den lauteſten Abſcheu und die entſchiedenſte öffentliche Verachtung erregen." Aber auch wieder S. 288: „Es iſt unleugbar, daſs der Britten Handelsgeiſt in kein Land, wohin er ſein Streben richtete, wahre Cultur gebracht. Geld hat er geſucht, in Indien beſonders die ſcheuslichſten Grauſamkeiten begangen, und dort bis auf dieſen Augenblick ſein ungeheueres Reich nur durch den furchtbarſten militäriſchen Deſpotismus in den Sclavenbanden des alten Gehorſams gehalten. Allein die Fehler in der Adminiſtration ſo ungeheuer reicher Länder, und die Maximen des Wuchers, der Erpreſſungen und des Betrugs brachten dennoch ein ſo gefährliches Deficit in den Finanzen der engliſch-oſtindiſch. Compagnie hervor, daſs die Handelsunkoſten der letzten Jahre nur durch jährliche Anleihen, welche die Regierung bewilligte, beſtritten werden konnten. Dieſe ſtiegen im J. 1811 auf eilf Millionen Pf. Sterl. u. ſ. w." Und S. 289: „Franzöſiſche Blätter und ihre Nachſchreiber propheseiheten nahen Untergang; aber Groſsbritannien entwickelte, trotz aller ſolchen Tiraden, ſtets neue Kräfte, welche ſelbſt ſeine Feinde in Erſtaunen ſetzten. Dem Kampfe um die Welt- und Meeres-Herrſchaft ward Alles geopfert, und das unglückliche Menſchengeſchlecht ſeufzte unter der doppelten Geiſsel ſo feindſeliger Geiſter."

Zu gleicher Zeit ſtellt der Vf. die *Dänen* und *Normänner* als die einzigen *würdigen* Gegner der engliſchen Seehelden ihnen gegenüber, J. 1811. S. 212, mit Belegen von ihrer, den Britten gefährlichen Tapferkeit, S. 213. Von *Grönland* allein bemerkt er J. 1810. S. 590: „Zum Erſatz für ſo viele ſinnliche Leiden (Mangel, Seuchen) wuſsten jene Armſeligen nichts von den Furien der Politik, die Europa mit eiſerner Geiſsel zerfleiſchten, um derentwillen ſelbſt die edle, humane Regierung in der Hauptſtadt einen Cenſor aufſtellen muſste, der alle dort erſcheinenden politiſchen Blätter unter ſeine Obhut nahm."

Über die *deutſchen* Verhältniſſe, ſchon 1808. S. 563: „Deutſchland hat im franzöſiſchen Revolutionskrieg ſeine Lehrjahre gemacht. Geſehen hat es und gefühlt, daſs ſeine Politik, ſeine Kriegskunſt, ſeine Cabinetstaktik nicht ausreichten, daſs der bündigſte Staats- und Kriegs-Gelehrte nicht zurecht kam mit jenen blutig Wiedergebornen, denen ein neuer Prometheus neue Taktik, neue Geſetze und neue Sitten geſchaffen! Unſere literäriſche Gährung beweiſt, daſs wir das Übel lange ſchon kannten; und manche Einrichtungen deutſcher Fürſten zeigen an, daſs ſie es haben wollen. Mögen ſie nicht vergeſſen, daſs eine Nation nie anders geweckt und zu Einem Ziele geleitet werden könne, als nur, wenn ſie als Nation gewürdigt und in ihrer Selbſtſtändigkeit erhalten wird! Bis die Kraft zu Thaten ſich entwickele, müſſen wir das feſthalten (mehr als jedes Fremde), was unſer einziges Nationalband geblieben: die Mutterſprache." Beym J. 1809. S. 459: „Wäre dieſes gemeinſame Intereſſe, dieſe Einheit des Willens, dieſes harmoniſche Zuſammenwirken der Kräfte (im öſterreichiſchen Krieg) nur nicht durch fremden Impuls periodiſch bewirkt worden, ſondern aus eigener vaterländiſcher Begeiſterung, aus eigenem Streben nach Selbſtſtändigkeit und wahrer Nationalehre hervorgegangen: — — was *könnte* dann Deutſchland jetzt ſchon, — was *würde* es einſt ſeyn? Selbſt der giftigſte Neid und die ſchwärzeſte Verläumdung wird wenigſtens dem groſsen Manne des Jahrhunderts den Ruhm nicht rauben, daſs Er die Deutſchen *praktiſch* belehrte, wie ſie es anzugreifen, um wieder ein ſelbſtſtändiges und geehrtes Volk zu werden! Mag auch dieſe groſse Lehre erſt von unſeren Enkeln recht begriffen und angewandt werden!" — Noch beym J. 1810. S. 552 iſt daſſelbe bemerkt: wie die Deutſchen, von jeher ſo wenig zum gemeinſchaftlichen Intereſſe geneigt, nur durch den Schöpfer des Rheinbundes und für ſeine Zwecke ernſthaft genug vereinigt wurden.

Über *Öſterreich*, 1809. S. 569: „An der inneren Staatskraft nagte fortdauernd ein Wurm, der ſich durch keine Vermählung ertödten lieſs. Es war die ungeheuere, alles zermalmende *Papiernoth*" u. ſ. w. Dann S. 573: „Der Hofkriegsrath belobten Andenkens wurde wieder auf den Fuſs hergeſtellt, wie er im J. 1758 geweſen" u. ſ. w.

Über die Errichtung des *geheimen Hofcommiſſariats* in *Würzburg* J. 1810. S. 498: „Ob die edle *baieriſche* Regierung ſolche verdächtige Schmeicheleyen (von dem Jubel des Volks in Salzburg) gern geſehen, ſtehe ſehr zu bezweifeln!" S. 469. Wie das Ideal des Schutzſtaates in verſchiedenen Staaten copirt worden, iſt an mehreren Stellen nachgewieſen. Die zunehmende Depravation in Weſtphalen wird ebenfalls ſchon im J. 1810 mit lebhaften Farben geſchildert, S. 518 f. — „Bey der Ständeverſammlung feyerte der Kanzler *Niemeyer* das Gedächtniſs der in ein beſſeres Reich verſetzten Ständemitglieder. Er ſprach zu *Müllers*, *Henke's*, *Häberlins*, *Baumbachs*, *Roloffs* und *Surens* Ruhm, nicht wie ein feiler Schmeichler, ſondern wie ein Mann, dem Wahrheit, Recht und ächtes Verdienſt heilig ſind. Möchte der Grundſatz, welchen er ausſprach: Das Leben iſt nicht das höchſte der Güter! Der Tod kann nur den Feigen und Schwachen, den Schuldigen nur als ein Übel erſcheinen! — nicht bloſs eine Redensart, ſondern ächte, wahre Äuſserung der Stimmung aller Weſtphalen geweſen ſeyn!" S. 504 f. — Die unglückliche Lage von *Hannover* bey der Vereinigung mit Weſtphalen konnte wohl nicht handgreiflicher dargeſtellt werden, als es S. 526 f. der Vf. gethan. Das Jahr 1811

zeigt dann freylich in unglücklich steigender Progression alle jene Übel: das System der hohen Polizey S. 495, den Wucher der Juden, S. 496, ihre Dienste bey den Ausspähungen; mit edler Wärme ruft der Vf. aus S. 479: „Gewiss! der wahrheitliebende Zeitgeschichtschreiber darf es sagen, gewiss hatte man den deutschen Geist, des Volks wahren Charakter, die mit der Muttermilch eingesogene Nationalität der ländlichen Bewohner Westphalens, und die richtige Manier, wie diess alles zu dem hohen Zwecke der Staatswohlfahrt geleitet werden musste, verkannt.“

Ungeachtet erst während der *Herausgabe* des Jahres 1811 (wie wir oben bemerkten) das Hauptverhältniss in Absicht Napoleons sich änderte: so findet man doch, ausser den früheren Äusserungen, die an dem Vf. selbst zum Verräther wurden, immer lautere Winke, die wahrscheinlich noch *vor* der leipziger Schlacht niedergeschrieben wurden. Nicht nur kommt der Moniteur mit seinen schwachen Stellen sehr übel weg, S. 47, 48, 246, 238 (Ohe! in der Note), sondern auch die Gesinnungen in Neapel, Italien, in der Schweiz werden nicht mehr verhalten, so wie das Vergebliche, die nordischen Staaten noch länger unter der drückenden „Controlle“ zu erhalten. Endlich die Schilderung Napoleons selbst, um des Zeitpuncts willen, in dem sie noch geschrieben wurde, S. 290: „Die Ereignisse des Jahres 1811 bestätigen, dass Napoleon zu den ausserordentlichen Menschen gehört, denen Alles, was sie beginnen und wünschen, bis zu dem Puncte gelingt, wo ihre Plane den höheren Planen der Vorsehung nicht *geradezu* widerstreiten.“ (Als Beyspiel wird die bestimmt vorausgesagte Geburt eines *Sohnes* genannt.) — Dann S. 297: „Das Werk, das dieser felsenfeste Geist *unverkennbar* unter Zulassung einer höheren weltregierenden Macht begann, konnte bisher unmöglich von den Völkern Europens rein und wahr gewürdigt werden: denn fast alle seufzten unter der Last von Kriegsschulden und unerschwinglichen Auflagen.“ — Noch einmal weiter unten: „In einer solchen Zeit, wo Glück, Freyheit, harmloser Lebensgenuss ganz aus der Welt gewichen, und dagegen nur glänzende Waffenthaten des Menschen einziges Verdienst zu seyn scheinen, ist es schlechterdings unmöglich, sagt der Vf., Napoleons Ideen und Thaten *völlig gerecht* zu würdigen. Er muss der einen Partey als ein glänzendes, himmlisches Meteor; der anderen als ein moralisches Ungeheuer erscheinen, und wenn die erstere ihm alle das zufällige *Gute*, was unleugbar aus seinen neuen Schöpfungen hervorging, mit als *Verdienst* zuschreibt, um die Erhabenheit und moralische Vortrefflichkeit seiner Plane zu beurkunden: so wird die andere im herben Gefühle des gegenwärtigen leidenvollen Drucks ihm alle die Übel, unter deren zermalmendem Gewicht die Menschheit seufzt, als *planmässig geschaffene* anrechnen. Wollen wir aber grausamer seyn, als die römische Curie, welche bey ihren Canonisations-Gaukelspielen sogar dem *Teufel* einen Advocaten zugesteht? Soll es unserem Herzen mehr wohl thun, sich durch die exaltirte Phantasie einen vollendeten Teufel in Menschengestalt vorzubilden, als sich einen von Ruhmsucht benebelten und von elenden kriechenden Schmeichlern verdorbenen Mann mit wirklich bewundernswürdigen grossen Fähigkeiten zu denken, der *nur fiel*, weil das verächtliche, um seinen Thron kriechende Menschengesindel ihn zu hoch erhob? Wollen wir nicht lieber das göttliche Ebenbild retten, als uns so feindselig Gottes Meisterwerk zum Hohne, zum Elende und zur Schmach der Menschheit verhunzt vorstellen? Wahr bliebe dennoch immer und unleugbar beurkundet, dass, wäre Napoleon *der wirklich*, wofür ihn jetzt Millionen Stimmen ausgeben, ein grosser Theil der Schuld, dass er so wurde, auf Rechnung jener elenden, selbstsüchtigen und feigen Sclaven fiele, welche Alles, was kleinlichste Höllenkünste nur vermochten, aufboten, um ihn dazu zu machen! Die Nachwelt allein wird hierüber wahr und ohne Leidenschaften richten.“

So möchte aus dem Vf. selbst gezeigt werden, wie er seinen beym Jahr 1809 aufgestellten Grundsatz ausgeführt habe: „Mich hat keine Partey beleidigt, keine gehoben und protegirt! Warum sollte ich eine hassen, eine vorzugsweise lieben? Das Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit ist das einzige, welches als Geschichtschreiber mich begeistert und tröstet.“

Ausser diesen einzelnen Äusserungen haben wir aber nun hauptsächlich die *Art* seines *Quellen-Gebrauchs*, als die eigentliche Grundlage des Ganzen, noch näher zu bezeichnen.

Wenn ein Zeitgeschichtschreiber „der Zeitgenossen Stimmen unparteyisch abhören soll“ (J. 1812. S, 202): so muss allerdings der Herausgeber des Wochenblatts zu Herisau, wie der Moniteur, wenn auch beide in gleichem Tone sprechen, wie dort der Fall ist, noch mehr aber, wenn es Zeugen entgegengesetzter Parteyen sind, einer wie der andere vernommen werden. Das Letztere hat der Vf. auch während der ganzen Bedrückungsperiode möglichst beobachtet, und wenigstens auf die Actenstücke selbst *hingewiesen*, wo eine runde und ausführliche Erklärung nicht wohl gestattet gewesen wäre. Im J. 1809 beym österreichischen „Revolutionskrieg“ (der Titel ist auf jeden Fall zu unbestimmt) werden die beiderseitigen Berichte immer genau verglichen, aber auch die wahrscheinlichen Gründe von Österreichs Unglück offen genug gesagt. Über den tyroler Krieg bemerkt der Vf. noch besonders S. 160: „Sieger und Besiegte werden, wenn einst der Parteysucht Stimme schweigt, ein gleich strenges Urtheil von der künftig unparteyisch richtenden Geschichte empfangen.“ — Die sehr widersprechenden Berichte von Wellington und Ney werden mit eigenen Worten einander gegenüber gestellt J. 1810. S. 79 — 82, „als Probe, sagt der Vf., wie alle historische Kritik des Zeitgeschichtschreibers oft an dem Material und Formal der Zeitgeschichte scheitern müsse.“ Die Folgerung aber, „dass *Einer* dieser Berichte nothwendig *gelogen* haben müsse,“ setzt wenigstens voraus, dass man von der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit des Einen Theils vorzugsweise schon überzeugt sey, sonst möchte eher folgen, dass keiner

von beiden wahr wäre. Etwas bestimmter werden die Berichte über die Einnahme von *Isle de France* vorgetragen S. 232 — 37. Ohne dass wir der vielen einzelnen Winke gedenken, wie S. 70: „man schlug die Spanier diessmal, *wie es hiess*, mit Verlust von 4000 u. s. w.; S. 174 über die Nachricht von Massena's Heer: „unbefangene Leser *wussten wohl*, was sie von solchen Behauptungen zu halten" u. s. w., machen wir noch besonders aufmerksam auf die Vergleichung der russischen und türkischen Berichte im J. 1811 S. 626: „Wie schön die Türken schon die französischen Bülletins studirt!"

Daraus folgt wohl hinlänglich, dass, wenn auch in der *Darstellung* einige Stellen und Äusserungen während der Zwangsperiode zweydeutig geblieben seyn sollten, doch über die Grundlage des Ganzen, über die *Geschichtmaterialien* selbst und die Art ihrer Zusammenstellung kein Zweifel seyn kann. Keinem dieser Bände fehlt es an Belegen, welche die Bülletinsfabrication, so wie überhaupt das System der officiellen Lügen, als der Periode der französischen Continentalherrschaft eigenthümlich und ausschliesslich zugehörend, bezeichnen.

Mehr noch ergiebt sich diess alles, neben anderem, beym J. 1812, womit denn auch für dieses Zeitbuch eine neue glänzende Periode anfängt. Zwey der grössten Dinge trafen hier für den Geschichtschreiber zusammen: der ungeheuerste Stoff und die wieder erlangte Freyheit. Wie sehr musste das Ganze dadurch belebt werden!

Zuerst einige Proben, wie der Vf. von der Letzteren Gebrauch macht. Über Napoleon und Frankreich, S. 5: „Nur Furcht — eiserne Furcht hatte bisher der Fremdlinge Herrschaft in Deutschland u. s. w. gesichert. Es bedurfte bloss Eines gewaltigen Schlags vom Schicksal gegen die allgemeinen Unterdrücker, um jenes furchtbare Princip des nur leidenden Gehorsam fodernden *vollendeten Despotismus* zu zernichten." — S. 6: „Nap. selbst, obgleich lange schon durch feile Sclaven verwöhnt, die Masse des Menschengeschlechtes mit *verachtenden* Blicken zu überschauen, scheint eine solche Explosion geahnt zu haben." — S. 7: „Das Schweigen des Grabes aller Freyheit und alles regen wohlthuenden Lebens ward nun allgemein, und der allein herrschende Despotismus ging mit eisernem Schritte über die Erde." „Möglich, aber auch nur möglich, dass aus dem Werke des furchtbarsten Zwangs sich nach dem Willen des Alleinherrschers dann das Werk einer die Völker beruhigenden Harmonie und Einheit entwickeln sollte; möglich, dass (wenn jener Alleinherrscher kein *vollendeter Satan* war) — ihn diese Idee mit allen den furchtbaren Hülfsmitteln, welche er zur seynsollenden Weltbeglückung in Thätigkeit setzte, aussöhnte, und ihm Stärke genug gab, vor seinem eigenen Bilde im Spiegel des Selbstbewusstseyns nicht zurückzuschaudern! Ist es so? — wir wissen es nicht. Aber wir müssen es hoffen, um den Glauben an die Vorsehung aufrecht zu erhalten, der bey dem grässlichen Bilde eines *vollendeten* Teufels in Menschengestalt tief in seinen Grundvesten erschüttert werden würde." — S. 29 in der Übersicht über *Polen*: „Auch das kälteste Gemüth wird sich eines tiefen Gefühls des Unwillens über das scheussliche System: ein braves, tapferes und hochherziges Volk so ganz rücksichtslos zum blinden Werkzeuge unersättlicher Ruhm- und Eroberungssucht zu missbrauchen, nicht erwehren können." — S. 150 zu den Massregeln gegen die eidweigernden Römer: „Dieser beglückende Held war über die Wege, wodurch seine Machtgebote zur Ausführung kamen, niemals zweifelhaft, und die Mittel, wodurch sein Wille erfüllt wurde, blieben stets eben so eisern, als jener Wille selbst, den tausend sclavische Creaturen verehrten" u. s. w. — S. 154: „Die *Consequenz* dieser Massregeln mag indessen nicht geleugnet werden! Frankreich wollte ganz Europa beherrschen" u. s. w. — S. 157: „Die mildernden Bestimmungen der Verordnung (über die Militärorganisation im J. 1812) liessen sich von Seiten der Regierung sämmtlich umgehen, dienten nur zur Berückung des Volks, welches vielleicht, wenn es den ganzen Umfang der höllischen Massregel ganz durchschauet, einen entscheidenden Widerstand geleistet hätte" u. s. w. S. 183. „Der Mann, der bey einer anderen Gelegenheit, als man ihm selbst ans Leben wollte, sagte: in welcher Lage würde jetzt dieses grosse Volk seyn, wenn das Attentat hätte gelingen können! und darauf hinzufügte: aber die Bürger dürfen ohne Unruhe seyn, mein Leben wird so lange dauern, als es der Nation nothwendig ist! — der Mann musste sich mit hochfliegend stolzer Einbildungskraft für ein auserwähltes Werkzeug in der Hand des Weltschicksals, *oder der Vorsehung* — wenn er anders religiösen Ideen Raum gab, — halten. Dieser Wahn machte seinen Willen eisern, und seinen Stolz, selbst wenn ihn das Glück verliess, unbiegsam." — „Bey dieser Ansicht findet man es allein erklärbar, warum Napoleon nach dem furchtbaren Unglück, welches er im Herbst 1812 erlebte, den Winken der Vorsehung nicht nachgab." Vergl. jedoch S. 474: „So gewiss dieser Kampf (gegen Russland) auch in Napoleons Weltherrscherplane lag: so beurkundete doch mehr als Ein Anzeichen dem unbefangenen Beobachter der Zeitereignisse eine gewisse *Ängstlichkeit*, welche Napoleon bey der unvermeidlichen Krisis, die jetzt bevorstand, zu ergreifen schien. Vielleicht dachte er an Friedrichs des Grossen Äusserung, dass Russland ein Grind sey, der immer stärker jucke, je mehr er gekratzt werde."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. V Band.* 1808. Ausgearbeitet von Dr. *Karl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow* u. f. w.

Leipzig, b. Steinacker: *Geschichte unserer Zeit. I — IV Band.* Jahr 1809 — 1812, von Dr. *Karl Venturini* u. f. w.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. VI — IX Band.* Jahr 1809 — 1812, von Dr. *Karl Venturini* u. f. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die für diese Abschnitte gehörigen Quellen werden nur noch mit Ironie behandelt. S. 129: „Lasst uns hören, wie Se. katholische Majestät den letzten Act dieses interessanten Schauspiels (des spanischen Kriegs) beschrieben" u. f. w. S. 181: „Vielleicht sollte es das Ansehen gewinnen (da man die unvollständigen Actenstücke über Mallets Contre-Revolutionsversuch wieder zum Vorschein brachte), als habe der besorgte Vater des Vaterlandes seine Siegeslaufbahn (in Russland) bloss darum unterbrochen, um den Keim jeder Unruhe und Beängstigung in der Mitte seines getreuen Volks zu ersticken." — S. 189: „Natürlich erkannten durch ihren Sprecher, Graf Paradisi, der Senat und die Völker Italiens die ans Wunderbare grenzenden Wohlthaten Napoleons, und das für das Jahr 1812 vorgeschlagene Finanz-Budget ward einstimmig genehmigt." — S. 147. „Diesen Berichten (von Industrie und Volkswohlfahrt) zu widersprechen, wäre Todsünde gewesen. Gar den Gedanken zu äussern, alle Anstrengungen einer despotischen Regierung würden nie die Resultate des frey gegebenen Handels und Verkehrs, wie in England, hervorbringen, möchte leicht mit ewigem Gefängniss geahndet worden seyn. In Frankreich sollte ja der Handel bloss durch kaiserliche Gesetze gehoben und blühend gemacht werden!" — S. 165: „Was, sagte der elende Lügner, die harten Massregeln selbst einer revolutionären Regierung nicht bewirken konnten, das war den milden Gesetzen einer väterlichen Regierung vorbehalten, ins Werk zu setzen, und diess ist gewiss nicht die unbedeutendste Wirkung unter denen, die bloss die Macht eines grossen Namens erzeugt hat." — S. 173: „Noch *ungeschlachter* (als der französische Grenadier im *Moniteur* auf die russische Proclamation) *salbaderte* der angebliche Deutsche im *Journal de l'Empire*" u. f. w. „*Lügenbrief*" heisst eben dieses Journal S. 74 (der gewöhnliche Zeitungsname beym gemeinen Mann). Endlich S. 175: „In dieser teuflischen Kunst hat es noch kein europäisches Cabinet zu der Geübtheit des Cabinets von St. Cloud, noch kein deutscher Journalist zu der Habilität französischer officieller Tagsblätter bey Entstellung, Verdrehung, und sogar Erdichtung von Thatsachen, welche der Regierung zum Belege ihrer Behauptungen dienen sollen, gebracht. Hierauf beschränkte sich leider die ganze Gedanken- und Press-Freyheit, welche Napoleon der Nation geschenkt hatte." — Von den Bundesstaaten, S. 245: „Die Centralisirung des Unterrichts und dessen Einzwängung in gewisse von der Regierung vorgeschriebene Formen erschien unbefangenen Beobachtern schon als der erste Schritt zum moralisch-literarischen Verkrüppelungssysteme (im Grossherzogthum *Frankfurt*), welches in Frankreich, unter der Ägide einer mit unüberwindlichem Misstrauen begabten Regierung, geheiligt war." — S. 213: „Napoleon gestattete es auch gern, dass *Baierns* Fürst und Volk sich an einer geträumten Selbstständigkeit ergötzten, die seinen ungeheuren Planen ausschliesslich dienstbar bleiben, und die es nie wagen sollte, den Machtgeboten des Cabinets von St. Cloud zu widerstreben. Also betrachteten französischer Hochmuth und Herrschergeist den Glanz des Hofes zu München nur als Abglanz des Hofes zu St. Cloud u. f. w.; den deutschen Sinn, der sich in Baierns neuer Constitution aussprach, verkannten französische Beurtheiler gänzlich" u. f. w. — Ferner auf einer und derselben Seite 225: „Die baierische Regierung blieb, wo es auf nothwendige Unterstützung reeller Staatszwecke ankam, stets *liberal*, und weit von kleinlicher Plusmacherey entfernt," namentlich in der allgemeinen Unterstützungsanstalt für protestantische Geistliche" u. f. w. — „In Ansehung der Stolgebühren an Pfarrer fremder Confession hatte jedoch die Regierung ganz *westphälische* Grundsätze angenommen; und nicht minder war in französisch-westphälischem Geiste das Edict vom 21 März abgefasst" u. f. w. In Absicht *Westphalens* selbst sprechen sich lang verhaltene Gefühle aus. S. 248 ff.: „Besonders jenes verächtliche, von Paris aus befohlene und geleitete Höllensystem allgemeiner Kundschafterey und Aufpasserey, welches sogar in die geheimsten Winkel des häuslichen Lebens drang, hatte selbst bey vielen ehemals rechtlichen Staatsdienern die Grundstoffe ihrer sittlichen Natur verpestet und in Fäulniss gebracht. Daher Männer in hohen Staatswürden, welche man vormals mit Achtung nennen durfte, jetzt zu der Schandrolle feiler, niedriger, und nur durch nie-

niedrige Selbstsucht beherrschter Knechte übergingen. — — Daher ausgemachte Schurken, deren Name schon lange in der allgemeinen Meinung gebrandmarkt gewesen, wenig oder gar keinen Widerstand fanden, von Stufe zu Stufe bis zur Mitergreifung des Staatsruders sich emporzuschwingen . . . Daher der entnervte, aber für Rührung doch empfängliche, gutmüthige, und keiner grossen Verbrechen fähige Lüstling („der humane, biederen Rathgebern Gehör gebende Regent," J. 1811. S. 479), welchen Napoleons Machtwort auf Westphalens Thron erhob, auch nicht ein einziges Mal aus treuer, wahrer Schilderung des Volkes Elend und Jammer (man s. jedoch *J. v. Müllers* Briefe. XVIII. S. 72. 104—108), sondern immer nur theils dessen erlogenes Glück, theils dessen steifsinnige, allein durch die Macht der hohen Polizey zu brechende Empörungssucht kennen lernte." — „Als *Malchus* sich des Finanz-Ministeriums bemächtigt, *Wolfradt* nach langem Widerstand den Judasbissen genommen, *Bongars* die hohe Polizey ganz französisch eingerichtet, und mit seinen Helfershelfern den schwachen Hieronymus überzeugt hatte, nur auf diesem Grundpfeiler ruhe felsenfest seine Königsmacht: da schwand auch die letzte Hoffnung des Besserwerdens" u. s. w. — S. 258: „Im Original (dem Weltherrschaftsplane) war doch wirklich etwas Grosses; aber die Zuthaten der westphälischen Regierung und der prunkvolle Anstrich, als wolle sie auf humane Weise den gewaltsamen Druck aus landesväterlicher Milde den armen Unterthanen erleichtern, fielen sämmtlich ins Lächerliche, wenn sie nicht mehr noch verächtlich, und wegen des dabey obwaltenden geheimen Hohns empörend wurden." — S. 264: „Um endlich das Mass der Schändlichkeit eines ganz schamlos veranstalteten allgemeinen und öffentlichen Betrugs voll zu machen, erschien am 28 Jun. aus Auguftowo ein königliches Decret, wodurch, dem klaren Buchstaben der Constitution entgegen, die alte feyerlich sanctionirte und übernommene Landesschuld auf ein Drittheil ihres Nennwerths reducirt wurde. — Die Einleitung zu diesem Schand-Decrete ist ein wahres Meisterstück des empörendsten Unsinnes, der sich in landesväterlich klingensollenden aberwitzigen französischen Phrasen ausspricht, doch aber aufrichtig oder unverschämt genug ist, den niederträchtigen königlichen Betrug durch das Vorbild des grösseren kaiserlichen Betrugs zu rechtfertigen." S. 269 folgen dann, Alles übersteigend, einige Facta von der hohen Polizey, mit der Anmerkung S. 273: „Wüsste der Vf. diess nicht *gewiss*, er würde es für Verbrechen halten, solche Züge in die Geschichte aufzunehmen." — Musste Deutschland so tief sinken; ist es zu verwundern, wenn ein bitterer Ton auch der ganzen Zeitgeschichte sich bemächtigt??

Englands System heisst in dem letzten Bande nun freylich nicht mehr, wie zuvor im Tone des Moniteur, eine heillose Politik: doch läst der Vf. auch bey den glänzendsten Seiten sein Urtheil nicht bestechen. S. 56: „Wetteifernd mit Napoleon in Consequenz, Energie und ausharrender Verfolgung einmal entworfener Plane stand allein da Englands öffentliche Meinung und fester Nationalwille. Denn die Kraft *dieser* Meinung und *dieses* Willens, nicht die des Prinz-Regenten und seiner Minister, ist es, welche so lange den Kampf um Seyn oder Nichtseyn mit dem grossen Eroberer gehalten, und endlich darin obgesiegt hat. Von Moralität kann dabey die Rede nicht seyn. Gewinnsucht und Eigennutz regieren die *Kaufmannswelt*. England hat unser Blut gekauft für seine Zwecke, und zufällig für unsere Befreyung; ob sie ihm Zinsen trage, muss die Zeit lehren!" Dieselben Worte sind wiederholt S. 379 Not., mit dem Zusatz: „Waren wir für die Befreyung reif und ihrer werth: so trägt sie ihm keine Zinsen." — S. 376: „Grossbritanniens Ruderführer setzten Napoleon ein festgeschlossenes — System entgegen, welches keineswegs auf blinde Leidenschaft gegründet, sondern kaufmännisch-psychologisch berechnet war." — S. 524 ff.: „Waren die Völker des europäischen Continents politisch berechtigt, oder hatten sie Gründe genug zu ihrer Rechtfertigung vor der ewigen Gerechtigkeit, als sie Frankreichs Fesseln abwarfen, Tractaten und Allianzen ignorirten u. s. w.: wer will dann in Abrede stellen, dass die *Nordamerikaner* gleichfalls Gründe genug vorzeigen konnten, warum sie endlich nach langer Erniedrigung, Verhöhnung und Beeinträchtigung ihrer natürlichen Rechte (als handelndes neutrales Volk) durch die übermüthig-selbstgeschaffenen Seegesetze der Britten zu den Waffen griffen, nicht um einen Angriffs-, sondern nur um einen gerechten Vertheidigungs-Krieg zu führen?" — S. 525: „Als der sogenannte indianische Prophet (vom Stamme der Schawanen-Indianer) vom amerikanischen General Harrison geschlagen und gefangen ward, wurden jene heimlichen Umtriebe und niederträchtigen Aufwiegelungen der Engländer actenmässig erwiesen, und es blieb sogar wahrscheinlich, dass sie eine allgemeine Verbindung der wilden Volksstämme gegen das *grosse Wasser* (symbolischer Ausdruck für die Macht von Amerika) zu stiften gesucht hatten." Sodann S. 527: „Wird England jene Beschuldigungen nicht öffentlich und authentisch widerlegen: so muss die unparteyische Geschichte, bey Erzählung des Kriegs mit Nordamerika, über seine Politik unfehlbar den Stab brechen." Bey allem diesem weiss der Vf. seine Darstellung sehr von den Herabwürdigungen der französischen und westphälischen Regierungsorgane zu unterscheiden, vgl. S. 417. — Über *Preussen* S. 315 ff.: „Waren wirklich früherhin dem preussischen Cabinette gegründete Vorwürfe von Napoleon zu machen: so fiel doch nie ein einziger dem edlen Könige zur Last. Überdem hatte ja Frankreich vor Allem aus den Missgriffen der preussischen Politik Vortheile gezogen, und verdankte ihnen zum Theil sogar seine jetzige Grösse und Übermacht, während der Nachtheil jener Missgriffe schwer und fast erdrückend nun auf der preussischen Monarchie selbst lastete." In der Note S. 350 zu dem durch *Schwarzenberg* geschlossenen Bündniss: „Die Vergleichung dieser österreichisch-französischen Tractate mit dem französisch-preussischen giebt dem Weltbeobachter reichlichen Stoff zum

Nachdenken über das kleinliche, sich immer gleichbleibende, immer nur unter anderen Modificationen wiederkehrende Spiel der Politik, welche stets auf Reizung der Leidenschaften berechnet ist." — In Absicht des inneren Zustandes S. 560: „*Österreich* hatte endlich begriffen, dass es nur durch das ächte Licht der Cultur auf seinen wahren Standpunct unter den ersten Mächten Europens gehoben werden könne. Es schien diess um so mehr zu begreifen, je mehr Frankreichs im Finstern schleichende Politik durch Finsterniss nach der Alleinherrschaft strebte!" S. 430 von dem Kronprinzen von *Schweden*: „Ihn konnte man nicht täuschen, er kannte Napoleons, kannte seiner Rathgeber und Gehülfen ganze Politik aus langjähriger eigener Erfahrung." Der Vf. verspricht S. 431 Not., die Verläumdungssucht, die sich schon mächtig gegen ihn rege, beym nächsten Jahre zu widerlegen. S. 457 beweist er aus dem zunehmenden Sittenverderben (unter 5713 Kranken in den Lazarethen starben 1415 an der Lustseuche), dass Schweden, ungeachtet seiner isolirten Lage, gegen die grosse Pest des Jahrhunderts nicht geschützt geblieben." — Von *Russland* S. 458 f.: „Zwar gab der sanfte Alexander die Dictatorrolle auf, welche sein unglücklich endender Vater zu spielen wagte; aber wiederholte Versuche, *in die europäischen Staatenverhältnisse corrigirend einzugreifen*, bewiesen doch jetzt noch, dass die Politik des petersburger Cabinets, unter Alexanders Regierung, die alte sey." Über das russische Heer lässt der Vf. einen „wohlunterrichteten Beobachter," Robert *Wilson*, reden, und bemerkt bloss S. 464, da wir das Heer in Deutschland selbst indessen zu beobachten Gelegenheit gehabt hätten, so dünke ihn, wir unterschreiben viele von den Bemerkungen des Engländers. (Aus der zu London erschienenen viel gelesenen Schrift: über die Beschaffenheit und den Charakter der russischen Armee.) Eben so führt er das Urtheil eines Franzosen über die Eigenthümlichkeiten Russlands an, S. 491 aus der Schrift: *Des progrès de la puissance russe, depuis son origine jusqu'au commencement du 19e Siecle, par M. L.* 1812. „So durfte man, sagt er (S. 493), im Jahre 1812 über Russlands und Englands Allianz und ihre gegenseitige Politik urtheilen; wie verschieden ist das Urtheil, das sich laut auszusprechen wagt, im Jahre 1814 geworden! — Die Folgezeit wird beide sichten, der Zeitgeschichtschreiber darf hier nur Referent seyn." Aus Gelegenheit der Behandlung der Moldau vor dem Abzug der Russen und der noch eingezogenen Contribution von 5000 Ducaten stellt er eine Vergleichung an zwischen französischen und russischen Generalen oder Intendanten. S. 503. Wir sehen, der Geschichtschreiber, der den Muth hat, nicht bloss gegen Eine, sondern gegen alle Seiten die Wage mit gleicher Strenge zu gebrauchen, der wird wenigstens bey der Nachwelt bestehen, wie er es wünscht, wenn die anderen ihren Lohn längst dahin haben.

Indem wir den neu belebten Geist dieser Chronik in diesen Auszügen bezeichnen, haben wir zugleich mit ihnen auch die früher schon gerühmten Eigenschaften derselben, lichtvolle Auffassung selbst der verwickeltsten Scenen, planmässige Ausführung, leichten gefälligen Vortrag, mit mehreren der obigen Stellen bereits angedeutet. Um den Raum nicht zu überschreiten, machen wir nur noch besonders auf den neuesten Band aufmerksam. Wie „der furchtbare Flammenausbruch einer ungeheueren Masse glimmenden Zunders den ganzen europäischen Continent in eine alles verwüstende Feuerglut versetzt," das ist zuerst in einer erschöpfenden klaren Übersicht, S. 1 — 38, als Disposition für die folgende ausführliche Darstellung gezeigt. Schwer würde zu bestimmen seyn, welche Parthieen am meisterhaftesten behandelt sind: die grosse Verwickelung des spanisch - portugiesischen Kriegs und Wellingtons hervorstrahlende Grösse, oder das Gemälde des auf den höchsten Gipfel künstlicher Macht gehobenen Frankreichs vor dem Fall (Luxus in Paris, Hungersnoth im Reich S. 142 u. s. w.), oder die peinvolle Lage der abhängigen Staaten; Preussens planmässig berechneter Ruin S. 316, oder wie in Polen ein tief gährender Hefen gehässiger Leidenschaften aufgerührt worden (das Auftreten Czartorisky's, „armer bethörter Greis!" u. s. w.. S. 303), oder am Schlusse der Übersicht der nord - und süd - amerikanischen Bewegungen und Zerrüttungen, S. 578: „Wie denn überall auf der ganzen bekannten Erde nichts als das Spiel der wüthendsten Leidenschaften, nichts als der Intrigue krumme, dunkele Wege und der ungezähmten Herrschbegier stolz vermessene Entwürfe sichtbar werden." Endlich das ganze schauerliche Bild des nordischen Kriegs mit allen seinen Nebenscenen bis zum Schlusse des Jahres 1812, einer der ersten Versuche, jene schrecklichen Ereignisse, die schon einzeln und in ihrer Stufenfolge alle Gefühle ergreifen, hier in ein Ganzes zu sammeln: die Greuel in Moskau, der Brand, das alle Beschreibung und allen Glauben übersteigende Elend des fliehenden Heeres, — wo auch Geschichtschreiber, die des Vfs. Wortfülle nicht besässen, beredt werden müssten — wiewohl auch die Beredsamkeit hier erläge: ja gewiss, in der alten und neuen Zeit, in der civilisirten und uncivilisirten Welt kann kein Jahrbuch einen solchen Stoff bieten, als dieses Jahr 1812!

Rec. hätte wünschen mögen, dass der Vf. um der Totalität des Eindrucks willen, nicht bloss der Abwechselung wegen, von seiner bisherigen Methode für diesen Band wenigstens abgewichen wäre. Wenn er in der vorhergehenden gewöhnlich nach zwey Abtheilungen, einmal die allgemeinen Begebenheiten, dann die einzelnen, grösseren und kleineren Staaten, in Absicht ihres inneren Zustandes und ihrer gegenseitigen Politik, grösstentheils in derselben Ordnung auf einander folgen lässt (wie wir bey unseren früheren Anzeigen eine Übersicht gegeben haben); wenn dieser Plan zwar jedesmal zu neuen Zusätzen und Bereicherungen besonders auch in statistischer Hinsicht Gelegenheit giebt: so hat er doch, ausserdem, dass Wiederholungen und Zurückweisungen unvermeidlich sind, gerade in dem letzten Bande, dem grossen Hauptdrama dadurch Eintrag gethan, dass Manches, was theils zur

Einleitung, theils zu den Resultaten gehört, schon voraus bey den einzelnen Staaten gelesen wird. Eben so sind die eigentlichen Anfangspuncte des grossen Umsturzes, die allseitige Erhebung der Volksstimme (*vox Dei!*), so treffend sie in vielen zerstreueten Stellen bezeichnet ist, erst unter den übrigen Verhältnissen hervorzusuchen. Vereinigt, in einer allgemeinen Darstellung (auch die Einleitungsübersicht dieses Bandes ist bloss ethnographisch), würde sie ungleich grössere Wirkung gethan haben. Diese ersten lichten Puncte werden dem künftigen Geschichtschreiber die Leuchtthürme werden in dem seit Kurzem neubewegten Ocean.

In Absicht der einzelnen Quellen und der speciellen Kritik bemerken wir nur noch (was zu den Vorzügen dieser Chronik gehört), dass der Vf. ausser den Hauptquellen (*Voss*, Geist der Zeit, europ. Annalen, Allg. Zeitung, Polit. Journal), auch minder bekannte oder unterdrückte Schriften nach ihren Resultaten benutzt. Wir zählen hieher, ausser den oben schon genannten, die in den europäischen Annalen ausgezogene Schrift von *Baumelle* („*mes pensées*") über die Universalmonarchie der Engländer (s. J. 1811. S. 228); die Stelle aus *Fanagni's* Bericht (J. 1812. S. 461), wie wahr schon zu Anfang des Jahres 1812 der Ausgang des Feldzugs bezeichnet worden. Aus der Broschüre des *Cevallos* eine im Moniteur weggelassene Stelle (s. J. 1808. S. 598), wobey jedoch der Vf. bemerkt, dass er *Cevallos* nicht als eine competente Autorität ansehe. Bey der schwedischen Geschichte verweist er öfters auf die „Geschichte der schwedischen Revolution bis zur Ankunft des Prinzen von Pontecorvo," eine, wie er bemerkt, dem Geiste, Tone und der Tendenz dieser Chronik innigst verwandte Schrift. — Die Anmerkungen enthalten hie und da gedrängte Notizen über ausgezeichnete Männer, die frühere Geschichte des Herzogs von Braunschweig-Öls, 1809. S. 232, über Wellington, 1810. S. 78, vom Herzog von Orleans, Sohn des Egalité, S. 108, Cabarrus, S. 134, auch Hofer, S. 469. Viele Schilderungen sind in den Text selbst aufgenommen. Das Urtheil über *J. v. Müller* J. 1809. S. 514 mag als ein auch von Rec. unterschriebenes Denkmal hier stehen. „*Müller* starb in einem Alter von 57 Jahren. Er schrieb die Geschichte der Schweiz mit der Unparteylichkeit eines Weisen, der Eleganz eines Gelehrten und der Gründlichkeit des Staatsmannes, vor allem aber mit der Vorliebe eines Bürgers für sein Vaterland. Dieses Werk setzte ihn in die Classe der ersten Geschichtschreiber neuerer Zeiten; seine vertrauten Briefe und seine Reisen der Päpste beurkundeten ihn als Mann von Geschmack und als vorurtheilsfreyen Forscher. Aber leider stand er weder als Hof- noch als praktischer Staats-Mann auf seiner rechten Stelle; auch fühlte er das selbst, indem er vom Ministerium des Staats-Secretariats sich zur Direction des öffentlichen Unterrichts zurückzog. Sein Ruf als Gelehrter war gross. Friedrich und Napoleon zeichneten ihn aus; aber diess hinderte nicht, dass die Verläumdung, besonders in den Stürmen, die Preussens hochgerühmtes Staatsgebäude in Ruinen verwandelten, sich mit giftigen Klauen an seinen Ruhm hing, und Muhammeds Kriegstrommete gegen ihn selbst erschallen liess. Doch setzte ihm Simeon, der edle, rechtliche Mann, ein ehrenwerthes Denkmal, wie er es unstreitig verdiente."

Als Augenzeuge giebt der Vf. hie und da einzelne Züge, wie J. 1808. S. 360 zur Widerlegung einer officiellen Lüge. J. 1809. S. 255 von dem Durchzug des Herzogs von Braunschweig-Öls. Solcher individuellen Züge wünschten wir recht viele; sie machen den unbestrittenen Vorzug unserer bald zu gering, bald zu hoch angeschlagenen alten Chroniken aus. Der letzte Zug erinnert Rec. an einen ähnlichen, bey Thom. Ebendorffer (in Pez. SS. Tom. II. p. 825). Als Herzog Albrecht von Österreich von der Belagerung von Znaim im J. 1402 krank zurückgebracht wurde, erzählt er: *Ego cum aliis in viarum compitis astiti, et principem levantem caput, atque dicentem: o quanta isti involventur pauperie! aspexi.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Bamberg*, b. Kurz: *Disquisitio physiologico-medica de fluxu menstruo ejusque praesertim aetiologia.* Auctore *Josepho Philippo Steinlein*, Med. Chirurg. et Artis obstetriciae Doctore. 1815. VI u. 64 S. 8. (5 Gr.)

Das Hauptthema dieser Schrift, dass der weibliche Monatsfluss eine pathologische Erscheinung sey, und dem Zustand der absoluten und vollkommenen Gesundheit nicht entspreche, ist Hypothese, und zwar eine Hypothese, zu deren Unterstützung hinreichende und sichere Gründe mangeln. Besonders spricht dagegen der ungestörte Fortgang aller übrigen organischen Functionen, der doch in der Regel und bey den meisten weiblichen Individuen Statt findet: so wie die Periodicität der Erscheinung, zu deren Erklärung die Gründe des Vfs. nicht hinreichen. Auch gegen die Annahme einer periodischen Plethora, welcher Annahme übrigens schon die meisten Physiologen gehuldigt haben, und für welche allerdings viele den dabey Statt findenden Erscheinungen sprechen, lässt sich denn doch noch Manches einwenden. Wenigstens ist sie nicht der einzige Grund dieser Erscheinung, und immer bleibt dadurch unerklärt, warum sich denn die Natur in der Regel immer ihres Blutes auf diesem Wege entledige, und auf keinem anderen, und warum künstliche Blutentleerungen, wobey sogar mehr Blut entzogen werden kann, als durch diese Absonderung verloren geht, diese selbst nicht aufheben. Mehrere Gründe gegen diese Annahme findet der Vf. in den Lehrbüchern der Physiologie.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. V Band.* 1808. Ausgearbeitet von Dr. *Karl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow* u. s. w.

LEIPZIG, b. Steinacker: *Geschichte unserer Zeit. I—IV Band.* Jahr 1809—1812, von Dr. *Karl Venturini* u. s. w.

ALTONA, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. VI—IX Band.* Jahr 1809—1812, von Dr. *Karl Venturini* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von factischen Unrichtigkeiten hat Rec., so weit er Vergleichungen angestellt hat, nur ein paar Kleinigkeiten gefunden, z. B. bey einigen Rheinbundesstaaten, die der Vf. aus den officiellen Blättern dieser Regierungen leicht hätte ergänzen oder berichtigen können, wenn er nicht hier den Einsendungen in der Allg. Zeitung fast allein gefolgt wäre. Er ist dadurch zu Einseitigkeiten oder Übertreibungen um so mehr verleitet worden, da er auch hier, wie wir oben schon im Allgemeinen bemerkten, bey oft sehr heterogenen und vereinzelten Materialien doch eine Art von Pragmatie geben wollte. Je grösser das Ansehen eines Blattes ist, desto weniger giebt die Kritik ihre Foderungen auf. — Dass der schwedische Priesterstand selbst (bey der Wahl des Prinzen von *Ponte Corvo*) sich zum *katholischen* Prinzen neigte, J. 1810. S. 612, ist wohl nur Schreibfehler: denn gleich auf S. 616 folgt in der Anmerkung des Prinzen Antwort: von früher Kindheit an bin ich in dem Glaubensbekenntnisse der Reformirten unterwiesen worden. Der Vf. bedauert es selbst, dass durch die Entfernung des Druckorts ohne seine Schuld manche Druckfehler sich eingeschlichen haben, die jedoch dem wichtigeren Theile nach angezeigt sind.

Eine charakterisirende Übersicht, wenigstens der wichtigeren Zeitblätter und Zeitschriften, wie sich bey dem Vf. zerstreute Urtheile finden, dürfte mit Recht einen eigenen Abschnitt in dieser Chronik ausmachen; sie würde auch die Darstellung und Beurtheilung der einzelnen Thatsachen erleichtern.

Ausser den obigen Bemerkungen geben wir dem verdienten Vf. gerne zu, dass an eine Chronik, in dieser Zeit, Jahr für Jahr geschrieben, im Ganzen wohl nicht grössere Foderungen gemacht werden können, als er wirklich erfüllt hat, und dass man in der That bey einer Reihe von nur 5 Jahren in dieser an grossen Umkehrungen so reichen Zeit nicht vergessen muss, dass das J. 1808 oder 1810 bey dem Zeitgeschichtschreiber oder Annalisten noch nicht mit den Gefühlen *und Erfahrungen* des Jahres 1815 betrachtet werden kann, sonst müsste endlich Rec. selbst fürchten, auch mit der Anzeige jener Jahre zu spät zu kommen. Dass der Vf. das Übrige selbst am lebhaftesten fühle, davon zeugt sein in der letzten Vorrede ausgedrückter Vorsatz, zu dessen Erreichung wir ihm jede äussere Begünstigung (die anderen hat er) herzlichst wünschen: Nach 20 Jahren erst wolle er eine *Geschichte* dieser unserer gegenwärtigen Zeit schreiben.

— C. —

BERLIN, b. Maurer: *Berichtigung einer Stelle in der bredow-venturinischen Chronik für das Jahr 1808 über politische Vereine, und ein Wort über Scharnhorsts und meine Verhältnisse zu ihnen*, von Geh. Rath *Schmalz* in Berlin. 1815. 16 S. 8.

Diese verdienstliche Schrift bringt eine der wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands zur Sprache. Das gemeinsame Vaterland ist vom *äusseren* Feinde befreyet; allein ein nicht minder gefährlicher Feind bedroht seine *innere* Ruhe, nämlich die geheimen politischen Vereine, die an manchen Orten schon so schädlich und so giftig wirken, und allenthalben sehr sichtliche Spuren zeigen. Mit Meisterhand hat Hr. *S.* die Gesetzwidrigkeit und Schädlichkeit dieser politischen Vereine dargestellt, und die Zeichen entwickelt, an welchen man sie erkennt, ihre lasterhafte Tendenz, ächtjakobinisch durch das Aushängeschild sogenannter *Deutschheit* und angeblichen *Volksthums* die Stimmung des Volks oder eigentlich des Pöbels zu gewinnen, und dadurch die Regenten mit ihrem Spinnengewebe zu umgeben, um ächtpatriotische Staatsdiener zu verdrängen, das Regierungsruder in die Hand zu nehmen und mit demselben den Staat an einer der vielen Klippen des dämagogischen Oceans scheitern zu lassen, damit sie aus den Trümmern für sich ein Schiffchen bauen können. Dahin zwecken die widerlichen, rauhen und absprechenden, unsinnigen Grundsätze und Äusserungen, mit welchen diese Bündler und Deutschheitsprediger das Volk zu bethören, die Verständigen zu schrecken und die Rechtlichen zu beunruhigen suchen; dahin die ungezügelten Herabwürdigungen kräftiger deutscher Regierungen und edler deutscher Männer; dahin die Declamationen über die Nothwendigkeit, alle deutschen Für-

stenhäuser ihrer Staaten zu berauben; dahin die, aus dem Schatzkästlein der weiland jakobinischen Klubbs von Zeit zu Zeit theils in einer berüchtigt genug gewordenen sogenannten Zeitung, theils in Pamphlets ans Tageslicht geförderten unsinnigen und aufrührerischen Dogmen. In dem, während der letzten Hundstage erschienenen Product, *die preussische Mark am Rhein*, wird S. 93 sogar gesagt: „Laut und kühn wollen wir es sagen und verkündigen, dass das Volk nicht da ist, damit Fürsten seyen, sondern dass Fürsten nur da sind, als Diener und Beamte des Volks, *und dass sie aufhören müssen, sobald das Volk ihrer nicht mehr bedarf.*" Die Folgen, welche hieraus entstehen müssen, und, wenn dem Übel nicht kräftig entgegen gearbeitet wird, entstehen werden, hat der berühmte Vf. eben so trefflich gezeigt, als dass der sogenannte *Tugendbund* im Preussischen eine wahrhaftige *geheime Fehmpolizey* war. Der edle König erschien daher als wahrer Wohlthäter nicht bloss seines Volks, sondern der ganzen Welt, als er schon vor mehreren Jahren diesen höchst gefährlichen, verderbensschwangeren Bund, der sich selbst den der Tugend nannte, aufhob. Allein dem Wesen nach ganz gleich, wüthen diese geheimen Verbindungen noch fort; das Augustheft des *politischen Journals für* 1814 enthält die Statuten derselben, in welchen die Oberhäupter des Bundes das Recht über Leben und Tod der Bundesglieder haben. Rec. hat nicht erfahren können, ob die Bekanntmachung dieser wichtigen Urkunde in irgend einem Lande ernsthafte Masregeln gegen dieses Majestätsverbrechen veranlasst hat, und wünscht darüber belehrt zu werden; nur erinnert er sich, dass in Baiern unterm 13 Sept. 1814 eine treffliche Verordnung gegen geheime Gesellschaften erlassen, und darin unter anderen den Staatsdienern bey der schwersten Strafe jede Theilnahme an denselben untersagt werden ist. Diess mag auch wohl der Grund seyn, warum die deutschen Bündler die baiersche Regierung zur Zielscheibe ihrer Schmähungen nehmen, wie z. B. der Verfertiger der Schrift: *Die preussische Mark am Rhein*, sie eine *verruchte* Regierung nennt. Wie ärgerlich wirken sie nicht fort, um mit Hn. *S.* zu reden (S. 11), „in jenen pöbelhaften Schmähreden gegen andere Regierungen, und in jenen tollen Declamationen über Vereinigung des ganzen Deutschlands unter eine Regierung in einem Repräsentativsystem, wie sie es nennen, wodurch sie Furcht unter den Bürgern aller deutschen Lande verbreiten, und den rechtlichen Bürger der preussischen Staaten mit Unwillen erfüllen."

Recht herzlich wünscht daher Rec., dass die kräftigen und trefflichen Worte, welche Hr. *S.* hier gegen diese *Fehm-Vereine* gesprochen, allenthalben die heiligste Beherzigung finden mögen, auf dass Fürsten und Regierungen diesem fluchwürdigen Treiben und Weben mit fester und starker Hand steuern, dass alle rechtlichen Männer, denen Fürst und Staat heilig und theuer sind, mit dem Vf. sich vereinigen, diess Unwesen vom Tugend- und deutschen Bund zu bekämpfen, dass jeder gute Bürger aller deutschen Staaten ihrem Beyspiele folgen, dass manche redliche Männer, die, vielleicht unbekannt mit dem eigentlichen Zweck, vielleicht selbst mit der Gesetzwidrigkeit dieser Vereine, in denselben sich befinden, sich begreifen und einer Verbindung entsagen, vor deren Folgen sie selbst zurückbeben müssen, dass die dennoch in diesen verruchten Verbindungen bleibenden Genossen, so wie die geheimen Werbungs-Emissarien, exemplarisch bestraft werden. Allenthalben giebt er die strengsten Gesetze gegen dergleichen Verbindungen; allein eine zu weit getriebene, sehr schädliche Humanität gegen diese geheimen Feinde der bürgerlichen Verfassung lässt sie bisher unbeachtet und Fehm-Verbindungen ungestraft, „durch welche, wie Hr. *S.* S. 16 sehr treffend sagt, Frankreich und Europa zu Grunde gingen," und durch welche der Kreislauf in Deutschland wieder beginnen wird, wenn man sie eben so gleichgültig behandelt, als *Ludwig XVI* die seit dem Jahr 1788 in Frankreich aufkeimenden geheimen Gesellschaften.

K.

1) Eisenach, in der wittekindschen Hofbuchhandlung: *Schloss Wartburg.* Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit, von *J. C. S. Thon.* Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1815. 220 S. 8. Mit einer Vignette, und einem Grundriss der Wartburg. (16 Gr.)

2) Leipzig, b. Cnobloch: *Geschichte der Wartburg in Thüringen*, mit fünf Kupfern von *T. A. Darnstedt.* 14 S. 4. (20 Gr.)

3) Gotha, b. Ettinger: *Das Bad Liebenstein und seine Umgebungen.* Von *Friedr. Mosengeil.* 1815. 128 S. 8. (12 Gr.)

4) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Der Dom zu Magdeburg.* Beschrieben von *J. F. W. Koch.* 1815. 105 S. 8. (8 Gr.)

Im Jahr 1792 gab Hr. Oberconsistorial-Director *Thon* zu Eisenach zum ersten Mal sein kleines, aber wichtiges Werk über die Wartburg heraus, wovon jetzt die dritte Auflage erscheint. Schon bey der ersten Ausgabe zeigte sich, dass Archive und Urkunden dem Vf. zu Gebote standen, und dass er als fleissiger Geschichtsforscher ein Werk geliefert hatte, welches allen über diesen Gegenstand vorhandenen Nachrichten den Vorzug abgewann. Auch in dieser dritten Ausgabe hat der Vf. sich angelegen seyn lassen, seiner Schrift die möglichste Vollendung zu geben. Wohl nicht leicht möchte ein Schloss in der Geschichte Thüringens gefunden werden, welches so bekannt geworden ist, als die Wartburg, durch so viele merkwürdige Ereignisse. Noch jetzt steht ein Theil dieser alten Landgrafen-Veste stolz auf seiner Höhe, und bewahrt die Rüstungen, Waffen, Bildnisse u. s. w. der merkwürdigen Fürsten und Ritter auf, von denen die Geschichte Thüringens so viel zu sagen weiss. Auch er, der ehrenveste Reformator *Luther*, verlebte dort, zu den Edelen gehörend, kühn, entschlossen und muthvoll, wie sie, eine für uns so wichtig gewordene Periode seines Lebens. Und überall um die Wartburg

herum ist classischer Boden, geweiht durch wichtige Ereignisse, welche die Geschichte aufbewahrt. — Deshalb darf keinem Deutschen die Geschichte des Schlosses Wartburg fremd seyn; das Werk, von welchem wir sprechen, werde zu einem Handbuche für Jeden, dem deutsches Blut in deutschen Adern rollt, und so wallfahrte er nach diesem Sion der deutschen Welt, welches so manches Palladium uns aufbewahrt, geehrt, erhalten mit fürstlichem Sinne, von neuem durch den hochherzigen deutschen Fürsten, der sanft den Herrscherstab über die Wiege seiner Ahnherrn, über die Berge und Fluren jener in der Geschichte so merkwürdigen Gegend streckt. — Dort feyert im J. 1817, ihr deutschgesinnten Thüringer, das Jubelfest. Ein Obelisk erhebe sich vor den Mauern des deutschen Schlosses, der der Nachwelt sagt: Hier standen Deutsche an der deutschen Veste, auf deutschem Boden, am deutschen Jubelfest, mit deutschen Herzen!

No. 2. Ein neuer Titel für das in einem anderen Verlage 1809 zu Leipzig erschienene Werkchen von fünf Kupfern, mit unverändertem Text, der, sehr kurz, sein Daseyn grösstentheils dem vorhergehenden Werke verdankt. Die Kupfer sind recht artig, jedoch den horny'schen Blättern von der Wartburg nicht entfernt gleich zu setzen.

No. 3. *Liebenstein* mit seinen schönen Umgebungen war schon seit funfzehn Jahren ein Ort edler Vergnügungen, verbunden mit der Erquicklichket eines Bades, wie beynahe allbekannt ist. Dieses alles hat Beschreiber und Dichter, Quellkenner und zufriedene Badegäste gefunden. Es ist sowohl für diejenigen, welche das Bad besuchen wollen, erfreulich, ein leitendes Handbuch über die dortigen Sehenswürdigkeiten zu haben, als auch denen angenehm, welche in froher Rückerinnerung eine solche Beschreibung zur Hand nehmen. Dazu ist nun gegenwärtige Beschreibung ganz geeignet, welche in einer Art poetischer Prosa geschrieben ist, der nichts mehr zu wünschen bleibt, da sie das ist, was sie seyn soll. Wer möchte es dem Vf. verdenken, sich bey Schilderungen schöner Gegenden ganz begeistert zu zeigen, und sein *Deus in nobis* geltend zu machen? Auf diese Rechnung schreiben wir sogar die fromme Stillempfindung S. 33 bis zu dem: Wachet auf! in der *stillen Kirche*, einst *Felsentheater*, auch *hohle Scheuer* genannt, eine Benennung, die freylich nichts Poetisches, wiewohl etwas Bedeutendes hat. Nur zuweilen möchte man glauben, der Vf. habe diesen Wegweiser zur Belehrung unachtsamer Zöglinge geschrieben, wenn er uns z. B. S. 21 zuruft: „Aber vergiss es nicht wieder!" — Mit der von dem heil. Bonifaz erbauten Capelle (S. 82) möchte es wohl nicht so ganz richtig seyn, wie der Canonicus *Wolf* kürzlich bewiesen hat. — Als Beylage findet man *Trommsdorfs* chemische Untersuchung der liebensteiner Sauerquelle; darauf folgt ein Grundriss der liebensteiner Höhle, und das Titelküpferchen zeigt das neue Haus der Herzogin in diesem Badeorte. Dort können die Leser, mit dem Büchlein in der Hand, ihre Promenaden ganz lehrreich und schicklich ordnen, und dabey sich so wohl befinden, als es seyn kann. *Felices quibus ista licent!*

No. 4. Hr. Domprediger *Koch* giebt auf den wenigen Bogen dieses Werkchens eine kurze, wohlbelehrende Geschichte des vortrefflichen Doms zu Magdeburg, und beschreibt das Innere desselben. Alle Capellen, Altäre, alle Denkmäler, Bilder, Reliquien u. s. w. werden ganz genau, mit möglichster Umständlichkeit, beschrieben, und geben so ein recht gutes Handbuch für reisende Schaulustige. — Vor uns liegen eine an *Gengenbach's* Beschreibung der St. Magdeburg angebundene Beschreibung der weltberühmten Domkirche zu Magdeburg, 1691, mit Holzschnitten geziert, wie auch *Meineckes* Beschreibung der Merkwürdigkeiten und Kunstsachen der St. Magdeburg, 1786, mit Kupferstichen versehen, welche der Herausgeber wahrscheinlich benutzt hat; aber die erstere Schrift ist zu alt, und die zweyte, auf des Verfassers Kosten gedruckt, nicht allenthalben ins Publicum gekommen. Daher war es ein nützliches Unternehmen, diese neue kurze Beschreibung uns zu geben. Nur hätten wir gewünscht, Hr. *K.* möchte zuweilen, wenn Kupferstiche oder Holzschnitte von Denkmälern, Abbildungen u. s. w. vorhanden waren, der Anschaulichkeit wegen, auf diese seine Vorgänger und ihre bildlichen Darstellungen hingewiesen haben.

L. P.

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Engelmann: *Lyrische Gedichte und Briefe* von *Joh. Karl Dav. Paul Reimold.* Erster Band. 1815. VIII u. 332 S. Zweyter Band. 1815. XII u. 284 S. gr. 8.

Der Vf., ein Prediger, sagt in seiner Vorrede, dass ihn die Gedichte von Haller, Uz, Klopstock u. s. w. am lebendigsten ergriffen und geleitet haben, und theilt hier eine grosse Anzahl Gedichte aus einer, wie es scheint, ihm nun ziemlich entrückten Jugend mit. In ihnen wird die Würde der Religion und Moralität, und das ganze menschliche Streben mit Herzenswärme empfunden, obwohl ohne höhere Dichterweihe ausgesprochen; die Gegenstände der ländlichen Umgebung, der idyllischen Stille des Pfarrhauses, nicht ohne Gemüthlichkeit besungen, die Jahreszeiten, die Feldgeschäfte, Regen und Sonnenschein, ein anakreontisches Täubchen, der Storch, die Bienen, die Blumen. Doch weiss der Vf. seinen Gedichten dieser Art nicht das Rundende, im schönsten Sinn Epigrammatische zu geben, das anzuziehen und einen bestimmten Eindruck zurückzulassen vermag; es sind meistens weitläuftige, ermüdende Umschreibungen des gewählten Gegenstandes, und die selten mit Geschmack ergriffenen Masse begünstigen das Schleppende und Leere. Am unglücklichsten ist der Vf. im scherzhaften Tone, wenn der Scherz nicht ganz mit Gemüthlichkeit zusammenfliesst, wie in einigen Stellen des *Rundgesangs am Regentage* (I. S. 194) und des *Wechselgesangs beym Eyerlesen.* Doch gefällt und rührt manches Einzelne, z. B. (im I Theil): *An meinen Pathen*

Karl Ullmann, *die Gnadenmittel*, *Abschied*, *die Quelle* (II Theil), welches Gedicht nur zu lang ist, ein Fehler, dem der Vf. nie entkommen kann. Innig umschliesst er auch die Gedanken an das Unglück und die Rettung seines deutschen Vaterlandes, wenn sich gleich diese Gefühle in seinen hier vorkommenden patriotischen Gesängen nicht so gelungen aussprechen, als in der *Klage* (I. S. 219).

Wir haben bisher nur die mit Reimen versehenen Gedichte des Vfs. gemeint. Mit einem ganz anderen Nachdruck ist seiner Gesänge in antiken und überhaupt reimlos gewählten Massen zu gedenken. Er erscheint hier in einer edleren Sphäre, und entfaltet einen höheren Dichterflug. Ob sie in Hinsicht der Metrik *Vossens* Feuerprobe aushalten möchten, mag hier unentschieden bleiben; in Hinsicht ihres Gehalts und Schwunges aber sind sie unstreitig dem Vorzüglicheren zuzuzählen, was die deutsche Poesie in dieser Art besitzt. Wenn die in gereimten Weisen verfassten Gedichte des Vfs. die etwas veraltete, und abgemessen moralisirende Sprache Gellerts und seiner Zeitgenossen reden: so spricht hier aus diesen schönen Oden horazischer, oder noch mehr *Balde's* Geist voll eigenthümlicher Anmuth, Freyheit und Güte. Man sollte wünschen, der Vf. möchte, wenn auch nicht mit der Bekanntmachung *dieser* Gedichte sich begnügt (denn man muss jedem Vater die Freude an seinen Kindern gönnen), doch wenigstens sie in einer besonderen Herausgabe von den übrigen, ungleich tiefer stehenden und meistens unbedeutenden gesondert haben. Fast ohne Ausnahme muss man ihnen Lob ertheilen, und nur beyspielsweise führen wir daher einige Blumen aus diesem wahren Weihekranze des Dichters an: *Die Faulheit* (I. S. 121), *Werth und Unwerth* (S. 130), *der Bürger* (S. 132), *Ermannung an Selmar* (S. 143), *die Sprünge* (S. 153), *das goldene Vliess unserer Tage* (S. 160), *die Macht der Freundschaft* (S. 179), *das Todtenmahl* (S. 194), *die schlafende Muse* (S. 286), *der Regenbogen* (II. S. 129).

Am zweyten Theile der Sammlung scheint uns die dichterische Gabe des Vfs. auffallend zu ermatten. Die antiken und reimlosen Oden sind wieder das Beste und das einzige Vorzügliche. Die hier reichlich gespendeten *Episteln* mögen, *fugiente calamo* am Pult geschrieben, die Freunde, an welche sie gerichtet, wie ein witziger Scherz ergötzt haben, uns anderen, gestehen wir, fallen sie sehr beschwerlich. Die Zeit solcher Kunststückchen und Späschen von Episteln ist vorbey, sogar die 3 *an den Mond*, die manches Artige enthalten, kann man nicht gelten lassen. Nicht viel glücklicher ist der Vf. im Fache des *Epigramms*. Zwar giebt er uns hier manches recht Gute zum Besten, aber es fehlt seinen Epigrammen aller ätherische Zauberhauch. Ganz hätte er unterlassen sollen, sich in *erzählenden Gedichten* — der schwersten Klippe Aller, denen Poesie auf irgend eine Weise etwas nur Äusseres, und nicht das eigene Innere selbst ist — zu versuchen. Sie sind sehr missrathen. Um aber unsere Behauptung vom Werthe der oben gerühmten besseren Gedichte des Vfs. auf einen Beweis zu stützen, wollen wir diese Anzeige mit einem lieblichen Gedichte aus diesem würdigeren, engeren Cyklus beschliessen.

Die Genien der Freude. (I. S. 290.)

Wenn die Freude dem Menschen erscheint, dann kommen und folgen
Tausend Genien ihr.
Jeder unsichtbar und leicht, ein hüpfendes Lüftchen, ein Athem,
Welcher dem Morgen entweht.
Oft durchtaumeln sie dann die Blüthen der Bäume, wie Bienen,
Oft das beschattete Thal.
Tüpfen (?) die Blumen und wiegen sich rasch am schwankenden Stengel,
Trunken von Honig und Thau.
Wenn nun nahet der Abend, dann steht im Rosengewande
Ihre Gebieterin hoch
Über den Hügeln der Erd' auf leichten Gewölken, und ruft sie
All' aus Gefilden und Hain.
Aber selten erscheint der ganze Haufe, denn einer
Hat sich an Quellen verirrt,
Einer auf duftendem Klee den frommen Hirten gefunden,
Wo er nun schlummert mit ihm.
Andere lagerten sich auf blühenden Wangen, wenn etwa,
Hingesunken am Bach,
Kleine ländliche Kinder entschliefen. Sie sitzen gefangen,
Sitzen, können nicht fort. —
Da gebietet die Freude, die fehlenden Brüder zu suchen.
Und schon fliegen des Heers
Schnellste Boten dahin und bringen manche der Brüder.
Aber welche die Wang'
Holder Mädchen und Knaben zur lieblichen Wohnung erwählet,
Alle die — bleiben zurück.

G. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Münster*, in Commission der coppenrathischen Buch- und Kunst-Handlung: *Neujahrsgabe für* 1815 von *Friedrich Rassmann*. 16 S. 8. (2 Gr.)

Inhaltsreich, wenn auch nicht inhaltsschwer, kann man diesen Bogen nennen. Er enthält eine bunte Vermischung von mancherley poetischen Ergiessungen, Lieder, Epigramme, eine Nachbildung des horazischen *Donec gratus eram tibi* u. s. w. Man kann der Poesie des Vfs. eine gewisse Gemüthlichkeit nicht absprechen; es fehlt ihm aber der Geschmack, so dass er das Edlere vom minder Edlen und Untauglichen nicht zu scheiden weiss, wesshalb nur wenige seiner Gedichte wohlgefällig den Sinn berühren und zur einladenden Frucht sich runden. Auch lässt sich diess poetische Zartgefühl der Anmuth nicht füglich *erringen*; wie der Dichter, so wird auch die Grazie mit ihm *geboren*. Unter manchen dieser Gedichte, die sich in ihrem Gange zu wenig nach einem schöneren Ziele wenden (z. B. *die Flucht der Jugend*), ist neben dem in Sinn, Tendenz und Witz Verfehlten, doch auch mehreres Ansprechende, ein einziges aber hat das Siegel der reineren Vollendung in sich selbst, und wegen seiner madrigalischen Kürze beschliessen wir diese Anzeige mit ihm:

Im Herbste.

Der Kranich zieht im rüstigen (?) Geschwader
Hin, wo die Pinie säuselt, Lüftchen, milde,
Vom ewig heitern Mayenhimmel wehen.
Was hält uns, dass vom nördlichen Gefilde
Auch wir nach Südens Wonnetempe gehen?
Dort tanzt das Blut uns froher in der Ader,
Wir brechen goldne Frucht der Hesperiden. —
„Ach, wo ein Herz liebt," sprach sie, „da ist Süden!"

G. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Jena, in der crökerischen Buchhandlung: *Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland,* von *Oken.* Mit 2 Kupfern und illuminirter Charte. 205 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir können unsere Beschreibung des Geistes in dieser Schrift nicht besser einleiten, als durch Mittheilung der Schilderung, die ihr Verf. von sich selber macht. S. 6. „Ich habe in meinen Wissenschaften mit so viel Fortgang gearbeitet, als *einer*, habe *jetzt schon* so wichtige und so viele Entdeckungen gemacht, als *einer*, habe so viel Theorieen erschaffen, umgeschmolzen, wieder erweckt, als *einer*, habe so kräftig die gelehrte Welt in Bewegung gesetzt, als *einer*, werde eben so stark angefochten, und eben so sehr geachtet, als *einer*, zähle so viel Feinde und so viel Freunde, als *einer*: ich könnte daher mit meinem Fach zufrieden seyn, und bin es auch, — allein dem freyen Mann geziemt die Wehrkunst!"

Wir sind mit den Naturwissenschaften und der Literatur derselben nicht bekannt genug, um dieses Geständniss gehörig würdigen zu können, und lassen daher die Frage, ob der Vf. ein so geachteter Name sey, wie Newton, Büffon, Lavoisier u. s. w., auf sich beruhen. Zweyerley nehmen wir zur Charakteristik der vorliegenden Schrift schon an jenem Geständniss wahr, dass ihr Urheber einen frischen, kräftigen Sinn und nicht gewöhnlichen Geist besitze, und dass die hier gelieferten Theorieen der Umschmelzung auch noch unterworfen seyn möchten.

Die ersten Bogen führen den besonderen Titel: *zur Kriegskunst*. Um sie zu studiren, empfiehlt der Vf. vor allen *Fäsch* Regeln und Grundsätze derselben, welches Buch jeder Mann, gleich der *Tabackspfeife*, in der Tasche tragen sollte. Zuerst ist der Gedanke aufgestellt, dass wir von den zweyerley Waffen, die es giebt, den Schutz- und Trutz-Waffen, nur die letzten haben, und von den ersten nichts wissen, die gleichwohl die vorzüglichste Waffe wären welcher die des Trutzes untergeordnet sey. Wie ein Vieh gehe man jetzt im blossen Fell gegen Blitz und Stachel an, nachdem die Kriegskunst der Alten im Mittelalter verloren gegangen sey, und noch Niemand die Wissenschaft derselben aufgeweckt habe. Diese Bemerkungen sind so wahr, als der Grundsatz, von welchem der Vf. für alle Bewaffnung ausgeht, dass der Soldat, der in einem ganz anderen Elemente lebe, als alle übrigen Menschen, nicht ein Kleid wie diese haben könne. Für sein Element voll Kugeln, Spiesse, Schwerter, wo ein beständiges Schreiten, Rennen, giebt Taf. 1 das Bild eines deutschen gepanzerten Kriegers. Die wichtigste Decke ist allerdings die der Brust und des Rückens. Da sie gegen Bleykugeln, Spiesse und Schwerter schützen und gleichwohl leicht seyn soll: so meint der Vf. S. 13, dass das Waffenkleid nicht von Eisen seyn dürfe; es gebe aber Stoffe, die keine Flintenkugel durchliessen, und doch kaum schwerer, als gewöhnliche Kleider, wären. Wir lernen diesen Stoff S. 49 näher kennen, er ist Fliesspapier; aber da hat der Vf. schon gefunden, dass es zur Bepanzerung nichts tauge: denn eine Kugel auf 60 Schritt aus einem gewöhnlichen Soldatengewehr schlug durch 80 Bogen und ein morsches Bret. Hier wird also behauptet, dass der Panzer von Eisen seyn und mit dickem marstrichter Leder überzogen werden müsse. (Eine umgeschmolzene Theorie!) Indess habe ein geschickter Künstler einen Brustpanzer von starkem Eisenblech verfertigt, der nicht mehr als ½ Pfund wiege, und nicht über 2 Rthlr. koste. Es wird demnach angenommen, dass der Brustpanzer 2 Pfund wiegen soll, das dazu erfoderliche Leder 1 Pf.; mit dem gleich schweren Rückenpanzer betrüge das Gewicht des Waffenkleides sechs, mit dem Hüftpanzer oder dem Schurz 9 Pf.

Da wir die weitere Kleidung und Bewaffnung des Kriegers, wie sie hier vorgeschlagen ist, und die der blossen Berechnung nach, welche dem Versuch der Erfahrung unterworfen bleibt, allerdings der Art scheint, dass ihre Soldaten, dem hier gebrauchten Ausdrucke nach, bewegliche, Schrecken einjagende Geister, nicht schwere Maulthiere, sind, nicht anschaulich machen können, ohne die Abbildung selbst: so übergehen wir sie, um der trefflichen Bemerkungen zu erwähnen, welche über die *Stellung* mitgetheilt sind, und aus welchen sich ergiebt, dass der Vf. von einer einfachen Vorstellung her organisch ein Ganzes bilden könne, was der einzige Probierstein eines guten Kopfes in unseren Zeiten ist, wo auch der Ohnmächtige in Ideen schwimmen und allerley Gedanken mit einer gewissen Schreibart umgeben kann. Zuerst, dass der einzelne Mann sich durchaus tüchtig nur von vorn schützen, höchstens noch die beiden Seiten, den Rücken nicht vertheidigen könne. Ihn vollkommen zu decken, sind andere Männer nöthig, und durch ihre Stellung nach bestimmten Regeln entsteht der *Hau-*

fen, für welchen, wie treffend S. 15 gesagt wird, die Stellung eben dasselbe ist, was für den Einzelnen die Schutzwaffe. Die Grundregel der Stellung ist mit dem Epigramm ausgesprochen, dass der Haufen ein Mensch mit vier Gesichtern sey. Darum dürfen im Haufen, der eine geometrische Figur, nur eine vortheilhafteste, ist, nicht mehr Leute stehen, als nöthig sind, um ihm nach allen Seiten Gesicht zu geben. Vier Mann sind das Element aller Stellung. Da sie aber keine Masse bilden, welche einer grösseren Masse oder nur einem Pferde widerstehen könnte: so muss Unterstützung hinzukommen, die demnach zu je vier Mann hinzugethan werden darf. Die Figur kann nur durch 36 Mann geschlossen werden, und mehr können auch nicht hinein. Die vier Mann sollen stets ins Kreuz gestellt seyn, und neun Mannkreuze machen ein ausgefülltes Mannkreuz oder den doppelten *Keil*. „Zwischen 4 und 36 Mann giebt es also keine Zahl, in der Alles wechselseitig vertheidigt würde." Wie dieser Keil am leichtesten aus der gewöhnlichen Linienstellung von drey Gliedern zu bilden ist, macht Figur 4 anschaulich. Da er immer ein geschlossenes Quarré macht: so ist er von keiner Reiterey zu überraschen; werden mehrere nahe genug an einander geschoben: so verhindert der eine den Angriff auf den anderen. Sie können nicht so nahe bey einander stehen, dass die feindliche Reiterey nicht zwischen sie eindringen könnte; doch ist diese alsdann verloren, indem sie selbst dabey in Unordnung kommen muss, und die Keile nicht in Unordnung bringen kann, da sie nirgends in den Rücken dringt, und allenthalben Gesicht findet.

Die Reiter, die nicht selbst den Krieg führen, sondern ihn nur führen helfen, sind gleichsam die weitwirkende Waffe und Kraft der Keile. Auf 36 Fussgänger kann nur der sechste Theil von Reiterey kommen. Weil der Reiter sich nur nach vorn und nach den Seiten zu vertheidigen hat: so braucht er nur zwey Nebenreiter, und darum ist das Element der Reiterstellung die Zahl drey, welche hier ein *Reiterzug* heisst.

Was S. 18 weiter über den Gebrauch der Reiterey gesagt wird, erinnert sehr an die vortreffliche Ansicht davon, welche in dieser Zeitung neulich aus dem Werk des Erzherzogs Karl hervorgehoben worden ist.

Nach denselben Grundsätzen, wie der Haufe, der Keil gebildet wurden, entsteht durch Zusammenschiebung mehrerer Keile nach verschiedenen Stufen ein Heer, dessen geschlossene Figur 26,244 Mann und ein Sechstel Reiter, 30,678 Mann ohne Führer, Scharfschützen, Kanoniere u. s. w. betragen muss. Die Bemerkung ist hinzugefügt, dass ausser den Fahnen die Bilder grosser Feldherrn, deren Andenken unter uns herrlich ist, im Heer auf hohen Stangen getragen werden sollten. „Man hüte sich jedoch," die Brustbilder noch lebender Menschen vortragen zu lassen, weil dadurch theils Eifersucht und Hochmuth erregt, theils aber auch der Zweck verfehlt würde, indem mancher im Heer Gehasste auf der Stange stecken würde, von dem sich die Soldaten lieber abwenden, als ihm folgen möchten." Diess wäre indess nur Missbrauch, und das Brustbild noch lebender Feldherren möchte mitunter viel eindringlicher auf die Soldaten wirken, als das Brustbild verstorbener. In jeder Abtheilung des preussischen Heeres z. B. würde Blüchers hochgetragenes Bild die Krieger nur mit Feuer und Liebe erfüllen, und wir wüssten für die deutschen Heere, Friedrich den Zweyten für das preussische ausgenommen, keinen verstorbenen Feldherrn zu nennen, welcher dem gemeinen Mann bekannt genug wäre, als dass sein Bild im Heere Sensation erregen könnte.

Den Gedanken über die *Schlachtordnung* liegt der Begriff zum Grunde, dass das Heer nach den bisher aufgestellten Ideen eine Festung sey, mithin sich nach den Regeln einer Festung vertheidigen müsse; nur werde der Begriff dadurch abgeändert, weil es eine lebendige Festung ist, die keinen Wall von hinten braucht, da ein und eben derselbe Wall sich umkehren kann. „Also braucht die Schlachtordnung keine geschlossene Figur zu bilden, wie die Festung an sich; nur müssen ihre Seitenwälle offene seyn, weil sie vor- und rückwärts Schiessscharten haben. Die Hauptlinie darf nicht länger seyn, als zwey Schussweiten, damit sie völlig von den Seiten- oder Flügel-Wällen vertheidigt werden kann." Die Figur einer Sternschanze dient zur Abbildung der Schlachtordnung; nur muss aus ihr Alles weggestrichen werden, was durch das Leben unnöthig wird. Der Vf. giebt als Resultat seines Details über diese Stellung an, „dass in ihr ein Regiment das andere, eine Schaar die andere, ein Keil den anderen vertheidiget, dass eine Überflügelung wohl möglich, aber nicht schädlich ist."

In dem Abschnitt *Schanzenbesetzung* wird der Vorschlag gethan, auf jede drey Quadratmeilen etwa des neuen Deutschlands eine Schanze anzulegen, welche beym herannahenden Feinde von der Landwehr, oder wenn es Noth thue, von dem Landsturm besetzt werde. Von dreyssig Millionen Menschen dürfe man fünf Millionen für waffenfähig halten, so dass vier Millionen zur Besetzung von viertausend Schanzen übrig blieben, wenn man auch eine zu den Schanzen verbrauche. Es leidet keinen Zweifel, dass ein so mit Schanzen übersäetes, wenn ausserdem „die Strassen an vielen Stellen durchschnitten, in Hohlwegen Verhaue angelegt, auf fahrbaren Feldern Wolfsgruben gemacht werden", bey einiger Tapferkeit der Einwohner den eindringenden Feind zuletzt aufreiben müsse.

Dem *Luftballon*, welchen der Vf. einen Spion des Himmels nennt, dem der Feind nichts anhaben könnte, will er als einem solchen seine schnell vorübergegangene militärische Bedeutung wieder verschaffen und sichern. Ferner räth er den Feldherren, in ihren Stab Astronomen zu nehmen, die aber nicht blosse Sterngucker, sondern praktische Astronomen, das hiesse, *Meteorologen* seyn sollten. Wir wollen nicht bestreiten, dass der Meteorolog mit einiger Wahrscheinlichkeit das Wetter vorher bestimmen, und dadurch dem Feldherrn nützen könne; doch wird dieser solchen Prophezeihungen noch weniger bestimmten Einfluss auf seine Pläne gestatten dürfen, als dem Luftballon. Auch giebt es keine historische Spur, dass Wallenstein seinen Seni, wie hier behauptet ist, zu etwas Besserem benutzt habe, als zur Astrologie; und die Geschichte ergiebt sich nicht

dem Beweise, welchen der Vf. für seine Behauptung anführt: „Ein Mann wie Wallenstein war doch wohl kein Tölpel."

Endlich wird hier noch gefodert, dass im Stabe des Feldherrn auch ein *Geolog* sey: „denn ein Mensch, der alle Gebirgzüge, ihre Höhen, ihre Thäler, ihre Flüsse kenne, der schon aus der Gebirgart zu beurtheilen im Stande sey, ob es jenseits eben oder schroff seyn werde, könne ohne Zweifel gebraucht werden" (zumal, wenn der Kriegszug in unbekannte Gegenden geht; auf Kriegsschauplätzen, von welchen wir genaue Charten haben, leiten diese wohl sicherer, wieder spürsamste Geolog).

Wir haben die Hauptideen des Vfs. über eine neue Kriegskunst und neue Bewaffnung in der Ordnung aufgestellt, welche uns die klarste schien. Er selbst hat sie bald auf den früher gedruckten Bogen *zur Kriegskunst*, bald unter dem Abschnitt über die neue Bewaffnung, nicht ohne Wiederholung und daher entstehende Verwirrung vorgetragen. Soviel ergiebt sich ohne Zweifel aus unserer Berührung seiner Ideen, dass sie der Prüfung von erfahrenen Kriegern würdig sind.

Um das *neue Frankreich* zu zeichnen, beginnt der Vf. mit einem Spruch, welchem nach dem neualtdeutschen Geschmack auch der Anklang des Reimes nicht fehlet: „Sprachen scheiden Völker, nicht Beschlüsse; Gebirgszüge scheiden Wohnsitze der Völker, nicht Flüsse." Man würde Unrecht thun, zu glauben, dass nach diesem Ausspruch nun alle diejenigen Menschen, die eine und dieselbe Sprache reden, zu einem Volke, die Deutschen also in Amerika auch zur deutschen Nation gehören sollen. Der Vf. hätte nur jenen Ausspruch nicht als eine Formel hinstellen sollen: denn als solche ist er unbequem. Offenbar soll der hier gegebene Begriff von Volk dahin gehen, dass ein solches eine Masse gleich redender Menschen in einem Wohnsitz nach Naturmarken sey.

So trifft man auch bey der weiteren Entwickelung häufig Aussprüche, die wahr sind nach dem, was sie sagen sollen, nicht nach dem, was sie sagen, z. B.: „Zwey Sprachen lassen sich nimmer verbinden, und zwey Völker nimmermehr verschmelzen." Wer sollte glauben, dass dieser Satz die richtige Bemerkung in sich fassen solle, Ein Volk könne nur da seyn, wo Einheit der Sprache ist; dass der Vf. keinesweges damit behaupten wolle, es könne nicht ein Volk in das andere übergehen?

Wenn weiterhin nun behauptet wird, dass der Wohnsitz von Menschen nothwendig ein Thalland sey, Gebirgsketten mithin des Landes Grenzen sind: so kann man diess zugeben, obgleich die *Nothwendigkeit* dieses Satzes eigentlich dadurch nicht erhärtet wird, dass die Völker die Befriedigung ihrer Bedürfnisse am besten im Thal finden, und gewöhnlich den Strömen in Thäler nachzogen. Aber folgt daraus als nothwendig, dass ein Volk, welches in ein Thal käme, das schon von einem anderen bewohnt, doch nicht ausgefüllt wäre, nun nicht neben demselben als ein eigenthümliches Volk fortdauern könnte und dürfte? —

Bey Folgerungen der Art wird der todten Natur gar zu grosses Gewicht, der freyen menschlichen Kraft gar zu geringes beygemessen. In der deutschen Literatur ist es an der Tagesordnung geworden, dass man auf dem Papier Gebirge zwischen den Nationen aufstellen will, welche die Entwickelung des Menschengeschlechtes und der Plan der Vorsehung mit demselben, als Scheidewände zwischen den Völkern, längst verrückt hat und immer verrücken wird. Man fühlt wohl das Irrige und Beschränkende in solchen Vorstellungen, und nimmt dann, um wiederum das Weite für die zwischen Gebirgen eingekeilten Nationen zu gewinnen, zu dem Meere seine Zuflucht, wie auch hier geschehen ist. Als Glied der Menschheit, meint der Vf., müsse ein Volk mit der ganzen Welt in Verbindung stehen, und das *Gelenk dieser Völkerverbindung sey das Meer*, woraus dann folge, *dass ein Volk ein Meer haben müsse.* Bey solchen Ansichten ist zu sehr eine Wahrheit, welche die Geschichte lehrt, in den Hintergrund gestellt, dass die Hauptgrenze und Hauptsicherheit eines Volkes in seiner eigenthümlichen Cultur und besonders in der Organisation seines bürgerlichen Lebens beruhe, und dass die Hauptverbindung, wodurch die Völker zu dem Ganzen der Menschheit zusammenstreben, in der Wechselwirkung ihrer Eigenthümlichkeit liege. Dieses höhere Gesetz kann selbst eine Verwirrung der Naturmarken gebieten, und sobald ein Volk nur in der gehörigen Wechselwirkung mit Völkern steht, welche an das Meer stossen, ist keinesweges nothwendig, dass es selbst ein Meer habe. Wäre auf einmal die ganze Erde unter Völker nach den Ideen vertheilt, die jetzt in der deutschen Literatur umherspuken: so möchte eine Zufriedenheit und Beschränktheit jeder Nation in ihrem Wohnsitz eintreten, wodurch die heftigsten und vielfältigsten Antriebe zur menschlichen Cultur in Stocken geriethen. Die eigenthümlich ausgebildete Kraft und Art der Völker zieht die Grenzen zwischen ihnen, welche der Plan der Menschengeschichte will.

Wir können demnach die Verwunderung des Vfs. nicht theilen, dass ein so glücklich gelegenes Volk, als die Franzosen, den unwiderstehlichen Trieb geäussert, hie und dort über die Felsen zu klettern, welche die Natur zu ihren Marken gestellt habe. Eben weil bey ihnen das gesellschaftliche Leben einen sehr regen Trieb bekommen hatte, folgten sie einem höheren Naturgesetze, dem der Mittheilung zwischen Völkern, und achteten im Gehorsam gegen dasselbe der Naturmarken gering. Hätten sie zugleich eine tüchtige bürgerliche Verfassung gehabt: so wären sie dadurch mehr in der ursprünglichen Heimath festgehalten, und anderen Nationen weniger lästig und gefährlich geworden. Dahin trachte eine grosse, für Wohl und Sicherheit der Nationen wahrhaft besorgte Politik, dass eine jede eine Verfassung erhalte, wodurch sie innerlich stark und friedlich nach aussen werde: Ob die Naturmarken für die Wohnsitze der Völker ängstlich beobachtet sind, wird dann von keiner besonderen Bedeutung seyn.

Wie hier für das neue Frankreich die Grenzen

gezogen sind, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da die Naturgrenzen desselben schon in diesen Blättern erörtert wurden. Der Vf. ist überdiess der Meinung, dass durch die Rückweisung der Franzosen in ihre natürliche Grenze wir noch nicht vor ihnen gesichert sind. Jeder Franzos sey ein Napoleon, welchen er den Weltnarren und Weltlärmer nennt. Als Hauptmittel zu einer solchen Sicherstellung vor ihnen betrachtet er eine Gleichheit ihrer politischen Verfassung mit der unserigen. Über diese letzte sagt er: „Wir sind ein zerrissenes Volk, stehen unter vielen Fürsten und unter vielerley Verfassungen. Dass wir wieder einen Kaiser bekommen werden, ist wohl nicht *zu bezweifeln*." (Die nächstens erscheinende Bundesacte der Deutschen schleudert diese Hoffnung weit weg, und statt eines wahrhaftigen kaiserlichen Oberhauptes erhalten wir ein unwesentliches Directorium. Aber darum sind die Worte nicht weniger wahr, mit welchen der Vf. fortfährt:) „Wenn je ein Wunsch ganz Deutschland durchdrungen hat, wenn je alle (deutschgesinnten) Deutschen über etwas einstimmig gewesen sind: so ist es hierin. Wo man hinhört, da ist ein Geschrey: Gebt uns unsere Kaiser wieder! Solch allgemeiner Ruf beweist die allgemeine Nothdurft." Demnach will der Vf., dass auch Frankreich unter mehrere Fürsten vertheilt werde, die unter einem gemeinschaftlichen König oder Kaiser stehen. Dieser Plan erinnert an die Idee der Gironde, Frankreich in ein System von föderirten Republiken zu verwandeln. Die Grundlinien zu einer solchen Zerstückelung sind noch immer in den ursprünglichen verschiedenen Völkern sichtbar, aus welchen Frankreich zu seiner uns so furchtbaren Einheit erwachsen ist. Napoleon selbst beschwor zur Zeit der Entscheidung diesen ursprünglichen Charakter; und lassen wir ihn vorwalten, dass das verschiedene Volkswesen, und nicht Flussgebiete, die Theilung Frankreichs bestimme: so erhalten wir nicht bloss vier französische Staaten, welche hier angegeben sind, und sich noch gar zu leicht zu einer drohenden Masse wider unser zerstückeltes Vaterland zusammen thun könten. Nach den vier Strömen nämlich, der Seine, Loire, Garonne und Rhone, bestimmt der Vf. vier grosse Flussgebiete, von welchen jedes ein wohlbegrenztes und an ein Meer stossendes Fürstenthum wäre. Übrigens ist zu einer solchen Zerstückelung Frankreichs bald ein noch günstigerer Zeitpunct eingetreten, als jener, in dessen Erwartung dieser Vorschlag geschah. Damals stand ihm die Vorstellung der verbündeten Mächte entgegen, dass sie die französische Monarchie auf das grossmüthigste in ihrer Macht bestehen lassen, und als ein untheilbares Erbgut an die Bourbons übergeben müssten. Das wird man nicht mehr glauben, wohl nicht ausführbar finden, nachdem ein entschiedenes Waffenglück der wiederum verbündeten Mächte den Weg gebahnt hat, uns endlich wider Frankreich sicher zu stellen.

Über Napoleons Charakter glaubte der Vf. sprechen zu müssen, weil damals nach dem Übergang der Verbündeten über den Rhein der letzte Streich wider den furchtbaren Machthaber geschehen sollte. Seine Betrachtung wäre durch den Lauf der Zeiten wiederum erspriesslich geworden, wenn sie an sich einen tieferen Gehalt hätte. Die Tyranney in demselben beurtheilt er milder, wie gewöhnlich. Deutsche Fürsten, meint er, würden einen Palm eben nicht haben todtschiessen, einen Becker nicht haben einsperren lassen, aber doch nur, weil es Deutsche in Deutschland waren; in einem anderen Lande würden sie wohl ebenso haben verfahren müssen. Verwunderung verdiene es, dass Napoleon als ein Weltdespot nicht noch tyrannischer verfahren sey. Wir theilen diese Verwunderung nicht: denn die Elemente der Revolution, die ihn emportrugen, und deren Gültigkeit für einen neuen Culturzustand der europäischen Völker seine Herrschaft vorbereitete und auf eine Zeitlang möglich machte, erlaubten ihm keine Tyranney solcher Zeiten, die in Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft offenbar hinter der unserigen zurückstehen. Auf der anderen Seite halten wir es für ein leichtfertiges Urtheil, darum, weil Napoleon Manches ausführen wollte, dessen Vollbringung er nicht durchsetzte, oder weil er unter Umständen, die wir nicht einmal sattsam kennen, und unter Berechnung menschlicher Schwächen, die er oft so scharfsichtig, als kühn und glücklich berechnet hatte, welche nun einmal fehlschlug, bisweilen unzweckmässig gehandelt hat, in ihm nichts weiter zu sehen, als einen systematischen Narren. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ein kleiner Schritt! sagte er einst selbst, und hat damit das beste Schutzwort für sich ausgesprochen, dass man ihn, der soviel Erhabenes gethan hat, da, wo er von einer lächerlichen Seite erschien, nicht sogleich für einen vollständigen Narren ausgeben sollte. Wäre er diess wirklich in solcher Art, wie der Vf. glaubt: wie blödsinnig müssten dann diejenigen seyn, die sich von einem solchen Narren so lange gängeln liessen!

Wir wollen nicht den Vorschlag unerwähnt lassen, dass Napoleon, wenn er gefangen würde, zum Kaiser von Corsika gemacht werden sollte, wo er schalten und walten könnte, wie es ihm einfiele. Ohne gefangen zu seyn und durch freyen Entschluss ward er etwas Ähnliches, Kaiser von Elba: aber scheint dem Vf., dass derselbe dort als ein Narr seine Entwürfe gemacht habe?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, in der Bibelanstalt: *Schullehrer-Bibel* des alten Testaments. I Theil. Von Dr. *Georg Friedrich Seiler.* Zweyte Auflage. 1815. 418 S. II Th. 192 S. III Th. 80 S. 8. (21 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Jena, in der crökerschen Buchhandlung: *Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland,* von *Oken,* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach Napoleons Sturz, meinte hier der Vf., sey das neue Deutschland leicht zu Stande zu bringen, indem durch Rückweisung der Franzosen in ihre Naturmarken, welche sich dann von selbst verstehe, die Hauptsache dafür gethan sey. Die dessfallsigen Erörterungen sind nach dem neuen Sturz jenes Verwirrers der Naturmarken wohl zu beherzigen, und wir achten den Vf. wegen der Stimmung, worin er sie anstellte und bekannt machte. „Das Folgende, sagt er, mag geschehen oder nicht: es ist dennoch nöthig, dass Ideen über unser künftiges Glück in Umlauf kommen, weil, was oft besprochen wird, endlich als etwas Ausgemachtes angenommen und zuletzt bey vorkommenden Fällen doch beachtet wird." So ist die Resignation ächter Art, mit welcher sich der deutsche politische und patriotische Schriftsteller waffnen muss, um nicht müde zu werden, für das Vaterland zu reden.

Die Begier des Vfs., das neue Deutschland recht gross zu machen, verleitet ihn sogar, seinen ersten Grundsatz, dass die Sprache die Nationen scheide, ganz auf die Seite zu werfen, indem er die Lombardey und das ganze Pogebiet, zu welchem Piemont gehört, zu deutschen Kreisen machen will. Die Lombarden würden dann schon die Nothwendigkeit fühlen, von freyen Stücken Deutsche zu werden, so wie ihre Ahnen aus Deutschen durch Erlernung der herrschenden Sprache Italiäner geworden wären. Zu dieser barbarischen Verleugnung seines ersten Grundsatzes, welcher die Sprache als eine Grenzscheide der Nationen achtete, verführt den Vf. indess nicht bloss der Patriotismus, sondern sein späterer Satz, dessen irrige Beschränktheit wir schon gerügt haben, dass nämlich eine Nation ein Meer haben müsse. Doch nein, dieser Satz an sich brauchte ihn noch nicht dahin zu verleiten: denn er hatte ja schon zwey Meere für das deutsche Volk, oder, nach seinem Ausdruck, zwey Gelenke für dasselbe zu der Völkerverbindung. Aber so geht es unseren neuesten Politikern. Sind sie einmal mit den Völkern aus den Gebirgen wieder heraus: so können sie der Weite nicht genug bekommen, und somit wird auch der zweyte Grundsatz unseres Vfs., dass Gebirgszüge die Völker scheiden, von ihm bey Seite geworfen. „Das Pogebiet, sagt er, ist vom Genuesischen, also vom Meere, durch eine Gebirgskette geschieden, welche an den Meeralpen anfängt, und sich in die Apenninen fortsetzt. Um ans Meer zu kommen, muss diese überschritten werden. Genua ist der Hafen der Lombardey. Die Küste von Monacco bis Carrara ist deutsche Küste."

Ohne weiter zu erwägen, mit welcher patriotischen Freygebigkeit der Vf. auch die übrigen Grenzen Deutschlands bestimmt, werfen wir noch einen Blick auf das Heil, welches er unserem Vaterlande durch Verfassung und innere Einrichtungen geben will. Er geht von der richtigen Behauptung aus, dass wir zu keinem ungetheilten Volke werden können, wenn wir nicht ein einziges wahrhaftiges Oberhaupt erhalten. Wie vor der Hand schwerlich auf ein solches zu hoffen sey, diese Betrachtung wollen wir hier nicht wiederholen. Wann wird der Zeitpunct eintreten, wo Preussen und manche andere deutsche Fürsten sich die hier geäusserte Foderung gefallen liessen, dass der Kaiser allein in Deutschland das Recht und die Macht haben sollte, „die Truppen zu halten, zu sammeln, Krieg abzuwehren oder zu beschliessen!" Ideen wie diese und andere, z. B. dass der Kaiser allein Gesandte schicken und empfangen, nur er mit dem Ausland über deutsche Angelegenheiten zu schaffen haben müsse, können nicht ausgeführt werden, ehe eine gänzliche Reform alle die Elemente, welche sich zwischen die deutsche Nation und ihr Oberhaupt warfen, wenigstens auf die Souveränität beschränkt hat, die sich nur durch Anordnungen des Friedens im Inneren offenbart. Auf jeden Fall beantworten wir indess die Frage, wer Kaiser werden wird, mit folgenden Worten des Vfs.: *der es schon ist, der es immer war, und nie aufgehört hat es zu seyn. Das ist doch wohl ausgemacht, dass vier Reichsfürsten und ein Franzos nicht im Stande sind, das Reich aufzulösen und die Kaiserwürde abzuschaffen. Franz der Entscheider, Franz der Milde, ist unser Kaiser!"*

Die übrigen Gegenstände, über welche der Vf. noch redet, um Vorschläge zu einer Wiedergeburt des deutschen Lebens zu thun, haben wir grösstentheils schon in diesen Blättern beleuchtet, und wenden uns daher von seiner, in mancher Hinsicht merkwürdigen Schrift, über eine neue Kriegskunst der Deutschen,

zu einem sehr vorzüglichen Beytrag für die Geschichte unseres grossen Freyheitskrieges.

STUTTGARDT u. TÜBINGEN, b. Cotta: *Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn während der Jahre* 1813 *und* 1814. Von *K. A. Varnhagen von Ense.* 1814. 202 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Kriegszüge sind für die historische Darstellung vorzüglich darum ein sehr schwieriger Gegenstand, weil sie nicht nur ein Theil eines Ganzen folgereicher Ereignisse, sondern, vorzüglich seit der Mitwirkung jenes Feldherrn mit der grossen Kriegsmacht der Verbündeten in Frankreich, selbst ein untergeordneter Theil desselben sind. Von dem Allgemeinen der Kriegsbegebenheiten und des Zustandes der Dinge so viel Licht auf jene besonderen Kriegszüge fallen zu lassen, als nöthig war, um sie als einen Theil der Wahrheit gemäss zu beleuchten, und sie wiederum in ihrer besonderen Eigenthümlichkeit und nach ihrem selbstständigen Werthe anschaulich zu machen, diess war die schwere Aufgabe, welche hier mit Feinheit gelöst ist. Die dazu erfoderliche Kunst, welche man freylich nicht sowohl ohne natürliche Anlage zu ihr, als durch die Haltung des Charakters, die man durch das Leben gewinnt, erlernen kann, muss durch das Studium der Historiker des Alterthums, denn sonst nirgends ist die historische Kunst zu Hause, vielfach geübt werden, ehe man sie nur mit einiger Leichtigkeit anwendet. Sallust ist offenbar das Vorbild für den Urheber der vorliegenden Darstellung gewesen, und war besonders dazu geeignet, da auch er, wenigstens in sofern er ein Eigenthum der Nachwelt geworden ist, Begebenheiten beschrieb, die Stücke eines grossen Ganzen waren. Die Art der Composition, der allgemeinen Eingänge, der eingestreuten Grundsätze und Ansichten, erinnert in dieser Geschichte der Kriegszüge Tettenborns an das römische Vorbild; selbst der Stil, wiewohl er hier nach mehr Zierlichkeit und Eleganz strebt, und natürlicher Weise weniger grossartig seyn kann. Fern sey aber ein Argwohn, welcher durch diese Bemerkungen veranlasst werden möchte, als fehle es der Schreibart des Vfs. an Kraft, oder seinem Geist an umfassender Wahrnehmung. Wir können diesen Argwohn nicht besser widerlegen, und zugleich den erwähnten alterthümlichen Geschmack und die Eleganz seines Stils nicht besser charakterisiren, als wenn wir aus dem Schluss seiner Schrift eine Stelle ausheben, die überdiess für unsere Tage historisch merkwürdig ist. „Wir schlossen einen Frieden, heisst es über den pariser Friedensschluss, in welchem Güte und Mässigung nicht zu verkennen sind, aber der kein Zeichen der Waffen an sich trägt, durch die er erobert worden; die Fahnen und Kunstwerke liessen wir zurück, für welche durch manchen edlen Tropfen Blutes in diesem Kampfe reichlich mitbezahlt worden, und die vergessen zu haben, wir uns ewig erinnern werden. Frankreich blieb in Gährung zurück: die kriegsadelichen Officiere und Soldaten, die zählreich aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehren, können sich in das neue Alte nicht finden, und halten fest an Napoleon, den sie doch nicht lieben; die ausgewanderten Altadelichen, die aus der Verbannung wiederkommen, fühlen sich unheimlich in dem alten Neuen, und stützen die Bourbons, mit welchen sie unzufrieden sind; zwischen beiden Parteyen steht die Freyheit, welche einst von hier ausging, und sich hier nur verloren zu haben scheint, um in ganz Europa herrlicher wiedergefunden zu werden."

So vortrefflich wir diese Stelle nach Geist und Ausdruck finden, und wiewohl nach unserem Takt die *einfache Würde* historischer Schreibart durch sie noch *nicht* verletzt ist: so liest man sie doch mit der Furcht, dass jene nun hie und da verletzt werden möchte. Gewiss wird der Vf. solche Gegensätze, wie hier, nicht oft gebrauchen, insonderheit aber, wenn er historische Wahrheiten epigrammatisch gefasst, sich so wenig wie möglich bey dem Epigramm verweilen, und die Wahrheit, die es ausgedrückt hat, nicht zu weiteren Betrachtungen ausprägen wollen. So schlösse die Schrift sehr eindringlich mit den zwey Sätzen, welche auf die angeführte Stelle unmittelbar folgen; und das Weitere würde der historische Geschmack nicht vermissen.

Um unser Urtheil noch mehr darzulegen, und um auf wenig bekannte Thatsachen aus der neuesten Geschichte, welche diese Schrift enthält, hinzuweisen, verfolgen wir noch in Kurzem ihren Gang.

Eine zweckmässigere Einleitung kann es nicht geben, als die ausgeführte Bemerkung, dass in der neuesten Kriegsgeschichte die Entscheidung nicht vom Daseyn einzelner Männer abhängt, sondern der Ruhm ein Gesammteigenthum der Völker ist, und über jede Persönlichkeit hinausragt. So wahr diess ist, so richtig es uns alsbald den Standpunct für das Ganze der Erscheinung angiebt, von welcher ein Theil hier beschrieben werden soll: so würdig und fein entschuldigt es die Wahl des Geschichtschreibers, dass er die Thaten eines untergeordneten Feldherrn darstellt: denn im Grunde waren auch die obersten Feldherren nur untergeordnete in einer Begebenheit, die ganz von den Völkern ausströmte.

Wie tüchtig ist von S. 19 an der Eindruck beschrieben, den das Treiben während des Waffenstillstandes auf jenen Schauplatz machte, der sich nach dem Falle Hamburgs in der Nähe dieser Stadt entwickelte. Zu den gelungensten Aufklärungen gehört in der Schilderung der überaus gemischten Nordarmee unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden der Aufschluss über das lützowsche Corps, dessen ursprüngliche Bestimmung sich auf die Hoffnung eines allgemeinen deutschen Volksaufstandes für die Befreyung von der Franzosentyranney, auch ohne, und sogar wider den Willen der deutschen Regierungen bezogen. In den vielen trefflichen jungen Leuten, die man in jenem Corps zählte, sah man mehr die Officiere eines deutschen Nationalheeres, als die Gemeinen einer vorhandenen Truppe; und die Verfehlung dieser ursprünglichen Bestimmung, da die verbündeten Regierungen für besser hielten, sich mit Regierungen, als unmittelbar mit Völkern zu verbinden, brachte das lützowsche Corps vorzüglich in Verfall, und es ward schlechter, als

das gewöhnliche Regiment, weil es seinen hohen Beruf nicht erreichte.

Über den Eindruck der ersten Siegesnachricht bey jenen Truppen, welche gegen Davoust fochten, nämlich der vom Siege des Kronprinzen bey Grossbären, über den Einfluss dieses Sieges auf die Operationen von Davoust, über den Tod von Theodor Körner, „dessen Lieder der *Gegenwart* genügen konnten, dessen Gesinnung allen Zeiten," und über viele andere Verhältnisse und Thatsachen findet man so treffende und gerechte Urtheile, wie diese eben ausgehobenen Worte.

Bey Anlass des Gerüchtes, dass Napoleon dem Prinzen von Eckmühl für seinen mecklenburgischen Feldzug im Voraus das Herzogthum Mecklenburg zum Lohn bestimmt hatte, wird zu kostbar und unhistorisch gesagt: „Das Schicksal wollte nicht, dass Albrecht von Wallenstein (warum nicht Waldstein? warum die Verunstaltung eines solchen Namens noch immer den Franzosen nachgeschrieben?) ruhmvoller Schatten das einstige Besitzthum seiner Heldengrösse in Schmach versunken dem unwürdigen Afterhelden des Auslandes verliehen sähe." Mit den Schatten der Abgeschiedenen hat die Historie nie etwas zu schaffen. Hätte aber Waldsteins Schatten den Marschall Davoust als Herzog von Mecklenburg gesehen: so würde er eingestanden haben, dass er mit eben so wenig Recht, als dieser, zum Herzog der Obotriten geworden, mit gleicher Verletzung der deutschen Freyheit.

Dagegen ist die Niederlage des Generals Pecheux so einfach als anschaulich beschrieben. Ob die dänische Politik während jener Ereignisse nicht mit zuviel Schatten geschildert sey, müssen wir dahingestellt seyn lassen. An eine Regierung, welcher die Verbündeten, schon ehe sie eine feste Treue gegen ihre bisherigen Verbindungen entschieden gezeigt hatte, ein ganzes Königreich, altes Besitzthum abgesprochen, blieb es immer eine schwere Foderung, dass sie mit eben diesen Verbündeten sich rasch vereinigen sollte, ohne dass man eine Entkräftung jenes verletzenden und tiefkränkenden Ausspruchs versprach oder hoffen liess.

Unbekannt waren uns bisher die merkwürdigen Worte, welche hier dem Kronprinzen von Schweden bey den Unterhandlungen, die den Krieg mit Dännemark beendeten, zugeschrieben werden. „Wie die Dinge sich wenden mögen, sprach er, so erkläre ich hier feyerlich, dass nicht Napoleon in Frankreich herrschen bleibt und nicht der König von Rom; vielleicht glaubt Jemand, dass ich selbst danach strebe, allein meine Blicke erheben sich nicht dahin; *das Volk wird wählen, und sich dem anvertrauen, den es dazu würdig hält.*"

Alles, was Tettenborn vom Fall Hamburgs an bis zu dem Augenblick, wo der Abzug des Kronprinzen mit der sogenannten Nordarmee nach Frankreich auch ihn in die Heimath des Feindes brachte, fürgesorgt, bezweckt, vollführt hat, ist immer auf das Möglichste hervorgehoben. Wie, erklärt nur die Darstellung selbst hinlänglich. Soweit wir nach ihrem Geiste urtheilen können, ist es auch nicht zu sehr hervorgehoben. Wem es so scheinen möchte, der vergesse nicht die Absicht des Vfs., nur etwas Einzelnes und einen Einzelnen darstellen zu wollen.

Der Feldmarschall Blücher hatte seinen Rückzug auf Chalons ausgeführt, und sich mit dem Hauptheere unter Schwarzenberg in Verbindung gesetzt, als General Tettenborn auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich anlangte. Der preussische Oberfeldherr gab jene Verbindung wieder auf, und fasste den kühnen Entschluss, mit dem ganzen schlesischen Heer, unbekümmert um Napoleons Bewegungen, in Eilmärschen auf Paris vorzurücken. In Erfahrung zu bringen, was nun der französische Kaiser beginnen werde, war von grosser Wichtigkeit für die gesammte Kriegsmacht der Verbündeten daselbst. General Tettenborn setzte voraus, dass derselbe keine andere Gegenmassregel habe treffen können, als dass er dem schlesischen Heere auf dem Fuss folge. Er gab daher seinem Marsch unveränderlich eine Richtung, die sich mit der feindlichen kreuzen musste. So entdeckte er, dass Napoleon sich von dem Feldmarschall Schwarzenberg weggewendet, und sich mit 50,000 Mann Garden und anderen alten Truppen dem Feldmarschall Blücher genähert hatte, und vereitelte dadurch die doppelte Absicht desselben, Schwarzenberg in dem Irrthum zu erhalten, als habe er das ganze französische Heer vor sich, und Blücher unvermuthet zu überfallen. So wichtig ward ein Feldherr, welcher die eigenthümlichen Vorzüge der Kosaken zu benutzen verstand. — Vortrefflich wird der Geist der Volksaufstände geschildert, wodurch Napoleon sehr unterstützt und die verbündete Kriegsmacht gefährdet wurde, zweckmässig in der Hinsicht, wie General Tettenborn vorzüglich mit diesem Übel zu kämpfen hatte, da er in beständiger Entfernung von den grossen Heeren, oft unter und hinter den feindlichen Truppen, seine Bestimmung erfüllen musste. Bey der Unkunde der Sprache, der Sitte des Landes, bey ihrem Mangel an höherer Umsicht, wären die Kosaken in solcher Lage doch nicht ganz zu brauchen gewesen, wenn nicht Tettenborn alle Kosakenparteyen unter deutsche Officiere gegeben hätte. — Was eben dieser Feldherr durch weitere Ausspürung der Bewegungen und Absichten Napoleons, durch Auffangen französischer Curiere und Briefschaften u. s. w. zur glücklichen Vollendung des Feldzugs in Frankreich beytrug, ist fortdauernd mit so feiner Kunst hervorgehoben, dass das ganze grosse Ereigniss gleichsam nur der Grund scheint, auf welchem sich seine Gestalt bewegt.

Wie viel trug sein Angriff mit einer Reitermasse bey Wassy dazu bey, dass Napoleon nicht zu rechter Zeit Paris erreichen konnte, welches sich bey seiner früheren Ankunft gewiss nicht ergeben hätte. Unter Anführung des Kaisers, äussert der Vf., wäre der Aufstand der Bürger von Paris gewiss allgemein gewesen, und eine Erstürmung der Stadt hätte dann zu den zweifelhaftesten Unternehmungen gehört. Mit 100,000 Nationalgarden aus der Hauptstadt und der nächsten Gegend verstärkt, hätte der Beherrscher Frankreichs den Krieg mit neuer Kraft und Hoffnung fortgesetzt.

Ms.

Ohne Angabe des Druckorts: *Urkunden und Actenstücke zu der ehrerbietigsten Recursschrift an den hohen Congress zu Wien vom 30 Oct. 1814.* Herausgegeben von dem Grafen *Ch. C. von Benzel Sternau,* Staats- und Finanz-Minister des vormaligen Grossherzogthums Frankfurt am 31 Dec. 1814. 150 S. 4. (15 Gr.)

Der Graf *von B. St.* war als Staats- und Finanz-Minister des vormaligen Grossherzogthums Frankfurt, dann als General-Commissarius, mit der von dem Gouverneur F. M. L. Prinzen zu Homburg unter dem 31 Dec. 1813 beschlossenen Aufhebung der Ministerien, nach seiner zweyjährigen Verwaltung und einer 24jährigen Geschäfts- und 17jährigen Dienst-Zeit dieser Stellen entlassen, von 10,000 Gulden Gehalt auf 2000 herabgesetzt, und nach seiner an die Minister der hohen Mächte auf dem Congresse zu Wien eingereichten und an den Congress selbst gerichteten Klage bestraft worden, ohne gerichtet zu seyn. Nach dem Artikel 18 der Convention der verbündeten Mächte vom 21 October 1813, der als unabänderlichen Grundsatz feststellt, dass die Local-Behörden, wenn nicht die wichtigsten Gründe eine Ausnahme nothwendig machten, beybehalten werden sollen, verlangt er eine strenge unparteyische Untersuchung seines amtlichen Benehmens und die ihm zukommende Entschädigung, oder dass auf den Fall, wenn über die in Frankfurt gemachten Ausnahmen von diesem Artikel kein Vortrag erstattet sey, der Minister von Stein, als Haupt der Centralverwaltung, zur Verantwortung und zur Leistung der angemessenen Entschädigung angehalten werde. Um seiner Vorstellung mehr Nachdruck zu geben, liess er sie drucken, begleitete sie mit 58 Actenstücken, die auf seine verschiedenen Dienstzeiten und Dienstgeschäfte, auf seine Correspondenz mit dem Generalgouvernement und auf sein Gesuch Beziehung haben, und bittet jeden Minister besonders, sich dieser Sache anzunehmen; in dem Schreiben an den Fürsten von Metternich setzt er noch hinzu, was auch der Inhalt der Schrift errathen läst: „nur von namenlosen, aber giftigen Verläumdern angeklagt, aber von meinem Bewusstseyn, wie von meinen Handlungen losgesprochen." Rec. kennt den Vf. persönlich, aus langjährigen, selbst sogar Dienstverhältnissen, als Mann von schätzbaren Talenten, von vieler Weltkenntniss, von erprobter Rechtschaffenheit, und von rastloser Thätigkeit, voll Sinn für das Gute, wenn auch wohl irre geleitet durch Ehrgeiz — ein Erbtheil seines ebenfalls vortrefflichen Vaters, des Curators *Benzel*, und wahrscheinlich ist es auch dieser Ehrgeiz, der ihn in Collisionen mit mehreren Menschen brachte, und so manche Klagen gegen ihn veranlasste, die noch nicht untersucht sind. Der Minister von Stein, dem als grossem deutschem Biedermanne, wie als verdientem Staatsmanne, Rec. die Huldigung Aller, die ihn näher aus Dienstverhältnissen kennen, unumwunden ausdrückt, kann und wird nicht ohne besondere wichtige Gründe handeln. Ein Grund ist durch den rheinischen Merkur vorausgesetzt, und betrifft die XXVI Beylage, wo der Graf von *Benzel* dafür, dass er den Herrn Bethmann zur Unterzeichnung auf Actien, den Verkauf von Domainen betreffend, bewog, 40,000 Gulden im October 1812 von dem Grossherzoge zu Frankfurt zu erhalten suchte, und wegen des so meisterhaft zu Stande gebrachten Geschäfts, wie sich der Grossherzog ausdrückt, wirklich erhielt. — So sehr Hr. Graf *v. B.* alle seine Dienstverhältnisse motivirt hat: so hätte er gerade über diesen Punct mehr Licht verbreiten sollen, da er leicht ein unrechtliches Benehmen, und einen Eigennutz, wovon Rec. ihn nach früherer Kenntniss freysprechen muss, statt seiner sonst gewohnten Offenheit, seines Geradsinnes, und seiner Uneigennützigkeit selbst bey beschränkten Verhältnissen, verrathen könnte. — Allein ein Grund zur Verkümmerung der Besoldung wird es nie werden, weil der Fürst als Souverän die Sache genehmigt, und das Geld geschenkt hatte. Noch weniger ist und wird es ein Grund zur Versagung des rechtlichen Gehörs, aber nicht auf dem wiener Congress, sondern bloss bey denjenigen Mächten seyn, welche die Convention vom 21 Oct. 1813 (Beylage XXVII) unterzeichneten; die Schreiben an den Fürsten von Wrede und Grafen von Winzingerode (Beylagen LVI und LVIII) sind daher, wie die Recursschrift an den wiener Congress, nicht ganz passend. — Unpassender ist es noch, dass die Beylagen, ohne vorhergehende Einleitung, wie ein *Relatum* ohne *Referens* angefügt, sich auf die Voraussetzung gründen, dass man die Geschichte aus den Beylagen entwickeln und zusammensetzen müsse, — eine Sache, die selbst demjenigen nicht leicht seyn möchte, der darin nicht fremd ist.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Bildung des deutschen Nationalcharakters,* — die höchste Aufgabe für Lehrer und Erzieher der deutschen Jugend — ein Versuch von *J. A. Dieterich*, Prediger der evangelisch lutherischen Gemeinde in Essen. 1815. 60 S. 8. (6 Gr.)

Ein Schulprogramm, oder eine Einladung zur jährlichen Prüfung der dortigen Bürgerschulen, aus der Geschichte der Zeit hervorgegangen, und in der Absicht gewählt, um die Bildung des deutschen Nationalcharakters, in dessen einzelnen Zügen Freyheitssinn, Redlichkeit, Gutmüthigkeit, Keuschheit, Häuslichkeit, Ernst, Frömmigkeit, unterschieden werden, zur höchsten Aufgabe für Lehrer und Erzieher der deutschen Jugend zu machen, und physische Bildung, Selbstthätigkeit, Gründlichkeit, deutsche Sprache, deutsche Geschichte, moralische und religiöse Bildung als Mittel anzuwenden. — Einem Schulprogramm, als einer Gelegenheitsschrift, kann man es nicht übel deuten, wenn es seinen Gegenstand im lichteren Glanze erkennt und hervorhebt, als die Sache hat. — So ging es dem Vf. mit der Lösung seiner Aufgabe, die unverkennbar einen edeln, aber keinen Grundzweck, manche wahre, wenige durchaus reine, einzelne, aber keine vollständigen Ansichten hat. Erst ein Gemeinwesen gemacht, dann wird sich Vieles selbst bilden. Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

NUMISMATIK.

Wien (typis Patrum Mechitaristarum): *Musei Hedervarii in Hungaria Numos antiquos, graecos et latinos*, descripsit, anecdotos vel parum cognitos etiam cupreis tabulis incidi curavit *C. Michael a Wiczay*, opere duas in partes distributo. 1814. 360 S. 4. Mit 687 Abbildungen von Münzen auf 30 Kupfertafeln, und 1 Tafel mit Monogrammen. — *Ejusdem Operis Pars altera Numos Romanorum complectens.* 1814. 423 S. 4. Mit 2 Kupfertafeln für die römischen Familien-Münzen in Silber und in Bronze, 7 dergl. für die römischen Kaisermünzen in Gold, 4 für die silbernen, 13 für die kupfernen. — Hiezu kommt noch: *Musei Wiczay Parti primae additio. Regum et Populorum.* 7 S. 4. Mit der 31 Kupfertafel, auf welcher die Abbildungen bis zu No. 715 fortgesetzt sind. *Parti secundae additio.* 5 S. 4. Mit 5 eingedruckten röm. Kaisermünzen, und der Abbildung einer Tessera.

Hedervár, ein ungarischer Marktflecken, mit einem Familien-Castell, der gräfl. Familie Wiczay gehörig, ist der Ort, wovon diese ansehnliche Münzsammlung den Namen hat, und der würdige Graf *Michael von Wiczay*, dessen Vater gleiches Namens schon vor dreyssig Jahren diese Sammlung, zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung in der Einsamkeit, anlegte, und das Verzeichniss davon mit Bemerkungen und Abbildungen herausgegeben zu sehen wünschte, erfüllt hier den gerechten Wunsch seines wissenschaftliebenden Vaters, und erfreut die Münzfreunde mit diesem schönen Werke.

Dass dieser edle Wunsch erst jetzt in Erfüllung geht, ist Gewinn für die Sache, da der würdige Vf. keine Kosten sparte, um diese Sammlung zu derjenigen Grösse zu erheben, in welcher sie in diesem Werke erscheint. Seine und seiner Freunde Reisen, die Gefälligkeit seiner Bekannten, ein ausgebreiteter Briefwechsel, alles musste dazu beytragen, um diesen edeln Eifer zu unterstützen. Es ist wahr, in früheren Zeiten wäre es angenehm gewesen, diese und jene Münze *zuerst* bekannt zu machen, welche von mehreren Münzgelehrten nach und nach publicirt worden sind; aber es gewährt auch kein geringes Vergnügen, viele jener Münzen hier beysammen zu finden, und ausserdem doch auch noch so manches Stück zu bemerken, das jenen fleissigen Männern, bey aller Aufmerksamkeit, die sie auf die Bekanntmachung neuentdeckter alter Münzen wandten, entging.

Wenn hier also manche schon bekannte Münze abgebildet worden ist: so kann das nicht übel gedeutet werden, sondern man muss es vielmehr dem gelehrten Vf. danken, da man hier so viele seltene Münzen *beysammen* findet, die in vielen anderen Werken zerstreut sind.

Die Ordnung, nach welcher die Münzen aufgeführt worden, ist die eckhelsche in seiner *Doctrina num. vett.*, und nach derselben sollen auch hier die merkwürdigsten Münzen dieses hedervarischen Museums, besonders die noch ganz unbekannten, aufgeführt werden.

Wenn richtig gelesen ist: so ist unter den *regulis et magistratibus Galliae* zu bemerken: *Annucoio*, der weder im Eckhel, noch im Mionnet vorkommt. — COAIA ist vielleicht Pellerins *Colima* (Rec. I, tab. VI. n. 25), von dem man auch im Mionnet einige Stempel findet. — IGAO. NAMA ist noch völlig unbekannt. — *Tamos* könnte, wenn etwa Spuren von ein paar fehlenden Buchstaben da wären, d'Ennery's *Tatinos* seyn (*Catal. d'Ennery* p. 180). — *Vaga* könnte sehr leicht *Bouteroue's* (p. 64) VERGA seyn: denn wenn der Buchstabe E verwischt ist, kann man das R, wenn es nicht sehr deutlich ist, für ein A ansehen.

Die Autonom-Münze von *Felsyna* (*Felsina Etruriae*) ist schon von Sestini und Anderen, als *numus unicus*, bekannt gemacht worden. — Merkwürdig ist die goldene Autonom-Münze mit dem Kopfe des Mars (S. 18), hinter welchem die Zahl XXXX (40 Sestertien), die bey Mionnet fehlt, aber schon durch Pembrock bekannt gemacht wurde; so wie auch ein viereckiger *Decussis: Gladius nudus, capulo in arietis caput finiente, superne fulmen.*)(ROMANOM. *Parazonium cum loris. Appendit*, ist hier hinzugefügt, *romanas uncias* 46. — Die volscische Stadt *Signia*, welche Eckhel nicht hat, ist schon von Sestini bekannt gemacht in seinen *observatt. T. II. No.* 12. — Eine *frentanische* Münze von Mittelbronze, mit dem Kopfe Merkurs, welche Eckhel unter den ungewissen campanischen Münzen mit aufführt, von der er aber doch gesteht, dass sie hieher gehöre, findet man bey Mionnet als einzig, ehedem dem Mylord Norwich gehörig, angegeben, aber nun auch hier. — Eine campanische Autonom-Münze der Stadt *Cajatinum* (Cajazzo, eine Stunde von Capua) war bis jetzt mit der Aufschrift CAIATINO, wie wir sie hier finden, noch völlig unbekannt. — Die Münze der apulischen Stadt *Arpi*,

mit dem Kopfe der Ceres oder Proserpina, ist von Eckhel nicht erwähnt, ungeachtet man sie schon bey Pembrock und Hunter findet. — *Ausculum*, auch eine apulische Stadt, ist durch Sestini bekannt gemacht worden. — Indem Eckhel die Autonom-Münze von *Canusium* beschreibt, scheint er bedenklich zu seyn, sagt aber doch: *Nolo fidem abrogare numo, nam adfirmavit Abbas Martin Chaupy, vidisse se aeneos binos typo equi, et inscriptione*: ΚΑΝΥΣΙΝΩΝ. — Unter den auf Münzen von *Tarent* in Calabrien vorkommenden Magistratspersonen erscheint hier mancher bisher noch unbekannter Name. — Eine Silbermünze der Stadt *Laus* in Lucanien mit dem Minotaurus auf beiden Seiten, und den Buchstaben: NOM auf dem Revers, die Eckhel schon kannte, und die auch hier vorkommt, schätzt Mionnet auf 300 Francs. Eine sonderbare Münze von *Pästum* ist folgende: ⋖. ΠV⋖IO⋖. F. C. MODIOGR. F. (*sic*) *cap. mulieris spicis redimitum.*)(*Equus lasciviens, superne**. Hiebey ist noch Folgendes bemerkt: *Appendit aureoi* 88. *Vidit adprobavitque ipsum Eckhelius noster, epistola mihi super hoc anno* 1793 *scripta, in qua, se mox illum in secunda, quam parabat, Sylloge publicare velle promittebat.* — Etwas besonders Seltenes ist ein *Numus incusus subaeratus* von *Caulonia.* — Ein Gewinn für die numismatische Geographie ist eine noch ganz unbekannte Autonom-Münze von der Stadt *Erbessus* in Sicilien. — Eine Kaisermünze (Ae. 2) von *Callatia* in Nieder-Mösien, unter Severus Alexander geschlagen, mit dem Herkules, der das erymanthische wilde Schwein trägt, wird schon von Eckhel, aus dieser Sammlung, als eine Seltenheit angeführt. — Nicht weniger selten ist eine Münze (Ae. 2) des Kaisers Commodus von *Nicopolis*, mit dem stehenden Bacchus, der in der Rechten seinen umgekehrten *Cantharus*, in der Linken seinen Thyrsus hält. — Eine Münze in Grossbronze von *Byzantium* in Thracien, mit der *cista piscatoria*, unter Severus Alexander geprägt, kannte Eckhel als eine einzige, nur im *Museo Theupoli* vorkommende Münze, sie erscheint aber auch hier; noch eine andere dergleichen von derselben Stadt, auch mit der *cista piscatoria*, mit den Köpfen des Maximinus und Maximus, verdient bemerkt zu werden. — Eine Colonieen-Münze (Ae. 2) von Deultum, unter Maximus, mit dem Silen, der seinen Schlauch trägt, ist schon von Eckhel, aus diesem Museo, bekannt gemacht worden. — Die Münze von *Philippopolis* in Thracien, unter Commodus geprägt, mit der stehenden Pallas, die mit der Rechten einen hervorsprossenden Ölzweig berührt, in der Linken Schild und Lanze hält, kennt Vaillant nicht. — Eine Münze von *Macedonien* unter den Römern, mit dem Namen des Quästors Cajus Tam. Publilius, welche Eckhel bloss aus *Wilde Numism. sel. ant.* kennt, besitzt diese Sammlung auch. S. P. I. p. 101. — Hier wird eine Autonom-Münze der macedonischen Stadt *Heraclea Sintica* aufgeführt, und zwar mit dem Namen einer Magistratsperson, die man auf keiner solchen Münze bey Mionnet findet. Dieser Name heisst auf der hier abgebildeten Münze ΕΙΔΟΚΗ, und in der Beschreibung ΚΕΙΔΟΚΗ: welches ist nun richtig? — Münze einer anderen macedonischen Stadt, Namens *Orestia*, ist Gewinn für die numismatische Geographie. — Eine Münze der Stadt *Nicopolis*, in Epirus auf den Antinous geprägt, publicirte schon Eckhel aus diesem Museo (*Luna cum astro*); eine andere des Antinous von dieser Stadt, *cum porta urbis*, wird hier bekannt gemacht. — Münze (Ae. 2) des Pyrrhus, Königs von Epirus, die Eckhel aus dem *Museo Theupoli* als einzig anführt (Blitz in einem Eichenkranze), erscheint auch hier I, p. 136. N. 3490. — Unter die bis jetzt noch unbekannten gehört auch wohl die locrische Autonom-Münze der Stadt *Axia: Cap. Jovis diadematum.*)(*Nota incusa capitis regii, valde elegantis operis, corona fastigiata tecti*: hier I, p. 144. No. 3680 (Ae. 3). — Dessgleichen eine von den *Locris Epicnemidiis*, mit dem Kopfe Merkurs No. 3682. — *Tithorea*, eine Stadt in Phocis, vorher bloss durch Neumann bekannt (Ae. 3), kommt auch in dieser Sammlung vor. No. 3701. — Eckhel kannte noch keine Kaisermünze von *Thespiä* in Böotien, und hier lernen wir zwey auf einmal kennen, nämlich von Vespasian und Domitian. Ae. 3. — Eben so unbekannt ist der Typus einer Münze von der Stadt *Anaphlystus* in Attica mit dem Sphinx auf der einen, und einem stehenden Krieger auf der anderen Seite. No. 3771. — M. von *Aegium* in Achaja unter Hadrian. — Die einzige *gewisse* Autonom-Münze von *Korinth*, die Pellerin zuerst bekannt machte, findet man auch hier No. 3821. — Eine M. von der Insel *Zacynthus* bey Elis, mit dem Kopfe des Apollo, mit dem Dreyfuss, und mit: ΖΑ. ΔΙΩΝΟΣ (Ae. 3), welche Eckhel bloss aus Pembrock kennt, befindet sich auch hier No. 4049. — Dass die Autonom-Münze von der Stadt *Gythium* in Laconia bisher nur Goltz hatte, ist freylich keine grosse Empfehlung; indessen wird man die Ächtheit derselben wohl untersucht haben. — Eine andere M. derselben Stadt kennt Eckhel nur aus diesem Münzschatze, so wie auch folgende M. der Stadt *Argos* in Argolis: *Caput Palladis.*)(ΑΡΓΕΙ. *Mulier stolata stans, d. pateram, s. cornu copiae.* — Vom *achäischen Bunde* war noch keine ganz gewisse M. bekannt; hier erscheint No. 4134 folgende: ΡΑΚΑΣΙC *Jupiter Homagyrius stans.*)(ΑΧΑΙΩΝ ΑΡΓΙΕΩΝ. *Ceres Panachaea sedens.* Ae. 2. — Von der Stadt *Hermione* in Argolis finden wir hier die erste Autonom-Münze. Ae. 2. N. 4157. Tab. XVIII. 389. — M. der Stadt *Trözene* unter Septimius Severus kennt Eckhel, wie unser Vf. sagt, auch aus dieser Sammlung. Ae. 3. Mionnet hat eine ähnliche, aber nicht dieselbe. Hier findet man N. 4162 und 4163 zwey ganz verschiedene. — Hier lernen wir auch zuerst Autonom-Münzen von den Städten *Caphya* und *Eva* in Arkadien kennen, die ebenfalls zum achäischen Bunde gehörten. Beide sind Ae. 2. S. N. 4173 und 4174. — So ist auch eine Autonom-Münze der Stadt *Megara*, die nur erst durch Neumann bekannt wurde, und von ihm in diese Sammlung kam, *numus unicus.* Ae. 3. N. 4177. Tab. XXVIII. 398. — Autonom-Münzen der Stadt *Pheneus* in Arkadien kennt man zwar, aber nur mit

dem Kopfe der Diana, nicht mit dem Kopfe Merkurs, wie wir sie hier finden (Ae. 3) N. 4180. Tab. XXVIII, 399. — Die Kaisermünzen der Stadt *Cydonia* auf der Insel Creta gehen bey Eckhel nur bis auf den Antoninus Pius, hier finden wir noch zwey spätere, nämlich vom Marc Aurel und von der Julia Domna. Ae. 2 und 3. N. 4258 und 4259. — Die Münze der Stadt *Polyrhenium*, auf derselben Insel, mit den Köpfen des Germanicus haben Eckhel und Mionnet aus diesem Museo bekannt gemacht. — Ob die hier einer Insel des ägäischen Meeres, Namens *Coresium* oder *Coressia*, zugeschriebene Münze wirklich dahin gehöre, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Überhaupt findet man *eine* besondere Münze dieses Namens nicht, wohl aber mehrere Inseln, oder vielmehr Klippen, die den Namen *Corassiae* führen, wie Strabo und Plinius bemerken; besonders sagt Harduin *ad Plinii Hist. nat.* Lib. IV. cap. 23 (T. I. p. 213. lin. 6) sehr deutlich: *Scopuli sunt, quos hodie Dragonisi vocant*; und Martiniere in seinem *Dictionnaire géographique et critique* T. II. P. II (*Haye* etc. 1730) p. 781: *Corasiae, isles de la mer Egée, selon Pline. Strabon les nomme* Κοράσσιαι. *Ce ne sont, à proprement parler, que des écueils, que l'on appelle présentement Dragonisi etc.* Noch ist zu bemerken, dass es höchst ungewiss ist, ob das Wort ΚΟΡΗ den Namen des Orts ausdrücken soll. Proserpina und Minerva haben beide auf Münzen diesen Namen. Da sich nun der Kopf der Minerva auf dieser Münze befindet: so dürfte es wohl nicht so ganz schwer seyn, irgendwo eine Münze angegeben zu finden, wo uns die Aufschrift: ΚΟΡΗ, in Verbindung mit dem Kopfe der Minerva, und dem Bilde einer Biene, etwas ganz anderes lehrte. — Unter den Münzen der Könige von Pontus und des cimmerischen Bosporus zeichnen sich mehrere durch Angaben von Jahren aus, die man bisher noch nicht kannte. — Merkwürdig ist eine Münze von *Heraclea* in Bithynien unter dem Titus geprägt, wo auf dem Rev. der mit dem Löwen kämpfende Herkules vorgestellt ist, N. 4495, so wie auch eine von *Juliopolis* unter Severus, die Eckhel aus diesem Museo bekannt macht. — Eine Autonom-Münze von *Nicäa* mit dem Kopfe der Pallas kannte Eckhel nicht, aber hier findet man eine (Ae. 2) N. 4502. — Kaisermünzen von *Mitylene*, auf der Insel Lesbos, gehören nicht unter die gröfsten Seltenheiten; wohl aber eine M. dieser Art mit den Köpfen des Augustus und Tiberius Ae. 2, die hier zum ersten Male vorkommt, so wie auch eine zweyte mit Commodus, und eine dritte mit Geta. S. p. 209. — Unter den Münzen von *Ephesus* in Ionien zeichnet sich folgendes Stück aus: ΕΦΕ. *Pharetra, ex qua arcus inter duos serpentes; in area dimidia cerva.*)(*Cista semiaperta, e qua prosilit serpens intra coronam ex hedera, et corymbis tectam.* Neumann (P. II. T. I. N. 13) hat sie schon bekannt gemacht. S. hier N. 4857. — Unter den Kaisermünzen von *Smyrna* ist wohl die M. (Ae. 2) mit den drey Köpfen, des Valerianus, der Mariniana und des Gallienus, eine der seltensten. N. 5031. — Nicht weniger selten sind folgende: M. von *Teos* in Ionien mit dem Namen des Präters Severus Aurelius. N. 5039. — Autonom-Münze der Insel *Samos* mit der auf einem Stiere reitenden Europa. N. 5065. — Eine dergleichen von *Taba* in Carien: *Cap. imberbe galeatum.*)(ΙΕΡΟΣ ΜΟΧΕ ΤΑΒΗΝΩΝ. N. 5156. — Ein neuer Typus von einer Autonom-Münze der Insel *Cos*: *Cap. Veneris.*)(ΑСΚΛΕ .... *Leo currens.* Ae. 3. N. 5171. — Dessgleichen von der Insel *Rhodus* mit: ΡΟΔΙΩΝ ΕΠΙ ΔΑΜΑΡΑΤΑΝ. — Eine Münze mit: ΖΕΥС ΘΟΛΥΜΕΥС fand Rec. noch nirgends als hier. N. 5248. Eine Autonom-Münze der Stadt *Adada* in Pisidien kannte Eckhel nicht; hier finden wir eine N. 5284. — Die Kaisermünzen von *Seleucia* in Pisidien fangen bey Eckhel vom Gordian an; hier lernen wir eine vom Hadrian kennen. N. 5295. — Eine Autonom-Münze der Stadt *Aegä* in Cilicien mit der liegenden Ziege führt Eckhel bloss aus dieser Sammlung an. N. 5302. — Eine Kaisermünze der Stadt *Corycus* vom Severus Alexander, die Eckhel nicht kennt, finden wir auch hier N. 5325. — Eine besondere Münze von *Metropolis* in Phrygien mit den Köpfen der beiden Kaiser Philipp, und der Otacilia Severa ist folgende: Μ. ΙΟΥ. ΦΙΛΙΠΠ.... ΜΑ. ΙΟΥ. ΦΙΛΙΠΠΟΝ Κ...... СΕΟΥΗΡΑΝ. *Capita tria.*)(ΕΥΠΟΡΟΥ ΜΗ.., ΝΕΩ ... *Templum sex columnarum, in quo Aesculapius cum Telesphoro stant.* N. 5482. — Desgleichen folgender Typus einer Autonom-Münze von der Stadt *Sala* in Phrygien: СΑΛΗΝΩΝ. *Cap. Herculis nudum*)(ΕΠΙ ΜΕΛΙΝΟС Αρχοντος. *Uva*, welcher auch im Eckhel fehlt. — Eine unangenehme Lücke ist es, dass man hier die Könige von Armenien vermisst. Da sich keine andere Münze dieser Art, als die von Tigranes I in dieser Sammlung befand: so that man allerdings sehr wohl, dass man diese Lücke nicht sichtbar machte, und diese einzige Münze zu den Münzen der syrischen Könige N. 5682 legte. — Die Reihe der syrischen Könige ist ansehnlich, enthält aber doch keine Münze, die nicht schon bekannt wäre. — Die Autonom-Münze von *Commagene* überhaupt, mit dem Steinbock auf dem Avers, und dem Scorpion auf dem Revers, kannte Eckhel nicht. — Merkwürdig ist die Münze von *Hieropolis* in Cyrrhestica unter dem Kaiser Severus Alexander geprägt: СΕΒ. ΑΥΤ. ΚΑΙ. ΜΑΡ. ΑΥΡ. СΕ. ΑΛΕΞΑΝΔΡ. *Cap. rad.*)(ΘΕΟΙ СΥΡΙΑС ΙΕΡΟΠΟΛΙΤΩΝ. *Templum, cui columba insistit, intra quod signum militare; a dextris sedet Jupiter tutulatus, d. sceptrum inter duos boves, a sin. sedet Juno tutulata inter duos leones, d. sceptrum, s. colum; infra leo gradiens.* S. N. 5748. Tab. XXVI, 557. Ae. 1. — In dem Capitel von *Seleucis* und *Pieria* sind die verschiedenen Zeitrechnungen nach Eckhel genau angenommen und mit Münzen belegt. Dass hier die silbernen Kaisermünzen von Antiochien, welche Eckhel von den kupfernen schied, mit diesen vereinigt worden sind, ist sehr consequent gehalten, da auf mehreren von ihnen: S. C. Δημαρχ. Εξουσιας steht. — Erwähnt zu werden verdient auch die Münze des Commodus für die Stadt *Epiphanea*, welche unter den von ihm hieher gehörigen angeführten Kaisermünzen fehlt, so

wie auch eine dergleichen von der Julia Mamäa mit der Fortuna. — Münze des Elagabalus (Ae. 2) zu *Gadara* in Decapoli gehörig, kennt Eckhel aus diesem Museo. — M. der Salonina für *Byblus* in Phönicien geprägt, findet man auch bloss in dieser Sammlung. — Von folgender Autonom-Münze der Stadt *Ascalon* in Judäa hat Eckhel einen anderen Revers: *Cap. Satyri cornu arietino.*)(*Literae incertae in area, hinc inde duo Hermae acutis pileis tecti.* N. 6219. — Als etwas Vorzügliches rühmt Eckhel mit Recht eine Colonieenmünze der Stadt *Rhesäna* in Mesopotamien unter Herennius. — S. 298. N. 6352 erfahren wir, dass die kostbare Sammlung des berühmten Hn. Neumann in Wien sich auch mit in diesem Museo befindet. — Zu den Zierden dieser Sammlung gehören die Münzen der *Sassaniden*, die man nicht leicht in irgend einer Privatmünzsammlung finden wird, nämlich eine vom Artaxerxes und 5 vom Sapor. — Die Reihe der alexandrinischen Kaisermünzen ist sehr beträchtlich, und es befindet sich darunter manches nicht gemeine Stück. Unter anderen rühmt Eckhel, als in dieser Sammlung befindlich, besonders eine Münze (Ae. 1) der Julia Domna, mit der auf dem Revers zwischen 2 Löwen sitzenden Cybele. Die Zahl dieser Münzen geht von N. 6460 bis 7027. — Unter den *Nomis Aegypti* bemerkt Eckhel eine von *Mendesius* unter Antonin dem Frommen, die er bloss aus Harduin kennt, die aber auch hier vorkommt; eine andere von *Panopolites* unter Hadrian, und eine dritte von *Pythenebotes*, auch unter Hadrian, welche beide letztere sich nur hier befinden. N. 7037 und 7040. — Die Autonom-Münze der afrikanischen Stadt *Apis* (mit dem Hafen Batrachus) in der Landschaft Marmarica, worauf ein Crocodil und ein Ibis vorgestellt ist, gehört auch unter die von Eckhel nicht gekannten Münzen. — Eben dieses ist der Fall mit einer Autonom-Münze der Stadt *Heraclea* in Cyrenaica: *Cap. imberbe cornu ariet. armatum*)(ΗΡΑΚΛ.. *Cap. mull. corona fastigiata.* Ae. 3. N. 7092. — Eine wichtige Entdeckung ist eine bisher noch unbekannte Münze der afrikanischen Stadt *Vita* in Byzacene mit den Brustbildern des Kaisers Justin II und der Kaiserin Sophia. N. 7069. — Bloss *diese* Münze, in Verbindung mit zwey oben erwähnten Münzen, nämlich von *Erbessus*, einer sicilianischen, und *Orestia*, einer macedonischen Stadt, sind Gewinn für die alte numismatische Geographie.

Der *zweyte Theil*, der sich bloss mit römischen Münzen beschäftigt, fängt, wie sehr natürlich ist, mit der *Moneta consulari et familiarum* an. Die Zahl der Consularmünzen ist 130, die Zahl der Familienmünzen 1423. — Unter den letzteren zeichnet sich aus: ein Quadrans der Familie *Antestia* N. 60; ein Triens der Familie *Domitia* N. 396; ein Semis der Fam. *Licinia* mit: *Murena*; ein Quadrans der Fam. *Marcia*, mit: *Libo*; Sextans der Fam. *Numitoria* N. 844; Triens der Fam. *Oxeimia* N. 855; Denar der Fam. *Papia*, mit dem Crocodil auf der einen, und dem Nilpferde auf der anderen Seite, N. 886; Triens der Fam. *Pinaria*, mit: *Natta* N. 907; Semis der Fam. *Rusticellia* N. 1052; Quadrans der Fam. *Scribonia*; Triens der Fam. *Sempronia*; Sestertius der Fam. *Sepullia*; Denar der Fam. *Servilia*, mit *Casca*; Quadrans der F. *Silia*; bleyerne Münze der F. *Sosia*; Semis der F. *Statia* mit: *C. Statius*; Denar der F. *Sulpicia* (vermuthlich Gold), einziges Stück, das ehedem der päpstlichen Sammlung gehörte. — Die Zahl der goldenen Kaisermünzen, die man hier findet, ist so gross, dass man in einer Privatsammlung wohl nicht leicht mehr alte römische Kaisermünzen in diesem Metall finden wird, nämlich 1014, und durchgängig, auch in den anderen Metallen, ist die neueste chronologische Ordnung nicht bloss unter den Kaisern überhaupt, sondern bey jeder einzelnen Münze beobachtet. — Unter den goldenen sind zu bemerken ein Quinar des Kaisers *Augustus* mit der auf einer Kugel sitzenden und einen Kranz flechtenden Victoria. — Münzen des Kaisers *Galba* mit: *Libertas restituta*, in Kupfer und in Silber gehören eben nicht unter die Seltenheiten; aber desto seltener ist eine solche in Gold, die wir hier S. 68. N. 105 finden, und ausserdem nur noch im Vatican anzutreffen ist. — Etwas Besonderes ist es, dass man hier auf einer Münze des Kaisers *Trajan* den Sohn des parthischen Königs Pacorus, Parthamasiris, als vor dem Kaiser stehend vorgestellt sieht, da er auf anderen Münzen zu sitzen pflegt. N. 220. — Folgende Goldmünze vom Kaiser *Antonin* dem Frommen fehlt im kaiserlichen Cabinet: *Antoninus Aug. Pius P. P. Protome ejus capite nudo.*)(*Tr. Pot. Cos. III. Imp. in quadrigis lentis stans, d. sceptrum; ante eum stant M. Aurelius et L. Verus ab eo adoptati.* Vaillant rühmt sie. — M. des Kaisers *Septimius Severus* mit: *Liberal. Aug. Cos.*, führt Eckhel aus dem kaiserlichen Cab. in Silber an; dieses Museum besitzt sie auch in Gold. — Nicht weniger selten sind 2 andere Goldmünzen dieses Kaisers, nämlich mit: *Felicitas saeculi* und dem Kopfe der Julia Domna zwischen den Köpfen des Caracalla und Geta, so wie auch mit: *Saecularia sacra* und dem an einem Altare zwischen 4 Figuren stehenden Kaiser. N. 388. 394. 395. — Sehr schätzbar sind auch 2 Medaillons in Gold, der eine von Gordian dem Frommen, der andere vom älteren Philipp, ersterer mit *Mletkrm* & *Mhrtem propugnatorem Pii*, der andere mit: ENTFLOIKCSS (?). — Die Goldmünze der *Mariniana* mit: *Consecratio*, kennt Eckhel bloss aus dieser Sammlung, und eine dergleichen vom *Gallien* mit: *Felicitati Aug.*, kennt er gar nicht, so wie noch einige andere Goldmünzen dieses Kaisers und auch seiner Gemahlin Salonina mit *Concordia Augg.* — Doch selbst alle die vorzüglichen Goldmünzen her zu erzählen, würde zu weitläuftig seyn. Noch weniger aber werden wir alle die merkwürdigen Silber- und Kupfer-Münzen aufführen können; also von beiden nur die allerausgezeichnetsten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

NUMISMATIK.

WIEN (typis Patrum Mechitaristarum): *Musei Hedervarii in Hungaria Numos antiquos, graecos et latinos*, descripsit *C. Michael a Wiczay* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von den *silbernen* Kaisermünzen nur folgende wenige: Medaillon des *Tib. Claudius*, mit: *De Britannis.* — Von einer M. mit dem Kopfe der Gemahlin des Claudius Agrippina auf der einen, und ihres Sohnes Nero auf der anderen Seite, scheint Eckhel zu behaupten, dass solche Münzen in Ephesus geschlagen worden wären; *diese* selbst kennt er aber nicht. — Medaillon: *Diva Augusta Faustina. Protome ejus.*)(*Absque Epigraphe. Duae figurae, muliebris et virilis, lente vehuntur curru a jugo boum, milite pedestre ductore, a latere templum hexastylon etc.* Diese sehr grosse Münze der älteren Faustina war *subaeratus*, wovon noch deutliche Spuren da sind, und ist von dem berühmten Philipp Visconti in einer besonderen Abhandlung beschrieben, die in Rom 1807 herauskam. — Auffallend ist eine Münze des *Sept. Severus* mit: *Boni Spes*, statt: *Bona Spes* oder *Bonae Spei.* S. 172. N. 1573. — Die Münze des jüngeren *Volusianus* mit *Adventus Aug.* kannte man noch gar nicht. N. 2530. Eben so wenig eine M. des *Gallien*, mit: *Salus Ital.*; einen Quinar der *Fausta* mit: *Venus Felix*; einen Denar des *Sebastianus* mit *Virtus Romanorum*; Quinar von *Leo I*, von dem man noch keine Silbermünze gesehen hat; eben so wenig wie vom *Romulus*, von dem man hier auch einen Quinar findet, N. 2965, und noch weniger einen Quinar von einem *Baduela* oder Baduila.

Von *Kupfermünzen* gehört unter die allervorzüglichsten: Eine Münze der *Antonia*, Gemahlin des älteren Drusus, mit: *Paci perp.* (Ae. 2), Münze des *Tiberius* in Grossbronze mit *Clementia Aug.* und einem Schilde, um welches Knaben spielen, S. 223. N. 111. — Unter den Münzen des Kaisers *Commodus* wird der Münzfreund sehr viel Seltenheiten finden, so wie auch unter *Gordian III.* — Die beiden Typos, welche hier von dem Tyrannen *Bonosus* N. 3365 und 3366 aufgeführt werden, kennt Eckhel nicht. — Es gehört schon Glück dazu, eine Münze vom *Martinian* zu besitzen; doch schätzen sich Sammler für glücklicher, wenn sie eine mit *Martinianus* als mit *Martiniano* haben können. Dieses Glück hat der Vf. S. N. 3886. — Von *Constantin dem Grossen* können angehende Münzsammler bald eine grosse Anzahl bekommen, man darf sich also nicht wundern, wenn auch hier die Menge dieser Münzen gross ist: denn sie geht von N. 3887 bis 4037. Dass auch hier so manches seltene Stück darunter ist, kann man sich leicht denken. — Aus einer Münze *Nepotians*, die Eckhel aus diesem Museo anführt, sehen wir, dass Nepotianus auch den Namen Constantinus gehabt habe N. 4216. — Eine Münze des *Decentius* mit: *Victoria Aug. et Caes.*, wird wohl nicht leicht ein Numismatiker kennen. S. hier N. 4245. Eben so wenig eine vom *Constantius Gallus* mit: *Victoria Augustorum* N. 4263; und vom *Eugenius* mit: *Spes Romanorum*, N. 4367. — Eckhel zweifelt mit Banduri, ob eine Kupfermünze vom *Anthemius* existire, und hier finden wir eine N. 4410. — Eine besondere M. ist eine vom *Constantin XII* (Monomachus) N. 4616 mit der Schrift: KE. BOHΘE. τω σω ΔΟVΛΟ cωnτ CEBACT. (*Domine auxiliare Servo Tuo Constantino Augusto*). — Bis jetzt kannte man keine Münze der *Eudocia* anders, als in Verbindung mit ihrem zweyten Gemahle Romanus IV; hier findet man eine mit ihrem Sohne Michael, N. 4622. — Doch für Münzfreunde ist dieses hinreichend, um sie neugierig zu machen, dieses Werk selbst genauer kennen zu lernen. Für andere Leser glaubt Rec. schon zu viel gesagt zu haben. — Den Beschluss machen die *Pondera*. *A. Asses* von N. 1 bis 64; die *Numi contorniati* 1 bis 36; die *Tesserae et numi varii argumenti* von 37 bis 65 und die *Plumbei.* — Bey den Kaisermünzen hat Rec. den einzigen Wunsch, dass die Münzen nicht nach den verschiedenen Metallen eingetheilt seyn möchten.

Wa.

MAILAND, in der kön. Druckerey: *Catalogus Populorum, Urbium et Regum, quorum numi adservantur in museo regio officinae monetariae Mediolanensis.* 1813. 76 S. 8.

Dieser Catalog, der eigentlich nichts enthält, als die *blosse Übersicht* von den Völkern, Städten und Königen, von welchen sich Münzen in dem angegebenen Münz-Cabinet befinden, und zwar blos nach der Zahl und nach den Metallen, ohne einige Beschreibung derselben, scheint, wenn das dadurch angekündigte Werk nicht selbst herauskommt, von wenig Werth zu seyn; wird aber doch schon, der Vorrede wegen, dadurch wichtig, weil wir hier alle diejenigen Sammlungen kennen lernen, die mit dem Münz-Cabinet des vormaligen Vicekönigs von Italien vereiniget wurden, und weil der leidenschaftliche, gelehrte und reiche Münzsammler sich hier vielleicht einmal eine Quelle öffnen kann, aus der er sich manche Lücke in seiner Sammlung ausfüllen könnte, indem hier ein ansehnliches alphabetisches Verzeichniss den Schluss macht, von sol-

chen Münzen, die sich in dieser königl. Sammlung doppelt und mehrmals befinden, und Liebhabern zum Tausch angeboten werden. Da man keine Nachricht von dem Schicksale dieses Münz-Cabinets hat: so ist es vielleicht vor der Hand nicht einmal möglich, mit dem Vorsteher dieses Münz-Cabinets, Hn. *Cattaneo*, welcher der Vf. dieses Catalogs ist, und auch das grössere Werk herauszugeben gedenkt, in Verbindung zu treten; es könnte sich aber doch vielleicht in Zukunft zeigen, dass diese Sammlung gerettet worden wäre, und dass dieses Tauschanerbieten erneuert würde, wodurch ein Leben und eine Thätigkeit unter wichtige Münzfreunde gebracht werden könnte, die einen grossen und bedeutenden Einfluss in die Münzwissenschaft selbst haben würde, wenn interessante Münzen in die Hände von Männern kämen, welche neue Entdeckungen und Erläuterungen darüber mitzutheilen im Stande wären. Die Sammlungen, welche im Ganzen mit diesem ehemaligen königl. Münzcabinet vereinigt wurden, sind folgende: 1) Die Sammlung *des Herzogs Coriolan, Markgr. von Saluzzo*, die sich durch eine grosse Anzahl goldener Kaisermünzen empfahl. 2) Eine auserlesene Suite griechischer Völker-, Städte- und Königs-Münzen von 1700 Stück, welche von dem gelehrten Hn. *Millingen* in Frankreich mit vieler Auswahl und Umsicht zusammengebracht worden waren. 3) Die Sammlung des Grafen *Anguissola*, welche zwar eine grosse Menge unächter Münzen enthielt (vermuthlich um die verschiedenen Fabriken der Münzbetrüger kennen zu lernen), aber doch auch viele seltene und kostbare Stücke. 4) Der ausserordentliche Münzschatz des Hn. *Sanclemente* in Rom, dessen gelehrtes Werk darüber unlängst in diesen Blättern empfohlen wurde. 5) Ein Münzschatz, der sich ehedem in *Venedig* befand, nachher aber, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, von dem damals noch lebenden Herzoge von Modena, Herkules III, nebst anderen literarischen Schätzen, acquirirt wurde. — Überdiess hat der gelehrte Hr. *Cattaneo* auf seinen Reisen durch Italien, die Schweiz, Deutschland und Ungarn jede Gelegenheit benutzt, die sich ihm darbot, um auch aus kleineren Sammlungen einzelne wichtige Stücke zu bekommen, die wesentliche Lücken ausfüllen konnten.

Da diese grosse Sammlung in einer Zeit von nicht mehr als sechs Jahren zusammengebracht wurde: so gehört dieses allerdings unter die merkwürdigen Erscheinungen; indessen, wenn ein König etwas will, und einen so thätigen und kenntnissreichen Mann in Bewegung setzen kann, wie Hr. *Cattaneo* ist: so kann ein solches Unternehmen, besonders in besseren Zeiten, wohl Fortgang haben. Die Zahl der Goldmünzen dieses Cabinets ist 121, die silbernen 1392, und der kupfernen 5948 *salvo errore calculi*; also die Totalsumme 7461. Bedenkt man, dass es schwer seyn würde, in so wenigen Jahren eine so grosse Zahl verschiedener *alter Kaisermünzen* zusammenzubringen, die doch viel häufiger vorkommen: so verdient die Betriebsamkeit des Hn. *Cattaneo* Lob, dass er so viele Völker-, Städte- und Königs-Münzen in sechs Jahren sammeln konnte. Druck und Papier ist so schön, dass man ein Buch aus der bodonischen Druckerey in Parma zu sehen glaubt.

Wa.

GESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Historischer Kalender* von *L. Westenrieder*. Zwanzigster und letzter Jahrgang; erste Abtheilung. 1815. XII u. 298 S. kl. 8.

Der würdige Vf. endigt mit diesem Jahrgange seinen Kalender, welcher den Liebhabern der Geschichte, vornehmlich im südlichen Deutschland, eine so lange Reihe von Jahren hindurch eine unterhaltende und lehrreiche Lectüre gewährte. Die gegenwärtige Abtheilung enthält die Geschichte der Kaiser Karls VII von Baiern, Franz I und Josephs II. Vom Kaiser Karl VII, dessen Schicksale für einen baierischen Geschichtschreiber besonders anziehend sind, führt der Vf. an, dass Karl Albert, schon seit dem siebenten Jahre seines Alters, in Lagen versetzt wurde, welche das Nachdenken wecken, und welche gute Anlagen früher, als ausserdem zu geschehen pflegt, hervorrufen. Er wurde von 1705 bis 1715 (weil sein Vater sich mit Frankreich gegen Österreich verbunden hatte) in österreichischer Gefangenschaft gehalten, und während der Zeit in der wohlthätigen Kunst, mit Wenigem vorlieb zu nehmen, wohlgeübt, übrigens als ein Mann, der sich einst sein Brod durch persönliche Einsicht, Fleiss und Geschicklichkeit selbst sollte verdienen können, in gründlichen Wissenschaften mit einer nicht gemeinen Sorgfalt unterrichtet. Seine Regierung fing er mit einer strengen Hausordnung, mit guten wirthschaftlichen Einrichtungen an. Das Glück seiner Regierung störte aber die misslungene Ausführung des Entwurfes, nach Kaiser Karls VI Tode, wenigstens einen grossen Theil der österreichischen Monarchie sich zuzueignen. Er hielt es nicht für unmöglich, dass Karl VI, zu seiner eigenen Beruhigung, zu dem Entschlusse bewogen werden könnte, den 1727 geborenen Kurprinzen Max Joseph, den Sohn der Marie Amalie, der zweyten Tochter Kaiser Josephs I, mit der Marie Theresie, oder einer anderen Tochter, zu vermählen, und er schickte, von dieser Hoffnung angetrieben, den geheimen Conferenzrath und Oberstallmeister, Grafen von Preysing, nach Linz, als Karl VI, der Jagd wegen, sich (1732) einige Tage hier aufhielt. Als Karl Albert mit dem Kaiser in Burkersdorf eine Unterredung hatte: sagte er zum Kaiser, auf seinen neben ihm stehenden Kurprinzen hinweisend: „möchte dieser Max Joseph doch Ihr Sohn seyn!" (Dieser Auftritt ist auf dem ersten Kupfer vorgestellt.) Was der Vf. von dem österreichischen Erbfolgekriege erzählt, ist aus bekannten Quellen geschöpft. Bey Karls VII Kaiserkrönung zu Frankfurt veranstaltete der französische Bevollmächtigte eine ganz ungewöhnliche Pracht, um dem durch seine Bemühungen erhobenen Kaiser ein desto grösseres Ansehen zu geben. Karl Alberts eben so seltsamer, als unerwarteter Entschluss, aus der Nähe von Wien nach Prag zu rücken, war eine Folge des französischen Einflusses, der den Kurfürsten von Baiern nicht wollte zu mächtig werden lassen, so wie der Besorgniss Karl Albrechts, dass ihm die Sachsen, die schon in Böhmen standen, bey der Besetzung dieses Landes Eintrag thun möchten. Zu diesem ungeheuer schiefen, und in höchstem Missverstande ausgeführten Entschluss kam nun noch eine bittere Unei-

nigkeit, mitunter auch eine gräſsliche Unfähigkeit einiger Generale (die uns der Vf. hätte ſchildern ſollen). Unter den Männern, die auf Karls VII Handlungen einen vorzüglichen Einfluſs hatten, gehörte in den letzten Zeiten ſeiner Regierung der bekannte Feldmarſchall, Graf von Seckendorf, der, Friedrichs II Verſichrung zufolge, dem jungen Kurfürſten, Karls VII Nachfolger, falſche Papiere, untergeſchobene Briefe vorlegte, um ihn für den Abſchluſs des Friedens zu Füſsen zu beſtimmen. In der Geſchichte Franz I führt der Vf. (S. 183) aus der *correspondance de plusieurs personages illustres de la cour de Louis XV*, den Betrag des Geldes und der Menſchen an, die der ſiebenjährige Krieg den an demſelben Theil nehmenden Mächten koſtete. Ohne uns auf eine Unterſuchung des Werthes dieſer Angaben einzulaſſen, bemerken wir nur, daſs die bey Sachſen angegebene Summe von 18 Millionen Francs viel zu wenig iſt, da Friedrich II, wie Jedermann weiſs, jährlich gegen 7 Millionen Thaler aus dieſem Lande gezogen hat. Ehe der Vf. zu Joſephs II Geſchichte fortgeht, theilt er erſt eine Fortſetzung der wiſſenſchaftlichen Geſchichte in Frankreich und Deutſchland mit. Er führt, zum Beweiſe des ſinkenden Anſehens der franzöſiſchen Akademie, den Umſtand an, daſs ſie einſt Commiſſarien ernannte, um den Lockenbau einer Perücke, deren Schöpfer ein Patent zu haben wünſchte, zu unterſuchen. „Nachdem," ſagt er S. 208, „das Bücherſchreiben (in Frankreich) ein ſogenanntes Metier, ein Nahrungszweig, und vollends ein Handwerk geworden war: ſo kamen von ſolchen Schriftſtellern, welche darauf rechneten, daſs ſie, je liederlicher (?) ſie ſchreiben würden, deſto mehr bezahlt und geprieſen werden würden, ganze Schaaren zum Vorſchein; ſie verhielten ſich aber nur wie kleine verächtliche Gebüſchvögel, im Vergleich mit den berüchtigten gewaltigen Uhu's, Voltaire, Jean Jac. Rouſſeau, Diderot, Marquis d'Argens, d'Alembert, Mercier, Raynal u. A., welche zu gleicher Zeit ihr Geſchrey erhuben. Dieſe Männer beſaſsen ungemeine Fähigkeiten, und die Art, mit welcher ſie das ſagten, was ſie ſagten, wenn ſie (es) auch höchſt irrig, falſch und verfälſcht geſagt war, blendete, nahm ein und riſs hin. Die ganze Weltgeſchichte hat in dieſem Fach nichts Ähnliches aufzuweiſen. Die Wirkung ihrer Schriften war einzig, und war verſengend. Man hörte auf, dem König, dem Prieſter, der Regierung zuzu(ge)hören." — Der Vf., deſſen Art zu denken und ſich auszudrücken aus der ausgehobenen Stelle deutlich hervorleuchtet, führt, um den Geiſt der damaligen franzöſiſchen Literatur zu ſchildern, noch Manches aus den Werken franzöſiſcher Schriftſteller an. In der folgenden Darſtellung, beſonders bey der deutſchen Literatur, ſpricht ſich ſehr lebhaft ſein Unwille über dasjenige aus, was, ſeiner Meinung nach, auf das Anſehen der katholiſchen Religion nachtheilig wirkte. Darunter ſcheint er auch die Aufhebung des Jeſuitenordens zu rechnen (welcher der 2 Kupferſtich gewidmet iſt). Er erwähnt bey dieſer Gelegenheit die bekannte Geſchichte, wie Choiſeul, durch die Beförderung dieſer Aufhebung, an den Jeſuiten Rache ausübte. „Männer, die bey allen Beſchuldigungen wider den Orden" (fährt er S. 235 fort) „ihre Beſinnung, Ruhe und Unbefangenheit nicht verloren, machten die Erinnerungen, daſs man ja auch das Feuer, darum, weil es hie und da Unheil verübt haben mag, keinesweges zu vertilgen ſuche u. ſ. w." Ähnliche Geſinnungen ſprechen ſich auch in der nachfolgenden Behauptung des Vfs. aus. „Wenn (ſagt er S. 238) im 16 Jahrhundert eine ganz miſsverſtandene und verunglückte ſogenannte Glaubensreformation, welche den deutſchen Körper auf immer zerſtückelte, entſtand: ſo kam jetzt etwas ohne Vergleich Nachtheiligeres zum Vorſchein; Friedrichs II von Preuſſen unheilbare Eingenommenheit gegen alles Religiöſe u. ſ. w." *Nicolai*, der Herausgeber der allgemeinen deutſchen Bibliothek, habe, vielleicht in Verbindung mit anderen aufgeklärten Männern, daran gearbeitet, den Deismus auf den Thron zu ſetzen; die berliniſche Monatsſchrift habe den Deismus unverholen angeprieſen. Bey dieſer Gelegenheit werden *Bredows* und *Herders* Anſichten von der Geſchichte Jeſu (in den merkwürdigen Begebenheiten und in den Ideen zur Geſchichte der Menſchheit) mit ſcharfem Tadel erwähnt. Vom nördlichen Deutſchland wendet ſich der Vf. zum ſüdlichen, wo man, um nicht ganz aus dem wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe mit jenem herausverſetzt zu werden, für nöthig gefunden hätte, mit einigen zweckmäſsigen Anſtalten einen beſcheidenen Anfang zu machen; aber man ſprach jetzt auch von übertriebenen Begriffen über (in Anſehung) der päpſtlichen Gewalt, von miſsverſtandener Achtung gegen das zahlreiche Mönchsweſen, vom Daſeyn verſchiedener Andächteleyen und Vorurtheile. Von dieſen Betrachtungen geht der Vf. zur Geſchichte Kaiſer Joſephs II über, in deſſen Beurtheilung er viele Mäſsigung beweiſet. (Auf dem dritten Kupferſtich iſt der Auftritt vorgeſtellt, wie der kranke Joſeph den ungariſchen Abgeordneten ihre Königskrone zurückgiebt.) Ig.

Augsburg, b. Walch, in der Expedition der geographiſchen Unterhaltungen und b. Riegel und Wießner: *Die Weltgeſchichte für alle, welche ihr Studium als Bildungsmittel zur edlen Menſchheit betrachten*, von *Kayſer*, Prof. der Philologie und geſchichtlichen Studien am königl. Gymn. zu St. Anna. I Band. 1814. 392 S. ohne Vorr. und Titel. II Band. 1814. 284 S. III Band. 1815. 256 S. 8. Mit Kupfern und Charten.

Der Vf. dieſer Weltgeſchichte unterſcheidet ſich von anderen Bearbeitern ſeines Gegenſtandes dadurch, daſs er ſeine Gewährsmänner nicht nur oft ſelbſt reden läſst, ſondern daſs er auch Erzeugniſſe des Geiſtes, die der gelehrte Geſchichtſchreiber für ſeine Leſer nur hiſtoriſch zu berühren braucht, unmittelbar in ſein Werk einflicht. Dahin gehören z. B. althebräiſche Geſänge, Stellen aus Zoroaſters Geſetzen, aus Homers Gedichten u. ſ. w. Sein Buch erſchien, wenigſtens Anfangs, in wöchentlichen Lieferungen von einem halben Bogen. Es ſoll eigentlich einen Commentar über *Heerens* Handbuch der Geſchichte des Alterthums abgeben; auch iſt Manches aus demſelben abgeſchrieben. Im erſten Bande wird die Geſchichte der älteſten Staaten abgehandelt. Babylon wird nach

Herodot umständlich beschrieben; dagegen springt die hebräische Geschichte, auf Einer Seite, von Abraham bis Moses, dessen letzte Rede fünf Seiten füllt. Es werden auch ferner viele Gedichte eingewebt. Der zweyte Band ist mit der Geschichte von Griechenland angefüllt; der dritte erzählt die Geschichte von Alexander dem Grossen, von Athen u. s. w. Die Geschichte des peloponnesischen Krieges ist aus Thucydides abgeschrieben, und so besteht auch der übrige Theil dieser Weltgeschichte grösstentheils aus Compilation. Aus diesem Grunde ist der Vortrag nicht leicht, nicht anschaulich genug. Eine nützliche Zugabe dieses Werkes sind die Kupfer und Charten, die freylich einen sehr verschiedenen Werth haben; wahrscheinlich sind sie schon bey anderen Werken gebraucht worden, u. vielleicht verdankt ihnen diese Weltgeschichte ihren Ursprung. Diese Weltgeschichte kann übrigens das Verdienst haben, bey jungen Leuten den Geschmack für die Geschichtkunde so rege zu machen, dass sie die ächte Geschichte den historischen Romanen vorziehen.

Berlin, gedr. b. Quien; zu finden bey dem Vf. und auf den Postämtern der Hauptstädte in Pommern und der Mark: *Historischer Katechismus für Bürgerschulen;* zum Besten der tapferen vaterländischen 1813 und 1814 verwundeten Krieger, herausgegeben vom Prediger *Stolzenburg* und Conrector *Baum* in Demmin. 1814. IV u. 431 S. 8. (16 Gr.)

Dieser historische Katechismus, der sich mehreren anderen zugesellt, hat die Bestimmung, 1) eine allgemeine Beschreibung der Erde, 2) von der Geschichte jedes Welttheils eine aufklärende Übersicht seiner vornehmsten alten und neuen Länder in physischer und politischer Hinsicht mitzutheilen. Unter dem Texte sind Fragen angebracht. Da die Veranlassung dieses Buches so löblich ist: so darf die historische Kritik es nicht so genau nehmen. Die Geschichte wird nur bis zu Christi Geburt fortgesetzt, und es bleibt dem Lehrer noch manche Gelegenheit zu Erläuterungen übrig. Zuerst kommt die geographische Darstellung. Hierauf folgt: das erste Menschengeschlecht; Überblick der alten Geschichte, der Geschichte der Hebräer oder Juden. An diese reihen sich biographische Nachrichten von Abraham (dem Gottesfürchtigen?), Joseph (dem Tugendhaften), Moses (dem Heerführer?), von Samuel, Saul, David, Judas Makkabäus an. Von diesen geht es zu den Phöniciern, Babyloniern, Assyrern, Persern fort. Bey Afrika wird, nach der Landbeschreibung, erst von Ägypten, hernach von Karthago gehandelt. In Europa sind Altgriechenland und Italien die Gegenstände der Darstellung. Man sollte fast auf den Gedanken gerathen, dieses Buch wäre noch vor dem Jahre 1806 gedruckt worden: denn S. 196 kömmt ein österreichischer, ein baierischer, ein schwäbischer Kreis vor, und nach S. 200 war das Königreich Sachsen schon am 14 Nov. 1814 mit der preussischen Monarchie vereinigt. Nach S. 220 hat der Hekla eine Höhe von 150 Ellen.

Ig.

KURZE ANZEIGEN.

Geographie. 1) *Leipzig*, b. Hinrichs: *Kleine Geographie oder Abriss der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde*, nach den neuesten Bestimmungen für Gymnasien und Schulen unter D. *Christ. Gottfr. Daniel Stein* u. s. w. Mit einer hydrographischen Charte der ganzen Welt. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage vom Jahr 1815, berichtigt ausgegeben im Nov. 1814. (Die durch den pariser Frieden vom May 1814 bewirkten sind auf einem besonderen Bogen abgedruckt.) X u. 253 S. 8. (16 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Neuer kleiner Schulatlas, mit besonderer Hinsicht auf die geographischen Lehrbücher von Stein.* 1813. I Heft. 9 Bl. II Heft. 8 Bl. 4. (16 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Neuer Atlas der ganzen Welt nach den neuesten Bestimmungen, für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäfts-Leute jeder Art, Gymnasien und Schulen, mit beständiger Rücksicht auf die geographischen Lehrbücher von Stein.* 1814. 14 Bl. Fol. (3 Rthlr.)

Der Vf., der seit einiger Zeit sein ganzes Bestreben darauf richtet, sich an die fleissigsten Geographen unseres Vaterlandes anzuschliessen, und der dieses Bestreben auch mit ziemlich glücklichem Erfolge gekrönt sieht, liefert hier verschiedene Werke, durch welche er diesen Erfolg zu befestigen sucht. Das erste hat die Absicht, politische Erdkunde zu lehren, und das, was in der mathematischen, physischen Geographie im Allgemeinen gelehrt wird, auf jedes einzelne Land anzuwenden. (Dies[illegible] wohl etwas, das man von jedem brauchbaren [illegible] doch [illegible]graphie mit Recht fodern darf.) [illegible] Lehrbuche der Geo[illegible] von der [illegible] Die Darstellungsart des Vfs. ist auch [illegible] der natürlichen Methode weit entfernt, bloss statistisch. Da[illegible] kommen auch bey den Beschreibungen der Länder und Städte so weitläuftige Verzeichnisse aller Zweige von Betriebsamkeit vor, von welchen doch nur die wichtigsten angeführt werden sollten. Die grossen Veränderungen, die sich in der Verfassung der europäischen Staaten ereignet haben, werden bald eine neue, ganz umgearbeitete Ausgabe dieses Lehrbuches nöthig machen. Alsdann möchte auch Manches im Einzelnen noch einer Berichtigung bedürfen. Doch jedes geographische Lehrbuch enthält, wenn es nicht in jedem Lande, in jeder Hauptstadt berichtigt wird, eine grosse Menge Fehler, und die Menge dieser Fehler ist verhältnissmässig um so grösser, jemehr die geographischen Notizen in einen kleinen Raum zusammengedrängt sind. Die dem gegenwärtigen Lehrbuche beygefügte Charte stellt die Flüsse, die doch den Hauptgegenstand derselben ausmachen, zu undeutlich dar.

Von dem kleinen Schulatlasse sind zwey Hefte erschienen. Der erste stellt, auf 6 Blättern, die verschiedenen Hemisphären, sodann Asien, Afrika, Europa und Amerika, letzteres in 2 Blättern, dar. Die Charte von Europa zeigt die Verfassung, die vor dem pariser Frieden Statt fand. Warum sind Bourdeaux (Bordeaux), Lyon und andere grössere Städte mit kleineren Lettern, als Bayonne, gestochen? Auf der Charte von Nordamerika muss, im nordamerikanischen Freystaate, statt Kaleigh, Raleigh stehen. Die Charten sind gut gestochen, und auf gutem Papiere abgedruckt. Der zweyte Heft enthält, auf 6 Blättern, die Charten von Deutschland, vom französischen Kaiserthum, von England, Spanien, Italien und der europäischen Türkey, und von den nordischen Reichen. Auf der Charte von Deutschland ist die Schrift gar zu klein, und durch die bunten Grenzlinien noch undeutlicher gemacht. Warum steht auf dieser Charte ganz Preussen, Ungarn und Italien bis nach Florenz? Deutlicher und brauchbarer sind die übrigen Charten dieses Heftes. Auf der Charte von England fehlt Schottland und der westliche Theil von Irland.

Der neue Atlas liefert sehr brauchbare Charten, die [illegible] der neuesten Verfassung der Staaten gemäss, abgefreyn[illegible] [illegible]. Es sind ihnen historische, statistische, ändert werden mu[illegible] nicht nur in deutscher, politische und militärische Tabellen, zugesellt, und der sondern auch in französischer Sprache einiger Unrichauf ihre Ausarbeitung gewendete Fleiss ist, Am wenigsten tigkeiten ungeachtet, nicht zu verkennen. die weerscheint er jedoch in den historischen Übersichten, der fasslich noch richtig genug abgefasst sind.

Ig.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Über Grundsteuer in Deutschland und vollständiger Abriss der westphälischen Finanzgeschichte und der Verwaltung des Staats-Vermögens im ehemaligen Königreiche Westphalen.* 1814. Erster Theil. 328 S. Zweyter Theil. 333 S. mit Inhalts-Anzeigen, ohne Vorrede, 8.

Directe Steuern sind immer besser, einfacher, leichter zu übersehen und zu erheben, als die indirecten. In jenen tappt die Finanz-Regierung nicht im Dunkeln, weil sie eine bestimmte Summe festsetzen, auf die sie im Voraus sichere Rechnung machen kann. Der gröste Theil der indirecten Steuern hingegen hat diese Eigenschaften nicht; die meisten lassen keine, als etwa eine drückende, der natürlichen Freyheit und dem Nationalverkehre lästige Controlle zu, und wirken sehr nachtheilig auf die Moralität der Nationalglieder, auf ihren Fleiss, und auf ihre Industrie. Ist nur eine directe Steuer, und keine indirecten, in einem Staate angenommen: so werden, wenn nicht unregelmässige, und solche Gegenstände zur Steuer gewählt sind, die an sich eine Ungleichheit verursachen, diese Gegenstände nicht doppelt besteuert; die indirecten Steuern hingegen, wenn neben ihnen auch noch directe Steuern Statt finden, werden immer auf diese zurückwirken, und bald eine doppelte, dreyfache, bald mehrfache Besteuerung für eben dieselben Gegenstände verursachen. Hierauf kann man die Finanz-Regierungen nicht aufmerksam genug machen.

Der Vf. stellt in der Einleitung einen ganz engen, buchstäblich-beschränkten Begriff von der *Grundsteuer* auf, und eben dieser beschränkte Begriff hat ihm die Grundsteuer in einer ganz anderen Eigenschaft dargestellt, als sie bisher in Deutschland, und in der Lehre der Staatswirthschaft angenommen worden ist. Er sagt, die in Deutschland vorhandenen verdienen den Namen Grundsteuern nicht, sondern sie seyen *partielle Einkommens-Steuern.* Diess sind alle Steuern an sich, weil ein jedes Nationalglied seinen ihm gehörigen Theil entrichten muss; und wenn sie bloss das Einkommen, und bey Grund und Boden den Ertrag, und zwar das reine Einkommen, den reinen Ertrag, treffen: so sind sie gerade dem Nationalwohlstand und den Gesetzen der Nationalökonomie angemessen. Das Problem, ob der Ansatz der Grundsteuern den *fünften Theil* des reinen Ertrags aus dem Grunde und Boden, ohne den Bauernstand an Bettelstab zu bringen, ausmachen könne, will der Vf. durch folgende zwey Sätze lösen: 1) *durch Aufstellung eines richtigen Begriffes von der Natur und dem Wesen der Grundsteuer*, und 2) *durch das Veranschlagen und in Abzug Bringen dessen, was auf dem Bebauer des Grundes und Bodens an Abgaben aller Art liegt.* In der Auseinandersetzung des ersten Punctes hat er Recht, wenn er sagt, dass man nicht nach historisch-empirischer Kenntniss allein, sondern auch nach physikalisch-chemischer Beschaffenheit des Bodens die Grundsteuer ausmitteln müsse. Allein freylich in der wirklichen Ausübung und Vollziehung dieser Bonitirung ist bey den Regierungen bisher die erste Art mehr berücksichtigt worden, da man doch beide Arten hätte mit einander verbinden können. Was indess die Regierungen bisher gethan haben, ist keine Norm für die reine Lehre von der Festsetzung der Grundsteuer. Der Vf. behauptet: wenn die Grundsteuer nach der historischen Beschaffenheit des Bodens ausgemittelt werde: so sey das Product der Industrie, der Geld- und Arbeits-Rente öfters mit enthalten; desswegen arten auch die Grundsteuern in partielle Einkommens-, also persönliche Steuern aus. — Nicht der Boden an sich, sondern nur die Producte, der Ertrag, desselben können steuerbar seyn, weil der Eigenthümer eines Grundstückes, welches keine Producte ausbeutet, wenn er aus demselben eine Steuer bezahlen müste, eben dadurch an den Bettelstab kommen würde. Es wäre eine Vermögenssteuer, ohne Rücksicht auf dessen Ertrag, die der Vf. S. 8 verwirft. — Wenn überhaupt eine Steuer von einem anderen Objecte, als dem Einkommen, erhoben wird: so ist sie immer dem Nationalwohlstande schädlich. Sie greift stets das Vermögen, die Capitale des Nationalgliedes unmittelbar an, verringert sie, und die Regierung soll diese Theile den Nationalgliedern heilig erhalten und sicher stellen. Wird daher von einer Grundsteuer die Rede: so kann sie nicht in dem bloss auf den Flächenraum beschränkten Begriffe genommen werden. Hat ein Nationalglied auf schlechten Boden Capital und Arbeit verwandt, und kann es nachweisen: so muss man es ihm so lange nicht in der durch die Verwendung des Capitals und der Arbeit erlangten Eigenschaft besteuern, bis dieser Aufwand durch den grösseren Ertrag ausgeglichen ist, und diess heisst dann nicht die Industrie besteuern. Eine Steuer aus dem todten Grunde und Boden, aus dem blossen Flächeninhalte, ohne Rücksicht auf den Ertrag, wäre eine Sünde, und der grösste Nachtheil für den Nationalwohlstand. Das Princip der Nationalökonomie leidet nie, dass ein Grundstück, welches keinen Ertrag gewährt, besteuert

werde: denn eine solche Steuer würde direct das Capital, das Vermögen, also hier den positiven Werth des Grundstückes, den Fonds selbst, angreifen; nur der Ertrag des Grundes und Bodens ist steuerbar. Der Vf. will die spitzfindigen, ausgegrübelten, und praktisch unnützen Distinctionen einiger staatswirthschaftlicher Schriftsteller hier in Anwendung bringen, und unter dem *reinen Ertrage des Grundes und Bodens* dasjenige verstehen, was, wenn die Capital- und Arbeits-Rente abgezogen ist, von dem Ertrage alsdann noch übrig bleibt. Praktisch-unnütz ist diese Absonderung und dieser Abzug, weil man ausserdem die Capital- und Arbeits-Rente, so wie jedes Einkommen, noch besonders besteuern müsste, und dadurch die Steuersysteme noch verwickelter machen würde. In der praktischen Finanzwirthschaft wird es einfacher und leichter, wenn man den reinen Ertrag aus dem Grund und Boden dergestalt ausmittelt, dass von dem Totalertrage eines jeden Grundstückes, das einen Besitzer hat, eine verhältnissmäsige Quota für die Culturkosten und für die absoluten Bedürfnisse des Besitzers mit seiner Familie, worunter dann schon die Capitals- und Arbeits-Rente steckt, in Abzug kommt; was über diesen Abzug noch übrig bleibt, ist der reine Ertrag des Grundstückes. — Was der Vf. mit dem fünften Theile des reinen Ertrages, als Grundsteuer, will, bezieht sich auf das Steuersystem des Königreichs Westphalen, also auf Particularverhältnisse, welche im Allgemeinen eines Steuersystems nicht, sondern nur im concreten Falle, wie weiter unten in der Finanzgeschichte berührt wird, in Betrachtung kommen. Was das Veranschlagen und in Abzug Bringen der auf dem Grundstücke liegenden Lasten und Abgaben, mithin Geld-, Frucht- und Kuchen-Zinsen, auch Zehnten, Spann- und Hand-Dienste betrifft: so versteht sich von selbst, dass dergleichen Lasten und Abgaben von dem Totalertrage abgezogen werden müssen, wenn überhaupt dergleichen Lasten und Abgaben nicht allgemein aufgehoben werden: denn sonst käme kein reiner Ertrag heraus. Diese Leistungen sind eigentlich schon eine Steuer, und man würde im Nichtabziehungsfalle eine doppelte und sehr drückende Steuer adoptiren, die ungerecht wäre. Allein eine gute und consequente Organisation des Steuersystems erfodert die Abschaffung aller solcher, noch aus dem Lehnsnexus entsprossener Lasten und Abgaben; und wenn sie einem anderen Herrn, als der Finanzregierung, zustehen: so muss man auf eine gemäsigte Ablösung derselben den Bedacht nehmen. §. 5 behauptet der Vf., dass Kriegerfuhren und Einquartierungslasten in die Kategorie der Territorial-Steuern gehören, die von dem Grundsteuerverhalt abgezogen werden sollen. Diese Leistungen sind, nach richtigen staatswirthschaftlichen Grundsätzen, eigentlich eine Last, die nach persönlichen und Local-Verhältnissen geleistet, aber nach dem Steuerfusse, nach dem Einkommen auf alle Staatsglieder repartirt werden muss, so dass diejenigen, welche diese Leistungen treffen, dieselben *in natura* zu übernehmen haben, hingegen auf alle Mitglieder des ganzen Staats nach dem Einkommen in Geld angeschlagen werden müssen. Wer nun mehr geleistet hat, als ihn sein Antheil trifft, wird mit Bezahlung an Gelde, gegen diejenigen, die keine Leistungen *in natura* prästirt haben, und in Gelde bezahlen müssen, ausgeglichen: denn nicht nur die Grundstücksbesitzer, sondern auch die Gewerbsleute und die Capitalisten, und wer steuerbares Einkommen hat, müssen dabey in Anzug kommen. An mehreren Orten, und besonders §. 12, spricht der Vf. von Heruntersetzung der Grundsteuer, so wie er immer nur das königlich westphälische Steuersystem im Sinne zu haben scheint. — Bey einem einfachen, gerechten und consequenten Steuersysteme bonitirt man vorher den Flächeninhalt des sämmtlichen fruchtbaren Bodens im ganzen Staate, lässt ihn also vermessen, und schätzet jedes einzelne Grundstück eines Besitzers, mit gemäsigten Grundsätzen, nach seinem *reinen Ertrage*, wovon natürlich alles Gehörige in Abzug gebracht werden muss. Auf verhältnissmässig ähnliche Weise bonitirt man auch die Gewerbe und andere Gegenstände, die man mit directen Steuern in das Steuersystem aufnehmen will, nach ihrem reinen Ertrage. So ergiebt sich nun das Steuercapital im ganzen Staate. Da nun die Finanzregierung, mittelst eines Etats oder Budjet, auch den Aufwand der ökonomistischen Staatsorganisation berechnet und bestimmt haben muss, und die Staatsbürger zusammen denselben zu bestreiten schuldig sind: so wird dieser nach seiner Grösse auf die Grösse des Steuercapitals berechnet, und bestimmt, wie viel den Gulden oder Thaler des Steuercapitals trifft. Die Staats-Regierungs-Bedürfnisse steigen und fallen, je nach Verhältnissen und Zufällen, die sich ereignen: daher bleibt auch die Quote, welche den Thaler oder die Steuereinheit trifft, sich nicht alle Jahre gleich; auch sie fällt und steigt mit den Bedürfnissen, welche die ökonomisch eingerichtete Staatsorganisation nöthig hat. Eine ökonomistische Staatsorganisation aber ist diejenige, welche nicht mehr und nicht weniger Kosten haben darf, als gerade die vollkommene Erreichung des Staatszweckes, die Erhaltung und Bewahrung des Staatsvereins auf dem kürzesten Wege nothwendig erfodert. Auf diese Weise bedarf es weder einer Heruntersetzung der Grundsteuer, noch einer Bestimmung derselben auf einen Fünftheil. Diess ist die allgemeine Ansicht, die auf alle Staaten, und auch auf die deutschen passt. Hatte die königl. westphälische Finanzregierung ihr Steuersystem nicht so adoptirt; hatte sie einen Fünftel des reinen Grundertrags bestimmt, und diesen reinen Grundertrag nicht in seiner Wahrheit ausgemittelt: so ist diess nicht von der Grundsteuer in Deutschland allgemein, sondern nur von der Grundsteuer in Westphalen zu sagen, indem nicht überall in Deutschland der fünfte Theil des reinen Grundertrags bestimmt ist. Der Vf. mag gegen das Steuersystem im Königreiche Westphalen mit Recht eifern: denn es war, wie das französische, abscheulich. Die Finanzregierung hatte, wie die französische, die verderbliche Maxime: *nur zu nehmen, wo zu nehmen ist, und nur darauf bedacht zu seyn, die Cassen zu füllen, es komme, woher es wolle.* Daher unterschreibt Rec. recht gern, was

§. 13 gesagt wird. Übrigens ist der fünfte Theil von dem reinen Ertrage aus Grund und Boden, wenn derselbe richtig ausgemittelt ist, keine grosse Abgabe: denn es bleiben dem Besitzer des Grundstückes, oder dem Contribuenten immer noch vier Fünftheile übrig. — Was der Vf. in Beziehung auf die Gegeneinanderstellung der verschiedenen Grund- und anderen Steuern, als der kurhessischen und der göttingischen, (§. 15) sagt, kann nicht angenommen werden. Er behauptet nämlich von der Licent und Accise, die im Göttingischen die Haupt-Staatsregierungs-Einnahmen wären, also von der Consumtionssteuer, *dass ein Jeder nach dem Masse seines Vermögens steuerte.* Diese Behauptung ist grundfalsch: denn es kann ein sehr Reicher wenig verzehren, und ein Armer *muss* oft viel verzehren, wenn er eine zahlreiche Familie hat; in diesem Falle zahlt der Arme mehr, als der Reiche. Man könnte dem Vf. hier völlige Unkunde in den staatswirthschaftlichen Grundsätzen zuschreiben, wenn er nicht in der Folge bey der Geschichte der Finanz-Verwaltung bessere geäussert hätte. Er heisst das gut, wenn ein Steuer-Contribuent nach Gefallen viel oder wenig verzehren, also viel oder wenig Steuer zahlen könne. Ein jeder Staatsbürger *soll* und *muss* nach seinem Einkommen zu den Staatszwecks-Bedürfnissen beytragen, es kann und darf nicht in seiner Willkühr liegen, *was* und *wie viel* er beytragen will; und eine Consumtions-Steuer bewirkt eben diese ungerechte Ungleichheit. Der Reiche *soll* und *muss* mehr geben, damit der Arme desto weniger geben dürfe, und bey einer Consumtions-Steuer ist diess gerade nicht der Fall, da zahlen beide in einem unrechtmässigen Verhältnisse gleich. Zur Bekräftigung dessen empfehlen wir dem Vf. das Werkchen: *Über die Consumtions-Steuer* von Dr. *Eschenmayer*, Heidelberg 1813. — Dass im Kurhessischen Armuth und im Göttingischen Wohlstand war, kömmt wahrlich nicht dort von der Grundsteuer, und hier von der Licent und Accise her: denn nach dieser Besteuerung müsste der Zustand gerade umgekehrt seyn, weil alle indirecten Steuern, worunter die Consumtions-Steuern gehören, mehr schädlich, als vortheilhaft, für den Nationalwohlstand sind. Der Grund davon liegt tiefer. Wenn in Kurhessen die Bestreitung des ganzen Staatsregierungs-Aufwandes auf dem Grundertrage lag, und die übrigen Stände nichts oder wenig beytrugen: so muss freylich der Bauerstand arm gewesen seyn. Ein tieferer Grund aber bleibt immer der, dass der damalige Regent zu viele Schätze gesammelt hat, die dem Nationalverkehr entzogen wurden, und der hessische Bauerstand nicht viele von solchen Urproducten erzeugen konnte, die in das Ausland abgesetzt wurden. In Hessen mussten die Abgaben im Ganzen sehr viel betragen, weil der Regent immer ein unverhältnissmässig grosses stehendes Militär hielt, und zu diesem zu viele productive Hände dem Bauerstande entzog, was alles im Göttingischen früher nicht der Fall war. Hiezu kömmt noch, dass die englische Regierung keine Steuern für sich bezog, sondern nur so viel erhoben wurde, als ganz Hannover, ohne Hof und grosses Militär, zu seiner Subsistenz gerade nöthig hatte; und wie viele Summen schickte oft England noch herüber?

Mit dem dritten Abschnitte beginnt der eigentliche Zweck des ganzen Werks, nämlich ein *vollständiger Abriss der westphälischen Finanzgeschichte und der Verwaltung des Staatsvermögens.* Wir können nur die Hauptsachen dieser merkwürdigen Finanzgeschichte und die wichtigsten gegebenen Gesetze berühren, und folgen dem Vf. in seiner angenommenen chronologischen Ordnung, nämlich nach den Finanzjahren. — Die Ansichten des §. 16 sind sehr richtig. Dass gezwungene Anleihen, Papiergeld, Reduction der öffentlichen Schuld auf $\frac{1}{3}$ des Nominalwerths, neben anderen drückenden Leistungen, der Mangel an Münze, und der Verlust des öffentlichen Credits das Königreich Westphalen zu Grunde richten mussten, dass sich der Geist der niederträchtigen französischen Fiscalität mit dem der deutschen vereinigt, und so die höchste Stufe fast in allen deutschen Staaten erreicht habe, ist keinem Zweifel unterworfen. — Von §. 17 bis 27 beschreibt der Vf. die Constitution des Königreichs Westphalen in finanzieller Hinsicht, und wie in Ansehung der Domänen und anderer öffentlicher Güter verfahren worden sey, ferner dass die Foderung des französischen Kaisers an Domänen für sich anfänglich zwey Millionen Franken gewesen, nachher aber durch eine ungeschickt abgeschlossene Convention des Staatsraths *Malchus* auf sieben Millionen gestiegen sey. — Wie es mit den öffentlichen Schulden sollte gehalten werden, und wie alle diese Puncte in Vollzug gesetzt worden seyen, das werde die Schrift in der Folge darlegen. — Aus der Geschichte, wie es mit der Grundsteuer zugegangen sey, §. 28—44, erhellet, dass eine in der Wirkung der ehemaligen unter den Generalpächtern Frankreichs Statt gehabten Steuererhebung gleiche Steuerrepartition verordnet war, dass Hr. *von Berlepsch* sich mit Recht dagegen geäussert habe, desswegen auch späterhin aus der Liste der Staatsräthe ausgestrichen, ferner der Staatsrath *Malchus* wegen seines groben Betragens von dem Vortrage in der Versammlung der Reichsstände ausgeschlossen worden sey, und endlich dass man eigentlich die Ausmittelung des reinen Ertrags aus dem Grunde und Boden nicht richtig getroffen habe, woher dann das Drückende und Schädliche dieser Grundsteuer entstanden sey. — §. 55 enthält die Gewerbssteuer, welche, ganz nach der französischen Methode, in eine Patentsteuer verwandelt wurde, die der Vf. für gut hält. Nach rein staatswirthschaftlichen Grundsätzen soll diese nicht auf einem unrichtigen Massstabe, wie die französische, beruhen, sondern sie soll nicht für immer bey einem Individuum sich gleich bleiben, ohne Rücksicht, ob das Einkommen des Gewerbsmannes steigt oder fällt, weil nur das wahre wirkliche Einkommen der Massstab einer Steuer seyn kann. — §. 57 werden noch andere Gesetze beschrieben, als: a) wegen der Einrichtung von Polizeygesetzen in den Municipalitäten; b) wegen der Dispensation vom Eheverbot zwischen Schwäger und Schwägerinnen; c) wegen der bürgerlichen Pro-

cessordnung: welche Gesetze einigermaſsen auf den Vermögenszustand wirkten, und solche Neuerungen enthielten, die sich mit dem deutschen Charakter nicht vertragen, und hier sehr gut geschildert werden. §. 58 giebt das jährlich festzusetzende Budjet, und enthält ganz richtige Bemerkungen darüber. §. 59 begreift das Verzeichniſs des Staatsregierungs - Bedarfs, der im Ganzen für das K. Westphalen 37,355,000 Franken betrug. §. 61 führt der Vf. neben anderen Decreten auch die Forstordnung vom 29 März 1808 an, und äuſsert sehr gute Bemerkungen über das Forstwesen, welches nach der Lage des K. Westphalen wirklich miſsbraucht ward, und wegen der Abhängigkeit des Holzpreises von der Regierung den Charakter einer wahren Besteuerung annahm. — Die Beschreibung der Finanzoperationen, mittelst gezwungener Anleihen von 20 Millionen Franken, mittelst der Personal - Familien - Steuern von 4,040,000 Franken, mittelst der Operationen der Amortisations - Casse und der indirecten Steuern (§. 64 bis 72), ist ein Beweis, wie schändlich und barbarisch die Finanzregierung verfuhr, um die westphälischen Unterthanen um ihr Vermögen zu bringen. Es ist empörend, solche Thatsachen zu lesen. Hier schlieſst sich das Finanzjahr 1808. Zu dergleichen niedrigen Finanzoperationen im J. 1809 gehören: Der Miſsbrauch der Salzquellen; das Einziehen des Vermögens der aufgehobenen Zünfte und Innungen; das Einfodern gewisser Zulagscentimen von jedem Departement; das abgefeimte und hinterlistige Ersparen von Staatsraths - Besoldungen, welche nach dem Fundamentalgesetze der Kronschatz zu zahlen gehabt hätte, und die auf die Staatscasse geworfen wurden; der Plan des Staatsraths *Malchus* zur Einführung eines Papiergeldes oder gewisser Cassenbillets, der abscheulich war, aber nicht durchging; der Verkauf der Klöster; das Discontiren von Staatsactivcapitalen, welches beides in den Kronschatz eingezogen wurde; das Decret über die Verwaltung und Erhebung der Consumtionssteuern, worin unter anderen verordnet wurde, daſs die schon veraccisirten, und noch als Vorrath vorhandenen Waaren aufgenommen, und nach jetzt erhöhter Accise nachbezahlt werden sollten; das Decret einer Stempelabgabe, welche von den Reichsständen verworfen ward, aber im Jahre 1810 wieder, und im Jahre 1812 noch ein Mal geschärft erschien; der Miſsbrauch der Lehens - Allodificationen; das Decret wegen einer Abgabe, als Eingangszoll, von ausländischen Waaren an 6 Procent; das strenge Executionsdecret zum sicheren Eingange der Grundsteuer, die Vereinigung der Güter des deutschen Ordens mit den Krondomänen, und die schändliche Behandlung der Ordensritter dabey; die Erhöhung des Preises des zu verkaufenden Salzes, und noch mehrere weniger bedeutende Verordnungen (§. 74 bis 108). Das Jahr 1810 und mit demselben die Versammlung der Reichsstände eröffnete sich erst nach der Zurückkunft des Königs aus Paris, und zwar aus der Schule des berüchtigten Polizeyministers Fouché. Die Redner des Staatsraths, Leist, Malchus, v. Martens und von Pestel, hielten Reden gegen ihre innere Überzeugung, und der ehemalige Bürgermeister und Reichsstand Wilmerding empfahl den Reichsständen zur Annahme die Erhebung der Foderungen und Capitale, welche der König dem Kaiser der Franzosen abgetreten hatte, wofür auch Wilmerding den Orden der westphälischen Krone erhielt. Zuerst wurde wieder, wie vorher, das Staatsbudjet vorgetragen und die Abgaben dazu bestimmt, wobey die Regierung den fundamentalgesetzmäſsigen Ansatz der Grundsteuer nicht eingehalten habe. Gleich im Anfange dieses Jahres wurde der Vorschlag zu einem königl. Erziehungshause für die Töchter der Mitglieder des Ordens der westphälischen Krone gemacht, nach welchem die Zöglinge bey ihrer Verheyrathung einen Brautschatz von 12,000 Fr. erhalten sollten, und das wallensteinische Capitel zu Homberg wurde dem Groſskanzler dieses Ordens unterworfen. Dieses Institut hielt das Publicum für ein honettes Bordell, welches aber nicht zu Stande kam. — Um diese Zeit wurde das Königreich Westphalen ansehnlich vergröſsert, dem Könige eine Civilliste von sechs Millionen Franken verwilligt, das Contingent zum Rheinbunde auf 26000 Mann gesetzt, und ausgemacht, daſs 18,500 Mann französischer Truppen, worunter 6000 Mann Cavallerie begriffen, bis zu Ende des See - Kriegs von dem Könige bezahlt, gekleidet und unterhalten werden sollten. — Dann ein abermaliges Gesetz wegen der Patentsteuer, wegen des Verkaufs und der Besteuerung des Salzes, wegen Accisen und Licenten; — ein Entwurf zu Einführung einer Stempelsteuer, welcher von den Reichsständen nicht sanctionirt, aber späterhin durch ein Decret mit Umgehung der Verfassungsurkunde darüber, in Ausführung gebracht wurde. — Jetzt erfolgte ein abscheuliches Decret, aus der Fabrik des Finanzministers Malchus, das alle Communalschulden für Staatsschulden erklärte, und also den Gläubigern, ohne ihre Einwilligung, andere Schuldner, als mit denen sie contrahirt hatten, unterlegte. Da die Regierung bankerott war: so hieſs dieſs nichts anderes, als die Gläubiger um ihre Capitale bringen. — Um dem Adel der Stadt Hannover, gegen den der König einen Widerwillen hatte, einen empfindlichen Streich zu spielen, wurde ein Decret gegeben, das die Ablösung der Zehenten sehr erleichterte. — Eine neue Postordnung, welche decretirt wurde, giebt einen hinreichenden Beweis von den Intriguen, die selbst im Geschäftsgange Statt hatten.

(Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Über Grundsteuer in Deutschland und vollständiger Abriss der westphälischen Finanzgeschichte und der Verwaltung des Staats-Vermögens im ehemaligen Königreiche Westphalen* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nun erfolgten drey merkwürdige Decrete, welche von den Staatsräthen von Conninx und von der Malsburg im Staatsrathe, während der König präsidirte, vorgelesen wurden, und ohne Zuziehung der Reichsstände ergangen sind: 1) *über den Abkauf der den alten Staatsdomänen zustehenden Prästationen und Grundabgaben;* 2) *über die Aufhebung der Capitel, Klöster und anderer geistlicher Stiftungen durch Säcularisation,* wodurch die Erlangung neuer Domänen, die wieder nach und nach veräussert werden sollten, geschaffen wurde. Diese beiden Operationen waren der Verfassungsurkunde des Königreichs Westphalen gerade zuwider. 3) *Über ein Zwangs-Anleihen von zehen Millionen Franken,* welches, als Ergänzung des im Jahr 1808 verordnet gewesenen, gezwungenen, aber nicht ganz eingegangenen Anleihens, eingezogen werden sollte. Mit dem Schluss des Jahres 1810 endigt sich auch die Function des Finanzministers von Bülow, der schändlicher Weise seines Amts entlassen wurde. In diese Stelle trat der Staatsrath Malchus, der sich, nach der Behauptung des Vfs., durch schlechte Streiche zu einem Grafen von Marienrode verwandelt, und Domänen und andere Staatsgüter des Königreichs Westphalen auf eine unerhörte Weise verschleudert habe.

Dem ersten Theile sind noch folgende Beylagen angehängt: I) Abänderungen des westphälischen Grundsteuer-Gesetzes; II) Publicandum der Präfectur des Departements der Werre, eine extraordinäre Departemental-Steuer von 21,000 Rthlr. betreffend; III) Rede des Staatsraths von Conninx, wodurch er die Annahme des Gesetzesentwurfs v. 15 Febr. 1810 über diejenigen Capitale vorschlug, welche die Unterthanen entweder den öffentlichen oder Privat-Cassen der vormaligen Landesherren, und den Ständen der das Königreich bildenden Provinzen, oder den Benificiarien, Dignitarien, weltlichen und geistlichen Stiftungen, deren Güter säcularisirt worden, schuldig waren; IV) Tarif zum Patentsteuer-Gesetze; V) Tarif für die Erhebung der Salzsteuer; VI) Tarif, welcher die Erhebung der im Gesetze vom $\frac{4}{17}$ März 1810 bestimmten Consumtions-Steuer angeht.

Das Finanzjahr 1811 eröffnet ein durchaus schlechtes Decret, welches die Einführung einer nach Classen angelegten Personalsteuer enthält, die nach Köpfen und monatweise bezahlt werden sollte. Freyherr von Berlepsch äusserte in der Finanzsection und im versammelten Staatsrathe bey der Anwesenheit des Königs sich heftig, jedoch vergeblich, dagegen. — Ein anderes Decret, wegen der Erhebung von Chausseegeldern, welches dem Tresor eine Revenüe verschaffen sollte, obgleich diese Wegegelder eigentlich zum Bau und zur Unterhaltung der Landstrassen bestimmt waren, und zum ersten Behufe auffallend erhöht worden sind. Diese Wegegelder wurden dem Finanzminister zur Erhebung, der Bau und die Unterhaltung der Wege aber dem Minister des Innern überlassen, der wenig genug darauf verwandte. — Eine Beschreibung des Sturzes des Finanzministers von Bülow, und nach diesem Sturze die Beschreibung der Einführung der *Conseils d'Administration,* welche geheim gehalten waren. — Eine der ersten Operationen dieser geheimen Zusammenkünfte war, dass der allen Credit zerstörende Befehl gegeben wurde, die Zinsenzahlung der öffentlichen Schuld zu vertagen, welchen der Graf v. Meerfeldt wieder rückgängig machte. — Eine zweyte Operation war das Decret vom 11 May 1811, worin die Taxen verschiedener Consumtionsartikel erhöhet wurden. Ein Decret vom 12 May, welches die Bildung eines ausserordentlichen Fonds von zehen Millionen Franks zur Deckung der ausserordentlichen und rückständigen Staatsausgaben, mittelst Verkaufs von Domänen, verordnete, die zu einem Drittel baaren Geldes, und zu zwey Drittel Staatspapieren bezahlt werden sollten. Ferner ein Decret vom 12 May, welches die Ausfertigung von Zinsscheinen, d. i. Papieren, ohne Garantie ihrer Realisation, an die Gläubiger, welche noch keine neuen Obligationen erhalten hatten, bestimmte; und endlich ein Decret vom 15 May, wodurch der Preis des Salzes um das Doppelte erhöht wurde, welches Decret also, da der König kein Gesetz, ohne Einwilligung der Reichsstände, habe verändern können, rechtswidrig war. Was die beiden Decrete vom 12 May betrifft: so war die Absicht, die man Hn. Malchus im Publicum zutraute, dass er damit ein indirectes Zwangsdecret für das westphälische Publicum zum respectiven Verkauf und Ankauf der Domänen schaffen, für den König $3\frac{1}{3}$ Millionen baares Geld erlangen, in der Folge auf die Wiedereinziehung der veräusserten alten und neuen Domänen antragen, und

die Erwerber derselben mit ihrem bezahlten Kaufpreise auf die Amortisations-Casse werfen wollte. — Um sich Geld zu verschaffen, gerieth man auf die Veräusserung der Güter der Gilden und Zünfte, die im J. 1809 für Staatseigenthum erklärt waren. — Nun aber hat der Staatsrath Pichon, welcher im Decretfabiciren unerschöpflich war, vorher, ehe die grossen Schläge zur Zertrümmerung des Königreichs Westphalen geschahen, folgende drey Decrete, als Vorläufer jener Schläge, veranlasst: 1) vom 8 November 1811, welches neue Masregeln in Beziehung auf die Staatsgläubiger und den Verkauf der Domänen einführte, und verordnete, a) dass die Staatsgläubiger, welche noch nicht in die Staatsschuldenbücher eingetragen wären, die Wahl haben sollten, entweder mit dem Capital auch die bis zum Rechnungsjahre 1810 einschliesslich rückständigen Zinsen verbriefen zu lassen, oder Bons nach dem Decrete vom 12 May zu empfangen; b) dass diejenigen Gläubiger, welche ihre rückständigen Zinsen verbriefen liessen, für den Betrag derselben mit 5 Procenten eingetragen, und alsdann vom Hauptcapital getrennt werden sollten, wenn der Zinsfuss nicht 5 vom Hundert wäre; c) dass unter dem Betrage von 100 Franken keine besondere Eintragung geschehen sollte, daher geringere Summen in Bons zu bezahlen wären, und d) dass, um den auszugebenden Bons einen Fonds zur Realisirung zu sichern, von den zu verkaufenden Domänen keine Veräusserung geschehen sollte, wenn nicht ein dem Betrage der Bons zu zahlender Zinsen gleicher Werth von der übrig bleibenden Domänenmasse, welche zwischen der Administration der Domänen- und der Amortisations-Casse contradictorisch festzustellen sey, getrennt wäre. Dieses Decret ist ein Beweis des schlechten Zustandes der westphälischen Finanzen. 2) Vom 8 Nov. 1811, welches die successive Verification und Annullirung der in die Hände des Gouvernements zurückgekehrten Staatsschuldscheine betraf. Eine Täuschung des gutmüthigen, nicht nachdenkenden Publicums. 3) Vom 20 Nov. 1811, welches die Annahme und die Ablieferung der Zinsen-Coupons der öffentlichen Schuld anging. — Jetzt erfolgte der längst vorbereitete Hauptschlag, nämlich die Erscheinung der dem Reichsgesetze vom 14 Julius 1808 durchaus zuwider laufenden Vereinigung der Staats- mit der Amortisations-Casse, unter der Benennung *General-Intendanz des öffentlichen Schatzes*, mittelst eines Decrets vom 21 Nov. 1811, ohne vorangegangenen Ministerialbericht, und ohne den Staatsrath darüber zu hören. Dadurch wurde der König in den Stand gesetzt, mit den Einkünften des Staats zu thun, was er wollte, und der Staatsrath Pichon konnte seinen heiss gewünschten Zweck, Finanzminister, oder wenigstens Minister des Schatzes zu werden, eher erreichen. Die Organisation dieser Generalintendanz in vier Titeln und 61 Artikeln erschien mittelst eines Decrets v. 26 Dec. 1811. — Der unerschöpfliche Pichon betrieb gleich den anderen Tag, den 22 Nov. 1811, wieder ein Decret in drey Titeln und 36 Artikeln, worin die Einziehung und Consolidation der Provincialschulden des Königreichs, besonders der Provinz Magdeburg, und der Länder Göttingen und Grubenhagen, bestimmt wird. Der Inhalt war theils eine Wiederholung desjenigen, was in Ansehung der Reichsschulden gesetzlich war, theils deutlichere Erläuterungen und Anordnungen, theils gesetzwidrige Bestimmungen, welche eine im Hintergrunde liegende Regierungsmasregel vorbereiten sollten, um den beträchtlichsten Theil der Communalschulden zu allgemeinen öffentlichen Schulden umzuformen, damit die Debitoren jener zur Abtragung der öffentlichen Steuern und Abgaben zahlungsfähiger bleiben möchten. Der Regierung lag nichts daran, ob die Gläubiger von Communalschulden bezahlt würden, oder nicht; im letzteren Falle würde sie sich nur besser dabey befinden. Der öffentliche Schatz bekümmerte sich auch wenig um die Verzinsung der öffentlichen Schuld, deren Vermehrung der Regierung gleichgültig war; vielmehr war sie sehr wohl damit zufrieden, wenn sich diese öffentliche Schuld vergrösserte, um einen Vorwand für den König zu erhalten, seine Wortlosigkeit mit der Unmöglichkeit der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten entschuldigen zu können. — Vermehrung der öffentlichen Schuld durch Verwandlung der Communalschulden in Staatsschulden und Nichtentrichtung der aus den Communalschulden fälligen Zinsen, so wie Nichtbezahlung der gutsherrlichen Abgaben, durch justizmäsige Erschwerungen ihrer gerichtlichen Verfolgungen gegen die Prästantiarien, waren die Hauptmasregeln, um dem Könige die Entrichtung der Steuern und Abgaben zu sichern, und sowohl seine, als auch seiner Satelliten Subsistenz zu verlängern. — Unterm 27 Nov. 1811 erschien, durch den pariser Tractat v. 10 May 1811 veranlasst, abermals ein Decret, worin verschiedene Verfügungen wegen der Zinsrückstände der an den Kaiser der Franzosen übergegangenen Länder und wegen der Schulden der vormaligen Provinzen Minden und Ravensberg getroffen waren. Hiezu wurden Zinsscheine zur Berichtigung ausgefertiget. — Ein Decret vom 4 Decbr. 1811 bestimmte den Gliedern des aufgehobenen Klosters Breden kärgliche Pensionen. — Ein anderes sehr absurdes vom 11 Decbr. 1811 bezog sich auf den neuen Tarif einiger Münzen und Scheidemünzen. Ein drittes vom 13 Decbr. 1811 hob verschiedene indirecte Steuern der ehemaligen hannöverischen Provinzen auf, wogegen das Gesetz vom 6 März 1810 und alle nachher ergangenen Verordnungen, die sich auf die Consumtions- und Salz-Steuern bezogen, mit dem 1 Januar 1812 in Kraft und Wirkung gesetzt wurden. — Zum Schlusse dieses Finanzjahres erschien noch ein Decret vom 18 Decbr. 1811, worin die Consumtionssteuern, welche 7 Monate früher den 11 May schon erhöht waren, abermals erhöht und von Neuem regulirt wurden. Dieses Decret ging aber, wegen der Energie des Staatsraths v. Berlepsch, nicht durch; weniger glücklich war er indess in der dem Staatsrathe vorgeschlagenen Erhöhung des ordinären Stempels von 25 auf 30 Centimen. In diesem Finanzjahre sind beynahe für neun Millionen Franken Klöster verkauft worden, welche namentlich sammt den Käufern und den erlöseten Preisen in diesem

Werke verzeichnet stehen. Es sind 21 an der Zahl, worunter auch Marienrode sich befindet, welches der Finanzminister Malchus für 265000 Franken kaufte: man behauptet dabey, der König habe seinem Finanzminister eine grose Anzahl hannöverischer Staatspapiere geschenkt, welche dieser durch Discontiren in klingende Münze umsetzte, um baare Bezahlung leisten zu können.

Vor der Beschreibung des Finanzjahres 1812 führt der Vf. zwey besondere Vorfälle an. Der erste betrifft eine Art Bankerott, welchen die Civilliste des Königs, unter dem Titel *Kronschatz*, machte. Der Luxus und die fürchterliche Verschwendung des Königs, auch die alten Schulden des Hieronymus Bonaparte, machten die Bezahlung der liquiden Foderungen unmöglich. Ein gewisser Staatsrath Lafleche, nachher Baron von Keudelstein, hatte einen Franzosen, Namens Mulard, nach Westphalen gebracht, dessen Nachlässigkeit und Gutmüthigkeit mit zum Bankerott half, wiewohl er sich nachher nicht scheute, die Schuld auf den Baron von Keudelstein zu wälzen. Der Kronschatz nämlich blieb, ungeachtet aller seiner verfassungswidrigen Einkünfte, theils Lieferanten für die Bedürfnisse des Hofes, der Person des Königs und der Königin, obgleich deren Schulden die Stadt Cassel mit 400,000 Rthlr. bezahlen musste, wozu der Schlossbrand das Motiv war, theils vielen Handwerkern bedeutende Summen schuldig. Da es nun an Zahlungsmitteln fehlte: so hatte dieser Mulard die Dreistigkeit, den Lieferanten und Handwerkern ihre Rechnungen nicht nur sehr stark zu moderiren, sondern sie selbst auch zu zwingen, ihre herabgesetzten Foderungen mit einem Theile in baarem Gelde und mit dem anderen Theil in westphälischen Staatspapieren nach dem Nominalwerthe bezahlt anzunehmen. Der zweyte Vorfall war: Der König hatte sich französisch-kaiserliche Domänen zugeeignet. Diese musste er, nach dem pariser Tractate vom 14 Januar 1810 nicht nur zurückgeben, sondern auch die Donatarien wegen genossener und ihnen gehörender Früchte entschädigen. Der Minister Malchus machte dem Könige begreiflich, dass er dafür entschädigt werden müsse, und soll unter der Firma des Herrn Mulard die Einleitung getroffen haben, dem Könige die halberstädtischen domcapitularischen Güter Zillich, Wülmke und Schnetling, als Entschädigungsobjecte für ein sich zugeeignetes fremdes Vermögen, zu überlassen und zu verkaufen. Der Intendant der Civilliste und der Capitalencasse des Königs hat auch diese Güter zum Verkaufe angeboten. Da aber kein Käufer sich gefunden: so sollen sie der magdeburger Bank für eine vom Könige gemachte Schuld von 1,300,000 Fr., welche er aus derselben genommen habe, an Zahlungsstatt übergeben worden seyn. Die nie zureichenden Einkünfte und der zu Paris den 10 May 1811 geschlossene Vertrag, zum Theil den Krieg gegen Russland betreffend, verursachten mit dem Anfange des Finanzjahres 1812, in welchem das Staatsbudjet 64 Millionen Fr. betragen haben soll, zuerst ein Decret vom 12 Januar 1812, worin bestimmt wurde, dass alle durch die Militärconscription von Deserteurs und widerspenstigen Conscribirten entstehenden Geldstrafen und Confiscationen in den Staatsschatz bezahlt werden sollten. — Ein anderes Decret vom 15 Januar 1812 mit 8 Titeln und 152 Artikeln über die Erhebungsart und die Mittel zur Sicherung des Eingangs der Consumtionssteuern fasste theils alles bisher über diesen wichtigen Zweig des öffentlichen Einkommens Verordnete zusammen, theils vermehrte es die Fiscalität der Steuerart, erschwerte die Restitution der Accise bey der Exportation, und verordnete die Anlegung von Packhäusern und Niederlagen. — Durch ein Decret vom 2 Febr. 1812 wurde die auf den 1 März 1812 versprochene Zurückzahlung der ersten Classe der Staatsobligationen jenes gezwungenen Ergänzungsanleihens auf den 15 April 1812, und in der Folge, vermöge eines Decrets vom 5 April, auf den 1 Septr., und dann wieder, durch ein Decret vom 29 August, auf den 31 Decbr. 1812 verschoben; auf welchen Termin jedoch abermals nicht Wort gehalten wurde. — Die Geldnoth, welche sich jetzt durch den gegen Russland beschlossenen Krieg des Kaisers Napoleon vergrösserte, veranlasste ein Decret vom 6 Febr. 1812, in welchem jedem der beiden Zahlmeister des öffentlichen Schatzes eine Caution von 60,000 Fr. zu leisten zur Pflicht gemacht wurde. Sie sollen es aber nicht befolgt haben. — Nun erfolgte, weil der Verkauf der neu geschaffenen Domänen nicht recht von Statten gehen wollte, eines der schändlichsten, die Regierung des wollüstig verschwenderischen Königs entehrenden Decrete vom 19 Febr. 1812, welches, nach weitläuftigen, hier ausführlich beschriebenen Debatten und Discussionen, endlich vom Könige selbst bestimmt wurde; es verordnete, dass alle Schulden und Foderungen, welche auf den Gütern der durch verschiedene Decrete aufgehobenen Capitel und Klöster, wie auch alle Foderungen, die auf diesen Gütern hafteten, von welcher Natur sie auch seyn möchten, zu Reichsschulden erklärt würden; dass die Gläubiger und alle diejenigen, welche eine Foderung auf jene Capitel und Klöster hätten, sich deswegen bey dem Generalliquidator der Reichsschuld melden müsten, welcher, nach anerkannter Richtigkeit ihrer Foderungen, sie auf dieselbe Art, wie andere Reichsschulden, einzutragen habe, und dass diese Bestimmungen auf die Grundlasten und sonstigen Prästationen, womit die verkauften oder noch zu verkaufenden Grundstücke belastet werden könnten, nicht anwendbar wären. Diese sollten, in Gemäsheit des 8 Art. des Decrets vom 7 May 1811, den Käufern jener Güter zur Last fallen. Um die Gesetzwidrigkeit dieses Decrets zu erweisen, führt der Vf. den 4 Art. des mit den Reichsständen von Westphalen am 14 Jul. 1808 über die öffentliche Schuld zu Stande gebrachten Reichsfundamental-Gesetzes an, welcher so lautet: „Die Capitalien, welche den geistlichen Corporationen und frommen Stiftungen angehören, die unter der unmittelbaren Oberaufsicht und Leitung des Staats stehen, sollen, mit dem Ausschlusse der den Kirchenfabriken zustehenden Capitalien, als unablösliche Renten betrachtet werden." In diesem Gesetze war also der Fonds geschaffen, um

die Schulden der Capitel und Klöster zu bezahlen, so wie darin auch die Tendenz lag, diese Activcapitalien nicht zu veräussern. Dieses Gesetz wurde demnach nicht gehalten. Denn obgleich das Decret ohne Wirkung blieb: so zeigte es doch die böse Absicht. — Ausser einigen minder wichtigen Decreten erwähnt der Vf. (§. 58—60) einige Verhandlungen im Staatsrathe gegen den Finanzminister Malchus, welche ein abscheuliches Licht auf diesen und den König selbst werfen. — Jenes unter dem 3 April 1812 von Malchus veranlasste Decret wegen der Pensionen der ehemaligen Mitglieder der aufgehobenen Capitel und anderer geistlicher Güter, obgleich diese Pensionen sehr dürftig zugemessen waren, ist nie befolgt worden (§. 62). — Zwey Decrete, welche starken Widerspruch im Staatsrathe fanden, wurden dessenungeachtet durchgesetzt: das eine vom 30 April 1812 wegen Beschränkung der Ausrodungen der Waldungen, was dem Ackerbau und der Viehzucht schädlich war; das andere vom 31 May 1812, wonach die Pflichtigen der Grundsteuer dieselbe ganz bezahlen, und dann den Eigenthümern der Prästationen den fünften Theil in Abzug bringen sollten. Dieses Decret war constitutionswidrig. — In der am 31 May 1812 abgehaltenen Staatsraths-Sitzung machte der Justizminister Simeon folgende vier Vorschläge: 1) es sollte ein neues Zwangsanleihen von 5 Millionen Franken erhoben werden; 2) es sollten keine Bons für rückständige Zinsen der öffentlichen Schuld mehr ertheilt, sondern dieselben zum Capital geschlagen werden; 3) vom Julius an sollten der Gehalt und die Bureaukosten der Cantonsmaire, die Kosten für die Errichtung der Gefängnisse in den Cantons und die Miethzinsen für die Wohnungen der Friedensrichter nicht weiter vom öffentlichen Schatze getragen, sondern von den Departements, mittelst Zulagscentimen, aufgebracht werden, und endlich 4) sollten bey der Bier- und Brantwein-Accise Veränderungen eintreten, um diesen Zweig des öffentlichen Einkommens productiver zu machen. Diese Vorschläge wurden durch 4 Decrete des Königs, von Warschau aus vom 12 Julius 1812, genehmigt, und bey dem gezwungenen Anleihen noch die Besoldungen der Staatsdiener, von 2500 Franks an, und zwar mit dem 20sten Theil davon, beygezogen. Ferner wurde in einem Ministerconseil die Frage vorgelegt, *ob man die Ausbezahlung der Besoldungen oder den Gehalt der Staatsdiener suspendiren, oder gar verringern; oder ob man die öffentliche Schuld reduciren wolle.* Der Reducirung der öffentlichen Schuld wurde, durch die Meinung des Finanzministers Malchus, der Vorzug gegeben, und dieser schändliche Vorschlag von dem Könige aus seinem Hauptquartier Augustova vom 28 Junius 1812 dergestalt decretirt, dass ein Theil der öffentlichen Schuld, nämlich der, den der König von den vorigen Regenten angetreten habe, um ⅔ des Nennwerths reducirt werden sollte. Dieses zog eine gänzliche Zerrüttung in den Privatverhältnissen der Gläubiger und der Schuldner nach sich: denn die Verlierenden mussten, um den Ausfall in dem Genusse ihres Vermögens zu decken, ihren Schuldnern Capitale aufkündigen, und diese waren wieder, bey dem Mangel des Geldes, drückende Bedingungen einzugehen gezwungen, um bezahlen zu können. So vernichtete diese Operation den Staats- und Privat-Credit, und brachte viele Einwohner zur Verzweiflung. — Auf diese schändliche Reduction folgte eine eben so schändliche, mittelst eines Decrets vom 28 Juny eben daher, nach welchem die rückständigen Ausgaben der Rechnungsjahre 1808, 1809 und 1810 mit Bons des öffentlichen Schatzes bezahlt werden sollten. Mit diesen Bons sollten auch die den Unterthanen für die Armee weggenommenen Wagen und Pferde bezahlt werden, und gleichwohl hatten diese Bons schon bey ihrer Entstehung ihren Werth verloren. Die Präfecten hatten diesen Unterthanen baare Bezahlung dafür versprochen, und wurden nun auf das empfindlichste compromittirt. Mehrere gut gesinnte Präfecte kehrten sich daran nicht, sondern nahmen das Geld aus der Truppenverflegungs-Casse, und bezahlten die mit Zwang weggenommenen Wagen und Pferde. Andere schlechter gesinnte hielten sich an das Decret. Wegen der ersteren wurden dann im Jahre 1813 den Präfecten die Cassen abgenommen, um den Unterthanen mehr schaden zu müssen. — Ein Decret vom 28 Junius 1808 betraf die Erhöhung der Stempelsteuer (§. 83). — Nach Anführung noch einiger minder bedeutender Decrete, die aber alle auf Gelderpressungen gingen, und nach der Abdankung des Staatsraths Pichon, weil seine Frau ein Mal nicht zu Hofe eingeladen wurde, an dessen Stelle ein anderes weit schlechteres Subject, Namens Duplex, im Dienste folgte, schliesst der Vf. das höchst unglückliche Finanzjahr von 1812; aber es folgte, nach seiner Äusserung, noch ein weit schlechteres, mit einem vollkommen gesetzlosen Zustande verbunden.

Das Finanzjahr 1813 eröffnete der Finanzminister Malchus mit einem Decret vom 9 Januar, die öffentliche Schuld und den Verkauf der Domänen betreffend, wobey derselbe mit seinem Schwager Osthaus eine heillose Wirthschaft trieb, und die Domänen und viele Zehenten, so wie die Ablösung von Domanial-Prästationen für ein Drittel in baarem Gelde, und zwey Drittel in Staatspapieren bezahlt werden sollten. Ein speculirender Käufer konnte die Staatspapiere sehr wohlfeil kaufen, und erhielt, wenn er sich mit Malchus und Osthaus abgefunden hatte, dieselben dann nach einem sehr geringen Anschlage. — Durch ein Decret vom 15 Januar 1813 wurde gegen den Willen des Malchus vom Könige eine Modification in Ansehung der Reduction auf ein Drittel der öffentlichen Schuld bey gewissen Capitalen gemacht. — Unterm 18 Januar 1813 erfolgte nach langen Discussionen ein Decret, welches die Vergütung betraf, die der Zehentherr dem Zehentpflichtigen wegen der Grundsteuer zu leisten habe.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Über Grundsteuer in Deutschland und vollständiger Abriss der westphälischen Finanzgeschichte und der Verwaltung des Staats-Vermögens im ehemaligen Königreiche Westphalen* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ein Decret vom 19 Januar 1813 bestimmte, dass die Coupons der reducirten öffentlichen Schuld vor dem 1 May 1813 gestempelt seyn mussten, wenn die Inhaber derselben, bey ihrer Vorlegung zur Bezahlung, der Verwerfung entgehen wollten. — In den Decreten vom 30 Januar und 10 Februar 1813 wurde die Grundsteuer auf ihr Maximum gesetzt. Der Staatsrath von Berlepsch, welcher sich dieser Operation als einer verfassungswidrigen entgegensetzte, wurde seines Dienstes entlassen. — Ein Decret vom 15 Februar 1813 verordnete, in Hinsicht auf den Drang des Kriegszustandes, die Verproviantirung der Festung Magdeburg, wobey den Unterthanen, wegen des gänzlich verlorenen Credits, Naturallieferungen, nach dem Ertrage des Grundeigenthums, befohlen wurden, welche ihnen bey der Ablieferung in die Magazine baar bezahlt werden sollten. Dieses geschah nicht; aber zum Schein wurde hiezu ein Fonds für nöthig erachtet, und deswegen im Monat März eine geheime Commission niedergesetzt, die sich mit dieser Arbeit beschäftigen sollte. Das Resultat waren zwey Decrete vom 20 März 1813. Nach dem einen wurde eine ausserordentliche allgemeine Kriegssteuer, und nach dem anderen eine neue Vorschrift wegen der Verpflegung der im Königreiche Westphalen stationirten und durchmarschirenden Truppen angeordnet. Nach der ausserordentlichen Kriegssteuer sollte ein Jeder die Hälfte des jährlichen Betrags der im Jahre 1813 zu erlegenden Personalsteuer, die Hälfte des Beytrags des im Jahre 1812 erhobenen Zwangsanleihens, und die Besoldeten, von 2500 Fr. an, den 20sten Theil ihres Gehaltes, ferner diejenigen Gemeinden und Etablissements, welche in Grundstücken, Renten und Capitalien ein Vermögen von 10,000 Fr. besäfsen, ebenfalls einen Beytrag, nach den sie treffenden Classen, entrichten. Die Steuer sollte in fünf Monaten, jeden Monat mit dem fünften Theile, und also im April, May, Junius, Julius und August bezahlt werden. Das erste Decret fand starke Discussionen, aber vergeblich, und nach dem zweyten sollten zur Bestreitung der Verpflegung 12 Centimen auf die Grund- und Patent-Steuer erhoben werden. — Jetzt hatte die Regierung ferner zur Absicht, einen Reserve-Fonds zu sammeln, wenn das Vorrücken der Russen und Preussen weiter gehen sollte. Deswegen entstand das Decret vom 14 April 1813, in welchem den Präfecten aufgegeben ward, alle erfoderlichen Massregeln anzuwenden, um die Getreidevorräthe jeder Art kennen zu lernen, welche auf den Speichern und in den Magazinen der Landbauern und Kornhändler sich befänden, und um sich zu versichern, dass dieselben der Consumtion im Lande nicht entzogen würden. Nach diesem Decrete sollten die Eigenthümer der Früchte gar nichts von ihrem Vorrathe wegnehmen dürfen, und mussten doch die Mittel haben, die Grundsteuern zu bezahlen, ihr Vieh zu ernähren, Bier zu sieden und Brantwein zu brennen, überhaupt auch ihren Unterhalt sich zu verschaffen. Diess verursachte im Staatsrathe und vor dem Könige selbst grosse Discussionen. — Es kam nun auch die Zeit heran, auf die Todesstunde des Königreichs Westphalen zu denken, in diesem Falle also ein Capital zu sammeln, und dieses noch bey Zeiten in Sicherheit zu bringen. Zu diesem Behufe soll der Finanzminister Malchus folgende Decretsentwürfe fertig gehabt haben: 1) zur Verlängerung der Kriegssteuer bis zu Ende des Jahres 1813; 2) zu einem gezwungenen Anleihen von 2½ Mill. Fr.; 3) zur Erklärung alles öffentlichen Vermögens zu Staatsdomänen, mit Bestimmung fixer Besoldungen für Professoren, Prediger und Schullehrer, und 4) zur Nachahmung der schlechten, höchst ungerechten französischen Methode in Beziehung auf das Communalvermögen. — Mit Anfange des Herbstes von 1813 wurde Alles, was man nur fortschleppen konnte, nach Frankreich gebracht. Man schätzt das baare Geld, das auswanderte, ohne alles Übrige von Geldeswerth, auf 10 Mill. Fr., und so schlug dann im October 1813 endlich die so lang ersehnte Todesstunde des Königreiches Westphalen.

Angehängt sind folgende Beylagen: I) Tarif zum Decrete vom 22 Febr. 1811, wegen Erhöhung des Chausseegeldes; II) Tarif zum Decrete vom 15 May 1811, wegen Erhöhung des Verkaufspreises des Salzes; III) Vortrag des Staatsraths von Berlepsch, betreffend die Vereinigung aller auf den Capiteln und Klöstern ruhenden Schulden mit der allgemeinen Reichsschuld, an den versammelten Staatsrath, vom 18 Febr. 1812; IV) Arret des Staatsraths vom 26 Junius 1811 in Sachen des Staatsraths von Berlepsch, Reclamanten, wider die General-Direction der directen Steuern, Reclamatin, die Grundsteuer von dem Gute Ellerode be-

treffend; V) Vortrag des Staatsraths von Berlepsch in der Finanzsection, die Einschränkung der Rodungsbefugniss des Forstgrundes in Privatwaldungen, in Rücksicht auf den Art. 172 der westphälischen Forstordnung vom 29 März 1808, angehend; VI) Decretsentwurf wegen der Schulden der Gemeinden.

Aus der Beschreibung der Geschichte dieser Finanzverwaltung ergiebt sich, wie wenig man von Seiten der Finanzregierung die Fundamentalgesetze des Königreichs Westphalen beobachtet habe; wie, durch die falschen Finanzoperationen der Staatsregierungs-Credit ganz vernichtet wurde; — wie die Minister und der König nur immer darauf bedacht waren, baares Geld zu schaffen, und wie hiezu Domänen und anderes öffentliches Vermögen missbraucht und öfters verschleudert wurde; wie drückend ferner liegendes Vermögen, das Grund- und Boden-Vermögen, eines blofs ackerbauenden Staates, in die Besteuerung angezogen wurde: denn nicht genug, dafs die Grundsteuer auf ihr Maximum an sich gebracht worden ist, so äufserte auch die Personalsteuer, so wie die meisten anderen indirecten Steuern, wieder auf dieselbe einen Rückeinfluss; und dadurch wurde dem Landmanne sein reiner Ertrag aus dem Grunde und Boden nicht nur ganz weggenommen, sondern er auch sein Vermögen, sein Capital, selbst anzugreifen gezwungen. — Wundern muss man sich, wie dieses kleine Königreich, dessen meiste Theile schon vorher nicht im wohlhabendsten Zustande sich befanden, solche enorme und übertriebene Leistungen machen konnte.

Rec. hatte bey Beendigung dieser Recension Gelegenheit, auch die im Druck erschienene Vertheidigung des ehemaligen Finanzministers *Malchus*, unter dem Titel: *Über die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen, besonders seit dem Monat April* 1811, zu lesen, und findet darin freylich die eigentliche Schuld der bis über die höchste Stufe hinaus getriebenen Abgaben der westphälischen Unterthanen auf den Kaiser der Franzosen und auf die von demselben abhängige, gedrängte Lage des Königreichs geschoben. Ohne diese Schrift einer eigentlichen Beurtheilung zu unterwerfen, wozu hier der Ort nicht ist, muss Rec. doch, wegen der genauen Verbindung mit dieser Materie, darüber die Bemerkung beyfügen, dass das ganze westphälische Steuersystem schon bey der ersten Bildung des Königreichs und seinem Antritte abscheulich und drückend war, und dass man auch das fehlerhafteste Steuersystem vertheidigen könne. Neben den directen Steuern, also neben einer Grundsteuer, einer Patentsteuer und einer Personalsteuer, welche letztere immer wieder auf die Grund- und Patent-Steuer drückend zurückwirkt, gab es noch indirecte Steuern, als: Consumtions-Steuern, Salzsteuern, Zölle und Transito-Abgaben, Chausseegelder, Stempelsteuern, Communalsteuern angeordnet, welche alle ebenfalls auf die directen Steuern zurückwirkten. So musste natürlich der Wohlstand der westphälischen Unterthanen, auch ohne die gedrängte und abhängige Lage, zu Grunde gehen, indem dadurch jeder Bürger sechs bis zehnfach besteuert war. Die Ausgaben waren für ein so kleines Königreich übertrieben und durch alle Rubriken um die Hälfte zu hoch. Jener Zeitgeist, der leider noch fortwirkt, hatte solche kleine Länder, die nur ein Herzogthum seyn sollten, zu Königreichen gestempelt; dadurch entstand ein unerhörter Aufwand und ein unbegrenzter Luxus, welchen natürlich die armen Unterthanen bestreiten mussten, was sie schon, auch ohne die durch heillose, schändliche und ungerechte Eroberungs- und Raubsucht herbeygeführten ewigen Kriege, ruinirt haben würde. Nimmt man vollends die Finanzoperationen der gezwungenen Anleihen, der Erschaffung von Bons und anderen Staatspapieren in einem creditlosen Staate, der Behandlung der Staatsschulden u. s. w., und den erschwerten und beschränkten Nationalverkehr dazu, welche alle einem rechtlichen Könige und Finanzminister nur als verzweifelt hätten erscheinen, und beide eher und mit gröfserer Ehre solche Functionen und Stellen gar nicht annehmen sollen: so wird es Einen freylich nicht wundern, wenn Alles zu Grunde gerichtet werden musste, und wenn auf hundert Jahre hinaus der Nationalwohlstand vernichtet ist. Dass aus einem Lande von 2 Mill. Menschen, welches 200 Mill. Franken Schulden hat, und vorzüglich nur ein ackerbauender Staat war, in einem Zeitraume von 4½ Jahren über zweyhundert Millionen Franken Einkünfte gezogen wurden, wird gewiss ein *Exemplum sine exemplo* seyn.

Was die Finanzgeschichte an sich betrifft: so sind die Thatsachen immer mit angeführten Urkunden, Gesetzen und Decreten belegt, also hieran kein Zweifel. Der Beurtheilung und dem Räsonnement des Vfs. über die Absicht, die Handlungsweise und den Geist der erlassenen Verordnungen kann man, wenn man überhaupt das Ganze der Staatsverwaltung, die Leidenschaftlichkeit eines verschwenderischen Königs, den bösen Willen und die bösartigen Subjecte, die dabey handelten, versteht sich mit Ausnahme der Guten, in nähere Betrachtung zieht, auch einigermafsen Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich er manchmal von einseitigen Gesichtspuncten, besonders in Beziehung auf die Grundsteuer, ausgeht.

A. E. Z.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Eduard Solly's Considerations on Political Oeconomy. Betrachtungen über Staats-Wirthschaft. Im englischen Original und in deutscher Übersetzung, nebst einigen Erläuterungen des Verfassers.* 1814. 38 S. 4.

Nach dem Vorberichte ist der erste Abschnitt dieser Betrachtungen, S. 1 — 12, auf Veranlassung einiger Freunde des Vfs. bey seiner Anwesenheit in Schweden im J. 1812 gedruckt; und den zweyten Abschnitt fügte er bey seinem späteren Aufenthalte in London hinzu, um einige populäre Vorurtheile zu bekämpfen. Das Ganze besteht nun aus den Betrachtungen selbst, welche im englischen Original und in der Übersetzung abgedruckt sind, dann aus einigen *Erläuterungen* des Vfs. in Hinsicht auf die Einwendungen eines Freundes;

endlich aus zwey Beylagen: *über Papiergeld neuerer Zeit.*

Die *Betrachtungen* sind kein zusammenhängendes System, sondern einzelne *Aphorismen*, die aber wegen ihrer Gediegenheit und philosophischen Tiefe bedeutenden Werth haben, und daher eine nähere Würdigung verdienen. Mit Recht beginnt er mit dem Satze, dass der *Werth* einer Sache in dem Gebrauche (Genusse) besteht, und dass Verbrauch, (Verzehrung) Consumtion, die *Verwirklichung* des Werthes ist. Von der *Gradation* des Werths der Sachen, also von dem Werth-*Messer*, ist daher hier keine Rede. Wenn er aber den Menschen tadelt, dass er mit der Consumtion zögert, wie mit etwas, das nicht wieder kommt, und beynahe auf den Genuss Verzicht thun möchte, um nur die *Aussicht* auf den Genuss zu bewahren: so hätte er dabey auch den Grund berühren sollen, dass nämlich die Abtheilung der Genussmittel jedem Consumenten den Calcul zwischen *seiner* individuellen Production und Consumtion aufdringt. So richtig es ferner ist, dass Verbrauch der Zweck der Hervorbringung ist: so kann man doch nicht wohl allgemein behaupten, dass diese sich allgemein erweitere, je mehr jener zunimmt. Vielmehr ist diess offenbar der Fall der *Wechselwirkung*. So wie nämlich Production den Verbrauch erhöht: so erhöht dieser die Production. Je mehr Genussmittel hervorgebracht werden: desto mehr wird sich die Zahl der Consumenten und die Volkszahl erhöhen, deren Mutter *der Wohlstand* ist. Ist also Englands Verbrauch grösser, als der irgend eines anderen Landes: so ist nicht *folglich* seine Hervorbringung grösser; sondern gerade weil Ackerbau, weil Handel, Schiffahrt und Manufactur eine so grosse Masse von Genussmitteln zur Erscheinung bringen: so ist auch der Verbrauch, also auch verhältnissmässig die Zahl der Consumenten grösser. Dessenungeachtet ist es eine entschiedene Wahrheit, dass Grossbritannien und Irland noch eine dreyfach grössere Menschenzahl in Wohlstand ernähren würde, wäre das Grundeigenthum dort richtiger und gleicher vertheilt, wären also die unermesslichen Haiden, die es enthält, dem Anbau übergeben, mithin der Stoff zur Erzeugung, zumal der Producte absoluten Werths, der ersten Lebensbedürfnisse, ausgedehnter. — Sehr wahr und übereinstimmend mit den Grundsätzen eines unserer bekanntesten staatswirthschaftlichen Schriftsteller ist Alles, was der Vf. über Handel, S. 5 und 6, und über die so verderbliche Chimäre der *Handelsbilanzen* sagt. Und nicht oft genug kann die auch von ihm ausgesprochene goldene Wahrheit wiederholt werden, dass die *Einfuhr* als Verwerthung der Ausfuhr *Gewinn* für jede Nation ist. Der Satz S. 9, dass Finanz ganz eigentlich die Ausgleichung des von der Regierung verbrauchten Theils der Hervorbringung sey, ist an sich richtig; aber die Consectarien desselben können wohl nicht unbedingt angenommen werden. Diese Ausgleichung ist dem Staate schädlich, sobald sie einen grösseren Theil der Production erfasst, als zum Wohl des Ganzen, nämlich zum Zweck der Existenz der Regierung selbst, unerlässlich nothwendig ist. Sie gleicht dann die Producte offenbar auf eine ungerechte Weise aus, indem sie entweder dem Producenten den gerechten Lohn seiner Erzeugung entzieht, oder eine Production erpresst, die den allgemeinen Genuss nicht erhöht, vielmehr vermindert. Daher möchten wir auch die S. 13 enthaltenen Sätze über den Aufwand der Regierungen und dessen *allgemeine* Unschädlichkeit nicht unterschreiben. — Sehr richtig ist hingegen die Bemerkung, dass Geld (*Money*), aus welchem Material es auch besteht, sobald es über die Grenzen seines natürlichen Gebrauchs, nämlich über den Zweck der *Ausgleichung* und des Welttausches, vermehrt wird, im Preise sinken müsse. — Die hierauf folgenden Bemerkungen erhalten durch die neuerlichen Parlamentsdebatten über die Kornbill für England besonderen Werth. — In Beziehung darauf, dass aus vermehrter Hervorbringung keinesweges folge, dass der *Verbrauch* sich vermehre (S. 17), müssen wir unsere obige Erinnerung wiederholen. Die Hervorbringung wird sich gewiss stets nur nach dem Masse des Verbrauchs vermehren, so wie der Verbrauch die Production erhöht. Sehr scharfsinnig ist die Bemerkung S. 19, dass das, was die Arbeit selten macht, ihren Preis steigert; allein die Tendenz der politischen oder Nationalökonomie muss, nach deren reinem Princip, seyn, so viele Consumenten zu erzeugen, als bey der höchst möglichen Production im Wohlstande leben können, und eben daher den Arbeitsstoff, mithin auch die Arbeit zu machen. — Ganz einverstanden sind wir ferner mit dem einsichtsvollen Vf. in Absicht dessen, was er S. 21 und 22 von dem *irrigen* Princip des Gegenstandes der Staatsfinanz-Consumtion, nämlich dem *Verbrauch*, sagt, indess die Nationalproduction der einzige Gegenstand und Massstab dieser Consumtion seyn sollte; nur hat er freylich die Möglichkeit der Verwirklichung des richtigen Princips hier nicht nachgewiesen, wie es von unseren deutschen staatswirthschaftlichen Schriftstellern, obgleich wie gewöhnlich ohne Erfolg, geschehen ist.

Was der Vf. in dem ersten Aufsatze: *Über Papiergeld neuerer Zeit*, in Beziehung auf die irrigen Massregeln eines einzelnen, zwar nicht genannten, aber leicht zu errathenden Staates sagt, möchte sich wohl auf mehrere Staaten ausdehnen lassen. — Die traurigen Folgen dieser Massregeln zeigen sich auch in Deutschland, in Absicht auf das Sinken des Preises des Grundeigenthums, welcher doch einzig den wahren Nationalreichthum ausmacht, nur allzu lebendig. — Eben so richtig ist, was er S. 53 in der *zweyten* Beylage von dem vergeblichen Bestreben bemerkt, durch Beschränkung der *Einfuhr* das Papiergeld (Papiermünze) zu heben. Hat übrigens der Vf. an sich wenig *ganz neue* Ansichten gegeben, welches wohl in der Unbekanntschaft der Britten mit der deutschen Literatur seinen Grund haben mag, in welcher das Feld der Staatswirthschaft in den neueren Zeiten vorzüglich angebaut worden ist: so hat er doch nicht weniger das Verdienst des Selbstdenkens, so wie einer klaren Entwickelung und Darstellung. Es wäre daher zu wünschen, dass er mit dem, was unsere Landsleute in

diesem Fache Vorzügliches geliefert haben, bekannt, und dadurch veranlaſst würde, auch deren Anſichten mit demjenigen Scharſſinne zu prüfen, von dem er in dieser kleinen, aber gehaltreichen Schrift ſo vorzügliche Beweiſe gegeben hat. Dieſe verdienen um ſo mehr ausgezeichnet zu werden, als er ſich ſelbſt von dem Irrthume ſeiner groſsen Landsleute, *Smith*, *Steward*, *Lauderdale* u. A. nicht hat beſtechen laſſen.

Die Überſetzung iſt richtig und kräftig. Nur hätten wir gewünſcht, daſs hie und da einzelne Ausdrücke anders gegeben worden wären. So hätte z. B. *Money* beſtimmter durch *Münze*, als durch Geld; ferner die Stelle S. 5, wo von dem *Verbrauche* Englands die Rede iſt, *it is the clue to a prosperity etc.*, wohl anders: als: *enthält* den *Leitfaden* zu einem Wohlſtande u. ſ. w. gegeben werden mögen.

S.—e.

Augsburg, ged. b. Eckardt: *Verſuch einer Entwickelung der relativen Anſichten des Zunftweſens.* Eine gekrönte Preisſchrift von *Markus Mayer*, der Staats - und Cameral - Wiſſenſchaften Doctor. 1814. XVI und 136 S. 8. (18 Gr.)

Dieſe Schrift hat es mit der Beantwortung der Frage zu thun: „Liegt in dem Zunftweſen überhaupt, dann insbeſondere für unſere Zeiten, noch etwas Brauchbares, und welches ſind die Bedingungen eines für das allgemeine Beſte daraus zu ziehenden Vortheils?" Das baieriſche Gouvernement hatte bereits im Jahr 1809 ſämmtlichen Landgerichten ein Gutachten über dieſelbe abgefodert, und die Univerſität Landshut nahm dadurch Veranlaſſung, ſie als Preisfrage aufzuſtellen. Die Beantwortung des Vfs. geht im Weſentlichen darauf hinaus, daſs das Zunftweſen, wie es mit allen ſeinen Miſsbräuchen beſteht, dem Gedeihen der Gewerbe hinderlich, gleichwohl aber in der Zunftverfaſſung nicht nur manches Nützliche, ſondern auch vieles Nothwendige enthalten ſey. Die gänzliche, und beſonders die plötzliche Aufhebung derſelben wird daher widerrathen, und überhaupt ein allmählicher Gang in der ſtaatswirthſchaftlichen Cultur dieſes Gegenſtandes empfohlen. Mit dieſer Anſicht iſt zwar Rec. einverſtanden, allein die Ausführung ſcheint ihm weder bündig genug, noch für den ganzen Umfang der Frage befriedigend. Nach einer hiſtoriſchen Entwickelung (des Urſprungs) der Zünfte, ihrer Ausbildung und Schickſale handelt der Vf. in einem allgemeinen Theile *von der Gewerbsfreyheit, und von der freyen Thätigkeit des Menſchen in Rückſicht auf das Zwangsrecht*. Hier kam es darauf an, die Grundſätze feſtzuſtellen, welche in dem *beſonderen* (praktiſchen) Theile der Abhandlung zum Anhaltungspuncte dienen ſollten. Allein dieſe philoſophiſche Aufgabe iſt dem Vf. nicht gelungen. Zwar wollte er unabhängig von allen Autoritäten eine kühne Durchführung des Gegenſtandes verſuchen und, wie er ſagt, der geprieſenen *aurea mediocritas* nur bey minder wichtigen Dingen ihre Geltung einräumen, wonach auch den Zünften muthig das theoretiſche Verbannungsurtheil geſprochen wurde. Allein im praktiſchen Theile hat ihm offenbar das *medio tutiſſimus ibis* vorgeſchwebt. Der hieraus erſichtliche Mangel an Conſequenz hat ſeinen Grund darin, daſs kein feſter Begriff über das Zunftweſen zu Grunde gelegt worden iſt, und es wird überhaupt die ſcharfe Schluſsfolge vermiſst. Das Hauptargument dreht ſich um die Unbeſtimmbarkeit des Bedürfniſſes und der producirenden Kräfte. Da aber der Vertheidiger der Zünfte die Summe deſſen, was durch zünftige Hände hervorgebracht werden kann, als unmeſsbar ausſprechen kann: ſo iſt die beweiſende Kraft dieſes Arguments von keiner ſonderlichen Erheblichkeit.

Der praktiſche Theil, welcher bey einem Gegenſtande, bey dem durch philoſophiſche Erörterungen nicht viele Ausbeute mehr zu hoffen iſt, enthält inzwiſchen verſchiedene erſprieſsliche, obgleich nicht neue Anſichten über den Unterricht in den Gewerben, über das Wandern und über die Erlangung der Meiſterſchaft, ſo wie über den Einfluſs der Zünfte auf dieſe Angelegenheiten der Gewerbe. Nur fehlt die umfaſſende und conſequente Durchführung derſelben. Da nach des Vfs. richtiger Anſicht die Diſciplin der Gewerbe von ihren Gliedern verwaltet werden ſoll: ſo ſcheint hierin der Begriff der Zunft zugleich begründet zu ſeyn. Mithin hätte ihn die weitere Durchführung auf das Reſultat bringen müſſen, daſs die Zünfte allerdings beſtehen können, daſs aber ihre Verfaſſung nach den Foderungen der vorgeſchrittenen Zeit abgeändert werden müſſe. Dieſem Reſultat ſtimmt Rec. ganz bey; er fügt daher nur noch hinzu, daſs die Aufſtellung einer allgemeinen Handwerks - Ordnung nach gediegenen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen und die Reviſion der ſpeciellen Innungen in den meiſten Staaten jedem Bedürfniſs abhelfen und die Klagen über das Zunftweſen beſeitigen könnten. Hiebey iſt er ganz der Meinung derjenigen, welche die Freyheit der Individuen in Rückſicht auf die Gewerbe zur erſten Bedingung machen. Allein dieſe Freyheit, ſo wie jede andere, fodert ihre Geſetzgebung. Was insbeſondere die mehrmals zur Sprache gebrachte Meinung betrifft, daſs die Polizey bey ihrer dermaligen Ausbildung das Detail derjenigen Geſchäfte beſorgen ſoll, welche ſonſt in der Sphäre der Zünfte gelegen haben: ſo iſt dagegen zu erwägen, daſs die Polizey in einem höheren Generale erſcheint, wenn ſie durch die Totalität eines Gewerbes organiſch auf deſſen Intereſſen und ihren Zweck hinzuwirken vermag, als wenn ſie erſt in alle Einzelheiten beſonders eingreifen muſs.

Schlieſslich iſt dem Vf. ſowohl in der Sprache überhaupt, als in der Orthographie mehr Deutſchheit zu empfehlen. Was ſoll das heiſsen: der Urſprung der Zünfte iſt rein hiſtoriſch? Warum werden nur die Diphthongen *ö* und *ä* durchaus *oe* und *ae* geſchrieben, und nicht auch *ue* ſtatt *ü*, wenn man ja einmal vom Hergebrachten abgehen will? Der übrigen Nachläſſigkeiten hierin will Rec. nicht erwähnen.

—e—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

MINERALOGIE.

Freyberg, b. Graz und Gerlach: *Handbuch der Mineralogie*, von *C. A. S. Hoffmann*. Erster Band. 1811. XXIV u. 645 S. Zweyter Band. 1812. 380 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Lange schon war es der sehnlichste Wunsch eines jeden wahren Freundes der Mineralogie, dass es dem grossen Gründer der neueren deutschen mineralogischen Schule gefallen möchte, seine Lehre nicht bloss mündlich denen vorzutragen, welche das Glück geniessen, seine unmittelbaren Schüler zu seyn, sondern auch schriftlich der übrigen grösseren Menge seiner warmen Verehrer. Dadurch, dass dieser Wunsch bis jetzt unbefriedigt geblieben ist, dass, statt der aus der eigenen Feder des bewundernswürdigen Mannes geflossenen lauteren Lehre, nur theils mangelhaft aufgefasste, theils durch fremde Zugaben verunreinigte Überlieferungen der Schüler dem mineralogischen Publicum zu Theil geworden sind, ist nicht allein dem Fortschreiten der Wissenschaft, sondern auch der Meinung geschadet, die man, besonders im Auslande, von dem Werthe jener Lehre hegt. Da man nun nach aller Wahrscheinlichkeit erwarten muss, dass Hr. Bergrath *Werner* dem so oft und laut ausgesprochenen Wunsche nie Gehör geben werde: so muss die Erscheinung eines Werkes doppelt erfreuen, welches, wie die vor uns liegende Mineralogie des seit einiger Zeit leider verstorbenen Hn. Inspectors *Hoffmann*, die wernerische Lehre allem Anscheine nach möglichst getreu, wenn gleich nicht völlig frey von fremdartigen Zusätzen, dem mineralogischen Publicum überliefert. Der Vf. äussert sich hierüber in der Vorrede selbst mit folgenden Worten: „Die wernerischen Bestimmungen in ihrer ganzen Reinheit zu liefern, und dadurch einer Menge zu Tadel und Verunglimpfungen Veranlassung gebenden Missverständnissen abzuhelfen, war einer meiner ersten Zwecke bey Ausarbeitung des gegenwärtigen Handbuches, und ich habe mich mit der angestrengtesten Sorgfalt bemühet, alles Fremdartige, was von Anderen hinzugesetzt worden und von dessen Richtigkeit ich nicht vollkommen überzeugt war, wieder davon abzuschneiden." Dass dieses wohl Niemanden so gut wie dem Vf. gelingen konnte, verbürgt sein langjähriger Aufenthalt in der Nähe *Werner's*; während welcher Zeit er sich stets der Belehrungen des grossen Mineralogen zu erfreuen hatte. Er wollte indess kein blosser Nachschreiber seyn, sondern den Werth seines Werkes durch eigene oder von anderen bewährten Gelehrten entlehnte Forschungen erhöhen. Daher fügte er demjenigen, was vorzüglich *Werner's* Eigenthum ist, auch fremde Notizen bey, welche theils die oft sehr abweichenden *hauy*'schen Ansichten, theils die physikalischen und chemischen Kennzeichen, das Vorkommen und die Benutzung der Mineralkörper betreffen. Wenn nun bisher jedes Urtheil, welches über die werner'sche Lehre gefällt wurde, sich den Einwurf gefallen lassen musste, dass dasselbe nicht die ächte werner'sche Lehre, sondern nur die unvollkommene Überlieferung eines Schülers treffe: so gewährt das vorliegende *hoffmann*sche Werk auch noch den Vortheil, dass es die ächten Ansichten jenes berühmten Mineralogen dem Urtheile anderer prüfender Naturforscher überliefert. Von einem durch die seltene Darstellungsgabe des grossen Lehrers begeisterten, unmittelbaren Schüler wird man freylich eine unbefangene Prüfung jener Ansichten nicht wohl erwarten dürfen; sie wird denen überlassen bleiben müssen, die auf einem von jenem verschiedenen Wege zur vertrauten Bekanntschaft mit der wissenschaftlichen Mineralogie gelangten. Jeder wahrhafte Freund der Naturforschung wird zugeben müssen, dass eine sorgfältige und unparteyische Prüfung der durch die wernersche Schule so allgemein verbreiteten Ansichten immer nöthiger wird, da unter den Mineralogen — wenigstens unter den deutschen — das blinde Nachsprechen und Nachschreiben dessen, was *Werner* gesagt haben soll, die Geringschätzung jeder Ansicht, die nicht aus der wernerschen Schule entsprungen ist, die Reduction des mineralogischen Studiums auf die trockene, höchst einseitige, in eine gewisse unabänderliche Form geschmiedete Kenntniss der äusseren Beschreibungen — immer mehr überhand nimmt, wodurch das wahre Fortschreiten der Wissenschaft gehemmt wird, und die deutsche mineralogische Schule Gefahr läuft, die Achtung wieder einzubüssen, welche sie überall mit Recht sich erworben hatte. Einer umfassenden, genauen Prüfung der wernerschen Lehre können nun freylich diese Blätter nicht gewidmet seyn; aber bey dem Durchgehen des vorliegenden Werkes werden doch wenigstens einige Winke für eine solche Prüfung schicklich ertheilt werden können.

In der allgemeinen *Einleitung* werden die Begriffe von dem Objecte der Mineralogie, von den verschiedenen mineralogischen Doctrinen und von ihren Verhältnissen zu anderen verwandten Lehren entwickelt. Die unorganisirten Naturkörper werden nach der verschiedenen Art ihres Vorkommens in *Minera-*

lien und sogenannte *Atmosphärilien* eingetheilt, welche Sonderung doch von keinem Einflusse seyn sollte bey einer Lehre, die nicht das *Vorkommen* der unorganisirten Naturkörper, sondern nur ihre *Beschaffenheiten* zum Gegenstande der Untersuchung und Unterscheidung macht. Jene eigentlich sogenannten *Mineralien* machen den Gegenstand der *Oryktognosie* aus, und zwar nur diejenigen darunter, welche *sichtlich nicht gemengt* sind. Ausgenommen würden hienach diejenigen Mineralien nicht seyn, bey denen man mit den Augen zwar nichts Heterogenes wahrnehmen kann, die sich aber dennoch durch bloss *mechanische* Mittel in verschiedenartige Theile zerlegen lassen. Rec. kann jener Bestimmung nicht beypflichten, sondern ist der Meinung, dass der Begriff der *mineralogischen Einfachheit* allein in der mechanischen Unzerlegbarkeit in heterogene Theile begründet seyn könne. Eben so wenig kann Rec. das Wort *Oryktognosie* zur Bezeichnung jener Doctrin passend finden, weil so Manches gegraben wird, was keinen Gegenstand derselben ausmacht, wogegen denn anderer Seits doch manche Objecte derselben nicht gegraben werden. Als besondere mineralogische Doctrinen werden noch unterschieden: die *mineralogische Chemie*, die *Geognosie*, die *ökonomische Mineralogie*, die *mineralogische Geographie*. Von diesen lassen sich wohl nur die *Geognosie* und die *mineralogische Geographie* als *selbstständige* Wissenschaften betrachten; die übrigen entlehnen ihre Lehrsätze lediglich aus anderen Doctrinen. Mit dem von der *Geognosie* gegebenen Begriffe kann Rec. nicht einverstanden seyn. Nach dem Vf. soll sie die Entstehungsverhältnisse der Mineralien, die Arten ihres Vorkommens und die Beschaffenheit der Räume, welche sie einnehmen, kennen lehren. Auf solche Weise würde ja die Lehre von den allgemeinen Verhältnissen, unter denen die Mineralkörper die feste Erdenrinde zusammensetzen, vermengt mit der Lehre von ihrer eigentlichen Naturgeschichte, welche nach unserer Ansicht sorgfältig gesondert bleiben müssen, wenn beide einer gründlichen Ausbildung sich erfreuen sollen. Die Lehren von den unorganisirten Naturkörpern an sich, von ihren Beschaffenheiten und ihren Verhältnissen müssen nothwendig zuförderst rein ausgebildet werden, bevor die Lehre von ihrer Entstehung und den mit ihnen vorgegangenen und vorgehenden Veränderungen, mit einem Worte ihre *Geschichte*, begründet werden kann. Die nicht gehörige Unterscheidung und Trennung dieser Wissenschaften hat nicht allein der eigentlichen *Geognosie*, sondern auch der *Geogenie* grossen Nachtheil gebracht.

Auf die *Einleitung* folgt I) der *präparative Theil der Oryktognosie*. S. 17—349. Schon hienach lässt sich die grosse Ausführlichkeit beurtheilen, womit dieser Theil bearbeitet ist; ja diese Ausführlichkeit, die freylich auch in dem anderen Theile herrscht, artet mitunter in Weitschweifigkeit aus. Zuerst von den Kennzeichen der Fossilien im Allgemeinen, wo dann *äussere*, *chemische*, *physikalische*, *geognostische* und *geographische* Kennzeichen unterschieden werden. Die Differenz zwischen den *äusseren* und *physikalischen* Kennzeichen (oder vielmehr Merkmalen, indem ein Kennzeichen aus der Verbindung verschiedener Merkmale entspringt) ist nicht bestimmt genug angegeben, so dass man den zureichenden Grund nicht einsieht, weshalb gewisse Merkmale, z. B. das *specifische Gewicht*, die *Härte*, zu den äusseren, und nicht zu den physikalischen, gezählt werden. Es ist auch wirklich auf solche Weise keine scharfe Grenze zu ziehen, und es scheint ungleich richtiger zu seyn, die an den unorganisirten Naturkörpern wahrnehmbaren Merkmale in *äussere* und *innere* oder *chemische* zu theilen, und bey jenen die *extensiven* von den *intensiven* zu unterscheiden, wie solches bereits von mehreren Naturforschern in Vorschlag gebracht worden. Was die *geognostischen* und *geographischen* Kennzeichen (Merkmale) betrifft: so dürfen diese den übrigen nicht gleich gestellt werden, indem sie nicht in den Beschaffenheiten der Körper an sich, sondern in Verhältnissen derselben liegen, und daher auch den Anorganographen niemals bey der Unterscheidung verschiedenartiger Körper leiten, sondern ihm nur zuweilen dabey zu Hülfe kommen können.

Nun folgt eine *tabellarische Aufstellung der äusseren Kennzeichen* (Merkmale) der Fossilien, wobey das schon längst bekannte *wernersche* System derselben treu befolgt ist. Darauf werden die einzelnen Merkmale sehr ausführlich dargelegt und durch Beyspiele zweckmässig erläutert. Man findet übrigens grösstentheils nur das Gewöhnliche, nun schon durch so viele Schriften Bekannte, und vermisst die Benutzung mancher Verbesserungen und Erweiterungen, welche die Terminologie in neueren Zeiten erhalten hat. So ist die Lehre von den regelmässigen äusseren Gestalten noch ganz die alte, welche z. B. die *Linse* als eine Grundform aufführt, *Säule* und *Tafel* als wesentlich verschiedene Grundformen betrachtet und bey den Theilen beider verschiedene Nomenclaturen gebraucht. Die Lehre von den Krystallisationen muss nothwendig von mathematischen Begriffen ausgehen; aber wie gar Manches in der hier wieder mitgetheilten Lehre steht mit gesunden mathematischen Begriffen im Widerspruche! Als Anhang derselben ist eine kurze Darstellung von der *hauyschen* Krystallisationslehre mitgetheilt, die freylich dem, welcher sich eine gründliche Kunde derselben zu verschaffen wünscht, nicht genügen kann. — Am ausführlichsten ist der nomenclatorische Theil erläutert, welcher doch gerade die am wenigsten interessante und Anwendung verdienende Seite jener höchst scharfsinnigen Lehre seyn dürfte. So lange man auf die Weise, wie auch in diesem Buche noch geschehen, die mathematische Behandlung der Krystallogie als etwas für die Mineralogie Überflüssiges betrachtet, wird diese Wissenschaft unter uns sehr weit von der Vervollkommnung sich entfernt halten, die sie durch ihre Beyhülfe erlangen kann. Freylich würde dann aus der Mineralogie eine Wissenschaft, die ungleich gründlichere und umfassendere Kenntnisse voraussetzt, als sie nach ihrer bisherigen Bearbeitung in Deutschland verlangt

hat; und hierin gerade liegt unstreitig ein Hauptgrund, weshalb man sich noch von so vielen Seiten her widersetzt, der mathematischen Krystallogie Eingang in die Mineralogie zu gestatten. — Bey dem *Bruche* werden *dichter* und *gespaltener Bruch* unterschieden, und als Arten des letzteren das *Faserige, Strahlige* und *Blätterige* aufgeführt. In dem Ausdrucke: „*gespaltener Bruch*“ liegt offenbar eine *contradictio in adjecto*. Überhaupt ist der *Bruch* eines Minerals so verschieden von der *Spaltung* desselben, dass man gewiss nicht wohl thut, beide Merkmale noch immer nicht scharf von einander zu trennen; und hierin, wie in so vielem Anderen, lieber den alten Schlendrian der Schule zu gehen, als den ausserhalb derselben gemachten Vorschlägen zur Verbesserung der Terminologie Gehör zu geben. — Die *chemischen* Merkmale sind unverhältnissmässig kurz abgehandelt. Ganz vorzüglich hätte das Verhalten der Fossilien vor dem *Löthrohre*, von welchem der Mineralog so treffliche, sichere Kennzeichen entlehnen kann, eine genauere Berücksichtigung verdient. Mehrere dieselben betreffende neuere Untersuchungen sind unbenutzt geblieben. Ein gleiches Urtheil trifft die Abhandlung der sogenannten *physikalischen* Merkmale, denen nur vier Seiten gewidmet sind, über welche sich aber so viel Lehrreiches und für den Mineralogen Wichtiges beybringen lässt.

Der 2 *Abschnitt* handelt von der *oryktognostischen Classification der Fossilien*. Rec. war auf diesen Abschnitt ganz besonders begierig, da es ihm bisher nicht geglückt war, einen recht bestimmten Aufschluss über die wernersche Methode der Classification der Mineralkörper zu erhalten, und er sich die Hoffnung machte, hier endlich in dieser Hinsicht befriedigt zu werden. Aber leider muss er gestehen, dass seine Hoffnung auch dieses Mal getäuscht worden ist, und dass sich in ihm nun die Überzeugung immer mehr befestigt, dass es der berühmten wernerschen Methode an einem bestimmten, in Worten auszudrückenden und von dem individuellen Eindrucke des Totalhabitus unabhängigen Principe mangele. Die einzige feste Grundlage für jede naturhistorische Classification ist die specifische Differenz der Naturkörper. Die Aufsuchung und Bestimmung derselben gehört zwar nicht eigentlich zur Classification; aber der Systematiker muss von ihr ausgehen, und er wird um so sicherer fortschreiten, je fester seine Norm für die Bestimmung der specifischen Identität und Differenz ist. Die Kritik einer naturhistorischen Classification muss daher auch von der Prüfung der Principe für diese Bestimmung ausgehen. Hr. *Werner* bezeichnet die Summe der innerhalb der Grenze der specifischen Identität sich befindenden Mineralkörper durch den Ausdruck *Gattung*, und nennt das Geschäft der Bestimmung der Grenzen der specifischen Identität *Gattirung*. Über das der Gattirung zum Grunde liegende Princip äussert sich der Vf. mit folgenden Worten: „So viel wesentliche Verschiedenheiten unter den Fossilien sich finden, so viel giebt es Gattungen; alle Fossilien hingegen, die in ihren äusseren Kennzeichen keine wesentlichen Verschiedenheiten, sondern die höchste Übereinstimmung, und also den höchsten Grad der oryktognostischen Verwandtschaft zeigen, bilden zusammen eine Gattung.“ Was sind nun aber *wesentliche* und *unwesentliche* Verschiedenheiten der Fossilien? Dieses muss doch nothwendig mit grösster Schärfe angegeben werden, wenn es auf die Bestimmung des Principes für die Gattirung ankommt. Was wird unter der *höchsten Übereinstimmung*, dem *höchsten Grade der oryktognostischen Verwandtschaft*, wonach sich die Gattirung richten soll, verstanden? Zeigen nicht die Mineralkörper (der Vf. gebraucht immer irrig den Ausdruck *Individuen*), die Hr. *Werner* in einer *Art* vereinigt, eine viel höhere Übereinstimmung, einen weit höheren Grad der oryktognostischen Verwandtschaft, als die Summe derer, die nach ihm eine *Gattung* ausmachen? Von Mineralkörpern, die in Ansehung des Bruches, des Glanzes, der Durchscheinheit, der Farbe, oder in Hinsicht anderer Merkmale, bedeutende Verschiedenheiten zeigen, wie diejenigen, welche Hr. *Werner* als *Arten einer Gattung* unterscheidet, lässt sich doch wohl nicht mit Recht sagen, dass sie den höchsten Grad der Übereinstimmung zeigen. Dieser auffallende Widerspruch wird von dem Vf. auf keine Weise beseitigt. Dieselbe Unbestimmtheit liegt auch in dem, was er über den *Classificationsgrund* im Allgemeinen sagt. Nach ihm sollen nämlich *die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Fossilien in ihren natürlichen Eigenschaften und in den davon abgeleitenden Kennzeichen, vorzüglich in der Gesammtheit ihrer äusseren Kennzeichen*, den Classificationsgrund an die Hand geben. Zu den *natürlichen Eigenschaften* der Fossilien gehören ihre *chemischen* Eigenschaften doch unstreitig mit eben dem Rechte wie ihre *äusseren*, und der letztere Zusatz lässt auch vermuthen, dass die die Mischung betreffenden Eigenschaften wenigstens nicht ganz ausgeschlossen seyn sollen. Doch scheint dieses mit dem, was zuvor über die Gattirung mitgetheilt wurde, im Widerspruche zu stehen. Dagegen sagt der Vf. an einer anderen Stelle: „Kommen bey den Fossilien zu den wesentlichen Verschiedenheiten des äusseren Habitus auch noch Verschiedenheiten in den chemischen und physikalischen Kennzeichen, so wie in den geognostischen Verhältnissen hinzu: so ist die Abtheilung und Bestimmung der Gattungen um so sicherer und zuverlässiger.“ Wieder ganz anders lautet zwar eine Stelle S. 316, wo der Vf. sagt: Der *physikalische Grund* von den Gattungsverschiedenheiten liege zwar in ihrer Mischung; da wir aber hiemit zu wenig bekannt seyen: so können wir dieselben auch nur in den wenigsten Fällen gehörig nachweisen. Auch kümmere diess den Oryktognosten wenig, da er sich nicht hieran, sondern an die unmittelbar in die Sinne fallenden Eigenschaften der Fossilien zu halten habe. Wie lässt sich nun diese Äusserung mit jener Behauptung reimen? Wie können die chemischen Kennzeichen die Abtheilung und Bestimmung der Gattungen sicherer und zuverlässiger machen, wenn sich der Oryktognost nicht an die Mischung der Fossilien zu halten braucht?

Es ergiebt ſich ſchon hieraus klar, wie ſehr man bey demjenigen, was über die Gattirung der Mineralkörper von dem Vf. geſagt iſt, beſtimmte, deutliche und richtige Begriffe vermiſst, dagegen aber auf Widerſprüche ſtöſst; daher es unmöglich iſt, hiedurch einen vortheilhaften Begriff von der Beſtimmtheit und Feſtigkeit der wernerſchen Claſſificationsgrundſätze zu erhalten. Eben ſo wenig befriedigt wird man durch dasjenige, was über die Vertheilung der Gattungen unter *Claſſen* und *Ordnungen* oder *Geſchlechter* beygebracht iſt. Der Beſtimmungsgrund der Claſſen liegt nach dem Vf. in den allgemeinſten Verſchiedenheits- und Verwandtſchafts-Verhältniſſen, welche ſich bey einem Totalüberblicke ſämmtlicher Foſſilien-Gattungen an letzteren bemerken laſſen. In Anſehung der Bildung der Geſchlechter ſagt derſelbe, daſs man unter den zu einer Claſſe gehörenden Gattungen wiederum gewiſſe Parthieen oder Gruppen bemerke, welche theils in ihren oryktognoſtiſchen, theils in ihren geognoſtiſchen Verhältniſſen mehrere Übereinſtimmung unter einander blicken laſſen, häufigere Annäherungen und Übergänge, und mit einem Worte nähere Verwandtſchaft zu einander zeigen, als zu den übrigen; daſs dieſe ausgezeichneteren Verwandtſchafts-Verhältniſſe den Grund zur Abtheilung der Claſſen in Geſchlechter hergeben und ein Geſchlecht alle diejenigen Gattungen einer Claſſe unter ſich begreiſe, welche ſowohl in ihren oryktognoſtiſchen als geognoſtiſchen Verhältniſſen eine nähere Verwandtſchaft unter einander bemerken laſſen. Iſt es nun wohl möglich, hiedurch irgend eine beſtimmte Vorſtellung von den Grundſätzen zu erlangen, nach denen die Vertheilung der Gattungen der Foſſilien in Geſchlechter und Claſſen vorgenommen werden ſoll? Worin beſtehen denn die allgemeinſten Verſchiedenheits- und Verwandtſchafts-Verhältniſſe, wonach die Claſſen gebildet werden ſollen, und wodurch unterſcheiden ſich die ausgezeichneteren Verwandtſchaftsverhältniſſe, die den Grund zur Beſtimmung von Geſchlechtern ausmachen ſollen? Wie höchſt unbeſtimmt ſind die Ausdrücke: *allgemeinſte* und *ausgezeichnetere* Verwandtſchaftsverhältniſſe, und wie groſs iſt der Spielraum und die Willkühr, welche ihrer Feſtſetzung eingeräumt ſind! Eine Claſſification, welcher eine ſo überaus ſchwankende und willkührliche Norm zum Grunde liegt, kann ſelbſt wohl nicht anders als ſehr ſchwankend und willkührlich ſeyn. Ein Verſtoſs gegen die erſten und nothwendigſten Principe jeder naturhiſtoriſchen Claſſification iſt es auch, wenn der Vf. lehrt, daſs zuerſt die Claſſen feſtzuſtellen und darauf erſt die Gattungen in denſelben unter Geſchlechter zu vertheilen ſeyen. Es iſt unmöglich, ein gutes Syſtem zu bilden, wenn man nicht von der ſpecifiſchen Differenz der Naturkörper ausgehend, von Stufe zu Stufe allmählich zu den höheren Abtheilungen hinan ſteigt. Ferner iſt es ſehr unwiſſenſchaftlich, wenn man, nach der Vorſchrift des Vfs., bey der ſogenannten *oryktognoſtiſchen* Claſſification auch die *geognoſtiſche* Verwandtſchaft der Foſſilien berückſichtigt. Sind die einzelnen Mineralkörper als ſolche das Object der Oryktognoſie: ſo dürfen nur ihre Beſchaffenheiten, nicht aber zugleich die Verhältniſſe, unter denen ſie als integrirende Theile der feſten Erdenrinde zu einander ſtehen, bey dem oryktognoſtiſchen Syſteme von Einfluſs ſeyn. — Auf die Lehre von der ſogenannten oryktognoſtiſchen Claſſification läſst der Vf. auch Einiges über die *chemiſche* und über die von ihm ſogenannte *mathematiſche* Methode folgen; verräth aber hiebey weder eine tiefe Kunde von dem Standpuncte, auf welchem jetzt unſere chemiſche Kenntniſs der Mineralkörper ſteht, noch eine richtige Anſicht von dem Geiſte der *hauy*ſchen Methode. Hätte er den Geiſt derſelben richtig aufgefaſst: dann würde es ihm nicht entgangen ſeyn, welchen Werth *Hauy* auf das merkwürdige Verhältniſs zwiſchen der Kryſtalliſation und kryſtalliniſchen Structur und der Miſchung der Mineralkörper legt, und dadurch gewiſs eine vortheilhaftere Anſicht von ſeiner Methode, die wir übrigens von Unvollkommenheiten keinesweges ganz frey ſprechen wollen, erlangt haben.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Göttingen*, b. Baier: *Diſſertatio inaug. med. de Exercitationibus chirotechnicis et de conſtructione atque uſu phantasmatis in ophthalmologia.* Auctore *Franciſc. Reiſinger*, Auguſt.-Bavar. 1814. 46 S. 8. (6 Gr.)

Der Gedanke, daſs die gewöhnlichen chirurgiſchen Übungen an Cadavern oder Thieraugen, wodurch ſich angehende Augenärzte die Fähigkeiten zu Operationen an lebenden Augen zu erwerben ſuchen, das nicht leiſten, was ſie leiſten ſollen, leitete den Vf. auf die Erfindung des hier beſchriebenen Phantoms, durch Hülfe deſſen er die verſchiedenen Bewegungen des menſchlichen Körpers und insbeſondere des Auges nachzuahmen ſucht. Der Gedanke eines ſolchen Hülfsmittels verſpricht der operativen Chirurgie allerdings vielfachen Gewinn; allein wir wagen es nicht, nach Einſicht der hier gegebenen Beſchreibung des etwas complicirten Werkzeuges, obſchon dieſelbe in einer beygefügten Kupfertafel verſinnlichet iſt, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, ob die Ausführung auch der Idee vollkommen entſprechen werde. Weitere Verſuche müſſen darüber entſcheiden. Übrigens zeigen die hier gegebenen Regeln über den Gebrauch des Inſtruments ſowohl als die Vorſchriften, welche der Vf. im Allgemeinen zum Behufe ophthalmologiſcher Übungen ertheilt, daſs der Vf. dieſen Gegenſtand mit Fleiſs verfolgt, und die Handgriffe eines Meiſters in der Kunſt ſorgſam beobachtet haben müſſe.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815

MINERALOGIE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Handbuch der Mineralogie,* von *C. A. S. Hoffmann* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Besonders auffallend ist es uns, wie der Vf. in der gemeinschaftlichen Benutzung der sogenannten oryktognostischen, chemischen und mathematischen Methoden bey der mineralogischen Classification einen Verstoss gegen die Logik finden kann. Scheint ihm keine logische Unrichtigkeit darin zu liegen, wenn das Gesammte der natürlichen Eigenschaften der Mineralkörper, vorzüglich der äusseren, wie er S. 310 sagt, zum Classificationsgrunde genommen wird: so kann derselbe ohne Inconsequenz die chemischen Eigenschaften, und diejenigen, welche in den nur auf dem mathematischen Wege mit Genauigkeit zu erforschenden Beschaffenheiten der Krystallisation und krystallinischen Structur liegen, unmöglich ausschliessen, indem diese Eigenschaften doch gewiss auch natürliche sind, zum Theil sogar, nämlich was die von unserem Vf. sogenannten mathematischen anlangt, zu den äusseren, ja zu den wichtigsten äusseren Eigenschaften gehören, oder, was die chemischen betrifft, mit den äusseren in einem so innigen Zusammenhange stehen, dass sie unabhängig von denselben nicht gedacht werden können. Sehr einseitig und unwissenschaftlich muss eine Methode der Classification der *unorganisirten* Naturkörper seyn, welche bey der Form derselben, die an sich zwecklos ist, und sich in dieser Hinsicht sehr verschieden von der Form der *organisirten* Naturkörper verhält, stehen bleibt, ohne zugleich dasjenige vorzüglich zu berücksichtigen, was die Ursache der Form und das eigentliche Wesen jener Naturkörper ist. Zu den wichtigsten Gegenständen der Forschungen des wahrhaft wissenschaftlichen Mineralogen gehört das Verhältniss, welches zwischen der Mischung und dem Äusseren der Mineralkörper Statt findet, und wenn uns gleich für jetzt noch Manches in dieser Hinsicht verborgen ist: so dürfen wir darin keinen Grund finden, um uns der Mühe der Erforschung (die freylich etwas grösser ist als die Mühe der Entwerfung einer äusseren, nicht einmal auf die mathematischen Verhältnisse Rücksicht nehmenden Beschreibung) zu überheben; sondern müssen gerade durch die grösere Schwierigkeit um so kräftiger angefeuert werden, Alles aufzubieten, um der Enthüllung der Geheimnisse der Natur näher zu kommen.

In einem dritten, kurzen Abschnitte handelt der Vf. ziemlich dürftig von der *oryktognostischen Nomenclatur.* Von den Regeln der mineralogischen *Charakteristik* und *Beschreibung*, die doch einen wichtigen Gegenstand des präparativen Theils der Mineralogie ausmachen, ist gar nicht die Rede. Rec. hätte auch darüber gern die Ansichten der *werner*'schen Schule genauer kennen gelernt, weil es ihm immer unbegreiflich gewesen ist, warum dieselbe die herrliche, in den übrigen Theilen der systematischen Naturkunde durchgehends mit grösstem Vortheile befolgte *linnéische* Methode, die verschiedenartigen Naturkörper nicht bloss ausführlich zu beschreiben, sondern sie auch zu charakterisiren oder ihre specifische Differenz anzugeben, vernachlässigt, und eben so wenig die sogenannten Arten, als die Geschlechter und Classen, wie es sich gehört, mit bestimmten, kurzen, alles Unwesentliche ausschliessenden Charakteristiken oder Definitionen versieht. Nur durch Befolgung dieser Methode ist es möglich, das System zugleich zum Register der Naturkörper zu machen, in welchem ein Jeder die ihm noch unbekannten aufzufinden im Stande ist, und auf solche Weise das Selbststudium der Mineralogie zu erleichtern, und dieses von dem Zwange der in der *wernerischen* Schule sogenannten *Autopsie* zu befreyen.

II. *Applicativer Theil der Oryktognosie,* von S. 351 an. Um eine allgemeine Übersicht von dem Systeme zu geben, hätte in dieser Abtheilung zuerst ein tabellarischer, mit Charakteristiken versehener Entwurf der *Classen* und *Geschlechter* mitgetheilt werden müssen. Über die Classen unterrichtete zwar schon der präparative Theil, aber freylich an einer ganz unrechten Stelle, indem dieser Theil nur Theorie, nicht aber die Anwendung derselben, lehren soll. Rec. hat daraus ersehen, dass die wernerische Schule noch bey den alten *cronstedtschen* Classen beharret, gegen welche sich doch so Manches sagen lässt, indem sie, wie auch schon *Linné* richtig bemerkte, nicht aus einem rein naturhistorischen, sondern zum Theil wenigstens aus einem technischen Gesichtspuncte aufgestellt sind. Besonders ist dieses der Fall in Hinsicht der Classen der *metallischen* und *salzigen* Fossilien. In der Classe der metallischen Mineralkörper sind Fossilien vereinigt, die im Äusseren eben so wenig wie im Wesentlichen der Mischung Verwandtschaft zeigen, die aber freylich mit einander gemein haben, dass

Metalle durch die Kunst aus ihnen dargestellt werden können. Die Classe der *Salze*, so wie sie *Cronstedt* und *Werner* aufstellen, gründet sich auf höchst unbedeutende und unbestimmte Kennzeichen, und schliesst eine grosse Reihe von Körpern aus, die durch weit wichtigere Kennzeichen des Äusseren und Inneren mit den darin aufgenommenen Körpern verknüpft sind.

Erste Classe. Erdige Fossilien. 1) *Demant-Geschlecht.* Der Demant an der Spitze der *erdigen Fossilien* ist das auffallendste Document, dass die wernerische Schule das Mineralsystem möglichst unabhängig von dem Einflusse der chemischen Kenntniss der Mineralkörper zu machen sich bestrebt. Nur zeigt sie sich in diesem Grundsatze nicht consequent, wenn sie Classen, und zum Theil auch Geschlechter durch Benennungen bezeichnet, welche an die Bestandtheile der Fossilien erinnern, und daher in den betreffenden Classen und Geschlechtern oftmals ganz andere Körper vermuthen lassen, als darin aufgeführt sind. Wenn z. B. im *Kieselgeschlechte* Mineralkörper aufgeführt werden, die nur *Thonerde* enthalten, oder im *Talkgeschlechte* Fossilien, welchen gar keine *Talkerde* eigen ist: so muss dieses doch wohl befremden; eben so wie es Jedem, der mit den Elementen der Chemie bekannt ist, sehr unerwartet und widerstehend seyn muss, den *Demant*, der nicht ein Atom *erdiger* Theile enthält, in der Classe der *erdigen* Fossilien zu finden. Die *Gattung Demant* wird nicht definirt, sondern sogleich mit aller Ausführlichkeit nach *wernerischer* Methode beschrieben. Dieses Verfahren ist auch bey allen übrigen Gattungen beobachtet, und zwar so, dass, wenn von einer Gattung Arten vorkommen, weder die Gattung noch die Arten mit einer specifischen Differenz versehen, sondern die letzteren nur beschrieben sind, wodurch denn freylich die Bestimmung der Fossilien sehr erschwert wird. In der Beschreibung sind sämmtliche Merkmale in einer bestimmten, gleichbleibenden Reihenfolge aufgeführt, welches ebenfalls nicht zu billigen ist, indem die Wichtigkeit und die Verknüpfung der verschiedenen Merkmale bey den verschiedenen Classen, Geschlechtern und Gattungen oft sehr abweichend sind. Die Beschreibungen zeichnen sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit sehr vortheilhaft aus, haben aber leider den grossen Mangel, dass bey den Angaben der Krystallisationen die Winkelmasse gemeiniglich fehlen, so wie auch dabey auf die *hauy'schen* Untersuchungen der Structur der Krystalle zu wenig Rücksicht genommen ist. Auf die äussere Beschreibung folgen Angaben über das chemische Verhalten. Darauf werden Nachrichten über das natürliche Vorkommen, und endlich auch Notizen über die Benutzung mitgetheilt. Bey der grossen Ausführlichkeit, welche diese Abschnitte haben, hätte, ohne das schon bedeutende Volumen des Werkes übermässig zu vergrössern, die wichtigste Synonymie füglich mitgetheilt werden können, wodurch das Buch an Brauchbarkeit sehr gewonnen haben würde. Nur die von *Hauy* gebrauchten Benennungen der Fossilien sind regelmässig angeführt.

2) *Zirkon-Geschlecht.* Drey Gattungen: *Zirkon*, *Hiazinth* (Hyazinth), *Kaneelstein*. Den letzteren würden wir lieber mit dem *Vesuvian* verbinden, so wie uns die Gattungsverschiedenheit von *Zirkon* und *Hyazinth*, selbst wenn wir bloss das Äussere berücksichtigen, auf keine Weise einleuchtet, indem wir die Fossilien nur als Varietäten (oder nach *Werner*, als Arten) einer Species betrachten können. 3) *Kieselgeschlecht.* 1 Gattung. *Krisoberil* (Chrysoberyll). Ausser der in der Beschreibung angegebenen Structur, sind auch zuweilen Blätterdurchgänge nach den Seiten eines Rhomboëders sichtbar. Rec. bemerkte diese bey dem nordamerikanischen, dessen Vorkommen in dem vorliegenden Buche nicht angeführt ist. 2 Gattung. *Krisolith* (Chrysolith). 3 Gattung. *Olivin.* Wie man den Olivin als Gattung vom Chrysolith, selbst bey blosser Berücksichtigung des Äusseren, unterscheiden kann, ist uns unbegreiflich. 4 Gattung. *Kokkolith.* Auch diese Gattung kann mit Recht nicht wohl bestehen, indem dieses Fossil in jeder Hinsicht mit dem *Augit* specifisch identisch ist und nur als Varietät (Art) unterschieden werden kann. 5 Gattung. *Augit.* Vier Arten: *körniger*, *blättriger*, *muschlicher*, *gemeiner* Augit. 6 Gattung. *Diopsid.* Dass der *Diopsid* mit dem *Malakolith* (Salait) ganz übereinstimmt, ist längst erwiesen. 7 Gattung. *Vesuvian.* 8 Gattung. *Grossular.* Doch wohl in zu unbedeutenden Merkmalen vom Granat verschieden, um ihn als eigenthümliche Gattung aufführen und sogar in der Reihenfolge von demselben trennen zu können. Was die Krystallisation betrifft: so kömmt diese bey dem Granat zuweilen gerade so vor. 9 Gattung. *Leuzit.* Sie lässt sich zweckmässig in mehrere Varietäten (Arten) theilen, wie *Karsten* zuerst gezeigt hat. 10 Gattung. *Melanit.* 11 Gattung. *Granat.* Zwey Arten: *edler* (der gewöhnlich sogenannte *Almandin*) und *gemeiner* Granat. Der von *Klaproth* untersuchte grönländische Granat gehört offenbar nicht zum *edlen*, sondern zum *Pyrop.* Der *Braunsteinkiesel* von *Karsten* und *Klaproth* ist hier ebenfalls mit dem edlen Granate vereinigt. 12 Gattung. *Allochroit.* 13 Gattung. *Staurolith.* 14 Gattung. *Pirop* (Pyrop). Zweckmässiger würde der Pyrop offenbar bey dem Granate aufgeführt, dem er ungleich näher verwandt ist, als den Fossilien, zwischen denen er hier steht. 15 Gattung. *Automolith.* 16 Gattung. *Zeilanit.* 17 Gattung. *Spinel* (Spinell). Unterschieden werden: a) *eigentlicher Spinel* und b) *Salamstein*, welcher letztere bey dem *Korund* eine schicklichere Stelle finden dürfte. Bey dem Spinell ist die sehr merkwürdige schwedische, von *Svedenstjerna* im Urkalkstein entdeckte und von *Berzelius* analysirte Abänderung nicht erwähnt. Unter den Krystallisationen des Salamsteins ist auch eine Art von Würfel, ein *Fast-Würfel*, aufgeführt, welchem Kunstausdrucke wir unsere Billigung unmöglich geben können. 18 Gattung. *Saphir.* 19 Gattung. *Schmirgel* (Smirgel). 20 Gattung. *Korund.* 21 Gattung. *Demantspath.* Da unsere Ansichten von der Unterscheidung verschiedener Mineralspecies gänzlich von den *wernerischen* abweichen, und besonders in der Hinsicht von diesen ver-

schieden sind, dass nach ihnen ein bestimmtes im Chemischen und im Äusseren gemeinschaftlich begründetes Princip befolgt wird, welches wir in dem vorliegenden Buche aufzufinden vergebens uns bemüht haben: so würde die Kritik einer jeden Gattung zwecklos seyn, weil uns das Anhalten fehlt, wonach wir urtheilen könnten. Denn ob wir gleich z. B. nach unserem Principe bestimmte Rechenschaft ablegen können, wesshalb wir *Demantspath* und *Korund* mit einander und mit dem *Saphire* in einer Species vereinigen: so ist es uns doch nicht möglich, aufzufinden, nach welchem Principe Hr. *Werner Korund* und *Demantspath*, diese im Äusseren so wie im Inneren so höchst nahe verwandten Fossilien, nicht in einer Gattung zusammengestellt und etwa als Arten unterschieden haben mag. 22 Gattung. *Topas.* Den merkwürdigen schwedischen Topas, den sogenannten *Pyrophysalith* von *Hisinger*, finden wir nicht erwähnt. Er würde ohne Zweifel die Unterscheidung von zwey Arten veranlasst haben. 23 Gattung. *Jolith.* 24 Gattung. *Euklas.* Irrig wird demselben ein *schiefwinklicher* Blätterdurchgang beygelegt. 25 Gattung. *Schmaragd* (Smaragd). 26 Gattung. *Beril* (Beryll). Gewiss wenige Mineralogen unterscheiden jetzt noch den Beryll als selbstständige Gattung. 27 Gattung. *Schörlartiger Beril.* Dieser Name ist unstreitig eben so unpassend wie die Entfernung dieses Fossils vom *Topase*, von welchem es sich nur als Varietät mit Recht unterscheiden lässt, wie solches von *Hauy* und Anderen überzeugend nachgewiesen ist. 28 Gattung. *Schörl.* Zwey Arten: *elektrischer* und *gemeiner Schörl.* Dass die Eigenschaft der Elektricität nicht eine Art des Schörls charakterisirt, wie hier noch behauptet wird, hat *Hauy* längst dargethan. Der *Apyrit* (Siberit) ist übrigens vom Schörl nicht getrennt. 29 Gattung. *Pistazit*, Epidote von *Hauy.* 30 Gattung. *Zoisit.* 31 Gattung. *Anthophyllit.* Zwey Arten: *strahliger* und *blättriger.* Der hier strahlig benannte kömmt oft auch ausgezeichnet blättrig vor, und der *Bronzit*, welcher hier als blättriger Anthophyllit aufgeführt ist, unterscheidet sich in einem höheren Grade von der ersten Art als gar manche wernerische Gattung von der anderen. 32 Gattung. *Axinit.* Unter den Geburtsorten ist der *Harz* ausgelassen, wo sich der Axinit an zwey Orten sehr ausgezeichnet findet.

Zweyter Band. (Fortsetzung der Fossilien des Kieselgeschlechtes.) 33 Gattung. *Quarz.* 1 Art. *Amethist* (Amethyst) mit zwey Unterarten: *gemeiner* und *faseriger.* Die krystallinisch stängliche Absonderung scheint uns keinen hinlänglichen Grund darzubieten, um Fossilien, die in dem Übrigen bald mit dem Bergkrystall, bald mit dem gemeinen Quarze völlig übereinstimmen, in einer besonderen Art zusammenzustellen. Was den sogenannten *faserigen* Amethyst betrifft: so ist dieser bey genauer Betrachtung wirklich nicht faserig, sondern sehr dünn krystallinisch stänglich. 2 Art. *Bergkristal* (Bergkrystall). 3 Art. *Milchquarz.* So leicht es zu Verwechselungen Veranlassung giebt, wenn der Name Amethyst auf eine Fossilienabänderung übertragen wird, die von dem im gemeinen Leben bekannten im Äusseren abweicht: eben so widerstehend ist es, hier unter dem Namen *Milchquarz* auch den *Rosenquarz* zu finden, zumal da sich der ächte Milchquarz durch einen opalisirenden Schein vom Rosenquarze zu unterscheiden pflegt, welche Eigenschaft in der Beschreibung gar nicht erwähnt ist. 4 Art. *Gemeiner Quarz.* Der *Fettquarz* scheint hier zum Theil wenigstens mit dem *gemeinen* vereinigt zu stehen. Unbegreiflich ist es, dass unter den Krystallisationen noch die *einfache* sechsseitige Pyramide sich aufgeführt findet, da solche nur die Hälfte der doppelten ist, deren andere Hälfte entweder eingewachsen, verwachsen oder unvollkommen ausgebildet ist. Der ausgezeichnete *körnige Quarz* und der ächte *Faserquarz* hätten wohl verdient, besonders aufgeführt zu werden. 5 Art. *Prasem.* 34 Gattung. *Eisenkiesel.* 35 Gattung. *Hornstein*, mit drey Arten: *splittriger*, *muschlicher*, *Holzstein.* 36 Gattung. *Kieselschiefer.* Zwey Arten: *gemeiner* und *lydischer Stein*, bey welchem letzteren nur die schwarze Farbe angegeben ist, ob er sich gleich auch sehr ausgezeichnet von grauen, grünen, braunen Farben, zuweilen sogar mehrfarbig gebändert, und so dem Bandjaspis verwandt zeigt. 37 Gattung. *Feuerstein.* 38 Gattung. *Krisopras* (Chrysopras). Vergleicht man dieses Fossil unparteyisch mit dem *Chalcedon:* so wird man bey jenem, ausser der grünen, von Nickeloxydhydrat herrührenden Farbe, keine wesentliche Verschiedenheit auffinden. 39 Gattung. *Plasma.* 40 Gattung. *Heliotrop.* Als ein inniges Gemenge von Chalcedon und Grünerde verdient der Heliotrop nicht wohl als eigenthümliche Gattung aufgeführt zu werden. 41 Gattung. *Chalcedon.* Zwey Arten: *gemeiner* Chalcedon und *Carneol;* letzterer zerfällt wieder in *gemeinen* und *faserigen.* Der *faserige*, durch seine Textur ausgezeichnete, soll in Siebenbürgen vorkommen. Anhangsweise vom *Agat* (Achat). 42 Gattung. *Hialit* (Hyalit). 43 Gattung. *Opal.* Mit vier Arten: *edler*, *gemeiner*, *Halbopal*, *Holzopal.* 44 Gattung. *Menilit*, mit zwey Arten: *brauner* und *grauer.* 45 Gattung. *Jaspis.* Die Arten sind: *Egyptischer* (Ägyptischer) mit zwey Unterarten, *rother* und *brauner; Bandjaspis, Porzellanjaspis, gemeiner Jaspis, Agatjaspis, Opaljaspis.* 46 Gattung. *Fettstein.* Die hier mitgetheilte Beschreibung dieses Fossils ist unvollständig. Jedem, welchem die Gelegenheit sich darbot, dieses Fossil in vollständigen Folgen zu untersuchen, muss es auffallen, wie unpassend die ihm hier ertheilte Stelle ist. Nächste Verwandtschaft zeigt der *Fettstein* mit dem *Skapolithe*, dessen Structur auch ihm eigen ist. Oft kommt er in grossen krystallinischen Parthieen, ja sogar zuweilen auskrystallisirt vor, und zeigt dann auch die Krystallisation des Skapolithes. Dass *Eckeberg's Sodait* und *Thomson's Sodalith* ein und dasselbe Fossil sind, hat Letzterer selbst anerkannt, wodurch das S. 185 Gesagte widerlegt wird. 47 Gattung. *Katzenauge.* Dieses Mineral steht unstreitig ungleich schicklicher bey dem Quarze als hier. 48 Gattung. *Faserkiesel.* Der hier aufgeführte böhmische Faserkiesel ist von dem von *Klaproth*

untersuchten vom Vorgebirge der guten Hoffnung sehr verschieden. Das was Rec. von dem böhmischen gesehen hat, scheint ihm ein inniges Gemenge von gemeinem Quarz mit einem faserigen Fossile, etwa asbestartigen Strahlstein, und daher nicht der besonderen Aufführung werth zu seyn. Auf jeden Fall aber würde der Faserkiesel weit passender bey dem Quarze stehen. 49 Gattung: *Obsidian*, mit zwey Arten: *durchscheinender* und *durchsichtiger*. Der letztere ist der sonst sogenannte *Marekanit*, der sehr zweckmäsig mit dem *Obsidian* verbunden ist. Wie sollte man aber glauben, dass nach der Methode der wernerischen Schule die Fossilien nach ihren äusseren Verwandtschaften an einander gereihet seyen, wenn man den *Obsidian* neben dem *Faserkiesel* findet! Solcher Verstöfse gegen das, was die Natur den unbefangenen Beobachter lehrt, finden sich übrigens im vorliegenden Buche gar manche, wie z. B. bald darauf die Anreihung des *Prehnites* an den *Bimstein* zeigt. 50 Gattung. *Pechstein*. 51 Gattung. *Perlstein*. 52 Gattung. *Bimstein*. Drey Arten: *glasiger*, *gemeiner* und *porphyrartiger*. Die beiden ersteren Arten lassen wir gelten; wie man aber ein *porphyrartiges* Gestein in der Reihe der *einfachen* aufführen und so gegen die ersten Grundsätze der Oryktognosie verfahren kann, ist uns unbegreiflich. 53 Gattung. *Prehnit*. Zwey Arten: *blättriger* und *faseriger*. Der *dichte* Prehnit, welcher ausgezeichnet in Schweden und Norwegen vorkommt, ist nicht erwähnt. 54 Gattung. *Zeolith*. Vier Arten: *Mehlzeolith*, *Faserzeolith*, mit zwey Unterarten: *gemeiner* und *Nadelzeolith*; *Strahlzeolith* und *Blätterzeolith*. Bey dieser Gattung fällt es abermals recht unangenehm auf, wie manche der scharfsinnigsten *hauy*'schen Untersuchungen von deutschen Mineralogen noch immer nicht benutzt werden. Zu diesen gehört unstreitig die Bestimmung der specifischen Differenz zwischen *Zeolith* (*Hauy's Mésotype*) und *Stilbit*, welche später so schön auch durch chemische Untersuchungen Bestätigung erhalten hat. Aber ganz abgesehen von der chemischen Verschiedenheit beider, so zeigt das Äussere allein schon so viel auffallende und constante Unterschiede, dass der unparteyische Forscher unmöglich *Zeolith* und *Stilbit* für identisch halten kann. 55 Gattung. *Kubizit*. 56 Gattung. *Schabasit*. 57 Gattung. *Kreuzstein*. 58 Gattung. *Lomonit*. 59 Gattung. *Schmelzstein*. *Hauy's* Dipyre. Rec. hat sich durch eine sorgfältige Untersuchung überzeugt, dass dieses Fossil im Wesentlichen ganz mit dem *Skapolithe* übereinstimmt. 60 Gattung. *Natrolith*. Dass dieses Fossil nur durch die Farbe vom gemeinen *Faserzeolithe* verschieden ist, hat sich bey neueren Untersuchungen gezeigt. 61 Gattung. *Lasurstein*. 62 Gattung. *Lazulit*. Nur die trügerische Farbe hat hier zwey übrigens gar nicht verwandte Fossilien zusammengeführt. 63 Gattung. *Blauspath*. Da dieses Mineral nicht wahrhaft späthig ist: so scheint uns diese neue Benennung desselben, eben so wenig passend zu seyn, wie seine Trennung vom *Lazulith*. 64 Gattung. *Andalusit*. Die Krystalle dieses Fossils sollen ziemlich rechtwinkliche vierseitige Säulen seyn. Wir können diesen Ausdruck nicht billigen, da das Rechtwinkliche keine Modificationen haben kann, und würden daher den richtigeren Ausdruck, wenig geschoben vierseitige Säulen, vorziehen. 65 Gattung. *Feldspath*. 1 Art. *Adular*. 2 Art. *Labradorstein*. Der irrig sogenannte Labradorstein von Friedrichswärn und Laurwig in Norwegen, der sich auch im Äusseren von dem nordamerikanischen und russischen unterscheidet, gehört nach der neueren *klaprothschen* Untersuchung zum *Adular*. Noch findet sich die hier seltsame Hypothese, dass das Farbenspiel des Labradorsteins von der Einwirkung der Atmosphäre und des Meerwassers herrühren dürfe! 3 Art. *Gemeiner Feldspath*. Mit 2 Unterarten: *frischer* und *aufgelöster*. 4 Art. *Glasiger Feldspath*. 5 Art. *Hohlspath* (Chiastolith). Der neue Name *Hohlspath* scheint uns sehr unpassend zu seyn, indem die Krystalle dieses Fossils niemals hohl sind, sondern eine schwarze, thonschieferartige Masse einzuschliessen pflegen. Durch eine Winkelmessung überzeugt man sich leicht, dass dieses Mineral nicht zum Feldspath gehört. Sehr viel Wahrscheinlichkeit hat die Meinung des Hn. Prof. *Bernhardi*, dass der *Chiastolith* nur eine Abänderung des *Andalusites* sey. 6 Art. *Dichter Feldspath*, mit 2 Unterarten: 1. *Gemeiner dichter Feldspath*. Nach der neueren *klaproth'schen* Untersuchung ist der *dichte Feldstein* von *Siebenlehn* bey *Freyberg* wesentlich verschieden von dem eigentlichen dichten Feldstein, der so besonders ausgezeichnet in Schweden vorkömmt. 2 Unterart. *Variolit*. Bisher pflegte man nur ein gemengtes Gestein mit diesem Namen zu belegen. Hier werden damit die grünlich weissen Flecken des sonst so genannten Variolits und der *Saussurit*, zu welchem auch der dichte Feldstein von *Siebenlehn* gehören dürfte, bezeichnet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Über Tod, Vorsehung, Unsterblichkeit, Wiedersehen, Geduld.* Von *Joh. August Donndorff*, Bürgermeister zu Quedlinburg u. s. w. Zweyte ganz umgearbeitete, und stark vermehrte Auflage. 1815. XII u. 244 S. 8. (18 Gr.) (S. die Rec. der ersten Auflage Jahrgang 1807. No. 175.)

Kiel u. Leipzig, b. Hesse: *Sommerpostille oder Predigten an den Sonn- und Fest-Tagen von Ostern bis Advent*, Erster Theil. Von Ostern bis zum neunten Trinitatis. Von *Claus Harms*, Diaconus in Lunden in Norderdithmarschen. Zweyte veränderte Auflage. 1815. XII u. 544 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1815. No. 42.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1815.

MINERALOGIE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Handbuch der Mineralogie*, von *C. A. S. Hoffmann*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

66 Gattung. *Spodumen.* 67 Gattung. *Skapolith.* 1 Art. *Grauer Skapolith*, mit zwey Unterarten: *strahliger* und *blättriger.* 2 Art. *Rother Skapolith.* Wenn man Gelegenheit hat, vollständige Folgen vom Skapolith zu untersuchen: so wird man sich überzeugen, dass diese Eintheilung unpassend, und die mitgetheilten Beschreibungen theils sehr unvollständig, theils sogar, was die Krystallisationen betrifft, unrichtig sind. 68 Gattung. *Ichthyophthalm.* Die in der Beschreibung angegebenen *schwach geschobenen Rhomben* sind Rec. niemals vorgekommen. Mehrere bekannte Geburtsorte dieses Fossils sind nicht angegeben. 69 Gattung. *Meionit.* 70 Gattung. *Nephelin.* 71 Gattung. *Eisspath.* In wiefern dieses Fossil eine selbstständige Gattung bilden kann, werden künftige, genauere, auf Krystallisation, Structur und Mischung gerichtete Untersuchungen entscheiden.

Am Schlusse dieses Bandes befindet sich ein Nachtrag einiger neuer Gattungen des Kieselgeschlechts. a) *Pyreneit.* Hierunter versteht Hr. *Werner* ein in den Pyrenäen brechendes, granatartiges Fossil, welches dem *Melanit* zunächst verwandt ist, und zwischen diesem und dem Leuzit eingeordnet werden soll. Es findet sich nicht allein in der hier angegebenen graulich-schwarzen Farbe, sondern auch weisslich. b) *Kolophonit.* Das unter diesem Namen schon längst bekannte, granatartige Fossil, welches zwischen *Allochroit* und *Granat* stehen soll. c) *Lievrit.* Der von den Franzosen sehr unschicklich sogenannte *Yénite*, welchen Hr. *Werner* zwischen dem *Schörl* und dem *Pistazit* einordnet.

Aus dieser kurzen Übersicht von dem Inhalte des Werkes, bey dessen Beurtheilung wir uns nur auf einen sehr geringen Theil von dem haben beschränken müssen, was wir bey dem Studium desselben zu erinnern fanden, wird es klar, wie sehr voluminös dasselbe werden würde, wenn es ganz nach demselben Plane durch eine andere Hand vollendet werden sollte. Dass dieses geschehen, und unter genauer Aufsicht des Hn. Bergraths *Werner* geschehen möge, ist wünschenswerth, nicht allein damit die Käufer der ersten beiden Bände keinen Verlust erleiden, sondern auch, weil das Werk als die treueste Überlieferung der wernerischen, berühmten Vorträge verdienstlich ist. Der Umfang des Werkes könnte übrigens durch einen weniger weitschweifigen Stil, und durch einen mehr ökonomischen Druck, zum Vortheile der Käufer, bedeutend vermindert werden.

O. a.

CHEMIE.

Berlin, b. Öhmigke: *Berliner Jahrbuch für Pharmacie und die damit verbundenen Wissenschaften.* Sechzehnter Jahrgang; mit einem Kupfer.

Auch unter dem Titel:

Deutsches Jahrbuch für Pharmacie. I Band. 1815. XVI u. 346 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die verhängnissvollen Zeiten haben auf den regelmässigen Fortgang dieses seit 1795 erschienenen Jahrbuches einen sehr nachtheiligen Einfluss gehabt: denn seit 1808, oder der Herausgabe des vierzehnten Bandes, sind nur zwey Bände erschienen, der funfzehnte, welchen Hr. Professor *Döbereiner* redigirt, und der gegenwärtige, den der Verleger, wie er in der Vorrede bemerkt, durch Unterstützung der Hnn. *Frank*, *Hermbstädt*, *Schrader* und *John*, selbst veranstaltet hat. Es gereicht dem Verleger offenbar zur Ehre, dass ein Werk, welches vorzüglich durch die Bemühungen *Rose's* und *Gehlens*, die beide der Pharmacie zu früh durch den Tod entrissen worden sind, einen so hohen Grad von Zweckmässigkeit erlangte, dass es andere ähnliche Zeitschriften an Gehalt weit hinter sich liess, zum Besten des pharmaceutischen Publicums jetzt wieder fortzusetzen sucht, und es ist in der That recht sehr zu wünschen, dass sachverständige Männer ihn unterstützen. Ungern bemerken wir daher, dass Hr. *Döbereiner* nicht allein die Herausgabe nicht mehr besorgt, sondern an diesem Bande gar keinen Antheil genommen hat. Gleichwohl steht dieser Jahrgang, an Mannichfaltigkeit des Inhaltes, den früheren nicht nach, wie sich aus folgender Beurtheilung ergeben wird.

1 Abtheilung. *Pharmaceutisch-politische Aufsätze.* 1. *Über die Anwendung der allgemeinen Gewerbefreyheit auf das pharmaceutische Gewerbe, und die Beurtheilung der Zulässigkeit neuer Apothe-*

kenanlagen, vom Hn. Regierungsrath *Frank* zu Königsberg. Der Vf. ist ein eifriger Vertheidiger der allgemeinen Gewerbefreyheit, und schildert mit lebhaften Farben den Nachtheil, welcher für den Staat daraus erwachsen würde, wenn die Gewerbefreyheit uneingeschränkt auch auf die Pharmacie ausgedehnt werden sollte; er zeigt zugleich, dass die Anlegung neuer Apotheken nur durch besondere Erwägung der medicinischen Polizey nach Maßgabe einer grösseren Bevölkerung zu billigen sey. — 2. *Über das Pensionärwesen der Apotheker*, vom Hn. Apotheker *Schrader* in Berlin. Dieser Aufsatz giebt einen Beweis von dem lehrreichen und zweckmässigen Unterricht, den junge Männer, die sich für Pharmacie, oder Medicin überhaupt, bilden wollen, in der Pensionsanstalt des Vfs. erlangen können, wenn sie Lust und Liebe dazu haben. Das hier Gesagte beschränkt sich übrigens wohl nur auf dieses Privatinstitut, und gehört eigentlich nicht in diese Abtheilung.

2 Abtheilung. *Abhandlungen über Gegenstände der pharmaceutischen Waarenkunde. Über eine im Handel vorgekommene rothe Enzianwurzel mit narkotischen Eigenschaften.* Eine neumärkische Apotheke hatte die Wurzeln von einem leipziger Handlungshause bezogen, und der Hr. O. M. R. *v. Koenen* in Berlin übergab sie den Hnn. Apothekern *Schrader* und *Staberoh* zur näheren Prüfung. Es fand sich, dass keine fremdartigen Wurzeln, z. B. *radix Belladonnae* u. a., damit vermengt waren, was man Anfangs geglaubt hatte, und eine genauere Vergleichung der narkotischen Wurzeln mit anderen unschädlichen Enzianwurzeln zeigte sowohl in botanischer, als chemischer Hinsicht höchst geringe Modificationen. Daher wird hier die Vermuthung geäussert, dass die narkotischen Wurzeln vielleicht von einer anderen Species der *Gentiana* abstammen, oder derjenigen, von welcher die officinelle *Gentiana* (*G. lutea*) komme; ja eine Vergleichung zeigte selbst eine grosse Ähnlichkeit der in Rede stehenden Wurzel mit der der *Gentiana punctata*. Wenn es gleich gegründet ist, was die Vff. hier bemerken, dass die Chemie für Pflanzengifte keine Reagentien habe: so leidet dieser Ausspruch doch manche Einschränkungen, und es ist zu bewundern, dass hier keine Destillationsversuche angestellt wurden. — *Untersuchung des Benedicterkrauts* (*Centaurea benedicta L.*) vom Hn. Apothek. *Soltmann* in Berlin. Der Vf. untersuchte zuerst den Satz, welcher sich aus dem kalt bereiteten Infusum beym Verdunsten absetzte, und von dem 25 Pfund 3 bis 4 Pfund geliefert hatten. Bey einer genaueren Prüfung gaben 12 Pfund nur 7 Unzen, die 3¼ Unzen Asche lieferten, aus 93¾ Gr. Gyps, und 3¼ Gr. Eisenoxyd im Hundert. Die durch die Einäscherung verbrannten Theile sollen bloss grünes Harz gewesen seyn. Zuletzt bemerkt er noch, dass das Kraut überhaupt in Harz, Extractivstoff, Schleim und Gummistoff zerlegt sey. Diese Analyse ist im Ganzen höchst unvollkommen. Das Kraut enthält eine Säure, die hier gar nicht ausgemittelt ist; der Berechnung nach müsste die zerlegte Menge Kraut wenigstens 50 Gran Eisenoxyd abgesetzt haben, was schwer zu glauben ist, und die Analyse des Krauts ist gar nicht beschrieben. *Abhandlung über das Ammoniacum* vom Hn. Apoth. *F. F. Hagen* in Königsberg. Diese Untersuchung, welche schwerlich eine Abhandlung genannt werden kann, bietet eine Bestätigung der Analyse *Braconnots* (in den *Ann. de chem.*) und *Buchholz's* (Taschenbuch f. d. J. 1809) dar. Denn obgleich der Vf. dieser Analysen gar nicht gedenkt: so giebt er doch beynahe dasselbe qualitative und quantitative Mischungsverhältniss an. Das Merkwürdigste in dieser Untersuchung ist die Darstellung eines ätherischen Öls aus dem Ammoniacum. *Gren* erhielt bekanntlich kein Öl, sondern nur ein stark mit dem Ammoniakharzgeruch imprägnirtes Wasser, und *Buchholz* bemerkt, dass dasselbe kein Öl gebe, wohl aber ein dünnes Häutchen auf dem destillirten Wasser. Der Vf. will aus 16 Unzen 65 Gr. Öl, welches sich an den Wänden des vorgelegten Kolbens angelegt hatte, erhalten haben. Ausserdem reagirte das Destillat sauer. Rec. zweifelt gar nicht an dem Ölgehalte dieses Harzes, besonders da fast alle duftenden Harze Öl enthalten; allein aus der hier beschriebenen Darstellungsart erhält es beynahe den Schein, als wenn eine Zersetzung des Ammoniakharzes Statt gefunden hätte. Fürs Erste reagirte das Destillat sauer, was nothwendig weiter hätte verfolgt werden sollen; fürs Andere zeigte sich keine Spur Öls, als von der Verbindung aus 16 Unzen Harz mit 6 Pfd. Wasser über ½ Pfd. Wasser abgezogen war. Das Öl erschien erst, als 4 Pfd. Wasser abgezogen waren. — *Chemische Untersuchung des Gummigutt* vom Hn. Prof. Dr. *John*. Der Vf. bemerkt, dass das Harz und das Gummi in den Pflanzen (selbst in einem Pflanzentheile) grosser Modificationen unterworfen, dass oft eine Verbindung aus Harz und einem anderen Stoffe in den chemischen Analysen für Extractivstoff gehalten sey, dass es keine Gummiharze, in sofern man einfache Bestandtheile darunter begreift, gebe. 100 Theile Gummigutt enthalten 89 bis 90 gelbes Harz; 10,50 bis 9,50 gelblich graues Gummi; 0,50 fremdartige Theile; Pflanzensaures Kali und Kalk; phosphor- und salzsaures Kali, phosphorsauren Kalk in geringer Menge. Caoutchouc fand sich nicht deutlich. In den Curcumäwurzeln entdeckte er wahres Gummigutt. — *Über die Cortex Angusturae verae* und *C. August. falsae* vom Hn. Apotheker *Hummel* in Berlin. Eine recht schöne, vergleichende Untersuchung beider, in ihren Wirkungen und Eigenschaften sehr abweichender Rinden. Sie sind jedoch nur als Bestätigungen der Versuche von *Pfaff* in dessen System der *Mat. med.* zu betrachten. Der Vf. fand, dass Alkohol aus 1000 Gr. unächter Rinde 5 Dr. 2 Scrupel auflöse, welche Harz, narkotischer Bitterstoff und reiner Extractivstoff seyen; aber wie diese drey Substanzen von einander geschieden sind, wird mit keiner Sylbe erwähnt, sondern nur diess bemerkt, dass der Äther darauf gar nicht gewirkt habe. Das Infusum der ächten Rinde wurde von schwefelsaurem Eisen nicht gefällt; das der unächten gab aber einen grünen Niederschlag, ohne Gerbestoff zu

enthalten. *Chemisch-pharmaceutische Zergliederung des breitblättrigen Merks (Sium latifolium)* vom Hn. Apotheker *Herz.* 2 Unzen Saamen enthielten 1 Dr. 10 Gr. balsamisch-flüssiges Harz; 40 Gr. gemeines Harz; 1 Dr. Extractivstoff; 5 Gr. modificirten Extractivstoff; 2 Gr. schwefelsaures Kali; 10 Gr. salzsaures Kali; 18 Gr. Talk; 10 Gr. Thon; 1 Eisen; 2 Kiesel. Der Saame des Wasserfenchels lieferte dieselben Bestandtheile, nur in einem anderen Verhältnisse und mit dem Unterschiede, dass die Asche kein schwefelsaures Salz enthielt, und 2 Pfund dieser Saamen 1 Dr. ätherischen Öls gaben. Auffallend ist, dass sich im Wasserfenchel kein schwefelsaures Kali fand, und der grosse Thongehalt im Sium ist gewiss entweder den Reagentien, oder Unreinigkeiten zuzuschreiben. S. 143 heisst es: „die Asche wurde mit Wasser ausgekocht, geröthetes Lackmuspapier zeigte die Gegenwart des freyen Kali's, schwefelsaures Silber die Salzsäure an, und essigsaures Baryt gab keinen Niederschlag." Wenn der Vf. wirklich so operirte: so musste er doch wohl auch mit letzterem Reagenz einen Niederschlag erhalten haben. Sättigte er aber zuvor die alkalische Lauge mit Essigsäure: so ist diese Erzählung fehlerhaft. Das flüssige Harz nennt der Vf. in der summarischen Zusammenstellung eine eigenthümliche Substanz, was aus seinen Versuchen nicht folgt. — *Bemerkungen über die chemische Ausmittelung des Arseniks bey Vergiftungen mit demselben* vom Hn. Apoth. *Schrader.* Zuerst werden die Methoden *Rose's* und *Roloff's* zur Ausmittelung des Arseniks bey Vergiftungen geprüft und zweckmässig gefunden. Dann ist die Rede von den Entdeckungsmitteln des Arseniks in Auflösungen. Hr. *S.* bestätigt die von *Fischer* in Breslau vorgeschlagene Prüfung mit rother Kalimanganauflösung, wodurch die Arsenikauflösung gelb wird, fügt aber sehr richtig hinzu, dass auch andere Körper diese Farbenveränderung hervorbringen. Zuletzt empfiehlt er das salpetersaure Silber als ein Reagenz auf weissen Arsenik, wodurch ein fleischrother Niederschlag hervorgebracht wird. Aber auch diess ist ein trügerisches Mittel: denn Rec. sah oft das salpetersaure Silber durch ganz andere Substanzen roth niederfallen, noch öfter erhielt der Niederschlag an der Luft eine röthliche Farbe. S. 160 heisst es: „nur muss man keine arsenigtsaure Flüssigkeit anwenden, welche ihrer Beschaffenheit wegen das Chamäleon nicht entfärbt, sondern die Flüssigkeit roth lässt," was durch arseniksaure Flüssigkeit zu verbessern ist. — *Naturhistorisch- und pharmaceutische Bemerkungen über das Cajaputöl* vom Hn. Hof- und Universitäts-Apotheker *Martius*, im Auszuge aus einem in der phys. med. Gesellschaft zu Erlangen gelesenen Aufsatze. In diesen Bemerkungen vergleicht Hr. *M.* das ächte Cajaputöl, welches nach seiner Versicherung in gläsernen Bouteillen aus Ostindien versandt wird, mit den destillirten Ölen der Cardamomumarten. Er pflichtet Hn. *Gärtner* bey, dass die grüne Farbe des Öls nicht von Kupfer, höchstens zufällig von dem kupfernen Destillirgeschirr herrühre. Gewöhnlich enthält das Öl ein grünes Harz, welches bey der Destillation zurückbleibt. Falsch ist, was der Vf. hier bemerkt, dass *Bindheim* die grüne Farbe des Cajaputöls von dem Harze der Schafgarbe herleite; er glaubte vielmehr Kupfer darin gefunden zu haben (Chem. Journ. T. 3). Schon *Thunberg*, welcher zuerst die Nachricht ertheilte, dass das Cajaputöl aus den Blättern der *Melaleuca Leucadendron* bereitet werde, führt an, dass es in gläsernen Bouteillen versandt werde (Chem. Ann. 1785). Hr. *M.* glaubt ferner, das Cajaputöl sey zuerst 1719 in der linkschen Apotheke in Deutschland bekannt geworden. Aus dem Berichte *Martini's* wissen wir aber, dass viel früher ein gewisser Wittneben aus Wolfenbüttel dasselbe bekannt gemacht hat. *Rumpf* spricht schon 1705 davon. — *Zergliederung der Blätter des gemeinen Stechapfels (Dat. stram. L.* vom Hn. Apotheker *Promnitz.* Diese Analyse, wenn sie gleich kein Meisterwerk ist, liest man gewiss mit vielem Vergnügen. Sie giebt einen offenbaren Beweis, dass der Vf., mit chemischen Kenntnissen ausgerüstet, in der Folge den richtigen Weg betreten werde, der in der Pflanzenanalyse zum Ziele führt. Die frischen Blätter enthalten Wasser, grünes Satzmehl, Eyweissstoff, Faser, Gummi, erdige Theile; Extractivstoff; Harz, Salpeter. Die erdigen Theile bestanden aus Talk, Phosphorsäure und etwas Kalk; ausserdem glaubt er Weinstein oder Äpfelsäure darin gefunden zu haben, was jedoch nicht bewiesen ist, weil er die Sache nicht recht anfing. Das grüne Satzmehl hätte weiter zerlegt werden sollen, da es kein näherer Pflanzenbestandtheil ist, sondern gewöhnlich aus Harz und Eyweissstoff besteht. — Das über den Blättern abgezogene Wasser schadete Vögeln, die davon tranken, nicht. — Aus 1 Pfund frischen Saamen der *Dat. stram.* erhielt er 2 Unzen eines milden fetten Öls durch Auspressen. — *Chemische Analyse der frischen Wurzel des Wasserschierlings (Cicuta virosa)* vom Hn. Apotheker *Albrecht* in Cüstrin. 1 Pfund frischer Wurzeln gaben $5\frac{1}{2}$ Dr. gewöhnlichen Extract *ex succo.* Die Wurzeln enthielten Eyweissstoff, Harz, Extractivstoff, Gummi, Schleim, Faserstoff. 6 Pfund frischer Wurzeln gaben 1 Dr. 36 Gr. ätherisches Öl, welches, wie ein Versuch an einem Vogel zeigte, die narkotischen Eigenschaften besass. Hiemit stimmt auch die Erfahrung *Gadds.* Der vom Öle befreyte Rückstand hatte keine narkotischen Kräfte mehr. S. 203 theilt Hr. *C. H. Scheiff* ebenfalls eine Untersuchung derselben Wurzeln mit. Im Wesentlichen stimmen beide Untersuchungen überein; aber in mancher Hinsicht weichen sie von einander ab. Er erhielt z. B. aus 8 Pfd. Wurzeln nur $\frac{1}{2}$ Dr. eines dicken, schwer vom Wasser abzusondernden Öls, welches ein Hänfling bis 3 Tropfen vertragen konnte, ohne zu sterben, nur betäubt wurde er davon. Das destillirte Wasser vertrug er bis 40 Tropfen. Blausäure fand sich nicht im Destillate, aber bey der Calcination der Wurzel mit Kali zeigte sich dieselbe. Diese ist bloss ein Product. 1 Pfund Wurzeln gab 1 Unze 45 Gr. Extract *ex succo,* was ebenfalls sehr abweicht. — *Von den Veränderungen, welche*

die Eyer und Larven gewisser Insecten den phys. chem. und med. Eigenschaften der Arnica montana ertheilen, vom Hn. Dr. *F. M. Mercier*. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet vom Hn. Prof. *John*. Aus diesem wichtigen Aufsatze ergiebt sich, dass die Arnicablumen durch gewisse Insecten, welche sich stets auf derselben aufhalten, sehr nachtheilig verändert werden, dass sie ein Harz erzeugen, wodurch Wirkungen hervorgebracht werden, welche den nicht von Insecten besudelten Blumen fremd sind. Wir beschränken uns hier darauf, jedem Arzt und jedem Pharmaceuten diesen Aufsatz zum Nachlesen zu empfehlen. *Untersuchung der Rinde der Rosskastanie*, vom Hn. Apotheker *C. F. Ollenroth* zu Landsberg an der Warthe. Diese Untersuchung ist die fehlerhafteste unter allen. Als Beleg dieses Urtheils mag Folgendes dienen. Die Rinde wurde mit Weingeist digerirt, die Tinctur mit Wasser zersetzt, der Weingeist abgezogen, und das, was sich ausschied, für Gerbestoff gehalten; weil ferner die filtrirte Flüssigkeit das Eisen schwarz fällete: so musste sie Gallussäure mit Extractivstoff seyn. Endlich wurde der mit Weingeist digerirte Rückstand mit Wasser ausgezogen, und weil das abgerauchte Extract dem Äther nichts mittheilte: sowar die Rinde harzfrey.

3 Abtheilung. *Chemisch-pharmaceutische Notizen. Etwas über die phosphorige Säure, zur schnelleren und leichteren Darstellung derselben aus dem Phosphor durch Oxydation* (nicht aber Oxidation) *an der Luft*, vom Hn. Apothek. *Schrader. Eine Notiz über den Harzgehalt der Wurzel der Gentiana lutea oder purpurea*, vom Hn. Apothek. *Schrader*. Äther und absoluter Alkohol zogen aus 4 Unzen Wurzeln 1 Drachm. eines zähen fadenziehenden Harzes. Dieses Harz ist jedoch in anderen Pflanzen von mehreren Chemikern längst gefunden, und nicht etwas Neues, wie Hr. *S.* glaubt. *Über Stärkezucker-Production*, aus einem Schreiben von 1811 des Hn. Akademiker *Nasse* zu St. Petersburg an den Professf. *John*. In einem anderen Schreiben an denselben theilt Hr. *Nasse* seine höchst merkwürdige Entdeckung, die Bildung der Essigsäure aus einer Verbindung von Kohlensäure, atmosphärischer Luft und Wasser, betreffend, mit. — *Entdeckung der Blausäure in den Rinden der Bäume*, vom Hn. Prof. *John*. Hr. Hofrath *Bremer*, dem der Geruch und Geschmack der Rinde der *Prunus Padus* auffiel, gab zu dieser Entdeckung Veranlassung. In der Rinde der Aprikosen und der Pfirsichen fand sich keine Blausäure. In den chemischen Tabellen bemerkt der Vf., dass auch andere Theile der *Prunus Padus*, besonders die Blüthe, Blausäure enthalten. Auch Hr. Apothek. *Bergemann* erhielt Blausäure aus der Rinde. — *Über die Anwendung des schwefelsauren Eisens bey der Behandlung des intermittirenden Fiebers*, vom Hn. Dr. *Mark*, mit Anmerkungen vom Hn. Prof. *John*. *Über Verunreinigung des Zinnes mit Arsenik* von Hn. *Studemund*. Der Vf. versichert, aus 600 Gran metallischem Zinn 7 Gran regulinischen Arsenik, und aus anderen Arten $\frac{1}{100}$ geschieden zu haben. Dieses Resultat weicht sehr von dem anderer Chemiker ab, welche gar kein Arsenik im Zinn fanden, und es ist auch kaum glaublich, dass alle Zinnsorten diess giftige Metall enthalten sollten, da in vielen Zinnerzen keine Spur davon gefunden worden ist. Alles scheint hiebey auf dem Ursprunge des Zinns zu beruhen. — 4. *Literatur*. Hier findet man Beurtheilungen der *Pharm. borussica* und mehrerer neuerer Schriften, und die Todesfälle *Rose's*, *Willdenow's*, und Dr. *Wibels* zu Wertheim.

Wir schliessen diese Recension mit dem aufrichtigen Wunsche, dass der Verleger dieses Jahrbuchs die Redaction in der Folge einem sachverständigen Manne übertragen möge, damit die Aufsätze mehr geläutert, und das Gute nicht mit zu vielen ganz faden Aufsätzen vermengt werde. Dann wird man schwerlich auch auf so häfsliche Druckfehler und Incorrectheit stossen, wie S. 86 u. a. O.: in kalten Wasser löst es sich auf; *Hanemann; Thunber; der Gummi; Satzmüll; Grünstoff; pereminend; die Ufer der Spree und das strahlauer Thor in Cüstrin; Aesculus Hippocastanium; Oxidatum; salpetrichtsaure Essigsäure; thierische Kehle* (statt Kohle); *D'Olcet; Klapproth; J. J. John* u. s. w. — Gerühmt zu werden verdient auch jetzt der saubere Druck und das schöne Papier.

J. A.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Hamburg*, in der bohnschen Buchhandlung: *Über das Wesen der Fieber sowohl als auch über ihre nächste Ursache, wie auch über die Classification derselben*; nebst einem Anhang: Beytrag zum thierischen Magnetismus von *H. Wolff*, ausübendem Arzt zu Hamburg. 1815. 218 S. 8. (1 Rthlr.)

Ganz dem hier angeführten Titel in allen Stücken ähnlich, liefert die darauf folgende Schrift ein neues Beyspiel, wie weit sich oft Menschen von der Sucht, in der literarischen Welt als Autoren zu glänzen, berücken lassen, und so, anstatt zu schweigen, lieber Ehre und Reputation aufs Spiel setzen. Wahrlich, es ist unbegreiflich, wie man bey so gänzlichem Mangel an allen denjenigen Eigenschaften, welche bey einem Schriftsteller nothwendig vorausgesetzt werden, noch solchem Gefallen an seiner Schreiberey finden mag, wie dieses bey unserem Vf. der Fall zu seyn scheint, wenn er S. 7 sagt: „Ich bin überzeugt, dass wenn sie (die Leser) sich die Mühe nehmen werden, diese Abhandlung durchzulesen, sie Interesse dabey finden werden, sie muss aber auch ganz durchgelesen werden." Rec. hat sie, nicht ohne grosse Selbstüberwindung durchgelesen, aber allenthalben nichts gefunden als leere Worte und breites Gewäsch. Dabey ist er auf allen Seiten des ganzen Buches auf Fehler gegen die Gesetze der Sprachreinheit und der Orthographie gestossen, der unzähligen Druckfehler gar nicht zu gedenken.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
NOVEMBER 1815.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Steinacker: *Prüfung der Gründe, mit welchen neuerlich die Ächtheit der Bücher Mosis bestritten worden ist.* Nebst einem Anhange über das Urevangelium, von *Christian Friedr. Fritzsche*, Schlosspred. und Sup. in Dobrilugk. 1814. VIII u. 171 S. 8. (12 Gr.)

Als sich mit dem Bestreben, den göttlichen Ursprung der jüdischen und christlichen Offenbarung und ihrer Urkunden abzuleugnen, eine Philosophie verband, die, zeitstrauisch gegen jede Erfahrungskenntniss, sicherer Alles *a priori* zu construiren und zu deduciren meinte: so machten die biblischen Philologen zum Theil einen Gebrauch von der höheren Kritik, welchen sich die Humanisten bey ihren römischen und griechischen Classikern nie verstattet haben. Die letzteren, eingedenk, dass bey dieser Kritik, sey es über einzelne Stellen oder ganze Bücher, das Meiste auf einen gewissen *sensus criticus* ankomme, der sich durch Gründe, aus der vertrauten Bekanntschaft mit dem Genius der Sprache, des Schriftstellers, des Zeitalters u. s. w. hergenommen, rechtfertigen müsse, gaben bescheiden Conjecturen; ein zu kühner Gebrauch der Conjecturalkritik, so viel er auch mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgestattet seyn mochte, wurde in seine Schranken gewiesen, oder, wenn er sich gar nicht bewährte, für die Zukunft unbeachtet gelassen. Nicht immer gleich behutsam und bescheiden wurden Conjecturen von der höreren Kritik über die Bibel, insbesondere über das A. T., gewagt. Bey diesem musste der Kritik schon um desswillen ein grösserer und freyerer Spielraum geöffnet werden, weil die Authentie der einzelnen Bücher früher nur durch ihre gegenseitige Beziehung bestätiget wird, und erst viele Jahrhunderte nach ihrem angeblichen Zeitalter häufige und gewisse Zeugnisse da sind, dass das jüdische Volk, durch Überlieferung der Väter überzeugt, seine heiligen Schriften den Männern oder dem Zeitalter, das sie angeben, auch wirklich beylege. Je tiefer nun viele den Punct, auf welchem die Juden in Ansehung ihrer Cultur gestanden haben sollen, herabsetzten: desto mehr hielten sie sich bey jeder, auch nur anscheinenden Schwierigkeit zum schonungslosen Gebrauch des kritischen Messers berechtiget, und vergassen oft, dass die Schriften, die im Raume jetzt so enge verbunden sind, der Zeit nach Jahrhunderte von einander entfernt stehen. Bedenklichkeiten und Zweifel wurden zu ausgemachten Wahrheiten, Vermuthungen zu einem festen Grunde, auf welchen man sicher bauen könne, erhoben; aus wenigen beschriebenen Blättern, die gerettet sind, ward der Genius und Umfang der hebräischen Sprache in einem Zeitalter beurtheilt, und Folgerungen aus einzeln dastehenden Nachrichten bey Untersuchungen als wirklich erzählte Thatsachen benutzt. Die Dogmatiker, deren neuen Systemen manche Vorstellungen des A. T. nicht zusagten, nahmen oft, ohne entweder prüfen zu können oder zu wollen, die neuen Entdeckungen über die Ächtheit und das Alter der mehresten Bücher des A. T. mit Freuden auf, oder richteten sie nach ihrem Geschmacke zu, und so ging denn manche Meinung, die dem Urheber vielleicht nur ein *lusus ingenii* war, aus Buch in Buch als bewiesene Wahrheit über. Bey dieser Lage der Dinge ist es in der That nothwendig, die Behauptungen der höheren Kritik über die Bücher des A. T. öfter zu sichten, und nicht nur das Haltbare vom Unhaltbaren scharf zu scheiden, sondern auch genau das anzugeben, worüber nichts sicher bestimmt werden kann.

Hr. *F.* hat die Mühe über sich genommen, dieses Geschäft in Ansehung des Pentateuchs zu vollbringen. Seine Gegner sind die Hnn. *Vater* und *de Wette*: denn seine Schrift ist schon fünf Jahre vor ihrer Erscheinung ausgearbeitet, und konnte daher auf neuere nicht Rücksicht nehmen. Seine Art zu streiten ist der vorzüglichen Achtung, welche jene Gelehrten verdienen, angemessen; Gründe werden gegen Gründe gestellt. Sehr zweckmässig stehen die Gesetze voran, welche die höhere Kritik zu befolgen hat, wenn sie die Ächtheit ganzer Bücher verwerfen will. Ihr liegt nach dem Vf. ob, 1) die äusseren Gründe, welche für den bisher angenommenen Verfasser sprechen sollen, als völlig ungültig darzustellen, 2) den Beweis zu führen, dass in der inneren Beschaffenheit der besprochenen Schrift kein zwingender Grund liege, sie dem bisher angenommenen Vf. beyzulegen, 3) die Gründe, deren sich die höhere Kritik gegen die Ächtheit einer Schrift bedient, müssen völlig einleuchtend seyn, 4) die h. Kritik muss sich darauf einschränken, ausgemittelt zu haben, von wem eine Schrift nicht herrühre; wessen Arbeit sie sey, diess zu ergründen, übersteigt ganz ihre Kräfte. Hierauf werden in vier Abschnitten die Hauptmomente der *vater*schen und *de wette*schen Beweise dargestellt, und Hn. *Fs.* Bedenklichkeiten dagegen geäussert. I Abschnitt. *Über die fragmentarische Beschaffenheit des Pentateuchs und über die verschiedenen Verfasser dieser Fragmente.* Hier zeigt der

Vf. sehr gut, dass Moses die letzten 4 Bücher, ungeachtet der Wiederholungen, der Über- und Unter-Schriften bey einzelnen Stücken, der Verschiedenheit des Stils und der Nachrichten von einerley Begebenheiten abgefasst haben könne, wenn man nur annehme, dass Moses nach und nach, so wie es die Umstände nöthig machten, und also in einem langen Zeitraume, die Nachrichten und Gesetze aufzeichnete, und bey dem Drange seiner Geschäfte oft im Schreiben unterbrochen wurde, daher aber auch von manchen Dingen und Begebenheiten später eine andere Ansicht als früher hatte. Auch muss wohl jeder Unbefangene zugestehen, dass durch Interpolationen mancher Widerspruch sich eingeschlichen haben kann. — Im II Abschnitte wird die Frage beantwortet: *Kann Moses die Bücher Exodus u. s. w. geschrieben haben, und was ist von den Zeugnissen des Alterthums, nach welchen er diese Bücher wirklich geschrieben haben soll, zu halten?* Das Erste wird dadurch dargethan, dass dem M. die Kunst zu schreiben vindicirt wird, und in Hinsicht des zweyten wird der Beweis für das Alter des Pentateuchs aus dem samaritanischen Codex urgirt, indem dieser vor der Trennung der Reiche Juda und Israel dagewesen seyn müsse. — Der III Abschnitt handelt *von den inneren Gründen für die Ächtheit der mosaischen Schriften.* Vorzüglich führt Hr. *F.* an das Gepräge uralter Einfachheit in der Erzählung, die Archaismen, den Umstand, dass manche Stücke, z. B. der Entwurf zur Stiftshütte, gleich an Ort und Stelle niedergeschrieben seyn müssen, und den ägyptischen Geist des Pentateuchs. — Endlich *würdiget* der IV Abschnitt noch *einige besondere Gründe, mit welchen man zu beweisen versucht hat, dass der Pentateuch nicht von Mose sey.* Diesen Gründen (den Merkmalen einer späteren Zeit, den im Pentateuch vorkommenden unwahrscheinlichen Gesetzen und Erzählungen und den Spuren von gänzlicher Unbekanntschaft der hebräischen Nation mit dem Pentateuch in früheren Zeiten) setzt der Vf. manches Triftige entgegen, indem er auch benutzt, was *Eichhorn* und *Jahn* schon erinnert haben. Nur scheint Hr. *F.* hier, wenn er S. 143 die unwahrscheinlichen und unglaublichen Verordnungen im Pentateuch mit sonderbaren Gesetzen der mittleren und neuen Zeit entschuldiget, erinnert werden zu müssen, dass ihm Moses nach S. 138 ein göttlicher Gesandter ist, und daher mit schwachen menschlichen Gesetzgebern nicht in Parallele gestellt werden kann. Eben so wünschte Rec. die Stelle S. 8 vom kritischen Amtsfrohn, als der Würde des Gegenstandes und des Vfs. nicht entsprechend, weg. Im Ganzen aber ist diese Schrift geschickt, dem ungeprüften Nachsprechen über das späte Alter des Pentateuchs Einhalt zu thun, und den Uneingenommenen zu warnen, dass er nicht voreilig den Stab über die Bücher Mosis breche.

Der Anhang bezieht sich auf eine Rec. der hall. A. L. Z. 1813. No. 105 und 106, in welcher die Hypothese aufgestellt worden ist, dass den drey ersten unserer Evangelisten in den Abschnitten, wo sie mit einander genau zusammentreffen, ein durch mündliche Erzählungen gebildetes, aber noch nicht in Schrift gefasstes Urevangelium zu Grunde liege. Hr. *F.* bemerkt sehr treffend das Unhaltbare in dieser Hypothese, und wie wenig sie Grund in den Umständen, unter welchen die Lehre Jesu ausgebreitet wurde, und im N. T. selbst finde.

O. P. B.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Friderici Rehm*, Neukircho-Hassi, *Historia precum biblica*, in publ. certamen civium Georg. Aug. scripta et ab ampliss. Theoll. ord. praem. reg. ornata. 1814. IV u. 107 S. 4. (20 Gr.)

Der Plan, welchen Hr. *R.* seiner Schrift zu Grunde gelegt hat, ist sehr einfach, und daher leicht zu übersehen. Er führt zuerst von S. 1—12 die verschiedenen Worte auf, mit welchen sowohl im A. als N. T. das Beten und das Gebet bezeichnet wird, und handelt dann sein Thema in folgenden drey Abschnitten ab: I. *Historia precum apud Hebraeos ante Christum* (S. 13—38). II. *Jesu Christi et Apostolorum de precibus doctrina.* Dieser Abschnitt zerfällt wieder in zwey Capitel mit der Überschrift: *Jesus Christus* (S. 38—64), und: *Apostoli et primi Christiani* (S. 64—98). III. *Brevis recensus variarum de precibus opinionum ac comparatio eorum, quae Chr. et app. docuerunt, cum iis, quae antea tradita erant* (S. 98—107). Im A. T. ist die Methode befolgt, dass aus den kanonischen und apokr. Büchern nach der Ordnung, wie sie in den gewöhnlichen Ausgaben hinter einander stehen, die Stellen, die vom Gebet handeln oder Gebete enthalten, ausgehoben und nach Angabe des Inhalts durch grösstentheils exegetische Anmerkungen erläutert werden. In dem 1 Cap. des II Abschnitts wird diese Methode dahin abgeändert, dass die Stellen der Evangelisten, in welchen erzählt wird, dass Jesus gebetet habe, oder der Inhalt dieser Gebete selbst angegeben ist, durchgegangen, dann besonders das Vater unser, die Lehren und Vorschriften Jesu vom Gebete erklärt, und endlich §. 10 *Christi de precum vi et auctoritate opiniones* (?) aus einander gesetzt werden. Auf eben die Art wird alsdann das auf das Gebet sich Beziehende in den Briefen der Apostel nach der Reihe aufgesucht. Der III Abschnitt, welcher das Resultat der Untersuchungen enthalten soll, ist sehr kurz ausgefallen, und geht nicht tief in den Gegenstand ein. — Im Allgemeinen bestimmt der Vf. den Werth seiner Schrift selbst sehr treffend, indem er mit diesen Worten sie schliesst: *Ceterum opus perfectum et omnibus numeris absolutum conscripsisse minime mihi arrogo et satis contentus ero, si aliquam tantum laudabilem operam in re permagni sane momenti posuisse lectoribus videbor.* Der Fleiss, mit welchem Hr. *R.* alle, seinen Gegenstand betreffenden Stellen der Bibel gesammelt hat, ist unverkennbar, und Rec. wüsste ihn keiner Übergehung anzuklagen: denn dass unter den Worten, mit welchen im N. T. das Lobgebet bezeichnet wird, μεγαλύνειν (Ps. XXXIV, 3. Luc. I, 46) nicht erwähnt wird,

ist eine Kleinigkeit. Eben so beweist diese Schrift die schätzbaren theologischen Kenntnisse, welche der Vf. sich erworben hat. Je höher Rec. diese Vorzüge zu würdigen weiss: um so offener will er auch bekennen, was er in dieser Schrift vermisst. Es ist diess der kritische und philosophische Geist in Bearbeitung der gesammelten Materialien. Wer eine Geschichte des Gebetes aus den Urkunden der Bibel schreibt, will doch unstreitig nach dem Zeugnisse derselben den Lesern darstellen, wie in dem grossen Zeitraume, welchen jene Urkunden umfassen, sich das tief im Menschen liegende Bedürfniss, zu beten, angekündiget und entwickelt, welche Veränderungen es durch die religiösen Vorstellungen und andere Einwirkungen erlitten habe, wie gerade dadurch in jeder Periode die Vorstellungen vom Gebete und die Gebete selbst sich gestalten mussten, bis endlich Jesus durch Lehre und That auch diese Art der Gottesverehrung in das hellste und würdigste Licht setzte. Sind diese Foderungen gegründet: so muss der Geschichtschreiber des Gebetes das Zeitalter, welchem jedes seiner Zeugnisse angehört, nach den ihm wahrscheinlichsten Vermuthungen zu bestimmen suchen, wo sichere Gründe nicht zu entscheiden vermögen. Davon findet sich bey Hn. R. auch nicht eine Spur. Er erwähnt zwar S. 13 und 29, wie die Meinungen der Gelehrten über die Zeit, welcher die Genesis und einzelne Stücke aus den Propheten angehören, getheilt sind, und sagt namentlich von der Genesis: *Minus ex his libris patet, quomodo primi hom. de precibus cogitaverint; quam quomodo auctor s. auctores illorum fragmentorum eos sensisse putaverint;* gleichwohl spricht er bald darauf so, als wenn jedes Fragment das Zeitalter, von welchem es erzählt, schilderte; und sagt auf eben der Seite: *Ad fidem Geneseos primi hom. patres quam maxime pii fuerunt*, und S. 15: *solebant igitur hom. a primis inde temporibus deum invocare.* Woher weiss aber diess der Vf., wenn die Genesis nicht die Vorstellungen, welche die Urväter des Menschengeschlechtes sich von dem Gebete machten, enthält? Diesem Mangel an Kritik unterliegt auch die ganze Periode der Propheten. Weil sich die prophetischen Schriften nicht ganz sicher chronologisch ordnen lassen: so sagt der Vf. S. 19: *Liceat mihi prophetarum omnium de precibus doctrinam generalibus quibusdam observationibus complecti.* Gewisse feste Puncte lassen sich aber doch auch für die chronologische Stellung der Propheten finden, und die Foderung an den Geschichtschreiber, diese aufzusuchen, ist unerlässlich, da es schon Gewinn ist, die Perioden zu kennen, in welchen die Zeugnisse uns verlassen oder ungewiss sind. — Nicht weniger vermisst man auch in der Behandlung der gesammelten Materialien den philosophischen Geist, welcher sich vorzüglich in der Auffassung und Anordnung derselben, so wie in der Bemerkung ihres Verhältnisses zu den verwandten Gegenständen zeigt. Um eine biblische Geschichte des Gebets im eigentlichen Sinne zu liefern, muss der Forscher sich bemühen, sowohl in den dahin einschlagenden Vorschriften, als in den Gebeten selbst, die feineren Unterschiede genau aufzufassen, welche in den Belegen jeder Periode sich darbieten, um das Gebet als Ausdruck eines Seelenzustandes in Beziehung auf Gott und als Begriff bestimmt zu charakterisiren. Dafür ist aber von Hn. R. weder in den beiden ersten Abschnitten, noch in dem letzten, der vorzüglich dazu bestimmt war, etwas geschehen. Man lese S. 99: *A patriarchis preces tantum factas esse interdum legimus, sed precum formulae non ita multae ad nos pervenerunt. Moses aliique, qui eum in ducendo populo secuti sunt, deprecari apud deum et intervenire pro suis consueverant. — Apud Davidem preces cujuscunque generis et apud Salomonem pulcherrima invenimus exempla. Prophetae pro populo deprecari soliti sunt.* Niemand wird aus diesen und ähnlichen Bezeichnungen das Eigenthümliche des Gebetes zu der Patriarchen u. a. Zeit kennen lernen. Dieses Unterscheidende lässt sich auch nur bemerken, wenn man auf die Vorstellungen von der Gottheit, den Charakter und die übrigen Umstände des Betenden so viel als möglich achtet, weil das Gebet selbst, so wie die Vorschriften darüber, dadurch modificirt werden. Diese Beziehungen hat der Vf. nicht beachtet. — Wie wenig Hr. R. bey der Zusammenstellung seiner Materialien dafür gesorgt habe, dass den Lesern das Resultat in die Augen springe, bekennt er selbst S. 99: *Tali comparatione conspectum faciliorem reddi puto, qui ordine historico, quem semper sequendum arbitratus sum, ne systematis studio inductus meas sacris scriptoribus affingerem opiniones, paulo impeditior factus est.* Was es mit der geschichtlichen Aufeinanderfolge zu bedeuten habe, davon sind die Beweise schon oben gegeben. Übrigens ist man der Gefahr, seine Meinungen und Vermuthungen einem alten Schriftsteller anzudichten, nicht ausgesetzt, wenn man die historischen Data mit den nöthigen Erläuterungen als Prämissen so an einander reihet, dass sich das Resultat, als Schluss von selbst ergiebt. Wenigstens ist der Leser dann leicht im Stande, den Fehlschluss zu entdecken.

Um die Grenzen einer Recension nicht zu überschreiten, kann Rec. auf einzelne Behauptungen, in welchen er von dem Vf. abweicht, nicht eingehen. Nur darf er die grosse Nachlässigkeit nicht ungerügt lassen, welche sich Setzer und Corrector bey dem Drucke haben zu Schulden kommen lassen. Ausser einer Menge einzelner Buchstaben, welche entweder ausgelassen oder verwechselt sind, liest man auch folgende Druckfehler, S. 1: *quod ad V. T. attinet, saepissime in eo de precibus loquitur.* S. 9: (*haec vox*) *in ep. ad Hebr. de iis utitur.* S. 15: *testabant.* S. 29: *deprecasse.* S. 64: *peccandi.* statt *precandi.* S. 66: *Denique hoc loco de manuum impositione loquitur*, wo entweder *hic locus* gelesen werden muss, oder das Subject ausgefallen ist. S. 85: *arbitrasse.* Sogar in dem Verzeichniss der Druckfehler kommt *in accentis* vor. Diese Menge der Druckfehler ist um

so unangenehmer, je mehr diese Schrift, wenn auch nicht als Geschichte, doch als sorgfältige Materialien-Sammlung zur biblischen Geschichte des Gebetes vorzüglichen Werth hat.

O. P. B.

Hamburg, in der heimischen Buchhandlung: *Vorlesungen über Religion und Moral nebst einigen andern Schulvorträgen* von M. *Heinrich Kunhardt*, Prof. am Gymnas. zu Lübeck. 1815. VIII und 304 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

An Gründlichkeit, Klarheit und Wohlredenheit, zum Theil auch Beredsamkeit, fehlt es diesen Vorlesungen nicht; auch enthalten sie schöne und erweckliche Stellen. Aber gellert'sche Vorlesungen sind sie nicht, die sich durch Geist und Geschmack so sehr auszeichnen, und so kräftig von Herzen zum Herzen sprechen. Es sind mehr Abhandlungen als Reden, mehr speculative Untersuchungen als praktische Vorträge, und das System schimmert hie und da durch. Die erste Vorlesung handelt von dem Werthe und Gehalte der biblischen Bücher, wo das Gemälde wenigstens in Ansehung der Bücher des A. T. zu schön, und eben deshalb nicht treu zu seyn scheint. Gewisse Bücher sind ganz übergangen, z. B. das Buch Ruth, Esther, und das hohe Lied Salomons, in welchem wir mehr Anstössiges als Erbauliches finden, und im N. T. ist der Offenbarung Johannes gar nicht erwähnt, eines Buchs, das ganz mystisch und ungeniessbar ist. Kurz, es gehört des Vfs. Ansicht dazu, um den Werth und Gehalt der biblischen Bücher, besonders des A. T., so hoch anzuschlagen, als hier geschehen ist; so viel Gutes, Schönes und Vortreffliches auch in den meisten dieser Bücher, und fast in allen zerstreut enthalten ist. Die zweyte Vorlesung untersucht, welche Beruhigung das Christenthum bey begangenen Sünden gewähre, wo die Versöhnungslehre, als ein kindlich grosses Geheimniss, und Jesus als das Lamm Gottes vorgestellt wird, das der Welt Sünde trug, *um dessen willen auch die Sünden allein vergeben würden.* Die dritte Vorlesung spricht über die Natur des göttlichen Wesens, nach der gewöhnlichen Dogmatik, und scheint uns etwas trocken zu seyn. Die vierte handelt von der Bestimmung des Menschen, wo der Vf. etwas weit ausholt, und so anhebt: Es ist ihnen, geliebte Schüler! das Wesen der Gottheit dargestellt (viel gesagt!), wie es sich als Vater, durch Schöpferkraft, schaffende Allmacht, durch unendliche Weisheit, Liebe und Güte in der ganzen Natur offenbart, als Sohn, in dem mit göttlicher Wunderkraft, mit fleckenloser Reinheit, und mit einer die Welt und den Tod besiegenden Stärke des heiligen Willens erscheinenden *Gottmenschen* Jesus Christus; als Geist endlich in Allem, was Leben und Kraft äussert u. s. w. (noch mehr gesagt!) So lautet die Erklärung des Vfs. über die sogenannte Dreyeinigkeit! Und was für eine Einleitung ist diess auf die Sache selbst, von der er reden will, auf die Bestimmung des Menschen? Die 5 Vorlesung handelt von dem Verfall und der Wiederherstellung der menschlichen Natur sehr gut und sinnreich. Ob aber die Behauptung, dass der Mensch, gleich von Anfange an, eine Anlage zum Sündigen gehabt haben müsse, weil ohne diese Möglichkeit das Sündigen nicht möglich gewesen, nicht zu gewagt sey, wollen wir nicht untersuchen. Anlage und Möglichkeit scheint uns nicht einerley zu seyn. Sind die Anlagen im Menschen nicht alle gut: wie wollen wir dann den Schöpfer, bey dem wirklichen Sündigen der Menschen, rechtfertigen? In der 6 Vorlesung wird die Lehre von der Bestimmung des Menschen fortgesetzt, wo der Vf. sich besonders über die Gründe der Hoffnung eines ewigen Lebens verbreitet. Die folgende Vorlesung über den Geist der christlichen Sittenlehre und über den Glauben, als der Quelle der Sittlichkeit, sind vortrefflich, obgleich die Sittlichkeit auch wohl ohne Glauben an die Religion Statt haben mag, die sich selbst, wie wir glauben, auf die Sittlichkeit gründet, und sie nur kräftig unterstützt, und ihr gleichsam Schwingen zu einem höheren Fluge verleiht. — Diesen Vorlesungen ist noch ein Anhang beygefügt, welcher besondere Reden an die Schuljugend enthält, die vorzüglich erwecklich sind. Zuerst wird von der Liebe zur Wissenschaft als segenreichem Beförderungsmittel des Flors einer Schule gehandelt. Dann wird über die Sacramente der christlichen Kirche (zu welchen auch sogar die Beschneidung gerechnet wird) gesprochen, wo wir wohl etwas Zweckmässigeres und für Reden in der allgemeinen Schulversammlung der Lehrer und Schüler mehr Geeignetes erwartet hätten. Zuletzt wird noch von der verderblichen Natur des Menschen gehandelt, — ein wahres und treffendes Gemälde!

Wir empfehlen diese Schrift Allen und Jeden, die sich über die darin abgehandelten Materien belehren wollen. Auch wir haben sie grösstentheils mit grossem Interesse und Vergnügen gelesen.

φ.

NEUE AUFLAGEN.

Ohne Druckort (*Hof*, b. Grau): *Robinson des Jüngeren wunderbare und merkwürdige Schicksale zu Wasser und zu Lande.* Für den Bürger und Landmann. Mit vielen Bildern. Neue Auflage. Gedruckt in diesem Jahre. IV und 328 S. 8. (10 Gr.)

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Über Vorgeschichten.* Von *Friedrich Arndts*, weiland grossherzogl. hessischem Geh. Rath und Regierungsdirector. Zweyte Auflage. 1815. 94 S. 8. (9 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

JURISPRUDENZ.

Hof, b. Grau: *Das Registraturwesen eines* (preussischen) *Landes - Justiz - Collegii, als wesentliches Hülfsmittel zu einer prompten Gerechtigkeitspflege und Geschäftsführung überhaupt, und als ein Theil vierzehnjähriger Präsidial - Rechenschaft*, aus preussischen Gesetzen und Ergänzungen derselben durch besondere Anweisungen dargestellt, durch 60 Beylagen erläutert, und mit einem Sachregister versehen von *Carl Friedrich Wilhelm* Freyherrn *von Völderndorff und Waradein*, Präsidenten des Regierungs - und Pupillen - Collegii und Chef - Präsidenten des Criminal-Senats in Baireuth. 1809. X u. 156 S. 4. (Schreibp. 2 Rthlr. 8 gr. Druckp. 2 Rthlr.)

Funfzehn Jahre lang war der Vf. dieser Schrift Mitglied der oberen Justizstellen in Baireuth. Bey der Einführung der preussischen Verfassung in dieser Provinz wurde er Präsident der Regierung und des Pupillen - Collegii (auch des nach und nach eingegangenen Landgerichts zu Ansbach), und stand in diesem Amte 14 Jahre lang an der Spitze der Rechtspflege, bis nach Übergabe des Landes an die Krone Baiern die Regierung zu Baireuth aufgelöst, oder gewissermasen mit dem Appellationsgerichte des Mainkreises in Bamberg vereinigt, ihre Mitglieder fast in alle Appellationsgerichte des Königreichs zerstreut, Hr. *von Völderndorff* selbst aber als Appellationsgerichts - Präsident nach Memmingen versetzt wurde.

In der gegenwärtigen Schrift legt nun der Vf. eine Art von Rechenschaft über seine Geschäftsführung als Präsident ab. Diese besteht zunächst in den Tabellen No. 58, 59 und 60, wovon die erste die Summen der von 1795 an jährlich bey der Regierung und dem Vormundschafts-Collegio vorgekommenen Arbeiten nach ihren verschiedenen Classen, die zweyte die Summe der Arbeiten von den Jahren 1807 und 1808 noch besonders angiebt, die dritte aber eine Übersicht des gesammten zur Rechtspflege in der Provinz Baireuth angestellten Personals giebt. Allerdings geben diese Zusammenstellungen für das Collegium und dessen Präsidenten ein ehrenvolles Zeugniss ab. Im Jahr 1795 schwebten nur allein bey der Regierung 257 über *ein Jahr* (und mitunter auch über 40 Jahre) *alte* Processe, welche sich schon im folgenden Jahre bis auf 161, späterhin aber bis auf eine Mittelzahl von einigen zwanzig verminderte. Die Zahl der jährlich anhängig gemachten Processe schwankte zwischen 700 bis 1000, und diese Tabelle giebt also zugleich den Beweis, dass es recht gut möglich ist, der Foderung Friedrichs II, dass jeder Process binnen Jahresfrist durch alle drey Instanzen zu Ende gebracht werden solle, mit sehr wenigen Ausnahmen zu entsprechen.

Dazu gehört aber freylich ein geübtes tüchtiges Richterpersonal, eine zweckmässige Ordnung in den Geschäften und ein sehr thätiger accurater Präsident. Für das Erste sorgt die preussische Justizverfassung durch strenge Prüfungen und mehrjährige vielseitige Übung der angehenden Richter in der Zeit, wo sie als Auscultatoren und Referendarien bey den Collegien arbeiten. Man darf auch nicht glauben, dass der Regierung zu Baireuth mit ihren 1 Präsidenten, 1 Director, 8 Räthen, 1 Assessor, und 39 Referendarien und Auscultatoren mehr zugemuthet worden sey, als anderen Collegien. Denn obgleich z. B. bey der Regierung zu Halberstadt im Jahr 1799 jedes Mitglied im Durchschnitt nur 7 Instructionen, 39 schriftliche und 40 (sogenannte Bescheidssachen, oder) mündliche Vorträge zu Definitiv-Erkenntnissen, zu Aurich jedes Mitglied 8 Instructionen, und im Ganzen 63 Relationen, bey der Regierung zu Baireuth aber 26 Process - Instructionen, 67 schriftliche, und 13 mündliche Vorträge zu Definitiv - Erkenntnissen zu besorgen hatte, und demnach die Mitglieder des baireuther Justiz-Collegii gegen einige andere viel mehr beschäftigt erscheinen: so hatte dagegen im obgedachten Jahre jeder Rath des Hofgerichts zu Bromberg 54 Instructionen, 82 schriftliche, und 43 mündliche Definitiv-Vorträge, zu Posen jedes Mitglied der Regierung 42 Instructionen, 74 schriftliche Relationen, und 63 Bescheidssachen, zu Kalisch 48 Instructionen, 69 schriftliche Relationen, und 21 Bescheidssachen, und an einigen anderen Orten noch mehr zu liefern gehabt. Im Ganzen aber war damals die Arbeit den Mitgliedern der Landesjustiz - Collegien gerade in dem Masse zugetheilt, wie es Rec. das Richtige erscheint, dass nämlich ein einigermassen geübter Arbeiter in der Regel 6, höchstens 7 Stunden des Tages dazu bedurfte.

Der Vf. scheint auf die Bemerkung zu No. 60 der Beylagen einigen Werth zu legen, dass im Jahre 1794 vor der preussischen Organisation zur Bearbeitung von 13,653 Vorträgen 1 Präsident, 1 Hofrichter, 1 Vice-Präsident und 13 Räthe angestellt waren; da hingegen im J. 1808 von 1 Präsidenten, 1 Director, 8 Räthen, 1 Assessor (wozu aber doch auch noch 2 Pupillen-Räthe und einige Criminalräthe hinzuzusetzen sind, von welchen der Vf. jene mit unter den Secretarien beider Collegien, diese unter den Justiz - Commissarien aufzählt), 26,354 Vorträge bey der Regierung, und

4139 bey dem Pupillen-Collegio, ferner 473 schriftliche Civilrelationen, 78 dergleichen meist mündliche, in minder wichtigen Sachen (Bescheidssachen), 1067 Criminal-Relationen und Correlationen bearbeitet, und 574 Processe instruirt wurden. In der That ist auch diese Bemerkung nicht unwichtig. Denn wenn man auch bey den grofsen Summen des Jahres 1808 in Anschlag bringt, dafs z. B. unter den 26,354 mündlichen Vorträgen gewifs 8—9000 blofse Insinuationsscheine (welche gar keine Mühe machen, nicht einmal in allen preussischen Justiz-Collegien zum Vortrag kommen) enthalten sind, und dafs unter den 551 Correlationen vielleicht ein grofser Theil nur in kurzen Bemerkungen zur Relation bestanden haben kann: so zeigt sich doch gerade hierin, wie viel auf die gute Wahl und Vorbereitung der Staatsdiener ankommt, und wie viel mehr von solchen Collegien geleistet wird, in welchen, wie man zu sagen pflegt, ohne Unterschied des Standes von der Pike an gedient werden mufs, als von solchen, wo man, nach alter Sitte, junge Leute ohne gehörige Vorbereitung als Mitglieder aufnimmt.

Bey alle diesen Geschäftstabellen hat Rec. immer noch eine Angabe vermifst, welche, ohne eben die Mühe der Zusammenstellung sehr zu erschweren, doch für die Gesetzgebung zu wichtigen Resultaten führen könnte. Wie die Sterblichkeitstabellen zuweilen nach den Krankheiten geordnet, und in den Criminaltabellen die einzelnen Verbrechen angegeben werden: so sollte auch bey den Processen eine Zusammenstellung nach dem Gegenstande oder der Veranlassung gemacht werden, indem diejenigen Verhältnisse, welche zu den meisten Processen Anlafs geben, zuverlässig auch einer legislativen Reform am bedürftigsten sind. So wäre es gewifs sehr interessant, eine Berechnung anstellen zu können, wie viel die Länder, in welchen Lehnsverbindungen wenigstens in Ansehung der Bürger- und Bauern-Güter aufgehoben worden sind, nur allein in Hinsicht der hinweggefallenen Processe gewonnen haben.

Das zweyte Erfodernifs zu Erreichung des oben angegebenen Zweckes einer schleunigen Rechtspflege sind gute Vorschriften zu Handhabung der Ordnung und Pünctlichkeit im Betrieb der Geschäfte. Dafs überhaupt auch die Processform selbst jenen Zweck unterstüzen und die *Möglichkeit* einer strengen Aufsicht von oben herab gewähren müsse, versteht sich dabey von selbst; es ist diefs aber nicht eigentlich das, wovon wir hier sprechen. Sondern die äufsere Ordnung des Geschäftsganges mufs dergestalt eingerichtet seyn, dafs alle Arbeiten der verschiedenen Beamten, vom Präsidenten bis zum Boten herab, in einander greifen, keine durch die andere verzögert wird, und alle einander so controlliren, dafs sich jede Stockung sogleich mit ihrer Ursache demjenigen, welchem die Aufsicht über das Ganze obliegt, bemerklich machen mufs.

Bey der von den oberen Behörden auszuübenden Aufsicht giebt es nun zwey wesentlich verschiedene Wege. Der eine, indem sich die oberen Behörden vornehmlich an die Resultate des Ganzen halten, wie im Preussischen geschehen ist; der andere, indem sie sich von jedem einzelnen Geschäft Rechenschaft ablegen lassen, welchen man im Baierischen eingeschlagen hat. Dort verlangen nämlich die oberen Behörden, dafs jeder Procefs im Ganzen innerhalb eines Jahres beendigt sey, und die jährlich einzusendenden Listen der überjährigen Processe (§. 82 b. und Beylage 24) sind daher das Hauptmittel der Prüfung. Die Arbeitsamkeit der einzelnen Räthe aber wird von den höheren Behörden durch die vierteljährlich einzusendenden Auszüge aus den Distributionsbüchern (§. 81 Beylage 22) controllirt, woraus sich zugleich wenigstens soviel ergiebt, dafs auch in den wichtigsten Sachen die Acten zu Abfassung eines Definitiverkenntnisses nicht über ein Vierteljahr in den Händen des Referenten bleiben können, ohne dafs die höheren Stellen davon in Kenntnifs gesetzt werden. In Baiern hingegen wurde im J. 1811 das seitdem freylich wieder etwas verminderte Tabellenwesen so weit getrieben, dafs von allen bey den Gerichten eingehenden Sachen eine Nachweisung geliefert werden mufste, binnen welcher Zeit die richterliche Verfügung darauf ergangen sey. Denkt man sich nun, dafs z. B. in dem Fürstenthum Baireuth im Jahr 1808 die Zahl der bey den sämmtlichen Gerichten eingegangenen Sachen beynahe der Summe der Bevölkerung gleich kam, nämlich 211,423 betrug: so ist leicht zu erachten, wie bald entweder das Tabellenwesen unnütz werden mufs, oder welche Arbeit diese Controlle verursacht, und wie viel Diener zu einer so mechanischen den Geist unbefriedigt lassenden Revision angestellt werden müssen.

Für den Geist des ganzen Richterstandes hat überhaupt die Vervielfältigung des Tabellenwesens und die Beschränkung auf sie als einziges Mittel der Aufsicht unstreitig etwas sehr Gefährliches. Die Beamten und Räthe können sich alsdann den Höheren durch nichts mehr empfehlen, als durch Vermeidung alles Scheins einer Zögerung in den Tabellen; und diefs ist denn doch nicht das Höchste. Oft wird dann der Fall eintreten, dafs eine Sache übereilt wird, nur um sie aus der Tabelle zu bringen, und wo die Controlle nicht durch die Resultate (dafs kein Procefs über ein Jahr alt werde, ohne besondere Rechtfertigung), sondern durch das Einzelne geführt wird, da wird manches ungründliche, die Sache nur verzögernde, oft verwirrende Decret erlassen werden, nur um die dazu gesetzten 8 Tage einzuhalten, und sich keine Rügen zuzuziehen. Dem Rec. ist ein Bescheid eines freylich sehr schwachen Unterrichters bekannt, welcher wörtlich also lautet: „*Wird zur Verlängerung der Sache anderweiter Termin anberaumt;*" und ein anderes Gericht gab den versprochenen Bescheid dahin ab: „*Dafs in der Sache nächstens solle Bescheid ertheilt werden.*"

Wie richtig nun das preussische Registraturwesen auf alle Handlungen der preussischen Rechtspflege berechnet ist, wie Alles darin in einander greift, und welche ununterbrochene Kenntnifs sich der Vorstand eines Collegii von allen einzelnen Geschäften mit Hülfe der Registratureinrichtung, aber auch nur durch

diese, verschaffen kann; wie sehr daher die Ordnung der Registratur als die Grundlage aller äusseren Ordnung im Geschäftsgange betrachtet werden muss: diess hat der Vf. mit grosser Klarheit und Vollständigkeit ausgeführt. Wenn das Kanzley- und Registratur-Reglement, welches dem dritten Theile der allgemeinen Gerichtsordnung beygefügt worden ist, Schritt vor Schritt dem Kanzley- und Registratur-Personale eines Landes-Justiz-Collegii vorschreibt, was sie bey jeder eingehenden Sache bey dem Eingang, dem Vortrag, der Ausfertigung bis zur Einheftung in die Acten, und dann wieder bey der Einrichtung und Aufbewahrung der Actenbände zu beobachten haben: so zeigt hier unser Vf., welchen Zweck jede dieser Vorschriften habe, und welchen Gebrauch der Präsident von allen über den Geschäftsbetrieb zu haltenden Verzeichnissen und Büchern zum grossen Zwecke einer unverzögerten Rechtspflege machen könne.

Er beurkundet aber auch durch die anschauliche Darstellung der ununterbrochenen Thätigkeit, und Aufmerksamkeit, welche ein Präsident, dem es mit seinem Amte rechter Ernst ist, zu diesem Geschäfte mitbringen muss, dass sein in der Vorrede S. VI angeführter Wunsch, ein Surrogat für den Schlaf zu kennen, zumal in der Zeit, da die Ordnung nicht zu unterhalten, sondern zu schaffen war, ganz ernstlich gewesen seyn mag.

Dem Vf. waren aber die in der Gerichtsordnung und einigen späteren Gesetzen angeordneten Controllen noch nicht genügend. Er legte daher noch einige andere an. Wenn er auch hiebey vielleicht im Controlliren etwas zu weit gegangen seyn mag (wie denn Rec. sich von der Nothwendigkeit eines besonderen Urtelscontroll-Buchs, Beylage 16, nicht überzeugen kann): so war doch die Einrichtung, welche er für sich in dem Präsidial-Taschenbuch traf (S. 26), um überall, selbst auf Reisen (S. 30 Anmerk.), von jedem bey der Regierung anhängigen Processe für sich und Andere genaue Auskunft bey der Hand zu haben, desto nützlicher und sinnreicher. Es wäre gewiss erwünscht gewesen, wenn er uns von der Einrichtung dieses Taschenbuches noch mehr mitgetheilt hätte.

Denn obgleich, wie schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, die hier entwickelten Anweisungen des Registraturwesens ihre volle Anwendung nur in preussischen Gerichtsbehörden, und auch da zunächst in den Oberbehörden, den gegenwärtigen Oberlandgerichten, finden können: so ist doch eine ähnliche Ordnung auch ausser Preussen überall nothwendig, und vieles von dem hier Vorgeschriebenen wird auch auf andere Verfassungen mit grossem Nutzen angewandt werden können. Besonders aber solchen Geschäftsmännern, welchen jetzt eine genauere Kenntniss der preussischen Einrichtungen durch die Schicksale der Länder dringend nothwendig geworden ist, glaubt Rec. diess übrigens mit Präcision und Anschaulichkeit geschriebene Buch mit gutem Gewissen empfehlen zu können.

MID.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Der wichtigste Canal in Europa durch eine Vereinigung des schwarzen Meers mit der Ost- und Nord-See vermittelst der Weichsel und des Dniesters*, erneuert vorgeschlagen von *Joh. Gottf. Braumüller*, Kaufmann, Mitgliede einiger ökonomischer Gesellschaften. Mit einer hydrographischen Charte. 1815. 28 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Schon vor 9 Jahren hatte der Vf. darauf angetragen, die Weichsel mit dem Dniester durch den Sannfluss mittelst eines Canals zu vereinigen, um den Deutschen einen Handel nach dem schwarzen Meere zu eröffnen. Dieses Meer könnte, wie er glaubt, der Mittelpunct des levantischen, ostindischen, persischen, chinesischen Handels, und seine Häfen die Niederlagen selbst für Afrikas Producte werden, oder doch Asiens Producte auf einem wohlfeileren, geschwinderen und sichereren Wege her-, und deutsche Producte dorthin führen. Zur näheren Übersicht der Wichtigkeit giebt er in vorliegender Abhandlung die verschiedenen Flussfahrten an, die durch diesen Canal entstehen, und er bestimmt zugleich die Artikel, die mit Nutzen wechselseitig gegen einander vertauscht oder verhandelt werden können, z. B. gegen alle asiatischen und afrikanischen Producte, wie Gewürze, Kaffee, Thee, Feigen, Rosinen, Mandeln, Tabak, getrocknetes Obst, die deutschen Producte, Leinwand, Bänder, Zwirn, wollene Tücher, metallene, Glas-, Drechsler-, Tischler-Waaren, Instrumente, Bücher, Kupfer u. s. w. Auch würden, in sofern die Schiffahrt von der Weichsel durch Canäle mit der Oder und Elbe in Verbindung steht, die Freyheit, Unabhängigkeit und andere Handelsvortheile der Deutschen sehr befördert werden. Der Canal selbst fodert nach der Berechnung des Vfs. nur 10 Meilen Länge, 40 Fuss Breite, und 6 Fuss beständige Wasserhöhe; die Kosten, obgleich beträchtlich, würden durch Actien leicht aufgebracht werden. Um diese Verbindung allseitig und vollständig zu benutzen, setzt er voraus, dass der Handel von allen Lasten und Beschränkungen zur Zeit des Friedens und des Kriegs (mässige Schleusen und Zollabgaben ausgenommen) befreyt, eine deutsche Handelsstadt oder ein organisirtes deutsches Handelsgericht für den deutschen Handel in Odessa, und die Erlaubniss zur Anlegung von deutschen Handelscomptoirs in anderen russischen Städten gestattet werde. In der von zwey geschickten und erfahrenen Männern (*F. Klöden*, und *Kliewer*) gezeichneten und gestochenen Charte sind die für den Handel wichtigsten Flüsse und Canäle, die mit dem obigen zusammenhängen, (an Anzahl 73) unterschieden. Der Nutzen dieses Canals ist unverkennbar, und immer, wenn auch weit beschränkter, noch gross genug; aber abgesehen davon, dass gar keine hydraulischen und hydrostatischen Hindernisse vorhanden sind (welches eine nähere Untersuchung an Ort und Stelle fodert): so wird dadurch, dass der Vf. dem Canal den ehrenvollen Namen des

Drey-Monarchen- oder Drey-Fürsten-Canals beylegt, die gröfste Schwierigkeit — die politische — nicht gehoben werden, eine Schwierigkeit, die um so verwickelter wird, wenn dabey von Seiten Rufslands die völlige Sicherstellung der Schiffahrt auf dem Dniester, und von Seiten Englands die reinste Uneigennützigkeit der Freude an dem Gedeihen des deutschen Handels vorausgesetzt werden mufs. Die Absicht des Vfs. leidet bey dieser Bemerkung nichts; sein Vorschlag verdient Erwägung, und, wie die Charte, Achtung.

Dk.

KURZE ANZEIGEN.

Statistik. *St. Gallen*, b. Huber u. Compt.: *Description topographique et statistique de l'évêché de Bâle.* 1814. 64 S. 8. (6 Gr.)

Man irrt sich, wenn man glaubt, dafs diese Abhandlung durch die neueren Ereignisse zu Tage getrieben sey; sie dankt ihre Entstehung früheren Zeiten, und fällt in das Jahr 1802, welches auch schon die topographische Eintheilung nach den ehemaligen 12 Ämtern des Fürstbisthums beweist. Der Präfect von Colmar hatte die Anfertigung einem Professor aufgetragen; wahrscheinlich hat ihm der Präfect auch die saubere Ordnung vorgeschrieben: man kann sie kaum einem Schüler verzeihen. Flächeninhalt, Flüsse, Topographie der Ämter, Ackerbau, Erzeugnisse, Handel, Industrie, Reichthum der Einwohner, Hauptstrafsen, vergleichende Bevölkerungstabellen des ehemaligen Fürstbisthums Basel und des Departements Montterrible, Religion folgen nach einander. — Der Abdruck ist durch Druckfehler entstellt; der Fleifs des Sammlers zwar unverkennbar, selbst auch die Anstrengung nicht gering, die Materialien in diese Capseln einzuzwängen: aber einen Vergleich hält sie mit keiner einzigen Beschreibung in *Peuchets* und *Chanlaire Description topographique et statistique de la France* aus. Das Neueste, was sie giebt, ist eine Vorrede von einem *M. F.* unterschrieben, der das erhaltene Mscpt. des Professors abdrucken liefs, und ganz dreist behauptet, dafs die Freyheit des Vaterlandes dadurch untergraben sey, dafs man nach der Entlassung der französischen Regimenter die deutschen Truppen statt einer schweizer Garnison mit Vorliebe in das Bisthum aufgenommen, und verabsäumt habe, es an dem Bündnisse mit Frankreich und also auch an der Neutralität Theil nehmen zu lassen. Frankreich sey, setzt er hinzu, nie lüstern nach einem Lande gewesen: denn es könne den umgebenden Staaten, wie den Freunden eines friedlichen Systems, kein anderes Interesse, als das der Einigung oder Einheit mit der Schweiz, einflöfsen; ehe noch irgend ein politisches System bestand, scheine die Natur das Bisthum dem Schutze der Schweizer anvertraut zu haben, die Einwohner wären auf immer ihre Brüder. — Hätte der angebliche Schweizer doch lieber geradehin gesagt: Lafst das Bisthum Basel nur jetzt unbesetzt, und gebt den unlüsternen Franzosen nur Zeit: dann wird die Lust von selbst kommen; sie zahnen jetzt schon wieder darauf. — In der Haupturkunde sämmtlicher vom Congresse zu Wien gefafster Beschlüsse ist No IV, die schweizerische Eidgenossenschaft betreffend, nicht blofs §. 74 die Integrität der 19 Cantone, §. 75 die Vereinigung drey neuer Cantone, §. 76 die Vereinigung des Bisthums Basel und der Stadt Basel mit dem Canton Bern, sondern es sind auch §. 77 die Rechte der Einwohner in den mit Bern vereinigten Ländern verbrieft, und von §. 78 — 84 noch mehr für die Schweiz gethan worden, als sie nach ihrer schlaffen Mitwirkung zum Tage der Auferstehung zu erwarten berechtigt war.

Coblenz, b. Pauli: *Topographische Geschichte der Stadt Coblenz* von ihrem Entstehen bis zum Schlusse des 18 Jahrhunderts von *Wilhelm Arnold Günther.* 1815. 252 S. 8. (18 Gr.)

Die Eintheilung in die 3 Perioden, die Kargheit der Nachrichten in der ersten, das wenige äussere Leben in den beiden anderen Perioden, eine Bewegung, die nicht frey, und eine Freyheit, die nicht beweglich genug ist, ein zu ängstliches Anklammern an die Sprache und den Ausdruck der Quellen abgerechnet: nimmt diese Geschichte einen ehrenvollen Platz unter den historischen Monographieen ein. — Sie mufs dem Vf. viele Zeit gekostet haben; er konnte auch seinen Dank für den ihm zu dem Departementsarchiv und den Sammlungen städtischer Urkunden und Papiere vergönnten Zugang nicht redlicher, reiner und gemeinnützlicher als durch die Herausgabe dieses Werks aussprechen. Coblenz war, so viel Rec. weifs, noch nie ein Gegenstand einer besonderen geschichtlichen und geschichtlich topographischen Bearbeitung, sondern nur von *Ch. Fr. Meyer* an, als ein Anhang der Reisen auf und an dem Rheine behandelt; selbst *Forsters* Reisen und *Peuchet* (*Description topographique* XIII Heft, verglichen allgem. geograph. Eph. XXXI, S. 442) sind zu dürftig. Jeder Freund der Geschichte wird mit Rec. der Fortsetzung und der statistischen Beschreibung gern entgegen sehen. Wenn der Vf. in den Besitz der Papiere des Präfecten Lezai Marnezie, von dem im Morgenblatte 1808 No. 3 einige interessante Nachrichten mitgetheilt werden, kommen kann: so wird es ihm an Wichtigkeit und Interesse derselben nicht fehlen.

Dk.

NEUE AUFLAGEN.

Bremen, b. Kaiser: *The Life of Bianca Capello, Consort of Francesco de' Medici, Grand-Duke of Tuscany.* Translated from the german original of *J. P. Siebenkees* by *C. Ludger.* Second Edition, carefully revised, corrected, enriched with a copious german Phraseology, and more peculiarly adapted to the use of the student of the english language by the translator.

Auch unter dem Titel:

Leben Bianca Capello's, Gemahlin von Franz de' Medici, Grofsherzog von Toscana, aus dem Deutschen von *J. P. Siebenkees*, ins Englische übersetzt durch *C. Ludger.* Zweyte Auflage, sorgfältig durchgesehen, verbessert, mit einer reichhaltigen deutschen Phraseologie bereichert und vorzüglich für den Gebrauch der Anfänger der englischen Sprache geeignet vom Übersetzer. 1815. VIII u. 208 S. 8. (20 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

MEDICIN.

Mainz, b. Kupferberg: *Cullerier's*, ersten Wundarztes des Spitals der Venerischen zu Paris, *Abhandlungen über Tripper und Nachtripper, Bubonen und Schanker*. Mit Zusätzen und einem Versuch über die Entstehung der Lustseuche herausgegeben von *J. K. Renard*, D. der Med. und Chirurgie, Stadtphysicus und Arzt des Bürgerhospitals zu Mainz u. s. w. 1815. VI u. 232 S. 8. (20 Gr.)

Die Aufsätze des Hn. *C.* hat Hr. *R.* aus dem *Dictionnaire des Sciences médicales* übersetzt, und verspricht ein Gleiches von den übrigen Aufsätzen desselben Vfs. von verwandtem Inhalte, sobald sie erscheinen werden. Ihnen geht der *Versuch über die Entstehung der Lustseuche* voraus, der sich auf folgende Hypothese (denn für etwas anderes giebt sie Hr. *R.* selbst nicht aus) gründet: Aus dem mit mehreren Mannspersonen sehr kurz hinter einander gepflogenen Beyschlafe und der dabey Statt findenden Vermischung der verschiedenen Säfte beider Geschlechter könne durch Hinzutreten mehrerer Ursachen ein eigenthümliches Gift entwickelt und durch dasselbe eine Ansteckung weiter verbreitet werden; so habe die Krankheit, von deren Zufällen man bey den Schriftstellern unzweifelhafte Spuren finde, in den ältesten Zeiten bereits entstehen können, und könne jetzt noch öfters entstehen. Wäre auch diese Hypothese grundfalsch: so müssten doch die medicinisch-polizeylichen Vorschläge, welche sich darauf gründen liessen, den grössten Nutzen stiften: die aussereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes durch alle möglichen moralischen und gesetzlichen Mittel einzuschränken, für die Fälle aber, wo dieses nicht möglich ist, seine Befriedigung nur in öffentlichen Häusern unter der strengsten Aufsicht zu gestatten; den Gebrauch der Bäder allgemeiner zu machen, und unbemerkt die weibliche Jugend zur grössten Reinlichkeit der Geschlechtstheile zu gewöhnen. Dieses müsste aber nicht in *einem* Staate allein, sondern überall zugleich geschehen. — „Fromme Wünsche!" setzt der Vf. am Ende hinzu.

Der Tripper und Nachtripper. Zweymal hat der Vf. den Tripper 14 Tage und 1 Monat nach der Ansteckung entstehen sehen. Den Einspritzungen gegen das Ende des Trippers war er vormals entgegen: nachher aber wandte er, von ihrer guten Wirkung belehrt, sie mit allezeit glücklichem Erfolge an, und hat durch die Erfahrung gelernt, dass Harnverhaltungen oft bloss wegen Vernachlässigung derselben Statt hatten. Oft heilte er alte, selbst mit Verengerungen verbundene Nachtripper durch kräftige Einspritzungen. Haben die Kranken Abscheu davor, so thun austrocknende Bougies ungefähr die nämliche Wirkung. Blasenpflaster auf dem Mittelfleische zu Hebung dieses Ausflusses erfodern grosse Vorsicht. Ein Mittel von *Choppart*, mit dessen Anwendung aber doch *Fizeau* eine allgemeine Behandlung zu verbinden anräth, wenn man es beym Anfange eines entzündlichen Trippers gebrauchen will; ferner eine Emulsion von dem Wundarzte *Cadet*, und die beiden Mittel aus *Marcus* neulich von uns angezeigtem Receptaschenbuche (wobey im Vorbeygehen der Wunder gedacht wird, die der Herausgeber in den Augen vornehmer französischer Officiers mit einem Scrupel bis einem halben Quentchen Pfeffermünzölzucker alle drey Stunden gegen den Nachtripper bewirkt hat); über *Handel's solamen gonorrhoicorum*, *Reich's* Baden mit kaltem Wasser, Elektricität u. s. w. Über die verschiedene Behandlungsart des Vfs. bey leichtsinnigen Wollüstlingen und bey Männern von gesetztem Charakter, vorzüglich bey verheyratheten und Candidaten des Ehestandes: letztere durch antivenerische Mittel, erstere hingegen vom Anfange bis zu Ende mit Einspritzungen und verdünnenden ausspülenden, dann stärkenden Mitteln. Über die Schwierigkeiten, besonders beym weiblichen Geschlechte, bey dem nicht venerischen Tripper, und die hieraus zu bestimmende Anwendung von Quecksilbermitteln. — Verschiedene Arten der Hodengeschwulst: es giebt deren von ächt venerischer Abkunft, die das einzige Symptom sind, welches das Krankheitsgift erzeugt. Ein Hausmittel gegen die Hodengeschwulst ist der beym Scheerenschleifen entstehende Schlamm mit Essig verdünnt, dessen örtliche Anwendung aber gefährlich werden kann. — Vom Augentripper: dass zur Wiederherstellung des Trippers aus der Harnröhre keine Einimpfung desselben nöthig sey. Zusätze des Herausgebers aus *Spindler* (über die Entzündung des Auges, Würzb. 1807) und *Spangenberg* (Bruchstücke aus der praktischen Heilkunde in *Horns* Archiv 1812. 2 Heft). — Andere Folgen der Versetzungen des Trippers. — Secundäre Zufälle desselben. — Tripper, die ohne Ansteckung entstehen, nach einem Aufsatze von *Biett* im *Dict. des Sc. méd.*, vom Genusse jungen Biers, vom Umgange mit Weibern, die ihre Reinigung oder den weissen Fluss haben, von Masturbation oder zu häufigem Beyschlafe, von Geschwülsten der Prostata aus mancherley

dahin versetzten Schärfen, von Verengerung der Harnröhre. Vom eiterigen Tripper.

Der Bubo. Diagnose des venerischen von anderen Leistengeschwülsten. Unterschiedene Arten desselben. Schwierigkeiten bey Heilung des sogenannten *fistulösen B.*, die oft durch zu weit getriebene Anwendung der specifischen Mittel verzögert oder wohl gar unmöglich wird. Die Bubonen in der Achselhöhle und am Halse sind selten blosse Zufälle der venerischen Krankheit. Beyspiel eines wahren venerischen B. unter dem Kinne von einem an der Unterlippe durch einen Kuss erhaltenen Schanker, der bey innerer antisyphilitischer Behandlung sich sehr bald zertheilte.

Der Schanker, das Ausfallen der Haare und der venerische Beinfrass. Schanker des männlichen Gliedes von nicht venerischen Ursachen. Hat der Brand der Vorhaut schon um sich gegriffen: so ist es besser, die Absonderung des Schorfs durch fortgesetzte erweichende Mittel zu befördern, als fäulnisswidrige anzuwenden. Dieses gilt auch da, wo der Brand die Eichel zerstört; geschieht dieses an einem Theile der Ruthe, und die gewöhnlichen Mittel zur Stillung der Blutung sind nicht hinreichend: so nehme man keinen Anstand, das Glied in gleicher Linie mit der Stelle, aus welcher das Blut wegfliesst, abzuschneiden. Ist ein nicht allzugrosser Theil der Harnröhre verloren gegangen: so gelingt, obgleich selten, die Heilung durch kleine Heftpflaster oder eine vereinigende Binde, wenn zuvor ein Katheter von elastischem Harze in die Harnblase gebracht worden ist. Beyspiel eines jungen Mannes, der den dritten Theil der Ruthe verloren hatte, und noch nach mehreren Jahren einer fruchtbaren Ehe Zerreissungen der Haut des Gliedes erlitt. Über den Missbrauch der Arzneymittel bey schmerzhaften Schankern. — Schanker der weiblichen Schaam: nöthige Behutsamkeit bey Untersuchung vorgeblicher Nothzüchtigung. Über die Nothwendigkeit, der Zerstörung der äusseren Theile schnell Grenzen zu setzen, aus moralischen Gründen, welche dem Zartgefühle des Vfs. Ehre machen! Venerische Geschwüre der Gebärmutter sind äusserst selten; und werden oft durch eine auf diese Voraussetzung sich stützende Behandlung verschlimmert. Will man sich hiezu entschliessen: so muss die Kranke entweder venerische Zufälle gehabt, oder noch haben; es muss sich gar keine andere Ursache ihres Übels auffinden lassen, auch das Geschwür ohne merkliche Geschwulst der Gebärmutter entstanden und der Schmerz gleichförmig derselbe seyn, und die Kranke keine Stiche darin spüren. — Sch. des Afters und des Mastdarms: ihr Unterschied von eiternden Hämorrhoiden und Rissen. Auszug aus der Abhandlung von *Bayle* und *Cayol* über den Krebs im Mastdarme, im *Dict. des Sc. médic.* — Über die Schwierigkeit bey Heilung der Fisteln zwischen dem Mastdarme und der Scheide: sie gelingt nur, wenn dieselben nicht mehr als 2—3 Linien tief liegen. — Beym Sch. der Augen schaltet der Herausgeber *Spindler's* Behandlung der Augenentzündung ein. — Über die Schwierigkeiten bey der Cur des Sch. der Nasenhöhlen, zumal wenn die antisyphilitischen Mittel gemissbraucht worden sind. Wenn die angegriffenen Theile gleichsam aus örtlicher Gewohnheit krank bleiben: so giebt man von Zeit zu Zeit Abführungsmittel, und legt ein künstliches Geschwür am Arme oder im Nacken. Wenn die Geschwüre von Innen nach Aussen fortschreiten, und Luftfisteln, wodurch die Sprache sehr leidet, erzeugen: so verhütet, wenn das Geschwür rein ist, Heftpflaster oder gummirter Taffet den Durchgang der Luft und erleichtert das Schliessen dieser Fisteln. — Wo bey Sch. des Mundes ätzende Mittel angezeigt sind, empfiehlt der Vf. *Lanfranc's* Augenwasser, oder wenn dieses nicht kräftig genug wirkt, den Höllenstein. — Sch. des Schlundkopfes: die Schleimhaut des Schlundes hat oft bey Gesunden Ungleichheiten und verschiedene Farben, wodurch Furchtsame getäuscht und wohl gar zur Anwendung von Curen verleitet werden. Ein Sch. des Kehlkopfs ist dem Vf. *unter ungefähr achtzigtausend Kranken, welche er seit sechs und zwanzig Jahren behandelt hat*, ein einziges Mal vorgekommen. Die Schwindsucht des Kehlkopfes, auch wenn Verdacht über ihren venerischen Ursprung vorhanden ist, wird nicht im Geringsten durch antisyphilitische Mittel verbessert. — Vom Kahlkopfe im Allgemeinen: die früher oder später nach dem Eintritte der Mannbarkeit erfolgte Castration hat keinen Einfluss auf die Haare des Kopfes und der Geschlechtstheile. Die venerische Alopecie kömmt nicht häufig vor; sie erfodert eine kräftige antisyphilitische Behandlung, und sodann das Abscheeren der übrig gebliebenen Haare, aber nur bey Kranken, die das männliche Alter noch nicht überschritten haben. Das Grauwerden der Haare rührt von allgemeiner Schwäche her; wirksame Mittel dagegen haben grosse Nachtheile, sanfte wenig Wirkung und müssen oft wiederholt werden. — Unterschied des venerischen Knochenfrasses von dem aus anderen Ursachen entstandenen. Zu seiner inneren Behandlung ist der gehörige Gebrauch des Sublimats das wirksamste und sicherste Mittel. Den Trepan hat der Vf. einige Mal mit auffallend glücklichem Erfolge angewandt.

Ks.

ERFURT, b. Keyser: *Deutliche Anweisung die venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln.* Von D. *August Friedrich Hecker* u. s. w. Dritte Ausgabe, mit Vorrede und Anmerkungen herausgegeben von D. *F. A. Walch.* Mit einem Kupfer. 1815. LXXII u. 668 S. 8. (2 Rthlr.)

Der anerkannte Werth dieser Schrift bedarf keiner neuen Empfehlung, und das Publicum wird diese neue Auflage mit Dank annehmen. Es ist ein Abdruck der zweyten von 1801, nur mit Weglassung einiger harter Ausfälle; in untergesetzten Anmerkungen indess werden hie und da Berichtigungen und Zusätze hinzugefügt, zum Theil in Beziehung auf Hn. *W's. ausführliche Darstellung der venerischen Krankheiten. Jena,* 1811. 8 (deren Recensent in den Ergänzungsblättern unserer A. L. Z. wegen der zu starken Gaben von Bleyzuckerauflösung zum Einspritzen S. 610 zurecht

gewiesen wird, da dieselbe nur beym Nachtripper mit Torpor vorgeschrieben sey). Übrigens ist das Merkwürdigste der neueren Literatur nachgetragen. Ein Supplement zu *Girtanner*, welches Hr. *W.* verspricht, wird dem Publicum gewiss willkommen seyn. In der Vorrede, die sich an die beiden Vorreden von *H.* anschliesst, erklärt Hr. *W.* sich umständlicher über seine, in dem erwähnten Werke vorgetragene Erklärung der Wirkungsweise des venerischen Giftes, gegen die Kritiken derselben, die wir der Prüfung der Leser selbst überlassen müssen. Uns genüge hier nur von den Anmerkungen zu *H's.* Werke Einiger auszuheben. S. 145. Über die Wirkung der antiphlogistischen und der primitiv auf das Nervensystem wirkenden und beruhigenden Mittel; die Erregungstheorie, aus welcher der Vf. die Wirkung der Verbindung des Quecksilbers mit dem Mohnsafte erklärt, thut (S. 150) dem Herausgeber nicht Genüge. — S. 177. Missverstandene Stelle von *Thomann* über die Behandlung der Leistenbeulen durch Quecksilbermittel. — S. 194. Zweifel, ob die die Lustseuche der Kinder begleitenden Geschwüre Schanker sind oder nicht. — S. 219. Dass die äusserliche Anwendung nicht ätzender Quecksilbermittel beym Schanker gar nichts helfe, sey viel zu allgemein und unbedingt ausgesprochen; vielmehr gebe es (S. 243) Fälle, wo das gewöhnliche *ungu. neapol.* solche Auswüchse beseitigt, die bey einem fortgesetzten Gebrauche des Präcipitats noch häufiger entstehen. — S. 229. Über die unerlässlich nöthige Verbindung des inneren Gebrauches des Quecksilbers mit dem äusseren, auch bey dem ersten Zeitraume des Schankers. — S. 243. Vorschlag zum inneren (?) und äusseren Gebrauche des Arseniks beym krebsartigen Schanker. — S. 310. Über den sehr eingeschränkten Gebrauch der von *H.* erfundenen auflöslichen Bougies. — S. 315. Auch in der ersten einfachsten Entzündung beym Tripper werden der Sicherheit wegen alle spirituösen Getränke verboten. — S. 358. Dass die dem Tripper sich zugesellende Hodengeschwulst und Entzündung lediglich ein Zufall aus Mitleidenschaft sey, lasse sich so absolut nicht behaupten. — S. 383. Gute Erläuterung der *hecker*schen Vorschriften über die Behandlung der Leistenbeulen: die Eiterung bleibt immer eine missliche Sache, die man nicht eher befördern soll, als bis man sieht, dass sich der Körper von selbst dazu schickt; in jedem Falle aber muss man dabey der zum Grunde liegenden Syphilis durch Quecksilbermittel vorsichtig entgegen wirken. — S. 389. Die Quecksilbereinreibungen werden durch den innerlichen Gebrauch desselben in den meisten Fällen entbehrlich. Die kalten Umschläge sind durchgehends zwecklos, wohl gar leicht schädlich. — S. 458. Zur Anwendung des Ätzmittels gegen die Verengerungen der Harnröhre zieht der Herausg. *J. Hunter's* erste Methode der später von *E. Home* bekannt gemachten als sicherer vor. — S. 495. Über die äusserste Vorsicht bey Bestimmung des venerischen Ursprunges der Schwindsucht. — S. 502 Wann zur Hebung der Lustseuche durch Quecksilber, als dem Mittel, die durch syphilitische Affection unterdrückte und ausgeartete ursprüngliche Function des Lymph- und Drüsen-Systems empor zu heben, eine Vorbereitung nöthig sey? — S. 505. Gegen *Hecker*, der mit dem versüssten Quecksilber bis zu 10 Gran zu steigen anräth, empfiehlt Hr. *W.* bey nicht bald sich zeigender bedeutender Besserung lieber ein durchdringender wirkendes Präparat, den *merc. nitrosus*, oder den Sublimat mit dabey gebrauchten Holztränken. — S. 541. Über die Entstehung des Speichelflusses. — S. 587. Vorschlag zum Gebrauche der besnardschen antisyphilitischen Tinctur in der Quecksilberkrankheit; doch stehe (S. 626) dieses Mittel übrigens dem Quecksilber bey Weitem an Wirksamkeit nach. — S. 627. Empfehlung der Auflösung des Sublimats in Kalkwasser (die ehemals so bekannte, von Neueren als chemisch fehlerhaft verworfene *aqua phagedaenica*) sehr empfohlen: „Die partielle Zersetzung vom Kalkwasser mindert die ätzende Wirkung, ohne jedoch der inneren vom Metall abhängenden Abbruch zu thun.“

Ks.

Cassel, b. Krieger: *Praktisch-medicinisches Taschenbuch für Wund- und Feld-Ärzte.* 1815. 278 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Rec. vermuthet, dass diese Schrift bereits vor einiger Zeit herausgekommen, und jetzt nur mit einem neuen Titel versehen worden sey. Seine Gründe dafür sind: die in seinem brochirten Exemplare gleich auf den Titel folgende, den Inhalt angebende Seitenzahl IX und X; das gänzliche Schweigen über die sogenannte Kriegspest und die in den beiden letzten Jahren davon erlangten neuen Ansichten (unter dem Nervenfieber kömmt zwar Einiges davon vor, aber nicht so, dass man jetzt damit auszureichen hoffen dürfte); und das zu wiederholten Malen vorkommende *Königreich Westphalen*. Indess glaubt er, dass sie ihrem Endzwecke grösstentheils entsprochen habe; obgleich die Behandlung der einzelnen Krankheiten sich nicht durchgängig gleich zu seyn scheint, auch einige Krankheiten keine eigene Rubrik erhalten haben.

Einleitung. 1. Über die Ursachen und (die) Beschaffenheit; 2. die Verhütung und Heilung der Krankheiten der Soldaten; 3. General-Tabelle aller einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel, deren Gebrauch sowohl in den fortbestehenden, als auch in den unbestimmten, nur einige Zeit dauernden, und endlich in den ambulanten Militärhospitälern der königl. westphäl. Armee genehmigt ist (vollständig genug; und doch werden im Verlaufe bisweilen noch Mittel empfohlen, die hier fehlen, z. B. S. 28 die „zwar ausländische, aber wegen ihres selteneren Gebrauches doch sehr wohlfeile“ Culilawanrinde). I Abschnitt. *Fieberhafte Krankheiten:* die Synocha, der Synochus (das gastrische, das Katarrhal-, das rheumatische Fieber); das Nervenfieber (das hitzige, das torpide, das schleichende Nervenfieber); das Faulfieber; das Zehrfieber; das Wechselfieber (mit allen seinen Unterabtheilungen). II Abschnitt. *Die Entzündungen:* die Entzündung des Gehirns und seiner Häute (die hitzige und schleichende — s. unsere obige Bemerkung); des Auges (der Augenlieder, der Oberfläche, des inneren Auges); die Bräune (die äussere, die

Entzündung des Rachens und der Mundhöhle, die polypöse, die brandige Bräune); die Brustentzündung (die hypersthenische mit und ohne Überfluss der Blutmasse, die asthenische); die Entzündung der Leber (die hitzige und chronische); des Magens (die acute und chronische); der Gedärme und des Bauchfells (S. 169 wird unter den Mitteln zu Bewirkung der Leibeseröffnung auch die Rhabarber empfohlen, welche wir, obgleich „mit öhlichten und schleimichten Mitteln versetzt," wohl schwerlich wählen möchten; — zur Heilung der die Enteritis begleitenden Allgemeinleiden finden wir zwar S. 190 den grossen Nutzen der Fuss-, aber nicht die allgemeinen Bäder erwähnt); der Nieren; der Blase; der Hoden; die Rose. III Abschnitt. *Von den Blutflüssen;* das Nasenbluten; der Bluthusten; das Blutbrechen (wo zum innerlichen Gebrauche S. 205 unter anderen auch Seifenpillen vorgeschlagen werden!). IV Abschnitt. *Fehler der ersten Wege:* der Durchfall; der Leberfluss; die Ruhr; die Gallenruhr; die Magenruhr. V Abschnitt. *Schmerzhafte Krankheiten:* die Kolik. VI Abschnitt. *Krankheiten des lymphatischen Systems:* der Scorbut; die Krätze; die Lustseuche. *Anhang.* „*Auszug aus der Instruction für die Hospitäler der königl. westphälischen Armee.*" (Es versteht sich von selbst, dass Alles nach französischen Mustern und Vorschriften gebildet sey.) Von der Wahl der Örter, wo Hospitäler errichtet werden sollen, und von der inneren Einrichtung derselben; von dem Besuchen und Verbinden der Kranken; von den Speisen und deren Vertheilung; von der inneren Reinlichkeit der Hospitäler; Auszug aus der Verordnung des Gesundheitsraths für die Militärhospitäler (bey der Empfehlung einheimischer Mittel vor ausländischen finden wir S. 266 eine Anmerkung des Vfs., welcher wir völlig beyzutreten nicht umhin können: „von dem Gebrauche des Arseniks" (gegen Wechselfieber) „glaube ich hier nichts sagen zu dürfen, weil es zu gefährlich ist, ihn in den Feldhospitälern anzuwenden"); von den Mitteln, die Reinheit der Luft in den Hospitälern zu erhalten, und zu erneuern (Reinlichkeit, mechanische und chemische Mittel); Modell zu einem Besuch-Zettel. Ks.

BAMBERG, b. Kunz: *Recept-Taschenbuch oder die üblichen Receptformeln und ihre Anwendung in der klinischen Anstalt zu Bamberg.* Nebst Bemerkungen von D. *Adalb. Fr. Marcus,* Vorstande des k. baierischen Medicinalcomité, z. Director der Schule für Landärzte, dirigirendem Arzte des allgemeinen Krankenhauses u. s. w. 1814. VIII und 142 S. 8. (Als Taschenbuch gebunden und durchschossen 1 Rthlr. 6 gr.)

Man könnte auf die so zahlreiche Menge Pharmakopöen, Dispensatorien, Taschenbücher u. s. w. vielleicht nicht unschicklich *Pope's* bekanntes: *none go just alike, yet each believes his own,* anwenden. Auch wird man mit der Ansicht, die der Vf. in der Vorrede giebt, zufrieden seyn; nur bey wenigen Formeln würde ihm Rec. den Vorwurf machen, welchen er selbst befürchtet, sie seyen zu sehr zusammengesetzt, so sehr sie übrigens ihren Absichten zu entsprechen scheinen. Über seine Ausserungen wegen einer göttlichen Inspiration ist bereits irgendwo gesprochen worden. — Es sind hier 200 Formeln aufgeführt, denen der Vf. am Ende einige Anmerkungen beygefügt hat; fast durchgängig ist die neuere Nomenclatur beybehalten, so wie die Benennung der Arzneykörper aus dem Gewächsreiche mit dem systematischen Namen, zuweilen bis zu einer Art von — wir nennen es ungern — Pedanterie, z. B. 102 *Gummi Astragali Tragacanthae (cretici),* hingegen 107 *G. A. cretici. Dictamus creticus* (131) scheint ein Versehen zu seyn, statt *D. albus,* so wie *Fungi melitos* (104) vielleicht für *melitensis,* wogegen der *Fungus salicis* (186) absticht. (Fast befürchtet Rec. bey Erwähnung dieser unbedeutenderen Mängel selbst den Vorwurf der Kleinlichkeit: aber immer fällt ihm bey solchen Veranlassungen Horazens *servetur ad imum cet.* bey.) Von dem Temperirpulver (8) vermuthet der Vf. selbst, „es dürfte vielleicht auffallen." Nicht bloss der Zinnober, sondern vielleicht noch mehr die *calcaria citrata* möchte wohl dieses bewirken. Über die Absicht, warum es gegeben wird, und seine Wirkungen, so wie über seine *Tinctura alexipharmaca s. bezoardica* (135), lassen wir dem Vf. seine Meinung. Den Bleyzucker finden wir in mehreren für den inneren Gebrauch bestimmten Formeln (15, 16, 93, 112) mit der Anmerkung: In diesen Mischungen und sehr kleinen Gaben, zu ⅛ Gran alle 2 Stunden, „höre er *fast ganz* auf ein Gift zu seyn; doch dürfe er niemals zu lange fortgesetzt werden." Eine Mischung (38) aus 2—4 Gran wässerigem Myrrhen-, „einem halben Gran Fingerhut-" und eben so viel Bilsen-Extract mit einem halben Scrupel Milchzucker alle 3 Stunden empfiehlt sich besonders, um den lästigen Husten zu besänftigen, ohne den Auswurf zu unterdrücken; bey der Schleimlungensucht nicht nur wirksam, sondern selbst curativ. Der Wasserfenchel alle 2 Stunden zu 5—10 Gran mit Rosenzucker ist in eben derselben sehr heilsam. Das Eisenhutextract wird (49) von 2—8 Gran alle zwey, und (50) von 6—10 Gran mit 1 Gran Bilsenextract alle 4 Stunden, und gegen die *arthritis venerea* (51) zu 2 Gran mit ½ Gran Calomel alle 2 Stunden vorgeschrieben. Das Taxusextract (53, in Verbindung mit anderen Mitteln 78, 79) scheine ganz specifisch zu wirken, wo es nur noch am letzten Reize fehlt, die Menstruation hervorzurufen. Empfehlung der sibirischen Gichtrose (55, 59); des Kropfpulvers (62) aus Zinkblumen, Eyerschalen und Scharlachtuche, nach eigener Erfahrung. Obgleich der Vf. die Arseniktinctur (146) allen übrigen Bereitungen vorzieht: so kann er doch die sichere Anwendung der Pillen (97) ebenfalls empfehlen. *Essentia Balsami canadensis roborans* (136) und *Tinctura B. c. mundificans* (141) werden als sehr wirksame Mittel gegen den Nachtripper, ersteres, wo bloss Schwäche, letzteres (eine swietensche sehr verstärkte Mixtur), wo noch syphilitisches Gift vorhanden ist, empfehlen.

Am Schlusse noch eine *Tabula nominum mutatorum,* und das in den Apotheken eingeführte Gewicht und Mass, sowohl das bisher gebräuchliche als das neue französische. Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

RÖMISCHE LITERATUR.

Rostock, b. Adler, und Leipzig, in Commiss. bey Gerh. Fleischer: *Albii Tibulli Elegiae tres.* Diversitatem lectionis Vossianae suasque animadversiones adjecit *Imm. G. Huschke.* 1814. IV u. 71 S. kl. 4. (16 Gr.)

Eine Ausgabe des ganzen Tibullus, mit Hn. *Huschke's* glücklichem kritischem Takt, mit seiner reichen und mannichfaltig gewandten Belesenheit ausgestattet, hat lange zu unseren philologischen Lieblingshoffnungen gehört. Was neuerdings durch *Görenz* und *Eichstädt*, durch *Wunderlich* und unseren ehrwürdigen *Voss* Schätzbares und Vortreffliches für den so anmuthigen, als beziehungsreichen Dichter geschehen ist, konnte die Lebhaftigkeit dieses Wunsches nicht mindern. Denn war man auch über manchen allgemeinen Standpunct in der Kritik des Tibullus sich näher und näher gekommen: so hatte die Behandlung einzelner Theile wieder so viele abweichende Ansichten zur Sprache gebracht, dass ein ruhiges, leidenschaftloses Zusammenstellen der verschiedenen Elemente erst recht Bedürfniss wurde. Je vollkommener das von Hn. *H.* zu erwarten war: desto angenehmer wurden wir nach langem Harren durch die Erscheinung dieser drey Elegieen überrascht, der ersten, dritten und siebenten des ersten Buches. Zwar zeigte sich bald, dass nicht alle unsere Hoffnungen erfüllt worden, dass wir nicht sowohl eine eigene, folgerechte Anordnung des Textes, als vielmehr eine Art von Streitschrift gegen *Voss* erhalten sollten: indess auch so müssen wir dankbar seyn, die zuweilen unliebliche Form von ihrem reichen Inhalte sondern, und uns der einzelnen trefflichen, zum Theil mit verschwenderischer Gelehrsamkeit durchgeführten Bemerkungen wahrhaft erfreuen. Man sieht es dem Ganzen an, dass der Herausgeber hier zur Schau gestellt hat, nicht was er hatte, sondern was er gerade wollte, und so hätte man ihm gern die kleinen eingeschalteten Bemerkungen von *Santen* gegen eigene erlassen, da diese ohnehin schon alle in *Retzers Balbus* und der *Biblioth. critic.* gedruckt zu lesen stehen. Jetzt sind sie höchstens Vehikel, daran zu knüpfen, was sich nicht recht an den Dichter selbst anfügen lassen wollte. Denn allerdings, einen durchgreifenden, zusammenhängenden Plan, ein fest bestimmtes, unverrücktes Ziel hat uns die übrige Trefflichkeit der Arbeit nicht entdecken lassen: ja, man könnte über Manches irre werden, wenn man so wohlfeile Kriterien der Behandlung des Textes, wie: *non hoc adhuc offensionis aliquid apud alios habuit* (3, 54), oder: *ut adhuc omnes dederunt editores* (5, 57), oder gar: *adhuc satis placet scriptura vulgata* (5, 91), allzu ernstlich nehmen wollte. Denn wer kann sich wohl bey der *scriptura vulgaris* des Tibullus etwas Bestimmtes denken!

Wir nehmen also lieber das Einzelne einzeln, wie es sich giebt, und haben dann zunächst mit reiner Anerkennung des Herausgebers seltenes Talent für Dichtererklärung hervorzuheben. Ein grosser Theil der behandelten Stellen ist anjetzt, wenn auch nicht zum ersten Mal erhellt, doch in ein so sicheres und klares Licht gestellt, dass alle ferneren Zweifel abgethan seyn dürften. Ausser der geschickten Abwehr *scaligerscher* und *heynescher* Umstellungen und erträumter Lücken, wie 1, 7. 34. 57, rechnen wir folgende Stellen hieher: 1, 5, *traducat*, erklärt aus *Terent. Phorm. prol.* 1. — 1, 6, *assiduo* für *exiguo* gegen *Heyne*, *Eichstädt*, *Wunderlich* und *Voss* so glücklich und geistreich vertheidigt, dass der Streit über die Lesart hier wohl als geschlichtet angesehen werden kann: doch wollen wir auf *Leonid. Tar.* 55 aufmerksam machen, welche Stelle mehr als irgend eine für die andere Lesart sprechen würde, vgl. *Martial.* 10, 96, 7. Dagegen stimmt wieder aufs Genaueste mit unserem *assiduo* eine Grabschrift der Anthol. Lat. T. 2, p. 23 zusammen: *Tunc meus assidue luxit amice focus*, welche Hr. *Huschke* nicht hätte übersehen sollen. — 1, 11, *stipes desertus*, nach *Voss* für ἔρημος genommen. — 1, 20, über *munera ferre*, φέρειν und φέρεσθαι. — 1, 27, *ortus Canis.* Die heisseste Zeit der Hundstage: hinzuzufügen ist *Theognis* 1040. *Bekker.* ἄφρονες ἄνθρωποι καὶ νήπιοι, οἵτινες οἶνον μὴ πίνουσ' ἄστρου καὶ κυνὸς ἀρχομένου. — 1, 51, über seltenere Umstellungen der Copula. — 1, 62, Vertheidigung des dichterischen Überflusses in *moesti fletus.* — 3, 4, über die Hände des Todes und die χεῖρας λοιμοῖο. — 3, 47, *acies* aus *Empedokles* vertheidigt gegen *Brouckhuys.* — 3, 69 — 72. Zwey Disticha, die *Mitscherlich* tilgen wollte, gerettet. — 3, 83 fg. Beweis, dass der Stoff zu dieser schönen Stelle aus *Menandros Heautontimorumenos* genommen sey. — 3, 91, Unbeschuhung als Zeichen der Eile. — 7, 1, Vertheidigung des ganzen Eingangs nach der Lesart der Handschriften gegen *Heyne* und *Voss*, eben so scharfsinnig als gelehrt. — 7, 25, *terra postulat imbres* aus Bildwerken und Dichterstellen zur reinsten Anschaulichkeit gebracht. — 7, 53, *sic venias hodierne*, sowohl für den Gebrauch des Adj. in adverbialer Bedeutung, als für den des Vocat. statt Nominat. viel Gutes und Neues.

Wenn wir dagegen in mancher Wahl der Lesart, in mancher Auslegung dem Herausgeber nicht beystimmen können: so ist das bey einem durch die zarteste Haltung des Ausdrucks sehr vieldeutigen Dichter schon an sich natürlich. Freylich scheint aber auch hie und da ein leidenschaftlicher Geist des Widerspruches über die Schranken der Wahrheit, ja über die nüchterne Prüfung des zu Widerlegenden hinausgeführt zu haben. So ist alles zu 1, 2, und späterhin in gleicher Absicht zu 1, 70 Gesagte nicht im Stande, die von *Voss* vorgezogene Lesart: *jugera magna soli*, auszudrängen, deren gewählterer Ausdruck schwer zu verkennen ist: gleichviel ob man mit *Voss* sprachgemäss den Begriff des vielausgedehnten in *magnus* annehmen, oder — was Rec. vorzieht, — wie *magnae legiones* für grosse Heerschaaren, *magna millia* für grosse Anzahl, so auch *magna jugera* — (die freylich dem Landmesser so wenig gross oder klein heissen können, als dem Strategen eine Legion, oder dem Rechner ein Tausend) — als allgemeinen Ausdruck für grosse, nach Jugern zu vermessende Flächen Landes nehmen will: diese gar nicht wegzustreitende dichterische Veredlung der Ausdrücke müsste hier selbst ohne das Übergewicht der Handschriften für *jugera magna* entscheiden, wenn je die gewähltere Form der Darstellung der ganz alltäglichen und gemeinen vorzuziehen ist. — 1, 9 wird durch die Prosopopöie der Hoffnung dem Tibullus eine Genügsamkeit angemuthet, die doch zu gross ist: denn was können die Worte: *spes frugum semper acervos praebeat*, ohne Gewaltthätigkeit anderes heissen, als: er wolle zufrieden seyn, wenn er nur immer auf grosse Fruchtvorräthe *hoffen* dürfe! Hier ist nicht von der Göttin *Spes* die Rede, — seiner Gottesfurcht wollte er Segen und Gedeihen verdanken, — sondern *spes* nichts anderes als der Gegenstand froher Hoffnung, hoffnungsvolle Saaten und Weinpflanzungen, die seine Erwartungen nicht täuschen, sondern ihm Getreide und Most die Fülle bringen sollen, so wie sein frommer Sinn es verdiene: ein gar nicht seltener, und doch auch sonst noch, z. B. bey *Persius* 2, 35, bisher verkannter Sprachgebrauch, vgl. *Burmann* zu *Propert.* 2, 1, 83. p. 217. Dadurch fällt des Herausg. gezwungene Auslegung: *destituat* für *destituerit*, von selbst. — 1, 70. Alle Beyspiele, aus denen hervorgehen soll, *mors adoperta caput* deute hier die *improvisa vis leti* an, sind ohne Beweiskraft, weil in keiner der wesentliche Zug *der Hauptverhüllung* vorkommt. Es wäre ja ein rechtes Straussenstück, wenn der Tod bloss seinen Kopf wegsteckte, wenn er nicht gesehen seyn wollte. Wo bey Bildern von Tod und Sterben auch des Hauptverhüllens gedacht wird, da konnte dem Römer nichts anderes einfallen, als das hergebrachte Symbol der Trauer: eine so verhüllte Gestalt war ein Bild des tiefsten Schmerzes, und darum konnte der Dichter, wo er ein höchst trübes Bild geben wollte, den Tod selbst so darstellen, wie Andere ihm nach ähnlicher Übertragung der Begriffe Leichenblässe zutheilen: edel und erhaben ist es, ihm das Nachtgrauen zum Schleyer zu geben. Ohnehin wird an unserer Stelle der Gedanke des schnellen Annahens schon durch das lebendig wiederholte *jam* genugsam ausgedrückt. — 3, 17. Obgleich Rec. in der Wahl der Lesart: *Saturni aut sacram me tenuisse diem*, mit dem Herausg. einig ist: so ist er es doch keinesweges mit dem Grunde, der *Vossens: Saturnive s. me timuisse d.* widerlegen soll, Tibullus werde durch die Lesart *timuisse* zum Juden gemacht. Als ob es nicht auch Furcht vor angedrohten Götterstrafen war, wodurch er sich halten liess, den Sabbath durch keine Abreise zu entweihen! Uns scheint die unvermeidliche, grosse Zweydeutigkeit des Pentameters, die durch die plötzliche Veränderung der Construction entsteht — Jeder wird, durch die vorhergehenden Worte verführt, *sacram diem* zum Subject haben wollen — der einzige, aber ein bedeutender Grund gegen die *vossische* Lesart. — 3, 38 mag es wohl grosse Eile gewesen seyn, was den Herausg. in die *vossischen* Anmerkk. hineinlesen liess, die Partikel *ve* bedeute dasselbe, was *atque adeo*, und die Ernsthaftigkeit streift ans Komische, wenn es darauf heisst: *quae vis huic particulae non inest.* Schade, dass der Herausgeber den Mann nicht einmal zu verstehen suchte, den er widerlegen wollte: dann hätte sein gesundes Urtheil ihn gewiss die Schönheit der Lesart *praebuerative* anerkennen lassen, und ihn von dem Zwang der *scriptura vulgaris* befreyt. — 3, 50 begreifen wir nicht, wie die Wörter: *repente viae*, verbunden, und nun gar noch durch Theokrits ἔαρ ἐξαπίνας, ja durch das alte ὡς ὁπότ' ἀσπάσιον ἔαρ ἤλυθε βουσὶν ἄλεξιν erläutert werden konnten. Bey Tibull und Theokrit ist das Verbum substantivum zu ergänzen (ἔαρ ἐξαπίνας γενόμενον, *viae repente factae sunt*), welches eben so oft ausfällt, als es mit dem Adverbium verbunden wird. S. *Musgrave* zu *Eurip. Orest.* 74, *Erfurdt* zu *Soph. Antig.* 633 *ed. min.*, *Schäfer* zu *Dionys. Hal. de compos. verb.* p. 77. — In das andere vorgebliche Beyspiel müsste das Adverbium erst hineingedeutelt werden: wir sehen nur ein gesundes Adjectivum wie *Bions* εἶαρ ἐμοὶ τριπόθατον παρείη. — 3, 54 konnte die alte Lesart *fac* wohl durch den Grund nicht gegen *Vossens* Einwendung gehalten werden, dass noch sonst Niemand Anstoss genommen habe. Rec. glaubt allerdings, dass der Dichter den Gott anrufe, dafür Sorge zu tragen, dass sein Grab durch Stein und Inschrift geziert werde, weil ja alle die, denen das eigentlich oblag, Mutter, Schwester und Freunde, fern waren. So erfleht er billig vom Zeus, was er in seiner Lage von Niemand sonst erbitten konnte. — 7, 36 sollen die *inculti* nicht *rudes vel indocti* seyn, wie *Voss* unwidersprechlich wahr erkannte und entwickelte, sondern mit *Gebhard* (der Herausg. nennt *Heyne*, Er, der es anmerkt, wenn *Voss* einmal die Namen Scaligers und Guyets zu verwechseln *scheint*. 7, 7): *squalidi musto. Quae enim cogitari potest in calcandis uvis pedum cultura vel doctrina?* setzt er naiv hinzu. Wem Ein Fuss wie der andere, und Ein Treten wie das andere ist, dem kann man freylich so etwas nicht beantworten, ohne noch naiver zu werden. Auch genügt es hier, *Vossens* Anmerkung *aufmerksam* durchzulesen. — 7, 40. Auf die

etwas schwierigen Worte: *Bacchus agricolae pectora tristitiae dissoluenda dedit*, sucht der Herausg. einen neuerdings vielfach, von *Heinr. Voss* (Jen. A. L. Zeit. 1804. No. 256. S. 175. und 1810. No. 40. S. 313) am genauesten und einsichtsvollsten behandelten Sprachgebrauch anzuwenden: wie höchst unglücklich, das konnten ihm die von ihm selbst gewählten Beyspiele am besten zeigen: Soph. Aj. 705. ἔλυσεν ἄχος Ἄρης sc. λελυμένος. Soph. Aj. 673. ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε πόντον sc. κεκοιμισμένον ἄημα. Val. Flacc. 1, 454. *collectas solvit jam fibula vestes sc. soluta*. Nur wo aus dem scheinbar das Entgegengesetzte sagenden Zeitwort ein solches Participium gezogen, und mit dem Subject verbunden werden kann, gilt dieser Idiotismus: denn das *cessando* kann nicht so willkührlich hineingetragen werden. Da schon *Brouckhuys* den Genitiv *tristitiae* völlig richtig erklärt hat: so braucht man nur das Partic. *dissolvenda* in der potentialen Bedeutung von *dissolubilis* zu fassen, und es bleibt keine Schwierigkeit übrig. So *Propert.* 4, 1, 50 *rura pianda Remo*, statt: *Remo* oder *a Remi sanguine piabilia*, so dass es beide griech. Adjectiva verbalia in Einer Form vereinigt. Auch in unserer Sprache (z. B. *er ist zu heilen, er ist zu besiegen* u. s. w.) befasst ja Ein Ausdruck beide Begriffe, das Müssen und das Können.

Dürfen wir über einzelnen Ausstellungen dieser Art den ausgezeichneten Werth der *huschke*schen Erklärungen und Textesrettungen im Ganzen nicht verkennen: so bedauern wir nur, nicht dasselbe von den eigenen Verbesserungen rühmen zu können, mit denen er hie und da nachzuhelfen sucht. Sie sind alle gänzlich misslungen. Die erste, 1, 3 *deterat* für *terreat*, nimmt der Herausg. selbst wieder zurück: auch nicht einmal neu ist der Gedanke, da schon *Lenz* zu den röm. Eleg. und Lyr. S. 301 das nicht schlechtere *conterat* hinwarf, das auch, nach eines gelehrten Freundes Versicherung, einige alte Ausgaben haben sollen. Überhaupt findet Rec. die Stelle nicht so verzweifelt, als sie ihren vielen Verbesserern erschienen seyn muss. Wer das Kriegsleben wie Tibullus kannte, wer Augenzeuge war, wie mit grösserer Nähe des Feindes alle kriegerische Thätigkeit, Wagsamkeit, Dienststrenge wuchs, und diese ahndungsvollen Massregeln selbst ein festes Herz wohl für Augenblicke mächtiger ergriffen: der konnte, wo es ihm darauf ankam, sich so verzagt und unkriegerisch wie möglich zu schildern, sich mit der lebendigsten Wahrheit der Worte *assiduo labore terreri* bedienen, weil *vicino hoste* daneben steht, und in solcher Nähe jeder *labor bellicus* einem solchen Gemüth schreckhaft seyn musste. — 1, 25 wieder eine berüchtigte Stelle: *Voss* giebt mit Guyet: *jam modo, jam possum contentus vivere parvo*, weil das alte *jam modo non* — wie auch Hr. *H.* sehr einsichtsvoll aus einander legt — ganz ohne Sinn ist. Wenn unser Herausg. ferner die Verbindung von *jam modo* für unzulässig hält: so wagen wir auch darin nicht zu widersprechen, weil wir kein ganz analoges Beyspiel kennen, und gerade hier nur ein Beyspiel entscheiden kann. Hätte er sich nur nicht durch einen bekannten, hier abermals des weiteren besprochenen Gegensatz zu der unglücklichen Hariolation: *Jam volo, nam possum*, — verleiten lassen. Wahrlich man möchte ihm seine eigenen Worte: *nihil vidi magis! nihil dicam amplius!* (zu 1,49) zurückgeben, wenn bey solchen Frage- und Ausrufungs-Krücken etwas Besseres herauskäme, als eine leere Zunft- und Amts-Miene. Gerade umgekehrt: *jam possum, nam volo*, käme ein passender Sinn ans Licht, weil es bloss am *velle* lag, und das *non posse* bisher davon abgehangen hatte. Es ist also hier dem gelehrten Mann entweder die drolligste Umkehrung der Begriffe entfahren, oder er muss sich damit herausklemmen, dass er *velle* zu *nam possum* wiederholt, welches denn doch wenigstens etwas einem Sinne von fern Ähnliches giebt. Was er wollte, wäre durch die nicht keckere Änderung: *jam volo, jam possum* — leicht und gut erreicht. Leichter aber und natürlicher dünkt es uns, die *vossi*sche Lesart: *jam, modo jam*, mit blosser Umstellung des Unterscheidungszeichens beyzubehalten: *modo* vor allen Zeitpartikeln ist bekannt genug, und die steigende Lebhaftigkeit des Ausdrucks empfiehlt diese Schreibung auch dem Gefühl nicht wenig. Ein Freund des Rec. wollte mit Cyllenius: *jam, modo non, possum* — d. h. *jam possum cont. v. p., quod paullo ante nondum poteram.* — oder: *Jam modulo possum cont. v. parvo.* — 3, 25 wird *Dörings* Änderung: *et, memini, puro secubuisse toro*, statt: *Te, memini, et p.*, angerühmt. Da die Construction diese ist: *quid prodest mihi, te pure lavari et puro toro secubuisse?* so begreifen wir des Herausg. eiligen Zusatz nicht: *pronomen Te commode omitti potuit ut mox v. 27.* Wenn *hier* das Pronomen fehlt: so ist ganz natürlich Tibullus der Badende und allein Schlafende. Darum, um heraus zu heben, was Delia seinetwegen that, konnte das Pronomen nicht schöner als in der Hebung des neuen Verses stehen. Auch sieht man nicht, was gegen die Stellung von *memini* Gegründetes zu sagen ist. Da er sowohl des *lavari*, als des *secubuisse* gedenkt: so konnte es nicht schicklicher eingeschaltet werden, als zwischen beiden Wörtern. Dass ein lüsterner Seitenblick gewonnen wird, wenn wir mit *Döring* und *Huschke* den Dichter bloss des einsamen Lagers gedenken lassen, ist merklich, aber ein schlechter und unkritischer Änderungsgrund. Immer noch besser wäre das in den *Act. Rhenotraj.* T. 3. S. 146 vorgeschlagene, von den Herausgebern aus der Acht gelassene: *pureque lavari te mane*, vergl. *Casaub.* zu *Pers.* 2, 16. *Heind.* zu *Hor. Sat.* 2, 3, 290. — 7, 14 liest *Voss* aus guten Gründen: *Caeruleus placidae per vada serpis aquae*; der Herausg. um es noch besser zu machen, will: *caeruleae placidus* —, weil Jedermann einsehe, dass *caeruleus* richtiger von See oder Meer gesagt werde, als vom *Cydnus*, der ja seinen Namen von seiner *aqua candida* empfangen haben solle. Dass auch die Flüsse *caerulei* heissen, lehrt eben unsere Elegie, V. 12, und dass diess Beywort gerade nur von hellem, reinem Wasser gelte, *Voss* zur gegenwärtigen Stelle. Da aber der Cydnus hier dargestellt wird, als die seichten Lagunen von Tarsus durchschleichend: so passt

diefs Beywort einzig auf den klaren Flufs, nicht auf die flachen, stehenden Sumpfgewässer. — 7, 16 wird zwar die von *Vofs* wieder geltend gemachte Lesart der Handschriften *alat* mit stummem Dank angenommen, auch sein Bedenken wegen des: *aetherio contingens vertice nubes*, trifftig erkannt, und mit Recht die andere Lesart: *aerio*, hervorgezogen: hinterdrein aber, aus der Bemerkung, Tibullus schreibe keine Naturgeschichte, sondern erwähne nur besonders merkwürdige Gegenstände der Erde, Flüsse, Städte, Berge, die sonderbare Folgerung gezogen, für *contingens* sey *contingat*, für *alat* aber *alens* zu lesen. Dem Kritiker an der Warnow konnten die wolkenhohen Berge solche Wunder der Erde dünken; nicht also dem Dichter, der auf den sieben Hügeln, im Angesicht des Apenninus, aufwuchs. Der bestaunte, was auch *Strabo* an der viel citirten Stelle vor allem am Taurus bemerkt, dafs er noch in grofser Höhe oliven- und weinreiche Gegenden habe, zwischen denen ein wildes Volk von Bergcilikern hause. Diese sind Tibulls *intonsi Cilices*, wie die in der Ebene, am Meere, nicht heifsen konnten; auch ernährte nur die ersteren der Taurus: das Participium *contingens* geht so nicht auf die höchste Höhe des Berges, die allerdings dann der Rede nicht werth wäre, sondern auf die Grenzen der fruchtbaren Region (*in welcher Höhe, mit seinem Rücken schon an die Wolken reichend, der kalte Taurus noch wilde Bergciliker nährt* —), und so wird auch die Nothwendigkeit des *vossischen conscindens* wegfallen. — 7, 49. Sehr dankenswerth ist die musterhafte Vertheidigung von *centum*, als heiliger Zahl, gegen *Vofs*; deste unerfreulicher die Umstellung: *Genium ludis centumque choreis*, statt: *centum ludis geniumque choreis concelebra*. Schon die gewähltere, ganz tibullische Stellung des *que*, über die wir Hn. *H.* an sich selbst 1, 51 verweisen können, wehrt eine solche Änderung ab, und wenn Jemand wohl hundert Chöre, nicht aber hundert Festspiele, ertragen kann: so steht es ihm frey, *ludis et choreis* von *ludis chorearum* zu verstehen: *ludere*, wie παίζειν, von Chortänzen findet sich oft. *Graev. lectt. Hesiod.* cap. 21, zu *Scut. Herc.* 276. *Interpp. Hor. Carm.* 2, 12, 18. 19.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir eben so die gelegentlichen, zum Theil weit gelungeneren Verbesserungen zu anderen Schriftstellern prüfen wollten; Vieles hält indefs auch unter diesen nicht Farbe. In der Chorstelle aus *Soph. Oed. Col.* 1568 sqq. zu 3, 71 rächt sich Vernachlässigung des Metrum: die Stelle aus der Rede *Post red. in Sen.* 28 zu 7, 7 beweiset blofs, dafs ihr Vf. ein ärger Stümper war; die Auslegung von *Soph. Aj.* 673 zu 7, 40 haben *Heinr. Vofs*, *Bothe*, *Schäfer* und *Erfurdt* längst ins Reine gebracht u. s. w.

Von allgemeineren Sprachbemerkungen sind einige sehr schätzbar und ausführlich: über die griech. Endung einzelner Eigennamen 1, 36. 3, 27; über *Sm* und *Zm* zu Anfang der Wörter, wobey indefs *Hermann de emend. Gr. gramm.* S. 55 nicht zu übersehen gewesen wäre, 1, 51; über die Structur: *Messalla, ibitis*, 3, 1, über Stellen, wo die Auswerfung des Pronomens zuläffig ist, 3, 27; über εὕδειν von jedem ruhigen Zustand 1, 48, wo jedoch abermals der noch immer übersehene älteste Fall dieser Art, βρίζειν, *Iliad.* 4, 223 vgl. *Apollon. Lex. v.* und die *Nevel. Schol.*, unberücksichtigt gelassen ist. Die Untersuchung über *tum* und *tunc* zu 1, 21 gegen *Vofs* führt zu keinem positiven Resultat: es wäre wenigstens auf *Görenz* zu verweisen gewesen.

Eine hervorstechende Seite aller *Hufschke*schen Schriften ist ein oft beneidenswerther Reichthum an Beweisstellen, das Ergebnifs ausgebreiteter und geordneter Belesenheit. Auf diesem einfachen und sicheren Wege ist auch dem Tibullus mehrere Mal glücklich Sinn und Schreibung festgestellt: so ist 1, 55 das angefochtene: *me retinent vinctum vincla*, wo auch *Wakef.* zum *Lucret.* 1, 33 *victum* vorschlug, durch das homerische δῆσαν ἐνὶ δεσμῷ allen ferneren Zweifeln entnommen; 1, 64 aus Tibull selbst 2, 4, 7 vortrefflich erläutert: noch mehrere, ganz entsprechende Beyspiele wären bey *Santen* zum *Propert.* 4, 11, 4 zu finden gewesen. 3, 75 die Lesart *porrectus* aus homerischen und anderen Parallelen begründet u. s. w.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Tübingen*, b. Osiander: *Kurzer Unterricht über Kuh- oder Schutzpocken-Impfung* in Frag und Antwort abgefafst von *D. C. Rüdiger*, Dr. der Wundarzneykunst und Geburtshelfer zu Tübingen. 1815. VI und 38 S. (nebst zwey Tabellen.) 8. (3 Gr.)

Für Impfärzte, welche nicht hinreichende Kenntnisse vom Impfungsgeschäfte besitzen, oder denen das Impfen wegen gänzlicher Unwissenheit in diesem Fache verboten ist, reicht ein schriftlicher Unterricht, wie er hier, obwohl richtig und zweckmäfsig, gegeben wird, nicht hin. Dazu ist durchaus Autopsie und mündliche Hinweisung auf diejenigen Erscheinungen, welche dabey besonders ins Auge gefafst werden müssen, erfoderlich. Inzwischen kann die Schrift als Hülfsmittel und zur Recapitulation dabey wohl gebraucht werden. Was ihre Form in Frag und Antwort betrifft: so scheint sie dadurch an Deutlichkeit eben nicht gewonnen zu haben. Die beygefügten Tabellen finden wir zweckmäfsig; nur die zweyte für beschäftigte Ärzte etwas zu ausführlich. Es wäre zu wünschen, die Regierungen fingen endlich einmal an, das Geschäft der Vaccination mit Ernst zu betreiben, um jene Landplage, die Menschenpocken, ganz zu entfernen. Dann würden auch dergleichen Anweisungen bald überflüssig werden.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815

RÖMISCHE LITERATUR.

Rostock, b. Adler, und Leipzig, in Commiss. bey Gerh. Fleischer: *Albii Tibulli Elegiae tres.* Diversitatem lectionis Vossianae suasque animadversiones adjecit *Imman. G. Huschke* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dabey ist es auffallend, wie gerade dieser Stellenreichthum wieder zu manchem Missbrauch geführt hat. So gänzlich nichts sagende Zusammenstellungen, wie bey 1, 11. *Mosch.* 3, 21 oder bey 3, 44. *Iliad.* 21, 415, sind ziemlich unschädlich. Schädlicher werden kann unzeitige Anwendung der doch fast ausser Umlauf gekommenen Formeln: *locum Tibulli imitatus est etc., Tibullus ob oculos habuisse videtur etc., ducta esse videntur ex etc., imitando expressisse videtur etc.* Es wäre zu wünschen gewesen, dass Hr. *H.* sich bey 1, 19. 3, 3. 49. 7, 40 und sonst dieser Redensarten enthalten hätte. Verderblich aber muss alles Citiren werden, wenn man sich mit oberflächlichen Ähnlichkeiten begnügt, und bewiesen zu haben vorgiebt, was auf diese Weise nicht zu erhärten war. Diesen Vorwurf müssen wir dem gelehrten Herausg. oft machen: hier nur einige Beyspiele zur Rechtfertigung dieser Behauptung. 1, 4. Die Ausdrücke: *κρέκειν αὐλόν, tibia flata, chelys plectro pulsanda* (hier ist ein ganz einfaches Zeugma), haben mit *classica pulsa* nichts gemein, weil *classica* keine musikalischen Instrumente sind: das Richtige hat *Voss.* — 1, 28 hatte *Voss* mit Anderen die Conj.: *ad rivum praetereuntis aquae*, der ächten Schreibung: *rivos*, vorgezogen: unstreitig, weil das Ruhen an mehreren Bächen die behagliche Ruhe des Bildes zerstören würde. Hr. *H.* führt dagegen an: *Lucret.* 2, 29 *propter aquae rivum, sub ramis arboris altae*; welches ja geradezu für die *vossische* Lesart spricht. Hier war zu beweisen, denn auch wir stimmen für die alte Schreibung, dass der Plural *rivi* in der Bedeutung der einfachen Zahl genommen werden könne, und so findet er sich allerdings: *Virg. Aen.* 11, 668 *sanguinis evomens rivos cadit; Juvenal.* 6, 430 *marmoribus rivi properant*, und in genauester Übereinstimmung mit unserer Stelle, in der Anrede an den Quell Bandusia, *Horat. carm.* 3, 13, 7 *gelidos tibi* (*o fons!*) *rubro sanguine rivos inficiet.* Es bezeichnet der Plur. in allen diesen Stellen das schnelle Hinströmen der Flüssigkeit, das in jedem Augenblick einen erneuten Bach bildet, und so ist er natürlich und anschaulich wahr. — 1, 44. Da *Voss* sich durch die wirklich lästige Tautologie des Ausdrucks zu der Änderung: *referre toro*, bestimmen liess: so konnte nichts weniger gegen ihn sprechen, als die vom Herausg. angezogenen homerischen Beyspiele, die alle zwey ganz verschiedene Bilder geben, während beym Tibull Eins und dasselbe, nur mit veränderten Worten, zum wahren Überdruss wiederholt wird. Der *vossischen* Änderung scheint das im Wege zu stehen, dass der Dativ für *in* mit dem Accus., wie in dem bekannten: *it clamor coelo*, immer nur die Richtung nach etwas hin, nie das Erreichen des Zieles, ausdrückt. Wir glauben, dass mit geringer Änderung zu lesen ist: *satis est, requiescere lecto si libet, et solito membra referre toro.* Der Dichter wünscht nur, auf seinen Polstern ruhen zu können, *sobald es ihm gelüstet* (während der Krieger es erst dann durfte, wenn der Dienst es ihm gestattete), und dann sich auf ein *gewohntes, eigenes Lager* zu strecken (während jenem jede Nacht ein neues, unheimisches Quartier anwies): der Nachdruck liegt also dann auf *si libet* und auf *solito*. — 3, 7 soll der Gebrauch, die Urnen der Todten zu salben, sich schon bey *Aeschyl. Agam.* 1322 finden, wo auch keine Spur davon ist. Will man nicht Alles ganz eigentlich nehmen: so ist die Erklärung nirgends anders als in dem sprichwörtlichen Ausdruck: *μύρον λέγειν*, zu suchen. — 3, 9 soll die unsinnige Structur bey *Propert.* 2, 25, 25, *prius deposcit praemia, septima quam metam triverit ante rota*, durch das homerische: *πάρος οὐκ ἔσσεται, πρίν* — oder *πρὶν ἀποπαύσασθαι, πρίν γ' ἤ* — behauptet werden. Um das zu erreichen, muss Hr. *Huschke* ein Beyspiel von *ἢ πρίν* statt *πρὶν ἤ* bringen, und er soll Recht haben. — 3, 13 hat *Brouckhuys* das bedenkliche *deterrere* uns so befriedigend erklärt, dass wir die bestehende Lesart gleichfalls nicht verlassen mögen. Denn wenn auch die *vossische* Jedem leicht verständlich ist, es müsste sie denn Jemand nicht verstehen wollen: so ist doch die Trennung des *haud* von *frustra* wenigstens sehr hart. Wenn nun aber Hr. *Huschke* meint, sein Beyspiel aus *Appulej.* 4, 80, p. 290, *Oud.* sey hier ganz besonders am Ort: so irrt er: denn wie kann das *deterrere* wohl eigentlicher gebraucht werden, als wenn ein Mädchen durch die Androhung des Lebendigverbrennens vom Weinen abgebracht wird? — 3, 36 soll Tibulls: *tellus est patefacta in longas vias*, durch Pindars *ἀνοίγειν ναυσὶ θοαῖς ἁλὸς κέλευθον* erklärt werden. Wie ganz verfehlt diese Zusammenstellung ist, ergiebt sich aus *Schneiders* treffli-

cher Anmerk. zu *Xenoph. hist. Graec.* 1, 1, 2. Tibulls Stelle ist allerdings der *vossischen* Änderung bedürftig, so lange wir *viae* in dem Sinne von κέλευθος nehmen: es steht aber unstreitig hier, wie 1, 1, 26. 52. *Ovid. amor.* 2, 16, 16. 18. *Martial.* 9, 31, 4. für *itinera*, und dann fällt jeder Grund zu ändern weg. — 3, 58. Wie durch die schönen homerischen Worte: ἀλλά σ' ἐς Ἠλύσιον πέδιον καὶ πείρατα γαίης ἀθάνατοι πέμψουσιν, erwiesen werden soll, dass Tibull geschrieben habe: *Venus ducet in*, nicht *ad campos Elysios*, hätten wir gern ein wenig deutlicher dargelegt gesehen: so auf die blosse Versicherung hin kommt es uns eben so unwahrscheinlich vor, als dass Tibull diese homerische Stelle hier imitire.

Wir bemerken nur noch, dass 1, 74 *Vossens* Abweichung vom Vulgartext, *conseruisse* statt *inseruisse*, der Aufmerksamkeit des Herausg. entgangen ist: aber, obgleich auch jenes seine volle kritische Ebenbürtigkeit hat, ziehen wir doch die alte Lesart vor, und ergänzen aus dem Verse vorher: *Veneri rixas inseruisse juvat.* Belehrt uns doch eine ganze Elegie des *Propert.* 3, 8, und ein ganzes Hetärengespräch des *Lukian* 8, dass zu einer rechten Liebe Zank und Streit und Eifersucht gehöre: dass Tibullus gerade in Fehde mit seiner Delia war, als er die erste Elegie dichtete, zeigt V. 56, die unerbittliche Thür, die doch sonst ihm schon offen gestanden hatte, und V. 69 die Auffoderung zur Versöhnung: *jungamus amores.* Vermuthlich hatte der Dichter Miene gemacht, den Messala zu begleiten, und sich dadurch diese Strafe zugezogen, die er durch den ganzen Inhalt dieser Elegie wieder abzuwälzen sucht: dann sind von V. 57 an alle Beweggründe, die Wiedereröffnung der grausamen Thür zu bewirken, rührende, scherzende, und zuletzt auch Sturm drohende, mit der Meisterschaft gehäuft, die Tibullus überall bewährt, wo er ein nicht tief, aber lebhaft bewegtes Gemüth darstellen will.

Wir wünschen, dass Hr. *Huschke* — auch da, wo wir ihm eben so nachdrücklich widersprechen mussten, als er Anderen widerspricht, — die Aufmerksamkeit und die Achtung nicht verkennen möge, mit der wir seine Schrift mehr als Einmal gelesen haben, und dürfen gewiss in der Mehrzahl sprechen, wenn wir um eine recht baldige Fortsetzung seiner tibullischen Studien, aber um eine besonnene, partey- und leidenschaftlose, bitten.

F. P.

Giessen, b. Heyer: *Des Caius Valerius Catullus Brautlied auf die Vermählung des Manlius Torquatus und der Julia Aurunculeia.* Lateinisch und deutsch mit Anmerkungen von D. *Joh. Phil. Krebs.* 1813. VI und 82 S. 4. (20 Gr.)

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Übersetzung gab die Vermählungsfeyer des Erbprinzen von Nassau. „Ein Brautlied, sagt der Vf., nur auf einem Bogen dargebracht, schien mir allzu ephemer und kurzlebend zu seyn, wiewohl ich im Namen Anderer deren zwey sang. Eine Denkschrift wünschte ich dauernder in der Zeit und ausgedehnter in seiner Verbreitung." Dazu konnte allerdings weit eher das schöne, für ewige Zeit lebende Gedicht des römischen Dichters dienen, und werth war es einer neuen Verdeutschung, da Ramler noch Manches zu wünschen übrig liess, und Rosenfelds jugendlicher Versuch nicht mehr in Erwähnung kommen darf. Den lateinischen Text fügte Hr. *K.* zur Seite bey, und begleitete das Ganze mit Anmerkungen. Wir sprechen von Jedem besonders.

In der Übersetzung hat der Vf. seinen Vorgänger so benutzt, dass er die Stellen, welche Ramlern gelungen schienen, geradehin unverändert entlehnte, im Übrigen besserte oder sich aufs Neue selbst versuchte. Es lässt sich aber der Fleiss und die Liebe, mit welcher der Vf. seine Arbeit unternahm, nicht verkennen, und man wird bald gewahr, wie reiflich der Vf. erwogen, worauf es bey einem Gedichte ankommt, welches in seinem frischen Leben und seiner wundersamen Lieblichkeit, wo sich Würde bey leichtfertiger Lustigkeit verschwistert findet, schwerer copirt als verstanden, und wieder schwerer verstanden als nachgefühlt wird. Nicht gering sind die Schwierigkeiten, die hier bezwungen seyn wollen. Mit gravitätischer Kunst reicht man nicht aus; und nimmt man das Leichtfertige schwer und ernst, oder raubt man dem Ganzen die sichere Haltung, indem man durch den Wechsel des Ausdrucks die über die einzelnen Parthieen verbreitete Ruhe aufhebt: so geht das Hauptsächliche verloren, und nur wenig betrüge es, wenn dann hie und da ein Vers treu oder richtig übergetragen wäre. In mehrfacher Hinsicht bleibt diese Übersetzung auf immer schätzbar, aber dennoch nur im Einzelnen; das Ganze hat in der Form der Übertragung an Milde und Zartheit verloren, und die Natürlichkeit des Ausdrucks streift bald an das Matte, bald an das Harte. Vergleicht man zum Beyspiel die eine Strophe V. 96:

Tritt hervor, o Verlobte, wenn
Dir's nun endlich beliebt, vernimm
Was wir singen! O schaue, die
Fakkeln schütteln ihr goldnes Haar!
Tritt hervor, o Verlobte.

und V. 61:

Nichts gewinnen kann ohne dich
Göttin Venus, was guter Ruf
Löblich heisset. Geliebt es dir,
Kann sie's.

mit dem Original: so wird man für Beides ein Beyspiel gefunden haben. Die Ausdrücke: *schändliche Lebensart* V. 103, *das graue Uralterthum* V. 161, *harren mit ganzer Brust* V. 173 und Ähnliches, sind Missgriffe und unpoetisch. Einigemal verfiel der Vf. ins Tändelnde, und entfernte sich dadurch um so weiter von dem Vorbilde, als in diesem nirgends das Weiche und Liebliche kraftlos erscheint, oder ins Spielende ausartet. V. 106 heisst es: *Hebe glücklich dein goldenes Füsschen über die Schwell' hinweg; tritt zur blinkenden Thür' hinein.* V. 188 *pflegt nun das Bräutchen aufs Hochzeitbett.* Die Diminutiva häuft überhaupt der Vf. ohne Noth und Erfolg. Was das Proso-

dische anlangt: so fanden wir mehrere auffallende Fehler, wie ehlichet V. 16, Sittsamkeit V. 81, Hochzeitbett V. 188 u. A., so wie mehrere übellautende Hiatus, wie V. 12 Singe Ehegesänge, V. 24 Spiele auf. Überhaupt hat der Vf. im Versbau kein Muster aufgestellt. Doch wir wenden uns zu den Anmerkungen, welche sich auf Text und Übersetzung beziehen.

Im Allgemeinen bemerken wir, dass eine gehaltvolle Kürze und eine strengere Auswahl des Bemerkenswerthen den Leser vor Ermüdung gesichert hätte. Der Vf. hat die Mühe nicht gescheut, die ziemlich dickleibigen Commentare insgesammt durchzulesen und das Bessere auszuziehen; mit ihnen aber hat er auch den allzu grossen Wortreichthum gemein. Er wollte „das Antiquarische des Liedes so vollständig, als möglich und zulässig war, aufklären, ohne auf die lateinischen Schriften der beiden Hotomanne, Brissons, Casalius u. A. zu verweisen.“ Neue Untersuchung würde auch hier auf Puncte geführt haben, wo noch von keinem Vorgänger hinlängliches Licht verbreitet worden ist. Die Einleitung spricht von den Hochzeitgesängen und deren Anwendung bey den Römern. Wie der Vf. die Behauptung, dass *kein grosser Dichter* der Alten jemals Hochzeitlieder verfasst habe, beweisen möchte, steht zu erwarten. Über Manlius Torquatus und Julia Aurunculeja haben wir nicht mehr bemerkt gefunden, als was sich bey den früheren Auslegern erwähnt findet. In den Anmerkungen selbst wird von Mancherley gesprochen, was oft keine oder nur eine entlegene Beziehung auf den Inhalt des Gedichts hat. Zu was auch soll die Aufzählung der Vögel von glücklicher und unglücklicher Vorbedeutung zu V. 20, oder die Geschichte von Paris zu V. 18 dienen? Ähnliches aber kommt häufig vor. Was wir sonst beym Lesen uns über einzelne Stellen angemerkt haben, ist Folgendes.

Ob *amaracus* (V. 7) unser Majoran sey, ist nicht ausgemacht, und mit Recht zweifelte noch der Rec. von *Sprengels Hist. rei herbar.* in der Allg. Lit. Zeit. 1808. No. 157 daran. Bey V. 10 fragt der Vf.: warum schmückt der Dichter mit den Soccus den Hochzeitgott, warum nicht mit den hohen Cothurnen? Eine sonderbare Frage, deren Antwort weit ausgeführt wird, und die man selbst nachlesen muss. V. 13 wird *voce tinnula* übersetzt *mit hellklingender Stimme*, was den Sinn nicht genau wiedergiebt. Die Anmerkung versteht das Schreyende, was bey dem Redner verächtlich wäre. Durch *tinnula vox* wird der Metallton der Stimme, der Silberton, bezeichnet. — V. 31. *Ac domum dominam voca conjugis cupidam novi.* Hiebey wird erinnert, dass *dominam* nur Bestimmungsaccusativ, als Apposition von dem ausgelassenen *eam*, sey, und der Sinn gefasst werden müsse: Rufe sie hier in das Haus als Gebieterin. Diess lässt die Sprache nicht zu; wohl aber ist *dominam* der Hauptaccusativ und nicht *eam* ausgelassen. Dieselbe Redeform, die man als Prolepsis bezeichnen kann, und die *Schäfer* zum *Gregor. Corinth.* gut erläutert hat, kömmt bey den römischen Dichtern gar häufig vor. — V. 36 wird *integrae virgines* durch *heilige Jungfraun* verdeutscht, wodurch ein fremdartiger moderner Begriff eingemischt wird. — In den 54 und 55 Verse *te timeas cupida novos captat aure maritos* hält der Vf. sich an die früheren Erklärer, und löst die von jenen kaum geahndeten Schwierigkeiten nicht. Diese liegen, was wir hier nur andeuten können, in der Doppelsinnigkeit des Wortes *hymenaeus.* — Im 69 behält der Vf. *stirpe jungier* bey, und erklärt auf gewöhnliche Weise: der Vater wird mit keinem Stamm verbunden. Die Lesart der Handschriften *vincier* muss vorgezogen werden, und empfiehlt sich theils durch Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, theils dadurch, dass der Gedanke wahrhaft poetisch wird. — V. 71. *Quae tuis careat sacris, non queat dare praesides terra finibus.* Hr. *K.* versteht unter *praesides* die *Proconsules* der Provinzen, und glaubt, der Dichter habe damit erreichen wollen, einmal den Antheil zu zeigen, den rechtlich erzeugte Bürger an allen Staatswürden hatten, und dann diese Grenzenbeschützer als tapfere Helden denken zu lassen. *Terra* sey das römische Reich, als Erdkreis bezeichnet; doch müsse mit Ramler *terrae* gelesen werden. Man wird leicht das Gesuchte dieser Erklärung erkennen, und die unpoetische Emendation von Ramler (welche schon *Barth ad Claudian. p.* 455 vorschlug) verwerfen. Der Dichter schreitet von dem persönlichen Ruhm fort zu den Namen der Familie, und dann zu der edlen Wirksamkeit im Staate, und betrachtet diess Alles im Allgemeinen ohne specielle Berücksichtigung, welche das Ganze nur matt werden lässt. *Quae* scheint dem Vf. zu weit entfernt von *terra*, und er versteht *domus.* Diese Härte überwiegt jene bey weitem. — V. 76. *Claustra pandite januae. Virgo adest. Viden' ut faces splendidas quatiunt comas?* Hier verzweifelt der Vf. an dem passenden Sinne, weil die Worte: *die Jungfrau ist da, sie erscheint*, offenbar der Wahrheit zuwiderlaufen, da sich die Jungfrau erst später sehen lasse, und die spätere Aufrufung: *tritt hervor du Verlobte, närrisch* wäre. Da ein Imperativ gefodert werde: so müsse gelesen werden: *virgo ades!* Hiebey hat der Vf. die lebendige Sprache des Dichters verkannt: denn dieser konnte, als er die Thüren zu öffnen gebot, richtig hinzusetzen: *die Jungfrau ist da, um einzutreten*, statt dass er sagen sollte: öffnet der genaheten Jungfrau die Thüre. Die Worte *prodeas, nova nupta* machen einen blossen Refrain aus. — Vers 81 *Tardat ingenuus pudor, quae tamen magis audiens flet.* Hier erklärt Hr. *K.* die gewöhnliche Lesart durch folgende Worte: „Und sie weint, da sie doch immer mehr und mehr unsere Auffoderungen und das Zureden Anderer hört, weil sie gehen muss.“ Nun soll also *quae* für *et ea*, *magis* für *magis magisque* stehen, und zu *audiens* hinzuverstanden werden *nos provocantes*; von denen allen wir nichts erweislich oder billigungswerth finden. Nicht unbedingt und überall kann *quae* für *et ea* gelten, hier aber ermangelt dieses auch aller Bedeutung, und stört die Construction. *Magis* wird einfach zureichen. Die Worte *nos provocantes* können nicht hinzugedacht werden, weil dazu in des Dichters Worten weder ein voraussetzender

Grund, noch ein Anhalt liegt. Denn noch vieles Andere liefse sich auf diese Weise unterschieben. Auf den unpassenden Stand des 81 Verses, und auf den Mangel des Zusammenhanges hat der Vf. weiter nicht Rücksicht genommen. Unsere Ansicht darzulegen, würde zu weit führen. — Im 96 Vers erwarteten wir eine neue, die Schwierigkeiten lösende Auskunft: allein der Vf. beruhigt sich, indem er nur in *jam* den Begriff der Ungeduld enthalten wissen will, womit man nicht weit kommt. — V. 131 übersetzt und erklärt der Vf. *iners concubinus* durch *träger Beyschläfer*: denn dieser habe bisher von seinem Herrn verzogen und verzärtelt seine Zeit in Unthätigkeit und Arbeitlosigkeit hingebracht. Ein sehr gesuchter und hier wenig bedeutender Sinn. Oder soll etwa das Nüssewerfen den Beyschläfer erst wieder in Thätigkeit setzen? *Iners* bezeichnet nicht blofs den, welcher seine Kunst und Geschäft nicht zu üben vermag, sondern auch den, der daran verhindert, und beschränkt wird in seiner Wirksamkeit. So *navita iners* bey Propertius, so hier der Liebhaber, der sich nun nicht mehr als Liebhaber zeigen kann, und bey dem Herrn nichts mehr gilt. — Bey V. 134 wird nicht einmal der trefflichen Emendation von *Schrader* (*Emend. p.* 10) Erwähnung gethan. — V. 136. Hier folgt der Vf. dem Wege, welchen *Muretus* einschlug. Dieser kann aber nicht aus dem verworrenen Gestrüppe herausführen, obgleich von dem scharfsinnigen Manne das Wahre geahndet und angedeutet worden ist. — Im 171 Vers wird der Vorschlag von Achilles Statius *intus* gebilligt, obgleich schon die Mattheit des Sinnes widerräth. Die Lesart der Handschriften *unus* muss durch richtige Erklärung gerettet werden. — Sonderbar heifst es zu V. 186: „So wäre mit dieser Strophe V. 181—185 die eigentliche Heimführung gänzlich zu Ende. Braut und Bräutigam lagerten sich nun zum nahen Festmahle auf ihrem Sopha. Dann denke man sich nur eine lange Pause nach Vers 185, in welcher das Festmahl gefeyert wird. Nach diesem ruft dann der Chor jenen alten Matronen zu, die Braut in den Thalamus zu führen." *Adeat* ist die richtige Lesart, und bestätigt durch Handschriften. — Bey V. 196 unterzog sich der Vf. einer Vertheidigung der Anordnung und Verbesserung Scaligers. Auf Gründe liefs sich der Scharfsinn Scaligers nicht weiter ein; Hr. *K.* erklärt die Gedankenfolge nur nach einer Umsetzung der Strophen für natürlich und einzig möglich. Wer aber, um nur eines einzigen Moments zu gedenken, wird nicht an der matten Folge *neque te Venus negligit*, — *bona te Venus juverit* anstofsen? Die Ordnung der Strophen, wie sie sich in den Handschriften findet, bedarf keiner Umstellung, sobald man nur den dramatischen Charakter des Gedichtes in Rücksicht bringt. Nach dem Aufruf des Chors naht der Bräutigam, und jener ruft ihm entgegen: Nicht lange hast du gezaudert. So mag dich Venus segnen, dein Eintritt sey beglückt, denn deine Liebe ist edel. Nun ist der Bräutigam da, und der Chor erblickt ihn vor dem Gemach, er kann aber ihm nicht weiter folgen. Da ruft er aus: Wahrlich schön bist du, und dich erfreut Venus mit ihren Gaben. Drum so eile hinein, und zaudre nicht. Drauf schliefst sich die Thüre und die Scene. Zusammenhängend folgt auf *Jam venis* in der folgenden Strophe *perge, ne remorare.* Im 196 Verse ist *at* nach Anleitung der Handschriften zu verbessern, und *tamen* zurückzurufen.

Wir gedenken noch der vorzüglichen Verbesserungen, die Hr. *K.* an dem Texte richtig angewendet hat. Im 46 Vers hat er *magis ac magis* aufgenommen, was bis jetzt die beste der Lesarten zu seyn scheint; Vers 106 steht die so lange verwahrloste Lesart *quin velut* mit vollem Rechte im Texte; V. 106 wurde das von Pontanus gebilligte *quae tibi sine serviat* vorgezogen. Der Druck und das Papier ist vortrefflich, nur hat sich die Frivolität des Correctors im 119 V. eine Obscenität erlaubt, und trotz dafs die Note vom Gegentheil zeugt, drucken lassen: *Wie erfreuet der Mittag ihn einst auf dir.* Wir glaubten diefs zur Warnung Anderer, doch ja den Correctoren, denen solche Späfse möglich wären, nicht sorglos zu trauen, ist auch die Bemerkung ekelhaft, erinnern zu müssen.

A + D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Weygand: *Wie können Kinder zu körperlich gesunden und kraftvollen Menschen gebildet werden?* Nebst einem, durch hinlängliche Erfahrung erprobten physischen Mittel zur Verhütung der Selbstbefleckung. Ein Buch für Ältern und Erzieher. Herausgegeben von einem praktischen Arzte. 1815. IV u. 119 S. 8. (8 Gr.)

Von wenigen populär-medicinischen Schriften unserer Tage läfst sich so mit Grunde der Wahrheit rühmen, wie von der vorliegenden, dafs sie ihren Zweck erfülle, und dafs die in ihr gegebene Anleitung zu einer vernünftigeren Erziehung in den Jahren der Kindheit den Gesetzen der Natur und Vernunft entspreche, die Art und Weise des Vortrags aber der Fassungskraft derjenigen Leser, für die sie zunächst bestimmt ist, angemessen sey. Ohne Übertreibung, aber doch nicht ohne Wärme, fafslich und verständlich, aber ohne zur Gemeinheit herabzusinken, führt der Vf. seinen Leser von dem Momente der Zeugung bis zur Zeit der Geschlechtsreife hinauf, allenthalben seine Blicke auf die wichtigsten Gesichtspuncte in den verschiedenen Epochen des kindlichen Alters hinleitend, und allenthalben ihm die in der natürlichen Entwickelung des Menschen liegenden Gründe für eine oder die andere Maxime der Bildung vorhaltend. Oft weichen seine Vorschriften von dem gewöhnlichen Herkommen, ja oft von den Vorschriften anderer Ärzte ab, aber nie ohne gegründete Ursache, und aus Allem geht als Resultat hervor, dafs der Vf. sich nicht allein Kunde von dem erworben, was Andere über diesen Gegenstand gesagt und geschrieben, sondern dafs er selbst ein prüfender Beobachter der Natur und ein Mann seyn müsse, dem das Wohl des menschlichen Geschlechts am Herzen liegt. Die vorgeschlagene Methode zur Verhütung der Selbstbefleckung ist nicht neu; es ist die bekannte Infibulation, gegen die sich nur das einwenden läfst, dafs sie nicht unter allen Umständen den beabsichtigten Zweck und besonders dann nicht erfüllt, wo jenes Übel schon einen solchen Grad erreicht hat, dafs Saamenergiefsungen schon auf Erregung wollüstiger Vorstellungen, und ohne vollkommene Erectionen erfolgen.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Ettinger: *Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte* von *J. G. A. Galletti*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Dritte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1815. VI u. 552 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hn. *Galletti's* Lehrbuch ist in dieser neuen Auflage so vermehrt worden, dass es noch einmal so stark als zuvor, und als eine neue Bearbeitung zu betrachten ist. Es hat in Zusammenstellung verhältnissmäsig vieler Thatsachen auf engem Raume, so wie durch Herabführung der Geschichte bis auf die Entscheidungen des wiener Congresses, bedeutend vor seinen Vorgängern gewonnen. Der Inhalt ist keiner Anzeige nach der Reihe der Staaten im Einzelnen fähig; nur darin etwa weicht er von dem der früheren Lehrbücher ab, dass zugleich eine Geschichte des österreichischen Staates geliefert wird, welche bis 1526 die Geschichte Ungarns, Böhmens und des eigentlichen Österreichs einzeln, seit 1526 aber die gemeinschaftliche Geschichte dieser Länder begreift. Die Geschichte des deutschen Reichs ist, wie gewöhnlich, nicht aufgenommen worden.

Indem Rec. im Allgemeinen die Eigenschaften dieses Buches zu bezeichnen suchen wird, mögen ihm zuvörderst einige Bemerkungen über den Vortrag vergönnt seyn. Nach seiner Überzeugung ist es zu Förderung des historischen Studiums recht sehr dienlich, die Anfoderungen auch in Ansehung der Darstellung, der Wahl der Gegenstände, der Klarheit und Erleichterung der Übersicht, allmählich höher zu spannen, namentlich bey Lehrbüchern, welche dem Lernenden den Eingang zur Wissenschaft bahnen sollen, und auf seine Lust am Lernen wie auf die Richtung seines Strebens so viel Einfluss haben.

Was die Wahl der Gegenstände betrifft: so bemerken wir zuerst, dass neben den äusseren Staatsbegebenheiten auch die Entwickelung der Staatsverfassungen und die Fortschritte der Nationen in Industrie, Wissenschaft, Kunst, nicht unbeachtet geblieben sind. — Für das Mass aber in der Auswahl der aufzunehmenden Thatsachen ist es allemal nicht günstig, wenn der Vf., zumal eines Lehrbuchs, nicht einen genau bestimmten Kreis von Lesern oder Zuhörern vor Augen hat. Hr. *G.* hat, wie man aus der Vorrede sieht, sein Werk zunächst für seine Zuhörer berechnet, zugleich aber die Bestimmung für Vorlesungen auf Universitäten nicht ausgeschlossen. Wirklich möchte für die einen manches Aufgenommene zu viel, für die anderen manches Weggelassene erfoderlich seyn. Aber auch abgesehen hievon, bleibt immer mehr Ebenmass zu wünschen, als man hier findet. Z. B. S. 1—2 nehmen die Namen der Provinzen Italiens nach Constantins Eintheilung und der damaligen Städte (in einem Lehrbuche der Staatengeschichte!) eine ganze Seite ein, und S. 6—8 werden die Begebenheiten der einzelnen longobardischen Könige erzählt, während aus neueren Zeiten wichtige Verträge, Schlachten u. s. w. unangezeigt geblieben sind, wie in der preussischen Geschichte die Verträge von Labiau 1656 und Welau 1657 nicht genannt sind (es wird bloss S. 457 kurz gesagt, dass Friedrich Wilhelm durch seine Verbindung mit Schweden gegen Polen die Souveränität erworben habe). Der Kriege und Eroberungen Karls des Grossen wird in der französischen Geschichte mit keinem Worte gedacht. So ist auch auf Industrie, Cultur, Literatur bey den östlichen und nördlichen Völkern weit weniger Rücksicht genommen, als bey den anderen; in der türkischen Geschichte geschieht überhaupt, in der polnischen bey den neueren Zeiten, der Cultur und Literatur keine Erwähnung, da man doch S. 76—77 Verzeichnisse italiänischer Künstler findet, deren viele nicht vom ersten Range sind. Dass bey der angeführten Literatur Beschränkung auf das Nöthigste zum Grundsatze gemacht worden ist, hat unseren Beyfall; aber auch hier finden wir ein grosses Missverhältniss. Zuweilen sind einzelne Schriften, wie über die Verschwörung des Fiesco *Göbel's* Beyträge zur Gesch. Kaiser Karl des V (S. 373), über Christina von Schweden (S. 373) und Mathias Corvinus (S. 482) *Schröckh's* Biographieen, angeführt, und allgemeine wichtige Werke vermisst man, wie bey der polnischen Geschichte *Dlugoss*, *Dogiel's* diplomatische Sammlungen, *Lengnich's* Namen, *Jekel's* schätzbares Werk. Ganz unerklärlich ist es, warum die Anzeige der Quellensammlungen ganz ausgeschlossen worden ist, und warum über die Literatur der Geschichte das allgemeine Werk *Meusel's* bey den Staaten, die es umfasst, jedesmal einzeln, in der spanischen Geschichte sogar fünfmal (S. 159, 164, 180, 184, 186) zu einzelnen Zeiträumen angeführt ist, während man Namen wie *le Long* nicht findet.

Auch an der Darstellung und Erzählung hätte Rec. Manches anders gewünscht; für die Übersicht ist sie nicht immer günstig. So ist der Vf. gewiss zu grossem Nachtheil der Lernenden in der Geschichte Italiens von dem Beyspiele seiner Vorgänger abgewichen, und

hat die Geschichte keines italiänischen Staates einzeln, sondern alle zusammen chronologisch dargestellt. Es ist aber ganz unerläfslich, die Staatengeschichte Italiens (ein anderes wäre es mit einer Geschichte der Nation) nach den einzelnen Staaten vorzutragen, theils weil ihr allgemeiner Zusammenhang (der jedoch noch besonders dargestellt werden kann) weit unbedeutender ist, als ihre besondere Entwickelung, theils weil es dem Lernenden unmöglich ist, durch eine allgemeine Erzählung einen klaren Überblick zu erlangen.

Strengere Präcision und Genauigkeit des Ausdrucks wäre zuweilen sogar für die Richtigkeit der Erzählung zu wünschen. Wir rechnen hieher z. B. die Überschrift S. 375: „Eingeschränkte Regierungsgewalt Karls X und XI" von Schweden! In der Überschrift S. 180 ist von den Königen von Spanien aus dem österreichischen Hause seit 1479 die Rede. Wir setzen noch einen ganzen Satz als Probe der Schreibart her (S. 401): „Peter II fühlte bald die Gewalt, die sich Menzikow über ihn anmafste. Dieser wollte ihn mit seiner ältesten Tochter, und seine Schwester Natalie mit *dessen* Sohne, vermählen; allein *Dolgoruckoi*, der sich Peters Zutrauen zu erwerben wufste, bewog ihn, denselben zu entfernen. Er starb in Sibirien (1729). Schon war Peter II mit der Tochter *desselben* verlobt, als die Kinderblattern seinen Tod beschleunigten." Die Sprache gestattet hier durchaus nicht, das unterstrichene *dessen* auf Menzikow, das unterstrichene *desselben* auf Dolgoruckoi zu beziehen, wie es doch gemeint ist. — Ferner hält Rec. bey Lehrbüchern für Regel, lieber weniger Thatsachen aufzunehmen, aber jede aufgenommene so genau auszudrücken, dafs auch der Unkundige eine bestimmte Kenntnifs dadurch erhalte. Wenn man hier (S. 423) von Wladislav III von Polen ohne weitere Erklärung liest: „Die ungernsche (*sic*) Krone beschleunigte seinen Tod": so erräth Niemand den Zusammenhang. S. 478 heifst es: „Ladislaus III (IV), der Sohn einer Cumanie, zeigte viele Vorliebe für diese Nation. Diefs zog ihm manchen Verdrufs, und endlich gar den Tod zu." Wer errieth, dafs er von Cumanern selbst erschlagen worden ist, weil ihm die Cumanerinnen zu sehr gefielen! Auch liegt es zum Theil in des Vfs. Erzählungsweise, wenn wichtige Schlachten und Friedensschlüsse theils gar nicht, theils nicht nach den Namen der Örter, erwähnt sind. Gerade diese Namen, bey übrigens gedrängter Erzählung, recht herauszuheben, ist in Lehrbüchern dienlich; Raum erfodern sie am wenigsten. Als Beyspiel führen wir an, dafs S. 31—32 die Erzählung der Kriege Kaiser Friedrichs II in Italien über eine Seite wegnimmt, und dennoch weder Friedrichs groser Sieg bey Cortenuova 1237, noch der Sieg Enzio's bey Melora 1241, noch das entscheidende Schicksal der Kaiserlichen bey Vittoria 1248 erwähnt ist. — Die Jahrzahlen (die übrigens in diesem Buche oft unrichtig sind) blofs an den Rand zu setzen, hat bey gedrängten Erzählungen den Nachtheil, dafs sich oft nicht ergiebt, wohin sie gehören, zumal da sie leicht neben eine falsche Zeile zu stehen kommen.

Unrichtigkeiten haben sich ziemlich viele und auffallende eingeschlichen. Um des Beweises willen, und damit wir unsere Leser in den Stand setzen, selbst über das Buch zu urtheilen, wollen wir Einiges ausheben. Wir wählen dazu Proben aus der Geschichte der östlichen und nördlichen Staaten, deren Geschichte uns noch mehr an solchen Flecken zu leiden scheint, als die der südlichen und westlichen Staaten. S. 341 ist die Änderung in der dänischen Reichstagsverfassung von 1280 so vorgestellt, als ob der Bauernstand damals erst zur Theilnahme gelangt wäre, da es doch im Gegentheil für die Zurücksetzung dieses Standes durch Ausscheidung des ihm zuvor mehr gleichen Adels der Hauptmoment war. — Ebendaselbst heifst es, Waldemar III habe auf friedliche Art die von Schweden entrissenen Provinzen mit seinem Reiche wieder vereinigt, da es doch durch Eroberung geschehen ist. — S. 342 läfst der Vf. auf Waldemar III in Dänemark 1375 seine Tochter Margarethe auf dem Throne folgen; aber damals ward nicht sie, sondern ihr Sohn Olav IV König, dem sie erst 1387 folgte. — Dafs durch die Reformation unter Christian III von Dänemark der gröfste Theil der geistlichen Güter in die Hände des Adels gekommen sey (S. 347), ist ungegründet. — S. 352 wird die Stiftung des Danebrogordens in das Jahr 1693 gesetzt, wo er blofs seine Statuten erhalten hat; gestiftet ward er schon 1671, noch *Griffenfelds* Werk. — S. 353 wird die Stapelgerechtigkeit Kopenhagens Friedrich IV zugeschrieben, da sie doch eine Vergünstigung Friedrichs III bey der Revolution 1661 war. — S. 354 werden die dänischen Niederlassungen auf St. Thomas und in Guinea in Friedrichs V Regierung gesetzt, da sie doch ein Jahrhundert früher, und zwar die in Guinea seit 1653, die auf St. Thomas 1671, gegründet worden sind. — Ebendaselbst gehört *Schimmelmann's* Finanzverwaltung nicht in Friedrichs IV, sondern in Christians VI Regierung. — S. 359 soll der Tempel zu Upsala von Olav Skautkonung zerstört worden seyn: es ist aber weit später geschehen. — Ebendaselbst sind die beiden Söhne Olavs, Anund Jakob und Emund der Alte, in eine Person, Emund Jakob, zusammengeschmolzen. — Ebendaselbst wird Stenkil Emunds Stieffohn genannt; er war aber nicht diefs, sondern Schwiegersohn Anund Jakobs. — S. 363 ist die Schlacht bey Falköping in das Jahr 1388 gesetzt, statt 1389. — S. 366 sind aus dem Kanzler Lorenz Andersson (Andreä) zwey Personen gemacht worden, ein Kanzler Andersson und ein Laurentius Andreä, der die Reformation gepredigt habe. — S. 367 soll Gustav I (starb 1560) mit den *vereinigten* Niederlanden einen Handelsvertrag geschlossen haben. — Nicht zu rechtfertigen ist S. 370 die Überschrift: „Siegmund verliert, *seines Katholicismus wegen*, den Thron." — S. 371 ist von einem Waffenstillstande zwischen Rufsland und Schweden 1595 die Rede; es war aber ein sogenannter ewiger Friede, der damals zu Teusina geschlossen

ward. — Ebendaselbst heisst es: „Er (Siegmund von Schweden) behandelte den geschlagenen Herzog zu grossmüthig, er liess sich mit ihm in Unterhandlungen ein, und bewilligte u. s. w." Wie entstellt ist diese Erzählung durch Weglassung der entscheidenden Niederlage Siegmunds unweit Linköping am Stang. — S. 372 wird als Verfasser der Geschichte Gustav Adolphs (von *Mauvillon*) *Archenholz* genannt, dessen Memoiren bloss als die Hauptquelle des Buchs auf dem Titel angegeben sind. — S. 378 sollte es nicht heissen, dass Hellichius dem Reichsrathe den Gehorsam aufgekündigt habe, sondern der Reichsversammlung. — S. 380 soll Gustav III auf dem Reichstage zu Gefle ermordet worden seyn; es geschah aber nach Beendigung desselben, zu Stockholm im Theater. — S. 383 wird die Stiftung der Akademie der schönen Wissenschaften u. s. w. zu Stockholm Gustav III zugeschrieben, dem sie doch nur eine erweiterte Einrichtung (1786) zu verdanken hat. — S. 389 wird irrig ein „Grossfürstenthum Moskau (vorher Wladimir)" in der Zeit der Gründung der tatarischen Herrschaft genannt; der Vf. weiss doch S. 390 selbst, dass die Verlegung des Grossfürstenthums von Wladimir nach Moskau erst im 14 Jahrhunderte geschehen ist. — Druckfehler sind vielleicht S. 389: Schlacht am Flusse Kalka 1235, statt 1225, und Schlacht am Don 1380, statt 1368. — S. 392. Nicht an Preussen oder Liefland, sondern an Lithauen und Polen hatte sich Nowgorod 1471 anschliessen wollen. — S. 394—395 hätte neben unbedeutenderen der entscheidende Sieg Zolkiewski's bey Clusin 1610 nicht übergangen werden sollen. — S. 402 heisst es irrig, dass im Frieden 1739 Asow von Russland an die Pforte zurückgegeben worden sey; es sollte nur geschleift und leer gelassen werden, und zur Grenze dienen. — S. 417 und 418 finden sich mehrere Unrichtigkeiten beysammen. Mincislav II von Polen war schon 1034 gestorben, und nicht unter ihm, wie der Vf. sagt, sondern während der Anarchie nach seinem Tode geschah der Streifzug des böhmischen Herzogs Bretislaw. Casimir I war Sohn Mincislav II, nicht (wie es hier heisst) des I, und folglich auch nicht Bruder Boleslavs des I; auch ist er wohl nicht erst 1043 zur Regierung gelangt. — S. 424 wird die Entstehung der Landboten irrig erst in die Zeit der Söhne Casimirs III gesetzt; das erste Beyspiel ist von 1404, und die Festsetzung der Regel von 1468. — Dass durch die Constitution vom 3 May 1791 die Leibeigenschaft habe sollen aufgehoben werden (S. 439), ist unrichtig; dem Bauernstande war in jener Constitution nichts als der Schutz der Gesetze gewährt. — S. 456. Nicht 1630, sondern erst 1631 verband sich Brandenburg mit Schweden. — S. 474 wird Stephans I von Ungarn Gemahlin Savolta genannt: so hiess Geisa's Gemahlin; Stephan I war mit einer baierischen Prinzessin Gisela vermählt. — S. 477 heisst es: „Geysa's II Sohne, Stephan III, zogen die ungarischen Magnaten (?), weil er mit einer Tochter des griechischen Kaisers Emanuel verheirathet war, einen seiner Vatersbrüder, Stephan IV, vor." Hier sind wieder mehrere Irrthümer beysammen. Stephan III war noch minderjährig, und vermählte sich nachher mit Agnes von Österreich. Im Gegentheil war Stephan IV mit einer griechischen Prinzessin, aber nicht Kaiser Manuels Tochter, sondern seines Bruders Tochter (Maria Komnena) vermählt; ihn wollten darum die Stände sich nicht von Manuel zum Könige aufdringen lassen, sondern nahmen seinen Bruder, Ladislaus II, zum Könige, nach dessen Tode erst Stephan IV zur Regierung gelangte. Dieser Ladislaus II ist vom Vf. ganz übergangen, daher bey ihm Ladislaus III erst der II ist. — Unrichtig ist S. 480 die Verfassung des ungarischen Aufgebots seit Siegmund vorgestellt: „erst musste der 30ste und hernach der 20ste Edelmann für den Staat fechten." Das Wahre ist, dass jeder Edelmann von seinen Unterthanen den 30sten Mann stellen musste; von denen, die keine Unterthanen hatten, musste jeder persönlich dienen. — S. 508 heisst es, in dem Vertrage zwischen K. Ferdinand von Ungarn und Johann von Zapolya (1538, nicht 1535) habe Letzterer Siebenbürgen für sich und seine männlichen Nachkommen erhalten: diess war aber nur mit der Grafschaft (Herzogthum) Zips und anderen Erbgütern der Fall; Siebenbürgen sollte Johann nur selbst, so lange er lebte, besitzen, nicht vererben. — S. 517. Schlacht bey Salankemen 1691, nicht 1692. — S. 524. Die Bukowina ist nicht 1774, sondern 1777 an Österreich gekommen. — S. 359 heisst es, Selim I habe Syrien dem Ismael Sofi entrissen, da doch Syrien damals zu dem Mameluckenstaate gehörte, von dem es Selim eroberte.

Solche Unrichtigkeiten befremden um so mehr, da doch dieses Buch überall Spuren trägt, dass der Inhalt nicht aus Lehrbüchern und Handbüchern eilig zusammengerafft, sondern mit Emsigkeit während einer langen Beschäftigung mit der Geschichte gesammelt worden ist.

T. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Marburg*, b. Krieger: *De partium orationis indole atque natura.* Commentatio I. 1811. 40 S. Comment. II. 1812. 48 S. 4.

Diese Commentationen hat der verdiente Hr. Prof. *Wagner* in Marburg, als Einladungen zu der Geburtstagsfeyer des ehemaligen Königs von Westphalen, herausgegeben.

In der ersten handelt er mit Vorausschickung einiger Bemerkungen über die Buchstaben, und über den Accent im Griechischen, von den Redetheilen im Allgemeinen, und classificirt sie nach seiner Ansicht. In Betreff der Buchstaben, stimmt er weder denen bey, welche behaupten, die Consonanten lassen sich ohne einen Vocal nicht aussprechen, noch denen, welche mit *Meiners* (Philosophische Grammatik. Leipzig 1781) annehmen, es werde kein Vocal ohne Consonant ausgesprochen, sondern läst den Unterschied von beiderley Buchstaben darin bestehen, „*ut vocalium so-*

nus, quamdiu spiritus sufficit, possit produci, is e contrario, quo consonantes efferuntur, ictu malleoli similis sit, cum vixdum auribus perceptus statim evanescat (S. 6).“ So natürlich sich dieser Unterschied aus der Aussprache der Buchstaben ergiebt (obgleich damit noch nicht Alles erschöpft ist, s. *Bernhardi* vom Alphabet. Berlin 1810): so wenig möchte das daraus folgen, was der Vf. hinzusetzt, dass die Vocale *Grundlaute*, und die Consonanten *Bestimmungslaute* zu nennen seyen, weil jene „*considerari possunt tanquam ea elementa linguae, quae formis verborum, consonantium ope effictis, quasi vitam inspirant.*“ Hienach erschienen nämlich die Consonanten als Grundlaute, und die Vocale als Bestimmungslaute, wie eben die hebräische Sprache beweist, welche der Vf. als Beyspiel anführt. Betrachten wir die Buchstaben *bloss* in Hinsicht auf ihren Laut: so haben wir keinen Grund, Hn. *W's.* Unterschied zu machen, denn sie sind an und für sich selbstständig, und können sich *wechselseitig* bestimmen; in Hinsicht auf die Wörter in den einzelnen Sprachen aber, scheint es sich von selbst zu ergeben, dass man am bequemsten die Consonanten als Haupt- und die Vocale als Hülfs-Laute ansieht, z. B. eine hebräische Bibel ohne Vocalzeichen lässt sich lesen, aber eine ohne Consonanten, worin bloss die Vocale geschrieben wären, nicht. — Über den Accent setzt der Vf. Einiges zu dem hinzu, was in seinem Buche über diesen Gegenstand, so wie in den Zusätzen dazu, vergessen sey. Gegen folgende Stelle aus *Hermanns* Werke: *De metr. poët. Gr. cet*: „— *neque e syllabarum mensura, v. c.* ἀπεῖμι, αὔτικα, *neque ex accentu*, ἄπειμι, αὐτίκα, *sed utroque ictu conjuncto*, ἄπεῖμι, αὔτίκα, *pronunciabatur, ita quidem, ut prior ictus fortius audiretur. Eodem modo nos dicimus, unschuldig, langsamer*,“ behauptet der Vf., dass in den beiden deutschen Wörtern nur *ein* Stoss gehört werde, und zwar in der ersten Sylbe, welche den Accent habe, in der zweyten aber werde der Vocal etwas gedehnt ausgesprochen. Dem Rec. scheint *Hermann* die griechischen Beyspiele in sofern nicht passend gewählt zu haben, als die erste Sylbe in ἄπειμι den eigentlichen Accent hat, und die zweyte bloss desswegen mit einem Stosse zu sprechen ist, weil sie lang ist, auf dieses Wort findet daher die Gegenbemerkung des Vfs. Anwendung; in αὐτίκα aber ist die erste Sylbe mit einem Stosse zu sprechen, weil sie lang ist, und die zweyte, weil sie den Accent hat: in ἄπειμι würde also nach *Hermanns* Meinung der Accent mit einem stärkeren Stosse gesprochen, und in αὐτίκα die lange Sylbe, eins von beiden kann aber doch nur recht seyn. Übrigens nimmt Hr. *W.* von dem Accente, welchen die enklitischen Partikeln dem vorhergehenden Worte, noch zu dem, ihm an und für sich zukommenden, geben, Gelegenheit her, einen „*accentum secundarium*,“ ausser dem Hauptaccente, Statt haben zu lassen; was er zu diesem Behufe aus *Walker* (*Pronouncing Dictionary of the English Language*) anführt, ist es aber eben, was man in Hinsicht auf das Griechische dargethan wünschte. *Walker* hat ganz Recht, wenn er sagt: „*in the word indivisibility we may place two secondary accents, one upon the first, and the other on the third syllable*;“ was lässt sich indess daraus mit Gewissheit auf die griechische Sprache anwenden? Ferner hat er Recht, wenn er sagt: „*we say: it is a direct demonstration of the copernican system.* — *But in the following sentence: it is a démonstration of the copernican system*;“ welche Anwendung hat *diess* auf das Griechische? — Wenn der Vf. daraus, dass *Hermann* bemerkt, das ε z. B. werde zuweilen, wenn es auch den Accent habe (wie in χρυσέω, ἐφετμέων), bey den Dichtern so corripirt, dass man es kaum höre, unbezweifelt darthun will, dass die Griechen ihre Verse ohne alle Rücksicht auf den Accent, bloss nach der Mensur der Sylben, gelesen hätten: so darf er mit diesem Gelehrten keine Correptionen, wegen des Accentes auf der vorhergehenden Sylbe, annehmen, z. B. ἀγείρομεν Il. α, 142. Der Dichter kann nicht wohl einmal eine Sylbe, die den Accent hat, fast gänzlich unterdrücken, und ein andermal, bloss aus Rücksicht auf den Accent, gegen die Grammatik schreiben: ein statt des Conjunctivs gesetzter Indicativ lässt sich da, wo es das Metrum erfodert, bequemer aus Homers bekannter, nicht sehr strenger grammatischer Genauigkeit erklären. — Fände sich im Deutschen eine besondere Form für das Mannichfaltige, welches an dem Dinge selbst vorhanden ist, und eine andere für das, was ausser demselben zu dessen Bestimmung dient: so wäre die bekannte Ansicht *Adelungs* (Umständliches Lehrgebäude d. deutsch. Spr. I Thl. 606) vom Adject., in Hinsicht auf unsere Sprache, nicht ohne Nutzen, Hr. *W.* aber brächte selbst in diesem Falle, dadurch, dass er S. 30 nach *Adelungs* Vorgange von dem Adject. spricht, etwas Fremdartiges in philosophische Grammatik, was noch dazu durch die angeführten Beyspiele unbestimmt wird, denn wie folgt nach seiner Ansicht, dass z. B. der *schändliche* (Mensch) seinem Substant. mehr „*revera inhaeret*,“ als z. B. der *arme* (Mensch)? — Der Annahme von „*dictionibus primariis* und *secundariis*,“ bey den Redetheilen, steht der Umstand entgegen, dass z. B. die Präposition, welche mit dem *Artikel* und der *Conjunction* zu den *secundariis* gerechnet wird, als Adverbium angesehen werden kann. Wenn z. B. gesagt wird: mein Bruder geht ihm nach: so ist *nach* eben so gut eine nähere Bestimmung von *gehen*, als z. B. *zu langsam*, in: mein Bruder geht ihm zu langsam. — Den Artikel mit in die philosophische Grammatik aufzunehmen, wird nur der kein Bedenken tragen, der vielleicht nicht gerade daran dachte, dass, wenn es auch weiter keine Sprache, als die artikellose lateinische, gäbe, doch die allgemeine Sprachlehre ganz vollständig abgehandelt werden könnte. Von dem Artikel soll freylich gesprochen werden, aber mehr nur in historischer Hinsicht, d. h. woher er entstanden ist: diess darf aber nicht bey den Redetheilen geschehen. (Darüber, dass der Artikel nicht für einen Einzler zu halten sey, was der Vf. nach einer Äusserung S. 35 thut, mag er die Recension über *Heyse's* deutsche Grammatik in diesen Blättern 1815. No. 52 nachsehen.) — Die Conjunction, welche die Wörter zu Worten macht, und also die Rede eigentlich bildet, nimmt unter den *dictionibus secundariis* den letzten Platz sehr unpassend ein; und wenn der Vf. die Participia (welche dem Range nach, z. B. mit den Numeraladjectivis in eine Classe gesetzt werden, da sie doch, als Adjectiva betrachtet, recht eigentliche sind), nicht allein von dem Verbo trennt, sondern sie auch zu einer anderen Unterabtheilung rechnet: so hätte er, um überall genau zu unterscheiden, die *copula*, welche Wörter, von der Conjunction, welche Sätze verbindet, trennen müssen.

In der zweyten Commentation wird das Substantivum mit Rücksicht auf einzelne Sprachen, nach seiner Formation z. B., dem *Genus*, dem Gebrauch des Artikels u. dergl., auf die gewöhnliche Weise behandelt, und da viele Citate aus alten und neuen Grammatikern vorkommen: so findet man hier etwas ziemlich Vollständiges, so dass Rec. nicht zweifelt, Hr. *W.* werde durch diese seine Commentationen, die er fortsetzt, Manchem ein willkommenes Geschenk machen.

Ok.

FORTSETZUNGEN.

Tübingen, b. Osiander: *Magazin für deutsche Elementar-Schullehrer, Ältern und Erzieher.* Herausgegeben von *Phil. Jakob Völter.* II Band 2 Stück. — Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher.* VII Band 2 Stück. 1815. 154 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. Erg. Blätter Jahrg. 1815. No. 67.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Ohne Angabe des Druckorts: *Essai sur les causes de la révolution qui a rappellé Buonaparte à Paris*, par Mr. *C. T.* 1815. 100 S. 8. (12 Gr.)

Zu welcher Partey der Vf. gehöre, kann man leicht aus der Wehmuth erkennen, welche die dreyfarbige Fahne in ihm rege macht. „Soll denn, fragt er, die weisse Fahne, ehrenvoll an den Ufern des Rheins und in den Ebenen der Niederlande zu jener glücklichen Zeit (doch wohl nicht wie in der Pfalz zu den Zeiten Louvois?) aufgepflanzt, wo der Krieg nur die Rechte der Regenten bestimmte, ohne dass die unterdrückten Völker nothgedrungen waren, all ihr Blut für die Entscheidung jener Streitigkeiten hinzugeben, soll diese weisse (von der Tuillerie bey Napoleons Ankunft verschwundene) Fahne auf immer verschwunden seyn, und nur auf unseren Thürmen in der Umgebung mit jenen zwey Grausen erregenden Farben erscheinen, wovon die eine an das vergossene Blut, die andere an die Quetschungen der zerrissenen und zerfleischten Menschheit erinnert?" In der Erzählung der Ursachen, die Buonaparte wieder nach Paris (der Vf. vermeidet, auch nur das Wort Thron zu nennen) führten, ist nichts Ausgezeichnetes, als vielleicht die Anekdote von einem General, der seinen Hund abgerichtet hatte, auf das Wort: springe für den Kaiser! mit eben so viel Lebhaftigkeit als Geschicklichkeit über den Stock zu springen, und der auf den Beyfall, den man ihm wegen seines Hundes zu erkennen gab, gewöhnlich erwiederte: Meine Herrn, wir sind sämmtlich dem Hunde ähnlich; wenn uns seine Majestät den Marschallsstab mit dem Befehle: spring für mich! darreicht: so springen wir Alle, Keiner ausgenommen!

Ohne Angabe des Druckorts: *Das Haus Bonaparte.* 1814. 84 S. 8. (9 Gr.)

Hr. Dr. *Friedrich Cotta*, am Schlusse der Vorrede als Vf. unterzeichnet, hat mit der genealogisch-chronologischen Darstellung dieses durch *capitis deminutio* in seinen Haupttheilen bereits, wie Spreu vor dem Angesichte des Windes, zerstiebten, in seinen Verästungen auch ohne jene unschädlich gewordenen Hauses (von, der Elisa und von Hieronymus kennt man kaum die 1814 geborenen Kinder den Namen nach) der Geschichte einen mehrfachen Dienst erwiesen. Bis jetzt hat Rec., ausser dem genealogischen Staatshandbuche, und den historischen Taschenbüchern von *Fr. Buchholz*, in welchen beiden zerstreute genealogische Nachrichten vorkommen, nur *Reichards* moderne Biographieen, Pr. *Schütz* chronologische Darstellung der französischen Revolutionsgeschichte in der letzten Tabelle, und *Voigtels* genealogische Tabellen zur Übersicht (von französischen genealogischen Schriften mag er nichts wissen) benutzen können; allein obgleich diese drey letzteren die Geschlechtsfolge näher angeben: so sind doch nicht bloss viele Fehler darin eingeschlichen, sondern sie sind auch äusserst unvollständig. Eine genaue Revision und Ergänzung, um die Grabschriften noch bey rechter Zeit leserlich und unverfälscht bey den vielfachen Lesearten zu erhalten, war also eben so nöthig, als zur Erbauung nützlich. Der Vf. hat alle einzelnen Nachrichten aus dem Moniteur, der allgemeinen Zeitung, aus Monats- und anderen Zeit-Schriften, aus genealogischen und Staats-Handbüchern, Kriegsberichten, Hof- und Staats-Anzeigen, und sogar aus Urkunden fleissig gesammelt, genau geprüft, und nach gehöriger Absonderung des Wahren von dem Erdichteten nur das kurz, einfach und würdevoll mitgetheilt, was der Sache und dem Zwecke angemessen ist. Gründlich wird manchen Angaben widersprochen; z. B. dass Buonapartes Vater Huissier, sein Grossvater ein Fleischer gewesen, dass Buonaparte Nicolaus, Maximilian, Guttheil geheissen, dass er nicht den 15ten, sondern 10 August geboren, dass Murat eine niedere Herkunft habe u. s. w. — Dankbar erkennen wir, was der Vf. giebt, und um zu beweisen, wie sehr es ihm darum zu thun war, pünctlich und genau zu seyn: so führen wir folgende kleine Stelle aus Murats Genealogie S. 62 an: „Im Jahre 1808 war er seit dem März Obergeneral der französischen Truppen in Spanien, Lieutenant des Kaisers, und zugleich General-Statthalter seit dem 2 May von wegen des Königs Karl IV, seit dem 25 May von wegen des K. Napoleons, und seit dem 10 Junius von wegen des Königs Joseph Napoleon bis zum 30 Junius." Aus Dankbarkeit benutzen wir seine Auffoderung zu einigen Bemerkungen. — Eine ältere Angabe über die Familie Buonapartes, als die von 1527, findet sich in der päpstlichen, der Universität Rostock 1487 ertheilten Bulle, wo schon ein *Jo. de Bonaparte* unterschrieben ist (politisches Journal 1807. S. 1047); ein Zweig der Familie scheint sich am Ende des XV Jahrhunderts nach Bologna, ein an-

Wie über uns dein Wille möge walten,
Fest steht der Einzelne, das Ganze zu erhalten;

hier, wo das nämliche Herz durch die Wirklichkeit aufgerichtet ist:

Und wie auch Zeit und Menschen sich gestalten,
Fest steh der Einzelne, das Ganze zu erhalten.

London, Petersburg, Wien, Berlin und Stockholm: *Geheime Geschichte des Hofes und Cabinets zu St. Cloud.* Frey aus dem Englischen übersetzt. 1814. I Th. 386 S. II Th. 374 S. 8. (4 Rthlr.)

Kaum ist es der Mühe werth, diese Schrift anzuzeigen. Der Vf. ist ein gewisser *Goldsmith*, nicht der, dem sogar Wahrheit in der Dichtung unter allen Stürmen des öffentlichen Lebens theuer war, sondern ein Verlaufener, der Rache und nebenbey von seiner Rache-Gewinn suchte, weil man ihn bey dem Ministerium der auswärtigen Verhältnisse in Frankreich nicht anstellen konnte, noch wollte; man warf ihm Kopf-, Kenntniss- und Herzlosigkeit vor; — angeblich ein Engländer von Geburt, oder vielmehr der englischen Sprache mächtig, und von der Polizey in Frankreich verjagt, darauf Flüchtling nach England; ob aber Engländer, mag Rec. nicht behaupten, so sehr er auch die obigen Thatsachen, die ihm zu Paris von einem unparteyischen Manne bey dem genannten Ministerium mitgetheilt wurden, als wahr verbürgen kann. Wie der Athenienser Timon legte es der Verläumder darauf an, alle Personen, die den Hof von St. Cloud nahe und fern umgaben, verabscheuungswürdig darzustellen, und in seiner Verläumdung auch alle diejenigen einzuschliessen, die nicht wie er verachteten, logen und schändeten. Die erste Ausgabe dieses Werks erschien schon vor dem Jahre 1806, und fand nicht einmal bey denjenigen in Paris Beyfall, die dem Hofe gern alles Böse nachredeten, so sehr auch die Polizey, die davon Kunde hatte, allen Exemplaren nachspürte. Mit dem Kriege gegen Preussen 1806 verflüchtigte sie sich auch in diesem Lande, und trug unverdienter Weise dazu bey, den Glauben an die allwaltende Nemesis in den Greueln der Verwüstung zu stärken. Selbst in Warschau waren 1806 mehrere Abdrücke in Umlauf. Seit dem Jahre 1806 hat sie mehrere Veränderungen erlitten, und noch neuerdings ist sie bis zur Abreise Napoleons nach Elba ergänzt worden. Das vorliegende geht nur bis zum October 1805. Die Zeiten wird man darin meistens richtig angegeben finden: hiedurch allein konnte der Vf. sich glaubige Seelen verschaffen; aber das Anschieben an die Zeit war auch sein einziges Talent, ohne von dem geringfügigen Talente dessen, was die Franzosen *au niveau* seyn nennen, unterstützt zu werden. Napoleon kannte das Machwerk, und war dareb nicht wenig ärgerlich. Er hielt es für ein unter englischem Einflusse (auf Grenvilles Veranlassung) geschriebenes Pasquill; aber man darf nur einige Seiten lesen, um sich vom Gegentheile zu überzeugen, wenn man auch England als das Land der Azonenser aus cecropischem Stamme gegen ihn ansehen will.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale während der Jahre 1813 und 1814.* Geschrieben von einem Augenzeugen im Sommer und Herbst 1814. II Heft. Herbst 1815. Von S. 213—376. 8. (16 Gr.)

Der Beysatz auf dem Titelblatte Herbst, und die frühere Versicherung des Vfs., dass seine Beschreibung aus zwey Heften bestehen würde, könnte leicht auf die Vermuthung führen, dass das Ganze mit diesem geschlossen sey; allein dem scheint nicht so zu seyn. Denn beide Hefte laufen nach einer Seitenzahl fort, und sind also nur noch als Ein Band zu betrachten; der Vf. schrieb, dem Titelblatte zufolge, noch im Herbste 1814, und der vorliegende zweyte Heft geht nur bis zur französischen Besetzung des ganzen linken Elbufers von Magdeburg bis zum Ausflusse (Ende Aprils): wir müssen also noch die Fortsetzung erwarten, und aus den bey der Recension des ersten Heftes (1815. No. 94) angegebenen Ursachen erwarten wir sie nicht ungern, da der vorliegende dem vorigen in seinen Vorzügen fast ganz gleich bleibt. Was jedoch die dort ebenfalls angezeigten Mängel anlangt: so kömmt hier noch einer im höheren Grade dazu, den wir ein zu grosses Aus- und Umschreiten nennen möchten, woraus wieder ein anderer entstand, dass der Vf. sich mit nichts sagenden Räsonnements hie und da wieder in den rechten Weg, und auf dem Wege in das rechte Gleis musste bringen lassen. Wir rechnen dahin, was vom Holsteinischen insbesondere und von Dänemark im Allgemeinen, was von Hannover, von den vier bis fünf Dingen, die daselbst einer veränderten Verfassung bedürftig und leicht empfänglich wären, was in Bemerkungen und Betrachtungen über den Gang der Begebenheiten und den Volksgeist gesagt wird.

Dk.

NEUE AUFLAGEN.

Winterthur, in der Steinackerschen Buchhandlung: *Christliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke.* Von *Georg Gessner*, Pfarrer aus Fraumünster und Professor in Zürich. Zweyte, beträchtlich vermehrte und verbesserte Auflage. 1815. XXII u. 458 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. die Rec. der ersten Auflage. Jahrg. 1810. No. 194.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Freymüthige Blätter für Deutsche in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.* Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 1815. I Heft. 164 S. II Heft. 168 S. III Heft. 168 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diese Zeitschrift, wovon sich kein Vf. und Herausgeber genannt hat, hebt mit Napoleons Rückkehr aus Elba an. Allerdings ist Letztere ein neuer Abschnitt in der Gegenwart, und ein grosser Punct neues Jammers und Grausens: aber für unsere Nachkommen wird sie in der Geschichte und ihrem Studium kein neuer Ruhepunct, keine Periode, viel weniger eine Epoche seyn; sie wird als eine Fortsetzung der vorigen abgebrochenen Verhältnisse betrachtet werden, so gross auch die Erregung war, die das Ereigniss in allen fühlenden Herzen bewirkte, und so wahr es wurde, dass fast der grösste Theil der Franzosen seit der Zeit, als es Napoleon der Mühe werth fand, sich auf der Holzmaschine, mit Sammt überzogen, wieder ruhig ohne Schwerdtschlag niederzulassen, sich nicht bloss der Schändung ihres Namens, der Doppelregierung und dem Bette des Procrustes hingab, sondern sich noch in den Augen der Mit- und Nach-Welt als schamlose Mitschuldige brandmarkte, deren Ehrlosigkeit nur siegende Gewalt für die Gegenwart stumm machen konnte. Sollte Rec. sich in dieser Ansicht irren: so gesteht er gern, dass er dem Irrthum in dem Augenblicke des waghalsigen Unternehmens, wo ihm das geschwächte Frankreich und das dem Ehrgefühl der Alliirten physisch und moralisch gleich stark abgedrungene Vorwärts in allen Zügen lebendig vorschwebte, nicht entgehen konnte; aber aus diesem Grunde möchte er Zeitschriften nicht für überflüssig halten, die den neuen Brand in der Asche zu ersticken streben, und die ausser der zeitgemässen Geschichte und dahin gehörigen Actenstücken, ausser der Anzeige von bedeutenden politischen und militärischen Schriften und der Mittheilung und Beurtheilung deutscher und europäischer organischer Gesetze, sich angelegen seyn lassen, den Standpunct aller Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen, aller Ansichten und Apprehensionen zu ergreifen und festzuhalten, um daraus das neue kaum geknüpfte Band in Erhöhung der Kräfte, Ermuthigung der Schwachen und Auflösung der Parteyungen mehr zu befestigen. Das ist mit anderen Worten der Zweck vorliegender Blätter. Jeder, der an glücklicher und baldiger Entfernung der mit der Verzögerung wachsenden Gefahr und an der grösseren Sicherstellung Europas und Deutschlands Antheil nimmt, wird den Herausgebern dafür Dank wissen, da die Ausführung sich über den Gehalt gemeiner Flugblätter erhebt. Ob es ihnen aber gelingen werde, diesen Zweck durch das Hinweisen auf das von ihnen sogenannte Princip der europäischen Staaten, auf das Gleichgewicht ihrer Macht zu erreichen, möchte Rec. um so mehr bezweifeln, da das Gleichgewicht nur die dürre Form des Völkerlebens mehr fördert, als vernichtet, die Selbstständigkeit in Macht zum Nachtheil des Rechts, das Recht in Formen zum Nachtheil der Cultur, diese in Wissenschaft zum Nachtheil der Bildung, und die Bildung endlich in Raub an Schönheit auflöst. Doch zur Sache! Im *ersten* Hefte sind folgende Aufsätze: 1) *Napleons Erwachen.* Dass er nicht schlief, hat er bewiesen. In seiner Erscheinung erblickt der Vf. nur die Gelegenheit, den Krankheitsstoff völlig auszuwerfen. Den vollständigen Eindruck der Darstellung verwischt der Vf. zum Theil durch das Abweichen von der Einheit, dann durch die Verschiedenheit der Diction (z. B. Napoleon zu Dresden aus der Concentricität seiner Stellung in die Excentricität der Operationen fallend, liess in drey divergirenden Linien nach Berlin, Prag und Breslau angreifen; derselbe Fall bey Leipzig; strategisch geschlagen, will er taktisch siegen). Dass die Engländer Elba ganz einschliessen konnten, dass Clarke für Napoleon die Armee reorganisirt habe, ist, wie einiges Andere, ungegründet; aber desto wahrer ist es, dass Napoleon stehen blieb, während die Welt fortging. 2) *Gleichgewicht und Übergewicht in Europa.* Briefwechsel zweyer Freunde zu Wien und Berlin, wovon die gegenseitigen Meinungen und Ansichten bestritten, und wahrscheinlich zuletzt ausgeglichen werden. Die Massregeln zur Herstellung des Gleichgewichts sollen in der Sicherstellung gegen Frankreich in Norden und in der Vernichtung alles fremden Einflusses auf Deutschland (warum Vernichtung, und was soll die heissen?) bestehen, und der Zweck durch Abrundung der beiden grossen Reiche, Österreich und Preussen, durch die Herstellung von Polen in dem für den Verlust von ganz Sachsen zu entschädigenden Königreiche, durch Errichtung eines italiä-

nischen Königreichs in der Person des Königs von Baiern mit Ausschluss von Toscana, das an Wirtemberg fällt, und durch Entschädigung des Königs von Hannover mit Belgien für den Verlust von Hannover erreicht, alle deutschen Fürsten vermittelbart und durch Domänen entschädigt werden. Die Fortsetzung in Ansehung der Verfassung und Regierung liefert das folgende Heft. Das gröste Verdienst des Aufsatzes ist Consequenz, wenn auch im Unrecht. 3) *Politische Rügen.* Der Vf. bestreitet, dass die Sachsen ein Volk und berechtigt seyen, als Ein Volk sich zu behaupten, da sie nur ein Stamm wären, nicht als werdendes Volk vernichtet würden, was sie bereits seit 600 Jahren wären, und nur zu denen zurückkehrten, von welchen sie abstammlich ausgingen. Für das Erste hätte der Vf. den Begriff in der Geschichte, für das Zweyte nicht in der Geschichte suchen sollen; so musste es ihm begegnen, dass er in erster Hinsicht napoleonisirte, wie der Exkaiser über die Vereinigung Hollands, und dass er in zweyter Hinsicht fast seinen eigenen Staat aufgab. 4) *Bemerkungen zu dem Aufsatz über den Geist der französischen Armee von Baron Bignon.* Gewöhnt an verschwenderische Lobeserhebungen der Art würden wir diese Bemerkungen nicht aufgenommen haben, es sey denn, dass sie nicht, wie hier, obenhin, sondern vollständig und gründlich widerlegt werden sollten. Hätte doch der Vf. uns etwas mehr von Herrn Baron *von Bignon*, dem Satrapen Savarys in Preussen, zur Einleitung mitgetheilt, und hätte er nicht auf die schönen Worte Blüchers: „man weiss bey uns (Preussen) nicht mehr wo der Soldatenstand anfängt, und der des Bürgers aufhört," mehr gelegt, als die Landwehr, und der Landsturm täglich unter und von den Linientruppen erfahren müssen! 5) *Protocoll des napoleonischen Staatsraths vom 25 März, um die Rechtmässigkeit des neuesten Thronraubes darzuthun, mit Anmerkungen.* Der Anmerkungen sind zu viel zur Rechtfertigung Ludwigs XVIII; man darf nur Chabannes an Blacas lesen; und zu wenig zur ergreifenden Darstellung einer Sophistik, die wir eine mehr weibliche, als männliche nennen dürfen. 6) *Rückblicke auf die neuesten Zeitereignisse im März und April dieses Jahres.* Etwas zu breit und matt.

II Heft. 1) *Gleichgewicht u. Übergewicht in Europa.* Forts. 2) *Beyträge zur Charakteristik englischer Staatsmänner, und Bonapartes*, aus den *historical sketches of politics and public men*, Canning, Castlereagh, Wellesley, Grenville, Grey, Wellington und Buonaparte betreffend. 3) *Der Dey von Elba in Paris.* Sendschreiben des Thürmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres. Für gewisse Leser nicht ohne Frommen. 4) *Ideen und unmassgebliche Vorschläge zu schneller Beweglich- und Brauchbarmachung einer Armee*, theils Empfehlung der Turnkunst für die Jugend, wie jene von Jahn und Bornemann näher angegeben ist, theils zur Darstellung der für einen Militärstaat bey Aufstellung einer Armee nothwendigen Organen, zugleich manches wahre, aber nicht das ganze Wort über Einquartierung, Lazarethe, Verpflegung durch Entreprise, Verpflegung durch Wirthe, Lieferungen in Natura, Magazine. 5) *Über die Unzweckmässigkeit der freywilligen Jäger-Abtheilungen als solche*, dargestellt in dem Umriss der Begebenheiten auf dem festen Lande, von einem Engländer. Weimar 1814. Industrie-Comptoir. Wir freuen uns, dass der Pike hier ihre Ehre und ihr Rang in der Sache und im Beyspiel gegeben ist. 6) *Über die Zweckmässigkeit des Landsturms zu Kriegs- und Friedens-Zeiten.* Wenn der Landsturm etwas taugen soll: so muss man nur nicht vergessen, dass er Achtung verdient, und dass diejenigen, woraus er besteht, in ihrem bürgerlichen Gewerbe liberaler, als bis jetzt, behandelt werden sollten. 7) *Rückblicke auf die neuesten Zeitereignisse.* May 1815. Dem Vf. danken wir, dass er sich freymüthiger ausspricht, als man erwartete; er ist dabey gerecht gegen Österreich. „Sie, die so oft verläumdeten Österreicher, sagt er, haben in diesem kurzen (italiänischen) Feldzuge ganz vortrefflich agirt; und wenn unseren Zeitungslesern zu wenig Blut geflossen ist: so mögen sie das gewonnene Terrain mit dem Cirkel messen; die Österreicher haben den Fehler, dass sie sich in Zeitungen zu wenig mit Ruhm bedecken, und von Phrasenmachen nichts verstehen." 8) Beylagen. *Instruction für die Polizey-Lieutenants in Frankreich, vom Polizey-Minister Fouché im März erlassen.* Das ist bloss die ostensible Seite; es giebt aber noch eine geheime, wovon man rückwärts einige Züge in Chabannes an Blacas finden kann. — *Beytrag zur Charakteristik englischer Staatsmänner:* Wellington betreffend, dem der Vf. der historischen Skizzen militärisches Genie abgesprochen hatte, und wogegen ihn die Herausgeber in Schutz nehmen. Bedarf es wohl, möchte Rec. fragen, einer Schlacht bey Belle Alliance, um diesen Vorwurf zu widerlegen? *Nachtrag zu den Rückblicken, die Schlacht vom 18 Junius betreffend.* Die Herausgeber haben sich hiebey auf die wenigen officiellen Nachrichten beschränken müssen, um Etwas davon, wenn auch unvollkommen, mitzutheilen.

III Heft. 1) *Des Herzogthum Sachsens Verbindung mit Preussen*, meistens Auszug aus den bekannten statistischen und publicistischen Schriften von Sachsen, um das Widersinnige einiger Zeitungen, besonders der berlinischen vossischen, zu beweisen, welche behauptete, dass die sächsische Verfassung der neuen allgemeinen preussischen angeschlossen werden soll. Gern wird, möchte Rec. mit *Spittlers* Worten sagen, die Nachwelt ihre alten Privilegien und Freyheiten vergessen, wenn die Regenten kraftvolle und gute Menschen sind, die Regierung gerecht und gemeinnützig sich zeigt, und der Adel, wie der Nichtadel seine gleiche Versorgung findet. 2) *Über den zu befürchtenden Holzmangel in Berlin.* Da die Brennholz-Verwaltung, welche die Holztheurung und den Wucher möglichst verhüten und auf Kosten des Staats die Holzpreise unter dem Naturalpreise erhielt, aufgelöst, und ein baldiger Holz-

mangel zu befüchten ist: so thut der Vf. zur Verhütung desselben einige nicht unzweckmäfsige Vorschläge. 3) *Über die Abschaffung der Holz-Octroi in Berlin.* Der Vf. spricht mit Recht gegen die Abschaffung, obgleich sie weniger Ausgabe, als Einnahme bringt. Seine Gründe haben aber mehr Wort-, als Sach-Gehalt, sie schillern sogar ins Vielwissen und ins Poetische mit vieler Prosa. 4) *Frankreich unter Buonaparte.* Auszug aus bereits gedruckten Schriften. 5) *Zur Charakteristik des Grafen Blacas*, Hausministers Ludwigs XVIII, eine Übersetzung von der bereits durch uns angezeigten Schrift des Marq. *v. Chabannes: Lettres etc.* (No. 143 d. J.) — Warum wird auch das viele Unnütze aufgenommen, und warum reicht das Aufgenommene nicht einmal hin, Namen, Alter, und Beziehung mit Talleyrand zu kennen? 6) *Rückblicke auf die neuesten Zeitereignisse*, Junius 1815. Eine meistens freymüthige, aber nicht tiefe Beurtheilung der Zeit, und am Schlusse derselben Fortsetzung der Kriegsbegebenheiten, mit Beylagen von *Drouots* Berichte über die Schlachten bey Fleurus und la Belle Alliance; dann Ney's Berichte (letzterer ist jetzt als falsch widerrufen) und einem Plane. Vollständiger ist der Schlachtbericht aus dem geographischen Institut zu Weimar hervorgegangen.

Breslau: 1) *Des Herrn Bergasse*, ehemaligen Deputirten bey der constituirenden Versammlung, *Betrachtungen über die Constitutions-Urkunde des Senats.* 2) *Über die Monarchie und die Constitution*, von *Flassan*, Verfasser der Geschichte der französischen Senats-Unterhandlungskunst. 3) *Der Senat und noch einmal eine Constitution.* Sämmtlich aus dem Französischen übersetzt. 1814. 63 S. 8. (8 Gr.)

Was *Böttiger* in dem Tagebuche einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien von Elisa von der Recke in Anmerkungen, I Theil 1815. S. 194 von *Flassan* nach dem griechischen Sprichworte sagt: ihm stieg kein Stier über die Zunge; das könnte fast von der ganzen vorliegenden Sammlung behauptet werden; allein damit soll dem Werthe derselben als Zusammenstellung nichts benommen seyn. Der redlichste unter allen dreyen ist *Bergasse*, der, obgleich von Buonaparte verfolgt, es für Feigheit ansieht, einen Leichnam zu beschimpfen, und der, obgleich ihm eine heitere Aussicht bey der Rückkehr der Bourbons ward, es unter seiner Würde hält, die Entsetzungsacte Napoleons zu billigen. Freylich lenkt er in dem Tadel und der Verachtung der Constitutions-Urkunde wieder ein, jedoch nur in sofern es Wahrheit, Gerechtigkeit und Interesse der Sache fodern. Wenn Flassan flüchtig über einige Artikel dieser Constitution wegeilt: so bleibt der Letztere länger dabey stehen, Keiner aber von allen dreyen hat auch nur geahnet, was eigentlich der neuen Regierung zur Constitution werden sollte, und musste.

Berlin, b. Hayn: *Deutschlands Triumph, oder das entjochte Europa.* Herausgegeben von *W. Scheerer.* II Heft. 1815. 80 S. 8. (8 Gr.)

An Mannichfaltigkeit fehlt es auch diesem Hefte nicht (vgl. J. A. L. Z. 1815. No. 50), er enthält 20 Artikel; auch fehlt es ihm an Verschiedenheit der behandelten Gegenstände nicht, denn sie laufen nach entgegengesetzten Richtungen aus; dann ist die Form wechselnd, da beynahe eben so viele Gedichte als Aufsätze in Prosa vorkommen, und selbst mehrere Gedichte, besonders die von *Gubitz* und von *Hartwig von Hundt* (die meisten sind von Letzterem), verdienen eine weitere Verbreitung: aber Vieles ist unter den Aufsätzen nicht neu, sogar schon gedruckt, vieles Neue nicht ergreifend, Vieles fremd, Vieles zwecklos, Manches fade. Rec. glaubt hie und da *Görres* im rheinischen Mercur, z. B. den Dom zu Cölln, wieder zu lesen; im eisernen Kreuze No. 1 kehrt sogar Manches aus der Nemesis zurück; im deutschen Sinne No. 2 geht das Interesse in der Anonymität der biederen deutschen Frau unter; die Bruchstücke aus Buonapartes Charakteristik sind schon durch viele andere Zeitschriften bekannt; das Sechsgespräch über Deutschheit vom Vf. (die Benennungen Jungfrau und Frau betreffend) berührt kaum die erste Grenze u. s. w.

Oldenburg, b. Schulze: *Germania*, eine Zeitschrift für Deutschlands Gemeinwohl, von *F. R. Ricklefs.* III B. II Heft. 112 S. III Heft. 110 S. 1815. 8. (14 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1815. No. 142.]

Inhalt: 1) *Misshandlungen des Kirchspiels Blexen an der Weser, im Herzogthum Oldenburg. Ein Beytrag zur Geschichte der französischen Tyranney in Deutschland.* Die Geschichte dieser Misshandlungen ist zum Theil aus öffentlichen Blättern, aber nicht so vollständig, wie durch diesen Aufsatz, bekannt geworden. So gern Rec. dem Vf. dafür seinen Dank zollt, und so wenig er die innigste Theilnahme der unglücklichen Gemeinde und den in tiefe Trauer durch den Mord von 19 Individuen versenkten Familien versagen kann: so ist doch dieser Beytrag zur Geschichte der französischen Tyranney noch schonend, da es den verruchten Mördern nicht an Schein für die Härte fehlte, aber da z. B. in Hamburg, Erfurt und an anderen Orten Deutschlands, wo auch der scheinbare Schein verschwand, und Thatsachen erlogen, und die erlogenen als gegründet bestraft wurden, da muss die Geschichte die Ernte für solchen Stoff suchen. 2) *Siegmars Abschied.* Ein edler junger Hanseate, Nicolaus Wolter Jantzen, der sich an die Schaar der Freywilligen anschloss, und seit der Räumung der Elbinsel (Wilhelmsberg und Fiddel) vermisst wird, verdiente diese Nänie. 3) *Paris und die Franzosen, aus den Briefen eines reisenden Engländers im Sommer 1814.* Wenn auch nicht reich an tiefen, nicht einmal gründlichen Bemerkungen: so sind doch die Briefe, oder vielmehr die Auszüge nicht ohne Interesse, da der Reisende auch seine Nation oder sich nicht schont. 4) *Was nun zu thun?* von *Ricklefs.* Auch ehe die Sa-

che durch die Schlacht bey Belle Alliance entschieden war, und jetzt noch, stimmen wir dem Resultat bey: Seyd überall auf der Hut!

II Heft. 1) *Attila und Bonaparte, Chalons und Leipzig*, eine historische Parallele. Fortsetzung. Da, wo die Geschichte verläfst, hat der Vf. in Attila zwar durch Vermuthungen nachgeholfen; allein so treffend auch die Puncte der Ähnlichkeit und Verschiedenheit herausgehoben seyn mögen: so können solche Parallelen, wo Zeit, Ort, Persönlichkeit, Umstände, Zufälle, so grosse Intervallen lassen, besonders in dem Dunkel der Geschichte, nur für gesellige, nicht für gelehrte Unterhaltung frommen. 2) *Über einen Aufsatz des Hn. B. von Halem.* Der Hauptanklagepunct in diesem mit vieler Mäfsigung vorgetragenen Aufsatze, betrifft die Thatsache, dass Hr. *von Berger* eine Denkschrift wegen der oldenburgischen Angelegenheiten dem Hn. *von Halem* zur Überreichung an den Präfecten zugestellt, *von Halem* aber sie nicht überreicht habe: — eine Thatsache, die der Beschuldigte für eine Unwahrheit erklärt, und hier als sehr wahrscheinlich bewiesen wird. 3) *Schreiben der Administrativ-Commission in Oldenburg, an den Präfecten Grafen von Arberg, zur Rechtfertigung ihres Benehmens, aus dem Französischen.* Trotz dieser so klaren Rechtfertigung mussten *Fink* und *von Berger* fallen. — Rec. kennt einen Mann, der über diese französische Greuelthat fast den Verstand verlor, ohne mit den Gemeuchelmordeten verwandt zu seyn. 4) *Gedanken und Gleichnisse.* Nicht tief. 5) *Ansichten von Frankreich*, aus Briefen eines reisenden Engländers. — Fortsetzung. — Interessant, was die Zimmer der Kaiserin zu Rambouillet und Napoleons geheimstes Gemach betrifft.

GIESSEN, b. Heyer: *Einleitung zu Vorträgen über die deutsche Geschichte* von *F. G. Welker*, ord. Prof. der griechischen Literatur und Archäologie. 1815. 52 S. 8. (6 Gr.)

Der hohe und würdige Begriff, von der deutschen Geschichte und dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Wiederherstellung in ihre Rechte das, was vom Volkscharakter in uns liegt, uns zum vollständigen Bewusstseyn zu bringen, und einen Haupttheil unserer Persönlichkeit zu erziehen, uns selbst also harmonisch und angemessen in allen unseren Empfindungen und Grundsätzen durchzubilden, ist eine herrliche Anregung für die Gegenwart, für das deutsche, mehr durch Begriff und Lehre, als durch Phantasie geleitete Volk, und selbst für den Moment, wenn der Staat oder die Regenten die Freyheit, die Rechte und Eigenthümlichkeit des Volks, durch das sie erhalten und gehoben wurden, nicht dankbar genug anerkennen sollten. Nur so tritt die Geschichte in den Rang der Musen, und der deutschen Geschichte gebührt dann vorzüglich das heilige Opfer.

HAMBURG, b. Wörmer: *Niederelbischer Merkur.* I — XII Heft. 1815. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Anzeige auf dem Titelblatte: diese Hefte werden von lesenswerthen Tagesschriften, vor allen dem rheinischen Merkur u. a. Auszüge nebst einigen eigenen Aufsätzen liefern, und die Versicherung des Rec., dass bey weitem nicht die wichtigsten Aufsätze hieraus ausgehoben, und die Zugaben unbedeutend sind, mag die Recension dieses Flugblattes mit der Frage seyn: Bedarf man denn an der Niederelbe eines solchen Transfusionsmittels?

WIEN, b. Camesina: *Politische Betrachtungen über einige Tagesschriften und über die Vortheile aller Franzosen.* Aus dem Französischen des Herrn von *Chauteaubriand* übersetzt von *T. H.* 1815. 112 S. 8. (16 Gr.)

Dieser Übersetzer (eine andere Verdeutschung haben wir bereits 1815 No. 142 angezeigt) war zwar des Sinnes, aber nicht des Ausdrucks und der Reinheit der Sprache mächtig. Manche Stellen versteht man kaum, z. B. die wahre Sprache um gerecht zu seyn über die Emigranten zu führen, ist zu sagen, dass der Verkauf ihrer Güter u. s. w. Die Interpunction fehlt nicht nur hier noch dazu, sondern auch an mehreren Stellen. Provincialismen: er hat geruft, er hat vergessend gemacht u. s. w., sind nicht selten, und doch ist er so sehr Purist, dass er in dem Titel *sur les intérêts de tous les Francois*, sogar das Wort Interesse verwerfen, und dafür übersetzt hat: über die *Vortheile* aller Franzosen. Interesse ist oft nur des Vortheils Anfang oder Grund.

Ohne Druckort: *Der deutsche Bund wider das deutsche Reich.* 1815. 18 S. 8. (4 Gr.)

Ein Wort schalkhafter Bitterkeit, dass man kein Reich, keinen Kaiser will, sondern einen Fürstenbündel, zusammengeknebelt, wie der Vf. sagt, durch die frankfurter Ringmauer, der die Deutschen ihren Frieden, ihre Freyheit, ihren Handel und Wandel anvertrauen sollen. Die Lauge macht er durch ein Kupfer noch ätzender, dessen Erscheinung er in Marbods und Herrmanns Zeiten zurückdichtet, und auf dessen einem Felde das deutsche Reich als ein mächtiger Fruchtbaum mit 2 kräftigen Ästen, die die Stützen von anderen sind, und mit frischem Laubwerk, Schatten und Kühle gewährend, hervorragt, auf dessen anderem aber ein Bündel dicker und dünner Dornprügel, von 2 Weiden mühsam zusammengeschnürt, erscheint. — Die Erinnerung an die Zeiten Marbods und Herrmanns ist dem Vf. missglückt: denn sie führt auch die Erinnerung an die letzten Tage dieser Helden mit sich, und da heisst es wohl: *infandum jubes renovare dolorem.*

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

LITERATURGESCHICHTE.

Schleusingen, auf Kosten des Herausgebers, und in Commiss. b. Hinrichs in Leipzig: *Die Landesschule Pforte*, ihrer gegenwärtigen und ehemaligen Verfassung nach dargestellt von M. *Karl Christian Gottlieb Schmidt* und *Friedr. Karl Kraft*, Lehrern am königl. und herzogl. sächs. gemeinschaftl. Gymnasium zu Schleusingen. Mit einem Kupfer (die Landschule Pforte darstellend). 1814. 220 S. ausser dem voranstehenden Einleitungs-Gedicht und einer angehängten Lectionen-Tabelle, 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wer, wie Rec., das Glück genoss, seine erste Bildung auf der Landesschule Pforte zu erhalten, der wird mit zwiefachem Interesse bey dieser Schrift verweilen, in welcher die gegenwärtige und ehemalige Verfassung der Schule mit Wahrheit und Würde, wenn auch nicht in der lichtvollesten Anordnung der einzelnen Gegenstände, unterhaltend und klar, wenn auch nicht immer in gleichgehaltenem Tone und Vortrage, von zwey dankbaren und einsichtsvollen Zöglingen derselben dargestellt ist. Aber auch anderen Lesern muss ein Buch erwünscht seyn, wodurch sie die Entstehung, Schicksale und innere Einrichtung einer Lehr- und Erziehungs-Anstalt näher kennen lernen, welche von jeher zu den berühmtesten und am meisten besuchten in Sachsen gezählt ward, hochgefeiert durch die Namen und Verdienste eines *Dav. v. Peifer*, *Graevius*, *Schöttgen*, *Joh. Aug. Ernesti*, *Boehme*, *Joh. Elias* und *Joh. Adolph Schlegel*, *Klopstock*, *Karl Wilh. Müller*, *Tzschucke*, *Fichte*, *Joh. Gottlob Schneider*, *Mitscherlich*, *Huschke*, *Boettiger*, *Döring*, *Sonntag*, *Krug*, *Sartorius* und so vieler Anderer, deren Genius in den stillen Mauern dieser Schule gepflegt ward, und in den neuesten Zeiten wiederum so vielfach verbessert, ausgestattet, erweitert, dass kein sächsisches Gymnasium sich ihr gleichstellen, geschweige den Vorrang vor derselben anmassen darf.

Wer das deutsche, besonders das sächsische Schulwesen kennt, dem muss sich die Frage aufdrängen, wodurch Pforte einen so hohen Rang unter ihren Mitschwestern sich erwarb, und, was beynahe befremdlicher ist, wodurch sie ihn drittehalb Säcula hindurch (im J. 1543 ward der erste Rector, M. *Joh. Gigas*, aus Nordhausen, dort angestellt), bey so mannichfaltigem Wechsel der Dinge, bey so vielen Stürmen der Zeit, wie vom Schicksal beschieden, unbestritten behaupten konnte. Nicht war es einzig die reiche Dotation der Schule, was sie hob und erhielt; auch nicht immer die Trefflichkeit und Berühmtheit der Lehrer (wir finden in dem S. 174 beygefügten Verzeichnisse derselben von 1545 bis 1814 auch viele *nomina obscura*, und sehr viele, welche ihr graues Alter wohl oftmals zu Schulgeschäften untüchtig gemacht haben mag): sondern was ihre hohen Vorzüge begründete, bestand zuvörderst in dem gründlichen, erschöpfenden Studium des Alterthums, das die Seele des ganzen Unterrichts war, und worauf alles abzweckte. Stimmen der Unwissenheit, welche das Sprachstudium als Sylbenstecherey verschreyen, wie sie wohl zuweilen auch auf höheren Schulen ertönen, wurden hier nie gehört, und werden, so Gott will, nie gehört werden. Ferner bestanden die Vorzüge dieser Schule in unablässiger Belebung eines edeln Wetteifers, der die jugendlichen Gemüther mit so grossem Erfolge entflammt; dann vorzüglich auch in der zweckmässigen Vertheilung der öffentlichen Lehrstunden, welche genugsame Zeit zum Privatfleiss und zur Selbstthätigkeit übrig liess, ja in den zwischen den Lectionen angeordneten Repetirstunden ausdrücklich dazu auffoderte; nicht minder in der strengen, fast ans Klösterliche grenzenden Zucht und Ordnung, welche im Einzelnen und über das Ganze waltete, indem sämmtliche Schüler mit den Lehrern gleichsam einen kleinen Staat für sich, oder auch nur eine grosse Familie unter der Aufsicht und Leitung sorgsamer Väter und Freunde bildeten; endlich in der vortrefflichen Einrichtung, dass den Zöglingen der oberen Classen die Aufsicht über die unteren anvertraut, und jedem einzelnen älteren Schüler, der sich durch Kenntnisse und Sitten dessen werth gemacht hatte, ein jüngerer, oft auch mehr als Einer, besonders übergeben wurde, der ehemals in Einer Zelle mit ihm wohnte und schlief, um ihn zum Fleiss, zur Ordnung und zu einem sittlich guten Betragen anzuhalten, auch ihm selbst durch Unterricht in bestimmten Stunden, unter Aufsicht eines Lehrers, nachzuhelfen. So gewöhnte der Jüngling nicht nur sich selbst an strengere Sitten und gründliches Studium, sondern er bildete sich auch frühzeitig zum Lehrer und Erzieher, und genoss überdiess die Freude, den Erwerb seines Fleisses schon jetzt Anderen mittheilen zu können; er gewann nicht nur selbst dadurch an Einsicht und Festigkeit, sondern wurde auch Anderen nützlich. Hiezu kam das liebevolle, dankbare Andenken des Knaben, dessen er sich annahm, diese *necessitudo* zwischen dem „*Ober-* und *Unter-Gesellen*," die sogar oft in innige, dauernde Freundschaft

überging; nicht zu erwähnen, dafs er zugleich die Ältern und Verwandten seiner Zöglinge sich verbindlich machte, und dadurch nicht selten sein Glück beförderte. Gewifs hat man es dieser alten löblichen Einrichtung *vorzüglich* zu verdanken, dafs so viele tüchtige Universitäts- und Schul-Lehrer (z. B. nur seit 1750 an hundert, und zwar 30 an 16 Universitäten, die übrigen an mehr als 30 Gymnasien und anderen Schulen, in und aufserhalb Sachsen) aus der Schulpforte hervorgegangen sind.

Man begreift leicht, dafs diese innere Organisation der Schule nicht nachgeahmt werden kann, diese Anregung und Leitung des wetteifernden Privatfleifses nicht möglich ist an solchen Orten, wo die Schüler zerstreut in mehreren Häusern, oft im Geräusch der grofsen Welt, leben, und sich nur zu festgesetzten Stunden in dem Schulgebäude, oder in den Wohnungen ihrer Lehrer, versammeln. Wenn vielleicht hier schneller und früher der geglättete Anstrich der feinen Welt an dem jungen Gymnasiasten sichtbar wird: so verachte man defshalb doch ja nicht jenes klösterliche Zusammenleben, welches, in ruhiger Abgeschiedenheit von den Zerstreuungen des Familienkreises wie der grofsen Welt, zu einem regelmäfsigen Studiren beynahe zwingt, und, was für das ganze Leben so unendlich reichen Gewinn verschafft, die Zeit auch in ihren kleinsten Momenten, die den meisten Menschen verloren gehen, recht eigentlich auskaufen lehrt. Flachheit kann hier nie gedeihen; selbst die unfähigsten und am wenigsten ausgezeichneten Köpfe in Pforte konnten sonst mit sehr Vielen, die auf anderen Gymnasien zu den besseren gerechnet wurden, siegreich den Wettkampf bestehen. Wir wollen nicht den Schaden erwähnen, der auf so vielen Schulen dadurch angerichtet wird, dafs man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was für jeden Gelehrten nöthige Vorkenntnisse sind, Zeit und Aufmerksamkeit abbricht, um sie an sogenannte Realitäten zu verwenden, welche ohne methodische und vollständige Überlieferung mehr zerstreuen als bilden. Das *non multa, sed multum* bey dem Jugendunterricht, oder (wie *Joh. v. Müller* es ausdrückte) zuerst *in die Tiefe arbeiten — wenig, aber gründlich:* das war immer der so herrlich bewährte Wahlspruch beym pfortaischen Schulunterricht.

Manches von dem, was wir angeführt, hat zwar in den neuesten Zeiten eine Veränderung erfahren. Die grofse Reform der Schule, welche im J. 1795 unter dem Rector *Heimbach* angefangen und unter *Ilgen* vollendet wurde, betraf nicht blofs das Äufsere; es wurden nicht blofs von Pforta's reichem Fonds schöne, geschmackvollere Gebäude aufgeführt, und dem Zeitgeiste gemäfs, für gröfsere Reinlichkeit, Bequemlichkeit, Anstand der Wohnungen und der ganzen häuslichen Einrichtung der jungen Bewohner gesorgt: sondern durch die Anstellung sechs neuer Hülfslehrer (*Collaboratoren*), welche nunmehr zwischen den eigentlichen Classenlehrern und der studirenden Jugend mitten inne stehen, durch die Erweiterung der Zimmer, der ehemaligen *Zellen*, deren jede sonst nur zwey, seit *Geislers* Rectorat drey, einen *Ober-*, *Mittel-* und *Unter-Gesellen* fafste, jetzt aber zwölf bis sechzehn aus verschiedenen Classen in sich schliefst, durch die besondere Aufsicht, welche nunmehr jedem Collaborator über eine bestimmte Zahl Schüler übertragen wurde, endlich auch durch Vervielfachung der Lehrgegenstände, ging auf einmal eine neue Gestalt der Dinge hervor, und namentlich schien jene oben erwähnte *necessitudo* zwischen Ober- und Unter-Gesellen an Festigkeit und Wirksamkeit zu verlieren. Wir wissen, dafs Mehrere, zumal der ehemaligen, an die alte Verfassung gewöhnten Portenser, diese Veränderungen ungern wahrnahmen, dafs sie sogar den sonst so erfolgreichen Privatfleifs der Schüler dadurch gefährdet glaubten, und das alte strenge Subordinationssystem, wodurch doch (S. 21) „Haltung und Einheit in das Ganze gebracht, und ein Grad von Ordnung und Regelmäfsigkeit erreicht wurde, der den Lehrern selbst ihr Geschäft erleichterte, und Fremde nicht selten in Verwunderung setzte," lieber beybehalten, als jene pädagogienartigen Abänderungen eingeführt wünschten. Selbst *Klopstock*, nachdem er von diesen Umformungen gehört hatte, schrieb in einem hier (S. 51) mitgetheilten Briefe besorglich an den damaligen Rector *Heimbach*: „Die Pforte bekommt also noch 6 Lehrer und ein „neues Schulgebäude. Werden jene in den Repetir„stunden vorgeschriebenen Unterricht geben? Oder „wird den Schülern, wie sonst, freystehen, nach eige„ner Wahl zu arbeiten, sollte es auch zuweilen nur „wenig seyn? Wenn im ersten Fall das Lehren in „Einem fortgeht, und dann die Repetirstunden ein„gehen: so wird die Pforte ein Pädagogium, und es „ist, fürchte ich, dann bald aus mit ihr."

Sehr gegründet waren solche Besorgnisse: Niemand konnte den Werth der Repetir- und Frey-Stunden richtiger beurtheilen und höher schätzen, als *Klopstock*, der eben in solchen Stunden dort, wie er selbst sagt (S. 46), den Plan zu dem Messias beynahe ganz vollendet, und von dem man noch sehr lange den Hügel auf Pforta's majestätischen Bergen zeigte, wo der Jüngling oft einsam gesessen, und in heiligem Entzücken über sein grofses Werk nachgesonnen hatte. Und welcher ehemalige Portenser wird nicht in unser Bekenntnifs einstimmen, dafs jene durch die Repetirstunden veranlafsten und gleichsam sanctionirten Privatstudien, mehr oder minder von Lehrern oder Oberen geleitet, und der dadurch auch für die Freystunden entflammte Wetteifer unter den Beysammenlebenden, welcher sich von frühem Morgen an (das Aufstehen um 4 Uhr war damals etwas sehr Gewöhnliches und gewissermafsen Ehrenpunct bey den ausgezeichneteren Alumnen) durch bewundernswürdige Emsigkeit an den Tag legte, den guten Kopf weit schneller weckten und vorwärts trieben, und auch den mittelmäfsigen viel kräftiger anspornten, als alle Lectionen der Lehrer? — Indefs, die Vff. vorliegender Schrift, welche selbst noch als Zöglinge der Schule aus der alten Ordnung der Dinge in die neue übergetreten sind, versichern zu unserer Beruhigung sehr angelegentlich und zu wiederholten Malen, dafs auch bey dieser neuen Verfassung den Schülern fortdauernd

zu freyer Selbstthätigkeit genugsame Zeit geblieben, dass im Ganzen noch immer die alte Einrichtung beybehalten worden, nach welcher Selbstbeschäftigungsstunden mit öffentlichen Lectionen abwechseln, dass gründliches Studium der alten Sprachen die Hauptsache geblieben sey, und für Belebung des Privatfleisses auch durch den erleichterten Gebrauch der trefflichen Schulbibliothek gesorgt werde.

In der That finden wir die Erweiterung der Lehrgegenstände (S. 124 ff.) im Ganzen sehr zweckmässig. Für Geschichte, Geographie und deutsche Sprache war offenbar ehedem zu wenig gesorgt: der neueste Lehrplan umfasst, wie billig, auch diese Gegenstände des Unterrichts; überdiess aber auch *Mechanik*, *Statik*, *Physik*, welche der verdienstvolle Mathematicus *Schmidt*, zugleich mit den übrigen mathematischen Wissenschaften, in öffentlichen Lehrstunden vorträgt, die aber vielleicht eben so, wie die *Archäologie*, welche der dritte Lehrer, ein Hr. *Lange*, in der ersten Classe lehrt, wo nicht ganz von dieser Schule ausgeschlossen, doch zweckmässiger in Privatstunden für Erlesene verwiesen werden dürften. So pflegte ehemals der unvergessliche Rector *Geissler* durch den Vortrag der Archäologie nur die Besten, nur die Geweiheten seiner Classe, in den Ferien zu belohnen.

Sehr verständig ist auch die Vertheilung der Lehrstunden, und eben so zu billigen, dass auch jetzt täglich nie mehr als vier, höchstens fünf allgemeine Lectionen, d. h. zu gleicher Zeit in sämmtlichen Classen, gegeben werden. Der Grund der Billigung in Bezug auf die Schüler liegt in dem, was wir oben von den so nöthigen und so fruchtreichen Privatstudien gesagt haben. Wem es aber befremdlich dünken sollte, dass die Lehrer, zumal nach Anstellung der sechs Collaboratoren, so wenig durch öffentliche Lectionen beschäftigt sind, dass auf die meisten nur zehn in Einer Woche kommen: der erwägt nicht, wie wenig der alte Schlendrian auf den gewöhnlichen Schulen, wo fast der ganze Tag mit Schulstunden ausgefüllt ist, dem Fortschreiten der Lehrer in den Wissenschaften frommt, wie selten so viele Lehrstunden mit der nöthigen Vorbereitung und Geistesheiterkeit gegeben werden, und vor allen Dingen, wie unerlässliche Pflicht es dem Lehrer einer solchen Anstalt, zumal in unseren Tagen, sey, den Ruf derselben auch durch öffentliche Druckschriften, nicht bloss durch Programme (wiewohl auch deren Abfassung von den Vff. S. 140 mit Recht gewünscht wird), zu erhalten und zu erhöhen, und dadurch seine eigene Tüchtigkeit dem auswärtigen Publicum zu bewähren. Lang und fest gegründet ist in solcher Hinsicht die literarische Celebrität des jetzigen gelehrten Rectors, D. *Ilgen*; auch der Prof. der Mathematik, *Joh. Gottlieb Schmidt*, ein ehrwürdiger Greis voll Jugendkraft, in welchem Rec. selbst noch einen seiner treuesten, liebsten Lehrer verehrt, hat nunmehr durch eigene treffliche Bücher zugleich für seinen Ruf im Auslande und für einen besseren Unterricht in der Schule, als er ehemals nach *Wolf's* bekanntem Auszuge gegeben werden konnte, rühmlichst gesorgt. Den übrigen Lehrern sind ohne Zweifel seither die für literarische Unternehmungen so ungünstigen Zeitumstände eine unerwünschte Hinderung gewesen: es sey erlaubt zu sagen, dass wir besonders von der gründlichen, mit dem feinsten Sinn und Geschmack verbundenen Gelehrsamkeit des Conrectors, oder (wie er nunmehr heisst) zweyten Professors, *Ephraim J. G. Schmidt*, nicht weniger erwarten, als zu unserer Zeit dessen Amtsvorfahr, der um Pforte so vielfach verdiente *Barth*, neben dem vielseitigsten Unterricht nicht bloss in der alten Literatur, sondern auch in der englischen, italiänischen und spanischen Sprache, gleichwohl noch durch Schriften geleistet hat.

Statt eines dürren Auszuges, der leicht aus vorliegendem Buche zu machen war, schien es uns angemessener, einige Hauptmomente auszuheben, und unsere Ideen daran zu reihen. Wir beschliessen mit einigen Miscellen, welche wir aus zerstreueten Stellen der Schrift zusammenfassen, und die vielleicht nicht uninteressant den Lesern unserer Blätter sind.

Die Zahl der Alumnen in Pforte war und ist gewöhnlich 150. Seit der Stiftung der Schule (1 Nov. 1543) bis zum Jahr 1814 sind neuntehalb Tausend aufgenommen worden. Da, nach der wohlthätigen Stiftung des Kurfürsten Moritz, den Alumnen, d. h. solchen, welche Freystellen haben, die grösstentheils von den königl. sächsischen Städten vergeben werden, Wohnung, (reichliches und gutes) Essen, Licht, Heizung eben so, wie Unterricht, unentgeltlich ertheilt wird, und neben den jährlichen Angebinden an die 7 Lehrer nur noch einige kleine Ausgaben für die Schulbibliothek, Bettmachen u. s. w. zu bestreiten sind: so bedarf auch jetzt noch ein solcher Alumnus, mit Inbegriff der Bücher, Kleider und Wäsche, jährlich nicht mehr als etwa 40—50 Rthlr. Überhaupt aber kann man die hier studirenden Jünglinge in 4 Classen eintheilen: in solche, welchen oberwähnte Freystellen verliehen sind; in solche, welche königl. Koststellen (20 an der Zahl) geniessen; in solche, welche zwar unter den Alumnen wohnen, und in ganz gleichen Verhältnissen mit ihnen stehen, aber bey einem Lehrer die Kost erhalten, und endlich in solche, welche bey einem der Lehrer nicht nur die Kost haben, sondern auch bey ihm wohnen. Die Schüler der zweyten Classe müssen für den Tisch, welchen sie mit den übrigen Alumnen gemein haben, jährlich die sehr unbedeutende Summe von 25 Gülden bezahlen. Die Schüler der dritten Classe, welche Semiextraneer, oder halbe Kostgänger genannt werden, vergüten den Lehrern, bey welchen sie an den Tisch gehen, für diese tägliche Kost des Jahres gewöhnlich 130 bis 140 Thaler. Die Extraneer, oder ganzen Kostgänger, welche aber freylich alle oben gerühmten Vortheile des Beysammenlebens entbehren, geben 20 bis 30 Thaler mehr, dann bey den Angebinden der Lehrer und bey Privatstunden das Doppelte: den öffentlichen Unterricht aber haben sie, wie die Alumnen, ganz frey. — Die Aufnahme kostet ungefähr 10 Thaler; eben so viel der Abgang von der Schule. — Auch für die Gesundheitspflege der Jünglinge sind nunmehr preiswürdige Anstalten getroffen: ein Arzt und ein Chirurg wohnen ganz in der Nähe des Schulgebäu-

des, und find bey gefährlichen Krankheiten immer zugegen: der Kranke wird, entfernt von dem Schlaffaale und feiner Wohnung, in einem befonderen Zimmer gut gewartet und gepflegt; auch wird ihm nach einer vorgefchriebenen Diät die Koft aus der Küche des Rentmeifters geliefert. — Lehrreich und nachahmungswerth ift die S. 157 gefchilderte Einrichtung der Schulexamen, welche zweymal des Jahres gehalten werden. Übungen in der lateinifchen Poefie, wodurch fo viele Portenfer zu gefchmackvollen Dichtern gebildet worden, find noch jetzt vorherrfchend; aber es werden auch hebräifche und griechifche Penfa aufgegeben: überhaupt hat hier das Studium der griechifchen Sprache feit dem letzten Jahrzehend an Umfang und Zweckmäfsigkeit bedeutend gewonnen. — Die Teftimonia, welche die Schüler bey ihrem Abgange, unterzeichnet von allen Lehrern, empfangen, werden feit *Heimbach's* Rectorate nach einem dreyfachen, nur durch wenige Beywörter unterfchiedenen Schema verfafst (S. 174). Die Bequemlichkeit des Drucks kann folche feftftehende Schemata empfehlen: da aber diefe Zeugniffe *gefchrieben* in die Hände der Schüler kommen, fo dünkt uns die ehemalige Manier, nach welcher Jeder ein *ihn* fchilderndes und für *ihn* paffendes Zeugnifs erhielt, zwar etwas mühfamer für den, der es ausftellt, aber fonft in mehreren Rückfichten vorzüglicher. Wir erinnern uns, treffliche, in Anfehung des Inhaltes fowohl als der Form mufterhafte Teftimonia von *Freytag*, *Grabener*, *Geifsler* und anderen Rectoren gelefen zu haben. Welchem Univerfitätslehrer, oder welcher höheren Behörde, für welche zunächft folche Schulzeugniffe beftimmt find, wird nicht eine genauere Charakterifirung des fich ihnen darftellenden Jünglings willkommener feyn, oder, wenn man diefen Zeugniffen längere Dauer zutraut, wer möchte nicht lieber z. B. eine treffende Schilderung *Klopftock's*, wie der Jüngling damals war und feinen Lehrern erfchien, von einem mit Menfchenkenntnifs begabten und in der Darftellungskunft geübten Rector lefen, als die (jetzt übliche) allgemeine Befcheinigung, dafs der Schüler *nunquam*, oder *raro*, oder *aliquoties reprehendendi locum fecerit*, und dafs er *venia ad altiora in academia fe applicandi imprimis*, oder *omnino*, oder *fic fatis dignus* gewefen fey?

Genug! Möge die *alma mater Porta*, welche um wahre Gelehrfamkeit fo unfterbliche Verdienfte fich erworben, und fo oft, auch in den letzten unfeligen Kriegesftürmen, durch unverkennbare göttliche Vorfehung glücklich gerettet worden ift, noch lange, wie bisher, für ächte Geiftesbildung wirkfam feyn, und möge Mauritius edler Geift fortwährend auf ihren künftigen Landesfürften ruhen! *E.*

JUGENDSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Der phyfikalifche Jugendfreund, oder fafsliche und unterhaltende Darftellung der Naturlehre*, mit der genaueften Befchreibung aller anzuftellenden Experimente, der dazu nöthigen Inftrumente u. f. w. von *D. J. H. M. Poppe*, Rath und Prof. zu Frankfurt a. M. *Dritter Theil.* Mit 8 Kupfertafeln. 1814. 282 S. *Vierter Theil.* Mit 6 Kupfertafeln. 1815. 264 S. kl. 8. (Jeder Theil 1 Rthlr. 12 gr.)

Das allgemeine, von dem Rec. bey Gelegenheit der beiden erften Theile über diefes Werk ausgefprochene Urtheil (*J. A. L. Z.* 1812. No. 106 und 1813. No. 177) ift auch für obige Theile vollkommen gültig. Es bleibt daher hier nur der Inhalt anzuzeigen. Der *dritte* Theil enthält die Capitel 33 bis 48. Die vier erften derfelben handeln vom Thermometer und Pyrometer, von der fpecififchen Wärme, vom Schmelzen der Körper und von ihrer Verwandlung in Dämpfe. Mit dem 37 Cap. beginnt die Lehre vom Lichte im Allgemeinen; die folgenden handeln von der Gröfse der Gegenftände, welche wir fehen, von der Reflexion der Lichtftrahlen, von den Erfcheinungen in ebenen und gebogenen Spiegeln, vom Brechen der Lichtftrahlen im Allgemeinen, von den optifchen Täufchungen, von der Brechung der Lichtftrahlen in gefchliffenen Gläfern, von den Linfengläfern und deren Wirkungen, vom Auge und der Befchaffenheit des Sehens, von den wichtigften optifchen Inftrumenten, von den Farben und von der Beugung des Lichts. Im *vierten* Theile handelt der Vf. im 49 und 50 Cap. die Gasarten auf eine für wifsbegierige Lefer gewifs fehr anziehende Art ab. Hierauf folgt Cap. 51 bis 63 die Lehre von der Elektricität und dem Galvanismus, und Cap. 64 bis 68 die Lehre vom Magnetismus. Im 69 Cap. werden noch einige beluftigende phyfikalifche Kunftftücke hinzugefügt. Auf Deutlichkeit im Vortrage ift auch in diefen beiden Theilen überall der von dem Vf. fchon gewohnte Fleifs gewandt; überall werden ihm aufmerkfame Lefer folgen, ja nicht wenige der hier aufgeftellten Verfuche mit Sicherheit nachmachen können. In der Zeichnung der fogenannten pneumatifchen Wanne (warum nicht lieber deutfch: *Luftwanne?*) ift jedoch ein Fehler; das Gefims nämlich, auf welches die Gefäfse zum Aufnehmen der Gasarten geftellt werden, ift oben auf den Rand der Wanne gezeichnet. In diefer Lage würde es aber nie unter Waffer gefetzt werden können, was doch beym Gebrauche durchaus nöthig ift. Wenn im 4 Theile gefagt wird S. 38: „Er gofs bey diefem Experimente (nämlich bey welchem das in einer Flafche befindliche Wafferftoffgas als brennender Stoff an der Mündung der Flafche ruhig abbrennt) zugleich etwas Waffer in die Flafche": fo fieht man nicht ein, wozu diefs gefchah: denn das Heraustreiben des Wafferftoffgafes gefchieht fchon durch die weit fchwerere atmofphärifche Luft.

Rec. empfiehlt auch diefe beiden Theile Jünglingen und Naturfreunden überhaupt, zumal folchen, die nach Naturkenntniffen ftreben, aber des mündlichen Unterrichts in der Naturlehre entbehren. Er bemerkt zugleich, dafs mit dem 4 Theile die Experimentalphyfik gefchloffen ift, dafs aber der Vf., aufgemuntert durch den Beyfall, den das Werk gefunden, noch 2 Theile hinzufügen wird, von denen der eine die vornehmften Lehren der Chemie, und der andere die Meteorologie enthalten foll. *yn.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

KUNSTGESCHICHTE.

Hannover, b. d. Brüdern Hahn: *Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden*, von *J. D. Fiorillo*. Erster Band. 1815. XIV u. 503 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Werk ist als Fortsetzung der von dem Vf. früher erschienenen fünf Bände zu betrachten, worin er die Geschichte der Malerey in Italien, Frankreich, Spanien und Grossbritannien mit glücklichem Erfolge bearbeitet hat. Wir haben den ersten Band jenes grösseren Werkes in der alten (nunmehr *Hallischen*) *Allg. Liter. Zeit.* 1799. No. 2 u. 3, und die folgenden vier in den *Ergänzungsblättern* zu der *Jen.* A. L. Z. 1815. No. 78 u. 79) beurtheilt, und knüpfen an diese Beurtheilung die Anzeige des gegenwärtigen Werkes, welches sich bloss auf die ältere deutsche Kunstgeschichte bezieht. Mit Vergnügen bezeugen wir, dass Hr. *Fiorillo* abermals durch die hier mit gelehrtem Fleiss und vielen Hülfsmitteln zusammengetragenen Nachrichten etwas sehr Nützliches geleistet habe, und dafür den lebhaften Dank aller Kunstfreunde verdiene. Man kann diese Arbeit als eine tüchtige Grundlage ansehen, auf welcher künftig fortzubauen seyn wird. So und nicht anders will auch der Vf. das Werk betrachtet wissen: denn in der Vorrede S. VII lesen wir: „Eine deutsche Kunstgeschichte wird erst dann zu ihrer endlichen Gestaltung gelangen können, wenn mit kunstliebendem Sinne und forschendem Fleisse in allen Provinzen Deutschlands Special-Untersuchungen begonnen und ausgeführt seyn werden." Wir wünschen, dass dieses bald geschehe, dass den Meistern und Werken, von denen man jetzt durch Hn. *F's.* Bemühung im Allgemeinen Nachricht erlangt, allenthalben weiter nachgeforscht, und ihre Verdienste kunstverständig, mit billiger Schätzung, nicht übertrieben, gewürdigt werden.

Das Werk beginnt mit einer, die deutsche Kunst alter Zeit, von der Herrschaft der Römer herauf bis zum 15ten Jahrhundert, im Ganzen umfassenden Einleitung; nachher folgen neun Abschnitte: I) Von dem Zustand der zeichnenden Künste in Österreich, von den frühesten Zeiten bis zum Anfang des 15ten Jahrhunderts. II) Von dem Zustand der zeichnenden Künste in Böhmen. III) In Schlesien. IV) In Baiern. V) In Franken: mit einem Anhang, Nürnberg insbesondere betreffend. VI) In Schwaben: die Geschichte der Kunst in den Städten Augsburg, Ulm und Nördlingen ist hier ebenfalls, von jeder Stadt besonders, abgehandelt. VII) Über den Zustand der zeichnenden Künste am Oberrhein, oder eigentlich in den Städten Mainz, Strassburg, Speyer, Worms, Trier, Cölln und Frankfurt, von jeder derselben ein besonderer kleiner Abschnitt. VIII) Über den Zustand der zeichnenden Künste in Hessen und Thüringen. IX) In Obersachsen.

Nach dieser Inhaltsanzeige des Ganzen gedenken wir noch einige Stellen umständlicher zu berühren. S. 18 der Einleitung wird gesagt: Die deutsche Architektur unter Karl dem Grossen und den Karolingern blieb eine *verdorbene römische*, oder wohl gar, wie man aus einzelnen Spuren wahrnehmen kann, eine *spätere byzantinische*." Dieses ist allerdings richtig: ein leicht vernehmlicher Nachhall des Alterthums lässt sich an allen dergleichen Gebäuden spüren; bald entdeckt man in den roh gearbeiteten Ornamenten künstlich angeordnete Gruppen von Thieren und menschlichen Figuren, bald Laubwerk und andere Zierrathen von geschmackvoller Erfindung, welche offenbar anderwärts an Denkmalen der Kunst aus besseren Zeiten abgesehen worden. Überhaupt hat man selbst in der dunkelsten Periode des Mittelalters die schönen Muster der Griechen und Römer nie ganz aus den Augen verloren, wohl aber das Lehrreiche an ihnen, ihren Geist, die Kunst, nicht mehr begriffen. Zum merkwürdigen Beweise hiefür dienet, dass im Kreuzgange an der Hauptkirche zu Zürich, welches Gebäude aus Karls des Grossen Zeit herrührt, über einem der kleinen auf Säulchen ruhenden Bögen, die Figur des bekannten Dornausziehers, verkleinert aus Sandstein nachgebildet, angebracht ist, mit etwas mehr Sorgfalt gearbeitet, als die meisten anderen Bildhauerwerke daselbst, so dass man dieses Stück gleichsam für das Äusserste der damaligen Kunstfertigkeit anzusehen hat. Ferner kommen an Gebäuden, welche etwa dem 11ten oder 12ten Jahrhundert angehören mögen, nicht selten Zierrathen vor, die wahrscheinlich von Kreuzfahrern im Morgenland abgesehen worden, wie z. B. eine ungemein hübsch erfundene Friesverzierung von Palmbäumen und Festonen, welche besage der Zeichnungen, die uns ein Freund mitgetheilt, an alten Klostergebäuden zu Breitenau im Hessischen sich befinden sollen. Ebendaselbst giebt es auch noch ein anderes Ornament mit Figuren von Nymphen, Tritonen und Seecentauren.

Zu S. 38 sey uns eine berichtigende Anmerkung gestattet. Es heisst nämlich: „Unter den wenigen Überbleibseln der Sculptur (aus Karls d. Gr Zeit) verdient die Statue Karls, welche in der Mauer des Doms zu Zürich sich befindet, aber äusserst roh gearbeitet ist, genannt zu werden." Aber die Hauptpforte der ge-

dachten Kirche, die gewaltigen Pfeiler, worauf ihre Gewölbe ruhen, und der schon oben erwähnte Kreuzgang sind mit einer Menge in Stein gehauener Bilder und Zierrathen geschmückt; sodann soll, nach der begründeten Meinung neuerer Forscher, jene grosse sitzende Statue Karls, welche an einem der Thürme hoch oben angebracht ist, kein Werk seiner Zeit, sondern sammt dem Thurm von späterer Entstehung seyn, als das Kirchengebäude. — S. 43 u. f. schildert der Vf. mit vieler Wärme die Verdienste, welche die Mönche im Mittelalter sich um die Cultur der Wissenschaften, Künste und Handwerke erworben haben. Wir sind darüber völlig mit ihm einverstanden, und billigen sein gerechtes Lob. — S. 77 wird von dem Dom zu Naumburg geredet, und den daselbst befindlichen Statuen der Schwanehilde und der Jutta, Gemahlinnen der Markgrafen Herrmann und Eckard, Gründern des Doms, viel Rühmliches nachgesagt, auch nicht unwahrscheinlich gefunden, dass Sicilianer, von Otto III (reg. von 983 — 1000) nach Deutschland gelockt, diese Werke schufen. S. 446 lesen wir die bestimmte Versicherung, Otto I (reg. v. 936 — 972) habe sich zum Bau der Domkirche zu Merseburg römischer oder italiänischer Architekten bedient, und nach S. 463 soll Otto II (reg. v. 972 — 983) Mignaturmalereyen — vielleicht gar in Italien — haben verfertigen lassen. Diese Angabe hat einiges nicht ganz Unerhebliches gegen sich. Zwar ist als ausgemacht anzunehmen, man habe in Italien, selbst in den finstersten Zeiten, nie gänzlich aufgehört zu meisseln, zu schnitzen, zu giessen und zu malen; doch dass im 10ten und 11ten Jahrhundert die bildenden Künste daselbst viel fröhlicher geblühet als in Deutschland, wird schwerlich darzuthun seyn; im Gegentheil berichtet Hr. *F.* selbst S. 80 und 81, es habe der heilige Bernward, Bischof zu Hildesheim, eine 30 Fuss hohe, mit Reliefs gezierte Säule, und Thürflügel zu einer Capelle 12 Fuss hoch, und 6 Fuss breit, aus Metall gegossen, letztere im Jahr 1015. — Werke von solchem Umfang und von eigenen Künstlern aus der damaligen Zeit gearbeitet, wird Italien kaum aufzuweisen vermögen; auch sind etwa 50 Jahre nachher bekanntlich die bronzenen Thüren der Kirche St. Paul ausser Rom, in Konstantinopel verfertigt worden, an denen die Arbeit roh und unbeholfen genug ist. Also lässt sich mit Grund vermuthen, Italien habe damals, und kurz vorher, keine so grosse Anzahl Meister von bedeutender Kunstfertigkeit besessen, um anderen Ländern bey grossen Unternehmungen auszuhelfen, da Rom selbst für seinen Bedarf im Ausland arbeiten lassen musste.

Der Dom zu Ulm ist des Ruhms völlig werth, den ihm der Vf. S. 216 u. ff. ertheilt. Es gehört dieses Gebäude, auch nach unserem Ermessen, wie zu den grössten, so zu den allervorzüglichsten Werken deutscher Baukunst. Ganz richtig wird angemerkt, dass die Steinmassen am Thurm und Portal ungemein sauber gefügt sind, und unbedenklich hätten ferner noch die erhobenen Arbeiten, vornehmlich aber die Statuen an gedachtem Portal, mit Lob erwähnt werden mögen, weil dieselben in Hinsicht auf gemüthlichen naiven Ausdruck zu den schätzbarsten Denkmalen der deutschen Kunst am Ende des 14ten, und zu Anfang des 15ten Jahrhunderts zu gehören scheinen. Bey so grossem Aufwand, so ausnehmender Sorgfalt und weit gediehener Technik, als man an dem eben berührten Vordertheile des Gebäudes nicht ohne Verwunderung gewahr wird, ist es um so sonderbarer, dass der Grund dazu fehlerhaft gelegt war, und im Jahr 1496 der Thurm unterfahren, das heisst, die Grundmauern desselben verstärkt werden mussten. Die zu Ulm gangbare Sage, man habe ihn eben dieses Umstandes wegen nicht auszubauen gewagt, hat, wie uns dünkt, viel Wahrscheinliches, und der Versuch, ihn zu vollenden, möchte noch immer nicht anzurathen seyn, weil dadurch Last und Druck sich ungeheuer vermehren, und die Fundamente vielleicht aufs Neue nachgeben würden. S. 218 wird versichert, einige Fenster im Chor der Kirche seyen mit schönen Malereyen verziert. Dieses muss so verstanden werden, dass die Farben schön, bunt, gesättigt, und gleichwohl klar sind; die Kunst daran, oder besser gesagt, das malerische Verdienst ist hingegen nicht gross. Sollte das steinerne Sacramenthäuschen am Chor der Kirche, dessen S. 327 rühmlich gedacht wird, in der That schon, wie die Note S. 219 sagt, im J. 1381 verfertigt seyn: so hat man dasselbe als ein schätzenswerthes Denkmal aus jener Zeit anzusehen. Denn einige kleine Statuen von Heiligen an demselben haben geistreiche belebte Köpfe; auch sind ihre Gliederformen und Drapperieen nicht ohne Verdienst. Der aus Holz geschnittene Baldachin oder Kanzeldeckel ist ungefähr in gleichem Geschmack wie das Sacramenthäuschen gearbeitet. Wenn S. 218 Bedauern geäussert ist, dass die Altartafeln der Kirche durch den Fanatismus der Anhänger Luthers zu Grunde gegangen, und gleiche Beschuldigung S. 328 sich noch einmal wiederholt findet: so ist dagegen beschränkend zu erinnern, dass auf dem Hauptaltar ein reich vergoldetes und mit Farben ausgemaltes Relief steht, die Geburt Christi darstellend. Beide Flügelthüren, welche das Relief bedecken, sind Gemälde eines guten, uns jedoch nicht bekannten Meisters, der sein Monogramm MS. beygesetzt, nebst der Jahrzahl 1521. Diese zwey Gemälde enthalten Figuren ungefähr wie heilige Familien; doch sind die Frauen schon bejahrt dargestellt, und aus Umschriften um die Köpfe zeigt sich, dass es Geschichten des heiligen Apostels Jacobus major, und Jacobus minor seyn müssen. Das Colorit ist frisch, aber gesättigt, die Gewänder auf Dürers Manier etwas scharf gebrochen, die belebten Gesichter drücken fromme beruhigte Stimmung des Gemüths aus. Tiefer, als diese Gemälde und das Relief, welches von ihnen bedeckt wird, ist noch eine andere Malerey angebracht, und auf einem Seitenaltar das Abendmahl Christi von guter Hand, auch etwa aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. An der Wand hängt ein beschädigtes Stück, den vom Kreuz abgenommenen Leichnam des Herrn darstellend.

Zu befürchten ist, die Quelle, woraus Hr. *F.* seine Nachrichten von den Werken der alten cöllnischen Malerschule S. 413 — 423 geschöpft, sey, wir

wollen nicht sagen trübe, aber doch etwas gefärbt, und daher komme das wahrscheinlich sehr übertriebene Lob eines grossen, die Anbetung der Könige darstellenden Gemäldes, worauf die Mutter Gottes, auf dem Throne sitzend, „wohl Jeden, der sie gesehen, an die raphaelsche Madonna in Dresden wird erinnern müssen." Der Name dieses glücklichen Meisters, heisst es ferner, sey unbekannt, aber in den Annalen der Dominicanermönche zu Frankfurt werde beym Jahr 1380 eines vortrefflichen Malers von Cölln, welcher *Wilhelm* hiess, gedacht, und derselbe könne vielleicht der Urheber jenes Gemäldes gewesen seyn. Also müsste in einem Zeitraum von mehr als 200 Jahren, der vom Maler Wilhelm aus Cölln bis auf Raphael verstrichen ist, die Kunst gar keine Fortschritte gemacht, und auch keine zu machen gehabt haben? Unterdessen weiss man gewiss, dass im J. 1380 die Theile des menschlichen Körpers noch nicht wissenschaftlich richtig und wohlgestaltet gezeichnet werden konnten, dass damals noch weder die Regeln der Linear-Perspective erfunden, noch die Gesetze von Licht und Schatten den Malern bekannt waren; selbst im Colorit hatte man kaum die ersten bedeutenden Schritte gethan. Die Kunst und ihre stufenweise Vervollkommnung hat den Menschen in der neueren Zeit, so wie im Alterthum, grosses, redliches und langes Bemühen gekostet, weit mehr, als Viele, die zur rechten Erkenntniss nicht gelangt sind, sich etwa vorstellen möchten.

Hr. *F.*, der viel zu gut unterrichtet ist, als dass er das Gegründete dieser Betrachtungen, welche ihn und seine Arbeit nicht treffen, verkennen könnte, wird uns dieselben nachsehen. Sein Werk, wir wiederholen es, verdient den Dank aller Kunstfreunde, und es ist ein aufrichtiger, angelegentlicher Wunsch, dass er die folgenden Bände bald erscheinen lasse.

W. K. F.

JUGENDSCHRIFTEN.

Erlangen, in der heyderschen Buchhandlung: *Der technologische Kinder- und Jugend-Freund.* Oder *kurze und deutliche Beschreibung der Künste und Handwerke, nebst einigen lehrreichen Erzählungen.* Mit 72 Kupfern. 1815. VIII u. 204 S. 8. (Mit illuminirten Kupfern 1 Rthlr. 8 gr., mit schwarzen 12 Gr. und für Schulen ungebunden 8 Gr.)

Diese Schrift ist ein von Hn. Polizeyinspector *Ortloff* in Coburg ausgearbeiteter Anhang zu dem Seilerschen allgemeinen Lesebuch, der unter obigem Titel auch besonders ausgegeben wird. Im Titel hat man vergessen, zu bemerken, dass diess eine neue in Anordnung und Vortrage verbesserte Auflage ist. Die Leser finden voran eine Einleitung, betreffend das Allgemeine der Handwerke und Künste, nämlich kurze Erörterungen über das nothwendige Entstehen der Handwerke zur Veredelung roher Producte, über den Begriff eines Gewerbs, über die gesellschaftliche Verbindung und Einrichtung der Zünfte, über die naturgemässe Anordnung der Handgriffe, die Bedingungen für Lehrlinge, Gesellen und Meister. Am Schlusse werden noch einige technologische Schriften zur weiteren Belehrung aufgeführt, und die sämmtlichen Handwerke und Künste nach wissenschaftlichen Gründen in Classen geordnet. Die im Buche angenommene Classification ist die nach dem Gebrauche der Waaren, nämlich in solche, die entweder zur Nahrung, Wohnung, Kleidung oder zum Hausrath dienen. So entstehen 4 Classen. In jeder sind dann die Handwerke alphabetisch geordnet. Dass jene Classen den Stoff nicht überall rein sondern, fällt leicht in die Augen. Der Schlosser und Schreiner stehen hier unter den Handwerkern, welche Hausrath liefern; allein wie vieles liefern nicht beide auch zum Hausbau! Indess es kömmt wenig hierauf an, weit mehr auf die besondere Darstellung jedes Gewerbs. In dieser Hinsicht giebt der Vf. in natürlicher Ordnung zuerst den Stoff an, welchen der Handwerker verarbeitet, sodann die Waaren, welche er daraus verfertiget, doch bey weitem nicht vollständig bey solchen, wo die Mannichfaltigkeit gross ist. Hierauf nennt er die Werkzeuge, aber im Durchschnitte wohl zu unvollständig, und berührt oberflächlich das Verfahren des Arbeiters. Endlich wird noch bemerkt, ob das Handwerk zünftig, geschlossen, geschenkt u. s. w. sey oder nicht; wie lange die Lehr- und Wander-Zeit dauert, und was zum Meisterstücke gesetzt sey. Es ergiebt sich hieraus, dass der Vf. alles Nöthige berührt; da aber in diesem Werkchen auf 156 Seiten 71 Handwerker aufgestellt werden: so kommt für jeden wenig über zwey Seiten Platz. Hieraus ergiebt sich von selbst, dass an eigentliche, nur etwas bis zum Anschaulichen führende Beschreibungen gar nicht zu denken ist, sondern überall nur eine summarische Angabe, selbst mit Weglassung vieler Hauptsachen, gegeben werden konnte. Es gehört demnach ein kenntnissreicher Lehrer dazu, um die häufigen Lücken so weit auszufüllen, dass der Schüler nicht ganz in dunkelen Vorstellungen bleibt. — Rec. darf sich daher auch hier gar nicht darauf einlassen, dergleichen Lücken besonders anzugeben: er betrachtet sie vielmehr als gehörig zu dem Plane des Werks, und will auch darüber mit dem Vf. nicht rechten. Dass aber der *Tüncher* und *Stuccaturarbeiter* bloss im Vorbeygehen genannt, und ihre Arbeiten gar nicht angegeben worden sind, dass der *Ziegeldecker* gleichfalls übergangen und unter der Benennung des *Dachdeckers* bloss der *Schieferdecker* abgehandelt worden ist: diess kann durch die engen Schranken des Planes nicht entschuldigt werden. Einzelne kleine Unrichtigkeiten lassen sich an einer solchen kleinen, aber viel umfassenden Arbeit sehr entschuldigen. So z. B. wenn der Vf. sagt, in kleinen Städten sey der *Maurer* zugleich *Tüncher*. Rec. kennt Städte von 12,000 Menschen, wo diess der Fall ist, andere von 2500, wo diess nicht der Fall ist. Es scheint diess vielmehr in der Gewohnheit mancher Landesgegenden zu liegen. Wenn der Vf. S. 101 sagt, das Giessen des Goldes und Silbers geschehe *in* bleyernen Patronen: so soll diess wohl heissen *nach*. — Ebenda-

selbst wird zwar gesagt, was sich schon von selbst versteht, dass Gold und Silber nach der Bearbeitung polirt würden, aber nichts von dem unerlässlichen Weissieden des Silbers in einer Auflösung von Weinstein und Kochsalz, was sich doch gar nicht von selbst versteht. Diess sind abermals Belege von zu flüchtiger Behandlung des Stoffs, die durch die Enge des Plans nicht gerechtfertigt werden kann. Beyläufig bemerkt Rec. noch, angetrieben durch die Bemerkung in der Vorerinnerung, dass bey dieser neuen Auflage der Ausdruck verbessert sey, ein paar lächerliche Sprachfehler, die hier stehen geblieben sind: was ist ein *musikalischer Instrumentmacher?* doch offenbar ein musikalischer Mann der Instrumente macht, seyen das nun mathematische, oder ökonomische u. s. w., musikalische brauchen es gerade nicht zu seyn. Aber nun gar: was ist ein *unächter Goldschläger?* offenbar ein *unächter Schläger* des Goldes.

Die 72 kleinen Abbildungen sind mit sichtbarem Fleisse gemacht, und in Farben gesetzt. Sie werden den Kindern viel Vergnügen machen; da sie aber so klein sind, dass eine Octavseite vier derselben fasst: so können sie für die Anschauung freylich nicht das Nöthige leisten, und fleissiger Besuch der Werkstätte muss hierin dem Unterrichte zu Hülfe kommen. — Ein Verzeichniss deutscher *Erfindungen* und sechs vortrefflich gewählte und gut vorgetragene *Erzählungen* von Professionisten, die sich durch Fleiss, Anstrengung und Nachdenken zu einem umfassenderen Wirkungskreise in ihrem Fache und zu Ansehen und Wohlstande empor arbeiteten, machen den Beschluss.

yn.

KLEINE SCHRIFTEN.

KUNSTGESCHICHTE. Ohne Angabe des Druckorts: *Über die dresdner Antikengallerie:* ein Vortrag gehalten im Vorsaale derselben den 31 August 1814 von *C. A. Böttiger* und Ihro kaiserlichen Hoheit der Grossfürstin Ekatharina Pawlowna, verwittweten Prinzessin von Holstein - Oldenburg, welche die Antikensammlung zu besuchen und diesen Vortrag anzuhören geruhete, zugeeignet. Mit einer Titelvignette. 25 S. 4. (8 Gr.)

In dieser kleinen Schrift, welche nicht in den Buchhandel gekommen, und deren Veranlassung der Titel zeigt, giebt der berühmte Vf. zuerst eine zwar kurze, doch alle wesentlichen Puncte berührende Anzeige von den Schicksalen der Denkmale antiker Kunst. Sehr schön wird von ihm bemerkt, wie ursprünglich diese Götter - und Heroen-Bilder in Cellen, Tempelnischen, heiligen Hainen, über Altären aufgestellt, jener alten sinnlichfröhlichen Religion der Griechen geweihet waren, ja; eigentlich durch dieselbe hervorgebracht, damals ihren ersten herrlichsten Zweck erfüllten; wie sie in folgenden Zeiten der Eitelkeit dienen mussten; erst Alexanders Nachfolgern, dann den römischen Eroberern, bey Triumphaufzügen, zum Schmuck von Landhäusern und Lustrevieren; wie ferner die Zerstörung der herrlichen Bildwerke durch die Constantine und Theodose angefangen, und durch Barbarenhorden, die über Italien herstürzten, zur Vollendung gediehen; hierauf die ehrwürdigen Reste alter Herrlichkeit Jahrhunderte lang in der Erde Schoos verborgen gelegen, im Zeitalter der Mediceer aber wieder aufgesucht, hervorgezogen, dann endlich nach und nach in Museen und Kunstkammern zur Parade zusammengestellt wurden, oft das Mangelnde falsch restaurirt, noch öfter Ungleichartiges vereint u. s. w.

Nach solcher allgemeinen Betrachtung geht Hr. *B.* die Antiken der dresdener Sammlung durch, und ordnet ihre bedeutendsten Stücke unter die verschiedenen Stile, denen sie anzugehören scheinen. Z. B. die dreyseitige Candelaberbasis und den Sturz einer Pallas giebt er dem ältesten; dem hohen und schönen, dessen Grenzen gewöhnlich zwischen Phidias und Praxiteles festgesetzt werden, einen colossalen Minerventronk, nebst denen in den Kreis der Niobe gehörigen Denkmalen. Dem schönen und reizenden Stil aus Lysipps und dessen Nachfolger Schulen zwey Kanephoren, den herrlichen Venustronk, den im Original und in drey antiken Wiederholungen vorhandenen bacchischen Genius, das schöne, aber beschädigte Amorsköpfchen, die Gruppe von Amor und Psyche, endlich den vortrefflichen Athletentronk. Von Werken der griechischen Kunst unter den Römern sind nebst anderen genannt, die colossale Bacchusstatue mit aufgesetztem Kopf einer Minerva, welche sonst für Alexanders des Grossen Bildniss galt, der ägyptisirende Antinouskopf von Rossoantico; auch die drey herculanischen Frauen-Statuen werden der Zeit der ersten Imperatoren zugetheilt.

So hat der Vf. seine Aufgabe nicht weniger beredt als mit gelehrter Kenntniss der Kunst des Alterthums behandelt, und dadurch dieser kleinen Gelegenheitsschrift einen bleibenden Werth verliehen. Streng prüfende Forscher möchten vielleicht gegen die eine oder andere der darin enthaltenen Angaben Einwendungen zu machen haben. Es liesse sich z. B. nicht ganz ohne Grund zweifeln, ob die S. 6 erwähnten zwey Löwen von Granit in der That alt ägyptische Arbeit, und nicht bloss Nachahmungen des ägyptischen Stils aus Hadrians Zeit seyen: man muss aber wohl erwägen dass der Hauptzweck von Hn. *Böttigers* Vortrag kein anderer seyn sollte, als der erhabenen Fürstin, welche er durch die unter seiner Aufsicht stehende Antiken-Gallerie begleitete, zu einer allgemeinen Übersicht der alten Kunst zu verhelfen, auch so viel es geschehen konnte, zum anschaulichen Begriff der Verschiedenheiten des Stils in den antiken Denkmalen. Trockene Untersuchungen über ächt ägyptische Werke und Nachahmungen derselben würden schwerlich unterhaltend gewesen seyn.

Wir wünschen, dass Hr. *B.* veranlasst werden möchte, über eine Menge merkwürdiger Monumente in der dresdener Antiken-Sammlung seine lehrreichen Erklärungen öffentlich mitzutheilen. Denn — es sey uns erlaubt, dieses zu sagen, der dresdener Kunstschatz, worauf Deutschland stolz zu seyn Ursache hat, ist immer noch weniger gekannt und geschätzt, als er verdiente.

W. K. F.

BESONDERE ABDRÜCKE.

München, b. Lindauer: *Über die Arrondirung der Güter in den Gemeinden des Iller-Kreises.* 1815. 28 S. 8. (3 Gr.) (Aus dem Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins Jahrgang V. No. 15 u. 16, besonders abgedruckt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Sommer: *Archilochi, Jambographorum principis, reliquiae*, quas accuratius collegit, adnotationibus virorum doctorum suisque animadversionibus illustravit et praemissa de vita et scriptis poëtae commentatione nunc seorsum edidit *Ignatius Liebel*, Prof. Aesthet. P. O. in Universit. Vindob. 1812. XVI und 280 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr. Druckp., 3 Rthlr. 8 gr. Schreibp., 4 Rthlr. 16 gr. Velinp.) *)

2) Halle, b. Hendel: *Alcaei, poëtae lyrici, fragmenta*. 1810. XII u. 227 S. kl. 8. (20 Gr.)

3) Paris, b. Eberhart: *A Fragment of an Ode of Sappho from Longinus: also, an Ode of Sappho from Dionysius Halicarn*: edited by the Honourable *Francis Henry Egerton* etc. etc. etc. 1815. 26 S. gr. 8.

Der gegenwärtige Standpunct der Alterthumswissenschaften überhaupt, und die Betriebsamkeit, mit welcher insbesondere die griechische Literatur, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen des Buchhandels, seither bearbeitet worden ist, erheben die Auffoderung *Villoisons* in s. *epist. ad Sturz.* vor dessen Ausgabe des *Empedokles* p. LI, dass doch Jemand eine neue Sammlung von den *Fragmenten der griechischen Lyriker* veranstalten möchte, zu einem recht angelegentlichen Wunsche aller Freunde der griechischen Dichtkunst. Zu der Entfernung eines der vorzüglichsten Hindernisse, welche der glücklichen Ausführung eines solchen Unternehmens bisher entgegenstanden, der Kenntniss des Metrums, hat der wissenschaftliche Anbau dieses Zweiges der Philologie in unseren Tagen nicht wenig beygetragen; denn nichts kann wahrer seyn, als die Bemerkung, die neulich *Seidler in addend. et corrig. ad vss. dochm.* p. 410 wiederholte: „*cavendum magnopere esse, ne fragmentorum editoribus, ubi metra distinguunt, temere assentiaris, ut qui ubique Jenarios quaerere soleant, ad summum tetrametros trochaicos aut anapaestos.*" Sollte daher einer von den Männern, die jetzt mit Erfolg an der weiteren Ausbildung der Metrik arbeiten, Neigung fühlen zu einer solchen Sammlung; sollte ihm das Glück einer literarischen Musse in der Nähe einer reichhaltigen Bibliothek zu Theil werden: so dürften die langwierigen Mühseligkeiten des Zusammentragens durch den Vortheil, welcher daraus für die Wissenschaft erwachsen würde, reichlich belohnt werden. *Heyne* foderte ehemals einen seiner Schüler dazu auf, der aber, zu anderen Studien hingeführt, das schon begangene Unternehmen aufgegeben zu haben scheint; wahrscheinlich wollte er auch den Weg allseitiger Unvollständigkeit, den *Suchfort* im *Stesichorus* betrat, verlassen. Ob die von *Welcker* (vgl. *J. A. L. Z. Ergänzungsbl.* 1814. No. 55. S. 56) dazu gemachten Hoffnungen erfüllt werden, wird die Zeit lehren.

Um so willkommener müssen uns obige Ausgaben der Fragmente des *Archilochus*, *Alcaeus* und der *Sappho* seyn, an welche wir schon höhere Foderungen thun können, da nicht unbedeutende Vorarbeiten dazu sich finden.

Wir beurtheilen zuerst ausschliessend No. 1. Hr. Prof. *Liebel* in Wien entschloss sich zu vorliegender Bruchstück-Sammlung des *Archilochus*, welche *Ruhnken*, *Huschke* und *Harles* früher schon gewünscht hatten, aus folgenden Gründen, die wir, als Probe seiner Latinität, mit seinen eigenen Worten geben: — *Nam ut omittam utilitatem, quae id genus collectionibus communis est, et de qua viri docti in praefationibus earum passim exposuerunt, illud Archilocho peculiare, eum et poëtam sui generis principem et post Homerum maximum esse habitum; et cum reliquorum poëtarum principum, Homeri, Pindari, Sophoclis, opera praecipua servata sint, Archilochi solius carmina omnino omnia injuria temporis nobis erepta esse, et fragmenta eorum tantum ad nos pervenisse. Quem igitur veteres propter ingenii copiam et felicitatem maximi fecerunt, et summis laudibus extulerunt, ejus carmina nobis intercidisse ut sane summopere dolendum est, ita et nos majori desiderio inflammare debent tanti poetae, quoad ejus fieri possit, noscendi, ac reliquias ipsius eo gratiores nobis esse oportet, quippe in quibus elegantiam vimque poëseos Archilochiae adhuc utcunque intueri licet. Certe quidem gaudendum est, ex tanto divitiarum naufragio has saltem opes undique dissipatas potuisse colligi.* — *Accedit, quod ex his ipsis, quae veteres de Archilocho memorant, multum etiam luminis historiae poëseos, praesertim quod ad metricam attinet, affunditur, quoniam is inventor plurimorum generum metrorum et rhythmi fuit, immo omnis parens musicae ab*

*) Über diese Ausgabe des Archilochus ist noch eine Recension von einem anderen Hn. Mitarbeiter eingelaufen, welche ebenfalls, wegen der gründlichen und neuen Bemerkungen, die sie enthält, in den *Ergänzungsblättern* mitgetheilt werden soll.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.

antiquis dicitur. — Der Vf. benutzte seine Vorgänger in der Anthologie, und fügte, nach seinem eigenen Geständniss, die fehlenden Fragmente aus eigener Lectüre, oder, bey von seinen Studien entfernteren Schriftstellern, aus Benutzung der Register, hinzu. Er hat S. 50—52 die Schriftsteller angeführt, die er zu diesem Zweck las oder befragte (wo wir wünschten, dass die gebrauchten Ausgaben *überall* bemerkt worden wären), *quo facilius viri docti cognoscerent, quid collectum sit, colligendumve restet.* Die Bemerkungen Anderer, und besonders was *Jacobs* in den *animadverss. ad Anthol. Gr.* für den *Archilochus* niedergelegt hat, ist von dem Vf. besonders fleissig benutzt worden, *non tamen auctoris nomine praeterito. Verum et multa,* fügt er S. VII hinzu, *occupata ab eo inveni, quae ante jam ipse inter legendum enotata habebam. Sunt enim haec publici juris, et ex iisdem fontibus haurientes in eadem saepe incidere necesse est. Quare vir clariss. non feret iniquo animo, si, quae nobis ex lectione auctorum erant communia, ut meis usus sum, neque judicabit, me falcem in messem suam immisisse. Inveniat enim et multa alia, quae ipse non attigit, neque a me facile aut graecum aut latinum scriptorem praetermissum esse, in quo non scrutarer, an symbolam ad Archilochum meum conferre possit.* Für die Wahrheit der ersteren Behauptung mag des Vfs. vorauszusetzende deutsche Redlichkeit bürgen, der letzteren messen wir nicht unbedingten Glauben bey. Denn wir haben z. B. bloss flüchtig den *Phavorinus* durchlaufen, und bald gesehen, dass er ihn nur aus Citaten Anderer kennet. Ob er gleich ein späterer Compilator anderer Lexikographen und Commentatoren ist: so liefert er doch auch, theils mit, theils ohne ausdrückliche Bemerkung des Namens, Belege für folgende Fragmente des *Archilochus*, welches der Vf. nicht ganz unbeachtet hätte lassen sollen: Fragment. XXI. LV. LVI. LVIIII etwas fehlerhaft. LXIX. LXXIX ἀδηφάγου κήλωνος ὀτρυγηφάγου. LXXXIX. CV. CXI. CXII. CXV. CXVII λέχαι δὲ γυναῖκες. CXXXIII. CXXXIV. CXXXV. CXXXVI. CXXXIX. CXLIV. CXLV. CXLVI. CXLVII. CLI. CLVII. CLVIII. CLIX μύσχλης, μύλος, εὖρος. CLXVIII. CLXIX. CLXX, wo fälschlich ἀτελὲς statt εὐτελὲς (die Vertauschung des ἀ und εὐ in Composit. ist häufig, cf. *Schaef. ad Long. Past. p.* 379. *Bast. comment. palaeogr. p.* 706 *sq. Porson. ad Eurip. Orest.* 404. *Jacobs additam. ad Athen. p.* 133. *Tzschuck. ad Strab. T. V. p.* 54. 81 *sq.* So änderte auch *Bentl. opusc. philolog.* p. 499. *Lips.* εὐτελὲς in ἀτελὲς bey Eustathius), und Fragm. CLXXIII. — Ferner findet sich Fr. XXI bey *Zonar. Lex. p.* 983, *ed. Tittm.* Fr. XXIII ebendaselbst p. 1573 und 1578, und Fr. XCI ebendas. p. 1573. Von *Phot. Lex. ed. Herm.* wird angeführt: Fr. XIX. p. 273. Fr. LXXIX. p. 259, und Fr. CLV. p. 204. Überdiess wird von demselben Lexikographen erwähnt, was wir bey Hn. *L.* vergebens suchten: **Κύψαι: ἀντὶ τοῦ ἀπάγξασθαι. Ἀρχίλοχος,**

Κύψαντες ὕβριν ἀθρόην ἀπέφλασαν.

Es muss entweder ἀπέφλασαν heissen (ἀποφλᾶσαι: ῥογχᾶσαι. Κρῆτες καὶ Σάμιοι. *Phavorin.*), oder wahrscheinlicher ἀπέφλυσαν. *Schneid.* im *Lex.* führt schon *Apoll. Rhod. Arg.* III, 583 an: ὄφρ' ἀλεγεινὴν Ὕβριν ἀποφλύξωσιν, welches der *Schol.* durch ἐκφυσήσωσιν erklärt. Auf gleiche Weise hat *Phot.* p. 159 Ἀρχίλοχος· λείω γὰρ οὐδὲν ἐφρόνεον. Man lese λέως, d. i. τελέως. Cf. *Schneid.* im *Gr. Wörterb.* T. II. p. 18 a, wo er desselben Fragments aus *Apollon. Dyscol. Reitz.* p. 423, und *Etym. M.* gedenkt. Hr. *L.* hat diess eben so wenig, als folgende Notiz bey *Phot.* p. 171: Λυκάμβις, ἀρχὴ τοῦ πολεμάρχου, ψυχρῶς. ἐπεὶ ἐπολέμησεν Ἀρχίλοχος τῷ Λυκάμβει, worüber *Phavorin.* einiges Licht verbreitet. — Auch fehlt, was der Vf. aber noch nicht wissen konnte, ein Epigramm aus *Cod. Vat.* p. 275, das *Jacobs* in *Nov. Anthol. Palat.* T. I. p. 440. No. 441, und in den *Paralipom.* T. XIII. p. 650 mittheilt,

Εἰς Μεγάτιμον καὶ Ἀριστοφῶντα Ναξίους.

Ὑψήλους Μεγάτιμον Ἀριστοφόωντά τε Νάξου.
Κίονας, ὦ μεγάλη γαῖ' ὑπένερθεν ἔχεις.

In des *Tzetzes exeg. in Il.* p. 150, *ed. Herm.* wird *Archil.* auch angeführt, wo wir aber nicht mehr erfahren, als dass er ein jambischer Dichter war.

Der Vf. befolgte bey der Anordnung des Ganzen folgende nicht zu missbilligende Eintheilung: *Epigrammata veterum in Archil.* p. X. — *Commentatio de vita et scriptis Arch.* p. 3. — *Archilochi fragmenta Trimetorum* p. 55. — *Tetrametrorum* p. 101. — *Elegiarum* p. 135. — *Epodorum* p. 161. — *Ephymnii in Herculem* p. 178. — *Iobacchorum* p. 183. — *Epigramma* p. 185. — *Incertorum librorum fragmenta* p. 187. — *Singulae voces Archilocho usurpatae* p. 283. — *Loca quaedam vel incerta vel admodum corrupta vel falso Archilocho tributa aut illi adficta* p. 257. — *Pseudarchilochus sive Archilochi Liber de temporibus ab Annio Viterbiensi editus* p. 264. — *Epicrisis Fabricii* p. 267. — *Epimetron quorundam carminum graecorum editoris* p. 271. — *Buchändlerverlag* p. 275—280. — Der Text ist unmittelbar von den Anmerkungen begleitet, in denen sich Vieles über das Mehr oder Weniger des Gegebenen sagen liesse, worüber wir aber eben so wenig, als über seine Methode, die zu der breit erklärenden gehört, mit dem Vf. rechten wollen. Aber unverholen gestehen wir, dass er den gegenwärtigen Standpunct der griechischen Literatur nicht in seinem ganzen Umfange kennt. Wie würde er sonst weitläuftig folgende Dinge berühren, und mit einer Menge Beweisstellen begleiten? S. 58, τὸν δὲ σκότος ὄσσ' ἐκάλυψεν, S. 79, ἔργα, *opera rustica.* S. 80. *Capilli longiores densioresque magna pars pulchritudinis semper habiti.* S. 88. διψᾶν *summopere cupere.* S. 93, über das pleonastische φέρων, wobey zu grösserer Gewissheit noch der *zeunische Viger* citirt wird, den wir selbst den Händen eines Schülers entziehen möchten. Und wenn nichts weiter, als was bekannt ist, gesagt werden sollte:

wozu noch andere Beyspiele unnütz anhäufen? — P. 100, *πείρατα circumlocutioni inservit*, cf. *Matthiae Gramm. graec.* p. 593. — P. 137, *μέμφεσθαι c. accusat.* ist nichts Neues. Cf. *Phavorin.* s. h. v. und *Georg. Lecapen. Gr. Gr.* in *Matthaei's Lectt. Mosqq.* T. I p. 71. Beyspiele finden sich zu Haufen bey Dichtern und Prosaisten. — P. 138, *θαλίαι epulae opiparae.* — P. 145, *συνάγειν de praelio committendo* b. Hom. Auch bey Anderen. — P. 152, *θεράποντες Ἄρηος.* — P. 153, *ἄναξ compellatio Deorum* und *δῶρα Μουσῶν.* — P. 184, *ἁγνὸς solenne epith. Dear. et Deor.* — P. 187, *ἀ voc. prim. decl.* — P. 190, *ἄνθος* und *θάλος de juvent.* — P. 192, *δάμναται de Amoris imperio.* Doch wir endigen; *exempla sunt odiosa!* Wollte der Vf. seine Belesenheit und seine Kenntniss dieser Dinge zeigen: so konnte er sich wenigstens mit dem blossen Citat begnügen, ohne die Worte beyzufügen; denn für Schüler schrieb er wahrscheinlich nicht. — Die *Metrik* ist des Vfs. schwache Seite, mit welcher jedoch ein neuer Herausgeber des *Archilochus* in unseren Tagen innige Vertrautheit gepflogen haben sollte. Man darf also nicht glauben, hierüber Etwas aus eigener Beobachtung zu finden, da er selbst das schon Bekannte oft nicht kennt. Eine strenge Festhaltung des *Dialekts*, oder nur eine nähere Erörterung hierüber, als dass er ionisch sey, vermissen wir ungern. Bey den Fragmenten aus *Athenäus* ist die Ausgabe von *Schweighäuser* nicht benutzt worden, und die Unbekanntschaft mit neueren Ausgaben, wenn sie neue Collationen und vielleicht gar neue Textrecensionen enthalten, hat bey dem Vf. manchen Übelstand erzeugt.

Doch wir müssen das ausgesprochene Urtheil im Einzelnen rechtfertigen. In der *commentatio de vita et scriptis Arch.* setzt der Vf. die *Geburt* des *Archilochus*, nachdem er die verschiedenen Zeugnisse der Alten hierüber untersucht hat, in die XX Ol., die Zeit seiner *poetischen Blüthe* zwischen Ol. XX — XXIII, und glaubt, dass auf diese Art einige Widersprüche in den Angaben der alten Chronologen gehoben werden können. Hiebey erinnert er S. 6 in *Steph. Byz.* s. v. Θάσος. — *δῆλον ἐκ τοῦ χρησμοῦ δοθέντος τῷ τοῦ Ἀρχιλόχου*: „*forte post Ἀρχιλόχου πατρὶ excidit.*" Der Vf. brauchte nur die Ausg. von *Pinedo*; *Berkel* hat S. 389 seiner Ausg. aus Handschriften zwar *τ. πατρὶ δ. Ἀ.*, wie auch der von *Jac. Gronov* verglichene *Cod. Perus.* darbietet; aber ausserdem würden wir eben keinen Anstoss nehmen. Cf. *L. Bos Ellips.* p. 375 sq. *ed. Schaef. Herm. de ellips. et pleon.* in *Mus. Antiq. Stud.* Vol. I. Fasc. I. p. 119. — Im Vorhergehenden verbessert der Vf. *ἦν δὲ ἑ γενεαῖς — παλαιότερος* statt *ἢ δέγεν.* — *π. Berkel* hat: *Δέκα δὲ γενεαῖς — παλαίτερος* nach dem Zeugnisse des *Salmasius* herausgegeben, der im *Cod. Palat.* ἶ δεγ. vorfand, und *Scaliger* verbesserte, den Fehler ahndend, *ad Euseb. Chron.* p. 36, gegen des Vfs. tadelnde Meinung, dem Sinne nach ganz recht: *ἦν δὲ γ. Ἡρακλέους δέκα Θ. παλαίτερος.* Uns sind nicht andere Ausg. zur Hand; aber des Vfs. Meinung scheint auch schon früher von Einigen angenommen worden zu seyn: denn *Berkel* sagt: „*in vulgatis legitur πέντε.*" Ohne uns einer weiteren Auseinandersetzung dieser chronologischen Streitfrage unterziehen zu wollen, verweisen wir auf *Valckenaer's* und *Wesselings*, vorzüglich aber auf *Larcher's* Bemerkungen zu *Herodot.* II, 44, die vom Vf. nicht unbenutzt hätten bleiben sollen. — S. 7 bemerkt der Vf. zu *Scymn. Chius* T. II, p. 38 *ed. Huds.* Ἀπὸ τοῦ Θάσου καὶ τοὔνομ' ὡς νῦν ἔχει: „*Legendum forte, ut iambus sibi constet:* Ἀ. τ. Θ. δὲ καὶ τὸ ὄνομ', ὡς νῦν, ἔχει." Wahrscheinlicher ist nach ὡς ein Wörtchen herausgefallen: wir vermutheten ἔτι oder περ; in älteren Ausg. aber, wie wir aus *Berkels* Note a. a. O. ersehen, steht das Richtige ὡς καὶ νῦν ἔχει. — S. 8 hätte der Vf. zu *Gell. N. A.* XVII, 21 auch *Staveren* zu des *Nepos* Fragm. anführen können, der mehreres hieher Gehörige berührt. — S. 15 wird *Schol. Horat. Epod.* VI, 13 auf eine Weise verbessert, die alle Missbilligung verdient. Der Vf. führt die Worte so an: „*Lycambes habuit filiam Neobulen; hanc cum Archilochus in matrimonium postulasset, nec a patre data est* (s. *esset*), *huic iratus Archilochus in eum maledicum carmen scripsit etc.* Aber er hat gerade das Wort ausgelassen, welches die Unrichtigkeit seiner Emendation zeigt; denn in der *Fabric. Ausg. Bas.* 1555, 4, heisst es: *L. h. f. N.: h. c. A. — postulasset, promissa, nec a patre data est, huic etc.* Man interpungire nur stärker nach *est*, und es wird nichts weiter fehlen. Ebendaselbst fügen wir zu der Sage von dem Ursprunge des Namens *Iambus* hinzu, was der Vf. noch nicht gebraucht haben konnte, *Draco Stratom. de metr. ed. Herm.* p. 127, 25. 162, 10 bes. p. 164, 11 und *Trich. de metr. ed. Furia* p. 5 und *El. Mon.* p. 76, dessen Worte mit dem von Hn. *L.* angeführten *Schol. Hephaest.* p. 87 ganz übereinstimmen. Daher möchten wir daselbst nicht sowohl ἔπαθον aus *Eusth.* T. III. p. 1684, als vielmehr πεπόνθασιν aus *El.* ergänzen, da es wegen des Gleichlautes mit dem folgenden ποιήμασιν herausgefallen zu seyn scheint. Bey *El.* ist auch λυκαμβίδες statt λυκαμιδες (*sic*) zu lesen. — S. 17 hat der Vf., wo er von den Lobeserhebungen spricht, welche die Alten dem *Arch.* wegen der Schönheit seiner Rhythmen ertheilten, vergessen, bey *Longinus* noch der Stelle in einem der Fragmente des Sophisten VIII, 5 p. 194, *ed. Weisk.* zu gedenken, wo wir nicht umhin können, einer sonderbaren Bemerkung *Weiskens* p. 536 zu widersprechen: „Τοιοῦτον καὶ Ἀρχιλόχῳ τῷ Παρίῳ κτλ.] *Si haec sunt Longini, τῷ Παρίῳ vix potest esse verum. Simpliciter enim vocatur Archilochus 10, 7 et 13, 3. Sed nec alius facile rhetor eum a patria magis, quam ab invento genere carminum, appellaverit: quis enim notissimum hunc poetam cum alio confunderet Archilocho? Itaque pro Παρίῳ aliud f. scriptum fuit, ut πατρὶ aut ποιητῇ τῶν ἰάμβων.*" Nichts war bey den Griechen gewöhnlicher, als die Hinzufügung des Vaterlandes, selbst bey den gefeyertesten Namen, und wir haben aus den Citaten des Hn. *L.* mit leichter Mühe folgende Stellen ausgehoben, die wahrscheinlich verdachtlos sind: *Herodot.* I, 12. Ἀρχίλοχος ὁ Πάριος.

Athen. I. p. 7 f. Ἀρχίλοχος ὁ Πάριος ποιητής. Clem. Alexandr. p. 365. Ἀρχίλοχος ὁ Πάριος. p. 725. ὁ Πάριος Ἀρχίλοχος. Julian. p. 337 a. Ἀρχιλόχῳ τῷ Παρίῳ. Lucian. Pseud. T. III. p. 162. ποιητὴν ἰάμβων, Ἀρχίλοχον, Πάριον τὸ γένος. Und warum nahm Weiske bey Longin. XXXIII, 5. ἐν τραγῳδίᾳ Ἴων ὁ Χῖος keinen Anstoss? — S. 20 über das angeführte Epigramm, das die Geburtstagsfeyer des Archilochus erwähnt, cf. Boisson. ad Marin. V. Procl. p. 114 sq. — S. 30 über die Identität des saturnischen und archilochischen Verses cf. Bentl. opusc. philol. p. 273 sq. Lips. — S. 36 zu Martian. Capella p. 224. Fiunt autem numeri, qui et prosodiaci meint der Vf. „s. dicuntur." Diese Ellipse ist hinlänglich bekannt, und findet sich auch im Griech. ὁ καὶ — ὅς καὶ — cf. Schaef. ad L. Bos. Ellips. p. 213 sq. Die Ergänzung ist demnach fruchtlos. — S. 38. Ἀλέξις ἐν Ἀρχιλόχοις kommt auch in Bekker's Anecdd. Graec. T. I. p. 106 vor. — Übrigens ist die Abhandlung de vita et scriptis Arch. in XXII §§ mit unverkennbarem Fleisse geschrieben, und die Belege dazu sind gut geordnet mitgetheilt worden; obgleich für die Metriker und Musiker, in Betreff seiner Erfindungen in Versmass und Tonkunst, noch Manches zu erörtern übrig seyn dürfte.

Wir geben nun unsere Bemerkung zu den einzelnen Fragmenten, die von Hn. L. stets mit einer untergesetzten metrischen lateinischen Übersetzung versehen sind, welche meistens von ihm selbst verfertiget, zuweilen auch, mit Angabe des Namens, von Anderen, besonders Grotius, entlehnt ist. — Frag. I. p. 55 hat Hr. L., was auch uns am wahrscheinlichsten dünkt, mit Casaub. und Turneb. als Trimeter aufgestellt, nachdem Jacobs seinen früheren Verbesserungsversuch selbst gemissbilliget hatte. Porson emendirte, wie wir aus s. Adverss. p. 39 sq. ed. Lips. (p. 45 ed. Angl.) ersehen, auf folgende Art:

Ἐσθίων δ᾽ ὧν οὔτε τῖμον οὔτιν᾽ εἰσενήνοχας,
Οὔτε μὴν κληθεὶς ἐς ἡμᾶς ἦλθες, οἷα δὴ φίλος·
Ἀλλά σ᾽ ἡ γαστὴρ νόον τε καὶ φρένας παρήγαγεν
Εἰς ἀναιδείαν.

Von der Wahl des Metrums wird es demnach abhängen, ob wir die Form ἀναιδίᾱ mit Passow über Zweck, Anl. und Ergänzung griech. Wörterb. S. 15 als in Schneid. Wörterb. fehlend aufführen sollen. Zu V. 1. p. 56 meint der Vf. Nicand. Alexiph. v. 29. Οἷα χαλιχραίῃ νύχιος δεδαμασμένος οἴνῃ annon legendum χαλικρήτῳ v. δ. οἴνῳ? Wir verwandeln bloss χ in κ und lesen χαλικραίῃ, denn οἴνη für οἶνος bey Dichtern hat für uns nichts Anstössiges. Zu V. 2. „Scribendum τιμὸν vel τῖμον." Hr. L. hätte, besonders nach des Eustathius angeführter Stelle, nur das Letztere billigen sollen, wie schon Schaef. ad Greg. Corinth. p. 426 gethan hat. — Fragm. II. οὐδ᾽ ἀγαίομαι Θεῶν ἔργα erklärt Hr. L. auf eine sehr sonderbare Weise, indem er zu zeigen sucht, dass Horat. Ep. I, 6, 1 sqq. wörtlich den Archilochus nachahmte. Um die gänzliche Nichtigkeit dieser Behauptung zu erkennen, darf man nur Wielands Anmerk. vergleichen. Θεῶν ἔργα verstehen wir mit Wakefield. Sylv. Crit. T. II. p. 51 de picturis et imaginibus summo artificio elaboratis, quae solis divitibus solent contingere, dessen Hr. L. nicht gedenkt, wiewohl er S. 118, vielleicht bloss aus Jacobs Citat, eine Conjectur von ihm anführt. Über die frühere Bedeutung des Wortes τύραννος cf. Creuz. ad Hist. Gr. Fragm. p. 151. — Fragm. IV. An das Ἄπολλον — ὄλλυ᾽ erinnerte sich wahrscheinlich Jacobs nicht, als er Add. et emend. ad Anthol. T. XIII. p. 64 sq. schrieb: hac parontomasia primus usus est Aeschylus. Zu des Hn. L. Citaten füge man noch den von Jacobs angeführten Eustathius ad Il. α. p. 11, 25. — Fragm. V.

Ὥσπερ πρὸς αὐλῷ βρῦτον ἢ Θρῆιξ ἀνὴρ
Ἢ Φρὺξ ἔβρυζε, κύβδ᾽ ἦν πονευμένη.

Über die Formen ὑπ᾽ αὐλοῦ, αὐλῷ, αὐλόν spricht genauer, als Hr. L., Creuzer ad Hist. Graec. Fragm. p. 118. Dann schreibe man βρῦτον oder βρυτόν, oder, wie Hesych. und Phavor., βρυττόν; von der mannichfaltigen Form dieses Worts cf. Triller. obss. critt. p. 198 sq. Unter allen Fragmenten des Archilochus ist ἔβρυζε das einzige Beyspiel einer attischen Correption: denn in Fragm. LXXXI. Πάντα πόνος τεύχει θνητοῖς μελέτη τε βροτείη ist des Vfs. Name erheblichen Zweifeln unterworfen. Damit nun nicht unter mehr als 40 regelmässigen Beyspielen ein einziges unregelmässiges sich finde, verbessere man durch eine sehr leichte Umstellung Ἔβρυζεν ἢ Φρὺξ κτλ. — Vielleicht ist Θρᾷξ und Φρὺξ nicht eigentlich, sondern von weggeworfenen Menschen der niedrigsten Classe zu verstehen, cf. Toup. ad Suid. T. I. p. 554. Lips. Über βρύζειν cf. auch Huschke anal. crit. p. 24 in der Bedeutung von potare (Antip. Sidon. LXXIII, Ἡδὺ μέθυ βλύζων —), und über κύβδα Piers. ad Moer. p. 6. — Fragm. VI. p. 74. Der Name des Archilochus wurde auch mit Antiochus vertauscht, cf. Holsten. not. ad Steph. Byz. p. 153. Die Ursache dieser häufigen Verwechselungen ist die abkürzende Schreibart, welche Bast in comment. palaeogr. p. 780 erläutert. — Fragm. VII. Ἀρχίλοχος las bey Athenaeus auch Porson. Adverss. p. 48 ed. Lips. (p. 55 ed. Angl.) — Fragm. IX. p. 79.

Ἧδε δ᾽ ὡς ὄνου ῥάχις
Ἕστηκεν ὕλης ἀγρίας ἐπιστεφής.

Über die Construction des Wortes ἐπιστεφὴς hat Hr. L. nichts erinnert. cf. Schaef. ad Long. Past. p. 369. Meletem. crit. Sp. I. p. 138. Ohne Grund und ohne Erinnerung änderte Hr. L. auch das ὥστ᾽ der reiskischen Ausgabe des Plut. T. VIII, p. 383, woraus er citirt, in ὡς um, obgleich schon früher, was ihm aber nicht bekannt wurde, Schaefer Melet. l. l. „malim ὡς" derselben Meinung war.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Sommer: *Archilochi Jambographorum principis, reliquiae*, edidit *Ignatius Liebel* etc.

2) Halle, b. Hendel: *Alcaei, poetae lyrici, fragmenta* etc.

3) Paris, b. Eberhart: *A Fragment of an Ode of Sappho from Longinus: also, an Ode of Sappho from Dionysius Halicarn:* edited by the Honourable *Fr. H. Egerton* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ebendaselbst verbessert Hr. *L.* bey *Aelian. V. H.* X. (XII) c. 31 οἴνων Ἑλληνικῶν διὰ σπουδῆς ἰόντων (ἐπ ὄντων?). — Hätte er nur des *Perizonius* oder *C. G. Kühns* Bemerk. zu dieser Stelle gekannt, er würde es gewiss unterlassen haben. Cf. *Brunck. ad Soph. Oed. Tyr.* v. 766. *Bast. ep. crit.* p. 207. *Matth. gr. Gr.* p. 848. So auch die Lateiner: *per laudes alicujus ire*, cf. *Huschke anal. crit.* p. 249. — *Fragm.* X. p. 80.

Ἐα Πάρον
Καὶ σῦκα κεῖνα καὶ θαλάσσιον βίον.

So schon *Jacobs* in *addditam. ad Athen.* p. 56. Wir möchten lieber einen *troch. tetram.* und ἔα einsylbig lesen. Cf. *Erfurdt ad Soph. Antig.* v. 95 *ed. min.* Vielleicht gehört auch hieher, was aus *Phrynichus* in *Bekker's Anecd. Gr.* T. I. p. 30 stehet: βίος θαλάττιος: ἐπὶ τῶν ἐν θαλάττῃ τὴν ἐργασίαν καὶ τὸν βίον ποιουμένων. — *Fragm.* XI. p. 82.

Οὐκ ἂν μύροισι γρηῦς ἐοῦσ' ἠλείφετο.
Non decrepita se lineret unguentis anus.

„*Occurrit hoc fragm. quoque* (ausser Athenäus) *apud Plutarchum in vita Periclis*" und nun folgt, der Unbestimmtheit des Citats ungeachtet (wie sich deren auch zuweilen bey Hn. *L.* finden), die ganze lange Stelle, wobey wir nicht einsehen, wie ihm die dort befindliche Variante (*cap.* 28. T. I. p. 646. R.) Σὺ κὰν — ἠλείφεο unbemerkt entgehen konnte. Wir ziehen vor, was sich auch in *Schäfers* Ausg. T. II. p. 138 findet, Οὐκ ἂν μ. γρ. ἐ. ἠλείφεο, und billigen eher, wegen der Verbindung, in welcher Perikles jenen Vers auf die Elpinice anwendet, *Xylander's* Übersetzung: *Ne corpus unguentis, anus, tuum linas.* Hiebey, wo *Athenäus* sagt, dass *Arch.* das Wort μύρον zuerst gebraucht habe, entging Hn. *L. Hemsterh.* Meinung, es stamme aus dem Oriente, die auch *Schneider* im *gr. Wörterb.* T. II. p. 98 a anführt. — *Fragm.* XII. p. 84:

Ἐσμυρισμένας κόμας
Καὶ στῆθος, ὡς ἂν καὶ γέρων ἠράσσατο.

Wakefield's ἐσμυρισμένη möchten wir, weil das Vorhergehende des Fragments uns nicht aufbewahrt worden ist, mit *Jacobs* und Hn. *L.* nicht unbedingt billigen, noch weniger, was er selbst, auf *Evang. Marc.* XV, 23 sich berufend, vorschlägt, ἐσμυρνισμένη. Es würde dadurch eine Regel verletzt werden, um welcher willen er doch selbst gleich im folg. *Frag.* XIII. Ἡ δέ οἱ κόμη Ὤμους κατασκιάζει καὶ μετάφρενα — lieber κατεσκίαζε lesen möchte. Das vor μ gefügte σ darf nicht befremden. Aber die vom Vf. beygebrachte Conjectur *Schol. Eurip. Phoeniss.* v. 231 κόμας, αἱ κάλλος καὶ τρυφή ἐστι (*an εἰσί?*) ist zwecklos. Cf. *Matth. Gr. Gr.* p. 423. — *Fragm.* XV. p. 88.

Καὶ δὴ 'πίκουρος, ὥστε Κάρης, κλήσομαι.

Hr. *L.* schlägt um der ungebräuchlichen Form willen vor: ὥστε Κάρ, κεκλήσομαι, das wir nicht sowohl darum, als besonders aus metrischen Gründen billigen. Cf. *Pors. praef.* ad *Hecub.* p. 31 sqq. ed. *Angl. Herm.* ad *Eur. Hec.* p. 108 sqq. *Erfurdt* ad *Sophocl. Electr.* v. 350, und was der Rec. der *schütz. Ausg.* des *Aeschyl.* in unserer A. L. Z. Octbr. 1813. S. 113 erinnert. Wir wollen zwar dem *Arch.* die Subtilitäten des trag. Trim. nicht aufdringen; es ist dieses Beyspiel aber das einzige unter den vorhandenen Fragmenten, die Troch. Tetram. mit eingeschlossen, das dieser Regel entgegen wäre. Übrigens entgingen Hn. *L.* auch *Heyne's* Bemerk. *ad Hom. Il.* T. V. p. 604 sqq., auf welche wir die Leser verweisen. Wahrscheinlich steht, schon nach *Ruhnkens* Ansicht, *Fragm.* LXXVIII. Τιμῶμαι αὐτὸν ἐν μισθοφόρου καὶ τοῦ τυχόντος στρατιώτου μοίρᾳ mit diesem in Verbindung, wo aber Hr. *L.* vergebens Mühe aufwendet, folgende gegen alles Metrum verstossende Jamben herauszudrechseln:

Τιμῶμαι αὐτὸν μισθοφόρου ἐν τάξει
Καὶ τοῦ τυχόντος στρατιώτου —

Bey *Phavor.* und *Schol. Hom.* l. l., die desselben Sprichwortes gedenken, ist ἔδοξαν zu lesen statt ἔδειξαν und ἔδωξαν. — *Fragm.* XVIII. S. 90.

Ἐσθλὴν γὰρ ἄλλην οἶδα τοιούτου φυτοῦ
Εἰκασιν. —
„*Nam talis aliam similitudinem bonam Foetus scio.*" —

An dem ungriech. Worte nahm Hr. *L.* gar keinen Anstoss, sondern übersetzte, ohne den Sinn zu befragen; ja er citirt gar noch „*Hesych.* Εἰκασία· ὁμοιότης," was er allenfalls auch aus *Schrev.* oder *Heder.* hätte holen können. Die Zeiten sind vorüber, wo

man jede bekannte Kleinigkeit mit Citaten aus *Hesych.*, *Suid.* u. f. w. ausstaffirte. Uns gefällt dagegen, bis vielleicht ein Anderer noch etwas Wahrscheinlicheres entdeckt, *Toup's* in *Appendicul. Not. atq. Emend. in Theocr.* p. 8. (T. II. p. 441. *ed. Heind.*) beygebrachte Verbesserung, die der Vf. ebenfalls nicht kannte: „Ἴασιν: *Aliud etiam novi, quod ad hoc tuberculum tollendum apprime faciat.*" — Was Hr. *L.* S. 90 in *Theocr. Epigr.* I (*sic*), vielmehr IV, 5, vorschlägt, Ἕρκος, als Lefeart des *Cod. Vat.*, billigte ehedem schon *Saumaise.* Σακὸς hat *Toup* vertheidiget, welchem *Brunck* folgte; er liefs fich von dem homerischen εὐερκὴς αὐλὴ verführen, das aber nicht hieher gehört. — Über *Fragm.* XIX. cf. *Toup. ep. crit.* T. II. p. 34. *ed. Lipf.* — *Fragm.* XX. Was Hr. *L.* über αἰγνὲς fagt, hätte er ausführlicher finden können in *Schneid. gr. Lex.* f. h. v. — *Fragm.* XXI. S. 93. Da bey Fr. der Sinneserklärungen oft mehrere in gleichem Grade der Wahrscheinlichkeit denkbar find; fo bemerken auch wir nichts; gestehen aber offen, dafs uns, gegen des Vfs. Anficht, *Jacobs* Erklärung nicht völlig zufagt. — *Fragm.* XXIII. ἐμεῦ verbesserte auch *Pierf. ad Moer.* p. 275, und fo hat ausdrücklich *Zonar. Lex.* p. 1573 *ed. Tittm.*, vgl. *Toup. ad Suid.* T. I. p. 211 *ed. Lipf.* — Zu *Fragm.* XXIV. S. 96 gehört vielleicht auch *Fragm.* CXIII. p. 222. cf. *Heyne ad Homer. Il.* T. VIII. p. 396. Über σύμβολα, *omina*, cf. *Siebelis ad Philochor.* p. 101 fq. — *Frag.* XXVI. p. 97. Vgl. *Baft ad Gregor. Corinth.* p. 272. — Für *Fragm.* XXVII. p. 98 fchlägt Hr. *L.* ftatt Τρίαιναν ἐσθλὴν καὶ κυβερνήτης σοφὸς als Verbesserung, mit Bezug auf *Hom. Il.* μ, 27, vor:

χερσὶ δὲ ὁ Ποσειδάων ἔχων
Τρίαιναν ἐσθλὴν καὶ κυβερνήτης σοφὸς
Ἡγεῖτο τοῦ πλοῦ. — — —

Wir glauben, es mufs ἐσθλὸς heifsen, oder es bedarf gar keiner Änderung, wenn der Accuf. von dem uns unbekannten vorhergehenden Verfe abhing. — *Fragm.* XXIX. p. 100.

Νίκης δ' ἐν θεοῖσι πείρατα.

Da *Clem. Alex.* ausdrücklich das Fr. unter die Jamben fetzt, und fagt, dafs es dem Νίκης δ' ἀνθρώποισι θεῶν ἐκ πείρατα κεῖται nachgebildet fey: fo möchte Hr. *L.* aus Il. ζ, 102 fo ergänzen:

Νίκης δ' ὕπερθεν ἐν θεοῖσι πείρατα oder
Νίκης δ' ἔχονται ἐν θ. π.

Näher noch dürfte liegen: Νίκης δὲ κεῖται ἐν θ. π.; vielleicht aber hat uns *Clem.* den Anfang verfchwiegen. — *Fragm.* XXX. p. 101. Hier fchreibt Hr. *L.*, ohne *Brunck's* und *Valken.* gekannten Verbesserungen zu folgen, oder *Hermann's* ziemlich deutliche Winke *de metris* p. 118, den er doch felbst anführt, verstanden zu haben, unbedachtfam noch Μηδ' ἵνα δελφ. θ. ἀνταμείψονται. — Εἰνάλιον, καὶ σφι θαλ. Hn. *L's.* Conjectur Ἐκ δὲ τοῦ καὶ πιστὰ π. κ. γ. ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit; nur möchten wir bey *Archil.* γίγνομαι gefchrieben haben. — *Fragm.* XXXI. p. 104. Hr. *L.* befolgt weder hier, noch *Fragm.* XXXV, noch irgendwo, einen festen Grundfatz in Hinzufügung des ν ἐφελκ., wo das Metrum diefelbe gebietet: κήδεσι κυκώμενε — κύμασι ταράσσεται erwähnte fchon *Schaef. ad Dionyf. Hal. de comp.* p. 221. Der Gegenstand ist in neueren Zeiten oft genug befprochen worden, dafs er zur Kunde des Herausgebers gelangen konnte. Cf. *Hemfterh. ad Arift. Plut.* v. 238. *Porf. ad Eur. Oreft.* v. 64. *Herm. de emend. r. Gr. Gr.* p. 13 fqq. *Jacobs in Actt. Phil. Monac.* T. I. p. 159 und in *praef. ad Anthol. Palat.* T. I. p. XXX. — V. 2 fchlägt Hr. *L.* ftatt ἄνεχε aus der Lesart des *Cod.* ἀνὰ δὲ εὖ vor ἄγε δή, und unterftützt diefe Form mit mehreren Beyfpielen. Der Vorfchlag ist gegen das Metrum, und bey der Form des Ausdrucks konnte er fich die Mühe des Beweifes erfparen. Cf. *Tho. Magift.*. *Viger.* p. 315 *ed. Herm. Hoogeveen de part.* p. 145. *ed. Sch. Hemfterh. ad Lucian. Somn.* c. 15. T. I. p. 19 fq. *ed. Reitz.* Übrigens find ἄκουε δή, δεῦρο δή, δέχου δή, ἔχε δή, λέγε δή, ἴθι δή, πρόαγε δή u. f. w. bekannt genug. Paffender wäre der andere Vorfchlag Ἀνα δέ κτλ. — Über ῥυσμὸς cf. *Schaef. melet. crit.* Sp. I. p. 118. Über ἀσχάλα cf. *Porfon. ad Eurip. Oreft.* v. 775. *in addend. Apollon. Rhod.* II, 243. *Theocr.* XXV, 236 und bey Anderen. — V. 3 möchten wir doch lieber δόκοισιν als δοκοῖσιν fchreiben. V. 5 vertheidiget Hr. *L.* ἐν οἴκῳ gut gegen *Ilgen's* ἐν οἴκτῳ. — *Fragm.* XXXII. p. 109. v. 5. Über παρήγορος cf. auch *Toup. epift. de Syracuf.* p. 328. (T. II. p. 341. *ed. Heind.*) — Χρήμη, das *Abrefch* verbesserte, wird von *Valcken. ad Adoniaz.* p. 247 heftig bestritten. Hr. *L.* fcheint aber weder *Abrefch* noch *Valck.* felbst eingefehen, fondern bey den zuweilen minder genauen Citaten Anderer fich beruhiget zu haben. — *Fragm.* XXXIII. p. 112. v. 1 über πλίγματα war *Koen. ad Greg. Cor.* p. 548 fq. *ed. Schaef.* nachzufehen, fo wie V. 4 über ῥοικὸς ebenderfelbe p. 554 a. a. O. — *Fragm.* XXXIV. V. 3. Dafs δὲ nach κάκιστα fehlerhaft fey, fagt *Herm.* auch *ad Orph.* p. 721, wo er es eine unmetrifche Verbesserung des *Grotius* nennt. — *Fragm.* XXXV. p. 117. Des *Heracl. Pont.* p. 12 fonderbare Worte: Ἀρχίλοχος ἐν τοῖς θρακικοῖς ἀπειλημμένος δεινοῖς, woran ehemals fchon *Heyne* ftiefs, übergeht Hr. *L.* mit Stillfchweigen. *Hafe de Heracl. Alleg. Hom.* in *Bredow's Epift. Pariff.* p. 255 versteht mit Wahrfcheinlichkeit den thracifchen Krieg, in welchem *Arch.* nach weggeworfenem Schilde fchimpflich die Flucht ergriff, und erklärt fich auch für ὀρθόν. *Reiske* wollte ὄρφνιον. Die Varianten aus *Plut.* führt der Herausg. nicht vollständig auf, woraus vielleicht γυρῶν als richtig gelefen werden kann; er citirt auch T. IV ftatt T. VI. Ähnlich ist bey *Ovid. Metam.* XI, 505 *demiffam (navem) curvum circumftetit aequor.* — *Fragm.* XXXVI. p. 119 möchten wir mit *Seidler de verff. dochm.* p. 102 ἵλεως (oder ἵλεος) fchreiben, da ἱλάος nicht zuläffig fcheint. Die von demfelben angeführte Parallelftelle *Aefch. Choeph.* v. 2 hat Hr. *L.* auch angeführt, der es überhaupt fich zur Pflicht machte, die etwanigen Nachahmungen des *Arch.* im *Aefchylus* zu bemerken. Aber aus *Plut.* T. VI. p. 81. R. hätte er nicht ὅταν — λέγει citiren follen, da dort ὅταν —

λέγῃ steht. — *Fragm.* XXXVII. p. 120. Ohne Ursache schrieb Hr. *L.* apostrophirt θνητοῖσ', ὁκοῖον und ἰφ' ἡμέρην ἄγῃ. Wir sehen weder bey *Arch.* noch bey *Homer. Odyss.* σ. 135 einen Conjunctiv. Über das hier befolgte *schema Ibyceum* cf. *Valck. ad Ammon.* p. 179. *Brunck. ad Apoll. Rhod.* III, 879. *Fisch. ad Well.* II, 347, und vorzüglich *Wolf in epist. ad Schellenb. fragm. Antimach.* p. 125 sq. Hr. *L.* dachte hieran nicht. — *Fragm.* XLI. p. 124. Was er über ἀμπλακεῖν und ἀμβλακεῖν spricht, ist unzureichend, cf. *Seidl. de verss. dochm.* p. 25 sq. *Hermann's* beyfallswürdige Verbesserung *ad Sophocl. Antig.* v. 618 in *Erfurdts* kl. Ausg., ἄλη statt ἄτη kannte er nicht, und will noch überdiess, wir wissen nicht warum, aus dem vollkommensten Trochaeus unvollkommene Jamben bilden. — *Fragm.* XLII. p. 125 hat Hr. *L.* billiger Weise mit *Jacobs* gegen *Brunck* als *Troch.* aufgestellt; doch that diess auch *Wakef. Sylv. Crit.* T. V. p. 152 sq., der noch überdiess, als dem Sinne des Dichters einzig zusagend, ἐκλάμπων statt ἐλλάμπων schrieb. *Fragm.* XLV. p. 128.

— — Μηδ' ὁ Ταντάλου λίθος
Τῆσδ' ὑπὲρ νήσου κρεμάσθω. — —

So verbesserte aus *Plut.* die Fehler bey *Schol. Pind.* schon *Pors. ad Eurip. Orest.* v. 5, wo er auch mehrere andere von *Brunck* in Aufstellung der Fragm. des *Arch.* begangene Fehler gegen das Metrum rügt, die aber von Hn. *L.*, ohne diess zu wissen, nicht wiederholt worden sind. Über die Fabel von Tantalus genügt uns Hr. *L.* nicht. Vgl. *Pors.* a. a. O. *Davis. ad Cicer. Tuscul.* IV, 16. *Bothe* z. *Pind.* T. II. p. 11. War es vielleicht *Ein* Vers?

Μηδὲ Ταντάλου κρεμάσθω τῆσδ' ὑπὲρ νήσου λίθος.

Fragm. XLVII ist asynartetisch (cf. *Herm. de metr.* p. 383. *Handb. d. Metr.* p. 214), und hätte nicht zum Schluss der *troch. Tetram.* gestellt werden sollen; wenigstens hätte Hr. *L. Fragm.* LXXVI. LXXX nicht unter die *Incerta* zerstreuen sollen. Man sehe über das Metrum derselben *Herm. de metr.* p. 384 sq. *Handb. d. Metr.* p. 214 sq. *Bentl. ad Horat. Epod.* XI, 1. T. I. p. 337 sqq. *Lips. Böckh. üb. d. Versm. d. Pind.* p. 222. Über χρῆμα γελοῖον cf. *Koen. ad Greg. Cor.* p. 26. *Sch.* — Ungern vermissen wir unter den Troch. *Tetram.* das von Hn. *L.* durch falsches Citiren ganz verstümmelte *Fragm.* LXXV. p. 189.

Ἓν δ' ἐπίσταμαι μέγα
Τὸν κακῶς τι δρῶντα ἀνταμείβεσθαι κακοῖς,

welches er in Jamben auf folgende unmetrische Weise umzumodeln bemühet ist:

— — — — Ἓν δ' ἐπίσταμαι μέγα
Κακῶς τι δρῶντα ἀνταμείβεσθαι κακοῖς, vel:
Τὸν δρῶντά τι κακῶς κ. τ.

Hr. *L.* citirt *Theoph. Antioch. ad Autolyc.* CLIII, *Huschke* aber *de Arch. fabb. in Matthiae's Miscell. Philolog.* Vol. I. p. 13 *Th. ad A.* II. c. 53 und hat nach δρῶντα das von Hn. *L.* ausgelassene δεινοῖς, obgleich er den Vers nicht erkannte. Man lese demnach:

Ἓν δ' ἐπίσταμαι μέγα,
Τὸν κακῶς τι δρῶντα δεινοῖς ἀνταμείβεσθαι κακοῖς.

Fragm. XLVIII. p. 135. Dass dieses ansehnliche Fragment aus des *Arch.* Gedicht: ναυάγιον genommen scheine, hat schon *Krebs ad Plut. de aud. poet.* p. 172 aus *Longin.* X, 7 (p. 44. *W.*) bemerkt. Dem Stoffe nach zu urtheilen, scheinen mehrere der vorhandenen eleg. Fragm. des *Arch.* daraus zu stammen. τλῆναι c. Particip. cf. *Schaef. ad Sophocl. Electr.* v. 943. — *Fragm.* LI, 4. p. 146 verbesserte, dem Dialekt des Dichters gemäss, ἐξαῦτις, schon *Schaef. ad Apollon. Rhod. Schol.* T. II. p. 257. Die Σάϊοι bey *Arch.* werden auch von *Eustath. ad Dionys.* v. 767 erwähnt, wahrscheinlich aus *Strabo.* — *Fragm.* LII. p. 151. ἐρατὸν δῶρον war auch von *Schaef. ad L. Bos Ellips.* p. 291 früher gebilliget worden. — *Fragm.* LV. p. 154 bey *Schol. Apoll. Rhod.* I, 824, wo *Schol. Paris.* fälschlich Ἀντίλαχος für Ἀρχίλοχος lesen. Für εὐπλοκάμου πολιῆς ἁλὸς hat Hr. *L.* seine Conj. εὐπλοίμου aufgenommen, die freylich dem Meere besser entspricht. Das Wort fehlt in den Lexicis; aber *Hesych.* Zeugniss ist dafür. ἁλὸς ἐν πελάγεσσι erläutert ausführlich *Wakefield. Sylv. Crit.* T. II. p. 39 sqq. T. V. p. 34. — *Fragm.* LVI. p. 156. Das von *Schweighäus.* aufgenommene δουρὶ entstellte das Metrum. Cf. *Jacobs additam.* p. 30 und vorher in *Matthiae's Misc. Philol.* T. II. P. II. p. 4. Hr. *L.* hat nichts davon erwähnt, da er die *Schw. Ausg.* nicht brauchte. — *Fragm.* LVIII. p. 160. Ξείνια δυσμενέσιν λυγρὰ χαριζόμενος, bey *Schol. Sophocl. Electr.* v. 96. Wir wissen nicht, aus welcher Ausg. der Herausg. so citirt. Die *erfurdtische*, als Abdruck von *Brunck*, hat: Ξ. δυσμενέεσσι λ. χαριζόμενοι, und eben so *Ed. Francf.* 1555. p. 42, nur ξένια. Dass es δυσμενέσιν heissen müsse, ist offenbar. Mit *Soph.* und *Archil.* verglich den *Mnasalcas* schon *Musgrav. ad Soph. l. l.* — *Fragm.* LVIIII. v. 2. Ὡς ἄρ' ἀλώπηξ. — Man schreibe hier und *Fr.* LX. v. 5. ἄρ'. cf. *Herm. ad Arist. Nub.* 142 und *ad Viger.* p. 823. *ed. noviss. Huschkens* vorhin erwähnte Abhandlung hat Hr. *L.* nicht vollständig benutzt. — *Fragm.* LXVII. p. 175 πόλις für νῆσος cf. *Voss. ad Scyl.* p. 92 *ed. Gron.* — *Fragm.* LXIX. p. 178. Τήνελλα. Dieses Ephymnium wird wahrscheinlich noch vielen Vermuthungen unterworfen seyn. Cf. *Bothe ad Pind.* T. I. p. 134. So viel scheint indess, wie auch Hr. *L.* meint, gewiss, dass τήνελλα ausser dem Verse war; grössere Schwierigkeiten möchten sich in der Bestimmung des τρίστροφον darbieten. Warum *Hercules* καλλίνικος hiess, cf. *Toup. ep. crit.* T. II. p. 103. *Lips.* — Wenn aber *Boeckh üb. d. Versm. d. Pind.* S. 201 in dem Verzeichnisse der bey Pindar digammirten Worte aufführt: „χαῖρε ἄναξ *Archilochos B. Schol. Ol.* IX, 1," und damit zu sagen scheint, dass auch hier Spur des Digamma sich finde: so hat er geirrt. Der Vers heisst: Ὦ καλλίνικε χαῖρ' ἄναξ Ἡράκλεες. Übrigens erscheint das Wort ἄναξ in den uns noch übrigen Bruchstücken des *Arch.* stets ohne Digamma. Κλῦθ' ἄναξ, Ἥφαιστε *Fragm.* XXXVI. Ποσειδῶνος ἄνακτος *Fr.* LXXXV, wo aber das Metrum unbekannt ist. Ἄναξ Ἄπολλον *Fr.* IV; man müsste denn Ἐνυαλίοιο ἄνακτος *Fr.* LII und Ὡς Διωνύσου ἄνακτος *Fr.* XXXVIII hieher zu ziehen suchen. Allein die Genitivform

— οιο wurde nicht apostrophirt, und bildete daher keinen Hiatus. Cf. *Herm. ad Orph.* p. 721 sq. Daſs es daher in dem letzteren Fr. nicht, wie Hr. *L.* herausgegeben hat, und früher ſogar *Porſ. ad Eurip. Oreſt.* v. 5 mit *Bentl. op. philol.* p. 317. *Lipſ.* citirte, Διωνύσοι' heiſsen kann, hat *Hermann* ebenfalls a. a. O. gezeigt. Übrigens iſt die Sylbe ου in *arſi*. (Unſtatthaft dünken uns demnach, um es beyläufig zu bemerken, die Verbeſſerungen, welche *Jacobs obſſ. critt.* in *Anthol.* in *Thierſchens Actt. Monacc.* T. I. Faſc. III. p. 282 vorſchlug: *Ep. Dionyſ.* VII. μελισσοβότοι 'Ελαιῶνες. *Tull, Laur. Ep.* II, 1. ἀλιτρύτοι' ἀπὸ κ.) Im Allgemeinen aber haben wir keine deutlichen Spuren des Digamma bey *Arch.* entdecken können; ſey es nun, daſs ſie von den Abſchreibern oder den anführenden Schriftſtellern ſelbſt verwiſcht wurden, oder daſs ſie vielleicht ſich in der Mehrzahl der nicht auf uns gekommenen Fragmente vorfanden. In *Fr.* XXVIII. Παῖδα Ἄρεω μιαιφόνου iſt παῖδ' zu ſchreiben; denn *Phavorinus*, der dieſes Fragm. in Ἄρης auch aufbewahrt hat, verſichert ausdrücklich, daſs es ſich ἐν τοῖς τριμέτροις finde, ſchreibt aber verdorben: παῖδα ἄρεα μιαιφόνου. *Fr.* XIII. — Ἡ δέ οἱ κόμη kann nichts beweiſen, da dieſes Pronomen auch bey den Späteren digammirt wurde. — *Fragm.* LXXII. ἱερὴν erklärt auch nach Hn. *L's.* Art *Graefe ad Meleagr.* 115, 1. p. 134, wo wir uns mit *Lobecks* Verbeſſerung *ad Soph. Aj.* p. 251 begnügen, die *Gr.* nicht kannte. — *Fragm.* LXXXIII. ὦ, das Hr. *L.* als herausgefallen ergänzt wiſſen will, iſt ſehr wahrſcheinlich; aber ῥήματα iſt gewiſs Gloſſe. Wir leſen demnach:

Ὦ λιπερνῆτες πολῖται, τἀμὰ δὴ ξυνίετε.

Pauperes audite cives verba, quae nunc proferam.

Die metriſchen Überſetzungen des Hn. *L.* haben in den *incertis* gänzlich aufgehört, und ihre Stelle proſaiſche eingenommen. — *Fragm.* LXXXVI. Κλαίειν Θάσον, οὐ τὰ Μαγνήτων κακά. — Hr. *L.* will leſen: Θάσον δὲ κλαίειν κ. τ. λ. und in *Strabo's*, der das Fr. aufbewahrt hat, vorhergehenden Worten ἤδη ſtatt ἔτι. Das Erſtere iſt gegen das Metrum wegen der att. Correption, und ἤδη finden wir in allen Ausg. des *Strabo*, auch in der *Caſaub.*, nach welcher der Vf. citirt; es iſt alſo wahrſcheinlich ein Verſehen. *Tzſchucke* nahm T. V. p. 571. *Tyrwhitt's* Verbeſſerung auf: Κλαίειν τὰ Θασίων, οὐ τὰ Μαγνήτων κακά. — *Fr.* LXXXVII. p. 203.

Πανελλήνων ὀϊζὺς ἐς Θάσον συνέδραμεν.

Hr. *L.* will es durch ein vorgeſetztes καὶ zu einem *troch. tetram.* bilden. Hing es, dem Stoffe nach zu urtheilen, mit dem vorigen Fr. zuſammen: ſo möchten wir lieber:

Ὀϊζὺς Πανελλήνων Θάσον συνέδραμεν.

Dahin führt auch das folgende Fragm.

— Θάσου δὲ τὴν τρισοιζυρὴν πόλιν.

Doch läſst ſich nichts mit Sicherheit beſtimmen. — *Fragm.* LXXXIX. Über καρτερὸς cf. *Valcken. ad Theocr. Adoniaz.* p. 386. B. C. — *Fragm.* XCI. cf. *Toup. ad Suid.* T. I. p. 211. *ed. Lipſ.* und über προτείνω *Huſchk. anal. crit.* p. 93 ſq. — *Fragm.* XCV war des Sprichworts ἐγχέλεις θηρώμενος zu gedenken, wovon *Phavor. ſ. v.*, bey welchem ſtatt ὅτε — ταράξωσι καὶ κινήσωσι nach dem Vorausgegangenen ὅτι zu leſen iſt. — *Fragm.* XCVI. p. 210 will der Vf. in *Anacreons* Fr. bey *Phavor.* πλέξαντες ſtatt πλίξαντες leſen: ſo hat aber ſchon die *baſ. Ausg.* 1538. Fol. — *Fr.* XCVII. Ὑφ' ἡδονῆς σαλευομένη καρώνη ſcheint uns obſcönen Inhaltes, wenigſtens obſcöne Anſpielung zu ſeyn. *Phavor.* καρώνη: τὸ ἄκρον τοῦ αἰδοίου. — *Fragm.* CII. Über die Quantität von πέρδιξ ſ. auch *Drac. Straton.* p. 27. — *Fragm.* CV. Ἦτευ μελαμπύγου τύχης. Dieſe Lesart nahm Hr. *L.* aus *Schol. Hom. Villoiſ.* ω, 315. Wir ziehen des *Heſych.* μή τευ μελ. τύχοις vor, wohin auch das *Phavor.* μήτ' εὐμελαμπήγου τύχοις führt. — *Fragm.* CIX. über die Schreibart des Wortes ὀξύη cf. auch *Phrynich.* in *Bekker's Anecdd. Gr.* T. I. p. 55, 32. — *Fragm.* CXI. Über φεψάλυξ cf. *Pierſ. ad Moer.* p. 331 und 397. *Gloſſ. Victor. ad Ariſtoph. Acha.* n. 675 in *Act. Monacc.* T. I. p. 379. — *Fr.* CXII. Ὀρέων ἀπεστύπαζον. Hieher gehört vielleicht *Schol. Apoll. Rhod.* I, 1117, den ſchon *Schneid.* im *Lex. ſ. v.* anführt. — *Fragm.* CXIV. Ἀ δέκα ταύρους. Den Sinn ſolcher Fragmente vermögen wir nicht zu enthüllen. Die Varianten bey *Phavor.* und *Schol. Plat.* entwickelt wenigſtens *Baſt ad Greg. Cor.* p. 245. — *Fr.* CXXIII. Anderer Meinung über *Heſych.*, als *Alb.* und *Voſſ.* iſt *Valcken. ad Theocr. Adoniaz.* p. 401. B. — *Fr.* CXX. Hn. *L's.* Φιλήτας ſchreibe man Φιλητᾶς. Cf. *Tzſchuck. ad Strab.* T. V. p. 623. *Wagn. griech. Accentl.* p. 93. Die falſche Accentuation findet ſich auch bey *Antig. Car.* c. 8. *ed. Beckm.* und *Strabo* T. I. p. 449. *ed. Lipſ.* — *Fragm.* CXXXIV. Ἀγόμενος· δοῦλος π. A. *Küſters* Vermuthung ἄγκονος miſsbilligen wir; denn auch das *Lexic.* in *Bekker's Anecdd. Gr.* T. I. p. 330 hat ἀγομένων: ληστευομένων, und *Phavor.* ſtimmt wörtlich mit *Heſych.* überein. — *Fr.* CXLVIII. Κεροπλάστης. In *Schol. Vict.* bey *Heyne ad Hom. Il.* T. VIII. p. 608 würde Hr. *L.* das vollſtändige Fr., den Anfang eines Troch. Tetr., gefunden haben: Τὸν κεροπλάστην ἄειδε Γλαῦκον. — *Schneid.* bemerkt es ſchon im *Lex. Gr. ſ. v.*

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Halle und *Berlin*, in der Waiſenhausbuchhandlung: *Religiöſe Zeitlieder und vaterländiſche Gedichte.* Von *Auguſt Herm. Niemeyer.* 1814. 48 S. 8. (6 Gr.) (Aus den *religiöſen Gedichten* beſonders abgedruckt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Sommer: *Archilochi, Jambographorum principis, reliquiae*, edidit *Ignatius Liebel* etc.

2) Halle, b. Hendel: *Alcaei, poetae lyrici, fragmenta* etc.

3) Paris, b. Eberhart: *A Fragment of an Ode of Sappho from Longinus: also an Ode of Sappho from Dionysius Halicarn.*: edited by the Honourable *F. H. Egerton* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Fragm. CXLIX. cf. *Beckm. ad Antig. Caryst.* c. 27. — *Fragm.* CL. Κοκκύμηλα nennt *Phavor.* τὰ παρ' ἡμῖν λεγόμενα βερίκοκκα. cf. *du Cange Glossar.* T. I. p. 191. — *Fragm.* CLIV theilt Hr. *L.* das *Schol.* zu *Arist. Plut.* 476 unvollständig mit, und s. Vermuthung bey *Suid.* ἵνα μὴ εὕρωσιν („*leg.* ἔχωσιν") ἀνακύψαι ist ganz unzulässig. In den ausgelassenen Worten des *Schol.* und in dem, auch von *Hemsterh.* nicht angeführten *Phavor.* findet es sich eben so; εὑρίσκειν hat aber hier die bekannte Bedeutung: *Gelegenheit, Mittel finden.* cf. *Erfurdt ad Soph. Oed. Tyr.* v. 120 *ed. min.* — *Fragm.* CLXII. cf. *Toup. ad Suid.* T. I. p. 323 *ed. Lips.* über παρδακός. — *Fragm.* CLXIV. Hr. *L's.* Vermuthung im *Etym. M.* Διονύσιος δὲ ὁ Ἀθηναῖος ἐν τοῖς κτίσεσιν („*mal.* κτήσεσιν") κτλ. hat schon *Sylburg* geäussert. Man sehe aber über die ganz verschiedenen Meinungen der Gelehrten von diesem Werke des Dionysius die Bemerkungen des *Fabricius* zu dem *Ind. scriptor. in Apoll. Rhod. Schol.* in s. *Bibl. Gr.* oder T. II. p. 642 *ed. Schaef.* und *Valcken. ad Lesbon.* π. σχ. *post Ammon.* p. 184. *Phavor.* hat κυήσεσι. — *Fragm.* CLXXIII. Wahrscheinlich wird dieses Fr. dem *Archilochus* entzogen werden müssen; denn *Hermann* hat in den Text des *Schol. Aristoph. Nub.* 109. οἱ περὶ Ἀρίσταρχον statt Ἀρχίλοχον nach *Ruhnken's* Verbesserung an zwey Stellen aufgenommen. *Phavor.* hat οἱ δὲ περὶ ἀρχίλον. Hr. *L.* hat das ganze *Schol.* nicht gehörig verstanden. — *Fragm.* CLXXXI. An Ἀντίμαχος dachte schon *Heyne ad Hom. Il.* T. V. p. 292.

Da man jetzt von allen Seiten sich es zu einem besonderen Geschäft macht, das *griech. Wörterbuch* von *Schneider* zu vervollständigen: so wollen auch wir am Schlusse unserer Beurtheilung einen geringen Beytrag dazu aus *Archilochus* geben; wiewohl schon *Schneider* selbst den Fragm. desselben besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. ἀμφάδην Fr. 31, 4; γυρεὸς für γυρὸς Fr. 35, 2, wenn die Lesart sicher ist; ἀπίελπτος Fr. 30, 5 sind schon von *Jacobs* im *Ind.* zur *Anthol.* T. XIII angegeben. ἀμφιτρίβης Fr. 124; *Hesych. Phavor.* — ἄμωτα· κατάνεια. Fr. 179. — ἀναιδία Fr. 1, 5. Vgl. unsere Bemerk. hiezu. — ἀπεπρήθω Fr. 99, w. d. L. sich. — ἀργιλιπής Fr. 158. — βροτείη, die Form des Femin. Fr. 81. — διστόσῃ τῇ ἡλικίᾳ. *Hesych.* Fr. 142 wahrscheinlich verdorben. Man könnte aus ΔΙCΤΟCΗΙ vermuthen: ΑΚΡΩCΕΙ oder ΑΚΜΩCΕΙ; aber alles ist unzulänglich. — εἰκασία Fr. 18 verdorb. — εὐπλόϊμος Fr. 56. Vermuth. des Herausg. statt εὐπλόκαμος. — κοπάεν i. q. ξίφος. Fr. 151, wenn Schreib- und Erklärungs-Art bey *Etym. M.* richtig ist. — λέγαι γυναῖκες Fr. 117, w. d. L. richt. — λιπερνῆς Fr. 83 und *Hesych.* λιπερνήτις auch bey *Suid. Schneider* hat bloss λιπερνής, έος, und aus *Arch.* führt er unrichtig λιπερνήτης an. — μουνόκερα Fr. 157. — μύσχης· εὖρος. Fr. 159 viell. verdorb. — μύχιος Fr. 132 cf. *Passow* üb. *Gr. Wörterbuch.* p. 101; *Jacobs ad Anthol.* T. XII. p. 322. *Huschke anal. crit.* p. 127. — σκελήκερον Fr. 169 scheint verdorben. — σκύτη Fr. 99. *Galen. Hippocr. Hesych. Phavor.*, wo τενόντων statt ταινόντων zu schreiben ist. — συκοτραγίδης. Fr. 169. — τρισοϊζυρή Form des Femin. Fr. 88. — χρυσοέθειρ Fr. 71.

Wir zeigen auch, in Ermangelung eines *Index*, die von dem Herausg. beyläufig verbesserten Stellen anderer Schriftsteller an, mit Übergehung dessen, was etwa blosse Erklärung enthält, oder was unmittelbar zu den Fragment. des Archil. gehört. Von welchem grösseren oder geringeren Belang diese beygebrachten Verbesserungen sind, können unsere Leser aus dem abnehmen, was wir über einige derselben erinnert haben. *Aelian.* p. 80 *bis*. *Aesop.* 163 sq. *Alciphr.* 58. *Anacreon. ap. Phavor.* 210. *Aristid.* 40. *Athen.* 133. 258. *Dio Chrys.* 19. *Diogenian.* 39. *Diomed.* 27. *Diophan.* 188. *Erotian.* 213. 255. *Etymol. M.* 63. 222. 225 sq. 246. 249. 252. *Eustath.* 133. 241. 249. *Galen.* 115. *aliquot. Hephaest.* 173. *Hesych.* 79. 220 *bis* 255. 257. *Himer.* 88. *Hort. Adon.* 45. *Jul. Firm.* 20. *Martian. Cap.* 36. *Nicand.* 56. *Philostr.* 19. 116. *Plin.* 44. *Plotius* 25. *Plutarch.* 35. 113. 243. *Schol. Aristoph.* 22. 72. 94. *Schol. Eurip.* 86. 205. *Schol. Hom. Villois.* 220. 239. *Schol. Horat.* 15. *Schol. Nicand.* 216. *Schol. Pind.* 179. *Scymn. Ch.* 7. *Servius* 31. *Sophocl. ap. Athen.* 87. *Steph. Byz.* 6 sq. *Strabo* 202. *Suid.* 241. 248 *bis*. 249. 253. 255.

Victorin. 30. *Tatian.* 8. *Theocrit.* 89 sq. *Ttetz. ad Hesiod.* 237. *Zenob.* 174.

Den Beschluss des Ganzen bilden einige in griechischer Sprache verfertigte Gedichte des Hn. *L.*, die eben nicht Kunstwerke zu nennen sind, weder in formeller, noch in materieller Hinsicht. Das Äussere empfiehlt sich durch gutes Papier, nette Typen, und correcten Druck.

Von No. 2 ist nur nöthig, den Inhalt mitzutheilen, um sich eine hinlängliche Idee von den Unvollkommenheiten dieser Bruchstück-Sammlung des *Alcäus* zu bilden: wobey sich leicht ergeben wird, dass der Herausgeber, der nie den Plan einer Ausgabe desselben gehabt zu haben scheint, diese Unvollkommenheiten nicht herbeyführte, sondern vielmehr noch grösseren vorbeugte. Wir thun es mit den Worten des Herausgebers, Hn. D. *Theodor Friedrich Stange*, Prof. Theolog. zu Halle, welcher sich in der Vorrede genannt hat. *M. Chr. Dav. Jani — commentationes tres de Alcaeo, poëta lyrico, ejusque fragmentis in forma prolusionum MDCCLXXX—MDCCLXXXII Illustr. Gymnas. Islebiae Rectoris munere fungens Halae typis Hendelianis edidit. Quae cum cito venditae neque exempla harum prolusionum superfuissent, ideoque frustra requisitae: redemtor horum libellorum me adiens precibusque rogitans, ut resectis et praetermissis iis, quae ad tempora et loca harum prolusionum pertinerent, ea tantum retinerem, quae ad communem lectorum usum pertinerent, ut ita integrum libellum Fragmentorum Alcaei essent effectura. At isti viro significavi, valde se falli, si putaret, omnia haec Alcaei esse* λείψανα, *quae* Jani *evulgasset; dixique eundem ea tantum ex Athenaeo illustrasse carmina, quae cum Horatianis conferri atque comparari possent, quaeque constarent, poetam Graecum in imitationem a latino esse propositum. Quocirca iterum me rogitavit redemtor prolusionum de Alcaeo, ut secum ea communicarem, quae ad illustrandum poëtam praestantissimum ulla ratione spectarent; quo plenior et perfectior* ἔκδοσις *fragmentorum hujus poetae prodiret. Precibus hujus hominis, non iis rebus, quibus vulgo ad ejusmodi opera suscipienda scriptores famelici alliciuntur (quasque res barbare* honoraria *vocant), motus, auctor eidem fui, ut notit. liter. hujus Alcaei ex Bibl. Fabricio-Harlesiana repeteretur; ex hac enim plenissima notitia hujus poëtae hauriretur, inprimis cum de caritate hic liber in paucorum manibus esset. — — Ceterum etiam adjecimus fragmentum ex Eustathio illud* Ἀσυνήτου λόγον κ. λ. *et ea ex Pindar. Schol., quae, num revera Alcaei, an alius sint, dubitantur. Cum nostra aetate inprimis in Germania vigeat literarum graecarum studium, et collectiones scriptorum praeclarorum virorum, quae injuria temporum perierunt, literarum graecarum studiosis et gratae et acceptae sint, speramus fore, ut et fragmentorum nova haec congeries Alcaei Lyricorum praestantissimi lectoribus eruditis placeant.* — Wir versichern, dass in der Ausgabe selbst sich nicht mehr befindet, als in der Vorrede angegeben ist, wo noch die Gefälligkeit des Hn. D. *Blümner* und Hn. Prof. *Beck* in Leipzig gerühmt wird, welche dem Vf. des *Lectius* Sammlung der griechischen Dichter, die *Carmina novem illustr. fem.* und die Sammlung der Fragmente der griechischen Lyriker von *Ursinus* zum Gebrauch anvertraueten, aus welchen das Übrige ergänzt wurde. Der Inhalt der einzelnen Abtheilungen ist folgender: P. VII — X. *Alcaei vita ex Gyraldo.* — P. XI — XII *index scriptorum Alcaeum commemorantium.* — P. 1 — 20. *Notit. liter. de Alcaeo ex Fabric. Bibl. Gr. ed. Harl. Vol. II. Lib. II. Cap. XV.* — P. 21 — 32 *de Alcaeo ex Bailii dict. hist. crit. s. artic. Alcée,* aber nicht lateinisch, sondern bloss französisch. — P. 33 — 80. *Jani comment. de Alcaeo ejusq. Fragmentis.* — P. 81 — 226. *Fragm. Alcaei reliqua atque de eodem judicia et testimonia scriptorum Gr. et Lat.* — P. 227. *Druckfehlerverzeichniss.* — Die *Fragmenta reliqua* sind ohne innere Ordnung nur nach den Schriftstellern und Scholiasten, wo sie sich finden, zusammengereihet, wozu noch die gewöhnliche lateinische Übersetzung und zuweilen auch die Anmerkungen, die man zu jenen Fragmenten in den Ausgaben findet, gefügt ist, z. B. zu *Aristoteles* von *Buhle*, zu *Heraclid. Pont.* von *Schow*, zu *Dionys. Hal.* von *Reiske*, zu *Strabo* aus der *Almel.* Ausg., zu *Athenäus* von *Schweighäus.*, die besonders viel Raum einnehmen; die übrigen Schriftsteller sind leer ausgegangen. Auf diesem Wege waren aber Wiederholungen unvermeidlich. So findet sich z. B. ein Fragment S. 198. S. 206 und S. 215, weil drey verschiedene Schriftsteller dasselbe erwähnen. Was in neuerer Zeit in metrischer, kritischer und exegetischer Hinsicht vielfach für *Alcäus* geschehen ist, so wie neue Bruchstücke aus den seither erschienenen *Anecdotis*, oder Ergänzungen und Berichtigungen des schon vorhandenen reichhaltigen Stoffes, würde man hier ganz vergebens suchen. Das Äussere entspricht dem Inneren durch schlechtes Papier, schlechte Typen und fehlerhaften Druck. Es ist also durch dieses Machwerk das Bedürfniss einer neuen und vollständigen Ausgabe des *Alcäus* nicht nur nicht befriediget, sondern nur fühlbarer gemacht worden.

Auch von der neuen Ausgabe der Oden der *Sappho* (No. 3) ist Wenig zu sagen. Sie verdankt dem Zufall ihre Entstehung, und eben so zufällig erscheint das, was ihren Inhalt ausmacht. Der Herausgeber, schon bekannt durch seine neue Ausgabe des *Hippolyt. Euripid.*, versichert in einer zu Paris den 1 März 1815 unterzeichneten, englisch verfassten Nachschrift, dass eine zunehmende Kränklichkeit ihn zu literarischen Arbeiten zurückgeführt habe, nachdem er bereits allen „*further Greek publications*" entsagt, und sich ausschliessend mit diplomatischen und historischen Recherchen zu beschäftigen entschlossen hatte. Dabey war, wie aus einer anderen lateinisch geschriebenen Nachricht (S. 22 f.) hervorgeht, seine Absicht, *in animis eorum, qui Graece et Latine sciant, Orientalium linguarum amorem aut paulisper accendere, aut aliquantulum*

promovere. Er hatte für diesen Zweck nicht bloss in Paris *Analecta Orientalia* zur Herausgabe vorbereitet, *quam rem* (fügt er jedoch hinzu) *inveni tot et tantis difficultatibus objectam, et quasi involutam, ut diutius queam nec in proposito susceptoque permanere;* sondern auch bey den Oden der *Sappho* sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, *ut observationes aliquot ex Hebraico sermone deductas, itemque illustrationes, ex Cantico Salomonis et ex Arabicis quibusdam et Persicis auctoribus depromptas, identidem introduceret.* Wiewohl er nun von diesen *Observationibus* selbst urtheilt: *eas omnes, quum attentius relegissem, non ἀπροσδιονύσους judicavi, nec prorsus indignas, quae asservarentur sedulo, atque etiam, pro ingenii mei mediocritate, amplificarentur:* so findet sich dennoch von denselben in gegenwärtiger Ausgabe keine Spur, sondern Hr. E. hat sich bloss darauf beschränkt (S. 22), *huic opusculo varias variorum manuscriptorum e diversis editoribus factas collationes, et varia, quotquot ipsi occurrerunt, lectionum genera inserere, annotationes etiam suas, prout res tulit, quantulascunque addere.* Dass nicht alle wichtigen Varianten von Hn. E. aufgeführt, dass nicht einmal die neuesten Ausgaben dieser Oden benutzt worden sind, lehrt schon der erste flüchtige Anblick dieses Werkchens, das übrigens Folgendes in sich fasst: Zuerst Angabe der Zeit, zu welcher Sappho lebte, mit der Stelle aus *Horat.* IV *Od.* 9, 9 und englischen Versen auf die Dichterin; dann die Stelle des Longinus, nebst der Ode, grösstentheils nach der Pearcischen Textesrecension, und mit wörtlicher lateinischer Übersetzung; hierauf (S. 12) ein Vers des *Rufinus* aus einem Epigramm, der eine Nachahmung des Eingangs enthält; dann *Catulls* Nachbildung, *Boileau's* französische Übersetzung und eine englische aus dem *Spectator.* Auf gleiche Weise ist (S. 16) die zweyte, vom *Dyonys. Hal.* aufbewahrte Ode herausgegeben, mit lateinischer Übersetzung an der Seite, und Varianten unter dem Texte. Über *Vossius* Verbesserungen hinaus ist in dem noch immer sehr verderbenen Texte nichts geleistet. Endlich S. 24 noch eine lateinische Nachahmung der Ode in *Guilielm. Jones Simon, seu Miscellaneorum Liber*, Lond. 1774. 8.

A. B. u. M. G.

GESCHICHTE.

Salzburg, in der mayrschen Buchhandlung: *Neue Chronik von Salzburg* von D. *Judas Thaddaeus Zauner*, k. k. wirklichem Hofrathe u. Professor I Theil. 1813. 243 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser erste Theil der neuen ist eine Fortsetzung der alten Chronik, die mit dem 51 Erzbischofe Georg im Jahre 1587 geschlossen wurde; jener (erste) Theil fängt mit dem Erzbischofe Wolf Dieterich von Raitenau an, und umfasst auch bloss das Leben dieses in seiner Art eben so merkwürdigen als berüchtigten Mannes. Das Erzstift verdankt ihm, dem vertrauten Freunde von Tycho Brahe, die Errichtung einer höheren Lehranstalt, eine gute für die damaligen Zeiten zweckmässige Schulordnung (die deutschen Elementar-Schulen betreffend), die Verschönerung der Hälfte der Stadt Salzburg mit neuen Gebäuden, die Verbesserung des Salzwerks von Halleyn, kraftvolle Pestanstalten, und sogar eine Rathsordnung, wonach sein Kanzler und Räthe vollkommen berechtigt wurden, Klagen für und wider ihn anzunehmen, und darüber nach kaiserlichem Rechte und kundbarem Landesgebrauche treulich zu entscheiden; und doch war seine Regierung nur eine der tollesten Willkühr und einer Tyranney, die besonders in dem Charakter eines Oberhirten an Wildheit grenzte. Nicht genug, dass er das Erzstift mit neuen und harten Auflagen, wovon eine drückender als die andere war, belegte, und jedes Jahr grössere Erpressungen machte (so führte er zuerst ein Weinumgeld, dann Erhöhung der Mauten und Zölle, ein Abzugsgeld von 10 Procent, eine willkührliche Vermögenssteuer, ein gezwungenes Anleihen, Confiscationen von Gütern, übermässige Geldstrafen und sogar statt letzterer Errichtungen von Grundzinsen ein); nicht genug, dass er durch die empörendsten Verfolgungen die Protestanten zur katholischen Religion zwang, oder mit Verlust eines grossen Theils ihrer Güter aus dem Lande trieb, dass er Hochgerichte und Kopfstätten pflanzte, und nach Belieben köpfen liess, selbst seinen Bruder, weil er seinem Ehrgeize nicht fröhnte, von Haus und Hof verjagte, und dessen Pallast schleifte: so erpresste er noch von dem geängstigten Domcapitel 1605 die Aufhebung seiner Wahlcapitulation und einen Vertrag, „dass, weil dem Erzbischofe die Regierung des Erzstifts vornehmlich obliege, derselbe vollkommener *Nutzniesser* und *Herr* aller Einkünfte, Regalien und Gefälle gegen Entrichtung der dem Erzstifte obliegenden Bürden sey." Endlich erklärte er dem Capitel unumwunden, dass, da er den alten Herrn ihr Mass zu geben nicht gestattet hätte, so wolle er von den jungen Herrn gar nichts wissen. So wie gegen sein Capitel, so betrug er sich gegen das Reich, an dessen Schlüsse er sich, wenn es Hülfsleistungen beträfe, nicht gebunden achtete. Wahrscheinlich war diese Despotie und Tyranney auch Ursache, dass der Herzog Maximilian von Baiern, das Haupt der Liga, vielleicht von dem Capitel verleitet, sichtbar von ihm begünstigt, die Gelegenheit von der halleinischen Salzsperre ergriff, und den Erzbischof bekriegen, endlich auffangen und einsperren liess. Der Bischof starb in seiner mehr als 5jährigen Gefangenschaft 1617. — Hr. *Zauner* erzählt das Leben dieses Mannes, wie wir es hier aus dem ganzen Werke zusammengezogen haben, mit ungekünstelter Treue, ohne Beysatz und Urtheil; er hält sich an den Faden der Zeit, wie es einer Chronik geziemt, und nimmt auch alle die Gegenstände auf, die am Wege liegen, z. B. Brand, Theuerung, Pest, Regen u. s. w. Wenn er so kleinlich ist, dass er das abgesungene *Te Deum*, den Ort, wo die Kanonen abgeschossen wurden, den Tag, wann der Erzbischof seine Messe gelesen hat, nicht vergisst: so muss man dieses auf seine Ängstlichkeit in der Erzählung schreiben, um Alles zu erschöpfen; in dieser Ängstlichkeit nimmt er sogar zu besonderen Erklärungen Zuflucht. So sagt er z. B.: nachdem der

Erzbischof Georg ohne alle vorgängige Krankheit, *ausser dass er einen sehr grossen fetten Leib hatte, und dabey nicht besonders viel zu essen pflegte*, plötzlich verstorben u. s. w. — Diesem breiten historischen Charakter verdanken wir denn auch manche vortreffliche Nachrichten über gleichzeitige Männer, wie Tycho Brahe, über gleichzeitige Ereignisse und Gegenstände, z. B. Freyjung, Mönchszucht u. s. w., endlich manche Verbesserungen. Auffallend bleibt es, wie der würdige Veteran, der den Bischof doch von einem grossen Hange zur Sinnlichkeit (er lebte mit Concubinen), von Hochmuth (er legte sich zuerst den Titel Hochfürstliche Gnaden bey), von tiefem Elende, worein er das Volk durch seine Prunkliebe und schnöde Willkühr versenkte, nicht frey spricht, ihm alle Anlagen zu einem weisen und grossen Regenten zugesteht, und von seinem verdienten Ende sagt: er hinterliess ein seltenes Beyspiel von Frömmigkeit, Ausharrung und Geduld. — Er war ein stolzer, bloss gedemüthigter Pfaff.

H. P. E.

Freyburg u. Constanz, b. Herder: *Herda, Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte.* Von *J. G. Pahl.* III Band. 1814. 299 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Urtheil, welches wir über die beiden ersten Bändchen (*J. A. L. Z.* 1812. No. 236 und *Ergänzungsbl.* 1814. No. 8) fällen mussten, können wir auch bey dem vorliegenden dritten Bande nicht abändern. Wir sehen die Wissenschaft nicht gefördert, und lesen das Mehrste auch anderwärts schon, wo nicht besser, doch eben so gut. Wozu also eine Sammlung dieser Art? Der Inhalt ist: 1) *Heinrich der Vogelsteller und seine Zeit.* 2) *Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde im Jahr* 955. Beide aus der ersten besten Reichsgeschichte wiederholt. 3) *Antiquarische Reise im östlichen Schwaben.* Ein eigener Aufsatz, der bey den Orten, durch welche die Reise geht, die Schicksale derselben kurz angiebt, besonders der Klöster und Stifter. Obgleich der Vf. nie tief eindringt, der Zusatz *antiquarisch* nicht passend ist, und vielerley Lücken sich finden (z. B. wo ist die Bibliothek u. s. w. von Neresheim geblieben?): so verweilt man, unter den übrigen Aufsätzen, doch bey diesem gern. 4) *Geschichte des Bauernkrieges in den oberen Gegenden des Kochers und der Rems.* Hauptsächlich nach *Herolds* (gezwungenen Theilnehmers an einigen Vorfällen) handschriftlicher Chronik von *Hall*, aus der aber schon *Crusius*, *Sattler* geschöpft haben: in wiefern die hier umständliche Geschichte Limburgs von *Prescher* benutzt ist, kann Rec. in dem Augenblick nicht vergleichen. 5) *Über Joh. Brenz, seinen Charakter und seine Verdienste.* Ohne Quellenangabe. 6) *Der Streit über die Erbschaft des Herzogs Georgs des Reichen von Baiern;* ganz wie No. 1 und 2. 7) *Deutschlands Grenzen, Einheit und Zertrümmerung. Historische Bemerkungen:* Über natürliche Grenzen der Länder, worüber seit der Schlacht von Leipzig so viel geredet ist: gemeinsame Abstammung, Organisation, Sprache und Sitte machen sie. Die Provence, Burgund, Franche - Comté, Lothringen (!), Belgien(!) waren einst *gegen den Willen der Natur* Bestandtheile des deutschen Reichs; aber ein eben so grosser Missgriff war es, die Grenze bis an den Rhein zurückzuschieben. Ströme sind keine natürlichen Abmarkungen. (Darum hat wohl Holland die halbe Meile am Maasufer erlangt, und darum Preussen nicht den Einfluss der Lahn in den Rhein? Beym Po gelten andere Grundsätze!) Dass auf der Höhe des Böhmerwaldes das Deutsche aufhört, ist nicht durchaus richtig: deutsch und slawisch scheiden sich in Böhmen sehr sonderbar, mehr nach Flüssen; Eger und Sassawa sind die Grenzen des Letzteren, nicht die hohen Gebirge. 8) *Wilhelm von Grumbach*, noch nicht vollendet, aber ganz in der Art von No. 1. 9) *Die Insel Reinau* im Bodensee. Dazu gehört das Titelkupfer. Eine flüchtige Ansicht und Abschrift des Urtheils einer französischen Emigrantin — Mercy 1793.

H. St. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Münster*, b. Theissing: *Das Nationalconcilium zu Paris im Jahre* 1811 mit authentischen Actenstücken vom Canonicus *F. A. Melchers*, Subregens im bischöfl. Seminario zu Münster. 1814. 174 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. begleitete den Erbkämmerer Grafen von Galen, ernanntes Mitglied des gesetzgebenden Körpers von dem Departement der Lippe, nach Paris, und war so glücklich, sich über den ganzen Gang der Verhandlungen des Concils zu unterrichten. Er theilt mehrere Originalactenstücke in der Urschrift und übersetzt (letzteres nicht ganz correct) mit, und für diese Mittheilung danken wir ihm aufrichtig; sie reicht, wenn auch gleich noch mehrere fehlen, vollkommen hin, um den Gesichtspunct richtig aufzufassen, wovon der Gewalthaber und die Bedrückten ausgingen, und wie der erste sich auf dem Culminationspuncte seiner Macht, wo fast der Erdboden vor seinem Angesichte schwieg, und wie einige Redliche sich in dem Gefühle ihrer Würde benahmen. Auf das Detail der Verhandlung lässt sich Rec. bis jetzt nicht ein, weil er weiss, dass nächstens eine ähnliche Sammlung erscheinen wird, wobey noch Manches hier Fehlende ergänzt werden kann, und weil ein wichtiger Theil derselben doch noch von einer anderen Seite einer Aufklärung bedarf. Rec. rechnet dahin das Schwanken des Papsts und des Kaisers in gewissen Perioden, das Benehmen des Cardinals Fesch, die Zuziehung und die eigene Art der Mitwirkung des Fürsten Primas und seines Weihbischofs Kolborn u. s. w.

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

MÜNCHEN: *Über die erwünschliche (wünschenswerthe) Umstaltung der bestehenden Hospitalien in nützliche Werkhäuser, wodurch den Stiftungs-Curatelen wenigstens* 100,000 *Gulden jährlicher Einnahme zufliessen würde.* Dem Freyherrn *von Hartmann* und sämmtlichem Stiftungs-Administrations-Personale gewidmet. 1809. 24 S. 8. (2 Gr.)

In das gesellschaftliche Leben war eine unnatürliche Unruhe und ein Geist der Veränderlichkeit und des wilden Wechsels eingedrungen, der in die Verwaltung der Reiche schnell überging, wie er denn in den politischen Umwandlungen überreichen Nahrungsstoff fand, und seiner Seits das Gedeihen dieser beförderte. Dieser Trieb wirkte so sehr zu den grossen Veränderungen, die wir gesehen haben, als nur immer napoleonischer und französischer Ehrgeiz, oder einheimischer, oder Raubsucht und Tyranney. Dieses waren die letzten Stösse; jene stille, aber desto wirksamere Untergrabung musste vorhergehen und sie begleiten. Dieser Geist hatte im Allgemeinen die Zeitgenossen in Hinsicht auf das Politische und alle alten öffentlichen und häuslichen Einrichtungen und Anstalten ergriffen, als hätte Hüons Horn getönt. Sie hielten diesen Geist zum Zerstören und Umwerfen für den *allesgestaltenden Zeitgeist*, da sie doch nur einem äffenden Trugbilde nachliefen, das von ihnen weichen musste, wenn sie nur die Luft recht in Bewegung setzen wollten, wie man es bey jener physischen Erscheinung rühmt, während sie die Nacheilenden weit genug verführt. Nicht nur mit einem unbegreiflichen Leichtsinn sahen sie dem Spiel zu, sie förderten es, wo sie konnten, als wäre es nur der Übergang von einem Tanz zum anderen. Keine Veränderung, die sie einander vorschlugen, wie schädlich sie auch für jetzt oder die Zukunft seyn mochte, blieb ohne Zustimmung; jede wurde als *nothwendig*, in den Verhältnissen liegend, willig angenommen. Selbst, dass am Hauptheerde dieses verheerender als der Krieg wüthenden Vulcans so manches Alte wiederhergestellt wurde, dass selbst der ewig unruhige Geist des Korsen so vieles Alte, Verworfene, wieder gut heissen musste, brachte sie nicht zur Besinnung, gab vielmehr neue Nahrung. Gerade in Deutschland zog dieser Aftergeist recht viele Verehrer hinter sich her, die aussahen, als wollten sie sich entschädigen für die seit den grauen Jahrhunderten der Vorzeit geltend gewesenen, entgegenstehenden einheimischen Grundsätze! Am Ohr des grossen Haufens rauschen ohnehin die Aussprüche der Weltgeschichte, der Klang der gewaltigsten Lehren umsonst vorüber, der folgt, wie er geleitet, getrieben wird! Dass Ruhe, und feste, gleichbleibende Ordnung in allen Dingen der höchste Ruhm einer vernünftigen, häuslichen und öffentlichen Verwaltung, der grösste Hebel zum immer höher steigenden Wohlstande sey, dass stilles Nachfolgen der aufkommenden Verbesserungen, die der immer rege Geist der Menschen hinauf an den Tag bringt, allmähliche Veränderungen wirksamer sind, als alles Poltern und Stürmen; wie langsam die edlen Früchte reifen, aber von desto vorzüglicherer Güte sind, will er das wissen? Doch ewig lüstern wollte man sie brechen, noch ehe der Baum blühen konnte, und ungeduldig hieben sie den Baum um.

Jetzt gelten zwar die durch lange Erfahrung gereiften und bewährten Einrichtungen der Väter wieder etwas mehr, das freye biedere Leben, der hohe, edle Sinn der vergangenen Geschlechter wird nicht mehr so allgemein leichtsinnig, mit gänzlicher Verkennung des Werthes verloren gegeben, sie sind bey einem grossen Theil wieder zu Ehren gekommen, und es ist zu hoffen, dass wir, durch traurige Erfahrungen gewitzigt, weiser werden, und an dem Alten, dem Inländischen festhalten werden! Aber immer giebt es noch Viele, die den Kobold für den wahren Geist halten, die das, was die Vorzeit errichtete, hassen, weil sie nichts dagegen zu bieten haben, und das Gefühl, dass sie in ihrer Unwürdigkeit nur von einem grossen Nachlass zehren, sie peinigt. Darum wissen sie nichts Besseres zu sinnen, in ihrem wunderlichen Grimm und ihrer närrischen Weisheit, als zu zerstören, was aus dem Alterthum herstammt. Die Bilder und kunstreichen Arbeiten sammeln sie wohl in prunkenden Sälen, aber die Einrichtungen der Altvordern sollen spurlos untergehen. *Ursprüngliche Bestimmung*, die mit ehrfurchtsvoller Scheu gepflegte Norm aller Einrichtungen von Dauer, *urkundliche Rechte*, das unverrückte, heilige Gesetz, die ehernen Pfeiler für die kühn zum Himmel strebenden Bauten, sind solchen Gesinnungen nicht bloss widerlich, sie sind ein Gräuel!

Zu den löblichsten und ehrwürdigsten Anstalten der Vorzeit rechnete man bisher die wohlthätigen Armenhäuser; diese, dem kraftlosen, Ruhe verlangenden und bedürfenden Alter, nach einem thätigen, sorgenvollen (wenn auch oft nicht nützlich, wie leicht irrt der Mensch ab!) für uns, die Nachkommen, mit verzehrten Leben, geweihten stillen Wohnungen, und Zurückziehungshafen aus dem lärmenden Gewoge der

Welt, die für sie keinen Reiz mehr hat, in der sie mürbe gerüttelt sind, die ihnen eine unerträgliche Bürde geworden.

Der fromme, und das Nützliche bald ergreifende Sinn der Väter bedurfte kaum der mächtigen politischen und religiösen Gründe, um so edle Werke zu gründen. Vornehmlich strebte der Geist der städtischen Gemeinheiten, die so vieles Grosse und Gute förderten (dafür aber zum Lohn 1802 politisch getödtet wurden), auf diesen Zweck hin, und es wird wohl keine Stadt geben, wie klein sie auch sey, der nicht solche Wohlthätigkeits-Anstalten *überliefert* wären, welche an mehreren Orten nur zweckmässiger verwaltet zu werden brauchten, um ganz die grossen Vortheile ihres Zwecks zu bewirken. Seltener sind sie auf dem Lande, weil theils die geringere Menschenmenge das Bedürfniss nicht so fühlbar machte, theils ein solcher Geist der gemeinschaftlichen Unterstützung nie so rege wurde, noch bey den Verhältnissen des Landmanns zu werden brauchte, in denen für das hülflose und lebenssatte Alter durch eigenthümliche, für sie passende Einrichtungen (Alttheil, Leibzucht u. s. w.) auf andere Weise gesorgt war, und im Nothfall die Anstalten der Städte einen Zufluchtsort darboten. Ja, als die Hospitalien, die Siechenhöfe und Pesthäuser ihre hohe Nothwendigkeit verloren, da benutzte man den trefflichen Vorrath, bloss um die Zahl und das Vermögen der Armen- und Versorgungs-Anstalten zu vermehren, und legte, da ihr eigentlicher Zweck wegfiel, *den am nächsten verwandten* unter. Leicht ist möglich, dass der grösste Theil der jetzt vorhandenen *Hospitalien* nicht bloss den Namen von jener Zusammenwerfung erhalten, sondern selbst erst durch die Umwandlung der erstaunlichen Menge Krankenhäuser Wohnung des Alters und der Dürftigkeit wurde. So wandelte sich die nothwendige, und Anfangs bittere Frucht der Kreuzzüge zu heilbringenden Säften. Daraus ist klar, was den Vorfahren *zeitgemässe* Benutzung solcher Anstalten hiess, die in der alten Form nicht mehr erfoderlich waren. Den ächt praktischen Sinn müssen wir ehren — wie denn überhaupt die Thorheit der Speculation zu ihrem Heil ihnen fremd blieb — dass sie verbesserten, nicht zerstörten; nachhalfen, nicht durch Aufhebungen und Heimfallsrechte den Vorrath vernichteten, und in lärmenden Banketten und thörichten Spielereyen höhnend verschlangen, der einmal zum Wohl des Gemeinwesens geopfert, nur zur Benutzung, als ein heiliges Gut, *in Verwahrung* gegeben war, und so an sich und den kommenden Jahrhunderten einen fluchwürdigen Raub begingen. Darum erstickten sie aber auch in der Brust der besseren Gemüther die Vorsorge für die nachfolgenden Geschlechter nicht, und überlieferten nicht Alles einem crassen Egoismus, hatten nicht nöthig, was Wirkung der edlen Gesinnung war, zum Zwang werden zu lassen, und als Gemeindelast und Armentaxen die geraubten Fonds wieder zusammenzutreiben. Oder war es nicht unseren Zeiten vorbehalten, Hospitäler, die halbe Millionen zu bauen gekostet hatten, die Denkmale sparsamer, biederer Fürsten, edler Menschenfreunde um Nichts (denn der elende Preis, den Juden und Judengenossen gaben, ist der *Etwas?*) zu verschleudern; unseren Zeiten, solche Anstalten aufzuheben, weil sparsame, wirthschaftliche Pfleger Hunderttausende für sie gesammelt hatten? Und wenn man von den Klöstern sagen wollte, ihr Nutzen sey dahin: war es denn der gleiche Fall mit den Armenhäusern? Besteht nicht ihr Zweck noch, vollständig, wird er nicht bestehen durch alle Jahrhunderte? Oder ist das goldene Zeitalter wirklich da, und hat nicht etwa das unserige mehr als irgend eins der früheren für das Zunehmen der Armuth durch Krieg und Steuern gesorgt, hat das unserige nicht seine Bürger vor der Zeit lebenssatt gemacht?

Wohl, die Hospitäler sollen bleiben, sagen etwa die Besseren der Andersdenkenden; aber sie müssen sich einer Umformung, dem Zeitgeist gemäss, unterwerfen. Damit wollen sie sagen: behaltet diessmal den Namen, aber ihr sollt unter unseren Händen ganz andere Institute werden — und so sollt ihr doch, absichtlich oder unabsichtlich, untergehen. Die Bewohner der Armenhäuser sind jetzt blosse *Verzehrer*, kein Staat darf es gestatten (bey den *armen Schluckern*, die seine unmittelbare Einmischung dulden müssen), dass seine Bürger arbeitslos umhergehen. Wie vielerley Producte können die zahlreichen Bewohner der Armenhäuser nicht liefern! Regimenter lassen sich aus ihrem Gespinnst kleiden. Glücklicher Fund! doch beklagenswerther Greis oder Greisin! deren Jahre der Thätigkeit dahin sind! Ihr glaubtet umsonst, die, gewöhnlich für euer baares Geld *erkaufte*, Stelle im Hospital werde euch endlich Ruhe geben, und der ersten Bedürfnisse gewiss (denn ganz frey erhält wohl kaum diese oder jene Anstalt ihre Bewohner), brauchtet ihr nur so viel Nebenarbeit zu schaffen, als es euch gefiele, und euer körperlicher Zustand erlaubte, oder, wenn das launenvolle Schicksal euch sonst noch einige Sparpfennige beschert, könntet ihr ganz die noch übrige Zeit eurer irdischen Bahn endlich ungeplackt still vorüberlaufen lassen! Wie könnte man euch auch die Ruhe der wenigen Tage missgönnen! Meintet ihr? Nicht also! Ihr sollt Wolle kratzen, sollt spinnen, sollt weben, und wenn der barsche Werkmeister euch ruft, und der Hospitalarzt euch nicht das Zeugniss wirklicher Krankheit giebt, wie ihr auch, nach dem Zustande des Alters, sonst gestimmt seyd, zur bestimmten Zeit und aufs Commando arbeiten, und das bestimmte Stück vollenden — sonst Wehe euch! hast du auch nur ein Sechszehntel Kraft (wie schön ists doch, dass man gelernt hat, so etwas in Zahlen auszudrücken!), du sollst sie anwenden. Thörichte Fragen: ob das die Alten wollten, welche diese Asyle stifteten, ob irgend Jemand, der Staat, das Recht hat, ihnen eine andere Einrichtung zu geben, das Vermögen anders, als die noch nicht veraltete Stiftung will, zu verwenden? ob man die Hospitaliten, dem Vertrage entgegen, der bey ihrem Einkauf geschlossen wurde, zur Zwangsarbeit anhalten dürfe? ob nicht der Staat bey der Errichtung, stillschweigend oder ausdrücklich, die Fortdauer auf die ursprüngliche Weise versichert habe,

Versprechen, deren Erfüllung mit so kahlen Gründen nicht abgelehnt werden können? Solches Mahnen an das Rechte ist so unbequem, als die Auffoderung, *das, was wir bedürfen, auch selbst zu schaffen*, wie das Alterthum für sich thun musste, und wenn uns Arbeitshäuser Noth thun, sie wenigstens mit halb so freygebiger Hand selbst zu gründen; an Bewohnern dürfte es nicht fehlen. Vom fremden Gut zehren, ist nämlich besser, als selbst erst Etwas zu ersparen. Solch ein Beyspiel, wie die Luisenstiftung in der drückendsten Zeit, steht freylich einzig da!

Eine lange — aber wahrlich nicht überflüssige — Vorrede zu einer kleinen Abhandlung, die ihrer Entstehung und ihrem Geiste nach eine Frucht des falschen Zeitgeistes und von ihm gezeitigt, indess nicht zu den giftigen gehört. Der Vf. schwimmt mit dem Strome fort, in den er nun einmal gefallen ist, aber er will ihn nicht leiten, über die Ufer treiben. In sofern diese Schrift die Hospitäler sämmtlich in Werkhäuser umschaffen will, haben wir unsere Ansicht schon ausgesprochen; jedoch müssen wir der Wahrheit gemäss bemerken, dass der Vf. sonst billige Gesinnungen hegt, und Gutes will. Er schreibt dem Alter kein bestimmtes Stück Arbeit vor, sondern will solches nach den verschiedenen Kräften abmessen (wer bestimmt diese?), und sorgt sonst für die Bewohner seiner umgeformten Werkhäuser. Nur hat er nicht bedacht, dass jede Zwangsarbeit, jedes auch noch so billig zugemessene Stück, jede ungewohnte Beschäftigung dem Alter drückender, die fortdauernd sitzende Lebensart, die beständige Beschäftigung mit Unrath abwerfenden Stoffen um so Vieles nachtheiliger der alten Brust ist, — dass überhaupt noch so viele Vorsorge die Sache selbst nicht anders macht. Vielleicht dachte der Vf. durch seinen Vorschlag wohl selbst grösseren Übeln zuvorzukommen. Baiern hat bekanntlich unter allen deutschen *Staaten* die grösste Unruhe gezeigt, und den Geist des französischen Wesens am stärksten aufgegriffen, ist von Experimenten zu Experimenten gegangen, und hat wenig Altes bestehen lassen wollen. Nach der Vorerinnerung wurden auf die Verleihung der ohnediess kümmerlichen Schuldienste Taxen, auf das Kirchenvermögen Abgaben gelegt, *um das Stiftungs-Administrations-Personal zu besolden, — wodurch manche dem Landmann so wohlthätige Fundationen ganz aufgezehrt werden*; es lief auch *die Sage um, die Spitalökonomieen sollten verkauft werden!* Hier wollte er retten. Dass er dabey überhaupt auf den *rechtlichen* Gesichtspunct gar nicht gekommen, sondern um diesen unbekümmert, die Sache bloss finanziell behandelt hat, darin liegt hauptsächlich die Einwirkung des Zeitgeistes auf die Schrift, und ein trauriger Beweis, dass bey den vielen Umwälzungen davon die Rede nicht war, oder nicht seyn sollte. — Die reinen Einkünfte der Werkhäuser, besonders der kleinen, wie sie doch an die Stelle der Hospitalien treten würden, sind gewiss viel zu hoch angeschlagen, die Erfahrung des Rec. ist eine andere. Sollen sie ihren Zweck erfüllen: so bedürfen sie des Zuschusses, und oft eines sehr bedeutenden. Auf dem Papier (das sehr geduldig ist) nimmt sich manches Project gar schön aus, von dem man, nach der Ausführung, gern weggeht. Auch spricht die Örtlichkeit zu sehr mit, um sie genauer zu prüfen.

Um allen Missverständnissen, die so gern benutzt werden, auszuweichen, erklärt Rec. noch, dass bey ihm kein Hospital verwandelt worden, dass er vom bairischen Staat sehr entfernt lebt, selbst nachdem dieser über den Main herübergeschritten, aus eigener Ansicht keinen Theil desselben kennt, durchaus unbekannt mit dem ist, was die baiersche Regierung wirklich gethan hat, und welche Beschlüsse von ihr über die Hospitalien seitdem genommen sind, ob des Vfs. Zueignung irgend einen Einfluss gehabt hat, oder nicht. Er musste von diesen Dingen reden, weil der Geist, der dabey sich zeigt, zu schlecht ist, und er that das, in wenig veränderten, aber den damaligen Verhältnissen angemessenen Worten, schon im Jahr 1811., und um so mehr freuete er sich, jetzt schon so Vieles, als nicht mehr nöthig, abschneiden zu können.

H. St. F.

Giessen, b. Heyer: *Geprüfte Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung der öffentlichen Armen-Anstalten überhaupt und besonders auf dem Lande* von *Fried. Wilhelm Emmermann*, F. Or. Nass. Kammerrath u. s. w. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1814. 170 S. 8. (18 Gr.)

Rec. kennt die erste Ausgabe dieser Anleitung nicht, ist also auch ausser Stand, die Vermehrungen und Verbesserungen derselben in der zweyten Auflage zu beurtheilen; indessen hat der Vf. an mehreren Orten die Unterschiede beider Auflagen angegeben, und diese, so wie der Werth des ganzen Werks, bestätigen uns in dem Urtheile, dass es ihm bey aller unverkennbaren Anstrengung, etwas Vollendetes zu geben, und bey dem noch so warmen Interesse, das er an der Sache nimmt, doch an Vollendung der Begriffe, an Consequenz und Ordnung derselben fehle. Angenommen auch, dass der Grund der Verpflichtung zur Armen-Versorgung nicht, wie er in der ersten Ausgabe behauptet hatte, in dem Endzweck des Staatenvereins zur Beförderung der Sicherheit, Ordnung und Industrie, sondern in dem Endzwecke zur möglichen Erreichung menschlicher Vollkommenheit zu suchen sey, da, wie er sagt, der Staat als eine rein vernünftige Intelligenz betrachtet werden, und so seine Armen nie ohne Unterstützung lassen müsse: so hätte er auch diesen über seine Grenzen ausgedehnten Grund fest im Auge behalten, und ihn nicht bald in den Zweck des möglichst vollkommensten Daseyns und der wechselseitigen und gesammten Hülfe gegen unsere Existenz (S. 26), bald in die von der Staatsgenossenschaft begründeten Rechte und Pflichten (S. 31) auflösen, und dann nicht über das Verhältniss, worin Privat-Armen-Anstalten zu den öffentlichen stehen, so absprechen sollen, dass der angegebene Grund in sich selbst untergeht. Denn er verwirft nicht nur alle Privat-Armen-

Anstalten, sondern er sieht noch überdiess die Verbindlichkeit des Staats zur Beyhülfe als subsidiarisch an; und wie mag er wohl vor der rein vernünftigen Intelligenz des Staats die Schläge rechtfertigen, wodurch die Armen zur Arbeit angehalten werden sollen? Der Begriff der Armuth, von dem Alles ausgehen soll, kommt erst S. 147 vor, nachdem er die Organisation der Armenanstalten bereits vorgetragen hat; und dieser Begriff ist weder von Dürftigkeit noch Noth, noch von Mangel unterschieden. Wenn sich auch der Begriff der Verarmung aus den weitläuftig erörterten Ursachen zusammensetzen liesse: so ist gerade das, was hiebey mit Rücksicht auf Anfang, Steigerung, Fortdauer so wesentlich berücksichtigt werden soll, nicht einmal angedeutet. Unter den Ursachen der Verarmung, die bunt unter einander geworfen sind, kommen sogar Mangel an Bildungsanstalten, Processsucht als erbliches Übel, Abschliessung von zu späten, und zu frühen Ehen, und neben der Beschränkung der Gewerbfreyheit durch Innungen die Übersetzung der gewerbtreibenden Classe vor, und nirgends ist die Selbstverschuldung von der Ursache geschieden, die ausser diesem Kreise liegt. Die 13 Capitel, woraus das Werk besteht, und die wir nach seiner Ordnung hier kurz zusammenfassen (allgemeine Grundsätze bey Organisation der Landarmen - Anstalten; Gegenstand und Zweck der öffentlichen Armenanstalten: Armenbehörden und deren Wirkungskreis; Verwaltung der Armengaben und Gefälle; Verrechnung der Einnahmen und Ausgaben; Obsorge zur Verhütung der Armuth; besondere Obsorge zur Verhütung der Armuth zur Kriegszeit; Aufsicht auf fremde Armen und Landstreicher; Obsorge zur Verhütung und Einschränkung des Supplicirens um Unterstützung; Classification der inländischen Armen; Grundsätze bey Bestimmung der Unterstützungen; Krankenpflege; Verbindlichkeit der Armen - Versorgungs - Behörden gegen das Publicum), diese 13 Capitel, und dann die beständige Abirrung von dem Hauptplane, nur für Armenanstalten auf dem Lande eine Anleitung zu geben, machen den Wunsch noch dringender, dass der Vf. vor gehöriger Läuterung und Ordnung seiner Begriffe die zweyte Auflage nicht unternommen haben möchte. Rec. will nicht einmal von dem Überflüssigen und Zwecklosen etwas sagen, womit der Vf. die Vindicationen verlorener Güter, die Verpachtungen, die Capitalien, Renten, und Leibrenten, das Verfahren in Hinsicht streitiger Gegenstände, die Aufstellung von Inventarien u. s. w. behandelt.

H. P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *München*, b. Lindauer: *Merkwürdige Lebensgeschichte S. P. Heiligkeit P. Pius* VII, in gedrängter Übersicht dargestellt. 1815. 69 S. 8.

Bey der Ansicht dieser Abhandlung war Rec. zu Muthe, als wenn er Etwas aus der sogenannten heiligen Bilder- oder Rosenkranz - Fabrik zu München erhielt: das Äussere (Lettern, Papier) bestätigte diese Ahnung: ein flüchtiges Durchblättern des Anfangs und Schlusses, die salbungsreichen Worte, dass der Felsen die Pforten der Hölle besiegt, Pius den Triumph der Kirche errungen, und die Allmacht des Herrn sich an ihm verherrlicht habe, hoben sie zur Gewissheit: allein darin hatte er sich geirrt, dass er sie als gewöhnliches Tagewerk betrachtete; unter den vielen, die er über diesen Gegenstand gelesen hat, gehört diese dem Vortrage, nicht der Sache nach, zu den besseren. Pius VII erscheint überall als tadelfrey; leicht eilt der Vf. über Alles weg, worin man den Papst nicht ganz rechfertigen kann, Vieles übergeht er sogar mit Stillschweigen. Zu beiden Mängeln rechnet Rec. des Papsts Reise nach Frankreich wider die Meinung des heiligen Collegiums; den unförmlichen ihm abgedrungenen Entwurf des Concordats zu Fontainebleau; seine Hartnäckigkeit, auf die Retractation der constitutionellen Bischöfe, die er doch seit zwey Jahren zur Communion zulässig erkannt hatte, zu bestehen; die Salbung des Usurpators, ehe er dem mahomedanischen Glauben entsagt hatte; die eiserne Halsstarrigkeit in Behauptung seiner weltlichen Rechte, während er die Verweltlichung der drey deutschen Erzbisthümer, und der übrigen geistlichen Staaten von Deutschland und den Verkauf der Kirchengüter in Frankreich genehmigte; die Verwaisung so vieler Kirchen, die den politischen Absichten zum Opfer gebracht wurden; die Behauptung, dass die Metropolitane nur seine Vicarien und Delegate wären, die doch ihre Macht wenigstens in Frankreich nach der eigenen, mit päpstlicher Genehmigung 1791 zu Rom gedruckten Erklärung des Abbate Villani von den Provincialconcilien hatten, und die mit der Rückkehr des Papsts in seine Staaten verbundenen Verfolgungen, so dass es überall Pasquille regnete. Man sagte laut: der Papst will, dass wir Bonaparte zurückwünschen; und bekannt ist das *Deh! Dimmi padre Santo, in che mai abbiam peccato Tu l'hai unto, e noi leccato.* Ausführlich sind diese nicht ungegründeten Beschuldigungen nach dem Französischen aus einander gesetzt in den europäischen Annalen 1815. IV, V und VI St. — Aber es bietet sich noch eine andere Seite dar, die fast gar noch nicht beachtet wurde. Napoleon sagte einmal, was auch der Vf. in der oben angezeigten Abhandlung anführt: *il n'y a absolument rien à faire avec cet homme, qui mendioit le Martyre.* Ob Napoleon den ganzen Sinn durchdrungen habe, lässt Rec. dahin gestellt: aber es liegt eine grosse Wahrheit darin, dass er den Papst nicht bis dahin zwingen wollte, den ersehnten Märtyrertod sterben zu lassen. Fast alle Päpste waren und mussten im Unglücke grösser seyn, als im Glücke. In der Beraubung von allem Irdischen kommt ihnen der selbst durch ihr Amt für die äusseren Erscheinungen gebotene Glaube an das Überirdische freundlich entgegen; der unerschütterliche Felsen wird ihnen nie sichtbarer, als mit dem Kreuze bepflanzt; das Entbehren ersetzt sich an dem Glauben einer unverlöschlichen Macht; die Nothwendigkeit wird menschlicher, je unmenschlicher sie ist.

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
NOVEMBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. M., b. Körner: *Über die Liquidation und Vergütung der von den verbündeten deutschen Staaten seit dem November 1813 getragenen Kriegslasten*, von einem deutschen Patrioten. Deutschland. 1815. 199 S. 8. (12 Gr.)

Ebendaselbst: *Wer bezahlt die seit dem ersten November 1813 in Deutschland entstandenen Kriegslasten?* 1815. 40 S. 8.

Als die Völkerschlacht bey Leipzig geschlagen, und nach der Schlacht bey Hanau Deutschland in seinen damaligen Grenzen von den Feinden gereiniget worden war: fanden zwischen den hohen Verbündeten (Österreich, Russland, Preussen) und den deutschen Fürsten bald Unterhandlungen Statt, welche die Stiftung eines neuen deutschen Bündnisses auf den Trümmern der rheinischen Conföderation und hienächst die geregelte Benutzung aller Streitkräfte der Bundesglieder für die Feststellung ihrer Freyheit und Unabhängigkeit zum Zwecke hatten. Ausgehend von der Überzeugung, dass für die gemeinschaftliche Sache gemeinschaftlich gewirkt, dabey aber Kraft und Last in ein richtiges Verhältniss gesetzt werden müsse, um die Leistungen des Einzelnen über den zufälligen, ungewissen Gang der Kriegsereignisse zu erheben und den neuen Bund gleich Anfangs unter den Schutz der Gerechtigkeit zu stellen, setzte man folgende Bestimmungen fest, als „*den allgemeinen Ansichten entsprechende Grundzüge der Vereinigung*": „Die deutschen Fürsten, welche dem Rheinbunde entsagt haben, verpflichten sich, eine, der Grösse ihrer Länder angemessene Truppenzahl (Contingent) zu der grossen verbündeten Armee stossen zu lassen, auch werden sie durch ihren Credit für die Herbeyschaffung der Kriegskosten mitwirken, und diesen Credit ausdehnen bis zu dem Betrage der Brutto-Einkünfte ihrer Länder von Einem Jahre. Eine gemeinschaftliche Schuldverschreibung wird über diese ganze Summe ausgestellt, aber nachher in Partial-Obligationen zu 5000, 2000, 1000, 500, 200, 100 und 50 Gulden eingetheilt, welche auf den Inhaber lauten, und jährlich 6 vom Hundert als Zins tragen. Die Zahlungsverbindlichkeit ist solidarisch. Die Zahlung selbst erfolgt nach dem Loose, in vier und zwanzig dreymonatlichen Terminen, binnen sechs Jahren. Die drey grossen Mächte, Österreich, Russland und Preussen, machen sich anheischig, zur Verpflegung ihrer Heere den sechsmonatlichen Bedarf aus ihren Staaten nachzuschicken, und bedingen sich zu diesem Ende freyen Transport, mit Ausnahme der Wasserfracht, und unentgeltliche Weideplätze für das Schlachtvieh aus. So lange aber diese Maasregel, wegen gehemmter Schifffahrt und unfahrbarer Wege, ihre volle Ausführung nicht erhalten kann, werden die verbündeten Staaten den Verpflegungsbedarf der Armee gegen Quittung verabreichen lassen. Diese Leistungen sollen, unmittelbar nach erfolgter Berechnung, in den eben gedachten Obligationen bezahlt werden, nach den Durchschnittspreisen vom 1 July bis zum 31 December 1813. Ausser den Verpflegungsgegenständen finden in den deutschen Ländern nur noch Requisitionen an den nothwendigsten Bekleidungsbedürfnissen Statt, an Schuhen, Stiefeln und Tuch zu Beinkleidern. Die Zahlung dafür erfolgt ebenfalls in den gedachten Obligationen, nach landüblichen Preisen." Auf diese Bedingungen, welche zu Frankfurt am 18 November 1813 bekannt gemacht worden waren, und zu denen späterhin nun noch ein nach denselben Ansichten bearbeitetes „Regulativ über die Einrichtung und Unterhaltung der Lazarethe in den verbündeten deutschen Staaten" hinzukam, traten die deutschen Fürsten dem Bunde bey, mit Ausnahme der sechs Fürsten, deren Länder und resp. Ländchen unter Verwaltung gesetzt wurden (König von Sachsen, König von Westphalen, Grossherzog von Berg, Grossherzog von Frankfurt, Fürst von Isenburg, Fürst von der Leyen), mit Ausnahme der Könige von Baiern und von Würtemberg, welche es nicht ehrenvoll genug fanden, ihrem Vaterlande anzugehören, mit Ausnahme Würzburgs, welches als Secundogenitur Österreichs angesehen wurde, und Hannovers, welches sich an England anschloss, endlich mit Ausnahme der Herzöge von Mecklenburg, Oldenburg und Braunschweig, vor denen jene in ihrer schon früher eingegangenen Verbindung mit Preussen, diese in der vorerst wieder herzustellenden inneren Verwaltung ihrer Länder einen Grund finden mochten, den Beytritt, wenn auch nicht zu versagen, doch zu verschieben. Am 1 Februar 1814 wurde für Baden, Hessendarmstadt, Kurhessen, Nassau, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Anhalt-Dessau, Oranien-Nassau, Anhalt-Bernburg, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Anhalt-Köthen, Sachsen-Coburg, Hohenzollern-Sigmaringen, Sachsen-Hildburghausen, Schaumburg-Lippe, Hohenzollern-Hechingen und den Fürsten von Lichtenstein die Haupt-Obligation, welche im Ganzen auf 17,116,500 Gulden im Zwanzigguldenfusse lautete, unterzeichnet, nachdem im December

und Januar, unter Leitung des Grafen Friedrich von Solms-Laubach, über die Bestimmung der Brutto-Einkünfte mit jeder Regierung verhandelt worden war. Die Unterzeichnung erfolgte also zu einer Zeit, wo das grosse Haupt-Quartier der Verbündeten schon in dem Herzen Frankreichs sich befand, zu einer Zeit, wo man die Anstrengungen, welche einige deutsche Länder, von den vorliegenden besonders Baden, Darmstadt und Nassau, von den zurückliegenden besonders Gotha mit Altenburg und Weimar mit Eisenach, für die verbündeten Heere hatte machen müssen, übersehen und im Allgemeinen veranschlagen konnte. Es lag am Tage, dass in diesen Ländern der Betrag der in den Monaten November, December und Januar gemachten Leistungen den Betrag der jährlichen Brutto-Einkünfte überwiegen müsse. Nicht nur die Billigkeit, sondern das strenge Recht erfoderte daher die vertragsmässigen Gegenleistungen und zunächst die Arbeiten, von welchen diese abhängig waren, um so dringender, je nachtheiliger ein Verzug für die einzelnen Regierungen werden konnte. Nach der Obligation und dem Tage ihrer Vollziehung war der erste Termin zur Zinszahlung den 2 May 1814, und der erste Termin zur Capital-Zahlung den 1 April 1815 anzunehmen. Wie leicht konnte sich der Fall zutragen, dass zu der vollkommenen, ja zu der übermässigen Leistung des einen oder des anderen der Bundesglieder noch die Nothwendigkeit der Zinszahlung und der Capital-Zahlung hinzutrat! Man arbeitete desshalb in Frankfurt und weiter von Hauptquartier zu Hauptquartier hin auf Einstellung der Zinszahlung und auf Beschleunigung der Liquidation. Von der Zinszahlung, welche Anfangs streng gefodert worden war, wurde endlich abgestanden, und über das Liquidations-Geschäft kam es in der Mitte des Monats März zu wichtigen Verhandlungen. Diese Verhandlungen hatten zu Bar-sur-Aube, in Abwesenheit des die deutsche Bundessache sonst leitenden Ministers von Stein, zwischen dem kaiserlich-russischen General-Intendanten von Cancrin, dem königl. preussischen General-Intendanten von Lothum und dem grofsherzogl. badischen Staatsrathe Sensburg Statt, welcher letztere nicht von seiner Regierung allein, sondern von mehreren deutschen Regierungen dazu bevollmächtigt worden war. Sie endigten am 17 März mit Verlesung einer Instruction für die nunmehr niederzusetzende Liquidations-Commission und Aufstellung verschiedener Einreden, welche von dem Staatsrathe Sensburg dagegen gemacht, und theils als wichtig anerkannt, theils verworfen, theils zu einer höheren Entscheidung ausgesetzt wurden. Eine förmliche, und wenn man den Gesichtspunct festhält, dass hier nur Paciscenten neben Paciscenten stehen, eine alle Theile bindende Entscheidung ist nicht erfolgt, wohl aber erhielt der immittelst zum Vorsitzenden der Liquidations-Commission ernannte Graf Friedrich von Solms-Laubach eine von der vereinigten General-Intendantur vollzogene Instruction d. d. Paris den 10 May 1814, aus welcher derselbe den deutschen Regierungen Auszüge mittheilte. Folgende Stellen dieser Instruction sind für unseren Zweck von Wichtigkeit: „Es ist nothwendig, dass von den Leistungen an die Truppen einer jeden der hohen verbündeten Mächte, so wie von denen an die Contingente der deutschen Bundesstaaten besondere Liquidationen angelegt werden. Für jede der Hauptrubriken sind daher Special-Liquidationen zu fertigen, für Leistungen an kaiserl. österreichische, kaiserl. russische, königl. preussische und königl. schwedische Truppen und an die Contingente der deutschen Bundesstaaten; *jedoch ist hiebey nur von den Contingenten derjenigen Staaten die Rede, welche dem Obligations-Systeme beygetreten sind.* Was von den deutschen Bundesstaaten zur Liquidation gebracht werden darf, ergeben die Bestimmungen vom 18 November 1813, nämlich *a*) alle von der General-Intendantur, oder deren Beamten ausgeschriebenen und in die von denselben bestimmten Magazine geleisteten Lieferungen, *b*) die an die Truppen in den Etappen-Orten, auf der Militärstrasse, oder sonst verabreichte Verpflegung, nach der Portions- und Rations-Zahl, so wie auch die den Truppen auf Erfodern des Kriegs-Commandanten, oder des Verpflegungsbeamten, nach Mass und Gewicht, gelieferten Naturalien, *c*) *die von den Militär-Behörden requirirten und an die Truppen gelieferten Bekleidungsbedürfnisse.* Dagegen können *d*) *andere Leistungen nicht zur Liquidation gebracht, sondern müssen als Kriegslast betrachtet werden.*" — Die Liquidations-Commission war im Monat Juny zu Frankfurt am Main wirklich zusammengetreten. Weil aber mehrere dazu Abgeordnete in den angeführten Stellen der Instruction Abweichungen fanden von den Worten und dem Geiste der zum Grunde liegenden Verträge: so sah man sich grofsherzogl. hessischer Seits vor allen Dingen veranlasst, in einer von dem geheimen Rathe du Thil bearbeiteten Note an den Grafen von Solms-Laubach mehrere der Einreden zu wiederholen, welche der Staatsrath Sensburg gegen den ersten Entwurf der Instruction gemacht, aber, wie nunmehr am Tage lag, ohne Erfolg gemacht hatte. Der Graf antwortete, „dass, da der Liquidations-Commission nicht erlaubt seyn könnte, mit den Abgeordneten der verschiedenen Regierungen über die in Antrag gebrachten Abänderungen in Verhandlung zu treten, die vereinigte General-Intendantur aber sich unterdessen aufgelöst hätte, kein anderer Weg zur Erlangung der gewünschten Abänderungen der dabey interessirten Regierung übrig bliebe, als desshalb unmittelbar an den Höfen der hohen Alliirten zu unterhandeln." Eine Erklärung mehrerer zur Liquidation Bevollmächtigten, dass sie zwar ihre Rechnungen nach Massgabe der Instruction einrichten, jedoch hiedurch die in der Instruction aufgestellten Grundsätze keineswegs anerkennen wollten, war die Folge. Und so ist denn das Liquidations-Geschäft ohne feste, von allen Theilen als verbindlich anerkannte Normen begonnen und so lange fortgesetzt worden, bis es die

Anhäufung immer gröſserer Schwierigkeiten, welche zum Theil aus jenem Mangel hervorgingen, und die nunmehr ſich ergebende völlige Gewiſsheit, daſs der Betrag der Kriegsleiſtungen in jedem Falle den Betrag der zur Zahlung beſtimmten Obligationen weit überſteige, ganz zum Stillſtand gebracht hat. Wenigſtens äuſsert ſich das Leben der Commiſſion, auch nach Beendigung des wiener Congreſſes, nicht mehr, obgleich noch einige Abgeordnete deutſcher Regierungen in Frankfurt verweilen, feſt überzeugt, daſs eine ſo wichtige, von ganz Deutſchland zuſammengetretene Vereinigung ſich nicht ſtillſchweigend auflöſen laſſe, ſondern nur durch eine öffentliche Handlung, durch eine Erklärung der würdigen Männer aufgelöſt werden könne, welche ſie geleitet und in ihrem Namen, ihren Worten, ihrer Geſchäftsehre für ein reines, der guten Abſicht und der Gerechtigkeit entſprechendes Reſultat dem Volke, wie den Regierungen, Rückbürgſchaft geleiſtet haben.

Die vorliegenden zwey Schriften, als deren Verfaſſer der groſsherzogl. badenſche Regierungsrath *Reinhard* genannt wird, haben den Zweck, die Veranlaſſung und den Gang des Liquidations-Geſchäftes darzuſtellen, die öffentliche Meinung für das zu gewinnen, was der Vf. in Beziehung auf ſeinen Gegenſtand als wahr und recht erkannt hat, und dadurch zu wirken auf das Liquidations-Geſchäft ſelbſt. Nimmt man dieſen Zweck des Vfs. an, wie man ihn ſchon nach ſeiner Äuſserung: „Das Werk ſteht nicht verlaſſen und hülflos; Nerv und Kraft bieten ſich dar von mehr als einer Seite, und Recht und Billigkeit laden zum Gebrauche ein," annehmen muſs: ſo laſſen ſich mehrere Erinnerungen machen gegen die Art ſeines Vortrags. Die Darſtellung iſt zu geſucht, der Faden, an welchen ſich die Erörterungen anreihen ſollen, zu oft abgeriſſen, die Rede mit Kunſt- und Schul-Wörtern zu überladen, als daſs das Ganze, welches überdieſs durch eine Menge grober Druckfehler verunſäubert iſt, von Vielen gern geleſen werden und auf Viele wirken könnte. Indeſſen ſey es uns mehr um die Sache zu thun, als um die Form. Wir bleiben bey der zuerſt angezeigten Schrift ſtehen: denn die zweyte iſt ganz deſſelben Inhalts, nur kürzer und nach der Abſicht des Vfs. für Mehrere genieſsbar.

Die Schrift zerfällt in drey Abſchnitte, von welchen der *erſte* eine geſchichtliche Einleitung und in dieſer die Erzählung derſelben Thatſachen enthält, welche wir oben mitgetheilt haben. Der *zweyte* iſt überſchrieben: „Inhalt und Geiſt des Vertrags vom 18 November 1813" (wie es eigentlich heiſsen ſollte: der Bedingungen, worauf die Beytrittsverträge der einzelnen deutſchen Fürſten abgeſchloſſen worden ſind). Der *dritte* endlich liefert eine Kritik der Inſtruction d. d. Paris den 10. May 1814, mit Hinſicht auf die Beytrittsverträge und jene in der Inſtruction angeführten Bedingungen. Der Vf. iſt überzeugt, daſs mehrere Abänderungen, mehrere Erläuterungen und mehrere Nachträge nicht nur zu wünſchen, ſondern rechtlich zu verlangen ſeyen, nach den Gründen, welche in drey Capiteln mit den Überſchriften: „Poſtulat der Änderung," „Poſtulat der Vervollſtändigung," „Poſtulat der Erläuterung," vorgetragen werden, und allerdings das Zeugniſs rechtfertigen, daſs der Vf. ſeinen Gegenſtand ſcharf in das Auge gefaſst, und ihm oft richtige Anſichten abgewonnen hat. Wir beſchränken uns darauf, drey der wichtigſten Behauptungen herauszuheben. Es ſind folgende: 1) Auch diejenigen Leiſtungen dürfen liquidirt werden, welche an die Krieger der dem Obligations-Syſtem nicht beygetretenen Staaten gemacht worden ſind, z. B. an baieriſche und würtembergiſche Truppen, vorausgeſetzt nur, daſs ſich ſolche überhaupt zur Liquidation eignen. — 2) Wenn die Inſtruction annimmt, daſs, auſser den Lieferungen in die Magazine und auſser der Etappen-Verpflegung, *alle* in den deutſchen Bundeslanden gelieferten Bekleidungsgegenſtände nicht nur liquidirt, ſondern auch zur Bezahlung mit Obligationen ausgeſtellt, *alle anderen* Leiſtungen hingegen nicht zur Liquidation gebracht, ſondern als Kriegslaſt, als unentgeltliche Leiſtung, als Ausgabe ohne Vergütung, angeſehen werden ſollen: ſo liegt darin ein doppelter Irrthum: denn *a*) ſind in den Verträgen nur die *dringendſten Bekleidungsbedürfniſſe*, Schuhe, Stiefeln und Tuch zu Beinkleidern, zur Bezahlung in Obligationen ausgeſetzt, *b*) iſt kein Rechtsgrund vorhanden, nach welchem *alle* Leiſtungen, auſser der Abgabe in die Magazine, auſser der Etappen-Verpflegung und auſser den erfoderten Kleidungsbedürfniſſen, als unentgeltliche Leiſtungen anzuſehen wären. 3) Die Unzulänglichkeit des durch die Obligationen der deutſchen Fürſten ſchon gebildeten Caſſenbeſtandes iſt, abgeſehen ſelbſt davon, daſs der kleinſte Beſtand *verhältniſsmäſsig* zu vertheilen ſeyn würde, kein Grund, das Liquidations-Geſchäft einzuſtellen, da *a*) der Caſſenbeſtand weit weniger unzureichend erſcheint, ſobald man Leiſtungen, deren Vergütung durch die Obligationen zugeſichert iſt, von Leiſtungen unterſcheidet, welche die einzelnen Verbündeten vorerſt zu einem Nachſchuſſe in die Geſellſchaftscaſſe verpflichten, und da *b*) es nicht an Mitteln fehlt, die Geſellſchaftscaſſe zu verſtärken, das heiſst: nicht an ſolchen Mitteln, worauf rechtliche Anſprüche der Geſellſchaft begründet ſind. — Wir ſind in dieſen Behauptungen völlig einverſtanden mit dem Vf.; nur können wir ſeiner Ausführung nicht unbedingt Beyfall geben. Man findet zu viele Gründe auf einander gehäuft, triftige und ſchwache, politiſche und rechtliche; auch fehlt es der Ausführung an einer feſten Baſis, weil es an einer zureichenden Entwickelung des Rechtsgeſchäfts fehlt, welches hier allen Rechten und Verbindlichkeiten zum Grunde liegt. Man kann nicht ſagen, daſs der Vf. ſelbſt den rechten Weg nicht gewuſst habe: denn ſein Wiſſen iſt hinlänglich beurkundet; aber wohl kann man ſagen, daſs er die Auffindung des rechten Weges Anderen eher erſchwere, als erleichtere, demjenigen gleich, welcher einen fragenden Wanderer nicht nur mit dem geraden, bald zum Ziele führenden Pfade, ſon-

dem mit allen Neben- und Seiten-Wegen bekannt macht. Irren wir nicht: so ist die Sache höchst einfach. Die hohen Alliirten, Österreich, Russland und Preussen, und die dem Bunde beytretenden Fürsten gingen einen *Gesellschaftsvertrag* ein, welcher die Bekämpfung und endliche Überwindung eines gemeinschaftlichen Feindes in seinem eigenen Reiche zum nächsten Zweck hatte. Sie verpflichteten sich, zu diesem Zwecke ihre Truppen in das Feld zu stellen, und die Kriegskosten, welche nebenbey durch die Verpflegung der zum weiteren Kampf bestimmten Heere auf deutschem Grund und Boden nothwendig wurden, aus gemeinschaftlichen Mitteln zu bestreiten, nach einem Verhältnisse, welches der Vertrag festsetzte. Die ausdrückliche Erwähnung der grossen Heere der Alliirten und die Bestimmung der zu stellenden Contingente läst über den ersten, die Stelle des Vertrags, worin sich die hohen Alliirten zum Nachschube eines sechsmonatlichen Bedarfs, die dem Bunde beytretenden Fürsten hingegen zur Aufbringung der augenblicklich nöthigen Verpflegungsgegenstände und zum Einschuss ihrer Brutto-Einkünfte von einem Jahre verbindlich machten, lässt über den zweyten Punct keinen Zweifel übrig. Auch darf die Stelle des Vertrags: Die deutschen Fürsten, welche dem Rheinbunde entsagen, verpflichten sich mit ihrem Credit zur Herbeyschaffung der Kriegskosten mitzuwirken, nicht übersehen werden; denn hierin liegt der Beweis, dass dieser Credit die Kriegskosten nicht allein, sondern in Verbindung mit den Einschüssen der übrigen Gesellschafter decken sollte. Die Rechte und Verbindlichkeiten der Gesellschafter sind zunächst aus den Worten des Vertrages zu entnehmen; aber wo die Worte des Vertrages eine Erklärung bedürfen, oder Lücken übrig lassen, muss man um so gewisser auf das gemeine Recht zurückgehen, je bestimmter es in dem Plane vom 18 November 1813 gesagt wird, dass die Worte nur „Grundzüge der Vereinigung" enthalten sollten. Wir verstehen unter gemeinem Rechte nicht das römische, sondern dasjenige Recht, welches aus der Natur und dem Zwecke eines Geschäfts als nothwendig erkannt wird, als Ausspruch der gesunden Vernunft auch unter freyen unabhängigen Staaten gelten muss, wenn zwischen denselben überhaupt ein rechtliches Verhältniss Statt finden soll. Aus diesen Quellen ergeben sich allerdings folgende Sätze: 1) Die Stellung der Truppen und die Versorgung derselben mit Allem, was zur Ausrüstung gehört, was sie zu Truppen, zu Streitern macht, lag verhältnissmässig den einzelnen Bundesgliedern ob; es war ein bestimmter Einschuss, den die Gesellschafter, jeder aus seinem eigenen Vermögen, in die Societät zu bringen hatten. Die Worte des Vertrags sprechen mehrmals von den Heeren der Alliirten, von den Contingenten der dem Bunde beytretenden deutschen Fürsten. Wer die Stellung eines Heeres, oder die Stellung eines Contingentes zu dem Heere übernimmt, übernimmt mehr, als die Stellung der nackten Mannschaft. Auch ist es offenbar, dass ein Vertrag, welcher nur die Verpflegung, nicht die Ausrüstung der Armee zum Gegenstande hat, nur über jene bestimmt, nicht über diese, das Vorhandenseyn einer mit allen Angriffs- und Vertheidigungs-Mitteln versehenen Armee voraussetzt. Hat ein Bundesglied in dieser Hinsicht seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, hat es die von ihm zu gewährenden Kriegsbedürfnisse, Waffen, Pferde, Wagen u. s. w., nicht aus eigenen Mitteln, sondern aus den Mitteln der übrigen Gesellschafter bestritten, sich jene Sache in den Ländern anderer Bundesglieder unentgeltlich liefern lassen: so muss der Geldwerth nachgeschossen und zur allgemeinen Ausgleichung verwendet werden, wobey es eine besondere Berücksichtigung verdient, dass derjenige Gesellschafter, welcher die Lieferung bewirkte und dadurch den Gebrauch der Streitmassen möglich machte, für die Gesellschaft handelte, folglich wegen seiner dadurch begründeten Ansprüche von der Gesellschaft vertreten werden muss. Die Gesellschaft hat für Herbeyziehung der Zahlungsmittel zu sorgen, worauf der Anspruch begründet ist. Der einzelne Gesellschafter braucht sich mit seinen Foderungen eben so wenig an den Schuldner der Gesellschaft weisen zu lassen, als er selbst berechtiget ist, die Föderungen der Gesellschaft als die seinigen, den von ihm für das Ganze gemachten Gewinn als seinen Gewinn zu betrachten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Anleitung für Lehrer in Elementarschulen zu einem wirksamen Schreibunterricht*, von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Superintendenten in Magdeburg. 1813. 32 S. 8. (4 Gr.)

Die hier empfohlene Unterrichtsmethode ist im Wesentlichen dieselbe, welche Hr. OCR. *Natorp* in seinem *Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde Bd. 1. Brief* 10 angegeben hat, und welche sich, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, durch ihre Natürlichkeit und offenbare Zweckmässigkeit gar sehr empfiehlt. Sie wird hier mit den Abänderungen und Zusätzen, welche dem Vf. seine Erfahrungen nothwendig zu machen schienen, wieder vorgetragen, und sie hat durch diese Verbesserungen allerdings an leichter Wirksamkeit gewonnen.

—m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. M., b. Körner: *Über die Liquidation und Vergütung der von den verbündeten deutschen Staaten seit dem November 1813 getragenen Kriegslasten*, von einem deutschen Patrioten u. s. w.

Ebendas.: *Wer bezahlt die seit dem ersten November 1813 in Deutschland entstandenen Kriegslasten* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

2) Aus der schon gebildeten, durch die oft erwähnten Obligationen gebildeten Casse sind nur diejenigen Foderungen zu bezahlen, welche die Etappen-Verpflegung, die Lieferungen in die Magazine und die Lieferungen der nothwendigsten, den Verpflegungsgegenständen ausdrücklich gleichgesetzten Kleidungsbedürfnisse veranlasst haben; aber es ist hiebey kein Unterschied zu machen zwischen der Abgabe an die Truppen der verbündeten Fürsten und der Abgabe an die Truppen derjenigen Fürsten, welche dem Obligations-Systeme nicht beygetreten waren. Die Bedingungen, worauf die Beytrittsverträge abgeschlossen wurden, weisen nur jene Foderungen auf die Obligationen an, aber sie enthalten zugleich die merkwürdigen Worte, dass der Vertrag überhaupt gelten solle „für die Verpflegung der grossen Armeen." Dass zu diesen grossen Armeen auch die Truppen der dem Obligations-System nicht beygetretenen Staaten, die Würtemberger, Baiern, Sachsen u. s. w. gerechnet wurden, ist bekannt, und wem es nicht bekannt ist, kann sich aus dem im Hauptquartier zu Frankfurt am 24 November 1813 aufgenommenen Protocolle über die Regulirung des Vertheidigungs-Systems von Deutschland unterrichten. Es kommt hinzu, dass, wenn auf die Obligationen Lieferungen anderer Armee-Bedürfnisse gewiesen werden sollen, und wenn bey dem rechtmäsigen Gebrauche der Obligationen der bemerkte Unterschied beobachtet wird, wie es die Liquidations-Commission durch die Zurückgabe der die Würtemberger, Baiern, Sachsen u. s. w. betreffenden Rechnungen gethan hat, sich Folgen ergeben, welche dem Zwecke des Vertrags schnurstracks entgegenlaufen. Der Zweck des Vertrages war gleiche, gerechte Vertheilung der Kriegslasten. Wird dieser Zweck erreicht, wenn derjenige Staat, welcher die Ausrüstung seines Contingents selbst bewirken sollte, die Kosten dieser Ausrüstung auf die gemeinschaftlichen Obligationen verweisen darf? Und hat man von Gerechtigkeit, oder Ungerechtigkeit zu sprechen, wenn dasjenige Bundesland, welchem nach den eingeleiteten Bewegungen und der angeordneten Vertheilung der Truppen hauptsächlich die Durchzüge und die Cantonirungen der Würtemberger, der Baiern, der Sachsen zur Last fielen, wie es in Baden und Kurhessen wirklich der Fall war, keine Vergütung erhalten soll, während mit seinen Obligationen andere Bundesglieder für die Leistungen an die Preussen, ja für die Leistungen an ihre eigenen Contingente befriediget werden? 3) Die Gesellschaftscasse steht bey einer näheren Untersuchung der Sache besser, als sie dem ersten Überblicke nach zu stehen scheint. Es geben einen Zuwachs nach Rechtsgründen ab *a*) der sechsmonatliche Bedarf, welchen die hohen Alliirten ihren Heeren nachschicken wollten, in so weit derselbe nicht geleistet und darum, wenn nicht ein Theil der Paciscenten auf Kosten des anderen frey bleiben soll von den vertragsmäsigen Verbindlichkeiten, noch nachzubringen, oder in baarem Gelde zu vergüten ist; *b*) die Nachschüsse, welche die einzelnen Bundesglieder für solche Leistungen zu machen haben, deren Vergütung ihnen allein zur Last fällt, für Waffen, Pferde, Wagen und andere nicht zur Verpflegung, sondern zur Ausrüstung gehörige Bedürfnisse; *c*) die Zahlung, welche die Gesellschaft von denjenigen Staaten fodern darf, und um der Gerechtigkeit willen mit Strenge erzwingen sollte, welche dem Obligations-Systeme nicht beygetreten waren, und dennoch in den Bundesstaaten Leistungen für ihre Truppen empfingen, worauf sie ohne Entgelt kein Recht hatten; *d*) dasjenige, was zur Erleichterung der Kriegslasten theils durch die Anstrengungen sämmtlicher Bundesglieder erworben, theils durch die Unterstützung eines grossmüthigen Volkes gewährt worden ist, welches von dem Ausgange des Kampfes Vortheile erwartete, während es durch seine Lage den unmittelbaren Drangsalen des Krieges überhoben war. Der Vf. erwähnt in diesem Zusammenhange α) das Einkommen aus den eroberten und lange Zeit unter Verwaltung gehaltenen Ländern; β) die in der Militär-Convention d. d. Paris den 25 May 1814 den Franzosen aufgelegte Kriegssteuer von 25 Millionen; γ) die in dem Allianz-Vertrage d. d. Chaumont den 1 März 1814 von England zugesicherte Geldhülfe. Nach der Natur des Gesellschaftsvertrages haben die Gesellschafter verhältnissmäsig gleiche Ansprüche auf die durch gemeinschaftliche Anstrengungen errungenen Vortheile. Und sollte man, gegen die An-

sichten der consequenten Römer, einen Nebenvertrag, worin eine Gesellschaft zur sogenannten Löwengesellschaft verstümmelt wird, für zulässig halten: so würde es in vorliegendem Falle doch an dem Beweise fehlen, dass ein solcher Vertrag wirklich abgeschlossen worden sey. Auch der Vf. deutet S. 90 hierauf hin; und über Englands Geldhülfe geben wir seine eigenen Worte. „Nachdem England," heisst es S. 86, „für das Jahr 1814 einen Subsidien-Betrag von 5 Millionen Pfund Sterlinge, zwischen Österreich, Russland und Preussen gleichmässig theilbar und in monatlichen Raten zahlbar, zugesichert hatte, wurde auf den Fall, dass der Friede zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich noch vor Ablauf eines Jahres zu Stande käme, ausserdem versprochen, *an Österreich und Preussen den Betrag von zwey und an Russland den Betrag von vier Monaten zur Bestreitung der Kosten des Rückmarsches ihrer Truppen in ihr eigenes Gebiet entrichten zu lassen.* Nun betragen 5 Millionen Pfund Sterlinge ungefähr 55 Millionen rheinische Gulden, mithin kommen auf einen Monat 4,500,000 Gulden. Österreich und Preussen beziehen 9, und Russland bezieht 18 Millionen. Nehmen wir nun an, dass auch nur die Hälfte dieser Summen in den Ländern der Verbündeten für die Verpflegung und die damit verbundenen Leistungen bezahlt werden musste: so ist diess ein Betrag von $13\frac{1}{2}$ Million Gulden, welcher offenbar in den Vergütungs-Fonds gehört. Statt aller Rechts-Deductionen wird hier bemerkt, dass die grossen in den Rückmarsch fallenden Präftationen einen sehr bedeutenden Theil des von den Bundesländern zu liquidirenden Quantums ausmachen, und an diesen Thatumstand wird sich höchstens die einfache Frage anreihen müssen, ob es wohl den grossmüthigen und erhabenen Rettern Europa's jemals in den Sinn kommen könne, sich auf der einen Seite die Kosten des Rückmarsches von England vergüten, und auf der anderen Seite die diessfalsigen Verpflegungskosten der Armee als unbezahlte Foderungen in den Rechnungen der kleinen Staaten laufen zu lassen?"

In einer Note an den Minister von Stein d. d. Wien den 21 November 1814 haben einige deutsche Regierungen (Baden, Darmstadt und Nassau) auf völlige Niederschlagung der Kriegskosten-Liquidation angetragen. Sollten diese Regierungen ihren Vortheil wahrgenommen haben? Sollten nicht in jedem Falle schon jetzt neue politische Ereignisse neue Mittel an die Hand geben, gerechte Foderungen gerecht zu tilgen? Frankreich schützt Unvermögen, eigene Erschöpfung vor. Aber man erinnere sich mit unserem Vf. der Äusserung Napoleons: „Frankreich ist das reichste Land des Erdballs; die Hülfsquellen seines Bodens sind unermesslich; es hat viel Geld. Den Berechnungen zufolge ist über eine Milliard an Kriegs-Contributionen nach Frankreich gebracht worden, und ich selbst habe zweyhundert Millionen in meinem besonderen Schatze."

S — r.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

1) MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Thut die Thore auf, dass herein gehe das gerechte Volk, das den Glauben bewahret!* Rede, zur religiösen Feyer des Einzuges der tapferen preussischen Krieger in das befreyete Magdeburg — am 24 May 1814 auf dem Domplatze daselbst gesprochen (gehalten) von *Franz Bogisl. Westermeier*, Consist. Rath u. s. w. Zum Besten der Wittwen und Waisen der gebliebenen preuss. Krieger. 15 S. 8. (3 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Auffoderung zum Preise Gottes für seine Hülfe in unserer Noth.* Eine Predigt zur Feyer der am 24 May 1814 erfolgten preussischen Besitznahme von Magdeburg; am ersten Pfingsttage — gehalten von *Joh. Friedr. Wilh. Koch*, Superint. u. s. w. Zum Besten verwundeter Preussen. 1814. 15 S. 8. (3 Gr.)

3) MAGDEBURG, b. Creutz: *Gelegenheitsreden, vor und in Magdeburg*, während und nach der letzten Belagerung gehalten von *Heinrich Müller*, Brigadeprediger. 1814. 115 S. 8. (10 Gr.)

Natürlich müssen sich die beiden Redner in No. 1 u. 2, da sie derselbe, ihre Stadt und sie selbst so nahe angehende Gegenstand begeistert, in den Hauptmomenten ihrer Vorträge begegnen. Der *erste* ruft den einziehenden wackeren preussischen Kriegern ein freudiges Willkommen entgegen, und benutzt den auf dem Titel genannten prophetischen Text (Jes. 26, 2), um das heldenmüthige und fromme Volk zu preisen, das in schwerer Zeit seinen Glauben auf den schützenden Gott standhaft bewahrte und im blutigen Kampf bewährte; um den tapfern, edlen König zu verherrlichen, dem die von ihm während der Jahre der fremden Knechtschaft mühselig Getrennten mit der freudigsten Liebe wieder zueilen; um zu beten für dieses Volk, diesen König und die Stadt, die ihm von Neuem und ganz angehört. Einem ähnlichen Gedankengang folgt der *andere*, und bezeichnet noch näher den elenden Zustand, dem die Magdeburger durch die preussische Besitznahme entronnen sind. *Beide* gedenken jenes grausvollen Einzugs des *Tilly* in die wildverheerte Stadt vor 183 Jahren, im Gegensatz des jetzigen friedlichen Triumphs des preussischen Feldherrn. *Beide* reden eines *solchen* Tages würdig, mit Gefühl, mit Ernst, mit vollpatriotischem Ausdruck. Wir würden, gäben wir Einem den Vorzug, fürchten, dem Anderen Unrecht zu thun. Denn hat Hr. *W.* eine gewähltere Diction, höhere rednerische Farben: so hat Hr. *K.* dagegen mehr Einfachheit und schmucklose Wahrheit.

Wir verbinden hiemit die Anzeige der Reden des Hn. *Müller* (No. 3), da sie ebenfalls in vielseitiger Beziehung auf *Magdeburg* stehen, und die grössere Hälfte in der gewonnenen Stadt gehalten ist. Wir machen in dem Vf. die Bekanntschaft eines wackeren Feldpredigers, der die Krieger ihrer Bestimmung angemessen, mit Energie und feurigem Patriotismus, nicht ohne rednerisches Talent anzureden versteht, und gewiss

wohlthätig auf sie gewirkt hat. Die Reden beziehen sich auf merkwürdige Ereignisse, als Fahnenweihe, Aufrichten des preussischen Adlers u. s. w., auf die Feyer von Siegen oder wichtige militärische Begebenheiten u. dgl. Weil es in *allen* vorherrschende Tendenz ist, die Liebe zu König und Vaterland in den Zuhörern zu nähren und zu bethätigen: so wird eine gewisse Eintönigkeit darin erklärbar, weshalb indess der wohlmeinende Vf. keinen Vorwurf verdient. Durch mehr Mannichfaltigkeit in den Ansichten überhaupt, besonders durch absichtliche Hervorhebung des innigen Bandes, welches den ächten Krieger in allen Beziehungen zur *Religion* hinzieht, — würden indess diese Vorträge an innerem Reichthum und an Bedeutung gewonnen haben. In Rücksicht des Tons fehlt es hie und da an Gleichmässigkeit. In Reden, denen es sonst an Pathos nicht gebricht, kommen ganz gemeine Erklärungen vor, z. B. in der ersten S. 4: „heute wird der preussische Adler angeschlagen, das hat eine sehr wichtige Bedeutung." — In einer anderen sticht das: „segne unseren lieben, guten König" (S. 97) gegen den Stil im Vorhergehenden gewaltig ab. In der fünften, einer Abschiedsrede, könnte man in einigen Stellen den Schein einer Selbstgefälligkeit wahrnehmen. Das versificirte Vaterunser S. 76 u. 94 zeigt nur von gutem Willen. g. b.

1) Wittenberg, b. Zimmermann: *Dankpredigt, am neunzehnten October* 1814, *als dem ersten Jahrestage des Sieges bey Leipzig* — zu Wittenberg gehalten von D. *Karl Ludwig Nitzsch*, Pfarrern und Superint. u. s. w. 20 S. 8.

2) Eisenberg, b. Schöne: *Religiöse Gedächtnissfeyer des grossen Sieges bey Leipzig*, auf dem Markt und in der Kirche zu Gera — von *J. Z. Herm. Hahn*, Superint. u. s. w. 1814. 48 S. 8. (4 Gr.)

3) Aachen, in Commiss. b. Forstmann: *Zwey Gelegenheitspredigten: zum Andenken der Erlösung Deutschlands* aus (von) Napoleons Tyranney am 15 May 1814 und *bey der Huldigungsfeyer Sr. kön. preuss. Maj. Friedrich Wilhelm III*, am 15 May 1815 gehalten von *Friedr. Haas*, reform. Past. zu Rötgen b. Aachen. 1815. 64 S. 8.

4) Duisburg u. Essen, b. Bädeker u. Kürzel: *Dankesfeyer preussischer Krieger. Eine Predigt am Geburtstage Sr. Maj. des Königs von Preussen*, den 3 Aug. 1814 vor der Reserve-Cavallerie-Brigade des 3ten Armeecorps gehalten zu Möurs von D. *Friedr. Mann*, kön. preuss. Brigadeprediger. 1814. 18 S. 8. Zum Besten der verwundeten preuss. Krieger. (4 Gr.)

5) Bremen, b. Kaiser: *Nun danket alle Gott! Predigt zur Feyer des herrlichen Sieges der guten Sache*, am 6 Sonnt. nach Trin. in der St. Ansgariikirche gehalten von *Joh. Heinr. Bernh. Dräseke*. 1815. 24 S. 8. (4 Gr.) Der Ertrag für die Bedürfnisse unserer Braven.

6) Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Predigt am* 16 *Julius* 1815, *zur Feyer der am 3 Jul. geschlossenen Capitulation von Paris*, in der Domkirche gehalten, von *Franz Theremin*, kön. preuss. Hof- u. Dom-Prediger. 1815. 27 S. 8. (3 Gr.)

7) Duisburg u. Essen, b. Bädeker u. Kürzel: *Synodalrede* über 2 Kor. 6, 7: *Als die Sterbenden — und siehe, wir leben!* Gehalten den 28 Jun. 1814, vom Inspect. *Nebe*, Pred. zu Dinslacken. 1814. 20 S. 8. (4 Gr.)

Wir vereinigen die Anzeige dieser Zeitpredigten, welche sämmtlich von wackeren, zum Theil schon bekannten und geachteten Predigern herrühren, um so lieber, da sich aus der Nebeneinanderstellung selbst und dem überweisenden Blick von einer auf die andere hie und da ein eigenes Interesse ergeben kann.

No. 1 spricht von den *Denkmälern, welche Deutschland dem Siege bey Leipzig durch seine Veredlung zu errichten hat*, und rechnet dahin — „allgemeinen Abscheu vor öffentlicher Ungerechtigkeit, beharrliche Liebe zur Eintracht, erleuchteten Eifer für Religion und Christenthum." Nach der Meinung des Rec. würde das Thema, wie die Abhandlung, an Leichtigkeit der Form und an Übereinstimmung der Glieder gewonnen haben, wenn das Gezwungene der *bildlichen* Redeart vermieden wäre. Der Erinnerung an die auf dem Schlachtfelde bey Leipzig zu errichtenden und vorgeschlagenen *Denkmäler* bedurfte es nicht, um den zeitgemässen Wünschen, Erweckungen und Auffoderungen des würdigen Vfs. Nachdruck zu geben, die er auch hier mit Klarheit, in ruhiger, ungeschmückter Darstellung vorträgt. Der *Text* ist Ps. 102, 19—20.

Der Vf. von No. 2 war genöthigt, die Jahresfeyer *des Sieges bey Leipzig* mit dem gerade den 20 Oct. fallenden grossen *Busstage* zu vereinigen, und er hat die, wie er selbst sagt, nicht leichte Aufgabe, Busstag und freudiges Dankfest zu verbinden, glücklich gelöst. Er zeigt *zuvörderst*, dass diese Tage erinnern — an das vorausgegangene Elend, an die Verschuldungen derer, die es uns zuzogen, und derer, die es erlitten, an die gnädige Rettung Gottes daraus und die Art und Weise, wie sie erfolgte; *dann* dass diese Erinnerungen benutzt werden sollen — zur Beherzigung des göttlichen Ernstes, seiner erbarmenden Liebe, zum Aufmerken auf seine heiligen Winke, zur festen Zuversicht, Gott werde Alles wohl machen. Ist dieser Gedankengang an sich nicht eigenthümlich, wie er es denn an einem *solchen* Erinnerungstage kaum seyn kann: so ist die Ausführung desto mehr befriedigend, und namentlich im *zweyten* Theil, wo der Vortrag belebter und die Perioden kürzer werden, anziehend. — Auch die *auf dem Markt* gehaltene kräftige Rede hat gewiss des Eingangs bey den Hörern nicht verfehlt. Einigemal, schon in der Einleitung: „die Sonne warf ihre letzten Strahlen u. s. w.," wird der Stil zu kostbar. Der mehrmals vorkommende Ausdruck **Potentaten** hat uns auch nicht gefallen.

Hr. Past. *Haas* (No. 3) lässt sich in der *ersten* Pred. von seinem Eifer gegen den geächteten Tyrannen zu weit treiben. Er nennt ihn ein „Ungeheuer, blutdürstig und abscheulich, einen Vertilger der Menschheit, dessen Schandthaten und Verruchtheiten nicht aufzuzählen sind, Wütherich, Abgesandten der

Hölle, teufelisch, den Corsen, desertirt aus Ägypten" u. s. w. Einen *schimpfenden* Ton kann nur die Leidenschaft eingeben, aber nie entschuldigen, und auf heiliger Stätte muss er den widerwärtigsten Eindruck hervorbringen. Wo der Religionslehrer mit Liebe nicht reden kann, soll er doch der Würde und seines Berufs stets eingedenk bleiben. Mehr hat uns die *zweyte* Pred. gefallen, worin der Vf. seinen Zuhörern und Landsleuten überhaupt zeigt, dass sie das Huldigungsfest als Fest der *Freude* zu feyern haben, sofern sie *a*) Deutsche, *b*) Preussen, *c*) Protestanten sind. Ps. 126 ist der sehr passende Text. — Die huldigende Anrede *an den König* würde Rec. nicht an das Ende des Vortrags gestellt und mit *Amen* geschlossen haben, da sie, so würdig an einer anderen Stelle, doch *hier* unschicklich das Ansehn eines Gebets gewinnt.

Der Vf. von No. 4 spricht mit patriotischer Wärme und wohlgefälliger Diction an dem Geburtstage seines Königs, nach 2 Sam. 7, 9, über das *Belehrende, Beruhigende und Erhebende in dem Hinblick auf den König* an diesem seinem glänzendsten Ehrentage, im J. 1814. Das bewegte Gefühl des Redners spricht erfreulich aus seinen Worten. — Einen so müsigen Zusatz, wie er sich im Anfangsgebet findet, noch dazu mit Doppelsinn: — „wir verlassen sie (die Erde) wieder *mit ihrem freundlichen Sonnenlicht*," — müssen wir anmerken, weil sonst Fleiss auf die Wahl der Ausdrücke gewandt ist. In demselben Gebet heisst es: „Du liessest uns *deinen* König geboren werden — du erhieltest uns *deinen* König" u. s. w., wobey der Leser mehr anstösst als der Hörer.

Hr. Past. *Dräseke* feyert (No. 5) den Sieg bey *belle Alliance* mit Würde und Geist. Die Manier, wonach in dem: „*Nun — danket — alle — Gott!*" die einzelnen Worte, die *vier* Abtheilungen der Betrachtung geben, führt in eine frühere Periode der homiletischen Geschichte zurück, und könnte *spielend* scheinen; allein der Vf. hat diess durch die passenden Gedanken und durch die erbauliche Kraft, die er an jene einzelnen Worte zu binden weiss, vergessen lassen. — In dem Schlussgebet ist die Unsitte mancher Kirchengebete nachgeahmt, indem „für *den Trefflichen*, der in den letzten Monaten das Ruder der Regierung führte, und für *den Würdigen*, in dessen Hände es gekommen," u. s. w. gebetet wird. Solche Ehrenbezeichnungen und Bezeugungen sind „in einem Gebet" *nie* an ihrer Stelle. Dem Rec. kommt dabey immer der Spruch in den Sinn: „lass dir an meiner Gnade genügen" und wie er weiter lautet.

Die Predigt des Hn. *Theremin* (No. 6) dünkt dem Rec. unter den *vielen* Siegespredigten, die er gelesen, eine der gediegensten und kräftigsten. Sie hat ihre Stärke nicht in dem, worin sich manche Prediger bey solchen Gelegenheiten am meisten gefallen, in der immerwährenden Wiederholung und schildernden Hervorhebung des Ereignisses. Sie geht vielmehr darauf aus, dieses in den Hintergrund zu rücken, und dagegen — „*tiefe Demuth, strengere Sitten und lebendigen Glauben*" dringend zu empfehlen als den Gott schuldigen Dank für so grosse Erfolge. „Wahrlich, nicht darum (so wird die Abhandlung eingeleitet) haben Staat und Kirche ihre Mitglieder vor den Augen Gottes versammelt, nicht darum ist dieses Fest, gleich einem der Höchsten unter den christlichen, durch die würdevollsten Vorbereitungen eingeleitet worden, damit wir in freudigen, aber unnützen Gefühlen schwelgen sollten. Nur das Eine, was Noth thut, was im Stande ist, uns alle Zeiten hindurch vor Schande, Unterdrückung und Elend zu bewahren, das werde hier ohne Schmeicheley nach der Wahrheit verkündet. Lieber mögen ernste, ja selbst trübe Gedanken unsere Freude herabstimmen, damit sie desto länger dauere, als dass sie ungemässigt nur um so schneller verschwinde. Denn wie es im Unglück wohlgethan ist, sich an den heiteren Aussichten zu erfreuen, die es offen lässt: so ist es auch im Glück nicht minder heilsam, sich zu erinnern, wie schnell es, schlecht benutzt, sich in Trauer verwandeln kann." — Man wird hieraus den Sinn dieses Redners erkennen und zugleich seine einfache und bestimmte Sprache. Je weniger es ihm an Gedanken fehlt, desto interessanter treten diese hervor, und empfehlen sich der Überlegung durch die eigenthümliche Verbindung, worin sie dargelegt sind, und durch die mehr oder minder stark angedeuteten Beziehungen und Hinweisungen auf andere damit verwandte. Das Sententiöse des Vortrags führt das Nachdenken des Zuhörers auf Ruhepuncte, wo er verweilt, und woran sich das reflectirende Gedächtniss eher anschliesst. Doch erfodert die Predigt und ist berechnet für gebildete und geübte Zuhörer; der ungeübtere möchte bey der Anhörung schwerlich überall gefolgt seyn. Wenn wir überhaupt diese Predigt als *frommes und ernstes Wort zu rechter Zeit* empfehlen (und ihr deshalb viele Leser wünschen): so ist doch, unserer Meinung nach, die Bearbeitung des *ersten* und *zweyten* Theils, die Auffoderung zur Demuth und zur Sittenstrenge, am wirksamsten und eingreifendsten geschehen. Der *dritte*, die Anmahnung zum Glauben, hat bey der Hochwichtigkeit und tiefen Bedeutung seines Gegenstandes, als untergeordneter Theil, nothwendig verlieren müssen, und bricht am Ende zu schnell ab. Wir wünschten, der Vf. möchte ihn zum Vorwurf einer besonderen Predigt wählen. — Gegen die wohlgehaltene edle Diction sind Rec. nur zwey Verstösse aufgefallen — die „stets *sich überbietenden* Siegesnachrichten" und „das *Verspielen* der Freyheit gegen die Leidenschaften u. s. w."

Die *Synodalrede* (No. 7) ward gehalten, als die clevisch-lutherische Synode zum ersten Mal wieder in dem preussischen *Wesel* versammelt war. Der Vf. begrüsst mit dem paulinischen auf dem Titel angegebenen Worte seine Amtsbrüder zuerst als *Weltbürger*, dann als *Deutsche*, als *Preussen*, als *christliche Religionslehrer*, endlich als *Synodalcollegen*. Er redet nicht ohne Leben und Gefühl. — Die aus Virgils Aeneis mehrmals vorkommenden Stellen nehmen sich in einer religiösen Rede dieser Art um so weniger gut aus, da sie nur — *herbeygezogen* sind. Auch die *Crisis* S. 6 thut im Lesen dem Auge wehe.

NA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

HERALDIK.

Breslau, b. dem Besorger: *Der alten schlesischen Herzoge, Städte, Äbte u. s. w. Siegel in Abgüssen und Abdrücken.* Besorgt von D. *Joh. Gustav Büsching*, königl. Archivar zu Breslau. Erste Lieferung (mit 4 Abgüssen und 1 Abdruck). 1813. 72 S. 8. (Mit den Abgüssen 1 Rthlr., ohne Abgüsse 4 gr. Cur.)

Die geschichtlichen Vorkenntnisse (wie wir wohl sagen müssen, da man die *Hülfswissenschaften* als Herabsetzung zurückweist), *so wie sie die deutsche Vorzeit, die deutsche Geschichte betreffen*, sind durchaus noch nicht befriedigend bearbeitet, bey mehreren fehlt es sogar noch an einigermassen hinreichendem Stoff, — nur die Zeitkunde macht in gewisser Hinsicht eine Ausnahme. Noch haben wir keine Geographie, keine Münzkunde des Mittelalters, noch keine Geschlechtstafeln unserer edlen Häuser, die nicht stets den Forscher über den Mangel an Kritik, über Einschiebung von Muthmassungen oder über verschuldete Unvollständigkeit mismuthig machten, noch kein Wörterbuch der Urkunden-Sprache; noch ist der reiche Urkunden-Vorrath, der seit 1740 erschienen, von keinem Nachfolger des fleissigen *Georgisch* verzeichnet. Vor Allem aber bedarf die Wappen- und Siegel-Kunde noch vielfacher Unterstützung, wenn sie das werden soll, was sie werden kann, und für das geschichtliche Studium des Mittelalters werden muss. Zunächst ist freylich nothwendig, uns Siegel und Wappen anschaulich zu machen; aber dann bedarf es auch solcher Werke, welche uns den aufgeschichteten Vorrath verzeichnen, ordnen, finden lehren, was wir gerade suchen. Ein Georgisch für die Wappenabbildungen thut Noth; im Einzelnen ist die Idee ausgeführt (*Praun* braunschw. Siegelcabinet, *Gatterer* in der prakt. Heraldik über die Siegel der Kaiser und Könige, aber nach einem eingeschränkten Zweck), doch an das Ganze hat sich, so viel Rec. weiss, noch Keiner gewagt. Dazu gehört ferner, dass die Herausgeber der Urkunden, damit nicht unnöthiger Weise eine Vervielfältigung einer und derselben Siegelabbildung entstehe, und doch das gebrauchte Siegel beurtheilt werden könne, bemerken, ob, und wo Abbildungen oder Beschreibungen des Siegel-Exemplars zu finden sind, das vor ihnen liegt. Diess kürzt sehr ab, macht die Mittheilung der Urkunde vollständiger, verhindert bey dem grossen Vorrath noch unbekannter die Mittheilung schon vorhandener, und arbeitet dem Verzeichniss vor. So finden wir neuerlich von *Delius* (Beytr. zur Gesch. deutsch. Geb. I) verfahren. Jetzt sind doch Abbildungen genug vorhanden, dass man dieses Hülfsmittel oft anwenden kann. Dann kann auch die Kritik heilbringend und zweckmässig eintreten, dann wird die Wappenkunde den ihr gebührenden Platz einnehmen (S. 4), nicht den, hinter der Geschlechtskunde dienend herzutreten, wie wohl verlangt ist. Dann können wir uns leicht ganze Wappenreihen zusammensetzen, bey Herausgabe der Urkunden auf die fehlenden Stücke zunächst Rücksicht nehmen, nicht bloss nach Laune blind wählen: denn nur wenigen Herausgebern dürfte es so gut werden, als *Würdtwein* mit den Siegeln der mainzer Erzbischöfe. (In den Vorreden der 14 Bände der *nov. subs. dipl.*) Dann endlich mag das Hauptwappen-Buch von Deutschland erscheinen.

Solche Wünsche sind bey dieser Wissenschaft noch übrig, solche Foderungen muss sie machen, und — sie darf Hoffnungen hegen! Es ist erfreulich für sie (und wohl für den ganzen grossen geschichtlichen Kreis), dass jetzt von mehreren Seiten gerechte Würdigung der Lust zu ihr sich hinneigt. So wirkt auch die Vereinigung der verschiedenen geistlichen Archive Schlesiens in ein grosses Landesarchiv zu Breslau gleich Anfangs wohlthätig für sie. Der rühmlich bekannte Vf. des vorliegenden Werkes beabsichtigt die Darstellung der schlesischen Wappen, und also gleich durch ganze vollständige Reihen die Ausfüllung der Lücke, welche sich über Schlesien in der Wappenkunde findet. Bestimmt gesagt ist dieser Zweck nicht, aber der Titel des Werkes scheint uns zur Annahme dieser Absicht, die allein in der Wissenschaft begründet ist, zu berechtigen. Überhaupt wünschten wir über Zweck und Ausführung mehr Erläuterung. Wie die Abdrücke gemacht werden, davon ist zwar gesprochen, aber zerstreut; wo sie gefertigt werden, bleibt uns verborgen, gleich der Art, wie der Besorger die Lieferungen einzurichten gedenkt. Darum dürfen wir dieses Heft — ein zweytes ist uns nicht bekannt geworden — *als Probe* ansehen, und finden uns um so mehr aufgefodert, unsere Ansichten ganz mitzutheilen.

Die Darstellung der Siegel soll erfolgen durch *Abgüsse* (in Eisen), wenn sich die alten Stempel selbst noch finden, durch *Abdrücke*. Jede Lieferung bekommt eine Beschreibung und Erläuterung, wobey ungedruckte Urkunden mitgetheilt werden, und Gelegenheit zu mancherley Aufklärungen und Bemerkungen sich findet.

Der Besorger weicht also von der bisher gewöhnlichen Art der Mittheilung, durch Kupfer- oder Holz-

ſtich-Abbildungen, ab, und legt es zugleich, oder mehr, auf eine Siegelſammlung an. Dieſs iſt allerdings anſchaulicher, und dem Wappenſammler gefälliger: aber ſollte es vortheilhafter im Ganzen für die Wiſſenſchaft ſeyn? Rec. muſs daran zweifeln. Einmal iſt die Anſchaffung von Abgüſſen und Abdrücken bey weitem *koſtbarer*, als die Abbildungen, wie auch der Beſorger eingeſteht; dann beym Gebrauch, hauptſächlich die Abdrücke, *leichter zerſtörbar;* die Abdrücke werden von der Beſchreibung getrennt, und *gehen leichter verloren;* iſt *unbequemer*. (Wer mag ſich mit Kaſten oder Tafeln voll Abdrücke und Abgüſſe umſtellen, ausſuchen, wegnehmen und wieder hinlegen, wo er mit leichten Kupfertafeln und wenig Umherblättern weit ſchneller und mühloſer ans Ziel kömmt? wer hat auch ſtets den Platz zum Aufbewahren? dazu werden wieder Schränke erfodert, und der arme Gelehrte hat kaum Geld, die Abdrücke anzuſchaffen. Reihet man ſie nicht auf Tafeln oder dergl. an einander: ſo kommen ſie leicht in Unordnung; wie viel Zeit koſtet es dann, die zu jedem Heft gehörigen wieder zuſammenzureihen, und das gerade verlangte Stück aufzufinden?) Endlich dürfte dieſe Art auch *ſchädlicher* ſeyn. Kupferſtiche greifen bey weitem das Auge ſo ſehr nicht an, als die Abgüſſe, die durch ihre durchaus dunkele Farbe, ſelbſt oft noch mehr als die Urbilder, genauere und ſchärfere Beachtung fodern. Will man namentlich die Schrift leſen: ſo muſs man das ganze Siegel in die Hand nehmen und nach dem Lichte drehen, wie das Original. Wer aber ſich viel mit ſolchen Beobachtungen, ſey es an Siegeln oder Urkunden, abgegeben hat, wird den Einfluſs auf die Augen gewiſs fühlen, und denſelben möglichſt entfernt wünſchen. Man ſage nicht, die Beſchreibung hülfe ab, oder komme zu Hülfe. Dann ſehen wir ja nicht ſelbſt das Siegel, oder nur mit fremden Augen, und welcher Vortheil iſt dann gegen die Abbildung! Was der Beſorger überhaupt als Vorzug dieſer Art der Mittheilung (S. 4) vor Kupferſtich, Holzſchnitt (oder Steindruck?) allein hervorhebt, wie es auch die Hauptſache iſt, *gröſsere Treue*, können wir nicht zugeſtehen, wenn man von der Nachbildung an ſich, die immer eine anſchaulichere Kenntniſs im Ganzen gewährt, abſieht. Denn wenn der Beſorger ſagt: „Alle dieſe Kupferſtiche haben etwas Zierliches, wenn ſie mit Fleiſs gemacht, oder etwas Unbehülfliches, Rohes, wenn ſie mit Nachläſsigkeit verfertigt ſind, ſo daſs gemeinhin nie ein wahrhaft richtiges Bild gegeben ward. Dann auch, und beſonders verſahen ſich die Künſtler, indem ſie manche Zierrathen, manchen weſentlichen Schmuck nicht für dasjenige erkannten, was er wirklich war, und daher entſtanden, wenn der Gelehrte, der dieſe Kupferſtiche machen lieſs, nicht ſelbſt ſehr genau die Platten vor dem Abdruck unterſuchte, Fehler, die höchſt weſentlich waren": ſo können wir das leider gar nicht in Abrede ſeyn; aber das iſt doch nicht Fehler der Art ſelbſt, ſondern nur der Ausführung in einzelnen, beſonders früheren Fällen, ſonſt müſste man ja das ganze Kupferſtichweſen verwerfen. Wenn nun tüchtige Zeichner und Stecher, wie wir ſie vorausſetzen, den richtigen Mittelweg gehen, oder vielmehr ganz ſich an die Wirklichkeit halten, nach Wahrheit und Treue ſtreben, wenn die Beſorger achtſam Abbildung und Urſiegel vergleichen: — auf welche Seite fällt dann der Vortheil? Nun giebt es aber auch eine Menge Siegel, bey denen dieſe vorgeworfene Zierlichkeit gar nicht eintreten kann, z.B. die älteren Kaiſer-, Königs-, Biſchofs-Siegel, mit halben und ganzen Figuren ohne groſsen Schmuck. Dann erfodert aber auch der Abdruck von demſelben Stempel oft Handgriffe (S. 51), ohne welche er gleichfalls zu Unrichtigkeiten der Bilder veranlaſſen kann; und bey verwiſchten Stempeln, Siegeln, giebt auch da der Abguſs ſtets die richtige Anſicht, ſollten die Verwechſelungen dann ganz vermieden werden? Unbekanntſchaft mit den Handgriffen, Unachtſamkeit, und Beſchaffenheit des Siegels widerſetzten ſich der ganz genauen Abformung oft mächtig, wie denn Abformung von einem Abgeformten (was jedes Siegel iſt) ſelten die eigenthümliche Schärfe des Stempeldrucks haben wird, ſondern unvermeidlich ſtumpfer ausfällt. Auch dieſs muſs Hr. *B.* eingeſtehen, und er weiſs nur durch Beſchreibung zu helfen; damit ſind wir aber nicht weiter als vorher. Bey dem Siegel des Abts Conrad auf dem Sande zu Breslau 1353 bemerkt Hr. *B.* (S. 31), daſs es durch feine Zierlichkeit der Abformung Hinderniſſe in den Weg gelegt habe, wodurch ſie den Wünſchen nicht entſprechend ausgefallen ſey, und man werde bemüht ſeyn, „in der Folge vielleicht einen beſſeren Abguſs zu gewinnen, ſobald man mit der Verfahrungsart dabey erſt mehr vertraut iſt." Wer aber nicht ſo genau arbeitet, wird der durch Abguſs, den man nun dem Original gleich hält, nicht Gelegenheit geben, noch leichter falſche Auslegungen hinein zu tragen? In mehrfacher Hinſicht der Untreue, der Weitläuftigkeit und der Zuſammenſetzung des Studiums hat alſo dieſe Nachbildungsmethode für die Wiſſenſchaft baaren Nachtheil. Dazu kommt die Gefahr für das abzuformende, oft einzige Exemplar des Siegels. Und iſt es denn bey Münzen etwa anders? wer will uns die Brakteaten durch Abgüſſe liefern? Sind wir auch da nicht auf Abbildungen beſchränkt, bey denen früher unverzeihlich oder wegen ſchlechter Exemplare geſudelt, in welche Bilder hineingetragen wurden, die nie darin waren? Sobald alſo im Allgemeinen, und von ganzen Siegelreihen die Frage iſt: können wir der vom Beſorger gewählten Art der Mittheilung unſeren Beyfall nicht geben, ſondern müſſen *der treuen Abbildung* den Vorzug zugeſtehen, den ſie ſchon wegen der gröſseren Gemeinnützlichkeit auch wohl behalten wird. Damit wollen wir aber keineswegs dieſe Art ganz ausſchlieſsen und verwerfen; einzelne Abgüſſe vorzüglicher Stücke, beſonders aber Abdrücke, können für die Wiſſenſchaft gewinnreich werden, und manchem Forſcher, der weder in der Nähe groſser Archive, oder in Beziehung mit ſolchen ſteht, oder ſonſt verhindert wird, durch eigene Anſchauung ſeine Siegelkunde zu befördern, können ſie nützlich und erfreulich ſeyn, der Sammler zu geſchweigen, die auch allerdings zuletzt genannt werden müſſen, wenn ſie

weiter keinen wissenschaftlichen Zweck bey ihrer Lust verbinden.

Das ist unsere Ansicht von der Sache selbst. Gehen wir aber auf die vor uns liegende Ausführung über: so muss man gestehen, dass, wie überhaupt der Eisenguss im Kleinen auf den preussischen Hütten zu einer ungemeinen Vollkommenheit gebracht ist, so auch diese Abgüsse der Giesserey zu Gleinitz in Schlesien (so glaubt Rec. gehört zu haben) alle Ehre machen, so viel sich nämlich nach dem einen Abguss urtheilen lässt, der Rec. allein mitgetheilt ist, da die anderen erst später nachgeliefert seyn sollen, wesshalb er auch von dem Abdruck nichts sagen kann. Die Treue und Tüchtigkeit ergiebt sich als höchst wahrscheinlich auf den ersten Blick, und man nimmt sie an, ohne das Original dagegen gehalten zu haben. Oben sind sie mit einem kleinen Drahthäkchen versehen, um angehängt zu werden.

Die Beschreibung der Siegel beginnt in dem vorliegenden Heft mit der der Urkunden, woran sie sich befinden, mit Bemerkungen über ihren Inhalt; dann kommt dieser selbst, und, wenn mehrere Ausfertigungen vorhanden sind, die Abweichung des Textes. Zu diesem Behuf sind dann die Zeilen am Rande mit Zahlen bezeichnet, was etwas schwerfällig aussieht, und die Benutzung nicht erleichtert. Warum nicht gleich unter dem Text die Abweichungen angezeigt! Dann folgt die Beschreibung des Wappens, die sehr genau ist, und einen guten Beobachter, und ein gutes Auge voraussetzt, wie S. 21 die Erkennung des Apfelschimmels beweist. Dabey ist uns nur aufgefallen, dass der Vf. die Bezeichnung des Rechts und Links bald heraldisch, sich an die Stelle des Siegels setzend, bald wie im gewöhnlichen Leben, nach der ihm gegenüber stehenden Seite, gebraucht (S. 46). Diess müsste wohl vermieden werden, da es zu Missverständnissen und Verwechselungen Anlass geben kann. Eben diess ist der Fall mit den Ausdrücken *Siegellack* (S. 29 in rothem Siegellack in einer Urkunde von 1353), rothes *Lack* (S. 47 Urk. v. 1501), schwarzes Lack (S. 36, 1384). Denn da bisher unter Lack oder Siegellack nur die seit dem 16 Jahrhunderte aufgekommene besondere Mischung von Gummi, Lack u. s. w. verstanden wird, und Rec. keine Untersuchungen bekannt sind, welche den Gebrauch desselben um Jahrhunderte älter nachwiesen: so wird in allen jenen Fällen ebenfalls wohl der richtige Ausdruck nicht gebraucht, und *Siegelwachs* gemeint seyn. Sobald wir aber wissenschaftlich bezeichnende Ausdrücke gebrauchen, dürfen wir uns von ihrem eigentlichen Sinn nicht entfernen, ohne grosse Verwirrung anzurichten. Bey der Beschreibung des Siegels des Collegiatstifts zu Neisse von 1510, (S. 51) vermissen wir die Namhaftmachung des Heiligen, der darauf vorgestellt ist. Die Analogie fodert, dass es der Patron des Stifts sey; diese waren daselbst S. Jacob und S. Nicolaus: bey zweyen ist es aber gar nicht ungewöhnlich, dass einer einen gewissen Vorzug erhalten, und öfter allein genannt und vorgestellt worden. Die ganze Beschreibung des Bildes im neisser Siegel weist aber auf S. Nicolaus hin. Wenn ein thätiger und eifriger Forscher, ein Kenner, dem solche Urkundenschätze offen stehen, wie der Vf., Bemerkungen zu Urkunden liefert: so kann es nicht fehlen, dass bey solcher Gelegenheit eine Menge Nachrichten gegeben werden, so mannichfache Erläuterungen vorkommen, dass jeder Forscher sich freuet. „Was so das Einzelne gewinnt, erstreckt seine wichtigen Folgen auf des ganzen Landes Geschichte, und so auch auf die allgemeine Geschichte Deutschlands: denn nur aus der richtigen Erforschung und Erkenntniss der Geschichte der Einzelnlande Deutschlands erwächst eine unrichtigkeitsfreye Geschichte des ganzen Deutschlands, jedes Einzelne muss hülfreich hinzutreten, um das Ganze zu fördern," sind Urtheile (S. 57), die wir von ganzem Herzen unterschreiben. Aber in diese einzelnen Bemerkungen können wir nicht eingehen, da wir schon einen bedeutenden Raum für unsere Anzeige weggenommen haben. Aber dürfen wir auch hiebey unsere Wünsche aussprechen? Sie bestehen darin, die Beschreibungen der Siegel nicht dadurch unterbrochen zu sehen, sondern diese, den eigentlichen Zweck allein beachtend, auf das Nothwendige beschränkt. Um so schneller kommen wir mit ihnen weiter, um so mehr wird die Wappenkunde gefördert. Jene reichhaltigen Bemerkungen scheinen uns entweder in eigenen Werken, oder mit den Urkunden zweckmässiger zu erscheinen, von denen der Vf. eine Sammlung angekündigt hat.

Noch wünschten wir, dass jede Lieferung die sämmtlichen Siegel eines oder mehrerer Herzoge zusammen enthielte, und mit der folgenden in chronologischer Folge an einander hinge, damit nicht nur jede für sich ein geschlossenes Ganzes bildete, sondern auch das Unternehmen wissenschaftlich fortschritte. Immerhin könnte jede auch noch andere Siegel (von Städten, Stiftern, edlen und adligen Geschlechtern) aufnehmen, wenn diess nur wieder Vollständigkeit und Verknüpfung gewährte. Dazu gehört allerdings, dass der ganze Vorrath zur fortschreitenden Wegnahme vor den Augen des Besorgers liegt; indess sobald das Archiv geordnet und Verzeichnisse (besonders das allgemeine chronologische) der Urkunden angefertigt sind, kann das ja nicht schwer werden.

Der Besorger und Vf. wird in diesem allen hoffentlich nur die aufrichtige Theilnahme des Rec. an dem begonnenen Unternehmen erblicken, die es ihm zur Pflicht machte, seine Ansichten in keiner Hinsicht zurückzuhalten und zur Prüfung, ob dasselbe etwa dadurch gefördert werden könne, vorzulegen. Ist er nicht von dem rechten Gesichtspunct ausgegangen: so liegt der Grund darin, dass er ohne alle weitere Anweisung, wo er ihn nehmen solle, geblieben ist.

Endlich müssen wir noch von einem Anhange sprechen, worin der Vf. von S. 52 an über die von ihm, bey der Einrichtung des Hauptarchivs zu Breslau, beobachteten Grundsätze Rechenschaft giebt. Gleich der erste Grundsatz, „für die Dauer, nicht den Schein schneller Ordnung, zu arbeiten," ist so natürlich und zugleich so verdienstlich, als der zweyte: vielseitigste Benutzung, („lauter früherer längst ver-

jährter Verhältnisse, mit denen diese Archive alleinig der Geschichte anheimfallen, der Vortheil des Staates oder des Einzelnen nicht mehr in Betracht kommt, und ihrem vielseitigsten geschichtlichen Gebrauch daher kein Hinderniss in den Weg gelegt wird." (S. 55) Möchte das doch auch anderwärts beherzigt werden, wo man die Archive stets noch als die allerheiligsten Heiligthümer lieber Motten und Mäusen ruhig überlässt, als den Forschern öffnet!) Archiv- und Registratur-Einrichtung sind verschiedene Dinge, und die kunstreichen Anordnungen die unpassendsten; die Einfachheit behauptet auch hier den Vorzug. Das Nähere muss der Stoff angeben, den man vor sich hat: ein grosses Landesarchiv erfodert andere Abtheilungen, als ein solches Aggregat, wie das breslauer. *Das Archiv jedes Klosters blieb hier für sich;* in ihm wurden die eigentlichen Urkunden von den Acten u. s. w. gesondert (auch in der Aufstellung, wie es scheint, getrennt), und erstere chronologisch geordnet nach einer Tabelle von zwölf Fächern. [1) Numer (die durchläuft), 2) Aussteller und Inhalt, 3) Ort, 4) Jahr, 5) Tag, 6) Auflösung nach unserem Kalender, 7) ob Urschrift oder Abschrift, 8) Beschreibung des Siegels, 9) Bezeichnung des Archivplatzes, wo die Urkunde verwahrt wird, 10) ob und wo Abschriften, 11) Abdruck, 12) Bemerk.] Rec. gehört nicht zu denen, welche allem Tabellenwesen jetzt den Krieg angekündigt haben; aber er glaubt doch, dass der Deutlichkeit und schnelleren Übersicht unbeschadet, die Tabellen-Form in diesen Verzeichnissen wegfallen könne. Das Nämliche kann recht gut auf die ältere Art zusammenstehend verarbeitet werden, ohne es in die Linien zu vertheilen. Rec., der bey seinem Archiv die Verzeichnisse so vorfand, hat durchaus kein Bedürfniss gefühlt, sie abzuändern. Hiezu kommt dann ein Sachverzeichniss, und ein alle verschiedenen Archive vereinigendes Verzeichniss nach der Zeitfolge mit Rückweisung auf das erstere — zwey eben so wichtige und nothwendige, als selten anzutreffende Archivstücke. Die Aufbewahrung geschieht in Truhen mit Handhaben und Schloss, deren drey über einander gesetzt werden, in jeder zwey Auszüge (Schube), deren jeder neun Fächer hat. Die Urkunden werden nun immer 10 und 10 Stück zusammengelegt, und in jedes Fach so viel Bündel, als es fassen kann; sind einige Pakete zu gross: so werden Fächerwände weggenommen. Interessant wird es seyn, hiemit die Anordnung zu vergleichen, welche ein nicht weniger eifriger und thätiger Forscher, der Amtsschreiber Wedekind, bey dem Archiv des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg befolgte: die Eingänge der Messen S. 7. Auch er nahm tragbare Schränke drey oder vier über einander, aber deren Schubladen sind nur drey Zoll hoch, und in ihnen liegt jede Urkunde für sich, alle neben einander in chronologischer Ordnung. So kann freylich kein Siegel gedrückt werden, und durch eine andere Vorrichtung wird der Zugang der Luft erhalten. Er braucht nur ein Sachverzeichniss. Diese Einrichtung passt nur für ein einzelnes kleines Archiv, und ist wirklich zu ängstlich; wohl eingepackt leiden die Siegel auch nicht leicht; der Mangel eines der Zeitordnung folgenden Verzeichnisses aber ist hier auffallend. Bey der breslauer Einrichtung kann Rec. nicht unterdrücken, dass er ein abgesagter Feind aller Schubladen ist, die nur doppelte Mühe machen, und in den feuchten Gewölben sich verwerfen, das Herausnehmen der Urkunden erschweren u. s. w.; er zieht die Schränke mit Fächern vor, worin er seine Urkunden oder Urkundenpakete neben oder auf einander legt; der Druck, den sie dadurch erleiden, ist wirklich unbedeutend. Eine kurze Anzeige auf der inwendigen Seite der Klappe zeigt an, was in jedem Fache liegt. Wichtigere Urkunden, besonders ältere, die in der Regel schon in einer gewissen Art gelegt zu seyn pflegen, oder starke, und durch viele Siegel beym Packen der Ordnung widerstrebend, schlägt er in einen besonderen Bogen Pappe, und legt oder stellt sie an ihren Platz. Bey seinen Paketen beobachtet er also nicht eine bestimmte Stückzahl, sondern lässt diess von der Masse abhängen, welche eine Anzahl Urkunden geben. Jede Urkunde schlägt er in Papier, und dieses beschreibt er auf der Rückseite mit den nämlichen Worten, welche das Verzeichniss hat, und setzt die Archivortsnachweisung hinzu. Um so viele Urkunden, als ein Paket bilden, kann man wieder Papier schlagen, mit der Paketnumer, dem Namen des betreffenden Klosters u. s. w., den Jahren, aus denen die Urkunden sind, wenn diess rathsam scheint. Hätte Rec. die Schränke anzufertigen: so würde er die Fächer schmal machen lassen, und so die Art des Vfs. befolgen, mit dem er übrigens ganz übereinstimmt. Ganz zuletzt noch der Entwurf eines Geschlechtsverzeichnisses der schlesischen Familien, das der Vf. bearbeitet, und das für diesen Zweck sehr wichtig ist, und Nachahmung verdient.

H. St. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Forstwissenschaft. *Göttingen*, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Tabelle zur leichten Auffindung des Cubik-Inhalts runder Holzstämme oder Abschnitte*, von *Carl Wilhelm Friedrich von Hanstein*, königl. westphälischem Oberförster. 1815. 2 S. 8. Nebst 1 Tabelle; Folio. (6 Gr.)

Diese Tabelle ist für Rundholzstücke berechnet, von 6 — 50 Zoll Durchmesser und 6 — 48 Zoll Höhe. Man theilt bey ihrem Gebrauch den Stamm in Stücke, die sich in der Tabelle aufschlagen lassen, und findet den Inhalt desselben durch das Addiren der aus der Tabelle abgenommenen Inhalte der Stücke. Diese ist daher ein Behelf für Förster, die keine sich weiter erstreckenden Tabellen haben. M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

GESCHICHTE.

BERLIN, in der nicolaischen Buchhandlung: *Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten.* Von Dr. *Wilhelm Drumann*, Privatdocenten an der Universität zu Halle, und Lehrer am königlichen Pädagogio daselbst. 1815. XII u. 766 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der fruchtbare Gedanke eines geschichtlichen Werkes über den Verfall der Staaten von Griechenland gehört dem Vf. der vorliegenden Schrift an, wenn auch dieselbe, zufolge einer bescheidenen Äusserung in der Vorrede, bloss als Vorarbeit, als erste Grundlage dazu, anzusehen ist, und selbst in dieser engeren Bestimmung nicht völlig das seyn sollte, was man davon erwarten dürfte. Unter Ideen zur geschichtlichen Entwickelung des Verfalls von Griechenland (nicht zu verwechseln mit Geschichte der griechischen Staaten seit ihrem Verfall) werden Freunde staatswissenschaftlich-geschichtlicher Untersuchung ungefähr Folgendes erwarten. Zuvörderst wird als nothwendig erachtet werden, dass, obgleich nicht eigentlich fortlaufende Geschichterzählung gegeben werden soll, die zergliederte Darlegung der Haupt-Umstände, aus denen jenes wichtige Ereigniss herzuleiten ist, doch nach der Zeitfolge geschehe, weil grösstentheils die späteren durch die früheren vorbereitet, herbeygeführt, befördert werden, viele demnach in ursachlicher Verbindung stehen. Es müsste also die Betrachtung der Ursachen des inneren Verfalls vorangehen, damit erhellte, in welchem Gesammt-Zustande die Hauptstaaten der Griechen sich befanden, als sie mit den Macedoniern und Römern in Berührung kamen; wobey man freylich etwas weit zurückgehen müsste. Zuerst würden die Ursachen aufzusuchen seyn, aus denen die wohlthätige, von der Natur gewollte, frühere Regierung entweder der alten Geschlechter, wie in Sparta, oder der begüterten Bürger, wie in Athen, geschwächt, und den ungebildeten, unwissenden, eigennützigen Bürgern der untersten Volksclasse die Theilnahme an den höchsten Staatsämtern eingeräumt wurde. Die Entwickelung der Folgen hievon würde recht eigentlich in einem solchen Werke an ihrer Stelle seyn. Sehr anziehend wäre dann eine Untersuchung über den Verfall der Rechtspflege, und dessen Folgen seit jener Veränderung, wobey das erstaunlich weitgehende, zu einer förmlichen Verfassung ausgebildete, Bestechungswesen ja nicht zu übersehen wäre. Dass eine Schilderung der seitdem unvermeidlichen Gebrechen bey den Wahlen zu den öffentlichen Stellen, und der Erschütterung, die dadurch im Innersten der Gesellschaft entstand, mit vorkommen müsste, bedarf keiner Erwähnung. Freylich würde Vieles bloss Athen und Sparta betreffen; haben doch beide grösstentheils das äussere Schicksal der Griechen bestimmt, wie zu unserer Zeit, im letzten Jahrhundert, Österreich und Brandenburg das der Deutschen. Es müsste daher auch gezeigt werden, wie die schlechte Art und Weise der Athener, eine Seemacht aufzubringen, immer verderblicher ward, seitdem wilde Leidenschaft und kurzsichtiger Dünkel die griechischen Völkerschaften beständig im Kriegsstande hielt: wie überhaupt die gesammte Liturgie, die Antidosis, die Synomosien, diesem Staate den Untergang vorbereiteten. Den meisten Stoff hiezu bieten die Redner dar; gut vorgearbeitet haben Ulpian, Petitus und Wolf in der Leptinea. Wie zu der Summe dieser verderblichen Umstände die Ereignisse hinzugekommen, die dem Einschreiten Philipps von Macedonien zunächst vorangingen; wie dieser Verschlagene die Plane seiner Herrschsucht auf einen Inbegriff solcher öffentlichen Zustände berechnet habe; wie endlich, nach den Anmassungen erst der Macedonier, dann des achäischen und ätolischen Bundes, die hin- und hergeworfenen Griechen von den Römern verstrickt worden: mit der pragmatischen Darstellung dieser Gegenstände würde das Werk schliessen.

Hiemit haben wir den Plan kürzlich entworfen, der, nach unserer Vorstellung, einem Werke zum Grunde liegen müsste, worin Ideen über den bürgerlichen Verfall Griechenlands aufgestellt werden. Wir kommen zu der Anzeige der vorliegenden Schrift, und verweilen mehr oder weniger bey einigen Stellen, überlassen aber unseren Lesern die Beurtheilung, sowohl ob unsere Vorstellung die richtige sey, als auch wie weit der Vf. damit zusammentreffe. Für diesen flösst schon die Vorrede Achtung ein: sie enthält gediegene, schöne Gedanken, in einer würdigen, männlichen Sprache, nicht in jener gesuchten, getriebenen der Kräftig seyn wollenden im Lande. Rühmliche Erwähnung verdient zum Voraus auch der Umstand, dass zu den meisten angeführten Thatsachen von Wichtigkeit Belege aus den Quellen, und nur aus den Quellen, gegeben sind. Das Werk beginnt mit einer ziemlich weitläuftigen Ausführung über die Perser, Macedonier und Römer, sofern diese Völker strebten, sich die Griechen zu unterwerfen. Was die Perser betrifft: so können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass in dem, was über sie vorgetragen wird, zwar Alles be-

kannt, aber nicht alles Bekannte richtig iſt, Manches überdieſs hier im Zuſammenhange uns müſsig vorkömmt. Es iſt ein Übel, daſs wenige von den Schriftſtellern, welche die Geſchichte der früheren morgenländiſchen Völker bearbeiten, ſich Mühe geben, in die Gründe der geſellſchaftlichen Ordnung unter denſelben einzudringen. Es gilt einmal als ausgemacht, ein Einziger habe eine völlige und allgemeine Herrſchaft der Gewalt und Willkühr ausgeübt, und ſey Eigenthümer aller Sachen und Perſonen geweſen. So allgemein das angenommen iſt: ſo ungegründet iſt es. Aus der Zuſammenſtellung der, in den Alten vorkommenden Erzählungen von einzelnen Handlungen der Gewalt und Grauſamkeit morgenländiſcher Fürſten kann eine ſolche Verfaſſung nicht gefolgert werden, ſo wenig, als man aus nicht ſeltenen, ähnlichen Beyſpielen engliſcher, franzöſiſcher, ruſſiſcher und anderer europäiſcher Landesherren auf eine allgemeine Knechtſchaft ihrer Unterthanen ſchlieſsen wird. Wenn demnach unſer Vf. S. 11 behauptet, in Perſien ſey das Verhältniſs, ſelbſt der Achämeniden zu dem Könige, das der Knechtſchaft geweſen; wenn er unbedingt dem Plutarch folgt, der den Ageſilaus in einem Geſpräche mit Pharnabazus ſagen läſst: „auch Du willſt eine Beſitzung des Königs ſeyn": ſo hätte dieſes genauer unterſucht, und, dem Ergebniſs zufolge, jenes Verhältniſs als milder dargeſtellt werden ſollen, wenn einmal die Erwähnung für nöthig erachtet wurde. Plutarch hat offenbar Xenophons Erzählung vor ſich gehabt; daſelbſt aber (Hellen. l. IV. c. 1 §. 35) wird der König überhaupt nur als Herr des Pharnabazus vorgeſtellt: auch die Stelle Hellen. l. VI. c. 1 §. 4: „οἶδα γάρ, πάντας τοὺς ἐκεῖ ἀνθρώπους, πλὴν ἑνός, μᾶλλον δουλείαν, ἢ ἀλκήν, μεμελετηκότας," iſt von dem Vf. allzu ſtark ſo übertragen: „dort (in Perſien) ſey Jeder Sclav, nur Einen ausgenommen." Wenn in dem Abſchnitte über Philipp von Macedonien nicht ſo vieles Bekannte gehäuft, nicht ſo viele Dinge erwähnt wären, von denen man keine Beziehung auf den Verfall Griechenlands abſieht, wenn alſo weniger Geſchichte unmittelbar, dagegen mehr eigene Gedanken des Vfs. über dieſen Theil der Geſchichte vorkämen: ſo würden wir dieſe Ausführung, wegen der ſchönen Stellen, die durch Beredſamkeit, Geiſt und Beleſenheit anziehen, für das Beſte halten, was über den *furchtbar* ausgezeichneten Mann geſchrieben iſt. Noch weniger „Ideen zur Geſchichte" haben wir in dem gefunden, was über Alexander und deſſen Nachfolger vorgetragen wird; und den wenigen Urtheilen, die eingemiſcht ſind, können wir nicht durchaus beyſtimmen: z. B. S. 60: „Demoſthenes ſchmähte Alexandern, nicht bedenkend, daſs jetzt männliche Ergebung die Tugend ſey, welche er zu predigen habe." (So dachte nicht der unvergeſsliche Scharnhorſt im preuſſiſchen Lande, der bald nach dem Frieden zu Tilſit unverdroſſen die Befreyung im Stillen vorbereitete.) Die Entwickelung des Verfahrens der Römer, um den Griechen beyzukommen, ihre völkerſchaftliche Freyheit zu untergraben und zu ſtürzen, iſt reichhaltig und bündig. Daſs man bey einigen Stellen von der Meinung des Vfs. abweicht, vermindert nicht die Theilnahme an ſeiner Arbeit. So würden wir die Grundlage der äuſseren Gröſse Roms nicht in „die phyſiſche und moraliſche Kraft der Bürger" ſetzen, S. 89; wenn dieſe nicht zu leugnen iſt: ſo waren doch die Bürgerſchaften mancher anderen Staaten des Alterthums den Römern darin gleich, übertrafen ſie wohl gar, ohne gleichwohl zu ſolcher Herrſchaft zu gelangen. Auch die Behauptung S. 96 iſt zu ſtark, durch den Verluſt der Selbſtſtändigkeit eines Staats habe jeder Bewohner ſeine perſönliche Freyheit verloren, und ſey zu den Römern in das Verhältniſs getreten, worin der Sclav zu ſeinem Herrn ſteht. Nur in Fällen, wo die verletzlichen Römer, die mit krankhafter Eiferſucht über ihre Herrſchaft wachten, gegen dieſe irgend einen Anſchlag argwöhnten, begingen ſie Grauſamkeiten gegen die perſönliche Freyheit der unterworfenen Griechen. Wir können übrigens nicht verſchweigen, daſs auch in dieſem Abſchnitte eine Menge von Gegenſtänden berührt ſind, die nicht zur Sache gehören, daſs man einige Mal Seiten lang ein ausſchlieſslich über die Römer geſchriebenes Werk vor ſich zu haben glaubt. Wenn gleich aber Enthaltſamkeit nicht zu den Eigenſchaften des Vfs. gehört: ſo wird er doch nicht langweilig, vielmehr iſt der Vortrag immer raſch. Es kommen auch einige treffende Bemerkungen vor, eine unter anderen S. 155, die auf unſere Zeit Anwendung zuläſst: es iſt ein Zeichen von Verderbtheit, wenn geringe bürgerliche und kriegeriſche Verdienſte von der Regierung überhaupt belohnt werden, beſonders aber im Übermaſs.

Nachdem die äuſseren Urſachen des Verfalls der griechiſchen Staaten in dem erſten Theile aufgezählt worden, folgt die Schilderung der inneren in dem zweyten, der, als bey weitem der wichtigſte ſeinem Gegenſtande nach, den gröſsten Theil der Schrift ausmacht. Vieles zuvörderſt von den Bündniſſen der Griechen, und deren Einrichtung, von der Hegemonie der Athener und Spartaner, von dem peloponneſiſchen Kriege, von den Staatenvereinen, und deren Verfaſſung: man wird zerſtreuet durch die Aufnahme zu vieler bekannter Dinge, ſo daſs kein feſter Eindruck zurückbleibt. Da der Vf. auf „Ideen" Hoffnung macht: ſo denkt man dabey an Heerens Werk, und erwartet eigene Forſchungen, Zuſammenſtellungen, Blicke; aber wo dazu Veranlaſſung wäre, bey Erwähnung von Einrichtungen, geſellſchaftlichen Anſtalten, da begnügt ſich der Vf. mit dem, was Andere darüber ausgemittelt haben. Wäre er z. B., anſtatt der Wiederholung der Hauptbegebenheiten des peloponneſiſchen Kriegs, womit allein gegen 90 Seiten angefüllt ſind, in die Unterſuchung des Weſens der Amphiktionien (abſichtlich ſo geſchrieben) eingegangen; er würde nicht der Meinung des Sainte-Croix und Tittmann beypflichten, von denen jener dieſelben ausſchlieſslich, dieſer wenigſtens vorzugsweiſe, für Kirchen-Anſtalten erklärt; er würde nicht den Strabo und Dionyſius von H. „unrichtiger Anſichten" S. 166 beſchuldigen, aus deren Schilderung nämlich erhellt, daſs das Kirchliche nur Weihe des Bürgerlichen, dieſes aber urſprünglicher Zweck war; — vgl. jedoch Tittmann S.

ten. 111. — Gründlich und lehrreich ist, was über die Unterscheidungsmerkmale des Principats der Athener und der Spartaner gesagt wird, die bey Mitford zu wenig hervorgehoben sind: die Lesung desselben lässt den Wunsch zurück, der Vf. möchte irgend einen besonderen geschichtlichen Gegenstand des Alterthums forschend bearbeiten, und die Wiederholung des Allgemeinen, oft Erzählten, denen überlassen, deren Sache die Untersuchung nicht ist. Es wird auch von den Lyciern gehandelt, deren Städteverein neben dem ionischen, äolischen und dorischen geblüht haben soll, S. 432: als gehörte er in die Zeit vor dem Untergange der griechischen Freyheit; vielmehr ist bekannt, dass diese Völkerschaft der jedesmaligen, in Klein-Asien bestehenden Oberherrschaft unterworfen war, den Lydern, Persern, Macedoniern, Seleuciden, wiewohl zuweilen mit eigenen, abhängigen Fürsten, dass sie dann von den Römern, nach Besiegung des Antiochus, für Unterthanen der Rhodier erklärt (Liv. XXXVIII. 39), aber etwa 20 Jahre darauf dieser Herrschaft wieder entzogen wurden, und die Vergünstigung erhielten, unter römischer Hoheit ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten (Liv. XLIV. 15). Da richteten sie erst jene Bundesverfassung ein, deren Strabo gedenkt, mit der Bemerkung, dass ihre Rechte in der ersten Zeit bedeutender gewesen, als nachher. In dem Capitel, das überschrieben ist: „Die Griechen konnten ihre Kolonieen nicht in Abhängigkeit erhalten," wird die Sache aus dem Gesichtspuncte angesehen, als wäre es bey den Ansiedelungen auf eine bürgerliche Herrschaft des Mutterstaats angelegt gewesen; aber die meisten sogenannten Kolonieen der Griechen bestanden ja aus freyen Gesellschaften von Ausgewanderten, die sich, unabhängig von der Regierung, an irgend einer Küste niederliessen, und allmählich einiges Gebiet im inneren Lande erwarben; die Auswanderung fällt grösstentheils in die früheren Zeiten, als noch nicht überall feste Wohnsitze Statt hatten, noch nicht alle Gegenden in Beschlag genommen waren; die Auswandernden wurden zwar von dem Vaterlande ausgestattet, wenn sie in gutem Vernehmen abzogen, sie nahmen anfänglich von daher ihre Staats- und Kirchen-Beamten, bis sich gebildete und fähige Männer unter ihnen hervorthaten, sie gaben ihren Münzen das Gepräge der altvaterländischen, wie dieses von Spanheim und Heyne gut ausgeführt ist; aber des Allen ungeachtet standen sie, in der Eigenschaft als Kolonieen, zu dem vaterländischen Staate nicht in dem Verhältnisse der bürgerlichen Unterwürfigkeit, sondern in dem einer naturgemässen, fortdauernden Ehrfurcht volljähriger, aus der väterlichen Gewalt entlassener Kinder. Zu den wenigen Ausnahmen gehören besonders die auf Perikles Veranstaltung angelegten, und diejenigen, welche von dem Vf. S. 514, 515 genannt sind. Da nun im Gegentheil die römischen Kolonieen nur an eroberten oder abhängig gemachten Orten und zwar unmittelbar auf Veranstaltung der Regierung, gegründet wurden (Vellejus P. L. I. c. 15): so fällt die Vergleichung derselben mit den Griechen weg, die bemerklich machen soll, dass die Römer besser verstanden haben, ihre Kolonieen in Abhängigkeit zu erhalten.

In den letzten Abschnitten wird gehandelt von den inneren Unruhen, durch welche die Griechen sich schwächten, und von der mangelhaften Einrichtung ihres Kriegswesens. Zu jenen wird gezählt: das Bestreben mancher Städte, einen Verein zu bilden, und das Widerstreben der übrigen, die Wandelbarkeit der Staatsverfassung, die Tyranney, die getheilte Parteynahme der Bürger einer Stadt in Kriegen anderer Staaten, die Verbannung; zu dieser: die Miethtruppen, die Ernennung mehrerer Oberbefehlshaber, und die kurze Dauer ihrer Stelle, die Planlosigkeit in der Führung der meisten Kriege. Am wenigsten hat uns befriedigt, was der Vf. theils von dem ältesten Zustande der gesellschaftlichen Verfassung, den er für monarchisch hält, theils von dem Übergange desselben in Aristokratie und Demokratie vorträgt. Da wäre Gelegenheit zu einer Forschung gewesen, die eben so vielen Reiz haben müsste, als sie zu neuen Ergebnissen führen würde, und die den Hauptfaden zur geschichtlichen Entwickelung des Staatenverfalls der Griechen dargeboten hätte. Auch manches Einzelne ist uns aufgefallen, z. B. die Stelle S. 536: „Nur diejenigen, welche in Sparta selbst wohnten, und von Herakliden abstammten, waren Gebieter, wahlfähig für Würden im Kriege und Frieden, wovon selten, und nur bey unteren Stellen, eine Ausnahme gemacht wurde;" dessgleichen eine andere, S. 558: „Solon hatte in Athen eine gemässigte Demokratie eingeführt." Dem unterrichteten Vf. wird nicht unbekannt seyn, worin das Wesen der Demokratie bestanden habe, und dass durch Solons Verfassungsveränderung die Aristokratie nicht zu dieser, sondern bloss zur Timokratie, erweitert worden sey. Was die erste Stelle betrifft: so waren die Ephoren eine ziemlich frühe, und bekanntlich sehr mächtige, *Volks*-Behörde; wir erinnern an zwey Angaben des Aristoteles, Pol. L. II, ed. Schneider, c. 6, p. 71 u. 72: „ἐκ τοῦ δήμου πάντες; ὁ δῆμος διὰ τὴν ἐφορίαν, καθίσταται γὰρ ἐξ ἁπάντων."

Wenn wir diese Bemerkungen nicht zurückhalten konnten, die übrigens der Brauchbarkeit des Werkes in seiner Art keinen Abbruch thun sollen, noch werden: so fühlen wir uns eben so sehr zu der Äusserung gedrungen, dass zwey Gegenstände darin bearbeitet sind, die man nirgends mit solcher Vollständigkeit, Gründlichkeit und Belesenheit ausgeführt findet: die Tyrannis, S. 544—605, und die Verbannung, S. 606—632.

Ohne nun jenen Faden, den wir in unserer Einleitung haben fallen lassen, wieder aufzunehmen, ergreifen wir lieber diese Gelegenheit zur Mittheilung eines uns angelegentlichen Gedankens. Der Vf. begegnet in der Vorrede der Möglichkeit des Verdachts, als habe er bey gewissen Schilderungen neueste Zeitvorfälle vor Augen gehabt, oder auf solche gedeutet. Es ist nur zu bekannt, dass die Männer, in deren Hände die Macht gelegt ist, auf Verfasser von Schriften über die Leitung der gesellschaftlichen Angelegenheiten nicht achten, am wenigsten auf solche, deren Foderungen ihren unedlen Eigenschaften und unreinen Begierden widersprechen, und um so weniger, wenn dieselben durch eine leidenschaftliche Sprache, durch rohe Verletzung

des Anstandes, durch unzeitigen Hohn und Witz, anstatt einen wohlthätigen Einfluss zu gewinnen, vielmehr erbittern; weshalb wir der Überzeugung sind, dass einige unserer heutigen Schriftsteller, die in zu heftigem Ton gewisse Regierungen angreifen, bey aller guten Meinung für die Sache Deutschlands, dieser schönen Sache eher schaden, als nützen, und die Deutschen von Neuem unter sich entzweyen dürften. Schlözer, zu seiner Zeit, konnte Gutes wirken: er konnte auf die Scheu vor den Reichsgerichten rechnen. Ungeachtet nun aber die Mahnungen selbst gemässigter Schriftsteller bey den Grossen keinen Eingang finden: so können und müssen sie doch beytragen, unter gebildeten, empfänglichen Privatpersonen richtige Begriffe über die Bedingungen des wahren Völkerwohls zu verbreiten, damit wenigstens in der öffentlichen Meinung eine hemmende Kraft entstehe, die den raschen Fortgang einer willkührlichen Herrschaft nach Aussen und Innen aufhalte. In die Betrachtung längst vergangener staats- und völkerrechtlicher Verhältnisse gemischt, wobey keine vorgefasste Meinung des Lesers über ähnliche der Gegenwart, keine Parteylichkeit, angeregt wird, fruchten vielleicht solche Mahnungen am meisten: der entferntere Spiegel des Alterthums läuft weniger an, aber die Fläche dessen, worin wir die nächste Vergangenheit und die Gegenwart erblicken, wird getrübt durch den Hauch der zunahe Stehenden. So wäre eine anschauliche, mit fruchtbaren Bemerkungen begleitete Schilderung der Folgen, welche der Untergang des völkerschaftlichen Gleichgewichts unter den Staaten von Griechenland seit dem peloponnesischen Kriege nach sich zog (*Gleichgewicht* nach der trefflichen Entwickelung von *Genz*), lehrreich auf die Gefahr anzuwenden, die dem gemeinschaftlichen Gebäude Europens bevorsteht, wenn Länderwechsel, Ländertheilung, und was die Griechen Pleonexie nannten, weiter getrieben wird: eine Schilderung, wirksam zur Berichtigung mancher jetzt herrschenden verkehrten Vorstellungen in völkerschaftlicher Beziehung, von denen wir nach einigen Jahrzehnten schmerzlicher Erfahrungen eben so gewiss zurückkommen werden, als von der vormaligen fast allgemeinen Freude über die neue Freyheit in Frankreich. NN.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Heinrich, der erste König der Deutschen und seine Gemahlin Mathilde*, von *Karl Treitschke*. 1814. 181 S. 8. (20 Gr.)

Die Absicht des Vfs. war nicht, durch das, was er über den König Heinrich und seine Gemahlin Mathilde erzählt und übersetzt hat, den Gelehrten nützlich zu seyn, und neue Entdeckungen in der Geschichte zu machen; sondern er wollte dem deutschen Jüngling und dem deutschen Mädchen das Bild eines deutschen Mannes und eines deutschen Weibes vorhalten, wie man sich im Strudel einer bösen, verworfenen Zeit vor Ansteckung bewahren, sich aufrecht beym Guten erhalten, und selbst für die Verbreitung des Guten und die Tilgung des Bösen mit Kraft und Erfolg noch handeln könne. Dazu sind die gewählten Beyspiele sehr brauchbar. Der König Heinrich hatte nicht nur die Kenntnisse, die er nach dem Zustand seiner Zeit haben konnte, sondern er besass auch den festen Willen, ohne Unterlass das auszuführen, was er sich vorgenommen hatte; und so überwältigte er nicht nur von Aussen die Ungarn, die damaligen Erbfeinde der Deutschen, sondern er befestigte und verschönerte auch von Innen die deutschen Länder, so dass der Deutsche nun gemächlicher, sicherer und in jeder Rücksicht besser seyn und leben konnte. Die gute Königin Mathilde erleichterte ihrem königlichen Gemahl die schweren Bürden der Regierung durch ihre Einsicht, Sanftmuth und religiösen Sinn. Aber ob dessen ungeachtet nicht vielen deutschen Leserinnen das Leben dieser Königin auf vielen Blättern Langeweile verursachen werde, das mag Rec. nicht mit Gewissheit verneinen. Es würde ohne Zweifel die Lebendigkeit und den Antheil an der Darstellung vermehrt haben, wenn eine wohl durchgeführte Vergleichung der damaligen und der jetzigen Verhältnisse mit dieser doppelten Lebensbeschreibung wäre verbunden worden. Diese Vergleichung hätte zum grossen Theil vortheilhaft für unsere Zeit ausfallen müssen. Es war doch gewiss weit schwerer, die von Napoleon Bonaparte geführten Franzosen zu bekämpfen, als die Ungarn. Es war zwar den jetzigen Deutschen von den Franzosen kein jährlicher Tribut förmlich auferlegt, wie von den Ungarn den Deutschen, die Heinrich endlich weckte, geschehen war. Allein wir waren durch so viele, selbst auch dem Scheine nach glänzende Verhältnisse zu der französischen Regierung gebunden worden, dass wir alles Vermögen, uns politisch frey zu bewegen, verloren hatten. Unser Vaterland war für Frankreich eine eroberte Provinz, das nur nach dem französischen Interesse handeln durfte und konnte; man hatte bereits für den bösen Zweck die wirksamsten Mittel gewählt, um uns nur das denken, uns nur für das in den Wissenschaften arbeiten zu lassen, was förderlich den französischen Planen war, und um uns selbst, um unsere Sprache und um die Eigenschaft eines für sich bestehenden Volkes zu bringen. Für diesen bösen Zweck waren selbst schon viele deutsche Gemüther gewonnen worden; wir nährten den Feind in unseren eigenen Mauern. Die Mauern hatten wir nun freylich nicht nöthig erst zu bauen, wie diess Heinrich nöthig hatte; aber wir hatten auch mehr wider den Geist, als den Leib des Feindes zu kämpfen. Heinrich übte seine jungen Krieger entfernt von dem Feinde; wir wurden vom Feinde selbst ohne Unterlass durch unaufhörliche Kriege in Waffen geübt, so dass, als die Stunde seines Unterganges geschlagen hatte, er durch die fiel, die er gezwungen hatte, auch Meister in seiner Kunst zu werden. Auch so viele unserer fürstlichen Frauen haben sich nicht zu scheuen, neben Mathilden zu stehen. Denn baueten sie auch keine Klöster, pflegten und nährten sie auch keine, ausser dem Gebete müssigen Menschen: so nahmen sie doch noch näheren Antheil an dem Krieg, der für die heilige Sache des Vaterlandes und der Freyheit geführt wurde; sie stifteten Vereine unter den Frauen, um die für unsere Sache blutenden Krieger zu warten, für die Hinterbliebenen der für unsere Sache Gefallenen zu sorgen. Und welche möchte wohl mehr den Namen der Heiligen verdienen, Preussens Königin Luise, oder Heinrichs Gemahlin Mathilde?

A. D. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
NOVEMBER 1815.

RÖMISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Q. Horatii Flacci Venusini opera.* Mit Einleitungen, Anmerkungen, und einem mythologisch-historisch-geographischen Wörterbuche. Zum Schulgebrauche von Dr. *Aug. Christ. Borheck.* Erster Theil, die lyrischen Gedichte. 1814. XXXVIII u. 432 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. hält Schulausgaben von classischen Schriftstellern mit Anmerkungen nicht für zweckmäsfig, am wenigsten mit solchen, wie sie Hr. *B.* liefert, der den Schülern „dasjenige erläutert, was sie erläutert wünschen möchten, oder was ihnen ein geschickter Lehrer erläutern müsste, um sie zum geschmackvollen Studium des fürtrefflichen Dichters anzuführen." Sieht man bloss auf die Erläuterungen: so wäre es freylich einerley, der Schüler liest sie, oder hört sie von einem Lehrer. Indess die classischen Schriftsteller werden in den Schulen nicht sowohl gelesen, damit die Lernenden Erläuterungen darüber erhalten, sondern zunächst der Übung wegen; diese aber wird durch Erläuterungen, die bey der Vorbereitung schon benutzt werden können, zu sehr beschränkt, weil sie dem eigenen Nachdenken nicht allein vorgreifen, sondern es auch wohl ganz entbehrlich machen. Die einem Schüler, der sich gewissenhaft vorbereitet hat, zu gebenden Erklärungen sollen im Allgemeinen entweder Bestätigungen oder Berichtigungen dessen seyn, was er durch eigene Anstrengung herausgebracht hat, (sie sind also die eigentliche *Nach*hülfe). Da Hr. *B.* auf „eine neukritische Revision des Textes" (er hat den *mitscherlichschen*) sich nicht eingelassen hat, weil sie „der Zweck dieser Ausgabe nicht nöthig machte": so wird die Beurtheilung sich bloss auf die Erläuterungen erstrecken, die sich fast durchaus sehr wenig empfehlen.

An manchen Stellen hat der Vf. aus seinen Vorgängern gerade die minder passende Erklärung mitgetheilt. Z. B. I, 10, 3 nimmt er nicht allein mit *Schmidt voce* für Sprache, sondern wiederholt auch dessen, seit *Herders* bekanntem Werke über das Entstehen der Sprache, nicht mehr zu billigende Meinung: „der Ursprung der menschlichen Sprache, wenn man sich anders mehr, als wilde unregelmäsfige Töne darunter gedenkt (*denkt*), bleibt für die Philosophen immer ein Räthsel, und ist würdig, der Unterweisung eines Gottes zugeschrieben zu werden." II, 2, 23 hat er bey *oculo irretorto* gerade die Erklärung, von der *Köppen* mit Recht sagt, dass sie gegen den Sprachgebrauch, und gegen den Sinn sey, nämlich: „der grosse Haufen ansehen kann, ohne sich blenden zu lassen, ohne dass er nöthig hat, die Augen wegzuwenden, weil der Glanz keinen Eindruck auf ihn macht." II, 13, 19 stimmt er *Ramler* bey, welcher *robur* für Gefängniss nimmt, wobey der angeführte Grund, „dass Horaz, wenn er unter *robur* Stärke gedacht hätte, die Stärke der Soldaten erst gesetzt, und die Bande darauf hätte folgen lassen," noch weniger zu billigen ist. V. 23 folgt er der Lesart: „*descriptae* für *decantatae*, weil sie oft von den Dichtern besungen werden." Überhaupt ist es nicht zweckmäsfig, dass der Vf. in zweifelhaften Fällen nicht überall die gewöhnlichen Erklärungen anführt, was ein geschickter Lehrer thun wird, um nicht bloss einseitige Ansichten zu geben (ganz abgesehen von der etwanigen Unrichtigkeit der allein mitgetheilten Erläuterung). So hat Hr. *B.* ganz vergessen, für wen er schreibt, wenn er z. B. I, 3, 22 die Bemerkung macht, dass *dissociabilis*, „sehr gut in der gewöhnlichen passiven Bedeutung genommen werden könne," ohne die active zu erwähnen, von welcher Anfänger nichts wissen. Eben so unpassend sind dictatorische Aussprüche, wie: „weiter ist keine Änderung nöthig," „darüber ist hier nicht zu grübeln," „in dem Worte ist weiter nichts zu suchen," „es wird wie bekannt — — —," u. dgl.

Wie wenig die Erläuterungen, welche Hr. *B.* bloss nach seiner Ansicht giebt, geeignet sind, zu „einem geschmackvollen Studium des Dichters anzuführen," mögen folgende Beyspiele beweisen: I, 9, 3 sind *sylvae laborantes* „arbeitende Wälder," welche „sich alle mögliche Mühe geben, die auf ihnen liegende Last des Schnee's zu tragen, aber sie können es nicht." I, 12, 58 heisst es: „*gravis currus*, nämlich *fulminibus*, der mit Donnerkeilen schwer beladene Wagen des Jupiters erschüttert den Olymp." I, 23, 3: „*vano* setzt Horaz sehr schön zu *metu*, weil in den Waldungen gefährliche reissende Thiere seyn konnten. I, 25, 7, *pereunte*: „ich möchte es hier lieber ganz eigentlich etymologisch, in einer etwas ungewöhnlichen Bedeutung nehmen, *me, tuo amatore, per noctes longas eunte*, da ich, dein Liebhaber, ganze Nächte durchwallen muss." I, 28, 3 werden die *exigui pulveris munera* erklärt durch: „du nimmst nur einen kleinen Raum ein, du liegst nur in wenigem Sande." I, 31, 9 heisst es: „*premere falce* drückt die Handlung des Beschneidens aus, da ich, indem ich das Winzermesser anseze (*ansetze*), auf die Weinreben drücke." I, 34,

15 wird *stridor acutus* auf folgende Weise erklärt: „In der ganzen Ode ist von Naturbegebenheiten die Rede. Nun kann *apex* auch die Spitzen der Berge bedeuten. Das passt schön zum Ganzen der Ode. Hier stürzen Berge ein mit grossem Gekrache, und dort heben sie sich aus der Tiefe hervor." I, 35, 21 tadelt Hr. *B.* den Dichter, wegen des der *fides* beygelegten Kleides: denn „eine selten anzutreffende Treue könne kein Maler malen;" *eine* freylich nicht, aber *die*; der Vf. sagt selbst, nicht allein „*die rara fides*, sondern auch *spes* und *fides* wären hier personificirte Abstracta." II, 37, 21: „*fatale monstrum*, ist von der Königin hart gesagt. *Monstrum* heisst etwas an Gestalt Ungewöhnliches, dann was etwas Ungeheures hat, sowohl an Gestalt, als an Geist. Kleopatra war eine schöne Dame, aber ihr Geist war ein wahres Ungeheuer. Ihre Geschichte hat viel Monstruöses. *Fatale* deutet an, dass sie vom Schicksale zu einem Ungeheuer von Weibe bestimmt war."

Im Etymologisiren ist Hr. *B.* nicht immer glücklich: z. B. *sylva* leitet er ab von *salio*; *lucerna* von λύχνος, „weil es ein kurzes *u* hat, und nicht von *lucere*, weil es sonst ein langes *u* haben würde;" *residere* „nicht von *sedere*, sondern von *sidere*, welches zwey ganz verschiedene Wörter sind." Die wenigen grammatischen Bemerkungen (eine Schulausgabe sollte deren viele haben) sind theils nicht von besonderer Erheblichkeit, z. B.: es steht der Indicat. poetisch, wo in Prosa der Conjunct. stehen müsste; theils gehören sie nicht für Schüler, welche den Horaz lesen, z. B.: diess sind Ablat. absolut., diess ist Dat. commodi, *formasti* steht statt *formavisti*; theils sind sie geradezu nichtssagend, z. B.: *beatorum* statt *felicium*, *imis* statt *inferis*, *moriture* enthält den ganzen Satz, *qui moriturus est* (wahrscheinlich *es*), *sapias* für *sape*, *dulce* für *dulciter*; theils wären sie besser ganz weggeblieben, z. B. *primus* (I, 5, 12) statt *primum*, *tecum*, *cum te*, *lustrare* heisst versöhnen. Andere, höchst unbedeutende, ja oft ins Lächerliche fallende Bemerkungen sind z. B.: in warmen Gegenden ist ein langer Frühling was werth; *celer* heisst er, weil er schnell ist; die Unterwelt dachte man sich unter der Erde; die Säulen hatten den Fuss unter sich, worauf sie standen; sind diese (Baumstämme) voll (von Honig), so fliessen sie über, und auf die Erde; man dachte sich das Himmelsgewölbe rund; weisser Marmor fällt in die Augen, und glänzt weiss. Wenn es die Pflicht des Lehrers ist, die nach unserem Geschmacke schlüpfrigen Stellen mit Behutsamkeit zu behandeln: so dürfte es dem Vf. schwerlich zu verzeihen seyn, dass er geradezu Obscönitäten in den Erläuterungen da anbringt, wo man sie im Texte höchstens *suchen* kann, z. B. bey den Worten: *mactata lenior veniet hostia* (I, 29, 10), und: *tua ne retardet aura maritos* (II, 8, 24). Etwas für Schüler Überflüssiges sind Citate, zumal aus Schriftstellern, zu deren genauerer Bekanntschaft der Schulunterricht gewöhnlich nicht Gelegenheit giebt, und wenn noch dazu die Worte nicht zugleich mit angeführt werden, was Hr. *B.* nicht selten unterlässt. Ganz zwecklos ist es, wenn er von *Ramlers* und *Schmidts* Übersetzungen spricht, in wiefern sie den Sinn getroffen, und gut wieder gegeben haben, oder nicht, und wenn er z. B. sagt: S. *Lambin* an dieser Stelle. Auch die Erläuterungen über Gegenstände des Alterthums sind nicht immer passend. So wird z. B. das römische Unterkleid eine Weste genannt. (Was sollen sich Schüler davon für eine Vorstellung machen, die an unsere jetzigen Westen denken müssen?) Von der *lyra* heisst es: „es war schon ein Saiteninstrument von 4 Saiten, ein Hackebret, vorhanden, aber ohne Resonanzboden, diesen erfand Merkur, indem er die Saiten über eine Schildkröteuschale spannte"; und an einer anderen Stelle: „*testudo* war die älteste Art des Saiteninstruments, da man Saiten über eine hohle Schale, wie eine Schildkrötenschale, gezogen hatte." Von Apollo wird gesagt, dass er das Orchester dirigirte. Zu den nicht sehr empfehlenden Eigenheiten des Vfs. gehören auch die häufigen Wiederholungen, die sogar in einer und derselben Anmerkung vorkommen. So heisst es z. B. (um nur einen Fall anzuführen) S. 111 in der zweyten Note, zu Anfange: „*bilis*, eigentlich die Galle, also Zorn," und am Ende: „*bile* kann hier für *ira* stehen." Um die Schüler zum geschmackvollen Studium des Dichters anzuführen, ist es freylich nöthig, sie auf die Schönheiten desselben aufmerksam zu machen: nur scheinen uns dazu die von dem Vf. übertrieben oft eingestreueten Exclamationen nicht sehr geeignet; z. B.: „eine sehr dichterische Ode! sehr herrlich angenehm! gelehrt und lyrisch! (den Ausdruck „gelehrt" hat Hr. *B.* häufig, z. B.: diess ist noch gelehrter, ein gelehrt gewähltes Beywort, eine gelehrtere Form; Horaz weiss durch poetische Gelehrsamkeit, den Ekel zu mildern); ein meisterhaftes Kunststück! schön lyrisch!, ein feines Wort! schöner konnte sich Horaz nicht ausdrücken! Sonderbar klingt es, wenn gesagt wird, dass der Dichter „soviel Dinge zusammensuche, um sich von der gemeinen Sprache zu entfernen;" oder: Statt den Satz simpel vorzutragen, giebt Horaz dem Gedanken eine dichterische Wendung;" oder: Statt des simpeln Gedankens, hat Horaz gleich die schönsten Ausdrücke gewählt." Eine Art von Geringschätzung scheint es zu seyn, wenn der Vf. bey manchem Ausdrucke sagt: „bloss dichterischer Schmuck!" (Müssen die Schüler nicht glauben, dass Stellen, welche durch dergleichen Exclamationen nicht ausgehoben werden, nicht schön sind?)

Der Stil des Vfs. ist nicht überall zu billigen (wie die angeführten Stellen beweisen); einzelne Redensarten und Ausdrücke aber sind es noch weniger, z. B.: wenn die Arbeit *losgeht*; *unschlachtig*; die Saiten wurden mit den Nägeln *gerissen*; ein Herz ohne Gefühl *taugt* nichts; dass Horaz die Allegorie so weit *durchgeschleppt* hat; er *trieb* seine Pflicht aufs *Äusserste*; eine Person, bey der keine gute Lebensart *Statt findet*; der Gott *fuhr leibhaftig* in die Pythia; bey der *Wuth* war es der Fall — — — die *Wuth* so weit zu treiben; seine Begierden *zu hitzig*

verfolgen; er wollte dem Varro *eins anhängen*; *griechischartig*; die Moral bey Seite gesetzt (soll heissen: abgesehen von — —); das Sylbenmass ist *dasselbe der* neunten Ode; dessen Regierung die friedlichste *unter allen Königen* war; es diente zum Zeichen des *vorhandenen* Angriffs; er stand in der *Besorglichkeit*; sie *vermisste* den Gebrauch der königlichen Abkunft; jemehr Alter sie *bekamen*; den Selbstbann, oder die *Landesflucht ergreifen*; die Römer trieben einen ungeheuern *Lux*; sich *es* erinnern; *Vergnügsamkeit*; die er gehört hat, und so eben *davon* zurückkommt; sie hatten immer *untergelegen*; von Horaz *seinen* —; dergleichen ist bloss den Zeitverwandten *merklich*; *welches* (Loos) zuerst herausfiel, *der* musste sterben (in dem Gebrauche der Pronomina ist Hr. *B.* gar nicht genau); dass man nicht sobald gelogen habe, als man *nicht* ein Zeichen am Leibe bekäme; so wie die Lictoren das Volk vor den Consuln wegschaffen, so können sie *doch* Kummer und Sorgen nicht vor ihnen wegtreiben.

Rec. ist so weitläuftig geworden, weil er für nöthig hielt, den Vf. recht augenscheinlich zu beweisen, wie sehr er Ursache habe, vor der Bekanntmachung des zweyten Theils, zu überlegen, ob es gerathen sey, ihn *ad modum* des ersten herauszugeben. Dieser erste Theil enthält übrigens nur die beiden ersten Bücher der Oden, was auf dem Titel hätte bemerkt werden sollen.

K. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Göttingen*, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Observationes criticae in Statii Achilleida et alios passim scriptores.* Auctore *Frid. Aug. Menke*, Ph. D. et A. L. M. Bibl. reg. Acad. a secretis et in Gymnas. Gotting. linguar. antiq. praeceptore. 1814. 56 S. 4. (6 Gr.)

Der Vf. dieser Bemerkungen erzählt im Eingange, dass er durch die bisherige Vernachlässigung des Statius, und, wie er sagt, aus Indignation über die in diesem Dichter begangenen Fehler auf den Gedanken geführt worden sey, diese Dichtwerke zu verbessern, zu erläutern und herauszugeben; er sey darin schon so weit gekommen, dass er nächstens die Achilleis als Probe des Ganzen bekannt machen werde. Aus den Anmerkungen dazu giebt er hier eine Auswahl. Die Einleitung hält sich an die zweybrückener Ausgabe, und verbessert eine Reihe von Druck- und Schreib-Fehlern, die füglich hätten übergangen werden können. Wer mag diesen Abdruck, der seine Fehler meistens aus Anderen entlehnt hat, zu den für Kritik entscheidenden Ausgaben zählen, oder als eine neue Recension ansehen? Im ersten Cap. findet der Vf. 1, 21, wo es von Paris heisst *incautas blande populatus Amyclas*, eine Verbesserung nöthig, weil *blande* unerträglich sey. Er setzt dabey, wie es die neuere Kritik nur zu oft zu thun pflegt, die Verderbtheit des Worts, welche erst bewiesen werden musste, als ausgemacht voraus, und schliesst aus einer Stelle des Sidonius IX, 119, wo *depopulatus* steht, dass Statius geschrieben habe, *incautas clam depopulatus Amyclas.* Was die alte durch die Handschriften und den Scholiasten bestätigte Lesart anlangt: so rührt sie sonder Zweifel vom Dichter her, der in Gegensätzen, wie bekannt, sich sehr gefällt. Durch *blande* wird nicht nur das sich einschmeichelnde Betragen des auf Betrug sinnenden Gastes angedeutet, sondern die Bedeutung des Feindseligen, welche in *populatus* liegt, gemildert. Allerdings fasste auch Sidonius in seiner Nachahmung den Sinn also, und setzte daher hinzu *hospitales Amyclas. Blande* ist, was *blandis dolis* in vielen Stellen anderer Dichter. Wie hingegen *clam* ausdrucksvoll und nicht matt, ja erträglich heissen könne, sehen wir nicht ein. — Im 2 Cap. wird 1, 8 *si* durch *sicere* erklärt, was aber nicht hieher passt, da es, wie in den angeführten Stellen, *wenn jemals* heisst, und dem *si unquam* entspricht. Gelegentlich wird Theb. III, 455 *dubium cui dexter Apollo oraque Cirrhaeae satiarit largius undae* in *oraque Cirrhaeae satiarint largius undae* verändert. Es bleibt dunkel, was damit gewonnen werden soll. Die Stellung des *que* konnte wohl einen Herausgeber des Statius nicht befremden. In der Folge wird ein Einfall von *Friesemann* zu Theb. I, 41 zurückgewiesen, obgleich dieser so vieler Worte kaum werth war. Cap. 3. Achill. I, 22 soll *praesagia somni* genommen werden für *p. somnii.* Dazu ist weder ein Grund vorhanden, noch der Gebrauch der Dichter günstig. *Somni* steht nirgends für *somnii*, oder soll *exterrita somno* beym Ennius (*Cic. de divin.* I, 20) etwa für *somnio* stehen? Dass V. 24 bey *jam Nereis* noch des sogenannten *hyphen* Erwähnung geschieht, mag befremden. — Der Inhalt der drey folgenden Capitel ist geringfügiger: denn in dem 4 wird *non* für *nonne* erklärt, und das Orthographische in *Rhaeteum* berichtigt, im 5 *heuheu* statt *eheu* Achill. I, 68 verbessert, und im 5 zu I, 413 *Aera domant Temesae* gezeigt, dass *domat Temese* geschrieben werden muss. — Im 7 Cap. schlägt der Vf. I, 91 *Crederis peperisse Jovi* statt *Credideris* vor. Die Verbesserung ist richtig, steht aber schon, was nicht bemerkt wird, beym Scholiasten. Wir können sie durch eine regensburger Handschrift bestätigen. Cap. 8 handelt über Achill. I, 100. Um eine Probe von des Vfs. Behandlungsweise und Latinität zu geben, führen wir ihn selbst an, und behalten die Interpunction bey: *Haerebam primum in hoc loco tum quia* conata *et ad manum et ad* gressus *referebam inductus loco Terentiano Andr. IV, 1, 52: tum quia* ter *illud repeti quidem observassem in conatu, sed fere frustaneo* (cf. *Apollon. Rhod. III, 654. Ovid. Heroid. IV, 7 sq. Fast. II, 823. Met. II, 270. Sil. Ital. VIII, 155 sq.*) *emendabam:* liquidum transgressibus aequor: *facili sane coniectura, si modo hic usus vocis* transgressus *in numero plurali defendi posset. Sed locus sanus est; modo ita interpreteris:* Ter manu conata, *conans, nisa i. e. ter manum vibrans, rotans, movens, quo motu, ut dixi ad versum praecedentem, pedum et totius corporis pondus levatur, motus adiuvatur, incitatur:* ter aequor repulit gressibus; *puta ad quemcumque facttura erat gressum passum, eum manu mota adiuvisse: quoties novum passum progrediebatur, prius, antea manum ita vibrabat.* Darauf behauptet der Vf., dass Thetis, wie das Wort *gressus* zeige, nicht geschwommen, aber auch nicht über das Meer gegangen oder gefahren sey. Wie nun aber ist Thetis über das Meer gekommen, da sie weder geschwommen noch gegangen seyn soll? — Sonderbar, aber auch unrichtig ist die Erklärung der Worte *aequor repulit*, als werde *repellere* auch hier wie von denen gesagt, die einen Ort verlassen. Die Stelle des Ovidius Met. VI, 512 *tellus repulsa* kann mit der des Statius gar nicht verglichen werden. — Cap. 9 zweifelt der Vf., ob nicht statt *gavisa locis* gelesen werden müsse ga-

visa locis, wo aller Zweifel vergeblich ist. Der Vf. fand selbst in dem *locis*, wie er sagt, *aliquid derisorium* (ein barbarisches Wort, das der Setzer noch überdiess in *devisorium* corrumpirt hat) *et quandam malignitatis significationem* (was wir nicht verstehen). Cap. 10. Achill. I, 109. *Signa tamen, divumque tori, et quem quisque sacrarat accubitu genioque, locus monstratur.* Hr. *M.* erachtet für nothwendig, *sacrarit* oder *sacrarint* zu schreiben, weil es von *monstrantur* abhänge. Dann zieht er *locum* vor. Dieses macht die Stelle matt, und *sacrarit*, oder wie beym Priscianus steht *sacrasset*, ist eine vermeintliche grammatische Verbesserung, welche nicht für nöthig zu erachten. Richtig sagt der Lateiner *monstratur locus, quem quisque sacraverat accubitu*, nur hängt dann *quem* nicht von *monstratur* ab. Die Stelle des Statius bedarf durchaus keiner Änderung, welche nur das Gute verschlimmern würde. — Das 11 Cap. beschäftigt sich mit Austilgung eines sinnlosen Comma der zweybrückener Ausgabe I, 147. Im Ovid. Met. I, 115 soll interpungirt werden: *auro deterior fulvo, pretiosior aere*, weil *aurum* vor dem *aes* den Vorzug eines Epitheton verdiene, und das Gold gewöhnlich *fulvum* heisse. So gewiss dem Vf. die Sache zu seyn scheint: so möchte ein Anderer die gewöhnliche Interpunction vertheidigen; denn der Vers selbst und die Stellung der Worte läfst *fulvo* mit *aere* verbinden. Über den seit Ennius üblichen Gebrauch *fulvum aes* handelt Gellius II, 26. Von einer Stelle des Lucanus III, 410 *non ullis frondem praebentibus auris, arboribus suus horror inest* urtheilt der Vf., dass alle Kritiker bey ihren Emendationen eine Kleinigkeit, welche diese aufhebe, übersehen hätten, nämlich das Comma zu streichen. Diess aber wussten wohl alle, konnten jedoch die Phrase *arbores nullis auris frondem praebentes* nicht für passend halten, und mussten an den ziemlich schiefen Gedanken anstossen. Man lese nur *Burmanns* Note zur Stelle. — Achill. II, 382 verwirft der Vf. den Vorschlag von *Gruter*, welchen *Gronov* gebilligt hatte, *reptantibus annis* statt *crescentibus a.* Der Bemerkung *Gronovs: an nunc non quoque anni crescerent?* stellt der Vf. entgegen: *id minime credo; nam ex quo iam Deidamia filium conceperat et qui iam Achill. I, 173 aequus vertice matri dictus erat, is mihi profecto iam satis adultae aetatis videri potest*; was wir bekennen nicht verstanden zu haben. *Reptantibus* bieten die meisten Handschriften dar, und scheint von dem Dichter nach eigenem Sprachgebrauch angewendet, wie ein anderer Schriftsteller *annis adhuc dimidiata verba tentantibus* (s. Barth. T. I p. 509) sagt. — Das letzte Capitel kündigt zwey Emendationen mit den Worten an: *quarum Statianae Musae amicos non parum gratiae mihi habituros spero.* Achill. I, 558 *aves* statt *apes*. Diess steht aber schon in den Ausgaben von *Lindenbruch*, *Cruce*, *Grasser* und *Marolles*. — Achill. II, 315 *et ipsa fretum et puppem iam sola videbat.* Hier will der Vf. *sola* auf *fretum et puppem* beziehen, und erklären: *tantum videbat fretum*, dann aber statt *puppem* lesen *nubem*. Das Erste läfst weder der Sprachgebrauch zu, noch kann der Sinn des Worts gefallen. *Nubes* soll für *aer* stehen, und mithin der Gedanke also gefasst werden: und selbst sah sie nun bloss Meer und Himmel. Wir überlassen den Lesern das Urtheil, fürchten aber sehr für den erwarteten Dank. Sonst hat der Vf. noch Erklärungen einzelner Worte gegeben, unter denen oft nur Allzubekanntes durch eine Menge Citate erläutert wird. Für *non* statt *nonne* findet man nicht weniger als 7 Citate; weitläuftig wird S. 25 erörtert und mit 7 Stellen belegt, dass *niveas plantas* so viel als *schöne Füsse* bedeute, und dgl. mehr. Dass Götter bey des Peleus Hochzeit waren, beweist der Vf. S. 27 durch 10 Citate. Solcher Aufzug wird in unseren Tagen wenig geschätzt, und wir bitten den Vf., in seiner Ausgabe ja nicht das Geringfügige mit dem Wichtigeren zu verwechseln, und was bey dem Lesen des Statius vorausgesetzt wird, selbst vorauszusetzen, überhaupt aber in Verbesserung der vermeintlich verderbten Stellen mit Vorsicht und Umsicht zu Werke zu gehen. V. 8 steht ein Brief von *C. Reisig* eingeschaltet, in dem von Tibull. I, 1, 25 gehandelt wird. Man solle Vers 25 — 34 vor V. 7 setzen, und lesen: *Iam modo nam possum contentus vivere parvo.* Die Gründe haben uns nicht überzeugt.

d.

Vermischte Schriften. *Salzburg*, in der mayrischen Buchhandlung: *Das Schlittschuh - Laufen.* Ein Taschenbuch für Freunde dieses edlen Vergnügens. Von *Aloys Maier*, zweytem Inspector am königl. prov. Schullehrer-Seminarium zu Salzburg. 1814. IV und 80 S. 8. (6 Gr.)

Hr. *A. Maier* ist nicht Vf. der kleinen Schrift. Ihm gehört nur der Vorbericht von 3 Seiten, welcher angiebt, wie man in einem gesellschaftlichen Kreise darauf gekommen sey, die schönsten Stücke deutscher Dichter über den Eislauf zum Drucke zu sammeln, wie ihm diess zu wenig geschienen, wie er weiter gedacht, und zu dem Glauben gekommen sey, den Freunden des Eislaufes würde es nicht unangenehm seyn, zu erfahren, was über den Eislauf in einigen Werken erschienen, und namentlich in solchen, welche Anleitung zur Gymnastik geben. „Wer denkt hier nicht," fährt er fort, „an *Gutsmuths* und *Vieth*?" Er nahm daher die Schriften Beider zur Hand, und schrieb wörtlich daraus ab, was hier von S. 1 bis 36 gegeben ist; von S. 36 an folgen dann *Klopstocks* herrliche Dichtungen, worin er den Eislauf besungen, ferner Tialfs Wettlauf von *Kramer*, die Sehnsucht nach dem Winter von *Ramler*, der Eislauf von *Krummacher* und von *Bindewald*, die Eisfahrer von *Herder*, das Lied auf dem Eise zu singen, von *Sander*, und noch ein paar Gedichte von Ungenannten. So ist denn die ganze Schrift zusammengetragen. Als Anweisung für solche, die das Schlittschuh - Laufen erlernen möchten, kann sie nicht betrachtet werden, da sie durchaus keine Zeichnungen zu Hülfe nimmt, wie diess in *Gutsmuths* und *Vieths* Werke geschehen ist. Ihr ganzes Verdienst besteht also nur darin, an die Kunst des Eislaufs zu erinnern. Vielleicht, dass dadurch mancher Vater, oder Erzieher, oder Jüngling angeregt wird, sich an die Ausführung zu machen. Haben sie aber keinen Begriff von dem Gegenstande: so werden sie besser thun, *Vieths* und *Gutsmuths* Werke genau zu studiren.

Wenn Hr. *M.* S. 16 Hn. *Vieth* nachschreibt, die hohl geschliffenen Schlittschuhe hätten den Nachtheil, dass sich das abgeschabte Eis hineinsetze, so hat er etwas Unrichtiges nachgeschrieben; das Eis ist ja kein Pech. Auch scheint dem Rec. der Zweck der hohl geschliffenen Grundfläche der Schlittschuh von *Vieth* irrig angegeben: keinesweges soll die hohle Rinne dazu dienen, dem Eise weniger Berührungspuncte darzubieten, sondern einzig sind sie wohl darum da, um stärker in das Eis einzuschneiden, und das Ausgleiten seitwärts zu hindern. Dieser Zweck wird auch dadurch völlig erreicht.

yn.

Fortsetzungen.

Hamburg, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi. Von Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg.* Siebenter Theil. 1811. 741 S. Achter Theil. 1815. 750 S. 8. (4 Rthlr. 18 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1809. No. 26.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

THEOLOGIE.

Halle, in Commiss. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Zur Kirchenvereinigung.* Eine Streitschrift gegen eines Ungenannten Glückwünschungsschreiben an die hochwürdigen Mitglieder der von Sr. Majestät dem Könige von Preussen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Commission. Von Dr. *Ludolph Beckedorf*, herzogl. anhalt-bernburg. Hofrathe. 1815. 95 S. kl. 8. (12 Gr.)

Der Vf., ein aufgeklärter warmer Freund der Religion und Kirche, welcher lebhaften Antheil nimmt an dem merkwürdigen vielbesprochenen Unternehmen der preussischen Regierung, und darin die beste Absicht und ein schönes Zeichen der Zeit erblickt, findet an dem „*Glückwünschungsschreiben*," dessen geistreichem Vf. er übrigens Gerechtigkeit widerfahren lässt, und hohe Achtung bezeugt, Manches zu tadeln. Der Titel „*Streitschrift*" ist nicht zu hart zu nehmen: der Vf. streitet, wie man streiten soll, ohne Hass und Bitterkeit, mit warmer Liebe für das, wofür auch der Vf. des Glückwünschungsschreibens begeistert ist, und beide Gegner sind in der Hauptsache eins. Immer aber hat es uns gewundert, dass der Vf. diesen Titel gewählt hat, da er den Streit in der Kirche hasst, und alles in Liebe zu vereinigen trachtet.

Der erste bedeutende Widerspruch des Vfs. ist gegen die im Glückwünschungsschreiben gemachte Ausstellung gerichtet, dass man in der Commission einen mit der Geschichte der Dogmen und des Cultus hinlänglich vertrauten Gelehrten vermisse, weil nämlich im Publicandum ausdrücklich gesagt ist, dass in den aufzustellenden liturgischen Formen auch der reine Lehrbegriff enthalten seyn und aufbewahrt werden soll, und weil der Ungenannte der Meinung ist, dass man auch altchristliche Gebräuche wieder aufzunehmen habe. Was den ersten Grund betrifft: so glaubt unser Vf., dass den biblischen oder auch den besonderen kirchlichen Lehrbegriff in vollkommener Reinheit auszudrücken eine Sache sey, die von jedem ordinirten Geistlichen mit Recht gefodert werden könne, da einem solchen nicht bloss eine gründliche Kenntniss der Bibel zugetraut werden müsse, sondern auch eine vollständige Bekanntschaft mit der für jede einzelne Religionspartey gültigen besonderen Autorität. Allein wenn die tiefere gelehrte Forschung, welche nur Sache des gelehrten Theologen von Fach seyn kann, nicht für etwas Überflüssiges gehalten werden soll: so sehen wir nicht ein, warum nicht gerade davon Gebrauch gemacht werden soll für eine öffentliche Angelegenheit von dieser hohen Wichtigkeit. Doch der Vf. hält dafür, dass der Sinn des Publicandum nur sey, dass, so oft in den neuen Formeln die grossen geheimnissvollen Wahrheiten der christlichen Religion berührt werden, dieses nicht etwa, nach Art der sogenannten freyen Forschung unseres Zeitalters, mit vieldeutigen, umgehenden oder mit so oder so erklärenden und auslegenden, sondern mit klaren, bestimmten und unumwundenen Katechismus-Ausdrücken geschehe, wozu es einer grossen dogmengeschichtlichen Gelehrsamkeit nicht eigentlich bedürfe. Wenn aber auch hiemit der Sinn des Publicandum richtig getroffen seyn möchte: so dürfte doch schwerlich die Entbehrlichkeit der dogmengeschichtlichen Gelehrsamkeit dadurch bewiesen seyn, und der Vf. möchte sich als Laie die Sache wohl ein wenig zu leicht gedacht haben. Was den zweyten Grund betrifft: so wird dagegen bemerkt: Eines Theils könne sich alles wirklich gute Neue nur aus einem unmittelbar vorhergehenden Alten naturgemäss entwickeln, alle absichtlichen Rückschritte aber in vergangene Zeiten und alle künstlichen Wiederholungen verflossener Zustände würden immer nur ein unbefriedigendes, unpassendes Wesen hervorbringen. Anderen Theils möchte es sehr schwer werden, in der ganzen früheren Geschichte der Kirche einen Zeitpunct aufzufinden, der mit dem unsrigen Ähnlichkeit oder Verwandtschaft hätte. Allein jenes ist doch nur ein scheinbarer Einwand: denn kann man Neues an das Vorhergehende anknüpfen, so kann man auch Altes, welches dem Geiste der Zeit und dem Geiste des Christenthums gemäss ist, wieder erwecken; es muss nur freylich nichts Künstliches und Unnatürliches dabey herauskommen. Warum sollten wir nicht z. B. in der Feyer des Abendmahls zum urchristlichen Gebrauch zurückkehren können, da der Protestantismus diese Rückkehr schon begonnen hat in der Wiederherstellung beider Gestalten, und wir sie nur zu vollenden brauchen? Die zweyte Gegenbemerkung des Vfs. beruht auf einer falschen Ansicht der Sache, wie die gegebene Ausführung zeigt. Er hat dabey bloss das äussere Verhältniss der Kirche, nämlich ihre unterdrückte, kämpfende und siegreiche Lage, im Auge; ob nun gleich die Geschichte zeigt, dass diese verschiedenen Lagen auch eine verschiedene innere Gestaltung mit sich geführt: so hätte es doch eigentlich nicht so seyn sollen, und die Einfachheit der ersten Jahrhunderte ist unstreitig als die ächte christliche Gestalt der Kirche, die ihrem inneren Wesen allein

angemessen ist, anzusehen. Diese ist aber zugleich diejenige, welche der Protestantismus seinem wahren Geiste nach fodert, und es lässt sich daher mit Recht behaupten, dass unsere Zeit „Ähnlichkeit und Verwandtschaft" mit jener ersten guten Zeit der Kirche habe, und die Möglichkeit und Schicklichkeit der Einführung altchristlicher Gebräuche ist sonach gerechtfertigt. Noch hat der Vf. nicht an einen Vortheil gedacht, den diese Einführung mit sich bringen würde. In Gebräuchen hängt der Mensch mit Recht am Alten, denn nur das ist ein wahrhafter Gebrauch, welcher alt ist; kann man nun die Umwandlung des Cultus mit dem Ansehen des Alterthums rechtfertigen; so hat man schon den Widerwillen dagegen halb überwunden. Überhaupt so richtig es ist, dass in der Kirche, wie im Staate, nichts künstlich Erdachtes und Erzwungenes Statt finden darf: so muss man doch nicht verkennen, dass unsere Zeit mehr, als die früheren, von der Reflexion beherrscht und geleitet werden kann und muss, wenn nur diese Reflexion mit ächter Kenntniss des Zeitgeistes verbunden ist.

Wir übergehen, was der Vf. über die Ansicht des Ungenannten vom Cultus, von dem dabey obwaltenden Verhältniss des Predigers und der Gemeine u. s. w. theils beystimmend, theils zurechtweisend, sagt. Das letztere geht schon ganz aus der eigenthümlichen Idee der Kirche hervor, deren Darlegung den wesentlichen und wichtigsten Inhalt dieser kleinen Schrift ausmacht. Mit dieser Idee die Leser bekannt zu machen, und unser Urtheil darüber abzugeben, ist der eigentliche Zweck dieser Anzeige.

Der Vf. des Glückwünschungsschreibens giebt nicht undeutlich den Wunsch einer freyen Kirchenverfassung zu erkennen. Darunter hat er wohl allerdings nichts anders, als eine verfassungsmässige Kirchenordnung und Consistorial-Einrichtung (wie unser Vf. sagt, und an der Benennung liegt ja nichts) für den preussischen Staat verstanden. Welcher Protestant könnte auch wohl etwas anderes wünschen als eine zweckmässige *Landes-Kirchenverfassung?* Denn nach der Ansicht des Protestantismus kann es nur Landeskirchen geben. Davon will aber unser Vf. nichts wissen, nach seiner Idee von der Kirche will er etwas ganz Anderes, eine allgemeine katholische Kirche. Hier ist der Punct, wo er nun diese seine Idee einführt, die wir denn kennen lernen wollen.

„Mit den Worten: das ist das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen, — legte Christus den Grundstein zu seiner Kirche, d. h. er stiftete eine Gemeinschaft im Glauben, und zwar in dem gleichmässigen Glauben an den einigen wahren Gott und dessen Sohn, den Menschgewordenen, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Dieser Glaube nun soll über die ganze Erde verbreitet, und alle Menschen sollen der aus ihm hervorgehenden trost- und segensreichen Lehre theilhaftig gemacht werden. Gehet hin und lehret alle Völker u. s. w. Da Christus selbst nicht immer zu seinen Jüngern und durch sie zu den Menschen reden wird: so verheisst er ihnen den Tröster, der sie alles lehren und an das erinnern soll, was er ihnen gesagt hat. Und er ertheilt ihnen die tröstliche Versicherung: ich bin bey euch alle Tage u. s. w. In diesen wenigen Zügen ist das ganze Wesen der christlichen Kirche vollständig enthalten, als einer, unter Christi unsichtbarer Gegenwart und der fortwährenden Obhut des heil. Geistes sich immer vollkommener ausbildenden, über die ganze Erde verbreitenden, erhabenen und lebendigen Gemeinschaft der Menschen in dem seligmachenden Glauben an den dreyeinigen Gott." Aus dieser Idee der Kirche entwickelt nun der Vf. die Gestalt und Verfassung derselben. „Eine innere geistige Einheit, der Glaube, soll sich über ein mannichfaltiges Äusseres, über die Menschen, verbreiten oder vielmehr sich mit ihnen verbinden, sie durchdringen. Die dadurch hervorgebrachte Gemeinschaft Aller im Glauben soll, als solche, nicht nur bewahrt und gesichert werden, sondern auch noch überall und durch alle Zeiten wachsen und zunehmen. Es zeigen sich also, wie in allem Leben, zwey einander entgegengesetzte Principe. Das eine derselben ist auf Einheit, Dauer und Nothwendigkeit, das andere aber auf Mannichfaltigkeit, Fortschritt und Freyheit gerichtet. Beiden nun soll ihr Recht geschehen, keines soll das andere hemmen und stören, sondern sie sollen sich beide innig und unauflöslich durchdringen, wie sie im ganzen Weltall sich durchdringen; und die aus ihrer Durchdringung und Wechselwirkung hervorgehenden Erscheinungen werden das gleichmässige Gepräge von beiden und von ihrem lebendigen Gegensatze an sich tragen: es kann also nirgends Gleichförmigkeit, Hemmung und Zwang sich zeigen, aber auch nirgends Trennung, Sprung und Willkühr, sondern überall wird lebendige Gestalt (Organisation) hervorgehen, die in gesetzmässig fortschreitender Entwickelung begriffen ist. An eben diesen Kennzeichen wird eine wahre und lebendige Kirchenverfassung erkannt werden müssen."

„Das einzige Glaubenslicht soll aus einer unendlichen Mannichfaltigkeit menschlicher Geister zurückstrahlen, jeden Einzelnen aber immer inniger durchdringen und erwärmen. Hieraus ergiebt sich eine naturgemässe Verschiedenheit der religiösen Ansichten und eine nothwendige Freyheit der Glaubensforschung, welche beide von der Kirche gestattet werden müssen. Demungeachtet soll im Wesentlichen, im Glauben selbst, die Kirche eins seyn und bleiben. Zu dem Ende muss sie diese ihre Einheit zuvörderst erklären, welches sie thut, indem sie sich als eine einige und allgemeine, und mithin als eine gesetzgebende, constituirt, und von jedem verlangt, dass er seine Einheit mit ihr ebenfalls erkläre und bekenne. Ohne Jemand zu zwingen, schliesst sie Jeden unerbittlich aus, der nicht mit ihr im Glauben eins ist. Dies Glaubensbekenntniss der Einzelnen muss nicht nur ein gemeinschaftliches seyn, sondern auch auf äusserliche Weise, durch Zeichen, Wort oder Handlung, abgelegt werden. Die Wahl oder Bestimmung dieser Zeichen kommt der Kirche zu, welche immer die schicklichsten und zu einem fruchtbaren Glauben am

meisten anregenden erwählen, und darin auch fortschreiten und sich vervollkommnen wird.' Die Beschlüsse der gesammten Kirche können auf keine andere Weise gefasst werden, als durch freye Übereinkunft in allgemeinen Kirchenversammlungen, und diese sind mithin die eigentliche Quelle aller kirchlichen Gesetzgebung, so wie sie zugleich als die vollständigste Erklärung der kirchlichen Einheit erscheinen."

„Damit die von der Kirche gewählten Zeichen wirklich im Geiste der Kirche gewählt erscheinen, so müssen sie nicht nur die Glaubensidee möglichst vollständig ausdrücken, sondern auch dem jedesmaligen Zustande der Einzelnen angemessen seyn. Und so ergiebt sich auch die Nothwendigkeit der mannichfaltigsten gottesdienstlichen Formen. Jedem einzelnen Bestandtheil der Kirche, jeder Gemeine, ist es unverwehrt, bey bewahrter Einheit mit der Kirche im Wesentlichen, im Glauben, sich auf die mit ihren besonderen Verhältnissen übereinstimmendste Weise einzurichten, und hundertfältige Umstände, als da sind: Sprache, Staatsverfassung, Volkscharakter u. s. w., werden ihren Einfluss auf die verschiedenartige Gestaltung der einzelnen Landeskirchen äussern. Und eben in dieser Fülle von Formen und Organisationen wird die Kirche ihre lebendige Kraft am schönsten offenbaren."

„Doch muss die Kirche ihre Einheit bewahren und sichern, und deshalb ist es nothwendig, dass sie sich derselben fortdauernd und unablässig bewusst bleibe, ohne welches Bewusstseyn überhaupt keine Einheit möglich und gedenkbar ist. Zu dem Ende ist eine möglichst vollständige gegenseitige Mittheilung unter den einzelnen Gliedern der Kirche, und zum Behuf derselben ein Mittelpunct, gleichsam ein Centralbewusstseyn, nothwendig, welcher Mittelpunct am besten durch erwählte Abgeordnete aus allen Ländern und Provinzen, über welche die Kirche verbreitet ist, oder durch eine oberste Kirchenrepräsentation gebildet wird. Dieses Kirchenparlament möchte wohl auch eines Oberhauptes nicht entbehren können, damit dem grossen Gewölbe nicht der Schlussstein fehle," und so hätte denn der Vf. nicht nur die *katholische Kirche*, sondern auch den *Papst* deducirt. Doch wollte er hier sich auf das Nähere nicht einlassen, sondern nur „die Nothwendigkeit einer allgemeinen, über alle geographische und politische Abmarkungen der Länder und Staaten erhabenen Verfassungsform der Kirche" darthun, um dem Vf. des G. W. S zu zeigen, „wie wenig solche besondere Landeskirchenverfassungen, dergleichen er für den preussischen Staat beabsichtige, mit der Idee der Kirche überhaupt übereinstimmen, und wie dadurch nicht nur das Wohl der gesammten Kirche nicht gefördert, sondern sie selbst nur noch mehr zerrüttet und zerstuckelt werden würde." Die klare Folge ist aber auch, dass der Vf. die protestantische Kirche verwirft. Er missbilligt, dass die Reformatoren mit den Missbräuchen auch auf einmal die ganze Verfassung selbst über den Haufen stiessen, dass man zwar die alte Form zerbrach, aber nicht bedacht war, an deren Stelle eine andere bessere hinzustellen; dass man sich zwar der Fesseln und des Zwanges entledigte, aber nicht gleich zu einer neuen gesetzmässigen Einheit freywillig bequemte, sondern sich im Zustande einer gesetzlosen Willkühr zu sehr und zu lange gefiel. Eben so wenig erkennt er freylich die katholische Kirche an. „Es giebt keine allgemeine Kirche mehr, wie Christus sie zu stiften gesandt war, eine lebendige, der Gestalt nach immer wachsende und sich erneuernde, in ihrem inneren Wesen aber einige und unveränderliche Kirche, sondern ihre Elemente haben sich getrennt: die Einheit hauset verschlossen für sich, während die Mannichfaltigkeit ihr buntes Wesen draussen treibt; es giebt nur Parteyen anjetzt, und zwar zwey grosse Hauptparteyen, deren eine streng, eigensinnig und unduldsam bey dem veralteten Unwesentlichen beharrt, die erstorbene Form, aus welcher der lebendige Geist entflohen ist, mühsam vor der Verwesung schützend, während die andere sich in den gesetzlosen Bewegungen der Willkühr gefällt, nicht bloss dem Zwang, sondern aller Form überhaupt widerstrebt, und sich durchaus ihrer Einheit und Gemeinschaft nicht bewusst ist, wenigstens dieselbe durch nichts erklärt und ausgeprägt hat." Der Vf. geht sogar so weit, der protestantischen Kirche den Namen einer Kirche streitig zu machen; wenn man sage protestantische Kirche: so hiesse das bloss: die Menge, die Summe aller derer, die sich Protestanten nennen. Ja er leugnet eine fortgehende Entwickelung des protestantischen Geistes im Ganzen. Er sieht nur ein unaufhaltsames Vorwärts der Einzelnen, und eben deshalb ein unendliches Auseinander des Ganzen. — Zu solchen Resultaten führt ein einseitiges Räsonnement, das sich als tiefe philosophische Deduction brüstet!

Nachdem wir den Vf. lange genug haben reden lassen, ist es nun wohl Zeit, ihn zurecht zu weisen. Christus kam nicht, eine Kirche zu stiften, sondern das Reich Gottes. Jener vom Vf. als Princip aufgestellte Ausspruch Jesu redet auch nicht von der Kirche, sondern vom ewigen Leben, vom Leben im Reiche Gottes, das schon hier auf Erden beginnen soll, seine Vollendung aber in der Ewigkeit hat. Das Leben im Reiche Gottes besteht in der Religion und Tugend, im Glauben an Gott und dessen Offenbarung in Christus, also in *der That und Wahrheit.* Nun bildete sich ganz natürlich als *Vermittelung und Abbild* dieses Ideals die Kirche, d. h. eine Menschengemeinschaft für ein öffentliches Leben der Religion und Tugend, welche natürlich, wie alle Menschengemeinschaft, durch ein äusseres Band, durch Glaubensbekenntniss, Gebräuche und Gesetze, verknüpft wurde. Diese äussere Gemeinschaft ist aber nicht das Reich Gottes selbst: es ist der Grundirrthum der katholischen Kirche, welchem auch unser Vf. huldigt, beides zu vermischen. In der Idee des Reiches Gottes liegen zwey Elemente, welche von Anbeginn bis zur Reformation in der Kirche verbunden waren, nun aber im Protestantismus mit Recht getrennt sind: nämlich das

religiöse und fittlichpolitische. Jenes bezieht fich auf das Verhältnifs der Menfchen zu Gott und dem ewigen Leben, diefes auf die Verhältniffe des irdifchen Lebens; jenes erfcheint vorzüglich in der Andacht, diefes in der Gerechtigkeit und Liebe. Das fittlichpolitifche Element nun gehört nach unferer Anficht in den Staat, und conftituirt ihn in feinem eigentlichen Wefen. Die erfte chriftliche Kirche rifs es nur an fich, und bildete fich zu einer Art von politifchem Gemeinen-Wefen, weil der Staat damals noch unchriftlich war, und nachher, als er chriftlich wurde, doch noch nicht genug vom Geift des Chriftenthums durchdrungen war, damit die Oppofition zwifchen Kirche und Staat hätte aufgehoben werden können, und weil die entftandene Hierarchie diefe Oppofition zu vereinigen, oder wohl gar den Staat zu verfchlingen ftrebte. Ja felbft das eigentliche religiöfe Leben in der Andacht, Gottergebenheit und Begeifterung gehört der lebendigen Gemeinfchaft im Staate an: denn in den Verhältniffen der Menfchen unter einander foll fich die Frömmigkeit bewähren, fie foll fich nicht blofs in müffiger Äufserung innerhalb der Kirchenmauern zeigen. Das Reich Gottes alfo in der That und Wahrheit erfcheint im chriftlichen Staate, und um fo reiner und lebendiger, je mehr er vom chriftlichen Geift der Gerechtigkeit und Liebe durchdrungen ift. Diefs fieht der Vf. felbft ein, wenn er fagt: „Glaube nur Niemand noch ferner, dafs die göttlichen und irdifchen Dinge je von einander getrennt werden können, dafs dem Menfchen geftattet fey, in mehreren Gebieten zugleich zu wohnen; dafs er ein anderer feyn dürfe als Staatshaupt, ein anderer als Bürger, ein anderer als Freund, ein anderer endlich als Chrift. Nein, Niemand kann zween Herren dienen. Alle menfchlichen Zuftände, die völkerrechtlichen, wie die ftaatsbürgerlichen, die fittlichen, wie die rechtlichen, die häuslichen, wie die gefelligen, alle müffen von denfelben Gefetzen geordnet und durchdrungen feyn. Und wo anders wären fie zu finden, diefe ewigen Gefetze, als in der erhabenften aller Wiffenfchaften, in der Religion?" Für die Kirche bleibt nach diefer Anficht nichts übrig, als dafs fie *fymbolifches Abbild des Reiches Gottes* feinem *religiöfen Element* nach fey, die Vermittlerin des Göttlichen und Menfchlichen, die Pflegerin der religiöfen Gefinnung, durch Andachts-Erregung und Übung. Als folche aber mufs fie innig verknüpft feyn mit dem Staate und dem öffentlichen Leben des Volks, und wenn fie fich feindlich von ihm zurückzieht und fich in fich felbft ifolirt, kann nichts Gutes daraus entftehen.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Breslau*, b. Korn: *Empfehlung des Bibelftudiums für künftige Lehrer der Kirche;* bey Eröffnung feiner Vorlefungen von D. *A. W. P. Möller*, königl. Confiftorialrathe und ord. Prof. der Theol. an der Univerfität zu Breslau. 1812. 108 S. 8. (8 Gr.)

Durch diefe Schrift bewährt der Vf. eben fowohl feine innige Verehrung der Bibel, als feine klare, helle Anficht von dem Werthe derfelben. Er entwickelt zuerft die Urfachen, warum die Werthfchätzung und der Gebrauch unferer heiligen Schriften bey fo Vielen unter allen Volksclaffen abnehme. Ein Werk, wie die Bibel, meint er, fo ernft als fchmucklos und einfach, könne Gemüthern ohne Wahrheitsfinn, vereitelten Herzen und einem verwöhnten Gefchmacke unmöglich zufagen; und ihr Anfehen hätte um fo mehr finken müffen, indem manche Unbefonnene fogar darauf ausgegangen wären, durch frivole Behandlung diefelbe verächtlich zu machen, das Edelfte zu der Gemeinheit, die ihnen felbft eigen war, herabzuziehen, und die eingetretene Entbehrlichkeit eines veralteten Volksbuchs laut zu preifen. Hierauf zeigt er, dafs die Abnahme des Anfehens und des Gebrauchs der Bibel unter dem Volke allerdings ein bedenkliches Zeichen fey, indem damit zugleich auch das Fundament des religiöfen Glaubens eines Volks wankend, das Band aber immer fchwächer und lofer werde, welches kirchliche Gefellfchaften vereine und zufammenhalte; zu gefchweigen, dafs damit ein fchöner Leitftern für das Volk und ein reicher Quell des geiftigen Lebens unter ihm verfchwinden. Unter den Gründen, mit welchen der Vf. das Bibelftudium empfiehlt, find befonders hervorgezogen, dafs die Bibel Urkunde einer befonderen göttlichen Führung und Erziehung der Menfchheit zur wahren Religion fey; und dafs das Studium derfelben zur Bildung eines populären, religiöfen und chriftlichen Volkslehrers wefentlich erfodert werde. An diefe Empfehlungen werden Winke und Vorfchläge zum ächten Studium der Bibel geknüpft, die der Sache eben fo angemeffen, als für unfere Zeiten beherzigungswerth find. Möchte doch überall die Bibel in diefem Sinn und Geifte gelefen und erklärt, überall mit dem Gefühl der Würde, welche ihr hier beygelegt wird, ergriffen und gebraucht werden! Von S. 83 an find Stellen aus gefchätzten Schriften theils als Belege, theils als weitere Ausführungen des Gefagten, mitgetheilt.

— Fb —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Nauck: *Fromme Gefänge nach bekannten Kirchenmelodieen* von *Samuel Chrift. Gottfr. Küfter*, königl. Superint. u. Pred. 1815. 109 S. 8. (10 Gr.)

Die erften Lieder — „Religion" — „Ruhe in Gott" — „Kampf mit Sorgen" — „Bey verzögerter Hülfe" — „Ermunterung zur Gelaffenheit" — haben des Rec. vorzüglichen Beyfall, weil fie fich durch ächte Individualität auszeichnen. Einigen anderen fehlt es daran. So find die Gedanken des *Abendliedes* (S. 21), wie geglättet es übrigens ift, doch fchon zu fehr benutzt in ähnlichen Gefängen. Das Lied: „*Wenn ich Gott nur habe*," trifft derfelbe Tadel, und es erinnert überdiefs zu ftark an Novalis. Voll poetifcher Kraft ift: *Das Gewitter*, S. 41; auch *die heilige Einfamkeit* S. 51 hat wohlthuende Innigkeit. Doch wir würden aus diefer Sammlung zu viel ausheben müffen, wenn wir Alles, was uns durch feinen einfachen frommen Sinn und Ausdruck angefprochen, namhaft machen wollten. Wir erwähnen nur noch, dafs, fo wie keine ähnliche Sammlung, die jetzt aus dem Preuffifchen kommt, ohne Beziehung auf die Zeitumftände und ohne patriotifche Lieder ift, auch die *Küfter*fche uns dergleichen mittheilt, die aus dem oben angeführten Grunde zu den interefanteften gehören.

g. b.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1815.

THEOLOGIE.

Halle, in Commiss. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Zur Kirchenvereinigung.* Eine Streitschrift u. s. w. Von Dr. *Ludolph Beckedorf* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was nun die Einheit der christlichen Kirche betrifft, auf welche der Vf. so sehr dringt, so müssen wir dabey unterscheiden die Einheit des Reiches Gottes in der Idee und die Einheit desselben im Abbild. Jene bedarf nicht erst erwiesen zu werden: es giebt nur Ein Reich Gottes, so wie nur Ein Gott ist. Was aber die Einheit des Abbildes betrifft: so hat Gott derselben grosse Hindernisse gesetzt in der *Verschiedenheit der Völker.* Die päpstlich-katholische Kirche musste untergehen, weil sie diese Verschiedenheit verachtete, und dem Freyheitstriebe der Völker zu nahe trat. Eine neue katholische Kirche könnte nur mit einer allgemeinen europäischen Völkerrepublik entstehen. Ein Versuch dazu war die päpstliche Hierarchie wirklich, und nach deren Untergang ist leider Anarchie eingetreten, was der Vf. mit Recht beklagt. „Seit wann hat sich eine selbstsüchtige und eigennützige Staatsklugheit und ein todtes Gleichgewichtssystem (dem jedoch die Idee christlicher Freyheit und Gleichheit zum Grunde lag) an die Stelle eines lebendigen christlichen Völkerrechts eingedrängt? Ist es nicht seit jener unglücklichen Glaubenstrennung?“ Allein so wie das Kind nach abgelegtem Gängelbande noch eine Zeit lang strauchelt: so ist auch dieser Zwischenzustand der Anarchie naturgemäss und nothwendig, und statt jenes künstlichen drückenden Bandes der päpstlichen Hierarchie wird sich bald das natürliche sanfte Band eines in der Gesinnung anerkannten Völkerrechts um die europäischen Völker schlingen, und sie zu einem grossen christlichen Reiche vereinigen, in welchem dann das vollkommenste Abbild des Reiches Gottes erscheinen wird. Dann könnten wir auch eine allgemeine europäische Kirche der Symbolik der Andacht erhalten. Bis dahin aber bilde sich jedes Volk in sich selbst ein tüchtiges öffentliches Leben der Religion und Sittlichkeit und eine zweckmässige kirchliche Symbolik und Verfassung. Die Einheit, welche die verschiedenen Völker und Staaten vor der Hand allein bilden kann, ist die innere ideale; jedoch ist sie auch äusserlich vermittelt und zum Bewusstseyn gebracht im historischen Glauben des Christenthums. Mag der Katholik neben der Bibel auch noch die Tradition annehmen, immer stimmt er mit dem Protestanten in Annahme einer *historischen Basis des Christenthums* überein; und mögen die Protestanten die Bibel verschieden auslegen, immer bindet sie innig der streng historische Geist und der religiöse Freyheitssinn, der sie bloss in der Bibel die Quelle des Christenthums finden lässt. Bloss weil der Vf. einseitig auf eine äussere constitutionelle Einheit gerichtet ist, kann er der protestantischen Kirche die wahre Bedeutung einer Kirche absprechen, und die im G. W. S. gefoderte Landeskirchenverfassung als Einheit störend verwerfen.

Noch müssen wir einen Grundirrthum des Vfs. aufdecken, welcher ihn zu keiner klaren Ansicht der Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche kommen lässt. Er nimmt an, dass die Einheit der Kirche im Lehrbegriff festgehalten werden müsse. Dass diess in einem forschenden selbstständigen Zeitalter nicht angehe, hat der Protestantismus bewiesen. Vergebens, dass der Vf. mit dieser Einheit die Freyheit zu vereinbaren sucht: sobald das allgemeine Bekenntniss *statutarisch*, von Autoritäten gegeben, ist, sträubt sich dagegen der christliche Freyheitssinn. Die einzige Glaubenseinheit, welche möglicher Weise die ganze christliche Welt verbinden kann, ist die des historischen Glaubens: dieser ist nicht von Menschen gemacht, sondern das Werk der göttlichen Weltregierung in der Geschichte, und mit diesem kann sich die eigenthümliche Überzeugung eines Jeden nach seiner Weise verbinden. Dieser historische Glaube muss aber auf die reinste historische Quelle gegründet werden, welches allein die Bibel ist. Hätte der Papismus dem Historischen nicht willkührlich seine statutarischen Dogmen untergeschoben: so wäre die Spaltung in der Reformation nicht gekommen. Und die vom Vf. gewünschte Kirchenvereinigung kann nicht zu Stande kommen dadurch, dass der Protestantismus nachgiebt, was er ihm zumuthet, denn von der Wahrheit kann nichts nachgegeben werden, sondern allein dadurch, dass der Katholicismus die Autorität der Kirche und die Gültigkeit der Tradition fahren lässt. Daher stimmen wir so ganz mit dem Vf. des G. W. S. gegen unseren Vf. überein in der Festhaltung des polemischen Gegensatzes des Protestantismus gegen den Katholicismus: nur durch kräftigen siegreichen Streit gegen diesen kann der Friede in der Kirche errungen werden, nicht durch schlaffen Syncretismus. — Ob wir gleich sehr wünschen, dass Laien von dem Geist und der Gesinnung des Vfs. sich ferner über die Angelegenheiten der Religion und

Kirche hören lassen: so müssen wir doch zugleich dringend wünschen, dass sie es nicht ohne reifliches Nachdenken und gründliches Studium thun mögen.

A. S.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Sendschreiben an einen Freund weltlichen Standes über die Erneuerung des Cultus.* Von *A. K. Z. K.* 1815. gr. 8. (12 Gr.)

Der Vf., ein preussischer Geistlicher, untersucht die Idee der Erneuerung des Cultus von Seiten der *Nothwendigkeit* und der *Möglichkeit* oder der Art und Weise der Ausführung. Jene kann liegen in einer *absoluten* oder *relativen Untauglichkeit* des bestehenden Cultus an sich selbst, oder in *höheren Zwecken*, welche eine Veränderung gebieten. Eine absolute Untauglichkeit hat der protestantische Cultus nicht. Das ihm zum Grunde liegende Schema rechtfertigt sich selbst. Die Predigt ist darin die Hauptsache, wie das Wort in der Religion. Als das Wort in seiner Wichtigkeit verschwand, verschwand mit ihm der Geist in seiner Kraft und Wahrheit. Durch das Wort allein hatte Christus seine Kirche gegründet, durch die Kraft des Wortes allein haben die Männer des sechzehnten Jahrhunderts diese Lehre erneuert. Durch die Reformation zerfiel die alte Kirche in zwey, deren die eine in ihrem Cultus die Predigt und die beiden von Christo selbst eingesetzten Sacramente (also doch nicht die Predigt allein) als die Hauptsache, und die übrigen Gebräuche als eine Nebensache, die andere hingegen die Predigt als Nebensache und die Gebräuche als Hauptsache ansah. (Diess ist aber nicht richtig, denn im katholischen Cultus ist die Messe die Hauptsache.) Die protestantischen Geistlichen sind Prediger, nicht Priester. Die Form des protestantischen Cultus ist die angemessenste für eine Religion, der es um Wahrheit und Handeln, nicht um gefühlvolles Schwärmen zu thun ist. — Es bedarf wohl nicht des Beweises, dass der Vf. eine einseitige Ansicht von Religion und Protestantismus hat.

Eine relative Untauglichkeit des protestantischen Cultus kann Statt haben theils in Hinsicht auf seine *einzelnen Theile*, theils in Hinsicht auf die *Theilnehmer*. (Der Cultus ist ja aber nur da in Beziehung auf seine Theilnehmer, und kann immer nur tauglich oder untauglich in Beziehung auf sie seyn.) Die Untauglichkeit in Hinsicht auf die einzelnen Theile leugnet der Vf. so wenig, dass er sie im Gegentheil als eine bleibende Auszeichnung dieses Cultus ansieht; er will aber damit nur sagen, es gehöre zum Charakter des Protestantismus, dass der Cultus der Fortschreitung und Veränderung fähig sey. Eine solche hält er nun auch für nothwendig in Beziehung auf die Theilnehmer, welche „durch die jedesmalige Zeit gemodelt, andere Begriffe, andere Richtungen der Gefühle haben, und eben darum, ungeachtet das Schema selbst, als auf der allgemeinen Natur der menschlichen Seelenökonomie erbaut, unveränderlich bleibt, eine andere Manier der Ausführung für ihren Geschmack und ihre Ansichten oder Denkmanieren (!) fodern." Eine solche Veränderung des Cultus scheint dem Vf. nun auch nicht in hohem Grade schwierig zu seyn, doch lasse sich dabey leichter durch Aufsicht, Belehrung, Aufmunterung, Unterstützung und Erfahrung als durch eine schnelle und allgemeine Revolution zum Ziele kommen. Da nun aber eine solche im Werke sey: so müssten ausserordentliche höhere Zwecke zum Grunde liegen. Solcher höheren Zwecke vermuthet er zwey. Aus der Zusammensetzung der Commission scheint ihm die Absicht einer Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen hervorzugehen, und diesem Werke sieht er mit Freuden entgegen, hält es auch für sehr leicht ausführbar. Aus den Ausdrücken der Ankündigung schliesst er auf die zweyte Absicht, dass ein erneuerter Cultus neues Interesse für die Vielen jetzt so gleichgültig gewordene Religion erregen solle. (Der Vf. hat hier offenbar wieder falsch eingetheilt: dieser Grund der Verbesserung des Cultus ist eben der, welcher immer Statt hat, wenn die Form derselben nicht mehr dem Bedürfniss seiner Theilnehmer entspricht.) Und nun untersucht er erstens, welches die Ursache der jetzigen Gleichgültigkeit gegen die positive Religion und ihren Cultus sey; zweytens, ob und in wie weit Erneuerung des Cultus als ein wesentliches Gegenmittel dienen könne; drittens, in welchem Geiste diese Erneuerung vollbracht werden müsse. Jene Ursache findet er nicht im Cultus; ein willkührliches Zeichen könne nicht der Gesinnung schädlich werden, schon die Absicht genüge dem warmen Herzen, dem Frommen sey Gott in einer Dorfkirche so gegenwärtig, wie im prächtigsten Dom u. s. w. Die Über- und Verbildung der höheren Stände und die Inconsequenz der Lehrer sind ihm die wahren Ursachen der Irreligiosität. Allein wer mag wohl neben diesen falschen Tendenzen die wahre verkennen, welche einen wirklichen Fortschritt des Zeitalters herbeygeführt hat? Und wer mag leugnen, dass dieser Fortschritt mit dem Bestande des Cultus grösstentheils unverträglich ist? Der Vf. versteht den Zeitgeist nicht, und sieht in ihm nichts als Verwirrung. Das Beyspiel, glaubt er, thut Alles, und in Preussen hat es nicht die ausgestandene Noth und die unerwartete schnelle Rettung, noch weniger das sinnvolle Kreuz oder irgend ein religiöses Zeichen gethan, sondern allein das Beyspiel des edelherzigen, wahrhaft frommen Königs, wie einst seiner verklärten Gemahlin. Es ist hierin sehr viel Wahres; aber That und Zeichen setzen sich gegenwärtig voraus, *ohne Zeichen* gelingt nichts Gemeinsames unter den Menschen. — Es folgen nun die bekannten Klagen über die Armuth und Verachtung der Prediger, gegen deren Wahrheit wir nichts haben, deren Ton aber gerade nicht der würdigste ist. Der Vf. zeigt dadurch nicht, dass er über dieses drückende Gefühl stoisch erhaben ist, und wer in der Armuth und Verachtung nicht die sittliche Würde zu behaupten vermag, wird sie der behaupten in glänzenderen Umständen? — Daran schliesst sich denn die Schilderung des schlechten inneren Zustandes der protestantischen Geistlichkeit, deren Farben der Vf. ein wenig stark aufgetragen hat. „Den

Kopf, wenn es gut ging, ausgefüttert mit einem Wust von Wissenschaft, der sie eingebildeter, aber darum nicht brauchbarer macht; angeleitet, ja verführt, das Evangelium auf eine selbstgefällige Philosophie zu pfropfen; nicht Bösewichte, die ein Blitz bessern und in Heilige verwandeln könnte, — gemeine, im Sudelkoth der niedrigsten Begierden sich wälzende Sünder; in der Welt, die sie erleuchten und führen sollen, sobald sie aus dem Souterrain ihres gewohnten Lebens treten, verdutzt und verklammt, wie der Pöbel, zu dem sie gehören; nicht fähig, ohne Concept nur eine Viertelstunde über irgend etwas, das Geist und Herz interessirt, Geist und Herz interessirend zu sprechen, und in ihren Concepten ein lebendiges Plagiat; auf der Kanzel winselnd, quäkend, schreyend, Augen verdrehend, Arme verrenkend, jeden Marktschreyerton, nur niemals den Ohr und Herz ergreifenden der Wahrheit treffend: — so drängen sie sich hungrig und durstig zu offenen Pfründen, wie zu einem Bäckerladen u. s. w." Ist dieses auch der Ton der Wahrheit: so ist es doch nicht der der Schönheit! — Nach dieser Ansicht glaubt der Vf. nicht, dass der Kirche durch einen neuen Cultus geholfen werden könne. „Der Geist seiner Entstehung ist aus dem Körper des protestantischen Kirchenthums gewichen, wie die Verbindung aus einem in seinen Fugen überall verwitterten und vermorschten Gebäude. Durch einen veränderten, geschmackvolleren, sinnlich eindrücklichen Cultus der Zerstörung wehren wollen, hiesse eben so viel, als ein zusammenstürzendes Gebäude zu stützen glauben, wenn man die Zimmer ausmalt, und modische Möbel hineinsetzt. Der Schade muss streng untersucht, und gründlich geheilt werden." Und so sieht der Vf. die wegen eines zu erneuernden Cultus erlassene Ankündigung nur als eine aus zufälligen Gründen zuerst hervorgetretene Äusserung des ernstlichen Willens an, an dem Wiederaufbau des zerfallenen Kirchenwesens überhaupt zu arbeiten, wobey nach seiner Überzeugung gerade dieser Punct der leichteste und darum der letzte seyn muss. Er erwartet von der Regierung, dass sie vor allen Dingen für bessere und anständigere Besoldung, für eine mit der Würde ihres Amts in Verhältniss stehende politische Achtung, und für Bildung, Leitung und Verknüpfung des Predigerstandes sorgen werde. Die Hoffnung der „Kinder dieser Zeit, welche aus dem Cultus alles, was sie an den Geschmack einer längstvergangenen Zeit erinnert, verbannen, und die feine wollüstige, eitel sich brüstende Schwelgerey ihres Geschmacks in der Kirche, wie im Hause und an Vergnügungsörtern erblicken wollen," dass uns die Cultusreform etwas dem katholischen Cultus Ähnliches geben werde, wird nach seiner Meinung nicht in Erfüllung gehen. Nur eine *erhabene Einfalt* könnten der fromme, aber einfache König und die von ihm berufenen weisen und würdigen Männer beabsichtigen, und sie sey auch allein dem Charakter unseres nordischen Volks und des preussischen Staats, der, wie der Protestantismus nur auf christlicher Wahrheit und Tugend, so auf Weisheit und Gerechtigkeit des Fürsten und vernünftigem Gehorsam der Bürger ruhe, angemessen. Der patriotische und protestantische Sinn des Vfs. spricht sich hier auf eine nicht verwerfliche Weise aus, jedoch giebt es einen sicheren Mittelweg zwischen katholischem Prunk und nackter Einfalt, welche auch nie erhaben seyn kann. — Hiemit glauben wir den Geist dieser Schrift hinreichend bezeichnet zu haben, welche manches Gute bey vielem Einseitigen und Schiefen enthält.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen.* 1815. 61 S. kl. 8. (6 Gr.)

Ein vortreffliches Büchlein voll Klarheit und Wärme. Es mag für sich selbst reden. In allen Religionen liegt die Tendenz der Versöhnung der Menschen mit Gott. Diese ist doppelt: Versöhnung durch Opfer, und Versöhnung durch die Gesinnung. In Christo war die wahre Versöhnung der Menschen mit Gott erschienen. Sein Tod war diese Versöhnung: denn mit Gott ist nur der versöhnt, der der Erreichung des Göttlichen alles Irdische, und selbst das Leben, aufzuopfern bereit ist. Nicht theilen läfst sich das Leben. Das Göttliche kann nicht bestehen, wo das Irdische mit ihm in Widerstreit ist. Der Widerstreit muss gelöst werden, wenn auch das Irdische darüber zu Grunde geht. Aber nicht lange genügte den Menschen die einfache Lehre Jesu. Zwey dem Christenthum völlig fremde Principien hatten sich aus dem Heiden- und Judenthum in die Kirche eingeschlichen, gegen welche die Reformation sich erhob, der Opferdienst und der Glaube an die Verdienstlichkeit der sogenannten guten Werke. Und weil diese Irrthümer auf der Infallibilität der Kirche ruheten: so richtete sich die Reformation auch gegen diese, und setzte ihr die Autorität der Bibel entgegen. Dass sie diess mit unbedingter Strenge und Allgemeinheit that, war nothwendig; in dem neuen Fundamente lag aber der Grund der christlichen Freyheit, indem die Forschung in der Schrift immer mehr auf das eigentliche Wesen des Christenthums führen musste. Freyheit ist, wie der Tugend, so auch der Religion Wurzel, Blüthe und Frucht. Ohne Freyheit giebt es keine Religion; wo sie aber herrscht, da ist die wahre Freyheit. Wenn bey den Religionen des Alterthums jede Neuerung verderblich war: so ist diess bey dem Christenthum ganz anders, welches sich an das Innere des Menschen, an die Gesinnung richtet, und die Gesinnung beruht nur auf der Freyheit und Überzeugung. (Im christlichen Leben liegt überhaupt das Princip der Fortbildung, da das Leben der Alten mehr in sich beschlossen war.) Hiebey eine vortreffliche Bemerkung über das Verhältniss der katholischen und evangelischen Kirche und deren Wiedervereinigung.

Aus dem verschiedenen Geiste der katholischen und evangelischen Kirche ergiebt sich nun das ganz verschiedene Verhältniss des katholischen und evangelischen Geistlichen. Jener ist Priester im heidnisch-jüdischen Sinn: dieser vereinigt, wie Christus, das Priester- mit dem Propheten-Amt, ja er soll vorzugsweise Prophet seyn, von seiner Persönlichkeit hängt fast alle seine Wirksamkeit ab

eben weil Alles nur der Geist wirket. Der Verfall der Kirche ist zum grossen Theil die Schuld der Geistlichkeit, wiewohl diese, vom ganzen Leben des Volks abhängig, die Schuld ihres Verfalls nicht allein trägt. Die Pastoralklugheit hatte die göttliche Weisheit verdrängt. Mit Allem beschäftigte sich der Pfarrer, nur das göttliche Wort war ihm fremd geworden. Von den Geistlichen muss das Bessere wieder ausgehen. Die Ernte ist gross, und wenig sind der rechten Arbeiter. Und nun zeichnet der Vf. mit wenigen festen Zügen die Eigenschaften, welche dem wahren Geistlichen ziemen. Er fodert von ihm eine ächt theologische Bildung mit dem wahren Eifer für seinen Beruf und einem ächt christlich frommen Leben. „Wem in seinen ernsten und stillen Forschungen der Geist der Religion sich kund gegeben, und wer ihn ergriffen und lebendig aufgenommen hat, der wird in sich eine solche Festigkeit und Zuversicht gewinnen, dass ihn bey der Anwendung seiner Erkenntnisse der Zweifel nicht mehr beunruhigen kann, wie er diese und jene Religionswahrheit aufzufassen und vorzutragen habe, um weder gegen seine Überzeugung zu reden, noch auch heterodox zu erscheinen." — Ja! dieser *Geist* der Religion fehlt eben gewöhnlich den Heterodoxen sowohl als den Orthodoxen, und aus dessen Mangel fliessen alle Irrthümer und alle Verketzerungen. — „Das Talent, die Urkunden der Religion zu verstehen, ist allein die Religion selbst (besser: muss mit Religion verbunden seyn; denn so wenig die Kenntniss der Grammatik eins mit der Religion ist, so wenig die wahre Auslegungskunst). Ihr Licht allein erhellet dem inneren Auge die Pfade und Gänge, die dem Unerleuchteten in Nacht verhüllt sind, und in denen er ungewiss und zweifelhaft umher irrt." Über die Predigt sagt der Vf. sehr viel Beherzigenswerthes. Er will keine moralischen Abhandlungen. „Seyd vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist; ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig: diess ist die einzige Basis aller christlichen Moral." — „Wie gepredigt werden soll? Hier vermag der Glaube alles, nichts die Kunst und Klugheit. Mit dem Glauben werdet ihr Berge versetzen. Der sollte keine Kanzel betreten, der nicht sich bewusst ist, der Gemeine etwas geistlicher Gaben mittheilen zu können, sie im Glauben zu stärken. Weil aber der Glaube sich erst im Leben stärkt, so sollten Jünglinge nicht zu früh die Kanzel betreten." — „Wahrheit ist das erste und hauptsächlichste Erfoderniss einer tüchtigen und erbaulichen Predigt. Die Wahrheit nur hat die Kraft der Überzeugung, nicht die Lüge, die die Gestalt der Wahrheit affectirt. Aus diesem Grunde darf auch der Prediger nie einer Stelle einen anderen Sinn unterlegen, als sie in der That im Zusammenhang hat." Vortrefflich sind die Gedanken über die Katechese. „Der Religionsunterricht der Jugend muss eigentlich zweyfacher Art seyn, mit biblischer Geschichte beginnen, und in einem zusammenhängenden Unterrichte schliessen." Wir glauben, dass der Jugendunterricht dem gelehrten theologischen parallel laufen, mit der Bibel beginnen, zur Kirchengeschichte übergehen und mit dem, soviel als möglich historisch vorgetragenen kirchlichen Lehrbegriff sich schliessen, und nur durch die lebendigere, das Herz und die Phantasie mehr in Anspruch nehmende Vortragsweise sich von jenem unterscheiden müsse. Nichts ist verderblicher, als ein subjectiver vernünftelnder Religionsunterricht, wodurch die Kinder nicht einmal lernen, was die Kirche glaubt. Im reiferen Alter mögen sie sich selbst eine eigenthümliche Überzeugung bilden, vorher aber das gemeinsam Anerkannte kennen lernen. — „In seinem Leben muss der Geistliche das Bild eines vollkommenen Christen in der Wirklichkeit darstellen. Weisheit und edle Einfalt schmücke sein Leben, wie das Leben eines Freundes Gottes. Gerechtigkeit bezeichne seinen Gang. Eine göttliche Ruhe walte über seiner Seele, dass seine Hand, wie in Leid so in Freude, das Richtmass ewiger Ordnung nicht verliere. Vor allem gebe die Heiterkeit des Friedens, der aus Gott kommt, seinem Leben einen Glanz, der alles um ihn her leuchtend erwärmt, und erwärmend erleuchtet."

R.

Leipzig, b. Köhler: *Capita quaedam et quidem praecipua doctrinae Christianorum, sine ulla cujusdam systematis relatione e dictis Christi breviter eruta.* 1815. 84 S. 8. (8 Gr.)

Dem Vf. ist nicht klar, weswegen die christlichen Religionslehrer, da ihnen die symbolischen Bücher keinen Zaum mehr anlegen, das Christenthum noch immer in seinem orientalischen Kleide und nicht nach dem reinen Sinne Jesu vortragen. Er fodert daher die Vorsteher der Kirchen auf, in Zukunft entweder das reine Christenthum zu lehren, oder ihr Verfahren besser, als bisher, zu begründen. Doch Rec. hält es für angemessener, den Vf. selbst sprechen zu lassen. S. 4 f. giebt er seinen Zweck mit folgenden Worten an: „*Tentaminis ergo causa doctoribus ecclesiae Christ. haec proposuit auctor, ut, si pro veris agnoscant, tandem incipiant illis doctrinis puriores supponere et verum christianismum haud cunctanter docere; si autem jus habere credunt proposita refutare, per argumenta firmiora, quam plerumque in medium feruntur, auctorem erroris convincant, melioraque edoceant! Ceterum non ad modum scribendi — quo solummodo laicorum causa usus est auctor — sed ad res dictas attendere rogatur!*" — Es sind die Lehren vom Menschen, von Gott, Dreyeinigkeit, Gnade, Rechtfertigung, heil. Schrift, Sacramenten und letzten Dingen, welche der Vf. in ihrem natürlichen Schmucke aus einzelnen Aussprüchen Jesu darstellen will. So viel sich errathen lässt, soll dieser natürliche Schmuck des Christenthums in der Übereinstimmung desselben mit dem Systeme der moralischen Weltordnung bestehen. Ehe Rec. dieses Schriftchen ganz durchgelesen hatte, gerieth er mehrere Mal in Versuchung, dasselbe für einen verunglückten Spott über diejenigen Theologen zu halten, welche jenes System in den Lehren Jesu finden wollen; allein es ist dem Vf. voller Ernst. Und so muss denn Rec. bekennen, dass es diesem kleinen Buche, abgesehen von dem *modus scribendi*, den man auf einer mittelmässigen Schule kaum einem Tertianer nachsehen würde, an Allem fehlt, was zu Untersuchungen der Art nöthig ist. Mangel an Principien, an Übung im Denken, an exegetischen und historischen Kenntnissen sind auf jeder Seite sichtbar. Wenige Proben werden diess Urtheil beweisen. S. 12, wo die Bergpredigt erklärt werden soll, heisst es: „*Sic* πραος (Matth. V, 6 ist aber πραυς) *est homo mansuetus, animo miti, quae notio praesertim de vita ac moribus dicitur et* τῳ κληρονομειν την γην *apte congruit: mansuetus enim et animo miti praeditus in terris ubique* κληρον (*portionem*) ἐκ του νομου (*e consensu consueto*) *invenit, i. e. quisquis mansueto lubenter utitur.*" S. 23: „*Et Jacobus, qui Christi doctrinae spiritu optime imbutus esse videtur,* τεκνα θεου *etc. C. I, 17 adfirmat; si autem ex illis Salom. verbis* Ψ. CXXVII, 3 *liberi sunt haereditatis altissimi, sequitur: et liberos esse* δοσιν ἀγαθην; *et per consequens, hominem recens natum non esse malo morali imbutum, quod etiam cum Chr. sententia consentit, qui quidem* μεταν. *requirit, in illis autem locis,* μετ. *rogantibus, de Judaeis solis loqui videtur.*" Jesus konnte nach so grossen Martern, die er 36 Stunden lang erduldete, leicht ins Leben zurückkehren, wie S. 83 gesagt wird: „*cum in hominibus feris* (!), *ex itinerariorum relationes, similia observare possimus.*" Wenn der Vf. sorgfältiger studirt und geprüft hat, wird er wohl die Antwort, welche er auf sein *tentamen* erwartet, sich selbst geben können.

O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DECEMBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Engelmann: *Über den bisherigen und künftigen Einfluss Englands auf Europa, und was hat Europa von ihm zu hoffen oder zu fürchten?* 1814. 100 S. 8. (12 Gr.)

Ohne Angabe des Druckorts: *Über das Verhältniss Englands und Frankreichs zu Europa*, von *E. M. Arndt*. 1813. 110 S. 8. (14 Gr.)

Diese beiden Schriften setzen wir desshalb zusammen, weil sie von den beiden Hauptarten, wie empfängliche Geister von der Zeitgeschichte berührt werden, einen klaren Begriff geben. Der Vf. der ersten findet durch sie bloss einen Anlass, reifere historische Abstractionen über einen wichtigen politischen, und geschichtlichen Gegenstand darzulegen, und über Etwas, wobey unsere wichtigsten gesellschaftlichen Verhältnisse in Frage stehen, wie über einen Vorwurf des blossen Nachdenkens zu sprechen. Seine Unparteylichkeit bleibt sich überall gleich, und weder der Schmerz noch die Freude, welche er über Ereignisse empfindet, thun der Klarheit seiner Ideen jemals Abbruch. Dagegen ist der Vf. der zweyten Schrift viel zu sehr von den Erscheinungen des Tages ergriffen, als dass man das gehörige Mass, Tiefe historischer Kenntniss und Abstraction, reife Belehrung von ihm hoffen dürfte. Die Zweckmässigkeit, welche der Erstere in seinen Betrachtungen und Ausdrücken verfolgt, konnte hier eben so wenig Statt finden. Aber zu wünschen bleibt immer, dass recht viele unserer Zeitgenossen, deren Gemüth durch die Begebenheiten unserer Tage heftig aufgeregt ward, mit so viel lebendiger Theilnahme an grossen Ideen, mit so viel glühendem Eifer für wahre Freyheit, und auch nur mit so viel Anklang historischer Kunde, wie Hr. *Arndt*, die Zeitgeschichte betrachten mögen.

Es ist der Mühe werth, den historischen Gang der ersten Schrift näher zu beleuchten. Der eifrigste Bewunderer Englands, und der einigermassen billige Tadler desselben und seines Einflusses auf Europa, muss die Ansicht gelten lassen, dass Spanien, was es jetzt ist, und werden wird, am meisten den unerhörten und unermüdlichen Aufopferungen Englands verdanke, und dass in Spanien auch das Geschick des ganzen übrigen Europa begründet wurde. Wie wahr ist, dass der Krieg von 1809, wenn Napoleons Heere nicht dort immer beschäftigt und aufgerieben wurden, eine entschiedenere Wendung wider die österreichische Monarchie bekommen hätte, dass der Feldzug von 1812 in Russland nicht so wichtig für Europa's Befreyung geworden wäre, wenn die in Spanien bedrängten, zurückgeschlagenen, zertrümmerten französischen Heere als starke Reserve an der Weichsel der siegreichen Armee Kutusow's nach dem Übergange über die Berezina die Spitze geboten hätten! Weniger zufrieden werden dagegen die Bewunderer und Anhänger Englands mit dem Resultate seyn, dass der Continent Europa's für die Rolle, welche Grossbritannien seit mehreren Jahrhunderten in unserem Staaten-System spielte, demselben mehr oder weniger Dank zu sagen habe; wegen der eigenthümlichen Verhältnisse jenes Inselreichs aber sich dabey öfters ein so grober Egoismus zeigte, dass man das Verdienst, welches sich aus der Sache ergab, über die Art vergass, wie diese behandelt worden war. Wer indessen die historische Entwickelung, wodurch dieses Resultat hier bewiesen wird, unbefangen anhört, pflichtet demselben bey.

Wunderbarer, als die wichtige Rolle, die Frankreich im europäischen System spielte, wird hier die Rolle Englands desshalb genannt, weil es mit einer verhältnissmässig schwachen Bevölkerung sich den mächtigsten Staaten gleichsetzte. Durch Beantwortung der Frage, wie das möglich war, ergeben sich zugleich Aufschlüsse über die Zukunft, ob England seine Rolle fortsetzen werde, und was Europa davon erwarten dürfe. Scharfsinnig wird besonders in Elisabeths Kampf mit Philipp II dargethan, wie jene dabey von keiner edlen und hohen Idee begeistert war, sondern die Religion ihr nur zum Vorwand diente, um die Reichthümer, die Fabriken der reichsten Provinz des spanischen Hofes in ihre Insel zu verpflanzen. Eindringlicher wäre aber diese historische Wahrheit dargethan, wenn nicht S. 10 gesagt wäre: „Was in unseren Tagen das Handelsinteresse wirkte, das that damals das der Religion." Dieser Satz soll nach dem *Sinn* des Vfs. nichts weiter heissen, als dass die Religion zu den Händeln zwischen Philipp und Elisabeth Anlass wurde, so wie in unseren Tagen zu dem Kampf zwischen Frankreich und England die französische Freyheit oder der Jakobinismus. Das Handelsinteresse war in beiden Epochen die eigentliche Seele des Krieges; und wenn man sagen darf, dass aus dem Kampfe mit Philipps Weltherrschaft triumphirend hervortretend England den köstlichsten Gewinn mit denen theilte, die es nur des eigenen Vortheils wegen gerettet hatte: wie ungeheuer ist jetzt sein Lohn, und der unendliche Flor für seinen Handel, um dessentwillen es die Freyheit Europa's wider Napoleons Weltherrschaft standhaft vertheidigte!

Daſs jener durch den Handelsflor erworbene Reichthum Englands ihm Mittel gab, durch das Subſidienſyſtem, indem die ſtärkſte Armee, die es ſelbſt hätte ſtellen können, gegen die europäiſchen Heere immer nur ein ſtarkes Corps geworden wäre, mächtige Heere für ſich und ſeine Abſichten in mehreren Welttheilen aufzuſtellen, wird S. 23 als eine Haupturſache der Rolle dargethan, die England in dem europäiſchen Syſtem durchführen konnte. Über die Sitte der Subſidien ſelbſt iſt eine Bemerkung eingemiſcht, die verräth, welcher Adel des Herzens hier mit Klarheit des Verſtandes gepaart iſt. „Mit Bedauern muſs der Menſchenfreund bekennen, daſs ſich bey dieſem Subſidienſyſtem in jeden Krieg beynahe etwas Habſüchtiges einmiſchte, was ihn, den ſchrecklichen, nun noch verächtlich machte."

Die weitere Entwickelung zeigt dann, daſs ſeit dem ſpaniſchen Succeſſionskriege Englands Einfluſs bey jedem Kriege von den wichtigſten Folgen war, ohne daſs es gewöhnlich mit mehr als Guineen unter die Arme griff. Den groſsen politiſchen Ideen des Grafen von Görz und dem Syſtem, wozu er den wilden Karl von Schweden beredete, wird von S. 33 an dem Verhältniſs Englands und ſeiner Politik gegen Friedrich II von Preuſſen S. 52 u. ſ. w. eine Beleuchtung gegeben, welche von der Grundidee herkommt, daſs Regierung und Nation Englands keinen Krieg, als einen für das Handelsintereſſe geführten, wie einen weſentlichen, einen Nationalkrieg anſahen. Selbſt der groſse Pitt geſtand, daſs der Tractat mit dem König von Preuſſen eine Laſt geweſen ſey, die ihm auf den Nacken gebunden war, als er das Ruder übernahm; daſs er den groſsen König nur darum unterſtützte, weil er ſonſt den Ruf von Treue und Glauben ſeinem Vaterlande nicht erhalten konnte. Wie wenig mochte ſonſt Jemand unter den Britten den Bund mit dem preuſſiſchen Helden in dem Sinne fortſetzen, daſs Freyheit, Gleichgewicht in Deutſchland, oder gar Unabhängigkeit der proteſtantiſchen Religion dadurch geſchirmt werden ſollten. Gleichwohl läſst ſich nicht leugnen, ohne Englands Geld hätte Friedrich ſein Heer nicht immer von Neuem ſchaffen und den Kampf beſtehen können.

Daſs Egoismus und Eigennutz das Princip der engliſchen Politik war, zeigte ſich am Meiſten, als England ſein groſses Übergewicht über die Marine Frankreichs und Spaniens ſeit dem ſiebenjährigen Kriege dazu miſsbrauchte, neutrale Schiffahrt in einem Kriege ſo viel wie möglich aufzuheben, und den Satz, frey Schiff, frey Gut, aus dem Codex des Völker-Seerechts auszuſtreichen. „Auf Ruſslands Throne ſaſs eine Monarchin, die bey allen ihren Fehlern doch eine liberale, groſsherzige Geſinnung hegte, die Niemand ſcheute, und durch ſolche Anmaſsung aufs Äuſserſte empört wurde." So wird Katharina gewürdigt, um das Lob ihres Werks, der bewaffneten Neutralität, auszuſprechen. Es ſchüchterte England wenigſtens ein, weil es die Bedürfniſſe, die der Norden reicht, nicht entbehren konnte, und nicht ganz Europa zum Feinde haben wollte.

Hiedurch wird zugleich das letzte Reſultat vorbereitet, zur Beantwortung der Frage, was Europa von dem Einfluſs Englands künftig zu hoffen oder zu fürchten habe. Voran die Bemerkung, daſs der Anfang der Revolution die wärmſten Vertheidiger bey den Britten fand. „England, das freyeſte Land Europa's, konnte in der Mehrzahl der Stimmen unmöglich das heilige Feuer miſsbilligen, das in Frankreich aufloderte." Es war nicht nur der Jacobinismus an ſich, welcher ſich aus jenem heiligen Feuer in ſeiner Abſcheulichkeit entwickelte, ſondern vornehmlich die Abart deſſelben, die ihn über Frankreichs Grenzen hinausgreifen hieſs, wodurch die alte Feindſchaft zwiſchen Frankreich und England wieder erweckt wurde, und in verderblichere Flammen wie jemals wieder aufſchlug. Treffend iſt der Gedanke, daſs der Jacobinismus die öſterreichiſchen Niederlande, Holland, nicht ſo raſch und umfaſſend ergriffen haben würde, wenn nicht Groſsbritannien, nachdem es kaum als Schirm des oraniſchen Hauſes und der inneren Ruhe Hollands erſchienen war, den Holländern Negapatnam in Indien weggenommen, und Trincomale auf Ceylon nur als eine Gnade gelaſſen hätte. Dieſen Geiſt des Egoismus, den England in den Kampf mit der franzöſiſchen Revolution mitbrachte, faſste der jüngere Pitt von allen brittiſchen Staatsmännern in das ſtrengſte Syſtem, „glühenden Haſſes gegen Frankreich voll, ſein Vaterland über alles, aber auch ſo achtend, daſs die ganze Welt untergehen konnte, wenn dieſes dadurch blühender ward." Die Kraft und die Engherzigkeit des Patriotismus, die in ihm in dem ſeltenſten Grade vereinigt waren, verführten ihn zu Plänen wider Frankreich, die zum Theil unausführbar waren; mancher ſeiner beſſeren Entwürfe ward durch ungeſchickte Ausführung entkräftet; und beſonders darf man, um ſeine Politik gehörig zu würdigen, nicht vergeſſen, daſs er getäuſcht ward, indem er auf gleiche Energie, wie die ſeine, bey den vornehmſten Höfen des feſten Landes gerechnet hatte. Öſterreich blieb allein auf dem Schauplatze, und richtig giebt der Vf. den Grund an, weil demſelben Oberitalien zu wichtig war, um nicht Alles dafür aufzuopfern. Weniger richtig behauptet er daſſelbe von den Niederlanden, die immer ein ſchadhafter Punct der öſterreichiſchen Monarchie waren, und nicht ſo ſehr wegen alter Gewohnheit, wegen einer gewiſſen Familienehre, von dem Kaiſerhauſe behauptet wurden, ſondern weil Englands Politik und Geld dazu ſpornten. Dieſes durfte die Niederlande nimmermehr an Frankreich kommen laſſen, was ſchon Maria Thereſia ſehr gut einſah, die auch deſshalb die ganze Laſt der Vertheidigung jener Provinzen von England und Holland getragen wiſſen wollte.

Daſs der Friede von Campo Formio geſchloſſen werden muſste, weil Bonaparte's Eiſen mächtiger war, als Englands Gold, iſt halb wahr: denn der weſentliche Grund davon lag einzig darin, daſs Öſterreich den Kampf ſo iſolirt beſtehen muſste.

Die vorzüglichſte Erörterung dieſer Schrift beleuchtet den Entwurf Bonaparte's, da England nun den Krieg allein für ſeine Rechnung fortſetzte, daſſelbe

zum Frieden, und zu einem Gleichgewicht im Welthandel zu zwingen. „Wäre der Plan, Ägypten zu erobern, heisst es S. 73, glücklich ausgeführt: so würde Napoleon vielleicht ein Ideal für die ganze Weltgeschichte geblieben seyn. Seine unbegrenzte Thätigkeit hätte einen Ableiter gefunden, er hätte Ägypten wieder auf seinen alten Flor gebracht." Was er in kurzer Zeit dafür that, die Eigenthümlichkeit Ägyptens nach seiner Lage, seiner physischen Beschaffenheit, seinen Producten, um Ersatz aller eingebüssten Colonieen für Frankreich zu seyn, und für Europa das sicherste Mittel, ein Gleichgewicht des Handels herzustellen, das jetzt noch gänzlich vermisst wird, ist mit Liebe, nicht mit Parteylichkeit, beschrieben. Einen solchen Entwurf zu Schande zu machen, welche Wohlthat er für die Welt werden konnte, brannte der Egoismus Pitts; und wenn freylich, wie der Vf. sagt, dem Handelsstaate England nicht zu verargen war, was den Weltbürger tief schmerzt so liegt doch hierin wohl zugleich ein Seufzer, dass ein Handelsstaat, als solcher, eine so entscheidende Stimme im europäischen System führt. Bey Angabe der Ursachen, durch welche Bonaparte bestimmt ward, sein Werk in Ägypten zu verlassen, ist vergessen, dass er nach Vernichtung seiner Flotte, und bey dem Geist der Zwietracht und Erschlaffung, in welchen Frankreich selbst verfallen war, schlechterdings nicht mehr hoffen konnte, jenes Werk glücklich zu vollführen, dass ihm dazu einige Hoffnung wieder werden durfte, wenn er sich selbst der französischen Nationalkraft bemächtigte. In Paris konnte er damals mehr für die Eroberung Ägyptens thun, als in Alexandrien.

Eben so glauben wir nicht, dass irgend eine Mässigung von seiner Seite dem Frieden von Amiens eine beträchtliche Dauer hätte sichern können, sobald Pitt wieder an das Ruder kam; und wäre diess auch nicht geschehen: so war und ist die Politik Pitts so sehr in der Zeit in England überhaupt, dass sie in Kurzem von jedem Individuum, welches dort das Staatsruder auf längere Zeit führen wollte, wieder ausgesprochen und befolgt werden musste. Das ist der Triumph dieser Politik geworden, dass sie den Ungestüm Napoleons bald zu Massregeln trieb, welche noch weniger ausführbar und sowohl für ihn selbst als Frankreich ungleich verderblicher waren, als Pitts Entwürfe und Einfälle für England irgend werden konnten. Wer weiss, wenn das Continental-System, in dessen Natur die Übertreibung, und mithin seine eigene Zerstörung lag, nicht aus Napoleons Kopf, oder vielmehr aus der wilden Gährung seiner Leidenschaft entsprungen wäre, ob alle Anstrengungen Englands, des eigenen Vortheils, der eigenen Grösse wegen, die übrigen Völker wider die napoleonische Universaltyranney beschirmt hätten.

Wir haben mit dem Vf. auch in den Anstrengungen Englands während der französischen Revolution unbedenklich den reinen Willen abgeleugnet, weil im Grunde dasselbe böse Princip, welches in Napoleon bekämpft wurde, nämlich die Sucht, kein Gleichgewicht zu dulden, sich während des Kampfes, nach einstmaliger glücklicher Vollbringung desselben, in England übermächtig gezeigt hat, und nirgends ein Anzeichen ist, dass es von diesem bösen Princip lassen werde. Durchaus sind wir der hier geäusserten Meinung, dass gar kein Gleichgewicht im Sinne des europäischen Völkerrechts auf dem festen Lande zu einiger Sicherheit gedeihen könne, sobald es nicht auch zur See herrscht. Das Völkerrecht ist ein Ganzes, und umfasst jede Gegend der Erde und des Meeres, wo menschliches Walten gilt. „Wahrhaft politisches Gleichgewicht, heisst es S. 94, besteht doch nimmermehr allein auf dem Lande, es muss fast noch mehr auf dem Element gesucht werden, das alle Theile des ersteren verbindet, von Niemand kann in Besitz genommen werden, und nun doch so oft schon durch Hader und Zwistigkeiten versperrt wurde."

Sehr zu beherzigen ist auch, wenn weiter behauptet wird, dass die schwankenden Begriffe und Übereinkünfte über neutrale Schiffahrt uns keineswegs berechtigen durch ihre Unbestimmtheit, sie gänzlich zu verwerfen, sondern wir durch diese nur aufgefodert werden, sie endlich klar und fest aufzustellen, wie es der Würde des europäischen Völkerrechtes gemäss ist. Dasselbe gilt nicht zur See, mithin auch nicht auf dem festen Lande, wenn keine neutrale Flagge geduldet, unverletzlich geachtet wird; Alles, was neuerdings gegen diese gesagt wurde, ist so erbärmliche Sophisterey, dass es keine Widerlegung verdient. Nimmer vergesse man bey Schätzung des Einflusses von England auf Europa in den letzten Zeiten, dass Napoleon, wenn auch nicht seinen einzigen Anlass, doch seinen besten Scheingrund für seine Zerstörung alles Völkerrechtes von dem Hohn hernahm, mit welchem die Britten die neutrale Flagge behandelten; nimmer vergesse man, dass eine Tyranney, die das Völkerrecht zur See zerstören darf, wenigstens von einer Seite furchtbarer und lastender sey, als alle tyrannische Willkühr, die Napoleon oder irgend ein Anderer je auf dem Continent sich erlaubte. Eine Universalmonarchie auf dem Ocean wird durch ihre Flottenmacht und ihre Massregeln verhindern können, dass irgend eine andere Flotte genug gedeihe, um irgend einen Widerstand gegen sie zu versuchen, dass die geringeren Flotten mehrerer Völker sich zusammenthun können, um mit vereinter Kraft nur etwas wider sie wagen zu dürfen. So lange dagegen auf dem festen Lande nur noch hunderttausend Männer frey genug denken, um wider den allmächtigen Tyrannen desselben den Arm zu erheben, so lange es noch Höhlen und Schlüfte giebt, wohin die Waffe der Freyheit gerettet werden kann: so lange ist auch für die europäische Freyheit noch Hoffnung, dass sie sich plötzlich erheben und den Riesenbau der Tyranney niederstürzen könne.

Ganz stimmen wir nun dem Endresultate des Vfs. bey, dass wir auf einen dauernden Frieden nie rechnen können, sobald Englands Übermacht zur See sich nicht unter ein wahrhaftiges Völkerseerecht, unter ein ächtes europäisches Gleichgewicht beuget. Dass es dieses freywillig thue, einer solchen Hoffnung widerspricht sein ganzes bisheriges Benehmen, lässt sich

von der verführerischen Gewalt, welche das Bewusstseyn der Übermacht, so über Staaten, als über einzelne Menschen ausübt, nicht erwarten. Kriege werden nöthig seyn, um durch die Freyheit der Meere uns die Freyheit des Continents zu sichern, und vielleicht ist der Zeitpunct nicht fern, wo eben dieselben Mächte, die wider Frankreichs Universalmonarchie auf dem festen Lande mit Grossbritannien zusammenstanden, wider dieses und seine Despotie zur See mit Frankreich zusammenstehen. Eines nur ist, was jenen Zeitpunct noch lange entfernt halten könnte, wenn nämlich die Mächte des Continents zu der hellen Überzeugung gelangten, dass hie und dort in ihrer Mitte noch ein Krebs des Unrechtes ausgeschnitten werden müsse, ehe auch ihr System, selbst wenn Freyheit zur See wäre, ein gesundes Wachsthum in Freyheit und völkerrechtlicher Gleichheit hoffen darf.

No. 2. Hr. *Arndt* spricht auf den ersten 14 Seiten allerley Freudiges über die Freyheit, womit wir wieder athmen können, mit Zerknirschung über die Zeit unserer Sclaverey u. s. w., und entschuldigt sich über diese unzweckmässige Weitläuftigkeit mit der Bemerkung, dass man jetzt bey jeder Gelegenheit suchen müsse, dasjenige zu zeigen, was der Geist der neuen Weltgeschichte, und der Geist der Stunde sey, worin wir leben, und dass Viele *ungefähr* verstehen lernen sollten, was Alle empfänden. Wir würden gern, unserem oben geäusserten Wunsche gemäss, dass viele der Zeitgenossen nur soviel Anklang historischer Kunde, wie Hr. *Arndt*, zur Betrachtung unserer Tage bringen möchten, dieser unzweckmässigen Weitläuftigkeit der Einleitung nachsehen, wenn nicht durch eine unmittelbare Beleuchtung des hier gewählten Gegenstandes der Geist der neuen Weltgeschichte mit der grössten Zweckmässigkeit viel deutlicher gemacht wäre, als durch das Hin- und Herwogen von Empfindungen und Vorstellungen in jener irren Einleitung geschehen mag, und wenn der Vf. nicht unmittelbar darauf über die gepriesene deutsche Gründlichkeit, unsere bleyernen Gelehrten, welche weit und breit ihr Wasser überströmen liessen und fruchtbare Felder mit Sand und Gries bedeckten, ungebührlich spottete. Eine gedrungene, leichte, klare, in sich vollendete Schreibart ist hier so wenig zu finden, wie bey jenen bleyernen Gelehrten: und wenn diese von den höheren geistigen Regionen in unseren Kenntnissen wenig Ahndung verrathen: so zeigt Hr. *A.* wenigstens kein Geschick, sich in denselben zu orientiren und mit Bestimmtheit anzusiedeln. Nach seinen Ausdrücken gehören „die politischen Dinge einer Mittelwelt an, die zwischen der schweren irdischen und der leichten idealischen Welt, bald von der einen bald von der anderen gezogen, sich in kometischen Bahnen bewegt, und weder so gefasst noch gezeigt werden kann, als die, worauf wir mit den Füssen zu stehen meinen, und wovon wir doch nach dem Ablauf so vieler Jahrtausende unseres Geschlechtes so wenig wissen." Mit solchem Wortschwall treibt sich der Vf. noch eine Zeitlang in seiner neblichten Mittelwelt umher, ehe er, sich auf seinen bestimmten Gegenstand niederlässt, ohne uns das mindeste Vertrauen eingeflösst zu haben, dass er über denselben mit der Wahrheit und Unparteylichkeit, die er gelobt, reden könne. Und mit welcher künstlichen Abgeschmacktheit gelobt er es: „Uns hat man nie *goldene Sporen* zu geben bedurft, wir haben immer gemeint, die *goldene Wahrheit* wiege schwerer als Guineen und Napoleonsd'or. "!

Von den Eigenthümlichkeiten des Franzosen ist Allerley mit Richtigkeit wahrgenommen; eben so von den brittischen. Zu einer tieferen Erkenntniss des Charakters einer Nation wird man nie durch Betrachtung der blossen Gegenwart gelangen, denn diese Erscheinung ist zu wechselnd und zu reichhaltig; nur durch die Geschichte der Entstehung eines Nationalcharakters, die uns von dem Einfachen in ihr steigend zu dem Verwickelten führt, wird sie uns erklärlich. Wer eine solche Geschichte des Charakters der französischen Nation gegenwärtig hat, wird ihr nicht mit dem Vf. alle Anlage zur bürgerlichen Freyheit absprechen, sie nicht für einen nothwendigen Sclaven eines königlichen Despoten ausgeben, sondern die Züge und Thatsachen, die zu einem solchen Wahn verführen könnten, grösstentheils aus dem Umstand erklären, dass das gesellschaftliche Leben in Frankreich mittelst des Feudalwesens und auf dessen Trümmern zu viel Entwickelung und Reichhaltigkeit gewonnen hatte, um einer freyen Verfassung entbehren zu können, welche ihr indess das Geschick nicht, wie der englischen Nation, gegen die Feudalität hat verleihen können. Darin nun, dass die reiche gesellschaftliche Ausbildung der Franzosen sich an keine freye und starke Verfassung aufrankte, und sich nicht von der Feudalität, trotz ihrer Üppigkeit, loszumachen vermochte, liegt der Hauptgrund, dass die französische Cultur keine Idealität gewann; und deshalb, weil zu gleicher Zeit die meisten übrigen Völker noch nicht im Stande gewesen, das Feudalwesen, wo es bestand oder verfallen war, mit gesellschaftlicher Bildung reich zu überkleiden, wurden die Franzosen Tonangeber und Herrscher im Reich der Cultur und der Sitten. Wir glauben, dass dieser Blick auf die Geschichte uns diese Herrschaft begreiflicher macht, als die sehr zu bezweifelnde Behauptung des Vfs., dass mit der Reformation das logische und dialektische Zeitalter eingetreten sey, und der Franzose im Dialektischen und Logischen seine Stärke habe.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Engelmann: *Über den bisherigen und künftigen Einfluss Englands auf Europa, und was hat Europa von ihm zu hoffen oder zu fürchten?* u. s. w.

Ohne Angabe des Druckorts: *Über das Verhältniss Englands und Frankreichs zu Europa*, von *E. M. Arndt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

So wenig die Historie den zu starken Schatten billigen kann, in welchen die französische Nation hier gestellt ist, wird sie mit dem Licht zufrieden seyn, das hier auf den Charakter des brittischen Volkes und seiner Verfassung geworfen ist. Allein der grösstentheils wohlthätige Einfluss, welchen England auf das europäische System hatte, wird ihm zu sehr als reines Verdienst angerechnet. Die Geschichte thut unwiderruflich dar, dass es jenen Einfluss zunächst, oft einzig, seines eigenen Handelsinteresse wegen übte, und dass die Britten sich öfters als habsüchtige und grausame Kaufleute gezeigt haben. Die ganze Untersuchung wird in Sophisterey hinübergespielt, wenn der Vf. meint, von England alle Flecken durch die Bemerkung zu wischen, dass, wer für die Gerechtigkeit und die Ehre kämpfe, auch seinen Eigennutz fördere. Wir können diess dahingestellt seyn lassen; aber hier steht die Frage so: Gewann England an politischen und mercantilischen Vortheilen, indem es grossmüthig nur für Recht und Ruhm kämpfte? oder, förderte es, indem es sich für seinen Eigennutz anstrengte, auch häufig Recht und Wohl Europas? Diess Letzte bejaht die Geschichte, Hr. *Arndt* das Erste. Eben so ist Gaukelspiel, wenn er manche ungeheure Schritte, die sich Grossbritannien in den letzten Jahrzehnten erlaubte, damit entschuldigen will, dass die Nothwendigkeit der Begebenheiten die Menschen und Völker oft aus ihrer Bahn reisse. Schwerlich wird die englische Politik zu Gunsten des Völkerrechtes wieder in die Bahn einlenken, wenn die Begebenheiten auch schon verschollen sind, durch welche sie hinausgedrängt seyn soll; und es liesse sich wohl nachweisen, dass sie aus der Bahn trat, Ereignisse herbeyzuführen, wodurch sie noch weiter von ihrer rechten Bahn fortgetrieben wurde. Wenn der Vf. uns damit trösten will, dass der eigene Vortheil England die Mässigung lehren werde, welche wir nicht erzwingen können: so befriedigt dieser Trost eben so wenig, als ein freyer Mann und ein freyes Volk es ihrer würdig halten werden, ihn anzunehmen. So unbestreitbar es ist, dass Grossbritannien seinen Flor insonderheit dem ursprünglichen deutschen Geiste verdankt, welcher in dessen bürgerlichen Institutionen bewahrt wurde, und dass eben dieser Geist so gut die Freyheit im europäischen Staatensystem, als im Inneren der Staaten will, dass England desshalb auch seinen eigenen Flor untergraben werde, wenn es die europäische Freyheit, also auch das Völkerrecht zur See nicht unverletzlich hält: so wenig darf man sich schmeicheln, dass diese Überzeugung je seine Politik ganz durchdringen, und der Glanz der ungeheueren Vortheile von einem despotisirenden Übergewicht im Welthandel nicht so lange die Britten blende, bis er endlich, was gewiss dereinst geschieht, durch Maximen, die vom Völkerrecht verworfen werden, zu Grunde geht. Früher oder später werden wir erzwingen können, dass die Überspannung im Verhältniss Grossbritanniens, als eines Seestaates, zu der europäischen Welt aufhöre, und für diesen Moment in der Weltgeschichte müssen wir durchaus vorzüglich auf den Beystand Frankreichs rechnen. Der Vf. verbittet sich die Franzosen gänzlich als Ausgleicher dafür; und wir können diess dem Zeitpuncte zu gut halten, als er schrieb; denn das Übel von der Welttyranney Napoleons, zu welcher er die Franzosen verbrauchte, ward noch damals zu drückend gefühlt.

Eben so darf man nicht der Stimmung verzeihen, wenn das ganze Verhältniss der französischen Revolution zu der europäischen Freyheit und Cultur verkannt ist, und sie durchaus nicht als eine grosse Begebenheit im Plane der Vorsehung, sondern bloss als ein Hirngespinst und ein Verbrechen des französischen Volks genommen wird. Dass wir endlich als Völker wieder dastehen, dass Hr. *Arndt* und seines Gleichen in einem fast demagogischen Tone für die Freyheit reden dürfen, ist Folge der Verhältnisse, welche die französische Revolution zertrümmerte, der Ideen und Triebe, welche durch sie in Schwung gekommen sind: für unsere Freyheit hat sie mehr gethan, als Englands System. Der gründliche Historiker kann ihr eine grosse Lobrede halten: wollte er diese aber als Lob der Franzosen gelten lassen: so hörte er auf, Historiker zu seyn, und würde, wie Hr. *Arndt*, welcher den Britten als Tugend anrechnet, was durch jenes System, worin der Plan der Vorsehung sie eingefugt hat, Gutes geschaffen wurde.

Ma.

J U R I S P R U D E N Z.

Kiel, in der Schulbuchdruckerey, b. Schmidt: *De Verborum significatione tituli Pandectarum et Codicis*, cum variae lectionis apparatu curavit *Andr. Guil. Cramer*, Jurisconsultus. 1811. LII u. 148 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir verdanken diese vortreffliche Bearbeitung der Titel *de verborum significatione* der von dem verdienstvollen Vf. so emsig betriebenen Beförderung exegetischer Vorlesungen auf der Universität zu Kiel. Wenn jedoch dieser Abdruck zunächst nur für die Bequemlichkeit seiner Zuhörer sorgen sollte: so giebt der Vf. auf der anderen Seite die angenehme Hoffnung, eine nach denselben Grundsätzen bearbeitete Ausgabe des gesammten *Corpus juris* zu liefern, wenn anders Rec. seine in der Vorrede S. XII geäusserten Worte recht zu deuten versteht, und nicht bloss nach seinem sehnlichsten Wunsche erklärt. Jeder, der nur einigermassen mit dem Gange der Kritik bekannt ist, wird die ächt kritischen Grundsätze zu würdigen wissen, welche bey der gegenwärtigen Ausgabe befolgt worden sind; Rec. kann, da er von ihrer Wahrheit schon früher innig überzeugt war, sich damit begnügen, dieselben aus der gehaltvollen Vorrede, deren geringstes Verdienst der gute lateinische Ausdruck ist, auszuheben, um die neue Aussicht, welche sich für die so lange vernachlässigte Berichtigung des Textes unseres Gesetzbuchs hier eröffnet, in ein helles Licht zu setzen.

Bey der Bearbeitung des Pandectentitels ging der Vf. von dem Grundsatze aus, dass die florentinische Handschrift *nicht* die Quelle aller übrigen Handschriften sey, und dass daher die Handschriften ausser derselben, so wie die alten Ausgaben, bey Berichtigung des Textes nothwendig zugezogen werden müssten. Er beseitigt die allerdings gewichtvollen Gegengründe durch folgendes scharfsinniges Räsonnement: „*Ex quo enim*, sagt er, *quae Antonius* (*Augustinus*) *et qui hunc longa serie exceperunt, suae sententiae stabiliendae protulerunt argumenta, quantivis profecto ponderis et omnino ita speciosa, ut de iis dimovendis non pauci desperaverint; accurata, quantum in me est, mentis libra perpendere, et in omnem Corporis juris historiam me altius ingerere institui, tandem post multas ambiguitates, in ea sententia requievi, probabilibus argumentis confici posse, sub primis glossatoribus, et in ipsa Bononiensi schola, e diversis, qui circumferebantur, libris, docentium consensu paulatim novam constitisse librorum nostrorum recensionem, quam et in docendo sequerentur ejusdem scholae antecessores, et in describendis exemplaribus librarii jurisque studiosi. Hac enim una ratione, per se nec improbabili et ingenio illorum hominum ac temporum, quibus vel in calamum dictari soleret, qui exponeretur contextus, satis apta, commode explicare mihi posse videbar: cur quotquot habeamus praeter Florentinum libros scriptos, nullus* (?) *tamen expedat Glossatorum aetatem, pro inutilibus scilicet habitis, qui ante exarati erant; deinde cur in nonnullis cum Florentino, quippe cujus jam tum usus, ad unum, omnes conveniant, quare id rursus fiat unanimi fere consensu, quale quid inprimis deprehendimus in omissione Inscriptionum, quarum usus in vita communi nullus videretur; et in neglectu eorum, quae Graeca lingua efferuntur, cujus nemo prope tum temporis curam ageret*“ u. s. w. Da aber diese neue bononische Recension keineswegs habe verhindern können, dass Abschriften, welche nach derselben eingerichtet worden wären, aus älteren und früheren Handschriften genommen wären: so könne man nicht sagen, dass die florentiner Handschrift die Quelle aller übrigen sey. — Da dieselbe jedoch die älteste ist: so hat der Vf. für gut gefunden, den Text derselben nach deren Lesart, und zwar reiner als *Torelli* und *Gebauer*, abdrucken zu lassen. Die florentiner Handschrift lässt nämlich oft die Wahl zwischen zwey verschiedenen Lesarten, deren eine im Texte, die andere auf dem Rande steht. Beide Herausgeber haben nur nach Willkühr bald die erste, bald die zweyte, in ihren Text aufgenommen, der Vf. jedesmal die erste, wenn sie nur irgend zu vertheidigen war, und nur dann die zweyte, wenn die erste offenbar sinnlos war. Ferner hat er, so wie *Torelli*, die Inscriptionen wieder mit Buchstaben, und nicht, wie *Gebauer*, mit Zahlen, drucken lassen, die griechischen Stellen, zwar nicht, wie *Torelli*, mit grosser Schrift, aber auch nicht, wie *Gebauer*, mit Accenten versehen, die Orthographie dagegen, in sofern sie nur nicht gar zu ungewöhnlich war, aus Torelli beybehalten. Ausserdem hat der Vf. auch die seit den Glossatoren üblichen §§ Zeichen, und die *signa Taurellii* beybehalten, letztere jedoch nur, um seine Zuhörer auf die Bedeutung derselben aufmerksam zu machen.

Was die Variantensammlung anlangt: so sind die verschiedenen Lesarten der in der *gebauerschen* Ausgabe benannten von *Brencmann* benutzten Handschriften, und der von *Gebauer* verglichenen *rehdingerschen*, ferner die Lesarten einer auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindlichen, vollständig ausgezogen; die *vorzüglichsten* dagegen aus folgenden gedruckten Ausgaben: *Digestum novum. Venetiis per Andr. Calabrensem* 1491, *D. N. Venetiis per Bapt. de Portis* 1494 und 1507, *D. N. Paris. ap. Thiel. Kerver* 1510, *D. N. Lugd. ap. Fradin.* 1511, der *holoanderschen* Ausgabe, *D. N. Lugd. ap. Senneton.* 1550, *D. N. Miraei* (gewöhnlich *Corpus Augustini*) *Paris.* 1550. 4, *D. N. Lugd. ap. H. a Porta* 1551. 4, der zweyten *miraeischen* Ausgabe *Paris.* 1552. 8, der *syphrianischen* Ausgabe *Lugd.* 1551, 8, *D. N. Lugd. ap. H. a Porta et A. Vincent.* 1551. 4, der *russardschen* 1561, der *le conte'schen* 1571, *D. N. Lugd.* (*leo erectus*) 1575, der *charondas'schen* 1575, der *pacischen* 1580, der *gothofredischen* und *baudozaschen*; zugleich sind die in der Glosse, den griechischen Auslegern, und den kritischen Observationensammlungen enthaltenen Varianten und Bemerkungen benutzt.

Was den Titel *de verborum significatione* des Codex anlangt: so ist die *spangenberg'sche* Ausgabe bey dem Texte zum Grunde gelegt, und die in der-

ſelben enthaltenen Varianten der göttingiſchen Handſchrift, ſo wie der Ausgabe des *Le Conte* von 1564, ausgezogen. Auſserdem verglich der Herausgeber zwey kopenhagener Handſchriften, und die *offenbachiſche* (jetzt auf der Stadtbibliothek in Hamburg befindlich, was aber, da damals Hamburg unter franzöſiſcher Bothmäſsigkeitt ſtand, nicht bemerkt werden konnte, um nicht die franzöſiſche Raubgier auf dieſe Handſchrift aufmerkſam zu machen), und folgende alte Ausgaben: *Nürnberg bey Koberger* 1488, *Venetiis ap. Bernard. ſtagnin. de Tridino* 1495, *Venet. per Bapt. de Tortis* 1496, *Lugd. per Nicol. de benedictis* 1502. *Pariſ. ap. Rembolt.* 1505, *Lugd. ap. Nicol. de benedictis* 1506 und 1509, *Lugd. ap. Franc. fradin*, 1514, *Pariſ. ap. Petit et Boucard* 1516, *Pariſ. ap. Claud. Chevallon.* 1537, *Pariſ. ap. viduam Kerver* 1538, die *haloanderſche* Ausgabe, dann die pariſer 1542, 8, *Lugd. ap. Senneton.* 1549, *Pariſ. ap. Guillard.* 1550 4, *Lugd.* 1551, 8, *Lugd. ap. H. a Porta et A. Vincent.* 1551, 4, *Pariſ.* 1553, 8, die *ruſſardſche*, *le conteſche* von 1569 Fol., 1571, 8, *Antverp.* 1575 Fol.; die *charondasſche*, *paciſche*, *gothofrediſche* von 1583, und die von *Baudoza*, endlich die *Baſiliken*, die *Gloſſe*, und die Gloſſatoren *Azo*, *Bartolus*, *Caſtrenſis* und *Salicetus*.

M. E.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Maurer: *Erdanſichten, oder Abriſs einer Geſchichte der Erdkunde, vorzüglich der neueſten Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft*, von *Auguſt Zeune*, nebſt 6 Charten. 1815. IV u. 176 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. liefert in dieſem Buche eine deutſche, ausführlichere Bearbeitung ſeiner im Jahr 1802 zu Wittenberg herausgekommenen Streitſchrift: *De hiſtoria Geographiae*, die den Freunden der Erdkunde um ſo willkommener ſeyn muſs, je weniger dieſer Gegenſtand noch zur Genüge bearbeitet worden iſt. Der Vf. hält ſich genau an die chronologiſche Ordnung, ohne die Geſchichte der Erdkunde von der Geſchichte der Erdbeſchreibung zu unterſcheiden. Sein erſter Zeitraum, die ſagenkundige Zeit, geht bis auf den Herodot. Die erſten urkundlichen Nachrichten kommen in der Geneſis vor. Den Meerſtrom, aus welchem die vier anderen Erdſtröme ausflieſsen, erklärt ſchon Joſephus für das Weltmeer, und dieſs ſtimmt mit Homers Okeanos überein. Die Beſchreibung des Joſua, bey dem Einrücken in das gelobte Land, mag allerdings keine gezeichnete Landcharte bedeuten. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt des Euſtathius Nachricht von den Landcharten und Erdkugeln des Seſoſtris. Die Völker, die in dieſem Zeitraume die Länderkunde erweiterten, ſind die Phönicier und die Griechen. Von jenen rühren wahrſcheinlich die Benennungen Aſien [von Aſi, d. i. Morgenſeite] und Europa [von Ereb, d. Abendſeite] her. Unerweislich iſt aber gewiſs ihre Schiffahrt über den atlantiſchen Ocean, nach America; und man ſollte aus der Sprache und Geſichtsbildung der Caraiben nicht mehr auf ihren phöniciſchen Urſprung ſchlieſsen. In der Darſtellung einer orphiſchen Charte nach der Odyſſee weicht der Vf. von der, die Voſs in ſeiner Überſetzung des Homer mittheilt, auf eine bedeutende Art ab, und er legt die Gründe, die ihn dazu bewegen, den beiden Kennern der alten Erdkunde, Voſs und Ukert, ganz beſonders an das Herz. Seine Darſtellung ſtimmt übrigens mit der mannertſchen faſt ganz überein. Der Vf. geht hierauf zu der Erdanſicht über, die Äſchylus, in ſeinem gefeſſelten Prometheus, bey der Schilderung der Irrfahrten der Io mittheilt. Er nimmt gegen Hermann, der ſtatt *Arabias Gabias* leſen will, mit Schütz die Vertauſchung mit *Chalybias* an. Allerdings kann ſchon, Strabo's Zeugniſs zufolge, Anaximander, des Thales Schüler, eine Erdcharte entworfen haben, die Hekatäos bey ſeiner Beſchreibung zum Grunde legte. Daraus folgt aber nicht, daſs er die Kugelgeſtalt der Erde geglaubt habe. Der Vf. nennt ſeinen zweyten Zeitraum die geſchichtkundige Zeit. Sie läuft bis zum Eratoſthenes fort. Zuerſt kömmt Herodots Erdanſicht. Africa's Umſchiffung durch Phönicier, zu den Zeiten des ägyptiſchen Königs Neko, behauptet der Vf. gegen Mannerts Zweifel. Herodot führt [IV, 42] die Erzählung von dieſer Umſchiffung nicht als eine Sage an. Warum ſollten auch die Ägypter, die ſeit Pſammetichs Zeiten mit den Ausländern ſo ſehr in Verkehr ſtanden, eine ſolche Unternehmung nicht den ſeekundigen Phöniciern anvertraut haben? Vielleicht waren die mit dieſer Schiffahrt verbundenen Schwierigkeiten eine von den Urſachen, welche die fernere Benutzung dieſer Entdeckung verhinderte; auch bedurften die Phönicier nicht dieſes weitläuftigen Weges, um zu dem Beſitze der koſtbaren Erzeugniſſe Indiens zu gelangen. Der, dem Vater Herodot unbegreifliche Umſtand, daſs die Sonne den auf der Südſeite des Äquators hinſchiffenden Phöniciern gegen Norden erſchien, zeugt gerade für die Wahrheit ſeiner Nachricht. Auch widerlegt ſie nicht die Unternehmung des phöniciſchen Admirals Hanno, der zur Erforſchung der Weſtküſte von Africa ausfuhr, und nur bis Guinea kam. (Plinius führt im II B. Cap. 67 noch mehrere Beyſpiele von ſolchen an, die von Gades nach Arabien, oder umgekehrt von Arabien nach Gades, fuhren.) In der Darſtellung der Entdeckungsreiſe des Hanno prüft der Vf. die Erörterungen von Mannert, Goſſelin und Hug. In Anſehung der Thule des Pytheas ſtimmt er der Meinung Mannerts bey, der, wegen der kurzen Nächte von 2 – 3 Stunden, die Inſel Island darunter verſteht. Den Tanais, das Ziel der zweyten Fahrt des Pytheas, erklärt der Vf. für die Düna. Den dritten Zeitraum nennt er die meſskundige Zeit. Unſtreitig war dieſs das goldene Zeitalter der alten Erdbeſchreibung. Noch immer bleibt Strabo, der den Eratoſthenes zum Grunde legte, ein Muſter geographiſcher Darſtellung. Der römiſche Erdbeſchreiber Plinius will zu ſeinen geographiſchen Überſichten 3000 Schriftſteller benutzt haben. [Daher ſagt er III B. 1 Cap.: *Quapropter auctorem neminem unum ſequar; ſed ut quemque veriſſimum in quaque parte arbitrabor.*] Der vierte Zeitraum, die ſternkundige

Zeit, fängt mit dem Marinos an. Ptolemäus war der Erste, der sich der Ausdrücke Länge und Breite bediente, der Chorographie von Geographie unterschied. Nach ihm folgt ein mehr als tausendjähriger Stillstand in der wissenschaftlichen Bearbeitung der Erdkunde. Pausanias, Agathemer u. A. trugen bloss zur Erweiterung der Länderkunde bey. Die unter dem Namen der peutingerschen Tafel bekannte römische Wegcharte [eine Riemcharte, welche die Griechen Sphendone nannten] rührt wahrscheinlich aus den Zeiten des Kaisers Severus her, und das in Wien aufbewahrte Exemplar derselben ist von einem Mönch des dreyzehnten Jahrhunderts nachgezeichnet worden. Der fünfte Zeitraum, der mit dem Indusfahrer Kosmos anfängt, sollte statt Landreisende besser die Zeit der Landreisen genannt werden. In denselben gehört, nach unserem Vf., der zu Venedig aufbewahrte Dicuil, den Maltebrun in das dreyzehnte Jahrhundert versetzt. Der christliche Erdbeschreiber Guido, der um die Mitte des achten Jahrhunderts lebte, war ein Gothe [S. 57]. In diesem Zeitalter traten die Araber, die durch ihre ausgedehnten Eroberungen, und durch ihre Bekanntschaft mit den Griechen, auf die Erdkunde geleitet wurden, unter den Bearbeitern derselben auf; sie lieferten aber nur Beschreibungen einzelner Länder. In diesen Zeitraum fallen auch die Länderentdeckungen der Normänner, die auf ihren Fahrten die östliche Küste von Nordamerica erreichten. Nach Torfäus, in seiner *historia Vinlandiae antiquae*, kam ein gewisser Björn, erst allein, hernach begleitet von Leif, nach einem flachen, mit Holz bewachsenen Lande, wo eine milde Luft wehete, wo die Reisenden schöne Lachse, herrliches Pelzwerk, wilde Weintrauben [daher Weinland], kleine Einwohner fanden, wo der kürzeste Tag 8 Stunden dauerte. Da diess unter dem 52° d. Br. der Fall ist: so erklärt man das Winland, wofür Andere Windland lesen, durch Canada oder Neufundland. Sehr verdient um die Erweiterung der Erdkunde machten sich in dieser Zeit die Italiäner, ein Marco Polo, ein Marin Sanudo, die Brüder Zeno u. A. Der sechste Zeitraum ist die erdumsegelnde Zeit, oder vielmehr die Zeit der Erdumsegler. Hier kommen die bekannten Entdeckungen der Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer, Franzosen vor. Der Vf. geht nun zur wissenschaftlichen Beschreibung der Erdkunde in den neueren Zeiten fort. Büsching wählte nicht, nach Strabo's Beyspiel, die natürliche, sondern die statistische Darstellungsart. Um so mehr erwarb sich Gatterer das Verdienst, auf Witterungsbezirke, Abdachungen der Meere, Flussgebiete aufmerksam zu machen: nur sollte er nicht alle Höhenzüge als mathematische Linien annehmen; auch schwankt er noch zu sehr, nach des Vfs. Ausdruck, zwischen dem Land- und Staatenthümlichen. Der Vf. geht nun zuletzt zu seiner eigenen Bearbeitung der Erdkunde, und zu den Schriftstellern, die mit ihm mehr oder weniger übereinstimmen, über. Bekanntlich sprach er seine Ansicht von der erdkundlichen Darstellung zuerst in der Gea aus. Diese Gea, in der Folge Göa genannt, beurtheilt er hier selbst, und zeigt, wie in diesem Versuche Manches der natürlichen Methode noch nicht angemessen war. Auch von vielen anderen Schriftstellern, welche die geographische Lehrart zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten, theilt er sein Urtheil mit. Aus alle dem, was der scharfsinnige Vf., wenn gleich mit einigen Sonderbarkeiten der Schreibart und der Rechtschreibung, zusammengestellt hat, folgt ganz offenbar, dass es zwey Lehrarten für die Erdkunde geben muss: 1) eine natürliche, das heisst, mit dem Boden übereinstimmende, für den ersten Unterricht, und 2) eine statistische für die Erwachsenen. Die dieser Schrift beygefügten kleinen Chärtchen stellen die Erdansichten des Homer, des Herodot, des Strabo, des Ptolemäus, des Edrisi, und des neueren Geographen Krause, vor.

Jg.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Mainz*, b. Kupferberg: *Gedanken über Errichtung eines Fonds zu einer ständigen Tilgungscasse sämmtlicher Schulden der Bürger eines Staats, um dadurch zugleich eine vielfache Vermehrung aller Einkünfte* a) der Hospitien und Armenanstalten, b) der Kirchen, Pfarreyen und Seminarien, c) der Universitäten und Schulen, *sodann eine beytragsfreye Assecuranzcasse, so wie eine allgemeine bürgerliche Witt.b.- und Aussteuer-Casse*, vermittelst geringer jährlicher Beyträge, *zu bewirken*, von *Erasmus Lennig*. 1814. 71 S. 8. (6 Gr.)

Der Vorschlag des Vfs. zu einer Amortisationscasse unter dem Namen Administration der Privat-Schulden-Tilgungs-Casse für einen auf eine Million Menschen angenommenen Staat besteht darin: alle Capitalien und alles unbewegliche Vermögen nicht nur der im Titel angegebenen Körperschaften, sondern auch der Mündel, Minderjährigen, und Gemeinden zu vereinigen, alles unbewegliche Vermögen mit einigen Ausnahmen zu veräussern, alle Capitalien allen Schuldnern aufzukündigen, das veräusserte unbewegliche Vermögen und die aufgekündigten Capitalien auf 50 Jahr gegen 6½ Procent verzinsen, und jenes wie diese nach Verlauf von 50 Jahren dem Verzinser eigenthümlich ohne Zahlung des Kaufschillings und des Capitalstocks zufallen zu lassen. An alle Gläubiger, von welchen die Verwaltung Capitalien oder Immobilien zum Verkaufe erhalten hat, sollen 4½ Procent jährliche Zinsen in halbjährigen Fristen gezahlt; der jährliche Überschuss wieder eben so ausgeliehen, und so durch das Anlegen der Zinsen und Zinses-Zinsen der Fonds zur Tilgung aller Schulden gebildet, nach und nach endlich zwischen dem 30 — 50sten Jahre von den Zinsen des Capitalstocks die Verbesserungen angefangen, und im 125sten Jahre der Capitalstock auf eine unveränderliche Summe festgesetzt werden. Die Einwürfe von Wucher, von Unthunlichkeit der Anlegung, von Schwierigkeit der Verwaltung, von der Ungewissheit des Eingangs der Zinsen, von den Zufällen, die den Untergang nach sich ziehen können, verleiten ihn zum Theil wieder zu anderen Vorschlägen, worunter auch im Betreff der unvermutheten Zufälle der ist, dass den Schuldnern, z. B. Gemeinden oder Gemeindegliedern, in dem Hypotheken-Vertrage die Verbindlichkeit der Zahlung auferlegt werde, alle Zinsbezahlung einzustellen, wenn es sich offenbaren würde, dass die Verwaltung gezwungen wäre, anders als nach den Gesetzen des Instituts zu handeln. Dass der Vf. es gut meint, dass er aber auch seiner Sache gewisser ist, als die Sache es ihrer werden kann, ist hienach wohl nicht zu bezweifeln.

Dc.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815

MEDICIN.

Leipzig, b. Hinrichs: *System der Wundarzneykunst* von D. *Johann August Tittmann.* Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. I u. II Abtheilung. 1810. III Abtheil. 1811. Zusammen 648 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Chirurgie zu Vorlesungen für das dresdener *Collegium medico-chirurgicum* bestimmt.

Da dieses Lehrbuch bereits hinlänglich bekannt ist, und vielleicht bald wieder aufgelegt werden wird: so beschränken wir uns bloss darauf, dasjenige anzugeben, was wir bey einer neuen Ausgabe berücksichtiget und zum Theil geändert zu sehen wünschen. Die Schrift ist, wie die Vorrede sagt, nach dem Plane des *arnemannschen* Systems der Chirurgie abgefasst, weil jenes zu kostbar sey. Dagegen haben wir zwar im Allgemeinen nichts, obgleich ein so grosser Unterschied des Preises, besonders wenn man die Kupfer abrechnet, nicht Statt findet; allein nicht bloss der Plan und die Grundsätze des Systems der Chirurgie von *Arn.* sind befolgt, sondern oft behält der Vf. selbst die Folge der Perioden und Worte bey. Oft sind *A's.* Worte bloss mit anderen vertauscht, oft in ihrer Stellung verändert, getrennt, zusammengezogen oder in andere Construction gestellt, so dass man deutlich sieht, der Vf. habe *Arnemanns* System vor sich liegen gehabt, und es Seite für Seite, gewöhnlich auch Periode für Periode, auf eine freye Art copirt. Dass er indess Manches ins Kurze zog, oder genauer bestimmte, als im Original, kann man nicht leugnen. Auf der anderen Seite aber können wir nicht billigen, dass er Manches wegliess, was in einem Lehrbuch zu Vorlesungen nie fehlen sollte, z. B. die Angabe der nöthigsten literärischen Notizen, und Namen der Urheber, Erfinder, oder Empfehler der verschiedenen Meinungen oder Methoden u. s. w., welche *Arn.* theils über den Rubriken, theils oft mit einem Wort, sehr zweckmässig, im Text *in parenthesi* genannt hat. Nach unserer Meinung geschieht diess weit kürzer, sicherer und zweckmässiger im Lehrbuche, als durch den Vortrag, weil dadurch weit mehr Zeit verloren geht. Denn Titel der Bücher und Namen müssen sonst dictirt werden; wobey der Schüler die Namen oft falsch schreibt, auch oft genöthigt ist, unnöthige Wiederholungen niederzuschreiben. Die Schrift würde durch Angabe der Literatur nach *A's.* Art, mit kleinen Lettern, kaum ein bis zwey Bogen stärker geworden seyn, und diese hätte man auf andere Art sparen können. Die Namen der Erfinder werden jedoch bey den Verbandstücken und bey den Operationsmethoden mehrentheils genannt.

Nachdem der Vf. in der Einleitung die gewöhnliche Definition und Eintheilung der Chirurgie gegeben hat, zählt er die Vorbereitungs- und Hülfs-Wissenschaften derselben auf, indem er bey jeder den Begriff derselben hinzufügt. Allein diess ist nicht hinlänglich, und zugleich überflüssig. Überflüssig: denn es wird vorausgesetzt, dass der Leser wisse, was Logik, Mathematik, Chemie, Botanik u. s. w. sey, und diess nicht erst aus einem Lehrbuche der Chirurgie lerne. Nicht hinlänglich: denn es ist nicht genug, den Begriff dieser Wissenschaften angegeben zu haben, sondern hier wird erfodert, zu zeigen, warum diese oder jene Wissenschaft als Vorbereitungs- oder Hülfs-Wissenschaft dem Chirurgen nöthig sey. Diess hat der Vf. unterlassen, wenigstens grösstentheils; bloss bey der Mathematik hat er es gethan. Auch sind nicht die Begriffe aller Wissenschaften richtig angegeben. So ist z. B. die medicinische Erdbeschreibung nicht bloss eine Aufzählung „dessen, was sich in verschiedenen Gegenden in Bezug auf Heilkunst, ihre verschiedenen Zweige und die Kenntnisse, welche ihr zum Grunde liegen, Merkwürdiges findet," sondern hauptsächlich eine motivirte Darstellung der Eigenheiten verschiedener Gegenden und Örter, in Hinsicht des physischen Befindens der Bewohner derselben. Vergessen ist eine Wissenschaft, welche dem Arzt und Wundarzt unentbehrlich ist: die *Anthropologie*, welche von der Psychologie, die der Vf. angiebt, dadurch verschieden ist, dass sie den Menschen als ein aus Geist und Körper gemischtes Wesen betrachtet, und alle Erscheinungen an demselben aus diesem Standpuncte untersucht.

Das ganze Werk zerfällt in zwey sehr ungleiche Hauptabtheilungen, von welchen die erste (S. 21—54) die allgemeine Chirurgie, die zweyte (S. 55 bis zu Ende) die specielle enthält. Die allgemeine Chirurgie ist ein Lemma aus der Pathologie, und enthält die Lehre von der Entzündung und ihren Ausgängen so dürftig und einseitig, und so vollständig, wie in allen dergleichen Lehrbüchern, vorgetragen, und mithin nichts Neues. Die Definition der Entzündung giebt der Vf. in folgenden Worten: „Wenn ein Theil schmerzhaft wird, und sich dabey Röthe, Hitze und Geschwulst

mit oder ohne Fieber zeigen: so versteht man darunter im Allgemeinen die Entzündung." Diese ziemlich ungrammatikalisch gestellten Worte enthalten eine ziemlich unlogische Definition. Der Vf. würde besser gethan haben, wenn er sich hier mehr an die Worte seines Vorbildes gehalten hätte. Der Sitz der Entzündung ist sehr richtig in dem Haargefäfssysteme angegeben; die Ursachen derselben aber sind ohne alle Classification in großer Unordnung aufgezählt. Sie werden am besten in mechanische, chemische und dynamische, und diese wieder in somatische und psychische eingetheilt. Die sogenannten Ausgänge der Entzündung sind weder richtig noch vollständig angegeben. Der Vf. sagt: „Eine Entzündung endigt sich auf folgende Weise: 1) sie wird zertheilt, 2) geht in Eiterung, 3) in Verhärtung, 4) in Brand über, 5) sie wird chronisch, 6) verändert ihre Stelle, 7) verursacht den Tod." Endigt sich denn aber eine Entzündung, wenn sie chronisch wird? Und unter welchen von diesen sieben Ausgängen wird der Vf. die Entzündung der Schleimhäute, die sich durch Schleimabsonderung, die der serösen Häute, die sich durch Verwachsung oder Lymphanhäufungen endigen u. s. w., bringen? Von den Perioden der Entzündung, dieser so äusserst wichtigen, für die Therapeutik unentbehrlichen Lehre, sagt er gar nichts. Als Hauptindicationen bey der Cur der Entzündung giebt er S. 28 folgende zwey an: 1) den Reiz zu entfernen, 2) die vermehrte Wirkung der Lebenskräfte herabzustimmen und zu besänftigen. Allein treten nicht häufig Fälle ein, wo bey sogenannten asthenischen oder passiven Entzündungen die Thätigkeit der Lebenskräfte erhöht werden muss, z. B. wo scirrhöse Verhärtung zu fürchten ist u. s. w., oder bey schlechter Eiterung? Überhaupt sind die Heilindicationen nach den Perioden der Entzündung verschieden. Von der Aufzählung und Abhandlung der Mittel gegen die Entzündung gilt dasselbe, was wir von den Ursachen sagten; sie sind ohne logische Abtheilung und Ordnung aufgezählt. Da stehen z. B. Wein, Brantwein, China, Menthe u. s. w. neben Wasser, Schnee und Eis, und es fehlt alle Anweisung, unter welchen Umständen, und nach welchen Indicationen diese oder jene Mittel zweckmäßig seyen, oder nicht. Die Cur der Abscesse besteht nach dem Vf., S. 36, in Befolgung folgender Indicationen: 1) die Eiterung zu befördern, 2) den Abscess zu öffnen, 3) ihn zu heilen. Wird der Vf. aber eine Eiteransammlung im Auge auch befördern, und sie allemal öffnen, oder ist hier die Indication nicht vielmehr diese, die Resorption des Eiters zu befördern? Und diese Indication tritt gar oft ein! Bey den Einsenkungen des Eiters giebt der Vf. S. 41 den Rath, einen solchen Eitergang, sobald er entdeckt sey, zu erweitern, oder eine Gegenöffnung anzubringen, oder ihn in seiner ganzen Länge aufzuschneiden. Diess sind Rathschläge, die ein geschickter und thätiger Chirurg wohl nur selten zu befolgen nöthig haben wird, und der letztere ist oft ein sehr verderblicher Rath. Eine zweckmäsige Compression kann und wird in zehen Fällen gewiss neunmal hinreichen, und dem Kranken Schmerz und Narben ersparen. Gegen die Verhärtungen zählt der Vf. S. 44 wieder eine Menge Mittel, ohne alle Ordnung auf, und vergisst dabey, den sehr wichtigen, nie genug zu beachtenden Rath zu geben, bey der Behandlung der Verhärtungen ja mit den sanftesten Mitteln zu beginnen, und mit Geduld und langsamer Steigerung der Reizmittel seinen Zweck zu erreichen zu suchen, sonst wird das Übel nur ärger gemacht werden. In der Behandlung des Brandes herrscht noch so viel Ungewissheit und Vorurtheil, dass der Vf. hier Manches zu berichtigen gefunden haben würde; gleichwohl trifft man nur das Gewöhnliche unter dieser Rubrik. Nicht jeder Brand fodert Reizmittel; der Brand z. B., in welchen falschbehandelte Erysipelas übergeht, steht augenblicklich, und schreitet keine Linie weiter fort, sobald die entzündliche Affection, durch gelinde Antiphlogistica, besonders Opium und Diaphoretica, gehoben ist. Doch wir wenden uns nun zur *speciellen* Chirurgie.

Gleich mit der Definition einer Wunde, S. 55, können wir nicht zufrieden seyn, da sie zu enge ist. Denn wenn bloss die Trennung des Zusammenhangs in den *weichen* Theilen eine Wunde genannt werden dürfte: so gäbe es keine Knochenwunden, z. B. Hiebe in die Hirnschaale; auch ist der Ausfluss einer Feuchtigkeit mehr zufällig als wesentlich. Nicht in zwey Classen, wie der Vf. es thut, sondern in drey müssen die Wunden eingetheilt werden. Es giebt Wunden, die in einer reinen Trennung des Zusammenhanges bestehen, ohne anderweitige Störung der organischen Gebilde, in welchen sie sich befinden, z. B. reine Schnittwunden; ferner Wunden mit Störung der organischen Gebilde, in welchen sie sich befinden, z. B. Quetschwunden, Schuss- und gerissene Wunden; endlich Wunden, welche mit dynamischen Störungen der Kräfte der Organe, oder des Organismus, in welchem sie sich befinden, verbunden sind, diess sind die vergifteten Wunden; sie mögen nun reine Schnittwunden oder gequetschte seyn. Jede dieser Classen ist wesentlich von einander verschieden, und heischt eine eigene therapeutische Behandlung. Unter den Mitteln, die Vereinigung der Wunden zu bewerkstelligen, S. 58 f., fehlen die Maschinen, z. B. bey Durchhauung der Sehnen der *Extensorum digitorum etc.*, und unter den Mitteln, die Nervenzufälle bey Wunden zu beseitigen, S. 60 f., finden wir die *Wärme* nicht angegeben; auch des glühenden Eisens wird nicht gedacht, welches hauptsächlich beym Starrkrampf so vortreffliche Dienste leistet. Die Ordnung, in welcher die Wunden abgehandelt werden, ist ganz unlogisch und verworren, und bringt in der Abhandlung unnöthige Wiederholungen hervor. Man urtheile! Die Rubriken folgen so: I, Geschnittene Wunden, II, Wunden mit Substanzverlust, III, Schusswunden, IV, gerissene Wunden, V, vergiftete Wunden, VI, Biss der Schlangen u. s. w., VII, Insectenstiche, VIII, von den Quetschungen. Hier sind Unterabtheilungen neben Hauptabtheilungen geordnet: denn No. VI und VII sind Unterabtheilungen von No. V; und No. III und IV Unterabtheilungen von No. VIII. Denn sind denn Schusswunden nicht auch gerissene Wunden? und können Quetschungen nicht auch mit Trennung des Zusammenhangs verbunden seyn? Und wie kommen die ver-

gifteten Wunden mitten unter die Schufs- und gerissenen Wunden und die Quetschungen? Würde es nicht weit zweckmäsiger seyn, wenn der Vf. drey Hauptabtheilungen nach den eben angegebenen drey Classen der Wunden gemacht, und unter jede die nöthigen Unterabtheilungen geordnet hätte? Hier hätte er besser gethan, seinem Original nicht so sclavisch zu folgen! Die Verstauchungen fertigt der Vf. S. 83 f. in 12 Zeilen ab, und sagt: sie müssen wie Quetschungen behandelt werden. Diess ist ganz unrichtig. Nur dann, wenn Verstauchungen mit Quetschungen complicirt sind, muss anfänglich die Quetschung bey der Therapeutik berücksichtigt, bald aber auf die gewaltsame Ausdehnung der Gelenkbänder Rücksicht genommen werden, welche eine andere Behandlung fodern, als die gequetschten musculösen oder Hauptparthieen. Bey der Anordnung der speciellen Abhandlung der Kopfwunden folgt der Vf. wieder ängstlich einem Originale, und macht folgende ganz unlogische Rubriken: I, Verletzungen der äusseren Bedeckungen. II, Verletzungen des Schädels. III, Contusionen des Hirnschädels. IV, Eindrücke des Hirnschädels. (Gehören denn No. III und IV nicht unter No. II?) V, Verletzungen der Häute des Gehirns. VI, Entzündung der Häute des Gehirns. VII, Ergiessung des Blutes unter der Hirnschale. VIII, Erschütterung des Gehirns. IX, Wunden d. G. X, Trepanation. Wer sieht nicht hier den Mangel an logischer Ordnung! Wenn der Vf. eine Rubrik von der Entzündung der Häute des Gehirns aufstellt: warum übergeht er die Entzündung des Gehirns selbst ganz und gar? Die Behandlung der Gehirnerschütterung, dieser äusserst wichtigen Erscheinung, ist S. 104 so kurz und oberflächlich und selbst unrichtig angegeben, dass es einer besonderen Rüge bedarf. Nicht *promiscue* und ohne auf die Zeit, welche seit der stattgehabten Erschütterung verflossen ist, dürfen die empfohlenen Mittel angewendet werden. Wenn kalte Umschläge im ersten Augenblick sehr vortreffliche Dienste leisten: so schaden sie in der Folge offenbar. Bey den Augenwunden S. 115 f. erwähnt der Vf. nicht die Verletzung derselben durch stumpfe Werkzeuge, Peitschenhiebe u. s. w., welche besonders durch Erschütterung der Nervenhaut so gefährlich sind. Bey der Exstirpation der Zunge S. 124 ist zu bemerken, dass man das glühende Eisen zur Stillung der Blutung — das der Vf. empfiehlt — nie nöthig hat, wenn man nur bis ins Gesunde schneidet; will die Blutung durchaus nicht stehen: so ist diess ein Beweis, dass noch ausgeartete Stellen vorhanden sind. Bey Wunden der Speiseröhre ist es theils nicht nöthig, theils nicht hinreichend, den Verwundeten allein durch nährende Klystiere zu erhalten, wie S. 133 gesagt wird. Denn theils kann kein Mensch, *dessen Verdauungswerkzeuge thätig sind*, durch Klystiere auch nur auf einige Tage erhalten werden, theils kann bey Wunden der Speiseröhre durch elastische Röhren flüssige Nahrung in hinreichender Menge eingeflösst werden. Durch Bäder den Durst stillen zu wollen, ist ganz unzweckmäsig und unzureichend. Bey Angabe der Indicationen zu den Operationen ist der Vf. nicht genau genug; diese Bemerkung gilt von mehreren Operationen, unter anderen auch vom Schaambeinfugenschnitt, der im Allgemeinen mit Recht gemissbilligt wird, allein doch bey dem vielleicht unendlich selten eintretenden Falle eines in seinem Querdurchmesser verengerten Beckens angezeigt seyn würde. Der Steinschnitt S. 166 ist ganz nach der alten Art mit dem *Gorgeret tranchant* beschrieben, und Manches dabey ist unvollständig. So sind z. B. nicht nur ein Director oder Eine Leitungssonde, sondern mehrere erfoderlich; so darf die Zermalmung des Steins, wenn er zu gross seyn sollte, nur mit sanfter Gewalt geschehen; geht es so nicht, so muss er durch den Steinschnitt über den Schaambeinen herausgebracht werden: denn eine heftige Gewalt zerreisst die Blase beym Zerspringen des Steins, wovon Rec. ein Beyspiel in Wien bekannt geworden ist; die Abwartung der Eiterung, wenn man den Stein nicht fassen kann, ist ganz zu verwerfen, denn dann kann man seiner weit weniger habhaft werden. Beym Blasenstich S. 174 hätte der Vf. den von *Zang* empfohlenen Troikar mit dem doppelten Röhrchen erwähnen sollen; auch geht er, wie gewöhnlich, über den Verband sehr flüchtig hin. Bey der rosenartigen und arthritischen Entzündung S. 189 ff. sind die verschiedenen Perioden nicht erwähnt, und bey ersterer das Opium, als ein vortreffliches Mittel, nicht genannt worden. Vom Karfunkel sagt er S. 196, er entstehe immer aus inneren Ursachen; allein er entsteht auch durch äussere Ansteckung, z. B. vom Milzbrand der Thiere u. s. w. Bey den Verbrennungen S. 197 ff. ist das Hauptmittel, die Kälte, nicht gehörig gewürdigt worden: denn nur sie kann, zeitig angewendet, jede Verbrennung, selbst die durch weissglühendes Eisen geschehene, fast ungeschehen machen, wenigstens aller Entzündung, allem Schmerzen und der so langwierigen Eiterung zuvorkommen. Unter den Geschwüren vermissen wir die impetiginösen und Flechten-Geschwüre: so wie auch die nach Erysipelas entstandenen, die gewöhnlich äusserst hartnäckig sind, und allen feuchten Mitteln trotzen. Das *Aneurisma verum* ist noch von dem *spurium* unterschieden worden, S. 269 ff. Zu den verschiedenen Arten der Operation des Wasserbruches sind noch hinzuzusetzen: die Einblasung von Luft, die einfache Aufschneidung ohne Ausschneidung und die Einlegung einer elastischen Wieke oder Sonde durch das Röhrchen des Troikars. Das beste Compressorium blutender Arterien während einer Operation ist der Finger, nicht ein Bäuschchen von Charpie u. dgl. Nicht länger als eine halbe Stunde ununterbrochen sollte die Taxis der eingeklemmten Brüche fortgesetzt, und dann eine oder zwey Stunden Ruhe gestattet werden; sonst wird durch die anhaltende Manipulation die Entzündung erhöht oder hervorgebracht. Der Schenkelbruch läst sich in der Regel weit schwerer zurückbringen, als der Leistenbruch; die Einschneidung des Bauchrings und paupertischen Bandes ist sehr selten nöthig, fast immer reicht die Ausdehnung hin, wenn der Operateur nur genau den Hals des Bruchsacks untersucht

und geöffnet hat: denn nicht selten ist er allein die Ursache der Einklemmung. Alle bis jetzt angegebenen Methoden, die Verengerungen der Hornröhre zu heben, sind unsicher und langweilig. Die Paraphimose, so wie die Phimose, S. 581 ff., ist doppelter Art, entweder entzündlich oder ödamatös. Diess ist nicht angegeben, und doch in Hinsicht der Prognose von Wichtigkeit. Die Operation der Paraphimose geschieht weit leichter und mit weit weniger Schmerzen, wenn man, ohne erst die gerinnte Sonde einzustechen, mit dem Messer die Einschwürung durchschneidet; Rec. hat oft und ohne alle Gefahr und schlimme Folgen diese Operation verrichtet. Die Augenkrankheiten sind im Ganzen recht gut abgehandelt; indess findet man selbst bey einer nur flüchtigen Durchsicht Manches zu erinnern. So finden wir gleich im Anfange S. 399 noch die alten Eintheilungen der Augenentzündung, welche sehr schwankend, steril und unzweckmässig sind. Dann vermissen wir unter den Augenentzündungen die scarlatinöse, scorbutische erysipelatöse und glandulöse Augenentzündung, welche letztere mit der *Ophthalmia psorica* nicht identisch ist; ferner die *Blepharo-blonnorrhoea* und *Ophthalmo-blennorrhoea*; auch die Iritis, sowohl die einfache, als arthritische und syphilitische, sind übergangen, so wie die Entzündung der Thränendrüse. Unter den Folgen der Augenentzündungen vermissen wir das *Pterygium*, — denn was der Vf. unter der Rubrik *Pteryg.* oder *Pannus* (welches er für identisch hält) beschreibt, ist nur das letzte; — ferner die *Keratocele*, die *Subsidentia pupillae*, die *Synchysis*, die *Luscitas*, die *Varicositas*, die *Exophthalmia fungosa*, oder *fungus oculi etc.* Ferner hat der Vf. nichts von der neuesten und 1811 schon bekannten *Keratonixis* gesagt. Die Krankheiten des Gehörorgans sind zu ausführlich abgehandelt, da in den meisten Fällen das Resultat nichts als Unbekanntschaft mit der Natur und den Symptomen der einzelnen Krankheitsformen ist. Die Behauptung S. 573, dass man zur Amputation eines Gliedes nie unmittelbar nach der Verletzung schreiten dürfe, ist durch die neuesten Erfahrungen hinreichend widerlegt. Das Knarren beym Schenkelhalsbruch hört man oft gar nicht. Rec. hat drey Fälle gehabt, in welchen weder er, noch seine Assistenten das Knarren hören konnten. Nicht ein Band, sondern zwey Handtücher muss man zwischen den Beinen durchziehen bey der Extension des Schenkels. Der Verband ist sehr oberflächlich und ohne Berücksichtigung der neueren Erfahrungen hierüber angegeben. S. 593 f. Die Schnürbrust von *Jörg* gegen Verwachsungen ist nicht angeführt.

Doch die Grenzen einer Recension erlauben uns nicht, ausführlicher zu seyn, ob wir es gleich mit leichter Mühe seyn könnten. Diese Bemerkungen mögen beweisen, dass eine neue Revision des Werks nicht unnöthig sey. Indess trotz dieser und anderer Mängel gehört dieses Lehrbuch doch zu den besseren, und es ist zu wünschen, dass der Vf. bey einer neuen Auflage die Fortschritte der Kunst in den neueren Zeiten benutzen möge.

Dz.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Göttingen*, b. Dietrich: *Caroli Himly — Commentatio de perforatione membranae tympani.* 1808. 20 S. 4. (4 Gr.)

Es ist bekannt, mit welchem Enthusiasmus man die coopersche Operation in Deutschland aufgenommen und gepriesen hat. Diess lag in dem Charakter der Deutschen neuerer Zeit, die alles Neue mit Gierigkeit aufhaschen und panegyrisch zu verbreiten suchen. Der treffliche Vf. gesteht ein, dass diese unmässigen Lobeserhebungen einer nicht genug geprüften Operation Furcht und Misstrauen bey vielen Sachverständigen erweckt hätten — nur nicht bey ihm selbst, der sich schon vorlängst mit derselben beschäftiget habe. Er vindicirt sich daher zuvörderst die Erfindung derselben. Diess ist der erste Zweck dieser Abhandlung. Der zweyte ist, auf den Missbrauch der Operation aufmersam zu machen. *Quae operatio in Germania olim commendata tamquam optimum efficiendae surditatis remedium, nunc in omnibus surdorum generibus perfici jubetur, ut optimum tollendae surditatis remedium*, sagt der Vf. Einst empfahl ein Jurist die Zersprengung des Trommelfelles bey Dieben und Landstreichern um sie taub zu machen; jetzt empfehlen die Ärzte sie allen Tauben, um sie hören zu machen! Ganz mit unserer Überzeugung übereinstimmend, zeigt der Vf., dass diese Operation keinesweges gleichgültig oder unschädlich sey; er tadelt also mit Recht das rohe und gähe Durchstechen, wie es von Manchen geübt werden ist. Die *wahre* und *vielleicht einzige* Indication zu dieser Operation sey die *Verstopfung der eustachischen Röhre.* Diese gehörig auszumitteln, zu diagnosticiren, sollten sich die Ärzte mehr bemühen. Und doch sollte man erst suchen, jene Verstopfung durch Injectionen u. s. w. zu lösen, ehe man durchsticht. Zwey andere, von *Trostener* aufgestellte Anzeigen: allzu grosse Rigidität und Verknöcherung des Trommelfelles, und Anfüllung desselben mit zähen Flüssigkeiten, sind zweifelhaft; alle anderen ganz zu verwerfen, z. B. bey nervöser und angeborner Taubheit. Bey einem taubstummen Knaben widerrieth der Vf. die Operation, die der verstorbene *Hunold* ein Jahr darauf dennoch, obgleich ohne Erfolg, vornahm. Hr. *Eschke* zu Berlin liess die Operation an 18 Knaben vornehmen; an 17 war der Erfolg ganz unglücklich, beym 18ten der Mühe nicht werth. (Diess sollte der *Reichsanzeiger* der sich unberufener Weise oft mit medicinischen Dingen abgiebt, sich doch merken.) Bey Taubstummen kann man ohnehin leicht getäuscht werden. Zuletzt erinnert Hr. *H.* noch, dass die Öffnung von der gemachten Operation leicht wieder zuheile, folglich bey der Beurtheilung des Erfolgs darauf gesehen und sie offen erhalten werden müsse. Der Vf. musste in einem Falle die Operation viermal wiederholen, weil die Wunde jedesmal nach einigen Tagen geschlossen war. *Hunold* hatte einen Juden den 21 Aug. operirt, und den 1 Sept. fand der Vf. das Tympanum ganz geschlossen. Der Vf. räth jedoch nicht allzu bald zur Wiederholung der Operation zu schreiten. Er sagt auch noch Einiges über die Wahl des Instrumentes; wir können diess aber um so eher übergehen, da der Ruf der Operation sowohl durch mehrere fruchtlos abgelaufene Versuche, als auch durch diese, zwar kleine, aber gewichtvolle Abhandlung des Vfs. so verringert worden ist, dass sie gewiss nicht allzu häufig mehr vorgenommen werden wird. *Opinionum commenta delet dies!*

Fl. u. m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DECEMBER 1815.

PÄDAGOGIK.

Potsdam, b. Horvath: *Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen*, von *B. C. L. Natorp*. 1813. 136 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. hat in mehreren Schriften den Unterricht im Gesange für ein nothwendiges Bedürfniss der Volksschulen erklärt, und er betrachtet die Musik als eins der vorzüglichsten Bildungsmittel. Er beruft sich vorzüglich auf die grossen Wirkungen, welche die Griechen von der Musik rühmen, und er glaubt, dass die Musik noch immer dieselben Wirkungen hervorbringen müsse, weil die Natur des menschlichen Herzens noch immer dieselbe sey. Indessen, was von der griechischen Musik gelten konnte, gilt desswegen nicht von der unserigen, da jene so grosse Eigenthümlichkeiten hatte, dass schon Vitruvius eine gründliche Kenntniss der griechischen Musik ohne Kenntniss der griechischen Sprache für unmöglich erklärte. Aber jene gerühmten Wirkungen verlieren sich theils in das mythische Zeitalter, theils wird Vieles auf Rechnung der Musik geschrieben, was aus anderen Gründen sich weit befriedigender erklären läſst.

Man nehme den Spartanern ihre Verfassung: vergeblich wird ihnen die Schlachtmusik ertönen; und wenn der Verlust der leuktrischen Schlacht auf Rechnung der fehlenden Flötenspieler gesetzt wird: so ist dieses eine spätere Erdichtung; denn Xenophon weiss nichts davon, und er erklärt jene Niederlage aus gültigeren Gründen. Dass Pythagoras und seine Schüler durch Musik die Leidenschaften besänftigt haben, sagen uns Schriftsteller, welche in einem zu weiten Zwischenraume von ihnen lebten, als dass wir ein grosses Gewicht auf ihr Zeugniss legen dürften. Aber wäre dieses auch unverdächtig: so sagen wir dagegen, dass wer ernstlich entschlossen ist, seine Leidenschaften zu bekämpfen, sie schon halb besiegt hat, und dass die Musik hiebey nichts anders wirkte, als was jedes andere Mittel wirkt, welches den Geist zerstreut, oder ihm eine andere Richtung giebt. Aber wären diese Erzählungen auch keinem Zweifel ausgesetzt: so wäre noch immer die schwer zu entscheidende Frage aufzuwerfen, was hiebey auf Rechnung der Musik und auf Rechnung der Dichtkunst komme, da diese beiden Künste unzertrennlich mit einander verbunden waren. Fragen wir die Erfahrung über die Wirkungen der Musik: so spricht diese kein günstiges Zeugniss für sie aus. Nero war trotz seines leidenschaftlichen Eifers für Musik ein verabscheuungswerthes Ungeheuer; und die Italiäner, denen Niemand die Kennerschaft in der Musik abspricht, zeichneten sich jederzeit durch Heimtücke, Rachgier und viele andere Laster aus. Die Chorschüler sind auf Gymnasien auf keine Weise die sittlichsten und fleissigsten Schüler; und unter allen so genannten Virtuosen *von unserer Bekanntschaft* ist kein einziger vorzüglicher Mensch. Auch würde die Musik bey den Griechen auf keine Weise so allgemein, als man vorgiebt, gepriesen; sondern Sextus Empirikus hat uns folgendes Urtheil aufbewahrt:

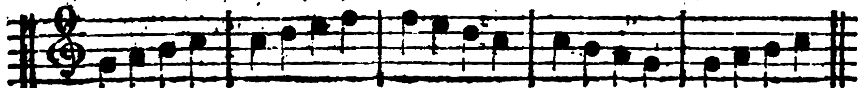
Μολπαῖσιν ἡϑεὶς τοῦτ' ἀεὶ ϑηρεύεται,
Ἀργὸς μὲν οἴκοις καὶ πόλει γενήσεται,
Φίλοισι τ' οὐδεὶς ἀλλ' ἄφαντος οἴχεται,
Ὅταν γλυκείας ἡδονῆς ἥσσων τις ᾖ.

und schon Ephorus hatte die Behauptung aufgestellt, dass die Musik bloss zur Täuschung und zum Trug erfunden sey.

Aber gesetzt auch, dass der Zauber der Töne wirklich so gross wäre, als er gerühmt wird: so entsteht noch die Frage, ob es nöthig sey, die Musik selbst zu erlernen, und ob es nicht genüge, zu hören, was Andere hervorbringen: zumal da Musiker von Profession immer etwas Vorzüglicheres leisten werden, als Menschen, welche ihr nur einen kleinen Theil ihrer Zeit widmen können, und deren Beschäftigung oft der Kunstfertigkeit hinderlich ist? — Schwerlich hat der Landmann Gelegenheit, ausgezeichnete Virtuosen zu hören; aber hätte er sie auch: so würden sie ihm ohne Bildung des musikalischen Sinnes keinen Genuss gewähren. Denn wie in vielen anderen Künsten, so wird auch in der Musik praktische Kenntniss erfodert, wenn man sie richtig beurtheilen will. Ja die Musik, so tief sie in jedes Menschen Brust liegen mag, hat sehr viel Willkührliches, woran man sich erst gewöhnen muss, um es annehmlich zu finden. Der Chinese hat eine andere Tonleiter als wir, und seine Musik ist uns widrig, wie die unserige ihm; und die griechische Musik würde aus demselben Grunde unseren Ohren eben so wenig zusagen. Wenn wir daher auch nicht in die zu grossen Erwartungen der neueren Gesangbildungs-Lehrer einstimmen können: so halten wir doch einen zweckmässigen Unterricht im Gesange für ein vorzügliches Bildungsmittel, um in dem kindlichen Gemüthe zugleich, und in gleichem Grade Begeisterung und Besonnenheit zu entwickeln. Allerdings können und sollen auf den Dörfern nicht musikalische Künstler gebildet werden: aber schon da-

durch, dafs die wahre Tonkunst-Bildung das Anschauungsvermögen auf eine hohe Stufe erhebt, dafs sie die drey vorzüglichsten Sinne, Gehör, Gesicht und Gefühl, fortdauernd beschäftigt, dafs dadurch die Anschauung um so mehr Spielraum erhält, dass das Gefühl für Wohlklang, Harmonie und Rhythmus gebildet, und die Urtheilskraft aufgeregt wird, — schon dadurch stellt sie sich als ein vortreffliches Erziehungsmittel auch für die geringere Volksclasse dar. Und sollte man es der letzteren nicht gönnen, dafs sie besser, als bisher, gebildet und veredelt wird? Nach unserer Ansicht kann nur aus der geistigen und physischen Veredlung des Volks (ohne es defswegen der Händearbeit zu entziehen) ein besseres Zeitalter und das Heil der Menschheit erblühen. Ein Häufchen Gebildeter allein wird nicht viel ausrichten. Auch giebt es leider unter den sogenannten Gebildeten sehr Viele, welche nur artig — auch wohl vortrefflich — sprechen; aber nicht handeln. Zwar erheben sich hin und wieder einige Finsterlinge, welche alle Gebrechen der Zeit von der Cultur ableiten; aber der preussische Staat ist die schönste Widerlegung dieser Verläumdung: denn kein Staat nimmt sich, wie dieser, der Volksbildung an, und in keinem zeigt sich eine glühendere Vaterlandsliebe und ein gröfserer Heldenmuth. — Das Wichtigste aber ist, dafs durch Veredlung des Gesanges unsere religiösen Versammlungen werden veredelt werden, welche jetzt durch ihr rohes Geschrey nicht mit Unrecht die Gebildeteren von der Theilnahme zurückschrecken.

Wir wissen es daher dem Vf. Dank, dafs er diesen bis jetzt vernachlässigten Theil der Jugendbildung in Schutz nimmt, und in die Volksschulen einzuführen sucht. „Weil für den Anfänger das Singen aus verschiedenen Tonleitern eine Hauptschwierigkeit ist, indem bey jeder neuen Tonleiter die nämlichen (?) Schwierigkeiten eintreten, welche man bey der ersten zu überwinden hatte:" so hat er zur Bezeichnung der Töne Rousseau's Ziffern gewählt, welche Horstig schon im Jahr 1801 für den Schulgebrauch vorgeschlagen hat. Die Gründe, welche für die Ziffern angeführt werden, sind für uns nicht überzeugend. Denn wenn einmal die Schwierigkeiten bey einer Tonleiter überwunden sind: so sind sie bey den anderen Tonleitern unbedeutend; und da auf Dörfern keine Künstler gebildet werden sollen: so kann man sich mit wenigen und leichteren Tonarten begnügen. Ja, man könnte, wie bey den Noten für Hörner und Trompeten stets Sitte war, für alle Tonleitern das C-System wählen, und in der Überschrift die Tonart, wie bey der Zifferbezeichnung von Koch geschieht, bestimmen. Bey der gewöhnlichen Bezeichnung springt das Verhältnifs der Töne sogleich in die Augen; bey der Zifferbezeichnung aber mufs es erst gesucht werden, und dafs dieses so leicht nicht sey, sehen wir daraus, dafs selbst fertige Clavierspieler, wenn sie zum Generalbafs kommen, eine lange Übung nöthig haben, um sich in die Ziffern zu finden. Bey der Notenbezeichnung wird der einigermafsen geübte Sänger die Höhe des Grundtons mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen können, weil er ein System hat, auf welches er Alles zurückführen kann; bey Ziffern aber wird er vielleicht nie die Stimmpfeife entbehren können, weil 1 alle möglichen Grundtöne bedeuten kann. Es fehlt also der Gesangslehre nach Ziffern durchaus an einer festen Grundlage, und defswegen ist sie unmethodisch. Endlich wird ein Liebhaber des Gesanges in der Regel ein musikalisches Instrument erlernen, und also die Kenntnifs der gewöhnlichen Noten nöthig haben. Wir sehen daher durchaus keinen Grund, die Notenbezeichnung gegen die Zifferbezeichnung zu vertauschen; wohl aber viele, jene beyzubehalten. Die Gesangslehre zerfällt in Rhythmik, Melodik und Dynamik. „Weil man bis jetzt diese drey Gegenstände mit einander verband: so wurde den Kräften des Anfängers zu viel zugemuthet, das Fortschreiten wurde erschwert, und er gelangte langsam und mit Mühe zum Ziele. Defswegen sind sie vereinzelt, und der Lehrer darf erst dann zum folgenden fortgehen, wann der erste glücklich überwunden ist." In einem Buche für Dorfschullehrer hätten wir die Worte Rhythmik, Melodik und Dynamik nicht gesucht. Überdiefs ist Rhythmus vom musikalischen Zeitmafs sehr verschieden: denn nicht blofs die Dauer der Noten, sondern auch die Accentuation, die Unterscheidung der guten und schlechten Tacttheile u. m. a. kommt dabey in Betrachtung. Nach unserer Meinung mufs die Melodik dem Zeitmafse vorausgehen, weil der Schüler erst mufs Töne hervorbringen können, wenn er ihre Dauer und Bewegung soll bestimmen lernen. Noch besser aber werden beide Übungen gleich mit einander verbunden, weil einige Schüler sich leichter in die Zeitverhältnisse, andere leichter in die Tonverhältnisse finden. Wird hiebey eine zweckmäfsige Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren beobachtet: so sind die Schwierigkeiten unbedeutend. Gegenstände des Unterrichts, welche auf Anschauung beruhen, prägen sich der Seele leichter durch die Totalvorstellung als vereinzelte Partialvorstellungen ein. — In der Melodik folgen die Übungen im Treffen in folgender Ordnung: 1) Octaven, 18. 81. 181. 818. 2) Quinten, 15. 51. 58. 185. 158. 3) Tertien. 4) Secunden. 5) Quarten. 6) Sexten. 7) Septimen. Wir billigen diese Ordnung nicht: denn erstens sieht der Schüler den Grund nicht, warum der eine Ton 1, der andere 8, der dritte 5 bezeichnet ist, wenn er die Zwischentöne noch nicht kennt; ferner sind die Secunden sehr leicht zu treffen, denn der ungeübte Sänger braucht sie oft als Hülfsmittel, um die Tertien zu finden, so wie er sich wieder der Tertien zum Auffinden der Quinten bedient. „Wir machen mit Nägeli den Anfang mit dem Tetrachord; und wenn dieses gehörig geübt ist: so gehen wir zu dem zusammengesetzten Tetrachord in aufsteigender und absteigender Linie:



dieses gehörig eingeübt: so ordnen wir die melo- schen Übungen also an: 1) 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. ıd umgekehrt. 2) 1. 3. 2. 4. 3. 5. 4. 6. 5. 7. 6. 8. 2. 8. und rückwärts 8. 6. 7. 5. u. s. w. 3) 3. 1. 4. 5. 3. 6. 4. 7. 5. 8. 6. 2. 7. 8. 3) 1. 3. 5. 8. — 8. 31. — 18 — 81. 1. 5. 8. 1. 3. 8 — 8. 51 — 58. 8. 5. 5. 1 — 15. 4) Sexten. 5) Quarten. 6) Sep- nen. Diese Intervallen müssen so eingeübt werden, s der Schüler mit derselben Leichtigkeit Quarten ıd Septimen trifft, mit welcher er Secunden und ertien singt. — Der Vf. erklärt sich gegen die Un- rstützung des Gesanges durch ein Instrument; indes- n nach unserer Erfahrung ist dieses in einer Dorf- hule fast unentbehrlich. Denn oft singt der Lehrer n Bass, und kann den Schülern in den hohen Tönen cht folgen, oder seine Stimme ist zu schwach, als s er eine grosse Anzahl roher Sänger regieren nnte, und endlich ist es der Kraft des armen Schul- hrers zu viel zugemuthet, wenn er fünf Stunden täg- ch mit Anstrengung des Körpers und des Geistes spre- ıen und noch eine ganze Stunde singen soll. Der rund, dass die Schüler sich gern auf das richtige und ırke Vortönen des Instruments verlassen, und dadurch rleitet würden, ihre Aufmerksamkeit und ihr Ge- ör nicht gehörig anzustrengen, ist ohne Gewicht. enn dann dürfte auch der Lehrer nicht mit singen. berdiess kann ja der Lehrer seine Geige, denn die- halten wir für die beste Begleitung, eben so gut, ie seine Stimme, nach dem Bedürfnisse der Schüler rstärken und schwächen. Bloss durch Übung ler- en wir singen, und nur durch häufiges Vorsingen, itsingen und Nachsingen prägt sich das Verhältniss r Töne der Phantasie ein. Desswegen müssen dem nfänger die Töne stark vortönen, damit er richtig ı sie einstimmen lerne. Je weiter der Schüler fort- hreitet, desto leiser töne die Geige, bis sie endlich ınz verstummen kann. Dieses ist es, was wir an die- r Schrift auszustellen haben. Das Übrige ist sehr veckmässig, und der Vortrag ist so deutlich, dass sie lgemeine Empfehlung verdient, und gewiss mit aus- zeichnetem Nutzen wird gebraucht werden.

L.

Berlin, b. Amelang: *Die Unterrichtskunst.* Ein Wegweiser für Unkundige, zunächst für angehende Lehrer in Elementarschulen, von *F. P. Wilmsen*, zweytem Prediger an der ref. Parochialkirche in Berlin. 1815. VIII und 220 S. 8. (20 Gr.)

Erwartet man in einer Schrift, die einen Gegen- ınd behandelt, welcher schon von anderen sach- ındigen Männern bearbeitet worden ist, dass sie ent- eder ganz neue richtigere Principien, oder grossen- ıeils neue Ansichten aufstelle, oder das Ganze zweck- äfsiger geordnet, oder wenigstens das bereits Be- ınnte so vortrage, dass diese Art des Vortrags an chönheit alle vorherigen Arbeiten dieser Art übertreffe: so dürfte man diese Schrift ziemlich unbefrie- igt aus den Händen legen. Sucht man aber billi- erweise in einem solchen Buche nichts weiter, als ıne deutliche und bescheidene Darlegung der An- chten, Urtheile und Meinungen eines Mannes, dem die Fähigkeit eines Urtheils über den beurtheilten Gegenstand nicht abgesprochen werden kann; muss eine billige Kritik die Frage: sind die hier genommenen Ansichten und gefällten Urtheile von der Art, dass Anfänger im Fach sie ohne Furcht, einen verkehrten Weg einzuschlagen, zu den ihrigen machen können? bejahend beantworten: so wird unstreitig auch diese Schrift des fleissigen Vfs. eine verdiente freundliche Aufnahme finden. Was man hier zu suchen habe, spricht der Titel deutlich aus. Nachdem Hr. *W.* in der Einleitung seine Gedanken über die Anlagen und Talente, welche die Unterrichtskunst voraussetze, über die Hindernisse und Schwierigkeiten derselben, über den Thätigkeitstrieb der Kinder, über Schulzimmer, Ursachen der Unlust der Lehrer und langsamen Fortschritte der Schüler, verkehrte Behandlung der Unfähigen, über den verschiedenen Erfolg des Unterrichts, Nachhülfe, — Schulmeisterstolz und über ähnliche hieher gehörige Gegenstände, die sich vielleicht in einer schulgerechteren Aufeinanderfolge hätten vortragen lassen, kurz und deutlich geäussert hat: so stellt er nun im 1 Abschnitt Ideen zu einer sogenannten Vorschule auf, in welcher nur eine formale Bildung bezweckt wird; der 2te Abschnitt handelt von der Unterrichtskunst überhaupt; der 3te und 4te tragen die Regeln der allgemeinen und besonderen Unterrichtskunst vor, und der 5te und 6te beschäftigen sich mit der Form des Unterrichts, den Lehrmitteln, dem Lehrstoff und Lehrgang des Elementarunterrichts. Der Vf. gesteht selbst, die Vorarbeiten eines *Natorp*, *Schwarz*, *Koch* und *Laubling* hie und da benutzt zu haben. Seine pädagogischen Urtheile sind keinesweges, wie man sie in neueren pädagogischen Schriften leider so häufig antrifft, überspannt und einseitig, sondern grossentheils nüchtern und unbefangen. Sehr richtig bemerkt er S. 24: „Wenn nun endlich die traurigen Wirkungen einer solchen Einseitigkeit (eines gewissen pädagogischen Verfahrens) sichtbar werden: so kommt die Sache zur Sprache, und nun fehlt es nicht an Eiferern, welche es durch ihr Geschrey dahin zu bringen suchen, dass man von einer Übertreibung zu einer anderen hinüberspringt, mit gänzlicher Verfehlung der Mittelstrasse." Ganz aus der Seele des Rec. ist das Urtheil geschrieben, welches Hr. *W.* über vermeinte einseitige Gründlichkeit, welche in unseren Tagen von den Anhängern einer pädagogischen Schule mit vollen Backen angepriesen wird, S. 41 fällt: „Dagegen kann es nicht angemessen und wirksam seyn, die Kinder in der Vor- und Elementar-Schule mit jener übertriebenen und einseitigen Gründlichkeit, welche man jetzt so laut preist und für methodisch ausgiebt, bey Einem Gegenstande festzuhalten, und diesen so lange in ermüdenden und erschlaffenden Formeln anschauen zu lassen, bis auch die höchste Scharfsichtigkeit nichts mehr daran aufzufinden vermag, was der Anschauung fähig wäre. Diese sogenannten lückenlosen Reihenfolgen mit ihrer Eintönigkeit und Einförmigkeit sind recht dazu gemacht, den Unterricht in einen Mechanismus zu verwandeln, und die Seele einzuschläfern" u. s. w. Wenn Hr. *W.* es S. 75 unzweckmässig findet, dem *zarten*

Alter schon das Auswendiglernen biblischer Sprüche oder das Auffassen biblischer Erzählungen zuzumuthen: so stimmt ihm auch in dieser Meinung Rec. ganz bey. Da Hr. *W.* nicht zu den Pädagogen gehört, welche das Kind mit dem Bade ausschütten: so durfte man auch von ihm nicht befürchten, dass er des Missbrauches wegen, welchen unkatechetische Fragsteller mit der Katechetik getrieben haben, alles Katechisiren verwerfen werde. Er ist vielmehr selbst der Meinung, dass der von ihm gezeichnete Grundriss des religiösen Elementarunterrichts theils durch Fragen unterbrochen und erläutert, theils in Fragen aufgelöst werden müsse; er glaubt aber nur, dass alles eigentliche Katechisiren hier am unrechten Orte seyn würde, weil beym Katechisiren das Unbekannte an das Bekannte geknüpft werden soll, bey diesem Unterrichtsgegenstande aber den Kindern Alles neu sey. Diese Meinung mag Rec. nicht unbedingt unterschreiben. Er ist zwar weit entfernt von der katechetischen Pedanterey, die Alles herauskatechisirt haben will, was sich nur einigermassen herauskatechisiren lässt; allein ein gewandter Katechet ist auch im Stande, die ersten Belehrungen über Gott, als Vater der Menschen, eben so gut in katechetischer als acroamatischer Form zu geben. Dass das mächtige, weise und gütige Wesen, von dem Alles herkomme, *Gott* genannt werde, das muss freylich dem Kinde acraomatisch gelehrt werden; aber was es von diesem Wesen zu denken habe, das ist ganz von der Art, dass dabey an das Bekannte das Unbekannte angeknüpft werden kann. Noch müssen wir bemerken, dass sich diese Schrift auch durch Druck und Papier empfehle. Z — d.

Berlin, b. Nauck: *Geordneter Stoff für die Übungen im Schön- und Recht-Schreiben, auch als Lehrstoff brauchbar.* Ein Handbuch für Lehrer in Bürgerschulen, von *F. P. Wilmsen.* 1814. XVI und 167 S. 8. (8 Gr.)

Hr. *W.* hält für nöthig, dass der Schüler nicht nur so lange als möglich bey dem Reinmechanischen der kalligraphischen Übungen festgehalten werde, und dass man für den Anfang möglichst wenig dabey zu denken gebe, sondern dass man auch diese Übungen zu Vorübungen für den Unterricht in der Orthographie mache, und dass endlich der Stoff derselben die Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse befördere und unterstütze. Dieser dreyfache Zweck soll durch die vor uns liegende Materialien-Sammlung erreicht werden. In der ersten Abtheilung enthält sie daher nur Sylben und einzelne Wörter, weil dadurch, wie Hr. *W.* glaubt, die Schüler genöthigt würden, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Nachbilden der Buchstaben zu verwenden, und mit angestrengter Aufmerksamkeit dem Gange der Vorschrift zu folgen. Die Richtigkeit dieser Behauptung will uns nicht recht einleuchten. Wie lässt sich glauben, der Schüler werde und könne, wenn er auf dem kalligraphischen Musterblatte *eipf, äupf, eupf, aith, eith* u. s. w. findet, seine Aufmerksamkeit auf die Nachbildung der, in diesen unverständlichen Sylben enthaltenen, Buchstaben mehr richten, als es der Fall seyn würde, wenn er ein ganzes verständliches Wort vorfindet? Vielmehr fürchtet Rec. aus Gründen, die von der Natur des Kindes hergenommen sind, das Gegentheil: der Schüler werde nämlich durch die Aufmerksamkeit, welche er bey diesen unverständlichen Tönen bloss auf das Behalten der *richtigen* Stellung der einzelnen Buchstaben zu verwenden hat, gehindert werden, die Züge derselben der Vorschrift möglichst getreu nachzubilden. Dieselbe Bemerkung scheint auch von den, S. 4 schon vorkommenden fremden Wörtern: *Gymnasium, Hypochondrie, System* u. a. zu gelten. Gegen den übrigen, von dem Vf. gelieferten Stoff findet Rec. nichts zu erinnern; vielmehr hält er denselben zur Erreichung der Haupt- und Neben-Zwecke sehr wohl geeignet. Eben so verdient auch die S. VIII f. mitgetheilte Anweisung zu dem Stufengange, welcher dem Schreiblehrer vorgezeichnet wird, um seine Schüler die einzelnen Theile jedes Buchstabens gehörig bilden zu lehren, alle Empfehlung. In der Erklärung der S. 41 befindlichen Wörter aus fremden Sprachen muss statt: Qualität, entweder *Quantität* gelesen, oder das dabey stehende: Menge, muss in *Beschaffenheit* verwandelt werden. Z — d.

Quedlinburg, b. Basse: *Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Weisheit und Tugend.* Oder Grundsätze der Sittenlehre, durch gute und böse Beyspiele aus der Geschichte erläutert. Ein pädagogisches Hülfsmittel zur Bildung guter Sitten und Grundsätze für Lehrer und Erzieher, von *F. G. Nagel*, D. der Philos. und Rector d. Schule zu Hornburg im Fürstenth. Halberstadt. 1815. XVI und 296 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es ist in diesem Buche über die Bestimmung des Menschen, über das Ideal des Tugendhaften und die einzelnen Äusserungen des tugendhaften und fehlerhaften Charakters manches Wahre und Gute enthalten; nur Schade, dass das zu sichtbare Bestreben des Vfs., sich philosophisch, gedrängt, neu und schön auszudrücken, seinen Vortrag zuweilen schwerfällig, geschraubt und dunkel macht. So liest man S. 131: „Gedächtniss und Urtheil müssen billig gleichen Schritt halten; nicht aber durch das Eine Alles geleistet werden *sollen*." So bringt S. 171 ein Domherr durch *die Stütze seines gekrümmten Rückens* Verunglückte in Sicherheit. S. 186 heisst es: „Die Pflicht der Selbsterhaltung, frey von der Vernachlässigung alles rechtmässigen Wirkens zur Entwickelung und Ausbildung des menschlichen Körpers, aber auch fern von den eigennützigen und genusssüchtigen *Irrthümern* der Unmässigkeit im Essen und Trinken, oder der Schwelgerey; in der Befriedigung des Geschlechtstriebes, oder Völlerey und Unzucht; im Herbeyschaffen aller Erfodernisse der Bequemlichkeit, Prachtliebe, Modesucht oder des Luxus; fern endlich von *jeder Art der Gewährung grausamer Vergnügungen*, ohne welches Alles die Selbsterhaltung sehr wohl Statt finden kann und soll, ist die nothwendige Bedingung einer anderen, nämlich der Selbstveredlung, oder der vollendeten Ausbildung des Körpers und der Seele." Muss man sich bey solcher Darstellung nicht mit Errathen behelfen, um herauszubringen, was der Vf. eigentlich habe sagen wollen? Z. — d.

Num. 225.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

BOTANIK.

Wien, auf Kosten des Herausgebers: *Ausgemalte Tafeln aus dem Archiv der Gewächskunde*, von *Leopold Trattinnik*, des k. k. botanischen Museums Custos u. s. w. Erster Band. 1813. 54 S. Median 4. Mit 100 Kupfertafeln, und dem Bildniss des Vfs. Zweyter Band. 24 S. Mit 100 Kupfert. und dem Bildniss des Ritters von Linné. Dritter Band. 26 S. Mit 100 Kupfert. und dem Bildniss des Hn. von Büffon. Vierter Band. 1814. 42 S. Mit 100 Kupfert. und dem Bildniss des Dr. Fr. G. Dietrich. (Alle vier Bände auf Velinpapier 600 fl. W. W.)

Das Archiv der Gewächskunde liefert der würdige Vf. mit lauter schwarzen Kupfern, theils um den Fortgang seiner Unternehmung zu beschleunigen, theils um Wohlfeilheit mit Vollständigkeit zu verbinden: denn dieses ist bey einem Werke von solchem Umfange die erste, ja die unerlässige Bedingung. Da er indess von mehreren Personen von hohem Range aufgefodert wurde, die vorzüglichsten und schönsten Kupfer, welche in dem Archiv vorkommen, in colorirten Tafeln herauszugeben: so entschloss er sich, den Wünschen seiner wohlwollenden Gönner zu entsprechen, und diese Prachtausgabe zu veranstalten. Betrachten wir die herrlichen Kupfer, und vergleichen wir diese Ausgabe mit einigen ähnlichen in- und ausländischen Prachtwerken: so muss man dem Vf. zugestehen, dass er, sowohl von Seiten der Topographie als von Seiten der Malerey, der Appretur u. s. w. sehr Viel geleistet und ein Werk geliefert hat, welches Deutschland Ehre macht, und in jeder grossen Bibliothek aufgestellt zu werden verdient.

Die zwey ersten Bände enthalten sehr interessante Aufsätze über Betrachtung der Natur, welche die gründlichen Kenntnisse und den unbefangenen Blick des Vfs. in der Anschauung und Auffassung beurkunden, und diesem Werke nicht minder zur Empfehlung dienen. Im ersten Bande beweist er zuerst, dass die Kräuterkunde eine sehr angenehme und nützliche Wissenschaft sey, die jeden gebildeten Menschen freundlich und belehrend anspreche, deren höchster Werth aber noch mehr hervorgehoben und ans Licht gestellt werden müsse. Sodann giebt er einen Wink, wie man die hohen Ideen auffassen und alle die Ansichten geniessen könne, die in der Schöpfung ausgedrückt sind, und den verfeinerten Menschen zu ihren Bemerkungen einladen. Seine Ideen und Erklärungen hierüber sind ungefähr folgende: So wie ein Bonnet, ein Sander(?), ein Leibnitz u. A. m. ihre Ansichten über die ganze Natur verbreitet haben: so müssen auch wir in den Geist der Schöpfung eindringen, und nach gesammelten Kenntnissen endlich auch darauf Bedacht nehmen, sie in ein System zu ordnen, und dem Verstand ihre Übersicht möglich zu machen. Wenn wir dann erkennen, dass diese Art und Weise, die Natur zu studiren, es eigentlich nur allein verdiene, ein Naturstudium genannt zu werden: so müssen wir zugleich eingestehen, dass unsere bisher so genannten Naturstudien nur Vorbereitung — nicht die Gelehrsamkeit selbst, sondern nur Hülfsmittel waren, durch welche der Weg zur Gelehrsamkeit, wie durch die Erlernung der Sprache, bereitet wird. Das Studium der Natur, wovon hier der Vf. redet, ist also nach seiner Meinung eine ganz eigene, neue Wissenschaft, für die wir nicht einmal einen passenden Namen haben, indem der Name: Philosophie der Natur, in dieser Anwendung unrichtig und zu weit ausgedehnt sey. Denn es wäre hier nicht darum zu thun, Theorieen und Lehrgebäude aufzustellen, und aus der reinen Vernunft zu beweisen; „es handelt sich hier nur um die Kunst, die natürlichen Producte vom rechten Standpuncte anzusehauen, und aus ihrer Form, Kraft und Wirkung *a posteriori* auf den Zweck ihrer Existenz, auf den Geist des sie bildenden Urhebers, und auf die Beziehung zu schliessen, die sich zwischen unserem und jenem erhabenen Geist beobachten lassen." Demnach könnte man der von dem Vf. beabsichtigten Kunde keinen schicklicheren Namen beylegen, als *Naturanschauungslehre* (*Physiopsologie*). Er beschränkt sich vor der Hand nur auf jenen Theil derselben, der sich mit den Vegetabilien befasst, und nennt zufolge der Analogie diese Abtheilung jener Universalwissenschaft die *Pflanzenanschauungslehre* (*Phytopsologie*), wovon sich folgende drey Hauptabtheilungen aufstellen lassen: 1) die allgemeine Phytopsologie, welche die Vegetation in Concreto als ein der Erde angehöriges Attribut betrachtet, und sie ferner mit der Animalität und mit der organischen Schöpfung in Vergleichung stellt, dann endlich dieselbe nach ihrer Intensivität überschaut, nämlich „als das, was sie war, ist, und noch werden kann." 2) Die besondere Phytopsologie. Sie untersucht erstens den Ausdruck der Vegetation im Ganzen betrachtet, alsdann verfolgt sie die allgemeinen Hauptformen, oder die grossen natürlichen Familien. 3) Die specielle Phytopsologie beschäftigt sich mit den Gattungen, den Arten, und selbst mit individuellen Formen der Gewächse, an welchen wir, sowohl in Absicht der Grö-

ſse, der Dauer und des Reproductionsvermögens, als der Farben, der inneren und äuſseren Eigenſchaften u. ſ. w., eine ins Unendliche verbreitete Mannichfaltigkeit beobachten. S. 31 werden Beyſpiele angeführt, welche beweiſen ſollen, daſs ſchon die älteren Dichter richtige Begriffe von dieſer natürlichen Offenbarung hatten, und ihre Ideen vernehmlich gemacht haben. „Die Roſe ward daher zum Sinnbild der Liebe, der Weinſtock drückte die Freundſchaft aus, das Vergiſsmeinnicht die Treue" u. ſ. w. Nach dieſen Prämiſſen läſst ſich einigermaſsen die Abſicht des Vfs. erſehen, nämlich: die Sprache der Natur als ein beſonderes Studium zu cultiviren und auszubilden, wodurch die Wiſſenſchaft allerdings ein ganz neues Intereſſe gewinnt. Allein dieſe Abhandlung, ſo gehaltvoll ſie iſt, kann man einſtweilen doch nur als Einleitung annehmen: denn bey der Ausführung des Ganzen muſs noch Manches erörtert und aufgehellt werden, „was nicht ſowohl auf die Erklärung der Naturſprache ſelbſt, als auf die Kunſt abzielt, dieſe deutlich zu vernehmen und richtig auszulegen." Möchte Hr. Z. ſeine eigenen Anſichten und Reflexionen weiter ins Detail verfolgen, und es nicht bloſs bey dieſem erſten Verſuche, nicht bey der Lage des Grundſteins zu dieſem Gebäude bewenden laſſen, ſondern ſeine geſammelten Materialien zweckmäſsig ordnen, und uns recht bald mit einer Überſicht des Ganzen, und einer philoſophiſchen Deduction dieſer Lehrgegenſtände erfreuen!

Die Abhandlung über das Schema der Natur, welche den zweyten Band begleitet, iſt als Fortſetzung des dem erſten Bande beygefügten Aufſatzes über Phyſiologie zu betrachten. Dieſem Gegenſtande haben zwar ſchon mehrere Naturforſcher ihre Aufmerkſamkeit gewidmet, und ſich vielfältig bemüht, ein Schema zu erfinden, in welchem alle geſchaffenen Weſen verſtändig geordnet, und ihre Verhältniſſe gegen einander anſchaulich dargeſtellt werden können; aber unſeres Bedünkens iſt dieſes noch auf keine ſo lehrreiche, Geiſt und Gemüth in Anſpruch nehmende Weiſe geſchehen, noch nie ſo begreiflich gemacht und deutlich erklärt worden, als im vorliegenden Werke. Zuerſt wollen wir einige zur Erläuterung dienende Bemerkungen des Vfs. ausheben; dann das Schema ſelbſt in Betrachtung ziehen. S. 15 heiſst es: „Ich nehme in dieſem Schema die anorganiſche Materie (*materia inorganica*) als die Baſis aller natürlichen Körper an, weil es auſser den Thieren und auſser den Pflanzen eine Materie giebt, an welcher wir keine eigentliche Organiſation bemerken, weil alle organiſchen Körper ihren Stoff daher zu entlehnen und nach vollbrachter oder zerſtörter Lebensthätigkeit denſelben eben dahin wieder abzugeben ſcheinen. Dieſe Materie iſt jedoch nicht fähig, unmittelbar zur Conſtruction organiſcher Körper verwendet zu werden, und geht eben ſo wenig unmittelbar von dieſen in ihren urſprünglichen Zuſtand zurück. Es giebt gewiſſe Elemente, die hier ins Mittel treten, und die mit der organiſchen Materie eben ſowohl als mit der lebendigen eine chemiſche Verwandtſchaft haben. Der Lichtſtoff, der Wärmeſtoff, und der Sauerſtoff ſcheinen dieſe Elemente zu ſeyn. Durch ihre Einwirkung aus der Sonne auf den Planeten, den wir bewohnen, entſteht in ſeiner Oberfläche eine Erdkruſte, die aus anorganiſcher, mit organiſchen Elementen geſchwängerter Materie (*materia elementis organicis impraegnata*) beſteht." Hier wäre, nach der Anſicht des Vfs., der Standpunct und die Grenze, über welcher die Körper aus dem Chaos ins Leben hervorgehen, und allmählich anfangen, als einzelne ſelbſtſtändige Weſen ſich zu entwickeln und auszubilden. Indeſſen iſt auch nicht zu leugnen, daſs ihre Selbſtſtändigkeit noch zu ſehr von fremden Einwirkungen und Localitäten abhängt, „als daſs man die Producte dieſer erſten Stufe durch reelle Kennzeichen von einander unterſcheiden und ihre weſentlichen Eigenſchaften bemerken könnte. Wenn ſie auch zeugen: ſo iſt doch ſelbſt dieſe Zeugung regellos, und ihre Geburten nehmen die mannichfaltigſten Geſtalten an." Ferner ſagt der Vf. S. 16: „Meine Erfahrungen beſtimmen mich zwar nicht zur Anerkennung einer allgemeinen zweydeutigen Zeugung (*generatio aequivoca*), aber ſie überzeugen mich, daſs die byſſusartigen Gewächſe, ſo wie die Zoophyten und Eingeweidewürmer, Weſen ſind, die nach Verſchiedenheit der Umſtände bald dieſe bald jene Form annehmen, deren äuſserliche Form daher von den Einwirkungen des Standortes u. dgl. beſtimmt wird, und die man eben darum alle zuſammen für ein einziges unter zahlloſen Formen fortlebendes Weſen anſehen muſs." „Über dieſe Grenze hinaus giebt es eine wahre Zeugung, d. h. eine Zeugung ſeines Gleichen und Erhaltung der Art durch dieſelbe. So wie die Zeugung im Thierreiche zuerſt nur unordentlich, nachher durch Verwandlungen gefördert, und endlich einfach und vollkommen iſt: ſo iſt auch die Antheſis bey den niedrigſten Stufen der Gewächſe uneigentlich (*Antheſis ſpuria*), dann unordentlich (*A. inordinata*), und endlich vollſtändig (*A. perfecta*)."

Das Schema, welches auf vorliegender Tafel abgebildet iſt, entſpricht in der That der Gröſse und Erhabenheit der fortſchreitenden Exaltation der Natur. Es ſtellt die Figur eines umgekehrten Kegels dar, deſſen Spitze in die Baſis des Centrums (*materia inorganica*) befeſtigt iſt. Aus dieſem Mittelpuncte entfernen ſich die gleichfalls umgekehrt kegelförmigen Strahlen, und durch die Divergenz derſelben, ſo wie durch die concentriſchen Kreiſe ſelbſt ſind alle bis jetzt bekannten Verwandtſchaften mit der gröſsten Präciſion ausgedrückt und die Parallelen zwiſchen Thieren und Pflanzen bemerkbar. Der Hauptſtrahl des Thierreiches beginnt mit dem Grade der Mollusken, ſpaltet ſich aber gleich bey ſeinem Urſprunge in einen Nebenſtrahl, welcher diejenigen Thiergattungen enthält, die pflanzenartig ſich bilden, als: *Corallia, Cruſtacea*. Über die Sepia hinaus iſt uns noch kein Weſen bekannt, das hier eingeſchaltet werden könnte. — Der zweyte Grad, über den Mollusken, enthält die Schaalthiere (*Teſtacea*), welche zwar nicht vollkommener erſcheinen, aber ihr Bau iſt doch weniger vegetabiliſch als jener der vorhergehenden Corallen- und Rinden-Thiere. Die nächſte Stufe über den Schaalthieren theilt ſich abermals, und bildet neben den

Fischen und Amphibien den Strahl der Insecten, welche sich wegen der zahlreichen Sippschaften so weit erheben, dass sie hinaufwärts durch Seitenverwandtschaften die Fische, die Amphibien und endlich die Vögel berühren; die letzteren sind ebenfalls in einem Nebenstrahle aufgestellt, und begrenzen von dieser Seite das Thierreich. Über den Amphibien stehen die Säugethiere (*Mammalia*), und dann endlich auf der höchsten Stufe der Mensch.

Betrachten wir den zur Seite stehenden Strahl des Gewächsreiches, der mit dem Strahle des Thierreiches sehr viele Analogie hat: so spaltet sich dieser gleich bey seinem Ursprunge, wie jener, in zwey besondere Strahlen, wovon der Eine mit den Corallenthieren, im Strahle des Thierreiches, in Berührung kommt. Er beginnt mit den Phyceen (Wassergewächsen), z. B. Tangen, Conferven, Ulven und dgl. Auf diese folgen im nämlichen Strahle, aber eine Stufe höher, die Lichenen; eine Stufe höher, im gleichen Verhältniss, die Lebermoose (*Hepaticae*). Nun spaltet sich dieser Strahl, über den Lebermoosen, in drey kleinere Nebenstrahlen, welche mehrere verwandte, doch besondere, sich nicht untergeordnete Familien bezeichnen. Es sind: Laubmoose, Farren und amphibienartige Wurzelgewächse (*Radicales*). Zu den letzteren zählt Hr. *T.* die Gattungen: *Marsilia*, *Salvinia*, *Pilularia*, *Isoetes* u. dgl. Diese haben eine Familie mit phänerogamen Blüthen, über sich; es sind überschwemmte Gewächse (*Inundatae*), z. B. *Hippuris*, *Callitriche*, *Ceratophyllum* u. s. w. Wenden wir uns nun zu dem Hauptstrahle des Pflanzenreiches: so finden wir die Schwämme: *Agar.*, *Merul.*, *Bolet.*, *Morchell.* u. s. w. auf der niedrigsten Stufe, so wie die Mollusken im Hauptstrahle des Thierreiches. Ein Nebenstrahl fasst die Bauchschwämme (*Gasteromyces*). Der nächste Grad über den Schwämmen bezeichnet die Mycänen. Dann folgen hinaufwärts die Sarcophyten, z. B. *Balanophora*, *Cynomorium*, *Aphyteja* u. s. w. Zwischen diesen und den Binarien bilden die Terarien einen kleineren Nebenstrahl. „Sie beginnen mit *Typha*, *Sparganium*, *Carex*, und erheben sich durch die Gräser und Binsenarten zu den Ensaten, Liliaceen, Gynandristen, Scitamineen und Palmen beynahe zur höchsten Vollkommenheit der bekannten Vegetation." Auf gleiche Weise sehen wir, in einem Nebenstrahle, der über den Binarien entspringt, die Monopetalen zu einer beträchtlichen Höhe hinaufsteigen. Von hier an erheben sich die Grade des Hauptstrahles ohne weitere Spaltung in Nebenstrahlen. Auf der ersten Stufe, über den Contiguis, stehen die Polymorphen, z. B. *Plantago*, *Chenopodium* u. s. w. Eine Stufe höher die regelmässigen Verwandtschaftsformen (*Affines*), z. B. Monadelphisten, Diadelphisten und Polyadelphisten. Auf der höchsten und letzten Stufe endlich erblicken wir die Musterpflanzen (*Normales*), Gewächse, die in ihrer Ausbildung am weitesten vorgerückt sind, und die durch grössere Regelmässigkeit und Bestimmtheit sich auszeichnen. Hiezu gehört ein grösserer Theil aus Linnés 5, 10, 12 und 13 Pflanzenclasse, z. B. *Dianthus*, *Lychnis*, *Paeonia*, *Aquilegia* u. a. m.

Aus dieser gedrängten Anzeige geht hinreichend hervor, dass dem Ganzen ein durchdachter Plan zum Grunde liegt, und dass es nach den Grundideen dieses Entwurfs und nach den Ansichten des Vfs. allerdings consequent und richtiger ist, wenn man die beiden grossen Familien des Thier- und Pflanzen-Reiches neben einander stellt, als wenn man sie auf den Stufen der Leiter, die von jeher die Lieblingsidee der meisten Naturforscher war, über einander reihen und die Mollusken über den Normalpflanzen anketten wollte. Doch wird man auch, ohne Rec. Erinnerung, schon von selbst einsehen, dass in diesem Schema, ob es gleich im Allgemeinen und in Beziehung auf den Zusammenhang aller natürlichen Dinge dem vorgesetzten Zweck des Vfs. entspricht; dennoch, wegen der mannichfaltigen Abzeichnung der Grade und der vielfachen Spaltung der Strahlen, nicht ganz vollkommen seyn kann, und daher noch mehrere Lücken bemerkbar sind, die künftig ausgefüllt werden müssen. Niemand wird in Abrede seyn, dass bey der progressiven Veredelung der Formen noch Einschaltungen neuer uns noch nicht hinreichend bekannter Gattungen und Arten Statt finden können, besonders in Hinsicht der Vegetabilien. So stehen vielleicht jetzt noch mehrere Familien unter den Heterodoxen und Polymorphen, die nach genauerer Beobachtung und Bestimmung einen neuen Grad bezeichnen, z. B. zwischen den Heterodoxis und Contiguis oder zwischen diesen und den Polymorphis u. s. w. Dergleichen Einschaltungen der Zwischengrade finden unfehlbar auch im Thierreiche Statt. Hr. *T.* wird sich daher ein grosses Verdienst erwerben, wenn er dieses Schema, in einem besonderen, aber weniger kostbaren und theueren Werke abhandelt, seine Arbeit mit der Fackel der Kritik beleuchtet, und die Sippschaften, da, wo es nöthig ist, selbst zurecht rückt, wofür ihm gewiss alle Naturforscher danken werden.

Den *dritten* Band kennt Rec. nur aus der Ankündigung; daher kann er den Inhalt desselben nicht beurtheilen. Der *vierte* Band enthält eine Menge kritischer Erörterungen, wovon wir nur einige ausheben. No. 301 *Tigridia pavonia Curt.* beobachtete Hr. *T.* in der Blüthe, und fand unter 10 Blumen 3 mit 8 Kronenblättern, 4 Staubfäden, einer vierfach zweytheiligen Narbe und am Grunde der drey inneren Kronenblätter die Nectarien der *Fritillaria imperialis* auf eine täuschende Art nachgebildet. — Von der Gattung *Lachenalia* sind hier 31, und von *Amaryllis* 19 der schönsten Arten mit ihren Varietäten abgehandelt und bildlich dargestellt. *Amaryllis brasiliensis* haben einige Botaniker als eine Abart von *A. reginae* aufgeführt, aber nach Hn. *T's.* Beobachtungen scheint sie von *A. miniata Fl. peruv.* nicht verschieden zu seyn. S. 19 wird richtig bemerkt, dass die Eintheilung dieser Gattung nach der Zahl der Blumen nicht zuverlässig sey, indem bey manchen Arten, die in der ersten Abtheilung (*Spatha uniflora*) stehen, zuweilen zwey oder mehrere Blumen aus einer Scheide sich entwickeln. In einem Blumenbeet, auf welchem 200 Pflanzen von der *Amar. formosissima* zu gleicher Zeit blühten, zählte Hr. *T.* 41 mit 2 Blumen, 5 mit 3 und eine mit 4

Blumen auf einem Schafte; die letztere ist in diesem Werke No. 347 unter dem Namen *Amar. formos. 4-flora* beschrieben und trefflich abgebildet. Sehr interessant und belehrend sind die Bemerkungen über die Gattungen: *Eryngium*, *Triticum*, *Primula* u. s. w. Den vierten Band beschliesst eine neue, von Hn. *T.* gebildete Gattung: *Dietrichia*, dem Andenken des Vfs. des Lexicons der Gärtnerey und Botanik gewidmet. Sie enthält zwey Arten; *Dietrichia coccinea* und *D. odoratissima*. Jeder Band ist mit einem Sachregister versehen, welches das Aufsuchen der abgehandelten Pflanzen erleichtert. Möge es Hn. *T.* an der nöthigen Unterstützung nicht fehlen, und sein löbliches Streben nach höherer Ausbildung der Kräuterkunde reichlich belohnt werden!

B. — n —

Zeitz, b. Webel: *Botanisches Taschenbuch*, für Liebhaber der deutschen Pflanzenkunde nach Hoffmann, Roth, Schkuhr u. s. w., bearbeitet von M. *Chr. Aug. Frege.* Erster Theil. *Sichtbar eheliche Pflanzen.* 1809. XVIII und 582 S. Zweyter Theil. *Verborgen-eheliche* (kryptogamische) *Gewächse.* 1812. XX u. 520 S. Dritter Theil. *Gartenflora.* I Abtheilung. Cl. I — X. 1814. XVIII und 560 S. II Abtheilung. 838 S. Taschenformat. (6 Rthlr. 12 gr.)

Über den Inhalt und die Bestimmung dieser Schrift erklärt sich der Vf. im Vorberichte also: „Schon der Titel dieses Werkchens besagt, dass es nicht für gelehrte Kenner der Kräuterkunde, nicht für tief eindringende Beobachter und genaue Forscher des Pflanzenreichs geschrieben ist, welche wohl in demselben äusserst wenig oder gar nichts antreffen dürften, was ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte." Diese freymüthige Äusserung des Vfs. fand Rec. bey genauer Durchsicht des Taschenbuchs vollkommen bestätigt; aber nach seinem Dafürhalten bietet es auch den Laien und derjenigen Classe von Lesern, für die es ausschliesslich bestimmt ist, nicht immer gründliche Belehrung und Bequemlichkeit dar; besonders gilt diess in Hinsicht der mannichfaltigen Zeichen und Abkürzungen der Kunstausdrücke, so wie der Abänderung und Erneuerung der Pflanzennamen. Wenn nun vollends der Vf. S. VII hinzufügt: „Dass ich die erste Rotte der Gattung *Fritillaria* (Kaiserkrone) mit dem glorreichen Namen Napoleonia bezeichnet habe, glaube ich mit dem jetzigen Zeitgeiste entschuldigen zu können, nach welchem es auch einem angesehenen Astronomen frey stand, eine Rotte der Sterne des Orions mit dem Namen Napoleonsgestirn(!!!) zu belegen. Auch wird dieser Name hoffentlich gedachter Gattung, so wie dieselbe jenes Namens nicht unwürdig gefunden werden": so ist ein solches Unternehmen offenbar als eine unanständige und kriechende Schmeicheley zu betrachten, die keinem deutschen, mit ächtem Freyheitssinn begabten Manne ziemt. Der Exkaiser Napoleon Bonaparte verdient kein Denkmal der Art; nur gründliche Botaniker, die sich um die Wissenschaft verdient gemacht haben, werden auf diese Weise geehrt und belohnt; dann darf man auch keinen Namen ohne wichtige Gründe abändern, nicht von Neuerungssucht sich hinreissen lassen, einen gut gewählten Pflanzennamen mit einem anderen umzutauschen, wodurch die ohnehin schon sehr häufigen Synonymieen vermehrt werden, wie es wirklich in diesem Taschenbuche der Fall ist.

Der *erste* Theil beschäftigt sich mit den *phänogamen Gewächsen*, die in Deutschland wild wachsen. Der Vf. hat das linneische Sexualsystem zum Grunde gelegt, jedoch die höheren Classen in die niederen vertheilt. So finden wir z. B. die Gattungen *Fraxinus*, *Salix*, *Orchis* in der zweyten, *Hypericum* in der 12, *Juniperus*, *Thuja*, *Taxus* und *Pinus* in der 15 Classe. Jeder Classe gehen die Kennzeichen der ihr zugehörenden Gattungen voraus: dann folgen Beschreibungen der Arten, mit Angabe der Blühzeit und der Standörter. Bey *Alchemilla* hätte bemerkt werden sollen, dass der Griffel an der Basis des Fruchtknotens sitzt; bey *Lysimachia vulgaris*, dass die Staubfäden am Grunde in eine Röhre verwachsen sind, damit sie die Anfänger nicht etwa in der *Monadelphia* (hier 15 Classe Einbrüderige) vergebens aufsuchen. Mit desto mehr Bestimmtheit sind im *zweyten* Theile die *kryptogamischen Gewächse* abgehandelt. Denn obgleich, nach dem Geständniss des Vfs., auch dieser Theil sehr wenige eigene Beobachtungen und Erfahrungen enthält: so sind doch die vorzüglichen neueren, in dieses Fach einschlagenden Schriften mit Auswahl benutzt, und die Diagnosen, besonders der Farren, Moose und Schwämme, deutlicher angegeben. Was aber der Vf. mit der *Gartenflora*, die den *dritten* Theil dieses Taschenbuches ausmacht und in zwey Abtheilungen zerfällt, beabsichtigt, ist in der That nicht einzusehen, zumal da sehr viele, schon im ersten Theile vorkommende Gattungen und Arten hier abermals nach der linneischen Classification wiederholt aufgeführt und beschrieben sind. Die Grenze einer Gartenflora lässt sich nicht genau bezeichnen: denn die botanischen Gärten auf Universitäten haben einen anderen Zweck als die Gemüse-, Baum- und Zier-Gärten. Im ersteren werden alle Gewächse des akademischen Unterrichts wegen cultivirt, da hingegen der Ökonom nur edle Gemüse- und Obst-Sorten anpflanzt, und den Blumenfreund bloss solche Pflanzen interessiren, die durch Schönheit ihrer Blumen u. s. w. sich auszeichnen. Für botanische Gärtner ist demnach diese Flora bey weitem nicht vollständig; für Ökonomen nur oberflächlich bearbeitet, und die Blumenliebhaber wird sie desswegen nicht belehrend ansprechen, weil man nicht die mindeste Anleitung über Pflanzencultur darin findet, weil eine bedeutende Anzahl schöner Pflanzen gänzlich fehlt, dagegen manche gemeine einheimische Gewächse, z. B. *Asperugo procumbens*, *Bromus mollis*, *B. arvensis* u. s. w., vorkommen, die schwerlich in Ziergärten aufgenommen werden. Es ist zu bewundern, dass dergleichen Schriften Verleger und Käufer finden!

W — h —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Basel und Arau, b. Flick: *Versuch eines schweizerischen Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt.* Sammt einer Skizze einer schweizerischen Dialektologie. Von *F. J. Stalder*, Kammerer und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch. Erster Band. 1806. 505 S. Zweyter Band. 1812. 528 S. 8. (5 Rthlr. 20 gr.)

Jede Sprache hat einen Gemeindialekt: wenn dieser von einer Hauptstadt, als seiner Quelle, ausgeht, oder durch eine Akademie, als seine Gesetzgeberin, bestimmt wird: so hat er feste Puncte, an welche sich der Sprecher und Schreiber der Nation halten kann. Wo aber keines von beiden Statt findet, da ist dieser Gemeindialekt ein luftiges Gebilde, ohne festen Grund und Boden, ein Kind, ohne gewissen Vater, den Neckungen, Verrenkungen und Verbildungen des Muthwillens oder der Einfalt preis gegeben. Jeder kann an diesem Dialekte drehen und zerren, einschieben und ausstossen; Niemand kann den Fehler nachweisen, weil keine geschlossene Quelle da ist, aus welcher der Dialekt fliesst, keine Autorität, welche denselben sanctionirt hat. So steht die Sache auch mit der hochdeutschen Sprache, als unserem Gemeindialekte. Ausgegangen von einer einzelnen Provinz, gemehrt und ausgebildet durch Beyträge aus den übrigen Gauen Deutschlandes, hat er nirgends festen Fuss, nirgends eine Heimath, als in — den Büchern. Aber wie, wenn diese, statt sicherer Entscheidungshof zu seyn, selbst mit einander in Streite liegen, und sich nach fremder Entscheidung umsehen? Und wie, wenn der Dialekt nicht blofs, wie er sich in Büchern ausspricht, mit sich uneinig ist, sondern wenn obenein noch die Buchsprache wieder von der Mundsprache abweicht? In diesem Falle hört das Forum der Autorität auf, und die Entscheidung der streitigen Puncte muss bey einem anderen Richter nachgesucht werden. Und wo anders kann dieser Schiedsrichter seinen Sitz haben, als in der Gesammtheit der Provinzendialekte, der Quelle, aus welcher der Gemeindialekt geflossen ist? Damit aber diese Quelle Jedem, auch dem Fernwohner, zugänglich werde, sind Canäle nöthig, in welchen das reine Wasser überall hingeleitet werde. Solche Canäle sind *Idiotica*, grammatische Wörterbücher der Gauensprachen. Diese Bücher entsprechen vollkommen ihrem Zwecke, wenn sie darlegen 1) den gesammten Vorrath der Provinzwörter, die nicht in die hochdeutsche Sprache aufgenommen worden sind, 2) von den in die hochdeutsche Sprache aufgenommenen Wörtern diejenigen, die sich auszeichnen a) durch abweichende Bedeutungen, b) durch abweichende Construction, c) durch eine Aussprache, die entweder den Wortstamm nachweist, oder, in Fällen, wo im Hochdeutschen der Schriftsprache die Mundsprache nicht zuspricht, als reiner Ausdruck der Schriftsprache in die hochdeutsche Mundsprache aufgenommen zu werden verdient. In diesen Beziehungen ist das Idiotikon Quelle, aus welcher sich der Gemeindialekt bereichert und veredelt, und der Vf. eines solchen Buchs erfüllt, in Beziehung auf den Gemeindialekt, seine Pflicht, wenn er sich auf diesen Theil der Provinzsprache beschränkt, und denselben genügend darstellt. Die Kreislinie läfst sich freylich weiter ziehen; man kann die Gauensprache in ihrer Ganzheit darstellen: ein Idiotikon dieser Art, welches jedoch diesen Namen kaum verdient, da es seinen Inhalt nicht als geschlossenen Theil eines Ganzen, sondern selbst als ein Ganzes behandelt, hätte nur ein antiquarisches Interesse, nämlich für die Nachwelt die Sprache der Vorwelt aufzubewahren. Der Vf. des vorliegenden Idiotikons hat sich auf den ersten Zweck beschränkt, und, nach unserem Urtheil, in dieser Beziehung geleistet, was mit Billigkeit von einem einzelnen Manne, selbst wenn derselbe, wie hier, von einigen Freunden unterstützt wird, gefodert werden kann. Ob der Vf. vollständig alle Abweichungen der Schweizersprache von dem hochdeutschen Dialekte aufgeführt habe, diefs zu beurtheilen, dürfte selbst einem Schweizer schwer fallen: dem ferneren Deutschen ist es schlechterdings unmöglich. Unsere Beurtheilung wird sich demnach auf den inneren Gehalt des Idiotikons beschränken, und den Gewinn andeuten, der in den oben angegebenen Beziehungen für das Hochdeutsche aus demselben hervorgehen kann.

Das Erste, was den Gemeindialekt nöthigt, zu seinen Quellen, den Provinzdialekten, zurückzukehren, ist Mangel an Zeichen (Wörtern), um Begriffe, entweder überhaupt, oder in gewissen Schattirungen, oder auch in grösserer Kürze, auszudrücken. Jedes Wort, das einen Begriff, den der Gemeindialekt umschreibt, einzeln ausdrückt, jedes Wort, das einen Begriff nüancirt, jedes Wort, das sich durch Kürze und Einfachheit auszeichnet, verdient aus der Provinzsprache in die Gemeinsprache aufgenommen zu werden: denn es giebt in den Wörtern als Zeichen eben so wenig einen Adel, als in den Menschenkindern als Körper betrachtet; wie hier im Geiste, so liegt dort im Begriffe der

Adel. Wir wollen einige Wörter, die uns der Aufnahme in die hochdeutsche Sprache werth scheinen, aus dem Idiotikon ausheben.

Aben, v. neutr. mit haben, — abnehmen, *deficere*, von *ab*: der Mensch *abet*, nimmt an körperlicher Kraft ab; der Wein im Fasse *abet*, geht bald zu Ende. Auch *vesperascere*, es *abet* — daher der Abend. *Ablich*, schwächer werdend; ein *ablicher* Mensch. — *Abern* (*aperire*), oder, *obern* — aufthauen, aber mit dem Nebenbegriffe, dass dadurch der nackte Erdboden zum Vorschein kömmt. — *Aberwahl*, die, — die Freyheit, seine Zusage zurückzunehmen, den Entschluss zu ändern; analogisch gebildet nach *abermal*. — *Achen*, *v. n.* mit haben, — Jammertöne von sich geben. Hans Sachs singt:

Als die Jungfrau im Wald erwachet,
Mit Seufzen sie weinet und *achet*.

Das hochdeutsche Intensiv *ächzen* drückt den Begriff zu stark aus. — *Ältelen* (älteln) — dieses Wort ist dem Hochdeutschen nicht fremd. Die Erklärung: dem Alter immer mehr und mehr zurucken, ist wohl nicht ganz genau; diesen Begriff drückt das Wort *altern* aus; *älteln*, als Diminutiv von *altern*, drückt nur eine Ähnlichkeit aus, und ist nur anwendbar auf jüngere Personen, die in ihren jungen Jahren die Eigenschaft des Altseyns an sich haben. — *Amten, v. n.* mit haben, — ein Amt bekleiden; gut, schlecht amten. Auch: *mit Jemanden amten*, ihm einen derben Verweis geben. — Der *Anmann*, Mann, der bey einer Sache den Anfang macht; das *Anwort*, das Anfangswort. — *Arznen* — 1) Arzney einnehmen, 2) heilen; für den letzten Begriff hat die hochdeutsche Sprache kein Wort, in wiefern die Heilung durch den Arzt, nicht durch den Chirurg, geschieht. — *Aser*, Sack, um Esswaren mitzunehmen. — *Bäscheln* — mit allerhand kleinen Handarbeiten umzugehen wissen, ohne dieselben handwerksmäsig gelernt zu haben. Ein *Bäschler*. Abgeleitet vom Engl. *busy*. — *Beineln* — die Fusssprache reden. — *Pelzen* — die Haut eines Dinges abziehen, z. B. den Hasen pelzen. — *Handsam, tractabilis, traitable*. — *Händeln* — Streit, Zank haben. — Die *Nachhut* — Arrièrgarde; *Vorhut* — Avantgarde; *Hutknechte* — Vorposten. — *Harzen* — Harz einsammeln, oder sich damit abgeben; der Harzer; wie Harz kleben. — *Hausen* — Haushalten — ohne Beysatz immer im Sinne einer ordentlichen Wirthschaft genommen. — *Erhausen* — durch ordentlichen Haushalt erübrigen; *aushausen* — sein Vermögen ganz, *verhausen* — zum Theil durch üble Wirthschaft verbringen; daher das Hochdeutsche *häuslich*. Die *Gehause* — Weibsperson, die zur Miethe wohnt. *Hauseln, Häuseln* — Kinderspiele machen, eigentlich Häuschen mit Charten aufbauen. *Hauten* — sich mit einer Haut überziehen; die Milch hautet, die Wunde hautet. — *Milch-Heiler* — Stierkalb, das während des Abtränkens verschnitten wird. — Das *Heim, Ham* — umzäunter Platz, auf dem die Wohnung mit einigen Morgen Landes steht; die *Heimkuh*, Kuh, die man des Sommers im Stalle unterhält, oder auf der *Heimweide* gehen lässt; die *Heimweide*, Weide für Vieh, angrenzend ans Landgut. — *Heimeln* — eine heftige Sehnsucht nach einem genossenen Etwas fühlen; lieblich wie die Heimath seyn; *es heimelt mich*, ist mir so enge und wohl, wie in der Heimath; dieser Mensch *heimelt* mich, zieht mich mit geheimem Zauber an sich; *der Ort heimelt mich an* — ist für mich entzückend, wie die Heimath. Der Vf. ist weitläuftig über dieses Wort, und verdient selbst ganz gelesen zu werden. — *Heimen, heimschen* — sich etwas zueignen, zu sich, als zu seiner Heimath gehörig, nehmen, heimführen. Er hat die Kuh geheimet. Wenn ihr das Obst nicht *heimet*, so wird es euch gestohlen werden. — *Heiterloch* — Öffnung in einer Wand, wodurch der Estrich, oder der oberste Boden des Hauses beleuchtet wird. — Der *Helfer*, *Pfarrhelfer* — Diakonus. — *Herbsteln* — anfangen, kalt, rauh und unbeständig zu werden, wie es die Herbstzeit mit sich bringt. — *Herren*, *herrelen*, *herrscheln* — den Herrn spielen. — *Herzig* — was man von Herzen liebt. Der *herzige* Gott. — *Hofen* — aufwarten, die Cour machen. — *Behofen* — behausen, einem zu einem Landgute behülflich seyn. — *Hofwort* — Schmeichelwort, Compliment, dem man nicht ganz trauen kann. — *Behören* — jemanden examiniren, etwas auswendig Gelerntes auffagen lassen. — *Hüben* — diesseits. „Du kannst ihm *hüben* mehr, als *drüben* nützlich seyn." *Goethe*. Da das Hochdeutsche einmal *drüben* aufgenommen hat: so wäre es consequent, auch *hüben* aufzunehmen, welches überdiess auch dem Urdialecte des Hochdeutschen nicht fremd ist. — *Klütern* — allerley kleine mechanische Arbeiten zu verfertigen wissen, ohne sie eigentlich gelernt zu haben. — *Knechten* — den Knecht machen, nicht eigener Herr seyn. — *Kög* — ungewiss im Wählen, a) in Hinsicht der Speise, b) — des Geliebten, c) — der Wörter: dann auch Zeichen für einen Mittelbegriff zwischen *spröde* und *trotzig*. Ein köger Mensch, der sich etwas einbildet, sich fühlt, nicht jedem aus Neugier fragenden Laffen zur beliebigen Antwort steht. — Der *Kolb* — Stier, der erst in seinem zweyten, oder dritten Jahre verschnitten wird. — *Könnig* — wer alles leicht von selbst nachmacht. — *Kürmen* — von Kindern, Töne hervorbringen, als wenn sie sprechen wollten, und es doch nicht können.

Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen
An unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater nennt.
Logau.

Dann von schleichenden Gerüchten — *es kürmt* — man raunt sich's ins Ohr. — *Anlässig* — von Männern, streitsüchtig (vielleicht mehr, die Fehde annehmend, als, den Fehdehandschuh hinwerfend), von Weibspersonen coquet. — *Leisten* — verwiesen seyn, *in exilio esse*. — *Magern* — mager werden; *mägern* — mager machen. — *Mundtodt* — der Freyheit, sein Vermögen zu verbrauchen, beraubt; der von dem Seinigen nichts mehr verzehren kann. — *Neujahren* —

en Neujahrstag, oder dessen Vorabend, in Saus und raus verbringen. *Neujährlen* — umhergehen und is neue Jahr anwünschen, wodurch man Geld und rünke erwischt. — *Nöthen* — in Noth und Manel seyn, knapp leben. *Nöthlich* — dürftig, ärmlich; er *Nöther* — Mensch, der nöthen muss. — *Nüstern* - *nustern* — mit dem Geruche, mit der Nase unterichen; *durchnüstern, durchnustern*; dieses Wort verıente, als edler, dem gemein gewordenen *schnüffeln, urchschnüffeln* substituirt zu werden. — *Ofnen* — fen machen: *ofeln, öfeln* — nach dem Ofen riechen, ler schmecken. — *Öhlen* — zu Öl pressen; Nüsse, ein öhlen; der *Öhler*. — *Öhren, neuöhren* — mit nem Ohre versehen — ein Beil, Sense u. s. w. — *hren* — bey den Ohren zerren. — Der *Rast* — ein estimmtes Mass von Arbeit, nach welchem man der uhe pflegen kann, *pensum*. — *Regierig, regierisch* - regiersüchtig. — *Reichen* — reich werden. — *Der Rösler* — Liebhaber des Pferdereitens. — *ätzisch* — consequent. — *Schäfern* — von Hunen, die auf Weiden den Schafen nachsetzen; davon *chäfig*, schäferig. — *Schamig, schämig* — verschämt; *unschamig, unschämig*. — *Schlagig* — gern usschlagend — ein Pferd. — Der *Schlüssler* — der chlüsselbewahrer. — *Der Schnall*, und *Widerschnall* - Hauptwort des Hochd. *schnellen*. — Der *Schnitz* - Accise; *beschnitzen* — besteuern. — *Spetten* — ie Stelle eines Anderen vertreten, vicariren; er at für mich gespettet; der Spetter. — Die *Stöhr* — rbeit eines Handwerkers ausser dem Hause, besonlers der Schuster und Schneider; mancher Schneider teht sich bey der Stöhre am besten. — Der *Sudel* — las Concept; vielleicht besser, als Entwurf. — *Erwahren* — wahr machen, beweisen. — Der *Wandott* — Barometer? — *Wandelbar* — gangbar. Dieer Berg ist Sommer und Winter zu Ross und zu Fuss vandelbar. (Das Wort wäre, nach diesem Beyspiele, n seinem Begriffe weiter, als gangbar. Überdiess ist ler Begriff dieses Adjectivs eben so schattirt, wie in *vandeln*, verglichen mit *gehen*.) — *Warmen* — varm werden; *wärmern* — wärmer werden; *wärmeln* — den Geschmack aufgewärmter Speisen an sich haen. — *Weltfällig* — von einem Menschen, der sich n alle Umstände zu finden weiss, 2) dem Alles hienieen nach Wunsch geht. — *Nachwind* — ein von hinen wehender und also günstiger Wind, *ventus seundus*.

Man wird einräumen, dass beynahe alle diese ausehobenen Wörter, die mehr nach der Reihe aufgeriffen, als ängstlich ausgesucht worden sind, der Aufiahme in die hochdeutsche Sprache werth sind; viele lerselben wird sogar der Prosaiker unbedenklich einühren können, obgleich sonst dem Dichter das Verlienst vorbehalten ist, aus den Provinzsprachen, als lem lebendigen Born, zu schöpfen und die hochdeutche Schrift- und Mund-Sprache zu bereichern.

Ausser dem Gewinne, der für den Wörterreichhum des Gemeindialekts aus den Gauensprachen herrorgeht, weisen dieselben auch in gar vielen Fällen ıoch die Stämme und Wurzeln der Wörter nach. Diese Nachweisung ist gleich förderlich für die Rechtschreibung und für ein genaueres Auffassen der Begriffe; und selbst wenn man den Begriff in seinem ganzen Wesen erfasst hat, gewinnt doch die Deutlichkeit desselben noch an Anschaulichkeit, wenn man das Wort zu seiner Urform zurückführt, und so gleichsam die Genesis desselben anschaut. Nehmen wir die Conjunction *Entweder*. Der Begriff derselben ist dem Gebraucher nicht lange zweifelhaft; weniger in die Augen fallend ist es, wie dieses zusammengesetzte Zeichen zu seinem Begriffe gelangt ist. Aus diesem Idiotikon ersieht man, dass das Wort entstanden ist aus *einer welcher*. Das Wort hat zuerst einen Substantivbegriff, aber durch *welcher* in eine unbegrenzte Sphäre gesetzt, auf die unbestimmteste Weise ausgedrückt, und wohl unserem *irgend einer* entsprochen, ohne schon disjunctiv gewesen zu seyn. Auch als das Wort durch Verbindung mit *oder* in ein disjunctives Verhältniss trat, hatte es wahrscheinlich Anfangs nur das Geschäft, Substantivsbegriffe zu repräsentiren. Die Form der Conjunction *Oder* aus *Ander*, oder aus dem Prom. *Der* entstanden, weiss dahin. Der feinere und lustigere Begriff einer Conjunction ging erst später aus dem mehr körperlichen Substantivbegriffe hervor. Das Wort lautet in der Schweiz Eintweder, bey *Kero* eineruueder, und *welcher* heisst in der Schweiz noch *weder*, so dass der Stamm des Wortes, und seine Genesis nicht zweifelhaft seyn kann. Zu wünschen wäre gewesen, dass der würdige Vf. den metaphysischen Theil der Schweizersprache noch mehr berücksichtigt hätte, als geschehen ist. Unstreitig gewährt der metaphysische Theil in seiner Entstehung und allmählichen Ausbildung dem Sprachforscher das meiste Interesse, da sich gerade in diesem Theile der menschliche Geist am feinsten und tiefsten ausgedrückt hat.

Manche abweichende Constructionen des Hochdeutschen erhalten aus den Dialekten Licht und Vertheidigung. Der Hochdeutsche sagt: *Zu guter letzt*, eine Construction, die nach keiner Regel des Hochdeutschen vertheidigt werden kann. Die Schweizersprache giebt Aufschluss: Die *Letzi* heisst in derselben ein Abschiedsgeschenk, Abschiedsschmauss, daher *letzen, abletzen, abletzeln*, sich beym Abschiede noch einmal mit einem erfreuen, besonders sich mit ihm gütlich thun, und daher auch *zu guter Letzi*, endlich, am Ende, oder um das Mass voll zu machen. Diese richtige Verbindung des Schweizerdialekts hat bey ihrem Übergange ins Hochdeutsche Form und Begriff des *Letzi* verwischt, die Construction aber beybehalten, die nun natürlich regelwidrig werden musste.

Da sich in der Schweizersprache von so manchem Worte der Urbegriff, der im Hochdeutschen erloschen, oder nie vorhanden gewesen ist, rein erhalten hat: so spricht es von selbst, wie wichtig das Studium auch dieses Dialektes einerseits für die Synonymik, der oft die physische Bedeutung der Wörter allein das Licht aufsteckt, und andererseits für die Orthographie ist. Das Wort *leichtfertig* heisst, was leicht zu fahren ist; ein leichtfertiger Wagen; der Gegensatz ist *schwerfertig*. Das Wort ist also hier noch in seiner ersten Be-

deutung gebräuchlich, und aus dieser Bedeutung geht hervor, dass das Wort im Hochdeutschen falsch geschrieben wird, und nach der Etymologie *leichtführtig*, nach der geschärften Aussprache wenigstens *leichtfärtig* geschrieben werden sollte, um so mehr, da auch die Aussprache ein ä, und kein *e* hören läfst. Dieses Wort verdiente übrigens in seiner ersten Bedeutung in die hochdeutsche Sprache aufgenommen zu werden, da wir uns jetzt mit dem weniger significanten *leicht* und *schwer* behelfen müssen; allenfalls könnte man, da die abgeleitete Bedeutung zu vorrherrschend geworden ist, in Schrift und Aussprache die Form *leichtführtig* aufnehmen. Das militärische Wort *Bivouac*, dessen Begriff der Menschheit in neueren Zeiten leider nur zu sehr versinnlicht worden ist, erhält eine sehr wahrscheinliche Ableitung von dem Schweizerworte *Bywacht* (Beywacht), Scharwache, die dem Dorfrichter zur Marktzeit, oder sonst bey Unruhen beygegeben wird. Da solche Wachen, ihrem Zwecke gemäss, im Freyen umher gehen, auch ihre Mahlzeit im Freyen halten müssen: so konnte von ihnen leicht der militärische Begriff entlehnt werden, welchen freylich, wie jeden Erstbegriff, die Fortbildung oder Umbildung der Sache eigends modificirt hat.

Vorzüglich nützlich werden die Idiotika dadurch, dass sie den Gemeindialekt da, wo sich derselbe in seinem Bildungsgange verirrt und gelähmt hat, wieder auf den rechten Weg zurückführen. Dass diese Verirrung in mehr als einer Beziehung den hochdeutschen Dialekt treffe, ist schon von mehreren Sprachforschern, zuletzt am ausführlichsten und gründlichsten von *Radlof*, in Hinsicht auf die Voll- und Halblaute, nachgewiesen worden. Wir wollen uns hier auf diesen letzten Punct beschränken, und in einem Beyspiele den Gewinn zeigen, den der hochdeutsche Dialekt in dieser Hinsicht auch aus Benutzung der Schweizersprache ziehen kann; und da die Rückkehr von den Halbtönen, die sich zur Ungebühr eingedrängt haben, zu den Volltönen das, obschon verwöhnte, Ohr wenig beleidigt: so ist zu wünschen, dass die hochdeutschen Schriftner hier nicht zögern, das alte Gut zurückzurufen. Der Hochdeutsche sagt: „*die Tage kürzen*," wenn die Tage abnehmen und kürzer werden, und: *jeder Tag kürzt das Leben des Menschen*; er gebraucht das Verb in Einer Form transitiv und intransitiv, welches in vielen Constructionen die Rede zweydeutig und dunkel macht. Dass der Hochdeutsche für die Unterscheidung des Transitiven und Intransitiven in den Begriffen Sinn hat, geht aus dem Bemühen desselben, den Unterschied bey anderen Verben durch getrennte Formen kenntlich zu machen, deutlich genug hervor (er schmelzte, er schmolz, säugen, saugen, hangen, hängen); wo er dieses nicht thut, drückt ihn also nur der Mangel an Formen. Welche Vervollkommnerung, wenn diese Formen aus den Gauendialekten aufgenommen würden! Dass auch der Schweizerdialekt hiezu steuern kann, erhellet aus diesem Beyspiele und den obigen Aushebungen. Es heisse so nach künftig nicht mehr, *die Tage kürzen*, sondern *die Tage kurzen*, und so werde in allen Fällen die Form dem Begriffe nachgebildet, so weit nur immer die Nebendialekte dem neuen Gebilde zusprechen.

Der Vf., der das Publicum auch mit einer Dialektologie beschenken will, und dem ersten Theile des Idiotikons bereits einen Abriss derselben vorgesetzt hat, giebt folgenden Unterschied zwischen dem Idiotikon und der Dialektologie an: Das Idiotikon nimmt einzig Rücksicht auf die Eigenheiten der Landwörter, d. i. der Idiotismen; die Dialektologie aber auf die Eigenheiten der Mundart und der Wortfügungen, d. i. des Dialekts. Dieser Unterschied ist begründet, so gut als der Unterschied zwischen Grammatik und Lexikon, nur scheint es, als würde die Mundart oder Aussprache belohnender in dem Idiotikon abgehandelt. Die Dialektologie kann nur das Geregelte umfassen; das Idiotikon hat bey jedem einzelnen Worte Gelegenheit, die Aussprache zu bezeichnen, was die Dialektologie nicht kann, als welche alles Gemeinsame in Regeln zusammenfasst.

Der Fleiss, welchen der Vf. auf sein Idiotikon verwandt hat, spricht sich überall so bestimmt aus, dass es etwas Überflüssiges seyn würde, das Buch empfehlen zu wollen; der Sprachforscher wird den grossen Werth desselben zu schätzen wissen. Möge der Vf. durch die verdiente Aufnahme seiner Arbeit aufgemuntert werden, seiner Landessprache ferner seinen Fleiss zu widmen! St.

NEUE AUFLAGEN.

Gotha, in der beckerschen Buchhandlung: *Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger.* Nebst einer kurzen Einleitung in die Naturgeschichte. Von *Friedrich Kries*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Dritte, sorgfältig durchgesehene und verbesserte Auflage. 1815. XII und 180 S. 8. (8 Gr.) (S. die Rec. der ersten und zweyten Auflage Jahrg. 1809. No. 150.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift.* Eine philologisch-historische Einleitung in die Sprachlehren und Wörterbücher der hebräischen Sprache. Von *Wilhelm Gesenius*, Dr. und Prof. der Theologie zu Halle. 1815. VIII u. 231 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein Werk dieser Art bot einst *Hezel*, früher *Wolf*, ur. Allein das vorliegende enthält theils mehr, theils eniger. Hr. *G.* hat mit grossem Fleisse nicht allein ene Werke, sondern auch die besseren neueren dieses aläographischen Gegenstandes benutzt, mit Kritik und charfsinn. Anfangs war der Stoff einer Einleitung in ie hebräische Grammatik bestimmt, wie solche Einleitungen auch Rec. bey seinen Vorträgen zu geben flegt. Jetzt ist aber mehr geliefert, als für solchen weck dienlich ist.

Des Vfs. Untersuchungen nehmen den rein historischen Gang, der allein wahre Grundlage darbietet, enn wir auch dabey manches Dunkel nicht aufhellen önnen, und wenn auch dabey Einseitigkeit, welche edoch dem Vf. durchaus nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, den Beschränkten oft zu leiten flegt. Freymüthigkeit des Urtheils findet man fast berall, und Anschliessung an das Bessere, auch neue, ft gewagte, Versuche scharfsinniger Combination. — Der *erste Abschnitt* enthält: Geschichte der hebräischen Sprache, bis zu ihrem Absterben; der *zweyte*: Geschichte der hebräischen Sprache, als einer ausgestorbenen Sprache, oder Geschichte der hebräischen *Sprachkunde*; der *dritte*: Geschichte der hebräischen Schrift. Im *ersten Abschnitt* spricht der Vf. von dem ehemaligen Umfang der hebräischen Sprache, deren Namen, Ursprung, von den verschiedenen Zeitaltern, den Spuren von Dialekten, dem Verhältniss der hebräischen Sprache zu den anderen semitischen und abendländischen Sprachen. Der *zweyte Abschnitt* betrifft die lexikalische und grammatikalische Bearbeitung der Sprache von den Zeiten ihres Aussterbens, durch die jüdischen und christlichen Gelehrten; von dem Werthe der alten Versionen, und der vermuthlichen Sprachkenntniss der Verfasser. Der *dritte Abschnitt* ist mehr rein paläographisch, betrifft die Gestalt und Anzahl der Consonanten, wie der Vocale und Lesezeichen, und einiges Allgemeine über die Accente. Ein Excurs handelt von dem Verhältniss des Punischen und Phönicischen zum Hebräischen. Überall ist reiche Literatur angebracht. — Nachdem wir den sehr mannichfaltigen Inhalt im Allgemeinen angegeben haben, wollen wir Einiges, worin wir vom Vf. abweichen, hinzufügen. S. 6 wird Sprachverwandtschaft einer der untrüglichsten Wegweiser für die Verwandtschaft der Völker genannt: welches, *so* unbeschränkt ausgedrückt, zu historischen Irrthümern führen kann, und schon geführt hat. Was §. 7 behauptet wird, dass Paläftina das Vaterland der hebräischen Sprache sey, ist weder in dem §. selbst bewiesen, noch kann diess bewiesen werden. Die Abrahamiten kamen aus Mesopotamien: wie würden diese die Canaaniter verstanden haben, wenn sie nicht schon dieselbe Sprache gebraucht hätten? und würden wohl die später eingewanderten Israeliten zu ihrer Gesetzgebung die Sprache der Canaaniter angenommen haben? Wo ist ein Beleg zu diesem Unglaublichen? Oder ist die hebräische Nation früher aus Canaan ausgezogen nach Mesopotamien? Auch diese Behauptung wäre unhistorisch, und nicht zu beweisen. Übrigens ist nicht zu leugnen, dass die Benennungen der Himmelsgegenden im Hebräischen von Paläftina ausgegangen sind, welches wir vom Vf. nicht erwähnt finden. §. 18. No. 18 wird die Entkräftung des Beweises אלהים für eine Entstehung der Sprache im *Polytheismus* versucht, dass nämlich dergleichen *Plurales majestatis* mehrere vorkommen. Allein 1) wird doch das Verbum dann im Singular gesetzt, und merkwürdig ist doch immer Genes. 1, 26 das נעשה, und die Plural-Suffixa daselbst; und 2) kann die Geschichte der Religionen Asiens beweisen, dass Polytheism ihre Grundlage ist; 3) finden wir die Hebräer unter dem drückenden Joche des monotheistischen Mosaism dennoch bis an das babylonische Exil dem Polytheism mit Freuden dienend, wo sich nur Gelegenheit darbietet. Auch führen die meisten anderen Namen der Gottheit auf früheren Naturdienst. Sprachen behalten Wörter und Formen bey, wenn in solche auch später *neue* und anderartige Ideen hineingelegt werden. — §. 8 hat der Vf. die Gründe, welche in den neueren Zeiten gegen das Daseyn der mosaischen Schriften *vor* dem davidischen Zeitalter gemacht worden sind, zusammengestellt. Allein Rec. kann bis jetzt diese Untersuchung noch nicht als abgeschlossen betrachten. Mögen immerhin mehr oder weniger spätere Zusätze im Pentateuch seyn: die Sprache giebt *keinen* Beweis. Denn eine für einen beschränkten Ideenkreis völlig *ausgebildete* Schriftstellersprache kann Jahrhunderte unter den Schriftstellern im Wesentlichen unverändert gebraucht fortdauern;

dieſs zeigt auch die reiche griechiſche Sprache, welche in den ſpäteren beſſeren Autoren, ſelbſt bis in die byzantiniſche Periode, ſpät noch ſo claſſiſch iſt. Hätten wir die frühe Zeit der *Bildung* der hebräiſchen Sprache: ſo bekämen die jetzt geprieſenen Einwendungen vielleicht eine andere Richtung. Aber in Moſe iſt die *reinſte* Sprache; reiner liefert ſie kein hebräiſcher Autor. Die gegebenen Beweiſe mit Luther, mit dem Koran paſſen nicht. Die Sprache der *Peſchito* kann Jahrhunderte *vorher* die Bildung gehabt haben; ob ſie ſich ſpäter etwas veränderte, iſt bloſs dem analog, was die ſinkende Zeit der ſpäteren hebräiſchen Literatur darbietet. Luthers Sprache iſt nicht der höchſte Punct unſerer Sprache; wir bilden noch täglich an ihr fort. So hat die arabiſche Sprache durch die Verbreitung in Aſien und Africa ſich nothwendig in Vielem, aber doch nicht in dem Weſentlichen ihres Charakters geändert. Die gelehrten arabiſchen Sprachforſcher weiſen dieſe vom Klima, von Sitten und Cultur herrührenden unbedeutenden Abweichungen nach. — S. 66 ſtellt der Vf. eine Anzahl Wörter auf, welche aus dem Hebräiſchen oder Phöniciſchen ins Griechiſche gekommen ſeyen. Ob dieſer Gang der wahre hiſtoriſche ſey, können wir weder behaupten noch leugnen. Der Einfluſs der groſsen altperſiſchen Sprache, verwandt mit der griechiſchen und germaniſchen, auf das Semitiſche iſt noch eine der Unterſuchungen, die bis jetzt nicht angeſtellt ſind, und wird manche wichtige Reſultate darbieten, welche die ganze Anſicht umkehren werden. — Die S. 158 angegebene Verwechſelung No. ב, ח, ר, ſcheinen ſich mehr aus der Quadratſchrift, den flüchtigen und mannichfaltigen Händen, und dem Verbleichen der Tinte zu erklären, als aus einer phöniciſchen Schriftannahme. — Verſtehen wir den Vf. S. 159 recht, No. 4: „ob die aſſyriſche Schrift *zur Zeit der LXX und ſpäter* noch kleiner und flüſſiger war (etwa nach Art der palmyreniſchen), *aus welcher ſich erſt nachher die Quadratſchrift*, eine Art von Fractur, unter den Händen bibliſcher Kalligraphen bildete, mag dahin geſtellt ſeyn;" und oben: „wahrſcheinlich iſt auch der ſamaritaniſche Pentateuch aus einer jüdiſchen Abſchrift mit Quadratſchrift hervorgegangen:" — ſo vermiſſen wir hier das Beſtimmte, da doch der Vf. die Entſtehung des ſamaritaniſchen Pentateuchs nicht nach den Zeiten der LXX wird anſetzen wollen? — S. 44 geht der Vf. von dem ſicheren hiſtoriſchen Grunde, d. h. von den vorhandenen Zeugniſſen aus, und ſucht dieſe ſo zu ſtellen, daſs wir gleich in *dieſer* hiſtoriſch-früheſten Zeit 22 Conſonanten vorfinden. Die Gelehrten gingen ſonſt von dem Gedanken aus: „Erfindet der Menſch Anfangs etwas Unnöthiges, iſt ſeine Aufmerkſamkeit gleich ſo fein, daſs er ט und ל und ת ר ס שׂ שׁ, צ u. ſ. w. unterſcheidet? und läſst ſich dieſes erſte früheſte Werden nicht noch durch alte Zeugniſſe beſtätigen? — Das hiſtoriſch Vorhandene iſt allerdings noch nicht völlig kritiſch geſichtet. — Da der Vf. S. 165 vor C. geſteht, und mit Recht geſteht, daſs wir mit der paläographiſchen Unterſuchung der Bruchſtücke noch nicht ins Reine gekommen ſind: ſo möchte man wohl S. 166. No. 2 eine zu groſse Freygebigkeit etwas nicht ferner mehr noch unentſchieden zu laſſen — wofür Rec. geſtimmt iſt — bemerken. S. 169 finden wir ein Pröbchen ſchultenſiſcher Freyheit im Etymologiſiren, indem لبك dem الم gleichgeſtellt wird, gegen welche der Vf. ſonſt eifert. — S. 186. 187 iſt die Geſchichte der Vocaliſations-Entſtehung hiſtoriſch-kritiſch abgehandelt. Uns ſchien immer die Sache ſo gefaſst werden zu müſſen, was wir vielleicht noch durch ein ägyptiſches Manuſcript dereinſt beſtätigt erhalten, daſs *früh* Vocaliſation da geweſen, die aber in ſpäteren Zeiten als unnöthiger Ballaſt unzweckmäſsig abgelegt, und erſt wieder in den Zeiten, als man im Abendlande die Sprache auf Schulen zu erlernen hatte, von Neuem erfunden und weiter ausgebildet worden iſt. — S. 220 erwähnt der Vf., daſs die hebräiſchen Accente wohl Anfangs die *Ton-Sylbe* bezeichnet hätten; welches ſonſt der natürliche Zweck der Accente (*accinere*) zu ſeyn pflegt. Aber *magnus nobis erit Apollo*, der uns ein Werkchen liefert, in welchem er durch den Accent, durch die verſchiedene Betonung *bewieſet*, daſs Wörter wie אוב *Zauberer* und *Schlauch*, אח *Bruder* und *Topf*, alſo ſolche, die *gleichen* Conſonant- und Vocal-Zuſtand haben, durch die Betonung unterſchieden worden ſeyen, was übrigens beym Leben der Sprache gewiſs der Fall war. Dieſe worterleuchtende Beſtimmung des Accentes wäre uns in der Sippſchaft der Cantillationszeichen, neben der Beſtimmung der Interpunction, welche von dem Cantilliren abhängt, das Wichtigſte. — S. 223 ff. ſtellt der Vf. in einem Excurs, nach dem Vorgange vieler Gelehrten, die im Ganzen unbezweifelbare Vermuthung auf, daſs die puniſche Sprache mit der althebräiſchen ſehr enge verwandt war. Übrigens iſt die Unterſuchung und Erklärung der wenigen bisher entdeckten puniſchen Reſte (deren gewiſs in Libyen und Spanien noch manche verborgen liegen), noch nicht geſchloſſen. — Dieſe wenigen Bemerkungen, die uns der Raum verſtattete, mögen dem gelehrten und ſcharfſinnigen Vf. beweiſen, mit wie vieler Freude wir das Buch geleſen haben. Möge der Vf. für die bibliſche Philologie ferner ſo thätig ſeyn, zumal da ihm (nach S. 147) die gewiſs viel Schätzbares enthaltende hebräiſche, noch ungedruckte, Grammatik *Faber's* zu Theil ward, und (nach S. 204) die Bibliothek des gelehrten und viel gereiſeten *Bruns* zu Gebote ſtand, welcher gewiſs mehr verarbeitet hat, als er drucken lieſs; endlich auch noch die an kleinen Diſſertationen der *Chr. Bened. Michaeliſchen* Schule reiche halliſche Antiquarien-Sammlungen: Vortheile, die nicht jeder Schriftſteller bey freyer Muſse und einem übrigens reichen literariſchen Apparat genieſst.

E. A. S.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Der Weltumſegler.* (,) Oder *Reiſe*

durch alle fünf Theile der Erde, mit vorzüglicher Hinsicht auf ihre Bewohner, auf die Schönheiten der Natur und Kunst u. s. w. Zum Selbstunterrichte der Jugend zweckmässig abgefasst von *D. F. Schäffer*, geheimen expedirendem Secretär. Sechster Band, enthaltend Finnland, Lappland, Schweden, Dänemark, Norwegen, die Inseln Färöer und Island. Mit 8 illuminirten Kupfertafeln. 1812. VII u. 300 S. in 4. (3 Rthlr. 3 gr.)

Plan und Einrichtung darf Rec. bey diesem sechsten Bande als bekannt voraussetzen. Der Titel nennt die Länder, welche in demselben abgehandelt worden. Als Quellen nennt der Vf. am Schlusse der Vorrede Skjölebrand, Acerbi, Ahrend (statt E. M. Arndt), und erweist übrigens in Hinsicht der gebrauchten Quellen auf Fabri's Handbuch, ungeachtet Platz genug da war, alle gebrauchten auf das Bestimmteste anzugeben. Auffallend ists, dass der Vf., wie sich dem Rec. aus der Lesung des Werkes ergiebt, *Leop. v. Buchs* Reise durch Norwegen und Lappland durchaus nicht benutzt hat, und doch erschien sie im Wohnsitze des Vfs. schon 1810. Übrigens aber verdient derselbe wegen der Sorgfalt und Treue, womit er seine Quellen benutzte, Lob. Nicht sorglos gebraucht er die Reiseberichte, er ordnet zugleich gut zu gleichartigen Massen, was zusammengehört; und hierin übertrifft er weit ein ähnliches Werk, das bey ähnlichem Zwecke nur zu flatterhaft Alles durch einander wirft, um nur desto bunter zu unterhalten. Was uns beym Lesen des Buches als irrig, oder als mangelhaft erschienen, besteht in Folgendem. — S. 2 ist es unrichtig, wenn gesagt wird, dass sich vom Kölengebirge ein Zweig südöstlich herabsenke. Es endet sich vielmehr zersplittert zwischen den Fiorden von Finnmarken, und keine Spur davon zeigt sich in Osten der Tanna. — *Nystadt* hat nicht 1000, sondern 2000 Inwohner; Biörneburg, nicht, wie ein Druckfehler meldet, 24000, sondern 2163: Helsingfors 4000. Bey den Lappen hätte der Vf. erwähnen können, dass sie der Norweger nie Lappen, sondern *Finner* nenne. Von den Quänern wird kein Wort gesagt, und doch spielen sie für die Cultur der nördlichsten Erde eine sehr merkwürdige Rolle. Schwedens Verfassung ist bloss nach der Constitution von 1772, und der Vereinigungs- und Sicherheits-Acte von 1789 angegeben. Spätere Urkunden sind nicht zu Rathe gezogen. Wenn von Stockholm gesagt wird, es habe zwey Meilen im Umfange, und doch zugleich auch zwey und eine halbe Meile in der Länge, und eine halbe Meile in der Breite: so ist hier ein Fehler. Man rechnet den Umfang Stockholms, den Thiergarten und Hafen eingeschlossen, auf drey und eine halbe deutsche Meile. — S. 145 ist es fehlerhaft, wenn gesagt wird, die *Inseln Färöer*: denn *Öer* heisst ja schon Inseln. Rec. rügt diesen Fehler, weil er sich fast in alle unsere geographischen Werke eingeschlichen. — Bey den Rechten des Königs von Dänemark hätte die Beschränkung bemerkt werden sollen, dass er lutherischer Kirche seyn müsse, und keine Staatsgüter veräussern dürfe. — Da der Vf. bey seiner Beschreibung des dänischen Staates *Holstein* nicht ausschliesst: so hätte unter den Handelsstädten Altona keinesweges vergessen werden sollen. Der Sneehättan (der Vf. schreibt Schneehütten) ist nicht 8000′ rhnl., sondern nach Esmarch nur 7620′ par. — Wenn der Vf. S. 245, nach seinen Quellen sich schmiegend, das Lattenhauen tadelt, weil man zu jeder Latte einen jungen Baum gebrauche: so hat er den Umstand nicht überlegt, dass bey weitem nicht alles Holz, das aus der Selbstsaat im Walde aufgeht, stehen bleiben kann. Es würde gewöhnlich zu dicht stehen, und muss daher, selbst bey einer sehr abgemessenen Waldwirthschaft, gelichtet werden. Daher werden selbst in deutschen Forsten Stangen in Menge ausgehauen, mitunter sogar schon viel Bohnenstangen. Eine andere Frage ist's, ob sich der Bauer in Norwegen die Mühe giebt, die gefällten Stangen zu spalten, um aus jedem zwey Latten zu erhalten, wie es bey uns geschieht. — Das Seesalzwerk auf Vallöe giebt nicht jährlich für etwa 20,000 Rthlr. Salz, sondern 67,000 Centner, oder 30,000 Tonnen zu 2 Thlr. 8 gr., folglich für 70,000 Thlr. Unschicklich ist, in einem Buche für die Jugend zu sagen: „Ehe man (nämlich der Isländer) abfährt, nehmen alle ihre Hüte und Mützen ab, singen ein Lied und empfehlen sich alle dem göttlichen Schutze. *Besser* wäre es, wenn sie sich bessere Böte baueten, und besser segeln lernten.“ Rec. würde dafür gesagt haben: fromm und gut ist diess; doch sollte man dabey nicht versäumen u. s. w.

yn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Erlangen, b. Palm: *Ausführliche Beschreibung der genetischen Schreibmethode für Volksschulen.* Von D. *Heinrich Stephani*, königl. baier. Kreis-Kirchen- und Schul-Rathe, des königl. St. Michaels-Orden Ehren-Ritter u. s. w. Mit 12 in Kupfer gestochenen Musterblättern. 1815. VIII und 87 S. 8. (16 Gr.)

Der rühmlich bekannte Vf. sagt mit Recht: „Schlechte Handschriften müssen in einer guten Schule nur eine Ausnahme machen, indem eine richtige Methode immer bey der Mehrheit der Schüler auf den günstigsten Erfolg rechnen darf.“ — Aber wenn er *allein* von der sogenannten genetischen Methode beym Schreibunterricht, die er in den gegenwärtigen Bogen ausführlich beschreibt, diesen Erfolg erwartet: so kann Rec. seinen Hoffnungen nicht beystimmen. Es trägt allerdings zur *leichteren* Erlernung einer guten Handschrift etwas bey, wenn der Schreibeschüler methodisch vom Leichteren zum Schwerern geführt wird, wenn er die Buchstaben nicht der Reihe nach, wie sie im Alphabet folgen, sondern diejenigen, die einfach und gleichsam die Vorbereitung zu anderen sind, zuerst schreiben muss,

und so vom einfachen zum zusammengesetzten übergeht: aber in der angeblichen Vernachlässigung dieser Methode ist der Grund von der Klage des Vfs. nicht enthalten. „Wenn man an den Prüfungstagen, sagt er, die Berge von Schreibbüchern mustert: so findet man nur einige erträglich gute Schriften, die übrigen aber sind über alle Erwartung schlecht.“ Die Ursache, dass der Schreibunterricht in den Volksschulen einen so schlechten Erfolg hat, liegt vielmehr in den Lehrern, die schon ihre Pflicht beym Unterricht im Schreiben erfüllt zu haben glauben, wenn sie nur den Schülern in die Bücher vorschreiben oder Vorschriften in die Hand geben, auch wohl die vom Schüler geschriebene Seite verbessern, und nun neue Vorschriften geben, ohne ihre Aufmerksamkeit auf den Schüler während des Schreibens selbst zu richten. Soll der Unterricht im Schreiben mit gutem Erfolg ertheilt werden: so muss der Lehrer dem Schüler, während dieser schreibt, zur Seite stehen, jeden falschen Strich bemerkbar machen, und auf der Stelle zur Verbesserung ihm Anleitung geben. Denn gewöhnt sich der kleine Schreibschüler an eine falsche Haltung der Feder, an unrichtige Striche und Züge, was auf jeden Fall geschieht, so bald er sich beym Schreiben selbst überlassen ist: so ist es sehr schwer, die falsche mechanische Fertigkeit der Hand wieder zu entwöhnen, und Kinder können viele Jahre im Schönschreiben sich üben, ohne dass ihre Handschrift nur erträglich wird. Daher kann auch Rec. dem nicht beystimmen, was Hr. *St.* S. 56 als einen besonderen Grundsatz seiner genetischen Schreibmethode angiebt. „Ein zweyter Grundsatz der genetischen Schreibmethode, sagt er, besteht darin, dass durch sie auch dieses Unterrichtsfach der bisherigen mechanischen Behandlungsweise entrissen, und als ein Stoff behandelt werden müsse, woran sich die selbstthätige Kraft der Jugend entwickeln müsse. Sie giebt ganz den bisher gewohnten Zweck auf, die Schüler durch unausgesetzte tägliche Übung endlich nach sechs Jahren eine gute Vorschrift erträglich gut copiren zu lehren. Eine höhere Absicht schwebt ihr vor; *sie sollen sich selbst eine gute Handschrift bilden lernen.* Sie nimmt daher sowohl die in der Hand eines jeden Kindes liegende Kunstkraft, als auch seine hiebey nöthige Besonnenheit in Anspruch, durch welche letztere es allein zum richtigen Gebrauche der ersteren gelangen kann. Der Lehrer hat hiebey nichts weiter zu thun, als diese Besonnenheit gehörig zu wecken, und der Kunstkraft ihren Stufengang vorzuzeichnen, und das Übrige dem eigenen Fleisse der Schüler zu überlassen.“ Die genetische Schreibmethode selbst besteht darin, dass die Buchstaben, nach ihrer Verwandtschaft in Rücksicht auf ihre äusserliche Form, den Schülern zur Nachahmung vorgeschrieben werden, und ein besonderer Stufengang des Unterrichts im Schreiben beobachtet wird. Wie durch diese Methode dieses Unterrichtsfach der mechanischen Behandlungsart entrissen, und dadurch die selbstthätige Kraft der Jugend entwickelt werde, darüber erklärt sich Hr. *St.* nicht deutlicher. In der That wird nichts weiter dadurch gewonnen, als eine *Erleichterung* zur Erlangung einer guten Handschrift. Der sogenannte höhere Zweck, dass die Kinder sich selbst eine gute Handschrift bilden lernen, ist nicht zu erreichen. Vielmehr ist der grösste Nachtheil für die Handschrift zu befürchten, wenn Lehrer nur der Kunstkraft der Kinder ihren Stufengang vorzeichnen, und *das Übrige ihrem eigenen Fleisse überlassen.* Bey der Bildung der Handschrift darf dem eigenen Fleisse der Kinder nichts überlassen werden. So lange sie noch keine Festigkeit in der Hand erlangt haben (und diess geschieht sicher nicht, wie Hr. *St.* meint, in dem ersten Jahre, wo der erste Lese-Unterricht ertheilt wird), dürfen sie nicht ohne Aufsicht des Lehrers allein schreiben. Das viele Schreiben der ersten Anfänger ohne Aufsicht des Lehrers ist der Grund der schlechten Handschriften. Von dem Fehler, den Unterricht im Schreiben ohne einen gehörigen Stufengang vom Leichteren zum Schwereren zu ertheilen, ist man schon lange vor dem Erscheinen dieser genetischen Schreibmethode zurückgekommen; und dennoch ist die Klage über wenig gute Handschriften in den Schulen nicht ungegründet. Desswegen ist nicht zu erwarten, dass durch die vorliegende ausführliche Beschreibung dieser Methode die Sache eine Änderung erleiden werde.

Auch in Rücksicht der äusserlichen Form der Buchstaben hat Hr. *St.* einige Veränderungen vorgenommen. Er meint, das Ovale sey schöner als das Eckige, welches letztere das Auge beleidige, und eine gerade Stellung der Buchstaben besser und zur Erlernung der Handschrift bequemer als eine schiefe. Man findet daher in den beygefügten Musterblättern diese Grundsätze befolgt. Auch die zusammen verbundenen Buchstaben *ff* und *ß* findet er unästhetisch, und setzt dafür jeden einzelnen Buchstaben doppelt. Dem langen *ſ* und dem *ß* am Schlusse eines Worts giebt er ganz eigene Formen, zu deren Darstellung uns hier die Lettern fehlen. Denn man müsse doch *Bus* und *Fuss* eben so in der Schrift unterscheiden, wie diese Wörter in der Aussprache unterschieden wären. Diese Veränderung, hofft er, werde auch bald in der Druckschrift nachgeahmt werden. Da über das, was sich dem Auge als gefällig darstellt, kein Urtheil gefällt werden kann, das sich auf allgemein anerkannte Principien zurückführen lässt (denn durch den angeführten bekannten Begriff von Schönheit, was ein uninteressirtes Wohlgefallen erwecke, lässt sich über das Object der Schönheit kein allgemein gültiges Urtheil festsetzen, weil die Merkmale nicht auszumitteln sind, welche bey irgend einem sinnlichen Gegenstand ein allgemeines uninteressirtes Wohlgefallen erwecken müssen): so enthält sich Rec. der Mittheilung seiner Ansicht über diese Veränderungen. Jeder hat hier seinen eigenen Geschmack. Nur kann er nicht unbemerkt lassen, dass Hr. *St.*, wenn er einmal das Ovale dem Eckigen vorzog, nicht bloss bey sechzehn, sondern auch bey den übrigen neun Buchstaben die eckigen Striche in ovale Züge hätte verwandeln sollen, was nicht geschehen ist, „aus Furcht, es sey auch in der pädagogischen Welt gefährlich, Alles auf einmal umzuwandeln.“ Denn nicht zu gedenken, dass diese mit ovalen Zügen und eckigen Strichen vermischte Grundschrift der Einheit der Schrift Abbruch thut: so hat es auch mehr Schwierigkeit, dem Schreibeschüler an diese doppelten Grundzüge zu gewöhnen. — Die praktische Anweisung zu dem Stufengang im Schreibunterricht findet Rec. zweckmässig.

z.

NEUE AUFLAGEN.

Hanau, b. Vf., und *Frankfurt a. M.*, b. Boselli: *Die Grundregeln der Zeichenkunst oder die Perspective auf eine leicht fassliche Weise dargestellt, so dass Künstler, Liebhaber und Handwerker, welche nicht Mathematik verstehen, sich danach bilden können.* Aus dem Englischen übersetzt von J. C. *Becker*, Mechanicus zu Hanau. Mit 9 Kupfertafeln. Zweyte Auflage. 1816. XII u. 96 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Hitzig: *D. Justiniani Institutionum libri IV.* Recensuit et indicem editionum adjecit D. *Fridericus Augustus Biener*, P. P. O. in Universitate Berolinensi. 1812. XL u. 230 S. 8. (1 Rthlr.)

Bekanntlich steht es überhaupt mit der kritischen Berichtigung des Textes der römischen Rechtsbücher, im Vergleich mit dem, was bey jedem anderen Classiker von den Philologen geschehen ist, noch sehr misslich aus; im Allgemeinen ist jedoch den Institutionen in dieser Hinsicht ein günstigeres Loos, als den übrigen, und namentlich den Pandekten, gefallen, bey denen der Wahn, dass die florentinische Handschrift die Quelle aller übrigen sey, der Kritik derselben sehr geschadet hat. Ein solches Vorurtheil herrschte zwar bey den Institutionen nicht; doch ist es merkwürdig, dass sich beynahe in der neueren Zeit ein solches in Hinsicht der *cujas*'schen Recension gebildet hätte, indem die neueren Herausgeber der Institutionen, so wie die der Pandekten ihr einziges Verdienst in der grösstmöglichsten Annäherung des Textes an die florentinische Handschrift gesetzt haben, sich ebenfalls das Wort gegeben zu haben schienen, nur allein diese angeblich beste Recension zu befolgen, wie z. B. *Fabrot*, *Everard Otto*, welche noch überdiess fehl griffen, indem sie nicht die ächte abdrucken liessen, — *Köler* und *Gebauer*. Hierdurch hat allerdings auch die Institutionen-Kritik einen Schritt rückwärts gethan, bis endlich von dem oben genannten Herausgeber ein eben so wackerer, als gelungener Schritt wieder vorwärts geschehen ist, um der an und für sich zwar guten, hin und wieder jedoch keinesweges besten cujasschen Recension — *Köler*, der seinen Abdruck derselben mit kritischen Anmerkungen begleitete, hat gewöhnlich da Recht, wo er in denselben von der cujas'schen Lesart abweicht — eine neue und consequente Berichtigung des Textes zu substituiren, eine Arbeit, welche besonders zu einer Zeit, da das römische Recht beynahe allen praktischen Werth zu verlieren, und Deutschland sich, wie ehemals Frankreich in das *pays du droit écrit* und das *pays du droit coutumier*, in das Land des preussischen Landrechts und das des napoleonischen zu theilen schien, um so verdienstlicher war.

Um jedoch die Verdienste des Herausgebers um die Institutionen besser würdigen zu können, wird es nothwendig seyn, zuvörderst an das kürzlich zu erinnern, was früher für die Berichtigung des Textes derselben geschehen ist. Die Ausgaben der Institutionen des 15 Jahrhunderts, von der *editio princeps* Mainz 1468, angerechnet, bis auf *Chappuis*, enthalten keine Spur einer kritischen Berichtigung, so weit Rec. dieselben vergleichen konnte; doch finden sich in der, denselben beygedruckten Glosse hin und wieder Lesarten bemerkt, die allerdings erheblich sind. *Johann Chappuis* benutzte zuerst bey seiner Ausgabe von 1503, welche dann bis auf *Haloander* vielfach aufgelegt und nachgedruckt wurde, eine ihm von dem Druckherrn Rembolt in Paris zugesandte Handschrift, und stellte auch die in den früheren Ausgaben fehlenden *Graeca*, jedoch wohl nur *ex ingenio*, wie *Gebauer Ordo Instit. Prolegom. p. XXXIII* sehr richtig bemerkt, wieder her. *Gregorius Haloander*, dieser um das *Corpus juris*, wenigstens in so weit es römisches Recht enthält, da sein Plan, die *libri feudorum* nach der *minuccischen* Recension zu liefern, nicht ausgeführt ist, so hochverdiente Mann, gab 1529 auch die Institutionen heraus, bey der sein Hauptverdienst in einer genauen Aufsuchung der Stellen aus den Pandekten und dem Codex, aus welchen die Institutionen genommen sind, und der Berichtigung des Textes nach denselben, und nach kritischen Regeln, die er sich selbst abstrahirt hatte, und denen er sehr consequent blieb, bestand.

Haloanders Recension war nunmehr bis auf die des *Le Conte* (Contius 1560) die allgemeine. Denn obgleich in diesem Zwischenraume mehrere erschienen, bey welchen Handschriften benutzt waren (die von *Hugo a Porta* von 1553 will *multis collectis exemplaribus* über tausend corrupte Stellen verbessert haben; die Ausgabe zu *Genf* von 1555 ist nach einer *colladon*'schen Handschrift berichtigt, wie aus ihrer mit *cogitanti* anfangenden Vorrede erhellt; die Ausgabe von *Hieronymus Messagius* bezieht sich ebenfalls auf Handschriften, ohne sie jedoch näher anzugeben): so sind dieselben doch weniger gänge und gebe geworden; ja selbst nach der le conte'schen Ausgabe lieferte *Russard* 1561 ncoh denhaloanderschen Text, jedoch nach sieben Handschriften hin und wieder berichtigt, und *Charondas le Caron* den russardschen, nach der le conte'schen Ausgabe, und mehreren Handschriften, von denen eine *e bibliotheca Dionysiaca*, verbessert.

Le Conte trat dagegen öffentlich als Haloanders Widersacher auf; schon der Titel seiner Ausgabe *Institutionum libri, antea ab Haloandro contra vetustatis fidem castigati, nunc vero ex antiquissimis exemplaribus, quibus ille se defectum questus est, reprae-*

ſentati — kündigt ihn als ſolchen an. Seine Ausgabe iſt freylich ſehr gut, und Haloander war, da er nicht bedachte, daſs die Inſtitutionenſtellen nicht bloſse Abſchriften aus den Pandekten und dem Codex, ſondern hin und wieder neue Bearbeitungen ſind, offenbar zu weit gegangen; aber auch *Le Conte* hat die von ihm zu Rathe gezogenen Handſchriften nicht näher angegeben. Genauer war in dieſer Hinſicht *Jacques Cujas*, welcher die gedachte neue Recenſion 1585 lieferte, denn die angeblich erſte Ausgabe ſeiner Recenſion von 1556 enthält keinesweges den Text, ſondern nur Anmerkungen (*notae priores*) zu den Inſtitutionen; aber ſeine Recenſion konnte die le conteſche nicht verdrängen, ſondern erhielt vielmehr in den ſpäteren Zeiten erſt einen ſo groſsen, wiewohl nicht ganz verdienten Ruf. Ihm folgte *Hotomann* 1588, deſſen Ausgaben viel Eigenes haben, da er zwey Handſchriften, und namentlich eine zürcher benutzte. Von dieſer Zeit, bis 1729, iſt ſo viel, als gar nichts, für die Kritik geſchehen. In dieſem Jahre lieferte nämlich *Juſt Hennig Böhmer* in ſeiner zweyten Ausgabe der Inſtitutionen einigermaſsen eine neue Recenſion, indem er eine uffenbach'ſche Handſchrift benutzte, die beſſeren Lesarten derſelben in den Text, die übrigen unter denſelben aufnahm. In die ſpäteren Zeiten fällt die treffliche Probe einer neuen Ausgabe, durch *Schwarz* (*Scholia philologica ad prooemium Inſtitutionum* 1731), und die Nachdrücke der cujas'ſchen Recenſion von *Otto*, mit kritiſchen Anmerkungen, deren anderweite Beſorgung von *Iſelin* durch die Vergleichung einer ſehr alten pariſer Handſchrift einen vorzüglichen Werth erhielt, von *Köler* 1771, und in dem *gebauer*'ſchen *Corpus juris*, ebenfalls gröſstentheils von *Köler* beſorgt.

Nach dieſer kurzen Überſicht wird es klar werden, was der neue Herausgeber geleiſtet hat. Er verglich acht Handſchriften, nämlich drey berliner, vier leipziger, und eine, welche *Savigny* gehörte, ſo wie die *editio princeps* von 1468, die haloanderſche, und die le conte'ſche von 1567, mit dem cujas'ſchen Texte, und benutzte zugleich die chappuis'ſche, ruſſardſche, böhmerſche, iſelinſche, und ſchwarziſche Ausgabe, mit den darin angeführten Varianten, ſo wie die Vergleichung eines dorvilliſchen und gottorpiſchen Codex, welche *Reitz* in den *Novis obſervationibus miſcellaneis Batavis. T.* 5. *p.* 324 fgg. bekannt gemacht hatte. — Bey Berichtigung des Textes nahm er keine Lesart auf, die nicht durch Handſchriften beſtätigt war, ohne jedoch auf die Anzahl derſelben, ſondern, wie billig, nur auf den Werth derſelben Rückſicht zu nehmen; auch den Theophilus benutzte er, vorzüglich bey §. 1. Inſt. II. 1 *de rerum diviſ.*, wo die Handſchriften allgemein *mari coelo et terra* leſen, die Quelle dieſer Stelle Fr. 1. §. 1, D. XLI. 1 *de adquir. rer. dom.* und Theophilus dagegen richtiger *terra, mari, coeloque*, wie auch jetzt der Herausgeber abdrucken lieſs; bey §. 1. Inſt. IV. 5 *de oblig. quae quaſi ex delicto*, wo die richtige Lesart *noceretur* wieder hergeſtellt iſt, und auch Theophilus ſo las, zwar ohne ihn anzuführen; bey §. 23. Inſt. II. 1, wo *publicus*, nach der entſprechenden Stelle in §. 5. Fr. 7 d. XLI. 1 und dem Theophilus, in *publici* verwandelt worden iſt; bey der nothwendigen Ergänzung der Worte *vel conducto* hinter *vel proprio ipſius* in §. 1. Inſt. IV. 5, welche erſteren ſeit Cujas Zeiten in allen Ausgaben fehlen, und bey anderen Stellen. Jedoch räumte er demſelben nicht eine unbeſchränkte Autorität ein, ſondern beweiſt, daſs auch Theophilus oft eine falſche Lesart vor Augen gehabt habe, z. B. in dem Titel *de tutelis, de tutore Atiliano, Quibus modis teſtamenta infirmantur*, u. ſ. w. Endlich benutzte der Herausgeber auch die Stellen aus den Pandekten und dem Codex, aus welchen die Inſtitutionenſtellen genommen ſind, behielt die aus den *godefroy*ſchen Ausgaben ins praktiſche Leben übergegangene Bezeichnung der Paragraphen bey, und bemerkte die Varianten, wenn er von der cujas'ſchen Recenſion abgegangen war, oder ſie ſonſt wichtig erſchienen, in den unter den Text geſetzten Anmerkungen.

Wenn nun gleich der Herausgeber in der Vorrede ſagt: *Probe ſcio, et caſtigationem textus et notas adjectas non uno in loco ſollicitari poſſe, cum ipſe jam in ſchedas meas plures et additiones et retractationes conjecerim, quae inter lectionem libri mihi obortae ſunt:* ſo iſt ſeine Ausgabe dennoch zu den beſten, ſowohl in Hinſicht der Materie, als der Form, zu zählen, die von jeher erſchienen ſind, wie denn Rec. es auch gern eingeſteht, daſs ſie ihm eine der erfreulichſten Erſcheinungen in ſeinem, in dieſer Hinſicht ſo lange verwaiſt geweſenen Fache geweſen iſt. Eine ſehr angenehme literariſche Zugabe iſt der nach Art der *zweybrückner* Ausgaben der Claſſiker verfertigte *Index editionum et verſionum*, wobey der Herausgeber auch *Savigny's* und *Haubolds* Notizen benutzen konnte. So wenig in dieſer Hinſicht geſchehen war: um deſto gröſser iſt das Verdienſt des Herausgebers, und noch angenehmer iſt es, daſs auch beyläufig die Ausgaben der übrigen Theile des *Corpus juris* genannt werden, da der einzige von *Brencmann* in ſeiner *hiſtoria Pandectarum* gelieferte Verſuch eben ſo dürftig, als unzuverläſſig iſt. Von der Aufzählung der Ausgaben ſind zwar alle zum praktiſchen Gebrauche lediglich beſtimmten ausgeſchloſſen, aber dennoch muſs man ſich über ihre groſse Anzahl, die gewiſs hin und wieder noch vermehrt werden dürfte, verwundern. So ſah Rec. eine Ausgabe, *Venetiis per Eberhardum Ratold de Auguſta* 1481, eine andere ohne Druckort 1494 *die 24 Aprilis*, mit der Gloſſe in Folio, eine von *de Tortis* 1508, eine *Lugduni per Gilb. de Villiers* 1513, in Folio, *e caſtig. Haloandri. Lugd.* 1545 *ſub ſonto Colonienſi*, in Duodez, und mehrere andere, die alle hier vermiſst werden. Dagegen exiſtirt die *fradin*ſche Ausgabe von 1529, die *Hugo a Porta*ſche von 1540. 41, die Ausgabe von *de Tortis* 1500, beſtimmt nicht. — Die Ausgabe von 1529 *Moguntiae*, und deren Abdrücke erſchienen nicht *ap. Joannem*, ſondern *ap. Ivonem Schoeffer*. In Hinſicht des *Index verſionum* ſieht ſich Rec. genöthigt, folgende Bemerkungen zu machen. Die dillenburger Ausgabe 1551 der goblerſchen Über-

setzung enthält den lateinischen Text nicht, eben so wenig wie die frankfurter 1569; diese und die frankfurter von 1552 sind blosse Nachdrücke der dillenburger Ausgabe. Dagegen enthält die goblersche Ausgabe von 1565, die jedoch nicht zu Dillenburg, sondern zu Cölln bey Calenius und Quentel erschien, beide Texte: *Jetzo zum andern male beyde Texten gegen einander getruckt.* 1580 erschien eine französische Übersetzung der Institutionen — *par Guy la Roche. Paris chez Poupy*, und 1624 eine desgleichen *par Etienne Luan*, welche beide hier fehlen; die Übersetzung von *Helo* kennt Rec. aus einer Ausgabe zu Paris, 1669, in Duodez; sie existirt also wirklich.

Bey dieser Gelegenheit erlauben wir uns, die verspätete Anzeige eines anderen Buchs desselben Vfs. nachzuholen:

Leipzig, b. Dürr: *Historia Authenticarum Codici R. P. et Institutionibus Justiniani A. insertarum.* — defendet *Fridericus Augustus Biener.* Sectio I. 23 S. Sectio II. 72 S. 1807. 4.

Bekanntlich ist die Frage, welcher der Vf. der hin und wieder dem Codex eingeschalteten Auszüge aus den Novellen und Verordnungen Kaiser Friedrichs sey, sehr streitig; und die ärgerliche Klopffechterey Pagenstechers und Bynckershoecks über diesen Gegenstand, wo sich beide wie die Trossbuben herumschimpften, ist aus Nettelbladts hallischen Beyträgen, oder doch gewiss aus Hommels *literatura juris*, wo sich die pikantesten Stellen ausgehoben finden, noch jetzt in frischem Andenken. Der Vf. sucht hier diesen Streit auf dem einzigen Wege, auf welchem er beygelegt werden konnte, nämlich auf dem der historischen Forschung, beyzulegen. Wie sehr ihm diess geglückt sey, wird ein kurzer Auszug aus dieser Schrift darthun. In dem *ersten Theile* handelt der Vf. von den im Codex befindlichen Authentiken, und prüft im *ersten Capitel* die angeblichen Spuren derselben, welche darthun sollen, dass dieselben bereits lange vor Irnerius Zeiten dem Codex eingeschaltet seyen. Authentiken des Codex will man nämlich citirt finden in *Gregors* des Grossen *libellus ad Joannem defensorem* (um 590), dem *Dictatum pro consiliariis*, welches man dem Julian zuschreibt, Burchards *Decretum*, und Ivo's Briefen († 1115).

Der Vf. beweist aber aus Handschriften, dass die Stelle — *quia in eadem constitutione* Lib. 1. C. 1 (welche man *Lib. Codicis primo* las) *legitur appellatione clericorum etiam presbyteros et diaconos contineri* — vielmehr — *constitutione LI Capitulo* (d. h. *paragrapho* nach dem damaligen Sprachgebrauche) gelesen werden müsse. Gregor also nicht die in diesem Titel des Codex eingeschaltete Authentike, sondern die Novelle selbst, citirt habe. Was das *Dictatum pro consiliariis* anlangt, worin zwar der Authentike Erwähnung geschieht: so erweist der Vf., dass diese Schrift nicht von dem Novellenepitomator Julian sey, sondern in weit spätere Zeiten gesetzt werden müsse, so dass man sich also nicht auf sie berufen könne, um darzuthun, dass schon *vor* Irnerius Zeiten von Authentiken des Codex die Rede sey.

Die aus Burchard besonders von *Strauch* angeführten Gründe widerlegt der Vf. dadurch, dass Strauch offenbar aus dem Kopfe citire, und das Buch nicht besessen habe, dass aber, nach *Molinäus* Aussage in seiner Dedication zu *Ivo's* Werken, Burchard das justinianeische Recht nirgends erwähne; und was die aus Ivo's Briefen angeführten Stellen anlangt: so thut er dar, dass Ivo nicht die Authentiken, sondern Julians Auszug der Novellen angeführt habe; welches alles sodann das Resultat ergiebt, dass vor *Irnerius* Zeit keine Authentiken citirt worden sind. Im *zweyten Capitel* beweist der Vf. aus *Odofredus ad L. Cordi nobis Cod.*, dass Irnerius der wahre Vf. der Authentiken sey, womit auch *Azo* und *Jo. Semaca* übereinstimmen. (Odofredus sagt ausdrücklich, dass Irnerius zwar Anfangs die Novellen nicht habe anerkennen wollen; *sed ipse postea mutavit opinionem suam: quia sapientis est mutare consilium in melius; et dixit, quod standum erat illi libro, et in illo libro studuit optime* — wodurch denn der Einwurf, dass Irnerius nicht Vf. der Excerpte aus einem Buche, das er verdammt habe, seyn könne, gehoben wird, weil er später dieses sein Verdammungsurtheil zurückgenommen hat.) Irnerius schöpfte aus dem Texte der Novellen selbst, nicht aus Julians *epitome*. Im *dritten Capitel* wird erzählt, dass späterhin *Azo* sowohl die Authentiken des Irnerius verbesserte, als auch noch einige neue hinzufügte; dass aber auch *Martinus Gosia, Hugolinus de Presbyteris* und mehrere Ungenannte ein Ähnliches thaten. (Vergl. die Glosse *ad l. 27 C. de inoffic. testam.*) Das *vierte Capitel* thut dar, dass *Accursius* die letzte Hand an die Novellen legte, auch dieselben, da sie früher nur an den Rand gesetzt waren, dem Texte einschaltete, und glossirte. — Der *zweyte Theil* handelt von den Authentiken Kaiser *Friedrichs* I (*Auth. habita* und *Sacramenta puberum*) und des IIten (von welchem eilf herrühren), und erzählt deren Entstehungsgeschichte; der *dritte Theil* endlich von den, neuerdings von *v. Savigny* in *Hugo's* civil. Magazin wieder in Erinnerung gebrachten Authentiken der Institutionen, deren Vf. und Zeitalter freylich gänzlich unbekannt ist, da die Versicherung des Cujas, dass sie von Irnerius, Bulgarus und Anderen herrühren, nur eine durch nichts gerechtfertigte Muthmassung ist, von Savigny's Meinung aber, dass sie von Martinus Gosia herrühren, weil sich unter der, zu dem Buche II Titel 17 in der göttinger Institutionenhandschrift ein M. befinde, durch die Authentike zum 3ten Buch Tit. 1 §. 15, worin die Meinung des Martinus widerlegt wird, sich wenigstens nicht unbedingt als wahr darstellt. (Der Vf. will statt des M ein W lesen, um den Irnerius als Vf. darzustellen; Rec. kann aber aus Autopsie versichern, dass unter der gedachten Authentike ein gothisches M steht, und dieses durchaus keine Ähnlichkeit mit einem W hat.) Diese Institutionenauthentiken sind nun nicht aus denen des Codex genommen, sondern ebenfalls

aus der Quelle, den Novellen, unmittelbar geschöpft. Früher hatte sie *Cujas* seiner Ausgabe der Institutionen von 1585, und aus ihm *Otto*, *Marill*, und *Janus a Costa* den ihrigen, in Form eines Index, angehängt; eine andere Handschrift hat *Baudoche* (Baudoza) bey seiner Ausgabe, *L. B.* 1591, Duodez, und 1614 *ap. Jac. Stoer* (zu Genf) benutzt, — nicht aber in der früheren, die zu seiner Ausgabe des gesammten *Corpus juris* gehört, — auch sie dem Texte eingeschaltet; *Vultejus* dagegen, der in seinem Institutionencommentare (dessen erste Ausgabe 1598 erschien) ebenfalls Authentiken hat, kann zu den Herausgebern nicht gezählt werden, da er dieselben nicht aus einer Handschrift, sondern aus den bey Cujas befindlichen nahm, und sie nach den Authentiken des Codex interpolirte und ergänzte. Die göttinger Handschrift enthält dagegen die ächten Institutionenauthentiken, mit bedeutend abweichenden Lesarten, und überdiess zwey ungedruckte, nämlich zum zweyten Buche, Titel 20, und zum dritten Buche, Titel 7, wie die zum Schlusse des bienerschen Werkes beygefügte Tabelle über die bey Cujas, Baudoche, Vultejus, und in der gedachten Handschrift, befindlichen Authentiken zeigt.

M. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Frankfurt a. M.*, b. Wilmans: *Ansicht über die künftigen staatsrechtlichen Verhältnisse des unmittelbaren Reichs - Adels in Deutschland.* 1814. 60 S. 4. (16 Gr.)

Die Verhältnisse des ehemals unmittelbaren Reichsadels sind zwar jetzt durch den 14 Artikel der deutschen Bundesacte bestimmt, und zwar anders bestimmt worden, als der Vf. der angezeigten Schrift gewollt hat: indessen wird eine Beurtheilung derselben schon um desswillen nicht unnöthig, damit der Vf. einsehe, dass er ungegründete Behauptungen aufgestellt, und unbillige Foderungen gemacht habe; damit auch diejenigen, für welche er geschrieben, sich darüber beruhigen können, dass sie im 14 Artikel nicht verkürzt, sondern ihnen an Rechten soviel zugegeben worden, als nur immer nach der Lage der Dinge möglich war. Um zu dieser Einsicht und Überzeugung zu gelangen, ist aber erfoderlich, dass man zurück in die Vergangenheit gehe, um zu sehen, wie die Reichsritterschaft entstanden, und welche Rechte ihr zukamen. Es ist diess um so mehr hier erfoderlich, weil der Vf., ganz willkührlich und irrig, diesem Stande Rechte zuspricht, die er niemals gehabt hat, und die ihm niemals zugestanden worden sind. Der Vf. geht von der Behauptung aus, dass der unmittelbare Reichsadel, oder die Reichsritterschaft in Deutschland *„von jeher ein mitconstituirender Stand des deutschen Reichs* gewesen sey." Allein *„von jeher"* stand schon der ehemaligen Reichsritterschaft die Unmittelbarkeit nicht zu. Erst damals, als das hohenstaufische Haus ausging, wodurch die Herzogthümer Franken, Schwaben und Elsass erledigt wurden, welche man aber nicht wieder besetzte, arbeitete sich ein Theil des niederen Adels von der Unterwürfigkeit gegen die Herzoge los, und errang sich den Vorzug, unmittelbar unter dem Kaiser als seinem Oberherrn zu stehen; damit vermochte er aber keinesweges, sich dem hohen Adel anzureihen. Noch weniger konnte aber der ehemalige Reichsadel *von jeher* ein Stand des deutschen Reichs gewesen seyn, da er *nie* und *zu keiner Zeit* Reichs - oder Kreis - Stand gewesen ist. Der Vf. mag dieses wohl selbst gefühlt haben; und darum sagt er nicht, der Reichsadel sey *deutscher Reichsstand* gewesen, sondern er sagt, *ein mit constituirender Stand des deutschen Reichs*, was aber eines und dasselbe andeutet. Daher hat dem Reichsritter nach der vorigen Verfassung *niemals* eine Stimme auf dem Reichstage zugestanden. Gleichwohl verlangt der Vf. Curialstimmen, und behauptet, dazu sey der unmittelbare Reichsadel dinglich und persönlich berechtigt. Es ist aber dieses nirgends von dem Vf. bewiesen worden. Da die Reichsstandschaft demjenigen zustehen musste, der Anspruch auf Landeshoheit machen wollte: so konnte der Reichsritter auf diese keinen gegründeten Anspruch machen; es fehlte ihm Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Es standen dem Reichsritter aber auch ferner die Hoheitsrechte nicht in dem unumschränkten Umfange zu, wie der Vf. angiebt: denn so begriff z. B. die den deutschen Reichsfürsten zustehende Landeshoheit die peinliche Gerichtsbarkeit in sich, welches der Fall bey der Reichsritterschaft nicht war; der Blutbann stand ihr ohne einen besonderen Erwerbungsgrund nicht zu. Die von dem Vf. für die Reichsritterschaft in Anspruch genommenen Rechte sind auch keinesweges so unbedingt anerkannt worden. So ist z. B. das Verzeichniss der ritterschaftlichen Mitglieder so wenig, als das Verzeichniss der dazu gehörigen Güter, jemals zur Kenntniss des Reiches gebracht worden; daher wurde die Rittermatrikel auch vom Reiche nicht anerkannt; und mehreren Privilegien der Reichsritterschaft wurde von den Reichsständen kräftigst widersprochen, und daher von ihnen eine gültige Anerkennung verweigert. Aus diesem Gesichtspuncte den Gegenstand betrachtet, wird sich wohl der Unbefangene leicht überzeugen, dass das, was hier verlangt worden ist, nicht zugestanden werden konnte. Die Ordnung der Dinge verlangte, dass die ehemalige Reichsritterschaft wieder einen Richter erlangte: den hat sie in dem Souverän erlangt, unter welchem sie Besitzungen hat; sie steht unmittelbar unter der höchsten Landesbehörde, sie hat also ihre Unmittelbarkeit eigentlich nicht so ganz verloren. Aber den Gesetzen und Verfassungen der Länder, wo der Ritter lebt und sein Vermögen liegen hat, kann er sich nicht entziehen. Der ehemalige Reichsritter war auch schon nach der alten deutschen Reichsverfassung demjenigen Reichsstande unterworfen, von welchem er ein Amt trug, oder in dessen Gebiete er Besitzungen hatte. Um so mehr findet diess jetzt Statt. Der Vf. konnte daher nicht behaupten, dass dem ehemaligen Reichsritter jetzt noch die von der Reichsritterschaft erhobenen Steuern zuständen, denn diese wurden zur Entrichtung der Charitativsubsidien, der Unterhaltung der Kanzleyen u. s. w. verwendet. Von den Steuern werden die Staatslasten getragen, und sie können also nicht in andere Cassen als in die des Staates fliessen. Eben so wenig konnte behauptet werden, dass jetzt der Reichsritter nicht schuldig sey, dem Souverän den Erbhuldigungseid zu leisten; dass er nur zur Zeit der Noth steuerpflichtig sey; dass kein ritterschaftliches Gut an einen Bürgerlichen verkauft werden dürfe; dass er weder zum Kriegs -, noch Staats -, noch Hof - Dienst verbunden sey, u. s. w. Zu diesen sonderbaren Behauptungen mag der Vf. dadurch verleitet worden seyn, dass ehemals in Ansehung der reichsritterschaftlichen Güter ein für den allgemeinen Verkehr sehr lästiges Einstandsrecht ausgeübt wurde; dass die Reichsritter keine Kammerzieler zur Bestreitung der Unterhaltungskosten des Kammergerichtes, und weder Römermonate, noch Contingente in Kriegszeiten geleistet, ob sie gleich stets beym Kammergericht viele Processe anhängig hatten, und zur Zeit eines Reichskrieges ihre Besitzungen geschützt wurden. Die Reichsstände haben von jeher gegen diese Vergünstigungen die nachdrücklichsten Beschwerden geführt, denen aber nur erst in der neuesten Zeit abgeholfen wurde.

Der Geist der ganzen Schrift geht eigentlich auf die Erlangung eines Mitregierungsrechtes, welchem Übel jedoch nunmehr durch den 14 Artikel der deutschen Bundesacte auf immer begegnet worden ist.

A. D. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Berlin, b. Nauck: *Von den ägyptischen Pyramiden überhaupt, und von ihrem Baue insbesondere.* Von *A. Hirt.* Vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, den 12 April 1810. 1815. 28 S. 4. Nebst 1 Kupfer, den Bau der Pyramiden betreffend. (12 Gr.)

Der Hauptzweck dieser Schrift ist die Erläuterung eines Punctes, worüber die Meinungen sehr verschieden sind: auf welche Art und Weise so grosse Massen, wie die Pyramiden sind, mit ihren schieflaufenden Flächen haben aufgeführt werden können. Um dieses desto besser ins Auge zu fassen, sind einige allgemeine Nachrichten, die Pyramiden betreffend, vorangeschickt: von der Lage der Pyramiden, dem Alter und den Erbauern derselben, von ihrer Bestimmung, und Entstehung ihrer Form, von dem Material, woraus sie bestehen, von ihrem äusseren Ansehen, ihrer Grösse, von dem zu den Pyramiden gehörigen Steindamme, und von den Unkosten, welche der Bau der Pyramiden verursachte. Dieses ist der Inhalt des ersten Abschnittes, wo das Bekannte in möglichster Kürze vorgetragen ist.

Der Gegenstand des zweyten Abschnitts ist der Bau der Pyramiden. Einerseits die grosse Höhe, andererseits die schiefabnehmenden Flächen der Pyramiden machen es räthselhaft, wie man es anfing, die Materialien, und besonders die beträchtlichen grossen Baustücke auf eine solche Höhe zu bringen. Zuvörderst sind die verschiedenen Meinungen über den Bau der Pyramiden aus der Abhandlung von *Meister* angeführt, die in dem fünften Bande der neuen Schriften der göttinger gelehrten Gesellschaft sich befindet; alsdann wird die Stelle des Herodot beygebracht, worauf sich alle Nachrichten über diesen Gegenstand gründen; es wird bemerkt, dass Herodots Beschreibung so annehmbar ist, dass es kaum zu begreifen, wie spätere Reisende gewisse lächerliche Sagen darüber aufnehmen, und weiter verbreiten konnten.

In Herodots Stelle ist besonders das Stufenförmige, was den Anstoss gab, und das richtige Verstehen der Sache hinderte. Die Stufen, von denen Herodot spricht, sind nicht die Stufen, die man jetzt an der grossen Pyramide sieht, denn zu Herodots Zeiten waren diese Stufen mit Quadern überlegt, und nicht sichtbar; es sind vielmehr grosse, stufenartige Absätze zu verstehen, deren man bey einer Pyramide zu Sakarra sechs sieht, die wahrscheinlich noch nicht vollendet ist. Auf diesen Absätzen wurden Maschinen aufgestellt, vermuthlich mit Kloben, Flaschenzügen, und einem Krahn versehen (denn es ist nicht zu zweifeln, dass den Ägyptern diese einfachen Maschinen nicht sollten bekannt gewesen seyn), und mittelst derselben die Steine von Absatz zu Absatz hinaufgezogen. Vollendet wurde der Bau von oben nach unten.

Die innere Masse der Pyramide wurde ohne Zweifel aus Bruchsteinen zusammengesetzt, und mit Mörtel verbunden. Die Masse wurde äusserlich um die Absätze mit grossen Quadern umgeben, die, ohne Mörtel, treppenförmig über einander gelegt wurden. Die grossen Absätze füllte man alsdann mit kleinen Bruchstücken aus, in Mörtel gesetzt, und äusserlich kamen wieder Quaderstücke stufenförmig zu liegen, und auf diese Stufen wurden die Überkleidungssteine gelegt, welche die Form von dreyseitigen Prismen hatten.

Die Quadersteine der Absätze und der stufenförmigen Gestalt sind Kalkstein, den man an Ort und Stelle findet, und zur Überkleidung brauchte man den äthiopischen Stein, oder Syenit. Die Canäle und Gänge im Inneren der Pyramide des Cheops bestehen aus grossen Quadern von gelblichem polirtem Marmor, die Decken und Wände in den Kammern aus Quadern von Syenit.

Zuletzt wird noch ein Wort über die Eröffnung der grossen Pyramide des Cheops hinzugefügt. Gewöhnlich giebt man vor, dass die Araber den Eingang des Pyramide entdeckt hätten: allein es scheint, dass derselbe schon den Alten bekannt war, indem Strabo von einem Steine redet, der den Eingang deckte, und weggehoben werden konnte, um in die Canäle und Todtenkammern zu kommen.

— gl —

Berlin, b. Nauck: *Versuch über den allmählichen Anbau und Wasserbau des alten Ägyptens.* Von *A. Hirt.* Vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, den 1 November 1810. 1815. 53 S. 4. (12 Gr.)

Da für eine richtige und umfassende Darstellung des Wasserbau-Wesens bey den Ägyptern noch wenig geschehen ist: so unternimmt es der Vf., eine Übersicht des ursprünglichen Anbau- und Wasserbau-Systems zu geben, die er als einen Versuch aufstellt, andere Forscher dahin zu vermögen, weitere Untersuchungen hierüber anzustellen. Es ist um so mehr zu verwundern, dass hierin noch so wenig gethan, da doch der Wasserbau Ägyptens für das Land von ungemeiner Wichtigkeit war, und mit dessen allmählicher Urbarmachung in der genauesten Verbindung stand, nicht weniger die Unternehmungen, welche der Wasserbau dieses Landes aufstellt, den grossen Bauwerken Ägyptens, den Pyramiden, Tempeln und anderen nicht nachstehen, und dieselbe Bewunderung ver-

dienen. — Der Vf. behandelt dieſen Gegenſtand in ſechs Abſchnitten.

Im erſten ſpricht er von der Lage, dem früheſten phyſiſchen Zuſtande, dem Klima und dem Fluſſe Ägyptens. Der gröſste Theil des Landes, was wir jetzt Ägypten nennen, war urſprünglich mit dem Meere bedeckt. Der Nil, aus dem höheren Africa Zufluſs erhaltend, und bey dem Eingange in Ägypten ſich mit einer gewaltigen Waſſermaſſe über Granitgebirge herabſtürzend, ſcheint durch ſeinen Druck ſich einen Lauf unter der Meeresfläche gebahnt zu haben. Daher die Geſtaltung des Nilthals, an welchen rechts und links die See ihr Conglomerat an Bergrücken anhäufte. Der zum Anbau fähige Theil Ägyptens ward nur nach und nach von den Meereswellen entblöſst, wozu die allmähliche Erhöhung des Landes durch den Abſatz des Nils das Weſentliche beygetragen haben mag. Ägypten beſteht hauptſächlich aus drey Theilen, die einer Urbarmachung fähig waren: erſtlich dem oberen und mittleren Ägypten, oder dem Nilthale, bis unter Memphis; zweytens aus Niederägypten, oder dem Delta; drittens aus dem Landſtriche, der ſüdweſtlich von Memphis jenſeits des libyſchen Bergzuges liegt, jetzt Faiume, ſonſt Arſinoe genannt.

Der zweyte Abſchnitt handelt von der Anſiedelung und dem allmählichen Anbaue von Oberägypten; der dritte Abſchnitt von der Landſchaft Faiume und dem See Möris; der vierte Abſchnitt vom Delta und ſeinen Umgebungen. Der Anbau des Landes ging von Oberägypten aus, der auch das Canal- und Bewäſſerungs-Syſtem nach und nach erzeugte, was ſich nach der Lage des Landes, und nach der Natur des Fluſſes richtete. Hiebey fanden drey Haupt-Geſichtspuncte Statt. Erſtlich, bey geringerem Wachsthum des Nils das Waſſer ſo weit über das Land zu verbreiten, als möglich; zweytens, bey übermäſsigem Wachsthum die Waſſer ſo zu vertheilen, daſs die überſchwemmten Felder wieder in Zeit vom Waſſer frey würden, um den Anbau nicht zu verſpäten; drittens, in den Teichen und Seen, ſo wie in den Canälen ſelbſt ſo viel Waſſer zurück zu halten, als für das Bedürfniſs der Bewäſſerung und zu anderem Gebrauch während des übrigen Theils des Jahres erfoderlich war. Der Canal-, Damm- und Schleuſen-Bau war daher aufs engſte mit einander verbunden, und nur darauf konnte ein ſicheres Anpflanzungs-Syſtem beruhen. Durch den See Möris, von einem Könige gleiches Namens angelegt, wurde für das mittlere Ägypten, für Memphis und ſeine Umgebungen, das gethan, was die thebaiſchen Könige für Oberägypten gethan hatten. Den Nachfolgern des Moeris blieb Unterägypten, das Delta, zur Urbarmachung übrig, wozu die Mündungen des Nils dienten, die theils natürlich, theils gegraben waren, und zwiſchen denen auf Dämmen und künſtlichen Anhöhen Städte und andere Wohnplätze lagen.

Der fünfte Abſchnitt enthält Bemerkungen über das Wachsthum des Nils und die Nilmeſſer. Für Oberägypten befand ſich ein Nilmeſſer auf der Inſel Elephanta. Wahrſcheinlich war für Mittelägypten ein Nilmeſſer in Coptus angelegt. Ein dritter ſtand in Memphis für Unterägypten. Nach dieſen wurde die genaue Höhe des Wachsthums des Nils auch in anderen Gegenden Ägyptens beurtheilt, und als Memphis zerſtört wurde, begnügten ſich die Araber einzig mit dem Nilmeſſer, den ſie in der neuen Hauptſtadt Cairo anlegten.

Im ſechſten Abſchnitt wird von den Anlagen anderer zum Waſſerbau gehöriger Werke geredet, vom Bau der Dämme durch Aufwurf oder von ungebrannten Ziegeln, von den Schleuſenwerken, die theils, um das Waſſer in die Canäle zulaſſen, theils, um den Zufluſs und Abfluſs zu hindern, nöthig waren, von den Brücken, von welchen jedoch nur wenig bekannt iſt, und von den Maſchinen, welche die Ägypter zur Bewäſſerung brauchten. —gl—

Kiel, b. Heſſe: *Auguſti Tweſteni*, Theol. et Philoſ. Prof. Extr. in Univ. Kilienſi Commentatio critica *de Heſiodi carmine*, *quod inſcribitur Opera et Dies*, ſcripta ad impetrandos ab ampliſſ. ordine philoſ. Kilienſi ſummos in philoſophia honores A. 1813. 1815. 74 S. 8. (12 Gr.)

Es war vorauszuſehen, daſs nach den Grundſätzen, welche *Wolf* und mit Anwendung auf das Einzelne *Hermann* zu den homeriſchen Hymnen, in Hinſicht der Beſchaffenheit und Wiederherſtellung der älteſten epiſchen Gedichte aufſtellten, Andere ſich an dem Beſonderen verſuchen, und die noch nicht behandelten Werke einer ſolchen Kritik unterwerfen würden. Wären jene Männer nicht zugleich als Muſter der Beſonnenheit und richtigen Forſchung hervorgetreten: ſo hätten wir der verunglückten und miſshandelnden Kritiken gewiſs ſchon eine groſse Menge erhalten, und dem Verfahren, mit welchem man anfing Ächtes und Unächtes zu ſcheiden, und den Interpolationen auf die Spur zu kommen, wäre ſchwer der nöthige Einhalt geſetzt worden. So aber fand man eine ſichere Grundlage und Richtſchnur vor. Die heſiodiſchen Gedichte, mit denen ſich mehrere Gelehrten, wie man erzählt, beſchäftigen, erwarten noch ihren Mann; und iſt auch Manches ſchon hie und da angeregt und angedeutet worden: ſo blieb die volle, tiefere Unterſuchung noch auſsen. Hr. *Tweſten*, wir wiſſen nicht, ob auch als ein künftiger Bearbeiter des Dichters, giebt in der angezeigten Abhandlung einen Verſuch, das Gedicht *Werke und Tage*, auf ſeine urſprüngliche Geſtalt und Reinheit zurückzuführen. Wie es ihm gelungen, wird aus der Darlegung des Reſultates erhellen. Ein ſolches aber ſucht er in ſofern zu gewinnen, als er der Meinung iſt, man müſſe, da es nicht hinreiche, die Möglichkeit der Verderbung durch Interpolation einzuſehen, auch nachforſchen, was eigentlich fremde Hände verändert eingeſchoben und geordnet haben.

Das Ganze des uns gebliebenen Gedichts beſteht nach dem Vf. aus *zwey epiſchen Stücken*, welche die Fabel vom Prometheus V. 42—105, und die Sage von dem Verfall des menſchlichen Lebens und Glücks enthalten, V. 108—203; und aus *drey didaktiſchen Stücken*, die jedoch mit jenen in keiner Verbindung ſtehen. Das erſte eine Ermahnung zur Gerechtigkeit und Fleiſs V. 10—41. V. 202—326; das zweyte von dem Erwerb, dem Ackerbau und der Schiffahrt V. 383—693; das dritte von den glücklichen und unglücklichen

Tagen V. 724 — 828. Was dazwischen liegt, ist von fremder Hand und von Rhapsoden eingeschoben, und ausser einzelnen Versen, die zur Verbindung dienten, enthalten V. 327 — 382, V. 694 — 723, V. 724 — 764 noch zwey besondere Gedichte.

Alles wird nun auf den Gründen beruhen, mit denen der Vf. diese Anordnung aufgestellt hat. Er hat sie, ohne von einem Hauptpuncte auszugehen, der Reihe der Verse folgend dargelegt, doch nicht, wie wir wünschten, mit der hier erfoderlichen Klarheit und Bestimmtheit. Der Ausdruck ist nicht selten manierirt und gesucht, die Ordnung locker und unsicher. Zuerst bemerkt der Vf., dass, wenn auch die Kritik hier der auf Homer angewendeten gleiche, doch bey dem Mangel an historischen Berichten und Andeutungen über die Schicksale der hesiodischen Gedichte die äusseren historischen Gründe wenig entscheiden, und man auf das Gedicht selbst verwiesen werde, hier aber wieder durch die geringe Zahl der aufbehaltenen Fragmente nicht zu einem bestimmten Urtheil über die Verschiedenheit oder Gleichheit der Sprache kommen könne: so bleiben, sagt der Vf., die Gründe allein in der Verbindung der Gedankenreihe und dem Zusammenhang der einzelnen Theile aufzusuchen, und nach ihnen zu entscheiden. Das alte didaskalische Gedicht schliesse die Anfoderung an Ordnung und Zusammenhang nicht aus, und wir dürften dem alten Dichter nicht jenen Mangel an Cultur zusprechen, mit welchem er ohne Plan verfahren, und in der Darstellung die richtige Denk- und Gefühls-Weise verletzt haben müsste.

Man wird in dieser Berücksichtigung eine gewisse Vorsicht und das besonnene Urtheil des Vfs. nicht verkennen. Hiebey aber wäre er noch sicherer gegangen, wenn er den Grundgedanken und den Plan, wie er sich ihn im alten Gedichte enthalten denkt, bestimmt und voraus dargelegt hätte. So aber dient diess nur zur gelegentlichen Beweisführung beym Einzelnen. Von den ersten zehn Versen, die auch *Brunk* ausliess, mag und soll nicht die Rede seyn. Beym 41 Verse findet der Vf. keinen Zusammenhang mit dem Folgenden, aber wohl Gedanken, die sich selbst widerstreiten. Im 40 und 41 Verse nämlich sagt der Dichter, das Leben könne mit Wenigem erhalten werden, was die Herrscher, thöricht genug, nicht einsehen. Darauf folgt der Gedanke im 42 Verse, dass die Götter das Leben dem Menschen verborgen und so es schwer gemacht haben. Diess, meint der Vf., stimme nicht zu den vorausgegangenen Sätzen von der Leichtigkeit der Erhaltung des Lebens; auch dürfen bey der Annahme eines Lebens voll Schwierigkeit die Herrscher nicht thöricht genannt werden, wenn sie die Erzöglichkeit eines einfachen aber beschwerdevollen Lebens nicht kennen und nicht kennen wollen. Dieser Schluss, der wohl an sich Bündigkeit hat, kann aus den Worten des Dichters nicht entnommen, und nicht wieder auf dieselben angewendet werden. Der Dichter sprach von der widerrechtlichen Bestechung, und geht von dieser zur Betrachtung des rechtlichen Erwerbs über; jene lassen die Könige zu, die nicht wissen, welcher Reichthum dem Arbeitenden sich darbiete. Denn, sagt Hesiodus, die Götter haben so das zu erwerbende Leben verborgen, und dem Menschen Mühe und Arbeit aufgegeben, um es herauszufinden. Diese Gedankenverbindung lässt weiter keinen Tadel zu. Es folgt aber die Fabel von Prometheus und der Schöpfung Pandoras. An welchen Gedanken, fragt der Vf., soll diese sich anreihen? Die Mühe und Arbeit sey von den Übeln der Pandora nur das Kleinste, dagegen liege in der Fabel die Grundidee des Erhobenseyns göttlicher Einsicht über menschliche. Überdiess habe der nimmer zu täuschende Zeus keine Beziehung auf Perses. Hier war nöthig, vor Allem klar zu machen, was das Gedicht des Hesiods ursprünglich gewesen, und welchem Plane es gefolgt sey. Zu enge Grenzen setzt der Vf. dem Ganzen, wenn er die Tendenz in einer Ermahnung des arbeitscheuen Perses, um denselben von den feindseligen Gesinnungen gegen Hesiod abzubringen, findet, und daher Alles verwirft, was nicht auf Perses Verhältniss Beziehung hat. Daher sagt er sogar S. 28: *Jam vero in fabulas istas conjice oculos; turbata omnia: nulla ibi Persae, nulla illatae a Persa injuriae ne tum quidem mentio, cum eam vitare ne potuisse quidem videtur* (V. 190 f.): *nihil de suppliciis, quibus injuriam dii puniant* u. s. w. Diess freylich findet sich nicht in den Fabeln, wird aber dort auch nicht erwartet. Diese Fabeln dürfen nicht aus dem Ganzen gerissen werden, noch weniger kann es Wunder nehmen, dass der Dichter zu einer solchen Digression geschritten ist. Auch will der Vf. auf diesen Puncten die mögliche Verbindung nicht ableugnen, verwirft aber die Fabel vom Prometheus als fremdartig aus zwey anderen Gründen. Der eine liegt darin, dass die zweyte Mythe von dem Untergang der guten Sitten, durch den 202 Vers auf eine minder poetische Weise mit der ersten verbunden, nicht in das Ganze eingreift. Man verlange, sagt der Vf., eine Erzählung, welche auf die Beschwerlichkeit des Lebens und die natürlichen Übel hindeute, nicht eine Geschichte von der Verderbung der Menschen. Dagegen sey die bündigste Gedankenreihe hergestellt, wenn, nach Auslassung des Erwähnten, sich Vers 42, bis wohin der Dichter von des Bruders böser Sinnesart sprach, mit der Erzählung von der Nachtigall, welcher ein grausamer Geyer die überwiegende Macht fühlen lässt, verbinde, und dadurch dem Bilde Vollständigkeit verliehen werde. Die Nothwendigkeit dieser Vervollständigung wollen wir nicht in Anspruch nehmen, und nicht mit dem Vf. behaupten, dass mit diesem locker gemachten Steine die ganze Mauer in einem Sturze sinke, doch auch nicht die mögliche Verbindung der Theile nach jener Anordnung leugnen. Nur fragt sich, woher jene Fabeln kamen? Bey solchen Interpolationen muss, wenn sie erwiesen seyn sollen, der Grund einleuchten, der sie veranlasste. Dieser thut sich hier nicht kund. Und wer möchte den verworfenen Parthieen den hesiodischen Charakter absprechen? Von der *Nothwendigkeit* eines Zusammenhangs zwischen V. 41 und 202 lässt sich überdiess kein strenger Beweis führen.

Einen anderen Grund berührt der Vf. weiter unten, indem er mit der hier erzählten Fabel vom Prometheus die Darstellung in der Theogonie V. 534 — 612 vergleicht, und da sich hier die Fabel in zwey Theile theilt,

den einen, von des Prometheus Betrug bey Theilung des Opferthiers, in den ἔργοις von dem Interpolator ausgelassen glaubt. Die Gründe, nach welchen der Vf. annimmt, in dem alten Gedichte habe jener Theil der Fabel nicht gefehlt, sind die Worte τοὔνεκα im 49 V., welches dem ἐκ τούτου in der Theogonie V. 562 entspreche, und αὖθις V. 50. In diesen Worten aber liegt nichts weiter als Beziehung auf das nächst vorher Gesagte, und sie werden, richtig verstanden, keinen Anderen auf die Vermuthung einer Lücke führen, der nicht etwa einigen Grund für eine solche vorausgesetzte Annahme erzielt. Übersehen wir das hesiodische Werk als ein Ganzes, und unterscheiden wir das vorhandene Buch von den alten ursprünglichen Gesängen: so läfst sich nur mit Sicherheit die eine Annahme von drey Theilen, die auch der Vf. anerkennt, erweisen, und man darf da, wo der Zusammenhang aufgelöst und mangelhaft erscheint, eher Lücken und Auslassungen voraussetzen, ohne durch Herauswerfung ganzer Parthieen einen neuen Zusammenhang zu erkünsteln. Die mythischen Erzählungen können keineswegs als fremdartig an sich ausgestossen werden.

Von den Versen 327—382 behauptet der Vf., dafs sie weder unter sich, noch mit dem, was vorausgeht, und was folgt, zusammenhängen. Dazu dient als Beweis: das Vorhergehende macht ein geschlossenes Ganzes aus, und nach einer Steigerung des heftigeren Ausdrucks ist die Ruhe, die im Anfange des Gedichts herrscht, wieder eingetreten. Es geschieht ferner nirgends eine Erwähnung des Perses. Endlich spricht sich in den angeführten Versen nicht die Strenge des Sittenrichters, sondern die hievon verschiedene Denkart eines sanft ermahnenden Weisen aus. Daher, urtheilt der Vf., gehört dieser Theil einem fremden Gedicht an, und es ist V. 327—382 unächt. Abgesehen von der vermifsten Erörterung, was hier ächt und unächt genannt werden kann, bleibt der Abschlufs des Vorausgehenden problematisch. Die sanftere Rede aber geht aus der eingetretenen Mäfsigung hervor, und nirgends findet sich das Hinkende und Schleppende, was der Vf., ohne es bestimmt nachzuweisen, gefunden haben will. Der Gedanke von der Strafe der Götter bey lasterhaftem Besitz geht hier in den zweyten von dem Zorne der Götter gegen die frevelnden Sünder über, und dieser, weiter durchgeführt, kehrt V. 379—382 auf den Grundgedanken zurück, dafs ein rechtlicher Erwerb und tugendhafte Gesinnung nur glücklich mache. Wenigstens müssen noch andere Gründe aufgebracht werden, als hier geschehen, wenn ein Verdammungsurtheil abgefafst werden soll. Der Mangel des Namens: *Perses*, kann von keiner Gültigkeit seyn, und wie oben, so wird auch hier dem Plane des Ganzen eine zu enge Grenze abgesteckt. In bloser Spitzfindigkeit aber verliert sich der Beweis, wenn in V. 371 καί τε κασιγνήτῳ γελάσας ἐπὶ μάρτυρα θέσθαι, und in V. 400, verglichen mit 373, etwas der Person des Perses Widersprechendes gesucht wird, da dort der Dichter nicht an den Bruderhafs lenkt, und hier eine allgemeine Gnome aufstellt.

Wir übergehen den Versuch, in den Versen 299—321 eine vierfache Recension, die durch spätere Hand verschmolzen seyen, nachzuweisen, da der Entwurf dazu viel zu willkührlich das Einzelne ordnet, und kein Grund der möglichen Verschmelzung offenbar wird. Sicherer geht der Vf. in der Vertheilung des zweyten Theils von dem Ackerbau und von der Schiffahrt, V. 383—693, deren Gedankenfolge er sorgsam darlegt. Die Verse 381 und 382 σοὶ δ' εἰ πλούτου u. s. w. verwirft er, wie V. 694, als hinzugefügten Kitt; doch erfährt man nicht, warum jene ansich verwerflich seyen, und bey diesem: μέτρα φυλάσσεσθαι, καιρὸς δ' ἐπὶ πᾶσιν ἄριστος, wird nur bemerkt, dafs er, von dem Mafshalten überhaupt verstanden, —das Folgende mit dem Vorausgehenden nicht binde, sondern — zwischen ganz verschiedenen Parthieen eingeschoben sey. Wie aber kam er hieher? Was konnte den Interpolator bestimmen, gerade einen solchen Gedanken zur Bindung zu wählen? Hier hat die Kritik tiefer einzudringen. — Mit wenigen Worten werden in dem letzten Gedichte die Verse 507—535 als eingeschoben verworfen, weil die Beschreibung des Boreas matt, die Erzählung von den Dingen, die der Wind durchsaust, geschmacklos sey, und V. 533 τρίπους βροτὸς Anstofs gebe. So heifsen V. 631—662 auch unächt, und aus Meinungen der Rhapsoden vom Leben des Hesiods geflossen, und zwar wieder unter sich verschiedenen Ursprungs, weil der 630 Vers sich passend an 663 anschliesst. Ein unzureichender Schlufs! Die Verse 694—768 sind dem Vf. einzelne Gedanken, und mit Vers 769 hebt die Lehre von den glücklichen und unglücklichen Tagen an. Die Verse 764—768 dienen zum Kitt, wie V. 381 und andere. Diefs Alles aber kann leichter behauptet als bewiesen werden. Auf die tiefer eingehende Untersuchung, welche die Eigenheiten der Sprache, die grammatische Verbindung, und den inneren Charakter der Gedichte in sorgfältige Rücksicht zieht, hat sich der Vf. weniger eingelassen, und seine Probleme lassen eine weitläuftigere Kritik zu, als uns der Raum hier verstattet. Der Ausgleichung der vielfachen Verwirrung im Einzelnen mufste eine allgemeine Erörterung über die Natur und Beschaffenheit der hesiodischen Gedichte vorausgehen und zum Grunde liegen.

Auf sechs Seiten ist ein Epimetrum von Hn. Prof. *Heinrich* beygefügt, welches sich über einzelne, in der Schrift erwähnte, und kritisch behandelte Stellen verbreitet. V. 40 verlangt Hr. *H.* οὐδὲ ἴσασιν, V. 814 αὖτε ἴσασι zu lesen, aus bekanntem Grunde. V. 268 schreibt er ἐθέλῃ statt ἐθέλῃσ', wie auch Ilias. VI, 281. Mit Recht bemerkt Hr. *H.*, dafs Theog. nach διάκτορον ein Comma zu setzen sey, da es ein selbstständiges Epitheton ausmacht. Εργ. 699 wird die Lesart ἵνα ἤθεα κεδνὰ διδάξῃς aus Aristoteles die gewisseste Verbesserung genannt, und V. 632 verbessert ἄρμενον ἐντύνασθ', ἵνα οἴκαδε κέρδος ἄρηαι, wobey sich Hr. *H.* über die Elidirung des αι verbreitet. Auch das Übrige enthält schätzbare Bemerkungen.

AD.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Nürnberg, b. Zeh: *Handwörterbuch der französischen Zeitwörter, oder Darstellung und Abwandlung der Hülfs-, Regelmäßsigen, Leidenden, Neutralen, Fürwörtlichen, Unpersönlichen und Unregelmäßsigen Zeitwörter der französischen Sprache*, bearbeitet von *C. Moßhammer*, Privatlehrer der französischen Sprache. 1814. VIII und 335 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein *Wörterbuch* kann wohl diese Sammmlung eigentlich nicht heissen, da sie die Zeitwörter nicht nach alphabetischer, sondern nach grammatischer Ordnung aufstellt. Auch beleidigt der Titel noch durch einen doppelten Fehler. Der eine ist orthographisch — warum schreibt Hr. *M.* die adjectivischen Benennungen des Zeitwortes mit grossen Anfangsbuchstaben? — der andere ist logisch. Hr. *M.* scheint unter dem regelmäßsigen Zeitwort bloss das Activum der vier regelmäßsigen Conjugationen zu begreifen. Macht nicht das Passivum auch einen Theil dieser Conjugation aus? Können nicht neutrale, fürwörtliche, unpersönliche Zeitwörter auch regelmäßsige seyn? Können nicht unregelmäßsige Zeitwörter auch zu irgend einer dieser Classen gehören? Diese Unrichtigkeit der Eintheilung ist nicht etwa bloss ein Übelstand auf dem Titel, sondern sie verwirrt auch die Ordnung des Buches selbst. So steht z. B. *s'en aller* unter den fürwörtlichen Zeitwörtern, ehe noch etwas von der unregelmäßsigen Conjugation da gewesen ist; nachher kommt *aller* noch besonders als unregelmäßsiges Zeitwort vor. Warum behielt es nicht, wie *s'asseoir*, welches doch auch fürwörtlich ist, seinen Platz allein unter den unregelmäßsigen Zeitwörtern, zu welchen es gehört? — Doch wir gehen ungesäumt zum Inhalte des Buches selbst fort.

Die Schwierigkeiten, die sich dem Anfänger in der französischen Sprache bey Erlernung der Zeitwörter entgegenstellen, erweckten, wie uns der Vf. in der Vorrede berichtet, in ihm die Idee, dass eine Sammlung der gebräuchlichsten, nach ihren regelmäßsigen und unregelmäßsigen Abwandlungen und Beugungen dargestellt, zur Erlernung dieser Sprache ein sehr grosses Erleichterungsmittel seyn müsste. (Diese Ankündigung des Gegenstandes passt nicht zu dem, was der Vf. hier geliefert hat. Auf das *Gebräuchlichste* konnte er unmöglich in einem Buche sehen, das die Zeitwörter nur in Hinsicht auf die grammatischen Formen derselben behandelt. Wie arm wäre die französische Sprache, wenn die wenigen hier vorkommenden Zeitwörter ihre *gebräuchlichsten* genannt werden müssten! Dagegen nimmt *circoncire*, welches gewiss nicht unter die gebräuchlichsten gehört; als vollständiges Paradigma hier eben so viel Raum ein, als *aller* und andere.) Er hat daher in dem vorliegenden Werke die verschiedenen Arten von Zeitwörtern, welche der Titel aufzählt, genau nach ihren Abwandlungen und Beugungen ausgearbeitet, und in zwey Columnen die französischen Formen und die deutsche Übersetzung neben einander gestellt. Die Hülfszeitwörter besonders sind in vier Hauptveränderungen, nämlich *bejahend*, *verneinend*, *fragend* und *vermischt* (d. i. fragend und verneinend zugleich), und *mit beygefügten Beziehungswörtern* (in Verbindung mit den Wörtchen *le*, *y*, *en*), vollständig (der Vf. sagt sehr bescheiden *vollkommen*) abgewandelt. Die Nützlichkeit dieser Arbeit versichert Hr. *M. selbsten* (so schreibt er zierlich für selbst) bey seinen Schülern erprobt zu haben, indem er *ihnen* (man lese *sie*) zuerst die Hülfszeitwörter und die leidenden mehrmals durchlesen liess, und sie ihnen dann mit zugesetzten Für- und Beywörtern zum Abschreiben aufgab. Rec. ist weit entfernt, diese Nützlichkeit zu verkennen und zu bestreiten: er glaubt vielmehr, dass Hr. *M.* mit diesen vollständig (wenn auch nicht vollkommen) ausgearbeiteten, und ohne alle Auslassung und Abkürzung (?) in mehreren Veränderungen und Verbindungen durchgeführten Paradigmen des Zeitwortes vielen Lehrern der französischen Sprache ein angenehmes Geschenk gemacht habe. Für Schüler von langsamer Fassungskraft, bey denen mehr das Gedächtniss als das Nachdenken das Erlernen einer fremden Sprache fördern muss, ist gewiss das Aufschreiben, nicht das blosse mechanische Abschreiben, der Paradigmen nach den wesentlichsten Veränderungen derselben, wie sie in dem vorliegenden Buche aufgeführt sind, von grossem Nutzen. Aber fähigere, lebhafte Köpfe möchte Rec. nicht diesen mühsamen und langweiligen Weg zu einem Ziele führen, welches sie, wenn einmal die Hauptformen dem Gedächtnisse eingeprägt sind, durch Befolgung einer deutlich begriffenen Regel (z. B. über die Stellung des *le*, *y*, *en*) weit schneller und sicherer zu erreichen im Stande seyn werden. Die Übung bleibt zwar immer nöthig, um das Begriffene der Feder und der Zunge geläufig zu machen; aber diese erhält der Schüler bey seinen weiteren Fortschritten in der Sprache doch auf eine minder ermüdende und abschreckende Art, als durch diese Methode, die ihn zwingt, einerley Wort, ohne Sinn und Zusammenhang, viele

hundert, vielleicht taufendmal hinter einander zu wiederholen. Doch werden Franzöfifchlernende dieses Buch zum Nachfchlagen bey ihren Ausarbeitungen, befonders in Hinficht auf die Formen der unregelmäfsigen Zeitwörter, immer mit Nutzen gebrauchen können. Nur wäre zu wünfchen, dafs der Vf. diefe Brauchbarkeit nicht durch mancherley Fehler vermindert haben möchte, welche bey einem für Lernende beftimmten Übungsbuche nicht entfchuldigt werden können. Bey einem folchen Buche ift die ftrengfte Richtigkeit das gröfste, wir wollen nicht fagen, das einzige Verdienft, und die unerläfsliche Bedingung feines Nutzens: denn fehlerhafte Formen und Schreibarten, an welche fich Ohr und Auge einmal gewöhnt hat, werden in der Folge fchwer wieder abgelegt. Rec. will das Auffallendfte, was ihm bey der Durchficht des Buches aufgeftofsen ift, kurz auszeichnen.

Sehr mangelhaft ift die Accentuation des Vfs. Hr. *M.* fchreibt *tu ès*, *ès-tu*, da doch diefe Perfon nie mit einem Accent bezeichnet wird; *il a gèlé*, da doch das erftere *e* ein ftummes *e* ift, welches nur in den Formen, wo die folgende Sylbe auch ein ftummes *e* bekömmt, in *e ouvert* übergeht, *il gèle*. Wir finden hier ferner *je plûs*, *j'ai plû*, von *plaire*, wo die richtige Schreibart keinen Accent kennt. Dagegen läfst Hr. *M.* den *accent circonflexe* da weg, wo er als charakteriftifches Zeichen der Form unentbehrlich ift, nämlich in der dritten Perfonalendung des *Parfait défini* des Conjunctivs: *qu'il fut*, *qu'il eut*, *qu'il finit* ftatt *fût*, *eût*, *finît*. Nur in der erften Conjugation fchreibt Hr. *M.* diefe Perfon richtig *qu'il donnât*; aber in allen übrigen Conjugationen und in den Hülfszeitwörtern ift der *accent circonflexe* zur Unterfcheidung von der gleichlautenden, und aus gleichen Buchftaben beftehenden dritten Perfon des Indicativs eben diefer Zeit noch nothwendiger. Auch kann es Rec. nicht billigen, dafs Hr. *M.* die von Voltaire verfuchte, aber feitdem faft von allen guten Schriftftellern, und von der Akademie felbft mit Grund wieder verworfene Orthographie des Imperfects und der *Conditionnels j'avais*, *j'aurais* ftatt *j'avois*, *j'aurois* in diefen Paradigmen angenommen hat: denn warum foll der Anfänger an eine Schreibart gewöhnt werden, die er nachher dem herrfchenden Gebrauch entgegen findet, und mit einer anderen in der Folge zu vertaufchen fich genöthigt fieht?

Selbft die Formen des franzöfifchen Zeitwortes find bey unferem Vf. nicht immer richtig. Manche der durchgängig hier im Paradigma aufgeführten kennt die franzöfifche Sprache gar nicht, z. B. *en ayant eu*, *en ayant été*, *en ayant aimé*. Eben fo wenig, als diefe Mittelwörter (Participe) der vergangenen Zeit, kann *étant* in der gegenwärtigen Zeit mit *en* verbunden werden; und doch finden wir hier *en étant*, *indem man ift*. Unrichtig ift es ferner, wenn Hr. *M.* die negative Form des Infinitivs ausdrückt *n'avoir pas*, *de n'avoir pas*, *pour n'avoir pas*. Denn wenn die Negation zum Infinitiv tritt: fo bleiben beide Theile derfelben ungetrennt vor dem Infinitiv ftehen, alfo *ne pas avoir*, *de ne pas avoir*, *pour ne pas avoir*.

Ein grober Fehler ift S. 149 *qu'il pleuvât* ftatt *qu'il plût*, dafs es regnete.

Auch im Deutfchen giebt es Manches zu verbeffern. Hr. *M.* meint zwar, dafs dem Deutfchen, der feine Mutterfprache nicht ftudirt hat, die Abwandlung der Zeiten von der verbundenen Art (*conjonctif*) fehr willkommen feyn werde, weil er hier den richtigen Gebrauch in der Rechtfchreibung derfelben finde. Rec. wüfste eben nicht, dafs die Rechtfchreibung des Conjunctivs im Deutfchen einer befonderen Schwierigkeit unterliege. Ja, Hr. *M.* fchmeichelt fich fogar, dafs feine Arbeit als ein nützliches Handbuch für *beide* Nationen betrachtet werden könne. Das kann aber der Natur der Sache nach nicht feyn. Die Erlernung der deutfchen Zeitwörter für den Franzofen würde eine ganz andere Anordnung und Behandlung erfodern, als hier die Aufftellung der franzöfifchen nöthig macht. Das Deutfche ift ja hier blofs Überfetzung des Franzöfifchen, und kann bey der Verfchiedenheit des Zeitwortes in beiden Sprachen durchaus keinen richtigen Überblick der deutfchen Conjugation geben. Das Zeitwort, welches im Franzöfifchen regelmäfsig ift, ift es darum nicht auch im Deutfchen; und wie viele unregelmäfsige Zeitwörter der deutfchen Sprache würde der Franzos, der diefes Buch gebrauchen wollte, darin vergebens fuchen! Aber er würde Manches auch falfch daraus lernen. Die franzöfifchen Sprachlehrer haben Recht, ihrem Conjunctiv immer *que* vorzufetzen, weil er, fehr wenige Fälle ausgenommen, nur nach diefer Conjunction gebraucht wird; aber unrichtig ift es im Deutfchen, den Conjunctiv mit *dafs* zu verbinden: denn er fteht nicht allein nach vielen anderen Conjunctionen und Fragwörtern, fondern auch ganz ohne Verbindungswort. Und welcher Deutfche fagt, wie unfer Vf. fchreibt: *dafs ich habe geliebt*, *dafs du feyeft gelaufen*, *dafs er wäre gegangen?* So wird ein Franzos Deutfch fprechen. Die deutfche Conftruction aber weift nach allen Verbindungswörtern dem Hülfszeitwort die letzte Stelle an, *dafs ich geliebt habe* u. f. w. *Gefoden* ift vermuthlich eine Neuerung des Vfs.; ganz Deutfchland fpricht und fchreibt *gefotten*.

Sehr verwundert war Rec., *être debout* S. 113 ein leidendes Zeitwort genannt zu finden. Das Hülfszeitwort *être* macht doch das Unterfcheidende des Paffivs nicht aus, fondern die Verbindung deffelben mit dem Particip; aber *debout* ift nur ein Adverb. Mit eben dem Recht könnten wir fonft im Deutfchen *grofs werden* ein Paffivum nennen.

Rec. unterdrückt gern die Bemerkungen, welche minder wefentliche Dinge betreffen, um die Grenzen des Raumes, den die Anzeige eines folchen Buches geftattet, nicht zu fehr zu überfchreiten.

Py.

BREMEN, b. Heyfe, u. LONDON, b. Bohte: *Thalia Anglo-Germanica*, written for the entertainment of friendly family-circles and more particularly for the improvement of such as wish to acquire in an easy manner the familiar language

of the two nations, in occasional numbers by *Conrad Ludger*. No. 1.

Thalia Anglo-Germanica, zur Unterhaltung freundschaftlicher Familien-Cirkel, besonders aber zum Nutzen derjenigen geschrieben, die sich der Gesellschaftssprache der beiden Nationen auf eine leichte Art zu bemächtigen wünschen, in zwanglosen Heften von *Conrad Lüdger*. Heft I. 1814. 185 S. 8. (10 Gr.)

Die meisten unter denen, welche eine fremde noch lebende Sprache erlernen, begnügen sich mit der Fertigkeit, die wissenschaftlichen oder die schönen Werke, welche in derselben geschrieben sind, zu lesen und zu verstehen; und wer nur diesen Zweck sich vorsetzt, der kann mit Hülfe der Sprachlehre und des Wörterbuches bald genug in einer ziemlich befriedigenden Masse dahin gelangen. Auch die gute Aussprache ist bey der gehörigen Biegsamkeit der Organe unter einer geschickten Anleitung nicht unerreichbar; und wie manches lebende Beyspiel (vornehmlich unter uns Deutschen) beweist, dass man bloss durch das Lesen der besten Schriftsteller einer anderen Nation dahin kommen könne, die Sprache dieser Nation (im edleren Stil versteht sich) nicht nur correct, sondern sogar leicht und rein zu schreiben. Aber etwas ganz anderes ist es mit der Fertigkeit zu sprechen. Hiezu gehört nicht bloss Übung im mündlichen Ausdruck der Gedanken, sondern insbesondere die Kenntniss der Gesellschaftssprache, die bey allen Nationen von der Büchersprache so verschieden und bey einer jeden so eigenthümlich geprägt ist. Wer diese Kenntniss nicht im Lande selbst oder im Umgange mit gebildeten Ausländern zu erwerben Gelegenheit hat, und doch die Sprache erträglich zu reden als einen wünschenswerthen Zweck verfolgt, dem bleibt nur ein Mittel übrig, es darin weiter zu bringen, und das ist das öftere Lesen nationaler Schauspiele, besonders der eigentlichen Lustspiele. Aber wie Vieles wird ihm, wenn er auch alle erzählenden Prosaiker und alle Dichter auf das vollkommenste verstünde, dennoch in dramatischen Werken vorkommen, was ihm unverständlich ist, und worüber er, eben weil es gemeiner Ausdruck ist, in seinen Wörterbüchern vergebens Auskunft sucht! Wie Vieles, was er, wenn er es auch versteht, doch im gemeinen Leben nie recht anwenden lernt!

Es ist daher gewiss ein beyfallswürdiger Gedanke, den Hr. *L.* in dem vorliegenden Hefte auszuführen beginnt, für die englische und deutsche Sprache eine Sammlung kleiner Original-Lustspiele zu veranstalten, worin die Idiotismen und abweichenden Wendungen beider Sprachen, so häufig als sichs thun liesse, vorkämen, einander gegenüber gestellt und dem Auge durch besondere Druckzeichen bemerklich gemacht würden. Wenn ein vertrauter Cirkel, vorzüglich auf dem Lande, diese Stücke einstudirte und aufführte: so würde dadurch die Fertigkeit im Englischreden für Deutsche, im Deutschreden für Engländer gar sehr gefördert, und daneben noch eine unschuldige Unterhaltung gewonnen werden. Dass es bey den hiezu gewählten Stücken nicht sowohl auf ihren dramatischen Werth, als vielmehr auf jenen eigenthümlichen Zweck ankomme, versteht sich von selbst; und wenn eine solche Abwechselung des Inhalts, wodurch der Reichthum der Gesellschaftssprache soviel als möglich erschöpft würde, mit dem Interesse der Stücke, welches zur Aufführung derselben doch wesentlich gehört, vereinigt werden könnte: so würde eine solche Sammlung für beide Nationen einen sehr hohen Werth haben.

Aber zu einem solchen Unternehmen müssten sich auch zwey gute Schriftsteller *beider* Nationen vereinigen; der Deutsche müsste das englische Original, der Engländer das deutsche in seine Sprache übersetzen, versteht sich beide so, dass die Übersetzung durchgängig sich als Original lesen liesse, ohne etwas Wesentliches zu verändern. Diese Bemerkungen haben sich Rec. bey der Durchlesung des kleinen Stückes, das den Inhalt des vorliegenden Heftes ausmacht, (es heisst *der Koffer*, und ist nicht ganz ohne Interesse) sehr lebhaft aufgedrungen. Hr. *L.* würde nach des Rec. Einsicht weit besser gethan haben, gute englische Stücke zu diesem Zwecke auszuwählen, und die Übersetzung in ächt deutschem Ausdruck gegenüber zu stellen: — so würde er wahrscheinlich für Engländer und Deutsche eine nützliche Arbeit geliefert haben. Bey diesem Stücke sieht man dem englischen Texte nur zu sehr die Übersetzungsübung an; wir fürchten, der Engländer wird darin seine Umgangssprache nicht überall wieder erkennen, er wird im Gegentheil oft lächeln müssen über Wendungen, Wortfügungen und Ausdrücke, die hier für gut englisch gelten sollen. Rec. ist weit entfernt, des Vfs. Sprachkenntniss bestreiten zu wollen. Ganze Stellen und Scenen sind vielmehr sehr gut gerathen; — aber es ist vielleicht unmöglich, dass ein Deutscher auch nach einem langen Aufenthalte in England so ganz seine deutsche Natur verleugnen könnte, dass er im Stande wäre, gerade diese Art von Übersetzungen frey von Germanismen zu liefern. Die hier gegebene Probe enthält Beweise dafür in Menge. Rec. begnügt sich einige wenige anzuführen. *I rode the one down. The other fired at me and I let fly. He'll carry the mark while he live* (das ist auch grammatisch unrichtig, es muss heissen *lives*). *I'll be bound for it* (muss heissen *I warrant you*). *What you do for my children makes you my daugther.* — *Here is a little* (nein! *a small*) *parcel from the post-office.* — *Truly very tasteful* (ein *wohlschmeckender* Anzug? *geschmackvoll* heisst *elegant*). — *Take vare of him*, hüten Sie Sich vor ihm (statt *be aware of him* oder *be upon your guard against him*).

Doch genug! Wir wiederholen es noch einmal, diese *Thalia Anglo-Germanica* ist ein guter Gedanke; aber seine Ausführung ist schwerer, als Hr. *L.* gemeint hat, und vielleicht nur auf dem vorgeschlagenen Wege möglich.

Py.

GIESSEN, b. Heyer: *Elemens de la Grammaire et de la Prononciation française.* Avec un Recueil des mots les plus usités; à l'usage des Commen-

çants du Gymnase de Giessen par le Lecteur *Borre*. 1814. 110 S. 8. (6 Gr.)

Dieses Werkchen fängt, wie eine Fibel, mit dem Buchstabiren und Syllabiren an, erläutert die Regeln der Aussprache an einzelnen Wörtern, giebt hierauf ein Verzeichniss von Vocabeln zum Auswendiglernen, dann kleine Sätze, französisch und deutsch einander gegenüber gestellt, und geht endlich zu den Anfangsgründen der Grammatik fort. Wir finden hier nun den Artikel, die Nomina und Pronomina und das Hülfsverbum *avoir* abgehandelt. Warum nur dieses? warum nicht auch eben so gut *être* und wenigstens das regelmässige Verbum, das doch in den vorhergehenden Beyspielen schon vorkommt? Warum zersplittert Hr. *B.* so sehr, was seine Schüler doch nothwendig lernen müssen? Rec. bekennt, dass er in dem Büchlein durchaus keinen ordentlichen Plan hat entdecken können; auch glaubt er nicht, dass die französische Sprachkunde dadurch sehr gefördert werden wird.

Pγ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Johannes.* Drama von *Friedrich Adolph Krummacher.* [Mit einem Titelkupfer.] 1815. 290 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In einer dem Vorworte an die Leser vorausgeschickten Bemerkung äussert der Vf., sein Gedicht sey „*in der Zeit des herrlichen Kampfes, oft mitten im Gewühle der Streiter, die seine Wohnung umgaben,*" geschrieben werden. Das in Octaven abgefasste Vorwort selbst spricht eine Begeisterung aus, welcher es kaum misslingen kann, den empfänglichen Leser für den Gegenstand seines Drama in eine wohlthätige Gluth zu versetzen. So schön aber dieser Gegenstand an sich ist: so bedeutend scheint auch die Schwierigkeit, ihm dem eigentlichen Drama zu gewinnen, von dessen Helden man eine weit grössere Thätigkeit, ein mächtigeres Eingreifen in die Handlung, wohl mit Recht erwartet, als aus dem stillen Leben des hier Dargestellten herzuleiten seyn musste, ohne der Schönheit seines Charakters wehe zu thun. Unserer Ansicht nach, gelang es selbst dem ausgezeichneten Talente des Hn. *K.* nicht ganz, diese so überaus schwere Aufgabe mit gutem Erfolge zu lösen; ja vielleicht ist sein Johannes für einen dramatischen Helden noch unbedeutender geworden, als Natur und Wesen desselben ihn darzustellen erlaubten. Für einen *dramatischen* Helden, sagen wir, weil Johannes Selbsterscheinen hier erst nach seiner Gefangennehmung erfolgt, und nur auf wenige Scenen des Schauspiels beschränkt wird, wenn schon durch die übrigen Handelnden, unter denen die Charaktere der Arete und Herodias am kräftigsten hervortreten, Alles geschieht, seine geistige Grösse in ein erfreuliches Licht zu stellen.

Des letzteren Umstandes halber möchten wir am liebsten ganz davon absehen, dass Hr. *K.* seinem Gedichte das Äussere eines Drama zukommen liess, vielleicht einzig darum zukommen liess, um dem schönen Bilde eines edeln Dulders für das Höchste, durch die möglichste Farbenfrischheit, desto lebendigeren Reiz zu geben. Denn dann glauben wir auch sagen zu können, dass er jedem frommen, und zugleich gebildeten Sinne mit seinem Johannes einen nicht gewöhnlichen Genuss gereicht habe.

Von den vielen auszuzeichnenden Stellen darin erlauben wir uns nur die Erzählung des blindgebornen, und von Jesus geheilten Bennoni hier mitzutheilen. Er sagt:

Ich sass am Wege, seht, da kam der Mann,
Der Jesus heisst, und sah mich an und sprach
Von mir — erquicklich klang des Mannes Stimme
Mir in das Ohr, ich horcht' und wusste nicht,
Dass mir durch ihn das Beste werden sollte. —
— — — — — — — er sprach:
So lang es Tag ist, muss ich Werke wirken
Dess der mich sandte. Sieh, es kommt die Nacht,
Wo Niemand wirken kann. Das sagt' er trauernd.
Nun sprach er froh: Ich bin das Licht der Welt!
Nun netzt' er Sand mit seines Mundes Speichel,
Und überstrich die Augen mir und sprach:
Geh hin zum Teiche Siloah und wasche
Dein Angesicht. — Ich ging und tappte fröhlich —
Denn immer klang wie himmlischer Gesang
Sein Wort: Ich bin das Licht! mir in die Seele —
Mir zitterte die Hand, als ich zum Teiche
Sie niederbog und Siloh's kühlen Quell
Berührt' — ich säumt', enthob zuletzt dem Born
Die volle Hand und netzte meine Augen.
Da dämmert' es — sie waren aufgethan —
Ach Gott! ich sah des Bornes klaren Spiegel,
In ihm mein Antlitz und des Himmels Veste —
So lag ich knieend, sah und schloss die Augen —
Und weint' und wagt' es nicht, mich aufzurichten —
Und als ich nun das himmlische Gewölbe,
Die Sonne sah, die Bäume, Stauden, Blumen —
Es strömt' in mich wie eines Meeres Wogen —
Ach, zitternd stand ich, mit verhülltem Haupte.
So führte jauchzend mich das Volk zur Heimath.

Bey einer künftigen, neuen Ausgabe wird der Vf. unfehlbar die hie und da noch vorkommenden, kleinen Härten und Verstösse gegen das Metrum einer zweckmässigen Durchsicht unterwerfen. Auch bedürften vielleicht einige, wenige Verse darum einer Abänderung, weil sie theils nicht zu dem edlen Tone des Ganzen und der Personen passen, theils auf eine dem Zwecke entgegen wirkende Nebenidee führen. Zu ersteren Versen möchte der S. 90 gehören, wo König Aretas zu Areten spricht:

Pah! ist es das, was dich der Mutter Kummer
Entzog? — —

und S. 139, wo Rufus, *ein Krieger von Range*, gegen die *Königin*, nachdem diese seine Eifersucht aufgeregt hat, ausruft:

Verdammt! Nun wird's mir doppelt schwer zu ziehn! —

Jenes „*Pah*" und dieses „*Verdammt!*" scheinen beide nicht an ihrem Platze zu stehen.

Eine lächerliche Nebenidee aber veranlasst in den vom Kerkermeister Marcus an den König gerichteten Worten S. 130:

Wird er geheim entfliehn? — *Mein Herr*, ich zweifle,

das „*mein Herr*", weil Manchem dabey das gewöhnliche mein Herr (Monsieur) einfallen kann.

Durch Druck und Papier hat die Verlagshandlung, wie es von ihr zu erwarten stand, Alles gethan, um mit der inneren Schönheit des Werkes dessen Äusseres wetteifern zu lassen, und dem Titel ein, von Gottschick sehr brav gearbeitetes Kupfer, den Johannes nach Rafael, gegenüber gestellt.

χ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815

SCHÖNE KÜNSTE.

Bamberg, im neuen Leseinstitut von Kunz: *Phantasiestücke in Callots Manier.* Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von *Jean Paul.* 1 Theil. VI u. 240 S. 2 Th. 360 S. 3 Theil. 237 S. 4 Theil. 389 S. 1815. 8. (6 Rthlr.)

Jean Paul hat die Vorrede zu obigem Buche in Form einer Kritik unserer Allg. Lit. Zeitung eingekleidet; um so nothwendiger ist hier eine unparteyische Berichtigung seines Urtheils über den Vf. und das Werk: denn er selbst ist über die Gebühr von einem Schriftsteller eingenommen, welcher sein Gutes nachahmen möchte, und seine Fehler, wohin wir den sehr oft unächten Humor seiner Manier rechnen, welcher zufällige Contraste einzeln und grell durch einander schiebt, eine zarte, oft überreizte und hysterische Empfindsamkeit von pöbelhafter Derbheit, ein schönes oder erhabenes Bild von einem crassen ablösen, die erregte Erwartung durch ihren Gegensatz täuschen läſst, wirklich nachgeahmt hat. Diese Manier ist mehr närrisch, als humoristisch. Bey dem rohen Haufen erregt sie freylich Kitzel und Erstaunen, der Gebildete vergiebt sie *Jean Paul* wegen der Wahrheit, Lebendigkeit, ja Erhabenheit seiner Wahrnehmungen und Darstellungen, wegen seines oft ächten Humors, für den der gefühlvolle baare Deutsche so sehr geeignet ist, als die barocken derben Insulaner. Allein von solchen Gaben des Meisters ist dem Jünger wenig zu Theil geworden, den er hier einführt. Eine lebhafte, jedoch immer flache Auffassung des trivialen Lebens, ein regsames, besonders durch Musik gerührtes Gemüth, eine bunte, spielende Phantasie, und ein überschwenglicher Reichthum an Reminiscenzen, diese ganz guten Gaben werden durch unerträgliche Arroganz verderbt, welche sofort und überall wider die Künstlerweihe zeugt, die *Jean Paul* ihm zuspricht, aber die Flachheit und Geschraubtheit seines Geistes, der durchgängige Mangel an Verstand durchaus ihm versagen.

Dieses Urtheil mag hart scheinen: es wird sich weiter ergeben, daſs es vollkommen gerecht ist: ausgesprochen muſste es nothwendig werden, wo auch ein Mann, wie *Richter*, junge Geister durch parteyische und öffentliche Überschätzung über die Grenze ihres Vermögens hinausweist, das Publicum irre führt, und das Seinige dazu beyträgt, daſs der wahrhafte Schatz der deutschen Literatur immer tiefer bey uns in Vergessenheit hinabsinke, dessen Kenntniſs und Benutzung das gröſste Verdienst an dem Vf. dieser Phantasiestücke ist, und an den wir bey Gelegenheit seiner Reminiscenzen erinnern wollen!

Auf der ersten Seite macht er uns mit *Callots* Manier und seiner eigenen bekannt. „Die Ironie, welche, indem sie das Menschliche mit dem Thier in Conflict setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Thun und Treiben versöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste, und so enthüllen *Callots* aus Thier und Menschen geschaffene groteske Gestalten dem ernsten, tiefer eindringenden Beschauer alle die geheimen Andeutungen, welche unter dem Schleyer der Scurrilität verborgen liegen. Wie ist doch in dieser Hinsicht der Teufel, dem in der Versuchung des heil. Antonius die Nase zur Flinte wächst, womit er unaufhörlich nach dem Manne Gottes zielt, so vortrefflich, der lustige Teufel Feuerwerker, so wie der Clarinettist, der ein ganz besonderes Organ braucht, um seinem Instrumente den gehörigen Athem zu geben! Könnte ein Dichter oder Schriftsteller, dem die Gestalten des gewöhnlichen Lebens in seinem inneren romantischen Geisterreiche erscheinen, und der sie nun in dem Schimmer, von dem sie dort umflossen, wie in einem fremden wunderlichen Putz dargestellt, sich nicht wenigstens mit diesem Meister entschuldigen, und sagen: ich habe in Callots Manier arbeiten wollen?" — Wie ist doch hier die ganze Unart und Abart der neueren Ästhetik der Deutschen so sichtbar, welche von dem ursprünglich schönen Bemühen, den geheimen Sinn der Erscheinungen zu verkünden und zu deuten, sich dahin verirrt hat, in jegliche Laune, in das Gewöhnliche, gar zu oft das Alberne einen phantastischen Sinn hinein zu interpretiren, und sich für ernst, tief eindringend zu halten, wenn ein Clarinettist, der ein ganz besonderes Organ braucht, seinem Instrumente Athem zu geben, ein Teufel, dem die Nase zur Flinte gewachsen ist, uns geheime Andeutungen verräth, die unter dem Schleyer, der Scurrilitäten verborgen sind! Da fühlt man sich auf der Höhe der Ironie? Aber zu dieser gehört die gröſste Schärfe des Geistes, neben dem reichsten Wohlwollen des Gemüthes; ohne dieſs übt sie eine verödende Kraft auf denjenigen, der sich ihrer bedient, und dieser Fluch hat den Vf. schon getroffen, wie wir weiter unten sehen werden.

Die erste Erzählung, *Ritter Gluck*, stellt uns diesen in verschiedenem Local Berlins dar, das mit Genauigkeit ausgemalt ist, und mit Wahrheit zu seyn scheint. Gluck ist zum Schicksal des ewigen Juden

verdammt. Hören wir ihn selber: „Alles diess, mein Herr, sagt er dem Vf. in einem kleinen Häuschen in der Friedrichsstrasse, habe ich geschrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand fasste in diess glühende Herz. Es brach nicht, da wurde ich verdammt zu wandeln unter den Lebendigen, wie ein abgeschiedener Geist, gestaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. Ha! jetzt lassen Sie uns Armidens Scene singen!" — Die Gestalt dieses Gestaltlosen, oder soll diess bloss hier heissen, seiner wahren Gestalt Beraubten, malt der Vf. übrigens mit genauen Zügen aus, und wir geben seine Schilderung als eine Probe von seinem Unvermögen, trotz aller Genauigkeit des individuellesten Details — das innere Wesen aus der äusseren Erscheinung hervortreten zu lassen. „Eine sanft gebogene Nase schloss sich an eine breite offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buschichten halb grauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beynahe wildem jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funzig Jahre seyn) hervorblitzten, das weichgeformte Kinn stand im seltsamen Contrast mit dem geschlossenen Mund, und ein scurriles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen melancholischen Ernst, der auf seiner Stirne ruhte. Nur wenige graue Löckchen hinter den grossen, vom Kopfe abstehenden Ohren (um den Sinn des Gehörs für Musik anzudeuten). Ein sehr weiter moderner Überrock hüllte die grosse hagere Gestalt ein. Er schüttete aus verschiedenen kleinen Düten mit sichtbarem Wohlgefallen Taback in eine vor ihm stehende grosse Dose, und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer Viertelflasche an." — Wer hat Glucks Musik, wer von seiner Art gehört, und findet diese Vorstellung des grossen Meisters nicht höchst lächerlich? Aber die Beschreibung seines Behabens, seine schwülstigen phantastischen Reden, sein Euphon, der klingt und nicht klingt, die Art, wie er sich benimmt, als einige Bierfiedler die von ihm gefoderte Ouvertüre der Iphigenie ausführen, bilden einen noch lächerlicheren Contrast so mit Gluck selbst, als sogar mit dieser Figur, worin ihn freylich Niemand auf Erden erkennen wird.

Musik überhaupt ist das Hauptthema des ersten Theils der Phantasiestücke. Die Beschreibung der Individualität von den Werken unserer grossen Tonkünstler, so wie einer idealisch seyn sollenden Vorstellung des Don Juan, gehören zu den gelungenen in derselben, und sind mit mancher richtigen Bemerkung durchflochten. Allein sie erregen lebhaft das Andenken an des unvergesslichen Heinse Hildegard von Hohenthal, und treten bey der Erinnerung, wie dieser dort die Werke grosser Tonkünstler in Poesie übersetzt hat, in nichtigen Schatten. Wir wollen die allergelungenste, am wenigsten phantastische Stelle unseres Vfs. anführen, diejenige, wo er Hayd'ns Musik darstellt. „Seine Symphonieen, sagt er, führen uns in unabsehbare grüne Haine, in ein lustiges buntes Gewühl glücklicher Menschen, Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber, lachende Kinder hinter Rosenbüschen werfen Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend, kein Leiden, kein Schmerz, nur ein wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne, im Glanz des Abendroths daher schwebt, nicht näher kommt, nicht verschwindet, und so lange sie da ist, wird es nicht Nacht, denn sie selbst ist das Abendroth." — Die Sprache hat hier Wohllaut, die Bilder haben Glanz und Anmuth und Wirklichkeit, wie sonst in wenigen Stellen des Buchs; aber bey alle dem, was bedeutet diess spielende Geklingel gegen Schilderungen Heinsens, wie diejenige, wo Hildegard in den Ruinen eines Amphitheaters den Ton anschlägt, und ihn schwellend hebt, dass er durch den ungeheueren Raum dringend sich darüber hinwölbt, wie ein Dom? Was sind anmuthige Bilder ohne Zusammenhang, in deren Aufreihung man so gern das Wesen der Poesie setzen möchte, gegen die romantische Gluth, welche dort Darstellungen, Gestalten, Situationen zu einem Dichterwerk vereinigt, das der Zauber der Musik beseelt? Wie matt ist gegen die Schilderuug der Sängerin Hildegard das folgende Bild des Vfs. von seiner Donna Anna: „Welches Ansehen, Sie könnte schlanker gewachsen, majestätischer im Gange seyn; aber welch ein Kopf! Augen, aus denen Liebe, Zorn, Hass und Verzweiflung, wie aus einem Brennpuncte eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen (allerliebstes Feuerwerk in Callots Manier), die wie ein griechisches Feuer unauslöschlich u. s. w." — Wir Deutsche sind überreich in unserer Literatur und übersatt wie Überreiche; so reizt uns nur Neues und Neues zum Genuss, sonst würden sich uns Werke, wie das vorliegende, nicht mit so vieler Zuversicht bieten.

Das Dilettantenwesen und die Geringschätzung der Musik dient der Ironie des Vfs. zum Stoff. Mehrere kleine Zerrbilder zeugen hier durch ihre Wahrheit, dass sie glücklich nach dem Leben copirt sind. Indessen giebt es eine Stadt in Deutschland, wo der Vf. Dilettanten von ganz anderer Art fände, als seine geschilderten, und der Mangel daselbst an höherem geistigem Adel dessenungeachtet könnte ihn belehren, dass die höchste Ausbildung des musikalischen Talentes nicht alle Cardinaltugend zum Geleite habe, wie er voraussetzt. Geringschätzung der Musik, der die Gesellschaft ihre geistigsten und veredeltesten Freuden dankt, lassen sich freylich unsere sogenannten Gebildeten vielfach zu Schulden kommen. Die Ironie des Vfs. in den Gedanken über den hohen Werth der Musik hebt hier keine neuen oder tiefen Äusserungen jener Nichtachtung an das Licht. In fünf Seiten findet sich hier kein anderer Gedanke ausgeführt, als der, die Musik sey am besten unter den bildenden Künsten geeignet zur Erholung fürgesetzte Leute, weil sie dieselben weder durch bestimmte Gedanken noch Bilder, wie Poesie und Malerey, von den einzig anständigen Geschäften abhalte, nämlich solchen, die Brod und Ehre im Staate erwerben, und diene, sie auf eine angenehme Art zu zerstreuen, „damit sie mit doppelter Aufmerksamkeit und Anstrengung zu dem eigentlichen

Zweck des Daseyns zurückkehrten, das heisst, ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staats zu seyn, zu haspeln und sich brillen zu lassen." Allein in dieser Stelle, wiewohl sie matt und geschraubt ist, verletzt doch die Ironie nicht das Gefühl, wie in einer folgenden. „Hat nicht das ehrliche Röschen seinetwegen (des Vaters) den dessauer Marsch und „Blühe liebes Veilchen" einstudirt, und trägt sie es nicht so schön vor, dass der Mutter die hellen Freudenthränen auf den Strumpf fallen, den sie eben stopfte? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängstliche Gequäcke des jüngsten Sprösslings beschwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermusik das Ganze in Ton und Takt hielte?" Hier hat der Vf. Zeitvertreib und Vergnügen verwirrt. Von Gefühllosen zum Zeitvertreib gebraucht, ist die Kunst freylich herabgewürdigt; aber das seelenveredelnde Vergnügen, welches ihr anerkannter Zweck ist, muss nach Massgabe der Geister, die es geniessen sollen, ein anderes seyn; und wenn ein dürftiger Strahl von ihr in das beschränkteste dumpfeste Leben fällt: so wird dasselbe freylich dadurch kein Gegenstand für die poetische Darstellung, allein auch nur gefühllosem Hochmuth ein Gegenstand des Spottes. Dem Hochmuth gehören gleichfalls Äusserungen wie folgende: „Kann der Künstler tiefer gekränkt werden, als wenn ihn der Pöbel für seines gleichen hält?" und sie erregen gerechte Zweifel gegen die Ächtheit von des Vfs. Künstlersinne. Klage über Verachtung der Künstler ist allezeit verdächtig, wenn sie mit Bitterkeit geführt wird, denn das Glück der Kunst ist so gross, dass der Pöbel denjenigen, der es in sich trägt, wohl augenblicklich verletzen, doch nie durch sein Urtheil tief zu kränken vermag.

Der *Hund Berganza* gehört halb dem Cervantes, halb Tieck an, von dessen Stallmeister und Schäferhund er nicht einmal so verschieden ist, als die Art des Bullenbeissers von der des Spitzes und Schäferhundes es mit sich bringen sollte. Wau Wau, Wau, Wau ruft er wie jener; seine Schicksale sind langweilig; dem schönen Stoff, welchen der Abschied von dem Kapellmeister Johannes zu einer humoristisch sentimentalen Schilderung, wie Sterne sie hat, böte, ist nicht abgewonnen, was er zu geben vermöchte. Die Scene, wo Cäcilia, halb von kindlichem Verlangen getrieben, halb von mädchenhafter Anständigkeit zurückgehalten, auf dem Hund zu reiten, durch die Ermunterung der alten Köchin bewogen ward, es zu thun, ist anmuthig und voll Humor; die Erzählung von ihrer Hochzeitnacht voll pöbelhafter Roheit. Die Verse des Hexenliedes sind alle wie der erste:

> Eulen Mutter! Eulen Mutter!
> Eulen Mutter hergeflogen,
> Junker hat den Sohn betrogen,
> Sohn muss Sohnes Mutter sühnen,
> Blut in Gluth ist bald erschienen.

voll schaudererweckender phantastischer Plattheit, gleich Macbeths Hexengesang, voll wunderbar dunkler Zauberbilder. Uns errätb das Lied und die ganze Hexenprocedur nicht mehr geheime Andeutungen als Callots Verluchernase, oder sein Clarinettist.

In der Erzählung, *der Magnetiseur*, wendet Alban, der Arzt, freventlich die Kräfte des Magnetismus an, um die Seele eines reizenden Mädchens dadurch in seine Gewalt zu bekommen, und statt durch die Liebe, sich durch die Gewalt des Magnetismus ihrer bis zum Tod zu bemeistern. Natürliche Liebe, welche das Mädchen früher empfunden, wirkt dagegen, und er tödtet sie durch seine magnetische Kraft im Augenblick ihrer Verbindung mit dem ersten Geliebten. Dieser Stoff, seiner Natur nach zwar kein Vorwurf für die Kunst, könnte doch bey einer tieferen und einfacheren Behandlung etwas schauderhaft Beklemmendes erzeugen; die Bilder aber, womit der Vf. tiefes und einfaches Gefühl zu ersetzen meint, der notizenartige, skizzenhafte Fortgang der Erzählung, das schwülstige Pathos Albans, das gar nicht zu seinem Beginnen, Vorhaben und Bilde passt, heben den Eindruck auf, welchen das natürliche Detail der ersten Scene verheisst. Ein solches Detail gelingt dem Vf.; allein so wie er darüber hinaus will, versagt ihm tieferes Vermögen seines Geistes, er verfällt in ein Bilderspiel, das nur den Höchstunerfahrnen oder vom Modegeist der Ästhetik Befangenen über die innere Leerheit täuschen kann. Die komisch seyn sollende Scene bey Bikerts Begräbniss ist ganz verfehlt, und der Schluss *Jean Paul* mehr als nachgeahmt.

Durchgängig noch am besten gelungen scheint uns die Erzählung, *der goldene Topf*. Die Abtheilung in Vigilien, deren Inhaltsverzeichniss immer die groteskesten Dinge neben einander aufzählt, hat dem Vf. freylich auch nicht viel Erfindungsgabe gekostet, die *Jean Paul* ihm hier wiederum ersparte, und an dem Studenten Anselmus zeugt nichts als allenfalls seine Ungeschicklichkeit von poetischem Sinn, welcher ihm auch gar nicht beywohnt. Die Verse, die der Fliederbaum ihm singt: „Das Licht, der Duft ist meine Sprache, wenn mich die Liebe entzündet! Gluth ist meine Sprache, wenn mich Liebe entzündet" u. s. w., die Krystallglöcklein, das Klingeln, Ringeln der Schlänglein, hat wohl von Tieck her ihn angeklungen, und das Land Atlantis ihm eben derselbe oder Novalis gezeigt. Sein Selbstgespräch über sein Unglück ist komisch, doch zu lang. Indessen spielt der Contrast zwischen dem Phantasienreich und dem Gebiet der Wirklichkeit ergötzlich durch dieses Ganze.

Eine ausführlichere Beurtheilung des vierten Bandes scheint nicht von nöthen. Der Vf. kann noch viel mehr von der Welt kennen lernen, als Berlin und Dresden, ganz andere Stände, anderes Treiben des bürgerlichen Lebens auffassen, wie die Mittelclassen jener beiden Städte und deren Treiben vorzüglich an öffentlichen Belustigungsorten; er wird nie etwas als ein Ganzes, nie es anders als verschroben zu fassen und darzustellen im Stande seyn.

v. Klg.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kleine Romane und Erzählungen.* Aus dem Französischen der *Frau von Genlis* von *Theodor Hell.* Vierzehntes Bändchen. 1814. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

1) *Celestine.* Eine Erzählung. Wenn uns ein altes treuherziges Buch die völligst und auf kindische Wei-

fe erhaltene Unschuld eines jungen Herzen darstellt: so fühlen wir uns angezogen, weil die Darstellung selbst mit dem Inhalte harmonirt, und das gemüthliche Lächeln selbst, das uns irgend eine Situation in diesem entlocken könnte, sich mit der Kindlichkeit jener recht gut verträgt. Bey einer empfindsamen und das Einfache erkünstelnden Darstellung hingegen, wie die gegenwärtige, tritt die Unwissenheit des Mädchens als Lächerliches hervor, und man kann sagen, dass die Darstellung selbst alle Unschuld verloren hat, und das Verderben der heutigen Bildung vergegenwärtigt. Es ist übrigens eine Bemerkung, die man, wie bey dieser, so noch mehr bey der Erzählung *II. Die Hirtinnen von Midian oder Mosehs Jugend*, machen kann, dass der neuere französische Schriftsteller, dem das wahrhaft Einfache und Einfältige nie natürlich werden will, und werden kann, uns da mit *Leerheit* abquält, wo er *Einfachheit* anbringen will. Die Geschichte von Moses, die der von No. 1 im Ganzen noch weit nachsteht, soll ein solches französisches Idyll vorstellen, für das es seit Boileau's Regeln:

Telle qu'une bergère au plus beau jour de fête
De Superbes rubis ne charge point sa tête, etc.

stehende Typen von „*Simplicité*" und dergleichen giebt. Der wiederkehrenden Bilder von Schäferinnen, die ihren Hund anlächeln und streicheln, und aller jener faden *refrains* und *ritornells* von Sonnenaufgang und Untergang, und Lämmergeblöck und Bachgeriesel, ist man jedoch längst überdrüssig, und man hat die Ansicht wieder gewonnen, dass die Wiederholungen der Natur von ganz anderer Art sind, dagegen sich in jenen nur die Stockung in der poetischen Ader beweist. Diesen Vorwurf gegen die Behandlung ihres Gegenstandes überbietet jedoch der, den man der Vfn. über die unverantwortliche Willkührlichkeit zu machen hat, womit sie hier mit der biblischen Geschichte umgegangen ist, ohne dass irgend ein höherer oder tieferer Grund dieser alle Wahrheit des Stoffs wegformenden Veruntreuung einzusehen wäre. Man kann sagen, dass die Vfn. hier den Patriarchen die Gewande und Geräthe, womit sie bestattet worden sind, vom Leibe und aus den Händen reisst, um sie den schwächlichen, idyllischen Helden ihrer Composition umzuhängen und umzugeben; auch kann man behaupten, dass die dem Ganzen angehängten, erläuternden Anmerkungen mehr Gutes als der ganze Text enthalten, in dem wir jedoch manche Stelle gar nicht verwerfen wollen. Unserer so eben ausgesprochenen Rüge fällt die eine dieser Anmerkungen, die ächt französisch ist, selbst in die Hand; es heisst nämlich (S. 163): „dieser Umstand ist nicht erfunden worden, sondern die Abweichung betrifft *bloss die Zeitordnung*" — eine Kleinigkeit! So hat z. B. Moses hier die Erscheinung im feurigen Busche, *ehe* er mit Zipora zusammentrifft, und so mehr. — Wer der Überzeugung von der tiefen Bedeutung einer jeden der Hauptgestalten des alten Testaments voll ist, der kann es nie glauben, dass es wahrhaft *poetisch* sey, irgend etwas, was der einen dieser Gestalten zugehört, einer späteren oder früheren anzupassen und aufzuputzen. — Mit einigen artigen Bildern, z. B. dem der magischen Rose, ausgestattet, jedoch ganz charakterlos und chinesisch bunt ist. III. *Das Grab der schönen Amestris*, eine persische Geschichte. Auf die Frage, wie sich in die Zeiten des *Darius*, des Liebhabers der Amestris, der süssliche, kindernde Feenmährchenton des *Magazin des enfans* passe, ist die ziellose Haltungslosigkeit des Ganzen die Antwort; der Anephis, dem es in den Mund gegeben ist, das Feengeschichtchen vor dem König zu erzählen, ist der undankbarste Schuft, den die Sonne trug.

Leider ist es wahr, dass dergleichen Lectüre, wie sie uns diess Werkchen bietet, noch immer ihren Mann unter uns findet; zu verwundern ist es aber, wie eine Übersetzung von dergleichen *miseren* nicht Leuten überlassen wird, die selbst Übersetzungen solcher Texte sind. *Theodor Hell* sollte sich damit nicht abgeben. — us.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Traumdeutung, Herr Blitz; und die Glückswürfel.* Erzählungen von *Friedrich Laun.* 1814. 256 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Diese Erzählungen in einem leichten, rasch dahineilenden Ton, und mit oberflächlicher Behandlung des Gegenstandes, bey welcher die Gewandtheit in der Verknüpfung der Umstände und eine gewisse Natürlichkeit in der Motivirung wenigstens zu loben ist, gewähren eine angenehme, obwohl flüchtige Unterhaltung, und lassen den Genuss für Geist und Herz, und den tieferen Blick in die menschliche Natur desshalb weniger vermissen, weil sie keine Ansprüche darauf machen. Besondere Charaktere sind eben nicht dargestellt, sondern nur Eigenschaften oder Eigenheiten erwähnt und angeführt, in sofern sie gerade nöthig waren, um die angefangene Geschichte damit zu bestärken, zu beglaubigen, oder weiter fort zu leiten: so dass also das Ganze immer ein geschichtliches Ansehen behält. Die erste: *Die Traumdeutung*, nimmt einen psychologischen Gang, und begründet die Geschichte auf die einmal hervorgebrachte Stimmung des Gemüths, und den Glauben an eine vorhergegangene Traumdeutung, womit sie auf eine spukhafte Weise verfährt. Die zweyte: *Herr Blitz*, sieht — in einem munteren und besonders raschen Gange — einem Schwank ähnlich, der mit einem Studentenstreiche im Gegensatz der Kleinstädterey beginnt, und, ohne gerade die poetische Gerechtigkeit ganz bey Seite zu setzen, für den muthwilligen, kecken Lügner noch glücklich endigt. Die letzte Erzählung: *Die Glückswürfel*, enthält eine Teufelsgeschichte, wie sie gerade bey den modernsten Romanschreibern an der Tagesordnung sind, worin es Einer dem Anderen immer zuvor, oder wenigstens nachthut, und wobey Mancher gerade am ersten mit seiner Kunst sich brüstet, ohne zu bedenken, dass hier eben die Phantasie leichtes Spiel hat. So hat denn auch der gewandte Vf. hier mit Schauerscenen und Teufelskünsten sein Spiel getrieben, und die Sache eben so weit hergeholt, als dreist versponnen, und weit hinausgeführt, wobey es ihm so wenig an Stoff fehlt, dass man endlich selbst wünschen muss, der Teufel möchte doch nur kommen, und die gequälte Seele holen. Kurz, es ist hier zu viel an einander gereiht, so dass man in dieser schwarzen Kunst, wo die Erfindung und die nächtliche Phantasie wacker das Ihrige gethan haben, den Vorsatz und die Willkühr zu sehr empfindet. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weigel: *Theognidis Elegi*, ex fide librorum manuscriptorum recensiti et aucti cum notis *Fr. Sylburgii* et *A. F. Ph. Brunckii*. Edidit *Immanuel Bekkerus*. 1815. 8½ Bogen in 8. (18 Gr.)

Als Frucht seiner gelehrten Reise nach Paris giebt uns hier Hr. Prof. *Bekker* in Berlin auch eine, bey der Seltenheit der brunckischen Gnomiker erwünschte, Ausgabe des Theognis, und zwar nach Handschriften berichtigt, und aus Cod. Mut. um 159 Verse vermehrt. — Ausser den vollständigen Anmerkungen *Sylburg's* und *Brunck's* sind auch *Epkema's* aus *Actt. Societ. Traject.* T. IV. p. 318—357 auszugsweise mitgetheilt worden, zu denen noch die von *Hermann*, *Seidler* und *Passow* dem Vf. mitgetheilten sich gesellen, so wie die lateinische Übersetzung von *H. Grotius*. Dass ferner die Conjecturen Anderer seit *Brunck* berücksichtiget worden sind, lässt sich ohnehin erwarten.

Ob nun gleich drey werthvolle Handschriften gebraucht worden sind: so verbietet doch, strengere Foderungen an das Ganze zu thun, die Vorrede des bescheidenen Vfs., die wir, da sie kurz ist, ganz mittheilen. „*Theognidem edo paene invitus. Quum enim probe nossem, multa post Brunckium et propter Brunckium superesse in eum poëtam conferenda, quae a me jam conferri non possent, malebam, si quid ei vel emendando vel supplendo utile reperissem, seorsim id proponere. Tutissimum consilium tentavi frustra. Itaque susceptis editoris partibus ut aliqua tenus satisfacerem, orationem poëtae et ipse passim emendavi, et post me emendaturis instrumentum collegi quam potui maximum. In quo principem locum tenent codices manuscripti. Eos affero tres, Mutinensem* 115, *Vaticanum* 915, *Hamburgensem, hunc a literatissimo humanissimoque Gurlitto, illos a me, quum Parisiis essem, excussos.*" Es folgt nun die nähere Beschreibung dieser Handschriften. Wenn also auch für einen künftigen Herausgeber des Theognis die beschränkte Zeit des Vfs. noch Manches in grammatischer und metrischer, selbst in kritischer Hinsicht zu erörtern übrig gelassen hat: so ziemt es uns doch, die schon durch das Gegebene erhaltenen Verbesserungen des Textes, und besonders die erfreuliche Zugabe der bisher noch ganz unbekannten Verse, mit dankbarer Anerkennung aufzunehmen. Um unsere Leser daher in den Stand zu setzen, hierüber zu urtheilen, wollen wir die hauptsächlichsten Abweichungen von *Brunck* anführen, und einige Bemerkungen beyfügen.

V. 2 ἀποπαυόμενος. — V. 4 σὺ δέ μοι, und so stets bey diesen Encliticis gegen *Bruncks* grundlos eingeführte Gewohnheit. — V. 8 hielt *Br.* ad Apoll. Rhod. IV, 1171, aus Hom. Hymn. in Apoll. V, 118 entlehnt. — V. 10 πόντος ἁλὸς πολιῆς. Mehrere Beyspiele dieser Zusammensetzung ausser den vom Vf. angeführten s. bey *Wakefield* Sylv. Crit. T. II. p. 39 sqq. — V. 11 Θηροφόνη. Der Vf. hat mit Recht, auf das Ansehen aller Handschriften, und der Sprache gemäss, diese von *Br.* willkührlich verdrängte Lesart wieder aufgenommen. — V. 12 εἴσαθ' aus allen Codd., unter denen in Mut. *cognovit* darüber geschrieben ist, welches der Vf. für wahr hält. — V. 12 θοῇς, und hiezu die gewiss richtige Bemerkung: „*Ut enim ex conjectura vix licet refingere dialectum carminum neque auctoris neque aetatis unius, ita a codicibus oblatae formae epicae non videntur posse repudiari.*" Vgl. *Jacobs* Praef. ad Nov. Anthol. Palat. T. I. p. XL sqq. — V. 14 μικρόν. Auch nach Cod. Mut., wegen der Unbeständigkeit der Abschreiber, und selbst der Dichter. Die Wahl der volltönenderen Form bestimmt gewöhnlich das Metrum, cf. *Pors.* ad Eurip. Med. 172. — V. 20 κλεπτόμενα aus Mut. und Vat., und ἔπεσιν, „*quod recte repositum jam nemo erit qui dubitet.*" — V. 22 πᾶς τις ἐρεῖ. Aus Codd. und V. 492. 794. 621. Über πᾶς τις cf. *Bast* ad Greg. Cor. p. 8. Schaef. — V. 23. Μεγαρέως — ὀνομαστός. — V. 26 πάντεσσ', eine auch aus metrischen Gründen nothwendige Verbesserung, die Cod. Mut. bestätiget. S. über diesen und V. 250. 274. 432. 1092 (*Br.*) *Friedemanni dissert. de media syllaba pentametri Graecorum elegiaci.* Lips. 1815. 8. — V. 73 ὅμως ἀνακοινέο. Über die häufige Vertauschung von ὅμως, ὁμῶς und ὅλως vgl. *Jacobs* Append. ad Porson. Advers. p. 295. Lips., wo ebenfalls an unserer Stelle ὅμως gegen *Br.* in Schutz genommen wird. — V. 76. Über die Quantität von ἀτία vgl. ausser *Ruhnken*, den der Vf. anführt, *Porson* ad Eurip. Phoen. V. 1334. *Jacobs* ad Anthol. Gr. T. VII. p. 269. *Heinrich* in Observ. in Auctt. Vett. p. 49. — V. 93 und 94 stehen, von *Br.* hieher verdrängt, an ihrem rechtmässigen Orte, V. 1083 sq., und diess ist der Fall mit allen denjenigen Versen, welche *Br.* versetzt oder weggelassen hat. Wegen der Verbindung des ἄλλῃ cf. *Schaef.* ad Lamb. B. Ellips. p. 334. — V. 95. *Br.* (93 *Bekk.*). Ἄν τις ἐπαινήσῃ. V. 109, 186, 379 steht indessen ἦν. — V. 104 (102)

δειλός. — V. 107 (105) ἔρδοντι, und so stets. — V. 110 (108) entging dem Vf. *Schäfers* Conjectur ad Long. p. 341 ἄν τι λάβοις. — V. 114 (112) verbessert der Vf. bey *Lesbonax* Protrept. p. 18 Reiske. ἀντὶ θνητοῦ σώματος ἀθάνατον μνῆμα καταλείπουσι, aus Cod. Vratisl. μνήμην. Wenn *Porson* ad Eurip. Orest. 1051 Recht hat, dass μνῆμα sey, „*quidquid mortuos tegit vel ornat*": so dürfte die Vulgate bestehen können. Der Gebrauch der Schriftsteller scheint hierin selbst abgewechselt zu haben. Vgl. *Jacobs* ad Anthol. Gr. T. XII. p. 253, und *Steph.* in Thes. Gr. L. T. II. p. 954. — V. 120 (118). *Hoogeveen's* Erklärung ad Vig. p. 653, die der Vf. citirt, verwirft *Schaefer* ad L. Bos. Ellips. p. 736, und versucht es auf andere Weise. — V. 147 (145). Das elliptische μᾶλλον ist von Vielen noch erläutert worden, z. B. *Valcken.* Select. ad N. T. ed. Wassenbergh. T. I. p. 224 sq. — V. 148 (146) über πάσασθαι und πᾶσασθαι füge man zu den angeführten Citaten hinzu: *Drac. Strat.* p. 77, und *Brunck.* ad Apoll. Rhod. I, 1072. — V. 159 (157). Über das transitive ἐπιῤῥέπει, vgl. *Musgrave* zu Sophocl. Electr. V. 1142. Erf. — V. 175 (173.) Die Construction des μάλιστα erläutert *Schaef.* ad Dionys. Halic. p. 285 und *Göller* ad eund. loc. p. 299. — V. 177 (175) βαθυκήτεα πόντου ῥίπτειν κ. πετρέων. S. auch *d'Orvill.* ad Charit. p. 378, Lips., und *Casaub.* ad Strab. p. 253, Almel. wegen ῥίπτειν und καταπετροῦν, und über den Sinn des Ganzen, *Steph.* in Thes. Gr. L. T. III p. 712. Welchen Unterschied die Grammatiker zwischen ῥίπτειν und ῥιπτεῖν annahmen, erhellt aus Schol. ad Sophocl. Ajac. V. 235 ed. Lobeck. — V. 183 (181) τεθνάμεναι aus Mut. mit Recht statt des gegen das Metrum verstossenden τεθνάναι, das indessen *Draco Strat.* p. 59, 13. 108, 25 und *Schweigh.* ad Polyb. T. V. p. 692 in Schutz nehmen würden, welcher Letztere τεθνάναι für Praes., τεθνᾶναι für Praeter. hält. — V. 200 (198). Wie wunderlich man vor *Brunck* diesen Vers erklärte, sehe man in *Lamb. Bos. Ellips.* p. 163 sq. Schaef. — V. 234 (240). Füge hinzu: *Jacobs* ad Anthol. Gr. T. XII. p. 255. — V. 242 (248) πόντον ἐπ' ἀτρύγετον. Dieses homerische Hemistichium findet sich ausser den vom Vf. angegebenen Stellen noch: Od. II, 370. V, 84. 140. VII, 79. XIII, 419, und Il. XV, 27 in veränderter Wortstellung. — V. 258 (264) καί με γοῶσα, φέρει. *Brunck* wollte καλεῖ. Dem Sinne näher kam, was der Vf. noch nicht kannte, *Göller* ad Dionys. Halic. de compos. p. 150 mit φλέγει aus Aristaenet. Ep. II, 2, σὺ δὲ ὀφθεῖσα φλέγεις, καὶ οὐκ οὖσα τιτρώσκεις. Die metrische Bedenklichkeit sucht er durch die „*licentior Gnomicorum poëtarum ratio metrica*" zu entfernen. Aber das Wahre hat gewiss *Hermann* mit θέρει getroffen. Zu der palaeographischen Wahrscheinlichkeit (cf. *Koen.* und *Schaef.* ad Gregor. Cor. p. 525) gesellt sich der Sprachgebrauch. S. *Jacobs* ad Anthol. Gr. T. VII. p. 261. — V. 277 (283) πιστὸς ἐὼν — φιλημοσύνῃ. Über das active πιστὸς cf. *Pors.* ad Eurip. Hecub. V. 1125. — V. 314 (324). Über die Quantität von διαβολία s. auch *Casaub.* ad Strabon. p. 642. Alm. — V. 371 (379). Über τρέπεσθαι ἐπί τι cf. *Wyttenb.* Ep. Crit. p. 235. Schäf. und *Schaef.* ad Sophocl. Antig. V. 1107. — V. 413 (421) γλώσσῃ θύραι οὐκ ἐπίκεινται. Dieses Sprichwort erläutert *Erfurdt* ad Soph. Philoct. V. 188. — V. 417 (425). Für ἀρχὴν (*omnino*: cf. *Hemsterh.* ad Luc. Nigrin. 26. T. I. p. 66. Reitz. *Wolf* ad Demosth. Lept. p. 278. *Hermann* ad Viger. p. 723) des Stobaeus hat der Vf. das dem Theognis zugehörende πάντων. — V. 450 (458) ὥστ' für ὡς ohne angegebenen Grund der Änderung. — V. 458 (466) ἔῃ aus Mut. So wollte auch *Thiersch* in Actt. Monacenss. T. I. p. 208 lesen. — V. 490 (498) πίνῃ ὑπὲρ μέτρον. *Thiersch* a. a. O. p. 212 entschuldigt die Vulgate πίνεθ' durch das verkürzte ῃ des Conjunctivs. Mut. und Vat. haben πίνῃτ' ὑπὲρ μέτρον. Was der Vf. gab, wollte auch schon, wie er sagt, *Epkema* herstellen aus V. 493 (Br.) τὸν ὑπὲρ μέτρον ἤρατο πίνων. Auch 502 steht ἦν δέ τις αὐτὸν πίνῃ ἐπισταμένως. — V. 497 (505) ἀλλ' ἄγ' ἀναστὰς — ἔχει. Die Vertauschung der ersten Worte ist leicht, cf. *Bast.* ad Greg. Cor. p. 88. Schaef. *Heindorf* ad Plat. Hipp. maj. T. I. p. 138. — V. 522 (702). Σισύφου Αἰολίδεω. Endlich ist der zu lange in Theognis geduldete metrische Verstoss aus Mut. verdrängt, wie schon *Porson* aus Stob. gethan hätte. Über Sisyphus cf. Interpp. ad Sophocl. Philoct. V. 623. *Sturz* ad Pherecyd. Fragm. p. 178 sqq. — V. 531 (711) πάλιν ἤλυθε Σίσυφος ἥρως aus Mut., eben so nothwendig, als vorher. — V. 555 (543) γνώμονα nach *Valcken.* Verbesserung, die jetzt Mut. bestätiget. Auch *d'Orvill.* ad Charit. p. 536. Lips. billigte sie schon. — V. 668 (660) θεοὶ γάρ τε νεμεσῶσ' aus Mut. und Vat., was wir nicht unbedingt billigen. — V. 729 (751) ὑβρίζῃ und τρύχωνται aus Mut. Den Indicativ fand auch *Thiersch* in Actt. Monac. T. I. p. 208 anstössig. — V. 874 (894) ὡς δὴ κυψελίζον, was wir missbilligen, aus Mut., worin ὡς δὴ κυψελίζων steht. Der Vf. sagt: „*de correpta ante literam duplicem vocali v. Schaefer. ad Cor. p. 372.*" Diess muss auf einem Versehen beruhen, denn *Schaefers* Note sagt etwas anderes. S. auch Addend. ad Gregor. Cor. p. 897. — V. 875 (895) αὐτὸς ἐν αὐτῷ für ἔν γε ἑαυτῷ aus Mut., so dass wir nun auf einmal aller Entschuldigungen und Verbesserungen der fehlerhaften Vulgate überhoben werden. — V. 890 (910). Über die Vertauschungen von τύχῃ und ψυχῇ sehe man noch: *Bast.* Commentat. Palaeogr. p. 739. *Schweighäus.* ad Polyb. T. V. p. 490. *Eichstädt.* Praef. ad Diod. Sic. I. p. 64 sq. *d'Orvill.* ad Charit. p. 457. *Wyttenb.* ad Select. Princ. Histor. p. 377 ed. alt. — V. 899 (911) Ἐν τριόδῳ δ' ἕστηκα erläutert *Valcken.* in Schol. in N. T. ed. Wassenb. T. I. p. 352. — V. 901 (921) wegen ὑπάγω für προάγω vgl. *Stephan.* Thes. Gr. L. T. I. p. 90. *Jacobs* ad Anthol. Gr. T. X. p. 15. — V. 905 (925). Über die Construction von μεταδιδόναι vgl. *Schaef.* Melet. Critt. Sp. I. p. 20 sq. — V. 910 (930) scheint der Vf. haben wollen κουκέθ' schreiben. — V. 938 (960) εἶμεν erläutert *Koen.* ad Greg. Cor. p.

106. Schaef. — V. 942 (964). Über ὀργῇ vgl. man auch *Erfurdt.* ad Sophocl. Oed. R. 54 min. — V. 977 (999) δ. δ. λήγοιμεν, ὅπου. *Jacobs*, was dem Vf. entging, wollte in Additam. Animadvff. ad Athen. p. 78 κοιδοίμεϑ' lesen, auf Hom. Odyff. ξ, 4. τ, 23 sich beziehend. — V. 1006 (1040) καὶ κυνὸς ἀρχομένου. *Göller* ad Dionyf. Halic. de compof. p. 149 b. zieht ἐρχομένου vor, was er, für ἀνατελλομένου gebraucht, mit mehreren Beyfpielen erläutert. Zwar ift die Vertaufchung leicht (cf. *Koen.* ad Greg. Cor. p. 37. Schaef.); allein ἄρχεσϑαι ift von den Zeiten des Tages und des Jahres ein fehr gebräuchlicher Ausdruck. — V. 1168 (1206) ϑερμὰ βάλοι δάκρυα. „*Ne corripiatur prima vocis* δάκρυα, *transpofitis vocabulis ita legit Paffovius* : δ. ϑ. β." Wir glauben, die Vulgate fey tadellos. Cf. *Jacobs* ad Anthol. Gr. T. XIII. p. 14, in Actt. Monacc. T. I. p. 137, ad Anthol. Palat. T. I. p. 124. — V. 1163 (1211). Mehreres über δεννάζειν f. m. bey den Intpp. ad Sophocl. Ang. V. 751. — Unter den Wörtern und Wortformen, mit welchen die Wörterbücher aus Theognis vermehrt werden können, bemerkt der Vf. V. 882 πλαανιστόεις. Andere noch giebt *Paffow* in f. Progr. über Zweck, Anlage und Ergänzung griechifcher Wörterbücher.

Die letzten 159 neu hinzugekommenen Verfe haben von dem Vf., aufser *Hermann's* und *Seidlers* Verbefferungen der fehlerhaften und oft finnlofen Lesarten des Cod. Mut., wenig Ausftattung erhalten. Sie find meiftens erotifchen Inhalts, nicht ohne Wiederholungen und Veränderungen der fchon dagewefenen Verfe. — V. 1231. Σχέτλι' Ἔρως, μανίαι (wohl Μανίαι) σ' ἐτιϑηνήσαντο λαβοῦσαι. Τιϑηνεῖσϑαι erläutern *Jacobs* ad Anthol. Gr. T. VI, p. 252. *Schaef.* Melet. Critt. Sp. I. p. 82. Der folgende Vers: ἐκ σέο γὰρ ὤλετο μὲν Ἰλίου ἀκρόπολις ift metrifch fehlerhaft. — V. 1331 αἰδέο μ', ὦ παῖ . . . διδοὺς χάριν, εἴ ποτε καὶ σὺ Ἕξεις Κυπρογενοῦς δῶρον ἰοστεφάνου. Sollte etwa die Lücke aus V. 1303 fq. ἀλλ' ἐπίεινον, ἐμοὶ δὲ δίδου χάριν. οὐκέτι δηρὸν Ἕξεις Κ. i. i. fo ausgefüllt werden können: αἰδέο μ', ὦ παῖ, ἐμοὶ δὲ δίδου χ., oder aus V. 1280 αἰ. μ. ὦ παῖ κακέ, διδοὺς χ.? D.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Paramythien. Romantifche Sagen und Erzählungen im Kreife der Häuslichkeit* von *Friedrich Gleich.* Mit einem Kupfer. 1815. 231 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine fromme Anhänglichkeit an das Gute und Schöne fpricht aus diefen jugendlichen Verfuchen; aber auch überall die Spur jugendlicher Nachahmung, und mannichfaltiger Übereilung. Man kann Manchem in vielen romantifchen Darftellungen nicht die Phantafie abfprechen; doch fühlt man deutlich, dafs das Angenommene das Eigene hier überall umfponnen hält, und es läfst fich aus diefen Proben noch kein Schlufs ziehen, ob dem Vf. eigenthümliche Kraft inwohne, oder nicht. Auch hier fehlt es nicht an den Ingredienzen, mit denen jetzt jeder angehende Schriftfteller debütirt, und die gewöhnlichen Gefechte, Verliebtheiten, Wunderbarkeiten und befonders das Erfcheinen des Kreuzes als löfender *Deus ex machina* finden fich ebenfalls. Auch fucht er bisweilen den treuherzigen altdeutfchen Stil; in Inverfionen an feine Lefer, diefen vorzuftellen. Diefe Gefechte, diefe Turniere, diefe Wunderbilder, find fo zur leeren Formel geworden, dafs man wohl bisweilen wünfchen kann, es möchte ein neuer Cervantes unter fie dareinfahren. Der Buchftabe tödtet! — Nur der Geift macht lebendig. Einem lebensvolleren Wiederbildner, dem Baron *Fouqué*, find offenbar die nordifchen Darftellungen des Vfs. nachgedichtet. So gut manches Einzelne ift: fo ift denn doch zu förmlich *in verba magiftri* gefchworen: und jeder Meifter mufs vor allen Nachahmungen deffen, was in ihm eigenthümlich ift, mehr und minder erfchrecken; er erblickt feine eigene Carricatur, fein Wefen als Manier. Doch ift das zweyte, was diefe Sammlung enthält, *Irma, eine Sage fächfifcher Vorzeit*, obwohl unmittelbar durch Fouqués Irmenfäule geweckt, doch mit der dritten, eben fo wenig ganz eigenthümlichen: *Henrico, eine Sage*, zufammen das Befte und Gelungenfte des ganzen Werkchens. Der profaifche Stil des Vfs. ift häufig auf eine manierirte Weife verfetzt und entftellt; freyer und voller ift die Sprache in den metrifchen Stücken, befonders, wo die Weglaffung des Artikels — ebenfalls die Nachahmung eines hierin gar nicht nachzuahmenden Vorbilds — nicht vorkömmt. Ganz unbedeutend und leer ift das vierte: *der Einfiedler, Legende.* Gegen den intereffanten und romantifchen Inhalt der Erzählung *Henrico* find die beiden anderen, *Guftav und Ida*, und *Achmet*, zu leer, gedehnt und alltäglich. Unter den eingeftreueten Liedern ift unter manchem weniger gediegenen das Lied auf das Vergifsmeinnicht, S. 194, recht leicht, zart und gemüthlich. Der Vf. läutere das Talent, das fich in folchen Spuren zeigt, von dem Uneigenthümlichen und in Bezug auf ihn Unächten: und überzeuge fich, dafs fich felbft gleich zu feyn, das Siegel der Genialität ift.

G. L.

PARIS: *Les Bergères de Madian, ou la jeunesse de Moyse*, poëme en prose et en six chants, par *Mdme. de Genlis.* 1813. 185 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Franzofen finden einen eigenen Gefchmack daran, biblifche Gefchichten als Nachahmungen gefsnerifcher Idyllen zu behandeln. Sie haben mehrere folcher weichlicher, mit gezierter Einfachheit zufammengefetzter Fictionen, und die fade abgefchmackte Phantafielofigkeit folcher Idyllen erinnert immer an den converfirenden Parifer, der ein paar Mal im Jahre über Land fährt, *pour gouter les délices innocents de la vie champêtre.* Die immerfort ermüdenden Ritornells folcher Compofitionen find die einfältige Schüchternheit der Landnymphen, das blöckende Lieblingsfchaaf, der treue bellende Hirtenhund, der böfe Nebenbuhler und ein paar magere, langweilige Naturfcenen, wie fie eine parifer Phantafie begreift;

das Ganze ist am Besten mit einem periodisch wiederkehrenden Gähnen, das man mit Sprechen maskiren will, zu vergleichen. Die Charakteristik dieses „*poëme en prose*" ist hiemit zugleich gegeben. Es wird zur Bezeichnung der Ansichten seiner Vfn. von Poesie überhaupt hinreichen, den Anfang des ersten Gesangs hier aufzuführen. Er hebt folgendermassen an: *Filles brillantes de l'erreur, Muses séduisantes et trompeuses, ce n'est plus vous que je puis invoquer! Je ne veux plus m'égarer sur les bords du Permesse et de Castalie, je vais puiser dans une source plus pure! Vains fantômes produits par l'imagination, disparaissez etc. . . .*" Nie haben wir eine gedrängtere Übersicht der französischen Poesie und Begeisterung erblickt!

G. L.

Heidelberg, b. Engelmann: *Eichenblätter*, von *Aloys Schreiber*. 1814. 104 S. 8. (12 Gr.)

Diese Blätter, die, gleich vielen anderen, die Bestimmung haben, die Gedanken und Gefühle, welche bey der Befreyung Deutschlands in deutscher Brust sich regten, in poetischer Form auszusprechen, enthalten ausser einigen Gedichten zwey kleine Schauspiele, von denen das erstere: *Marbod und Herrmann*, oder *der erste deutsche Bund*, den Vorzug verdient, weil es, obgleich ohne dramatische Verwickelung, frey stehend mit bestimmten Verhältnissen, und in einer längst vergangenen Zeit doch unser Schicksal und unsere Beziehung auf Frankreich deutlich und nachdrücklich vor Augen stellt, wesshalb man auch zu deutschen Festen auf der Bühne davon hat Gebrauch machen können. Leicht ist die Anwendung von diesen Worten:

Euch bezwingt der Friede.
Aus friedlichem Verkehr mit Römern und
Mit Galliern kommt Deutschlands Untergang.
Was nicht des Feindes Waffe kann, das kann
Des Feindes Kunst ruchloser Üppigkeit. —
Erst wird der Feind uns seine Laster senden,
Dann sein Gesetzbuch, und zuletzt sein Joch.
Selbst unsre Sprache, dieses letzte Pfand
Germanscher Freyheit, tilgt er nach und nach.

Der Ton ist eifernd und würdevoll, und der Vers, wenn auch nicht immer ohne Schwächen, doch im Ganzen wohlklingend. — Das zweyte Schauspiel: *Des Kriegers Heimkehr*, das der Vf. zur Friedensfeyer für die mannheimer Bühne verfertigen musste, dünkt uns dagegen etwas matt und leer, selbst in Beziehung auf den Inhalt, der sich mit mehr Feuer und Begeisterung hätte auffassen, und in noch wichtigeren und bedeutungsreicheren Scenen und frischer eingreifend in die gegenwärtigen Empfindungen der Zuschauer hätte darstellen lassen. Es scheint uns nicht ganz dem deutschen Zartgefühle gemäss, von der Bühne herab laut zu wiederholen: „Hat die ganze Weltgeschichte etwas Rührenderes aufzuweisen, als den Augenblick, wo die drey grossen verbündeten Herrscher, nach gewonnener Schlacht, von den Pferden steigen, und sich auf die Kniee werfen, und die gefaltenen Hände zum Himmel emporheben?" Kürzer und feuriger gesagt, und im Fluss der Rede hingeströmt, möchte es vielleicht eher seine Stelle finden. — Unter den Gesängen hat uns *das Lied beym Rheinübergang*, weil das lebhaft Augenblickliche darin täuschend zu den Sängern hinzaubert, am besten gefallen.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Des Marcus Tullius Cicero erste Rede wider Lucius Sergius Catilina*, für den zweckmässigeren Schulgebrauch in Landchartenformate zum Aufrollen abgedruckt, herausgegeben von *Karl Funk*, Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. 1815. 3 Bog. Fol. nebst ½ Bog. Vorrede. (4 Gr.)

Hr. *F.* hat die auf dem Titel genannte Rede so abdrucken lassen, dass die beiden Bogen an einander auf Leinwand geklebt werden können, um sie „wie ein Volumen der Alten" aufzurollen; er glaubt, dass diese Einrichtung „die Übersicht des Ganzen, und die Anordnung seiner einzelnen Theile, erleichtern soll;" bey dem gewöhnlichen Bücherformate nämlich, zumal in Ausgaben, die unter dem Texte viele Noten enthalten, müssten öfters mehrere Blätter umgeschlagen werden, ehe man eine angefangene Gedankenreihe beendigt sehe. Der Herausgeber hat bey diesem offenbar gutgemeinten Unternehmen übersehen, dass eine Rede ein anderes Ganzes ist, als eine Landcharte: auf einer Landcharte liegen die Gegenstände *neben* einander, in einer Rede aber folgen sie *hinter* einander; in einer Rede kann man nur der Reihe nach von einem Theile zum anderen fortgehen, und es liegt gar nichts daran, ob ich beym Lesen des *prooemii* die *narratio* schon sehen kann, oder nicht; ehe ich nicht an sie gelange, interessirt sie mich nicht im Geringsten. Der Totalüberblick ist also bey einer Rede etwas höchst Entbehrliches; und wer durch das Umblättern aus dem Zusammenhange gebracht wird, dürfte überhaupt wenig Genuss von dem Lesen einer solchen Rede haben. Schüler auf die einzelnen Theile einer Rede durch den Druck aufmerksam zu machen, ist zweckmässig, kann aber schon dadurch erreicht werden, dass *prooemium* u. s. w. auf den Rand gedruckt wird. Abgesehen indess hievon, so dürfte sich das Landchartenformat zu Schulbüchern wenig eignen. Die Capitelabtheilung hat Hr. *F.*, als seinem Zwecke zuwiderlaufend, nicht, sondern Absätze nach *prooemium*, *narratio* u. s. w., und ausserdem zeichnet er „Worte, welche Hauptsätze der ganzen Rede, oder die Hauptgedanken jeder Abtheilung, enthalten," durch andere Schrift aus.

Nach *Morgenstern's* Vorgange hat Hr. *F.* den ernestischen Lesearten die „des Graevius und anderer" vorgezogen, und in einer Stelle wagt er eine Conjectur, nämlich Cap. II (nicht I, wie citirt wird) schlägt er statt der Leseart, welcher Morgenstern folgt: „*C. Servilium praetorem P. R., mors ac poena remorata est*," vor: *C. Servilium praetorem, mors ac praesens poena remorata est*," also dem ernestischen Texte näher. Das Promte in der Vollziehung der Strafe, was hiedurch angedeutet würde, liegt indess schon in dem vorhergehenden: *unum diem*, theils müsste sich das *praesens* doch auch auf *mors* beziehen.

Ok.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1815.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1) Stuttgardt, b. Löflund: *Neues Elementarbuch der lateinischen Sprache*, in welchem die Declinationen und Conjugationen, und die damit verbundenen Übungen auf eine der Fassungskraft der Kinder gemäfse Art dargestellt sind, von *J. C. Keim*, Präceptor an dem königlichen Gymnasium in Stuttgardt. 1815. XII u. 188 S. 8. (12 Gr.)

2) Schleswig, in Comm. b. Koch: *Kleine Grammatik, nach den Grundsätzen der allgemeinen Sprachlehren zur Erlernung der lateinischen Sprache in Tabellen.* Zum Auswendiglernen bestimmt. Von *Peter Sievert Heldt*, Subrector an der Domschule in Schleswig. 1815. VI u. 35 S. nebst einer Tabelle. 8. (4 Gr.)

3) Halle u. Berlin, in der Buchhandlung des hallischen Waisenhauses: *Schulgrammatik der lateinischen Sprache.* 1815. VIII u. 252 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. von No. 1 ist ein eben so einsichtsvoller, als für die bessere Einrichtung des Jugendunterrichts eifrig bemüheter Schulmann, der mit einer sehr lobenswerthen Bescheidenheit, nach Art des verdienten *Seidenstücker* (dessen Elementarbuch er übrigens nicht zu kennen scheint), den leider immer noch sehr gewöhnlichen Weg, die Kinder in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache zu unterrichten, verläfst, indem er nicht allein Grammatik und Lesebuch nicht von einander trennt, sondern auch die Lernenden in die Grammatik einführt, „ohne dafs sie eine Grammatik gesehen haben." Zu diesem Ende läfst Hr. *K.* Wörter auswendig lernen, erst ganz im Allgemeinen, und dann mit besonderer Rücksicht auf die verschiedenen Declinationen, deren Endungen die Kinder lernen, und darauf geübt werden, die dem Gedächtnifs anvertrauten Wörter danach zu decliniren. Sehr nützlich, und zugleich angenehm für die Kinder, ist die Übung, welche der Vf. über die gelernten Wörter und Declinationen anstellt, indem er z. B. fragt: Wo wohnt *rex?* Was schlägt man über einen Flufs? (Solche Fragen läfst er bey fortgesetzter Übung die Kinder unter einander an sich thun, welcher Anfang im Lateinischsprechen, wie man es nennen könnte, die Anfänger, natürlich sehr anspornt; sie sehen so mehr, wozu ihnen das Lernen hilft, als wenn sie immer blofs die trockenen Paradigmata hersagen.) Hierauf läfst Hr. *K.* sowohl aus dem Deutschen ins Lateinische, als umgekehrt, übersetzen: so dafs er die Verba, deren er, um Beyspiele zu allen Casibus zu geben, nicht entbehren kann, geradezu, nach der jedesmal erfoderlichen Form, als eine Vocabel giebt. Bey den Conjugationen wird eben so verfahren, wie bey den Declinationen.

Im Einzelnen hat Rec. Manches an dem Buche zu tadeln, wovon er das Hauptsächlichste hier anführt, um den Vf., für eine neue Auflage, zur Vervollkommnung seiner nützlichen Arbeit zu veranlassen. — Da, wo zu den Adjectivis übergegangen wird, hätte auf den Unterschied zwischen einem Adjectiv und Substantiv aufmerksam gemacht werden sollen. In sofern Verba blofs zum Auswendiglernen gegeben werden, darf noch nicht von *Supinum* und *Deponens* die Rede seyn. Bey den Präpositionen durfte der Casus, die sie regieren, noch nicht Erwähnung geschehen: so wie es überhaupt besser gewesen wäre, die Präpositionen erst bey den Casibus abzuhandeln. In den Übungsstücken zum Übersetzen hält sich der Vf. nicht immer genau an die Declinationen (S. 41 kommt bey der zweyten *vulpis* und *exhalatio* vor); auch befolgt er keine bestimmte Norm, im Beysetzen der Vocabeln, er mufste sie entweder alle unterlegen, oder, was noch passender gewesen wäre, hinter dem Buche ein deutsches und lateinisches alphabetisches Register geben. S. 57 durfte *quem* und *is* noch nicht in den Übungsstücken vorkommen, da vorher von den Pronominibus noch nicht gehandelt worden ist. Das Deponens kann nicht als *Genus* neben Activ und Passiv aufgestellt werden. Die Darstellung der Tempora, besonders des Imperfects, ist noch ganz nach der alten Ansicht; nach der neueren giebt es keine „halbvergangene" Zeit mehr; auch läfst sich das Supinum nicht als *tempus primitivum* aufführen, so wie überhaupt das Ableitungssystem das Lernen mehr erschweren, als erleichtern dürfte: denn der Schüler hat neben den Formen immer noch zu behalten, woher sie abzuleiten sind (abgesehen von der nicht immer ohne Zweifel zu bestimmenden Zuverläfsigkeit der Ableitung, denn mit eben dem Grunde, und vielleicht noch mit mehrerem, läfst sich das Supinum von dem Partic. Pass. perf. ableiten, als umgekehrt). Nicht passend ist es, hinter den regulären Verbis sogleich die irregulären aufzuführen, und dann erst Übungen über erstere folgen zu lassen.

No. 2 ist eine auffallende Erscheinung in dem Gebiete der Grammatik und der Unterrichtsmethode: denn es ist ein Lehrbuch, welches bey höchst man-

gelhaften, undeutlichen und unbestimmten Regeln *durchaus kein* Beyspiel giebt (selbst die Paradigmata der Declinationen und Conjugationen enthalten nur die Endungen), so dass das Ganze einem unvollständigen Register über eine Grammatik gleicht. Rec. wird sein Urtheil mit hinlänglichen Beyspielen belegen, wenn er zuvor über die „philosophischen" Grundsätzen, wonach Hr. *H.* seine Grammatik behandelt haben will, bemerkt hat, es finde sich in dem Buche nicht die geringste Spur von Philosophie (des Gegentheils nicht zu gedenken); Tabellen können als blosse *Tabellen* auch nicht philosophisch seyn. Es klingt sehr befremdend, wenn der Vf. sagt, er habe deswegen dieses Buch (von 35 Seiten) drucken lassen, um nicht genöthigt zu seyn, „den braven *Bröder* durch Dictiren zu ergänzen."

1) Beyspiele zu mangelhaften Regeln: Von den Masculinis heisst es: „Dritte Declinat. 1) *o, or, os, er*, und die Wörter auf *es*, die im Genitiv eine Sylbe mehr bekommen. 2) Ausnahmen, A) im Femininum: a) viele Wörter auf *is*, b) viele Wörter auf *x*, c) einige auf *s* mit vorhergehendem Consonant. B) im Neutrum: a) *sal, sol*; b) *ren, splen etc.*; c) *fur, furfur, turtur, vultur*; d) *mus, lepus*." Kann es dem Anfänger viel helfen, wenn er weiss, dass *viele*, oder *einige* Wörter von dieser oder jener Endung, dieses oder jenes Geschlechts sind? Alles, was vom Dativus gesagt wird, ist Folgendes: „*Sum* in der dritten Person mit dem Dativ. heisst *haben*. Der Dativus steht bey folgenden Verbis, die im Deutschen einen anderen Casum fodern (es sind die bekannten)." Vom Conjunctiv heisst es, er stehe: „4) nach einigen Redensarten." Die grösste Mangelhaftigkeit aber, die einzig in ihrer Art ist, besteht darin, dass Hr. *H.* die Zahlwörter nur bis — *quatuor* aufführt! — 2) Beyspiele zu undeutlichen Regeln: Undeutlich sind die Regeln eigentlich alle, in so fern nur *exempla rem illustrant*. — 3) Beyspiele zu Unbestimmtheiten: S. 4 heisst es: „In der lateinischen Sprache sind fünf Declinationen, d. h., fünf verschiedene Art und Weise (Art*en* und Weis*en*), wie die Wörter nach Genere, Numero und Casu abgeändert werden, und welche im Genitivo sich unterscheiden; an welchem Casu auch alle Veränderungen vorgenommen werden. Zu den Unbestimmtheiten gehört es auch mit, dass der Vf. Mehreres bunt durch einander wirft, was besonders in den Regeln vom Genitiv der Fall ist. (Überhaupt hat der Vf. nicht Rücksicht genug auf den Ort genommen, wo er etwas abhandelt. So ist es im Allgemeinen ein Missgriff, wenn er jeden Redetheil etymologisch und syntaktisch gleich hinter einander vornimmt, so dass z. B. hinter den Regeln von den Casibus erst die Diminutiva, und darauf die Adjectiva kommen; vom Conjunctiv handelt er schon zum Theil bey dem Pronomen relativum, also ehe von den Modis die Rede gewesen ist.) Ferner sind unter die Unbestimmtheiten zu rechnen manche tabellarische Übersichten; z. B. bey den Pronominibus unterscheidet Hr. *H. demonstrativa* und *determinativa*. Jene sind: *hic, ille, iste, hicce* (mit dem Beysatze: „nur im Singul."); diese: *is* und *idem*. Er giebt davon folgende Erklärung: „*demonstrativa* sind solche, welche zugleich (?) auf einen bestimmten Gegenstand hinzeigen; *determinativa* sind solche, denen noch eine Erklärung, oder genauere Bestimmung folgt." Hält der Vf. solche Unterscheidungen für nöthig: so musste er noch andere machen, die nöthiger waren, z. B. *näher* bezeichnende: *hic*, *entfernter* bezeichnende: *ille*, zwischen welchen beiden Wörtern ein wirklicher Unterschied ist, aber nicht zwischen *ille* und *is*. Ferner hat Hr. *H.* hier übersehen, dass bey *jedem* Pronomen eine nähere Bestimmung gegeben werden muss, die jedesmal der Context (oder ein wirkliches Hinzeigen) giebt. Wenn der Vf. diess nicht übersehen hätte: so würde er von den Pronominibus überhaupt eine passendere Erklärung gegeben haben, als: „Pronomina sind solche Wörter, welche zur Kürze und Verschönerung der Sprache statt der Benennungen der Gegenstände gesetzt werden können." Eben so unlogisch, als der Vf. die Verba eintheilt in 1) *transitiva*, 2) *intransitiva*, 3) *reciproca*, 4) *regularia*, 5) *irregularia*, 6) *deponentia* u. s. w., stellt er die Regeln vom Acc. c. inf. auf (der ohne Weiteres bey der Erklärung der Verba transitiva abgehandelt wird), wenn er sagt: „Der Acc. c. Inf. steht 1) nach den *verbis sentiendi* und *declarandi*, 2) nach den Wörtern: es ist billig, nothwendig, gewiss u. s. w., 3) nach den Wörtern: wollen, wünschen, erlauben (beym Conjunctiv kommt die Regel vor, dass er nach den Wörtern: ermahnen, ermuntern, bitten, flehe), 4) nach *jubere*, 5) nach *dicunt, ferunt, tradunt*. Neben dem Infinitiv werden noch Gerundium, Supinum und Participium als *Modi* aufgeführt: das Imperfectum heisst „*eben* vergangene" Zeit, und noch dazu zum Unterschiede vom Perfectum, welches die „*völlig* vergangene" Zeit ist.

Die gute Absicht des Vfs., eine nach philosophischen Grundsätzen bearbeitete, leicht zu überblickende Darstellung der Grammatik zu liefern, ist eben so lobenswerth, als die Ausführung missrathen ist.

An der Grammatik No. 3 ist nicht gerade mehr zu tadeln, als an den gewöhnlichen Grammatiken, aber auch nicht mehr zu loben. Der Vf. (*Schütz*, steht unter der Vorrede) macht nicht besonders aufmerksam auf das, was ihm „eigenthümlich sey," weil es sich aus dem Buche selbst ergebe. Rec. hat diese Eigenthümlichkeiten nicht gefunden, eben so wenig die „philosophischen" Regeln, die in der Vorrede versprochen werden, und die um so mehr zu erwarten waren, da der Vf. selbst fürchtet, dass sie hie und da „zu philosophisch" ausgedrückt sind. Der Vf. spricht sehr bescheiden von seinem Buche, indem er gesteht, dass es Fehler enthalte (selbst „wirkliche", die nicht wohl entschuldigt werden können, da sie wissentlich stehen gelassen sind), über welche ihm Belehrungen sehr willkommen seyn würden. So lobenswerth diese Bescheidenheit ist: so unpassend dürfte der Wunsch um Belehrung seyn. Belehrung kann nur derjenige erwarten, welcher über einen wenig bearbeiteten Gegenstand etwas Vorzügliches geliefert hat, dem er durch die Zurechtweisung anderer Sachkundi-

ger Männer noch mehr Vollkommenheit wünscht. Dieser Fall aber kann bey einer gewöhnlichen lateinischen Grammatik nicht eintreten: es sind Werke genug vorhanden, aus welchen das Mangelhafte solcher Lehrbücher ergänzt werden könnte, und statt erfahrne Schulmänner um Mittheilung dessen, was sie sich Zweckmässiges bey ihren Studien und dem Unterrichte abstrahirt haben, zu bitten, sollte man es immer nur erfahrnen Schulmännern überlassen, Grammatiken zu schreiben. Übrigens ist die gute Absicht des Vfs. nicht zu verkennen, und eben so wenig, dass er über seinen Gegenstand gedacht habe, nur ist das Ganze ihm nicht gelungen, wozu hier Belege folgen.

Wenn man es auch allenfalls nachsehen kann, dass die Beyspiele zu den Regeln, ohne den Beysatz, woher sie genommen sind, gegeben werden: so dürfen sie doch nicht, was zuweilen hier der Fall ist, nichts sagend seyn, z. B. „*Gens est cui natura corpora animosque, magna magis quam firma dedit.*" So wie das Beyspiel hier steht (ohne dass der Lernende wissen kann, von welchem Volke die Rede ist), könnte es heissen: ein Volk ist (etwas), dem u. s. w. Dafür war es besser, wenn der Vf. selbst ein Beyspiel machte. Eben diess gilt von folgendem: „*Gens universa Veneti appellati sunt.*" Andere Beyspiele haben nicht einmal für sich einen vollständigen Sinn, z. B. „*Ex summa laetitia atque lascivia, quae diuturna quies pepererat.*" Öfters fehlen die Beyspiele ganz, zumal da, wo sie noch dazu hätten müssen erklärt werden (was überhaupt in vielen Grammatiken sehr zum Nachtheil der Deutlichkeit unterlassen wird), z. B. da, wo die Rede ist vom Unterschiede zwischen *vel* und *aut*, und von der Construction. Auch hat der Vf. nicht überall vermieden, sich nicht vorzugreifen, was geschieht, wenn man Beyspiele giebt, denen Regeln zum Grunde liegen, welche der Lernende noch nicht kennt. So spricht er z. B. da, wo von *dignus* mit dem Ablativ die Rede ist, schon von dem Conjunctivo, der mit *qui* nach diesem Worte folgt. Manche Regeln sind unvollständig, z. B. S. 144 musste bey der Apposition nicht bloss der Nominativ, sondern auch die übrigen Casus berücksichtigt werden, und diese ganz besonders, weil sie eigentlich dem Anfänger Schwierigkeiten m..hen. Was von *opus est*, von *quin*, von *dum* und *donec* gesagt wird, reicht nicht zu. Hieher gehört auch, dass der Vf. z. B. bey den Casibus, den Modis, und dem Participio nicht im Allgemeinen von Casus, Modus und Participium spricht; bey solchen Sachen darf man nicht sogleich *in medias res* gehen. Manche Regel ist gar keine, z. B. S. 209 heisst es: „Überhaupt kann fast nach allen Conjunctionen der Conjunctivus stehen, wenn der Satz, den sie anfangen, von der Art ist, dass er den Conjunctivum erfodert," d. h. der Conjunctivus steht, wenn der Conjunctivus stehen muss. In anderen Fällen ist der Vf. zu weitläufig, z. B. bey *sibi* 209, und doch schwerlich erschöpfend.

Wie unphilosophisch Hr. *S.* besonders auch die Gegenstände behandelt hat, deren zu philosophische Behandlung er befürchtet, will Rec. nicht weiter beweisen, weil er dabey zu weitläufig werden müsste; er bemerkt hier nur, dass bey der philosophischen Behandlung einer Sprache nicht übersehen werden darf, dass die einzelnen Gegenstände sehr häufig ihre eigene Philosophie haben, z. B. die Construction des Accusativ cum Infinit., und dass man bey allem Philosophiren nichts gewinnt, wenn man den inneren Zusammenhang nicht in jeder Rücksicht betrachtet, was Hr. *S.* nicht thut, wenn er z. B. die eben genannte Construction als ein isolirtes Ganzes ansieht.

Als eine unbrauchbare Zugabe sind die so genannten Regelverse, oder Versregeln anzusehen, zumal wenn sie von folgender Art sind, wie S. 21:

Die Städt' und Bäume auf ein *us*
und viele Pflanzennamen muss
man sich als weiblich merken;
Papyrus, *biblus* stehn voran
Hyssopus, *costus* schliesst sich an,
und *nardus* so wie *byssus* kann
die Zahl recht wohl verstärken.
Drauf andre *Graeca*: *synodus* etc.
Auch einge, die, wie jedes Kind
leicht sieht, nur Adjectiva sind;
dergleichen sind *diametrus*, etc.

Legt der Vf. überhaupt Werth auf diese Spielerey, so musste er sie in ihrer ganzen Ausdehnung beybehalten, z. B. bey den Conjunctionen das Alte:

ut, *ne*, *quo*, *quin*,
nehmen einen Conjunctivus hin.

So wenig wie sich diess aber mit einer philosophischen Behandlung des Conjunctivus vereinbaren lässt: eben so zwecklos sind Verse bey anderen Regeln, z. B. über die Städte- und Länder-Namen, wie S. 176, wo es heisst: „Eben die Regeln sind in folgenden Versen enthalten:

Bey Ländernamen wisst ihr schon
fehlt nie die Präposition etc."

K. P.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Winter-Monate.* Für Freunde leichter Unterhaltung und froher Laune. *Erster Band.* Erstes Heft, October 1814. Zweytes Heft, November 1814. Drittes Heft, December 1814. 288 S. *Zweyter Band.* Erstes, zweytes, drittes Heft. Januar — März 1815. 288 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Was die Idee der fouquéschen Vierteljahrsschrift: *die Jahreszeiten*, dem höheren Genuss der Poesie zu seyn strebte, sehen wir hier für den mehr prosaischen Kreis leichter Unterhaltung berechnet, und nach dem Masstab der Sphäre, für welche diess letztere Unternehmen sich wirksam zeigt, ist auch in den bisher erschienenen sechs Heften, oder dem ersten Wintercyklus, manches dem Zweck Entsprechende geleistet worden, obwohl dem Ganzen, auch ohne höhere poetische Ansprüche, eine theilweis edlere und idealere Erhebung zu wünschen wäre. Vorzüglich gilt diess von der Mehrzahl des scherzhaften Inhalts. Übertriebener Scherz und Spass wird stumpf; besonders giebt es eine Darstellungsweise desselben, die sich unaufhörlich ähnlich sieht, und das Komische viel zu eingelernt und pathetisch als Hyperbel behandelt. Das Taschenbuch *Comus* lieferte einen ganzen Cyklus solcher zu monotoner Possen; und wir sehen sie hier z. B. im

Herrn *Schnäckenberger und seiner Juno*, von *Friedr. Laun*, in der *Apologie der Backenbärte und Hahnkämme*, von *Prätzel* u. A. wiederkehren; so wie auch *Kaiserstolz und Huckepack, oder Emma und Eginhard, Polterabendspiel in zwey Aufzügen*, wohl etwas zu derb in den Ton der niedrigen Puppenkomödien für Dörfer und Gasthöfe einstimmt. Einige Züge, doch nur einige, sind unterhaltend. — Beygetragen haben zu diesen sechs Heften *F. Kind, F. Laun, Beauregard-Pandin, Krug von Nidda, Prätzel, Friedrich B.b.k., Karl Grumbach, Frankhard Ohrux, Kretschmann, von Kyaw*, und Ungenannte. — Von *F. Kind* die humoristischen Gedichte *Zigeunerwirthschaft* und *Schlittenfahrt im Städtchen Zwielingen*, mit glücklicher Lebendigkeit und tüchtiger Darstellungskraft behandelt, und das erstere besonders, einige Überbietungen des Komischen abgerechnet, in wenigen starken Zügen sehr treffend und charakteristisch. — Den Beytrag von *Fr. Laun* haben wir bereits angeführt; es ist ihm keineswegs die Munterkeit der Behandlung, und der Witz im Einzelnen abzusprechen, wohl aber ist die Carricatur übertrieben, und das Verhältniss widerstrebend. — Die *Novellen nach Bandello*, von *Beauregard-Pandin*, sind beide in ihrer südlichen, fein und klug darstellenden Weise, anziehend und ergötzlich; anmuthig streift die zweyte an Boccaccios Muthwillen. — Die *Briefe aus Kiow*, von *Fr. Krug von Nidda*, sind mit anziehender Bildung und in einem geistreichen Stile geschrieben, und erwecken Interesse; sogar scheinen sie ein höheres Streben anzudeuten, als sich bis hieher in den vom Vf. mitgetheilten Gedichten kund gab. — Besser als die von *K. G. Prätzel* bereits oben genannte *Apologie der Backenbärte und Hahnkämme* ist dessen recht gemüthliche, wenn auch in nichts neue Erzählung: *Lohn der Treue*. Er hat noch ein unbedeutendes Gedicht geliefert. — Die *poetischen Kleinigkeiten* von *Friedrich B. b. k.* sind in ihrer gedrungenen Form grösstentheils vollendet und zart; besonders das sechste Gedichtchen: *Unter Mariannens Bild*. — Die poetischen Beyträge an Liedern und Epigrammen von *Karl Grumbach, Frankhard Ohrux, Kretschmann, von Kyaw*, sind keiner Erwähnung werth. — Unter den Aufsätzen von ungenannten Verfassern sind es ein paar ziemlich unterhaltende Mährchen, *die Sympathievögel* und *der dumme Hans*; das erstere hat seinen frischen Stil einer recht glücklichen Laune zu danken, und die beiden für einander bestimmten Fürstenkinder, die nur Maiblumen und Hyacinthen speisen, sind eine recht lustige Anspielung; doch wird das Ganze gegen das Ende hin lahm und völlig alltäglich. Die anderen Spässe, die noch anonym zum Besten gegeben sind, würden schwerlich vermisst werden. Die Erzählung, *der Mützenhandel*, ist ganz gut; nur scheint die Geschichte sich im Fortgange mehr und mehr als ein Appendix zur mildheimschen Beyspielsammlung zweckmässiger Tugend zu eignen. — Die Verlagshandlung beschliesst das sechste Heft mit der Anzeige, dass Hr. *Fr. Kind* inskünftige die Herausgabe übernehmen, und die göschensche Buchhandlung das Äussere verschönern werde; wir wünschen diesem Unternehmen seinen guten Fortgang. G. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Kopenhagen*, b. Schubothe: *C. Cornelii Taciti Agricola.* Ad fidem recensionum optimarum edidit, et selectis observationibus illustravit *Sev. Nic. Ioan Bloch*, Dr. philos. Scholae Neocopensis Rector. ord. Dannebr. eques aur. 1814. 94 S. (6 Gr.)

Was der Titel im Ganzen schon besagt, wird in der Vorrede noch ausführlicher so angegeben: „*Dep omtis itaque ex optimis, quae ad manum essent, commentariis, praesertim ex Oberliniana editione, quaecunque ex re nostra fore viderentur, nonnulla quoque de meo, sicubi illa non satisfacerent, adjicienda putavi*". Zugleich erfahren wir hier, dass das vorliegende Werk eine Schulausgabe sey, welche enthalte „*quamvis exigua interpretationis praesidia*;" wegen dieses *exigui quid* aber werden die, für welche die Ausgabe zunächst bestimmt ist, das nicht alles darin finden, was sie vielleicht suchen. Dem lobenswerthen Eifer des Vfs., sich durch Schulschriften nützlich zu machen, verdankt sein Vaterland bekanntlich schon manches brauchbare Werk; durch dieses hat er sich indess vielleicht nicht einmal so viel neue Ansprüche auf den Dank seines Publicums erworben, als wenn er bloss einen Textabdruck besorgt hätte. Denn durch die erklärenden Anmerkungen wird den Schülern das Lesen des Schriftstellers im Ganzen zu sehr erleichtert, als dass der formelle Nutzen, den sie davon haben sollen, von Bedeutung seyn könnte. Zur Vermehrung dieses Nutzens sind Anmerkungen sehr geeignet, nur nicht eigentlich erklärende, sondern solche, die den Schülern (zumal denen, die den Tacitus lesen) die verschiedenen Meinungen der Interpreten vorlegen, an welchen sie ihr eigenes Urtheil üben können, um die herauszuheben, welche die passendste zu seyn scheint; alles Andere sollte immer nur der weiteren Ausführung des Lehrers überlassen bleiben. Was die eigenen Bemerkungen des Vfs. betrifft: so sind sie, in Rücksicht der Schüler, die der Herausg. nur vor Augen haben konnte, nicht selten von zu geringem Belange, wozu Rec. Beyspiele liefert (wenn er zuvor noch bemerkt hat, dass Hr. *B.*, da er einmal seinen jungen Lesern zum Einsehen des Sinnes behülflich seyn wollte, nicht so viele Stellen, wo Schwierigkeiten vorhanden sind, ganz hätte übergehen müssen. Z. B. wäre es passender gewesen, statt zu Anfange des ersten Cap. die, für Leser des Tacitus, nicht gerade schwierige Construction darzulegen, über die *virtus supergressa vitium etc.* eine Erklärung zu geben): *Priores* wird erläutert durch *majores*; *assimilare* al. *assimulare. Perinde est*; *Principes sunt optimates, nobiles, proceres*; *binos i. e. duos*; *laboraverunt Romani*; *iram, hostilem animum*; *infesta, quae infestantur*; *propinqua luce scil. diei*; *integri, integro corpore*, und anderes dergleichen. Manche Erklärungen des Vfs. scheinen nicht ganz passend: z. B. von der Stelle Cap. X, „*spatio ac coelo etc.*", heisst es: „*si terrae situm et coeli regionem spectes*"; es wäre aber eine Tautologie, zu sagen: in Hinsicht der Himmelsgegend liegt Britannien ostwärts Germanien, und westwärts Spanien gegen über. Die Worte Cap. 30, „*nullae ultra terrae*," werden erklärt: „*Scil. sunt, existunt, unde subsidium aliquod possimus sperare*;" das folgende „*nec mare securum*" indess, verlangt offenbar eine andere Erklärung. Ernesti konnte wohl sagen zu Cap. 45: „*de judiciis testamentorum et honore inde redundante, notares e Cic. etc.*"; aber nicht Hr. *B.*, der nur für Schüler schreibt. Solche Gegenstände aus den Alterthümern sollten ganz besonders in Schulausgaben berücksichtigt werden: denn dergleichen gehört nicht eigentlich zum Verstehen des Sinnes, wobey der Lernende, der Übung wegen, sich selbst überlassen seyn muss; der Lehrer hat auch nicht nöthig, sich dabey aufzuhalten, und die Schüler können sich die Notizen so leichter einprägen, als wenn sie dieselben bloss hören. Auf die Latinität des Tacitus aufmerksam zu machen, könnte auch ein Gegenstand der Noten einer Schulausgabe seyn, aus eben dem Grunde; Hr. *B.* thut es, nur bieten nicht gerade die Worte Cap. 18, „*et plerisque custodiri suspecta potius videbatur*", zu einer Bemerkung dieser Art Gelegenheit dar, am wenigsten zu folgender: „*observes latinitatem Taciti, pro: plerisque suspecta potius videbantur custodienda*", zumal da er noch dazu sagt: „*potius vid. est: melius, rectius videbatur.*" Ok.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DECEMBER 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Vermischte Abhandlungen aus dem Gebiete des Staatsrechts, der Staatswirthschaft und der Finanzkunst.* Mit Rücksicht auf den Geist der neueren preussischen Gesetzgebung, von Dr. *Wehnert.* Erster Band. 1814. VIII u. 138 S. 8. (14 Gr.)

Der Titel schon ist nicht richtig. Unter Staatswirthschaft muss die Finanzkunst, oder besser Finanzwirthschaft gezählt werden: denn nur die National- und Finanz-Wirthschaft, die auch die Regierungs-Wirthschaft heissen kann, machen den Inhalt der Staatswirthschaft aus. Warum also Staatswirthschaft und Finanzkunst als coordinirte Wissenschaften neben einander? — Nach einer Dedication und passenden Vorerinnerung begreift dieser Band folgende Abhandlungen:

I) *Reflexionen über die allmähliche Ausbildung der heutigen Finanzverfassungen, und über das Bedürfniss fortschreitender Verbesserungen in der Staatsverwaltung.* Ein historisch - staatsrechtlicher Entwurf. Der Vf. beschreibt hier ganz kurz, aber ziemlich richtig, den natürlichen Gang, welchen die Bedürfnisse des Staatszwecks, vom Ursprunge der ältesten Staatsvereine bis auf die gegenwärtigen Zeiten, genommen haben, und wie dieser Gang durch die Erfahrung herbeygeführt ward. Dann kömmt er speciell auf die Finanzgeschichte, giebt dabey die Stufen der Bildung an, durch die sie bisher gegangen ist. Z. B. zuerst die unglückliche Maxime: *dass die unbeschränkte Vermehrung der Staatseinkünfte* (besser des Staatsregierungs-Einkommens) *das Ziel aller Finanzwirthschaft gewesen sey* — welche Maxime sich vorzüglich durch die Kosten der stehenden Heere gebildet haben mag. Dann das *Mercantilsystem*, welches, nur aus den Maximen der Routine hervorgegangen, und auf gar keine festen und haltbaren Principien gegründet, zu Missgriffen geführt habe, wodurch die landwirthschaftliche Cultur, der Gewerbfleiss und die National-Industrie gleich stark gelähmt werden mussten. Ferner *die physiokratische Schule*, welche grosse Wahrheiten, vorzüglich die Wichtigkeit des Landbaues, die freye Anwendung der Kräfte, überhaupt die Freyheit der Gewerbe und des Verkehrs, lehrte, deren Lehren aber bloss eine Secte von Theoretikern, und keine Geschäftsmänner bildete. Endlich die Lehre der englischen Philosophen *Stewart* und *Smith*, besonders des Letzteren, welcher überhaupt zu der gegenwärtigen wissenschaftlichen Bearbeitung und Cultur der Staatswirthschaft am meisten beytrug. S. 16 macht ihm der Vf. den Vorwurf, der ihm auch von mehreren Anderen, aber immer mit Unrecht, gemacht worden ist, er habe die Körperwelt allein berücksichtigt, und den Geist beynahe ganz ausserhalb des Kreises gelassen, der um die Masse der Güter von ihm gezogen worden sey. *Smith*, als scharfsinniger Philosoph, wusste wohl, dass die Geisteskräfte in allem Denken und Handeln die *Conditio sine qua non* sind; aber er wollte eine *rein wirthschaftliche* Lehre aufstellen, die sich nur mit der Production der physischen Güter beschäftige: denn die Cultur der Geisteskräfte gehört für einen anderen Zweig der Staatsregierung, als den der Staatswirthschaft. Er setzte also immer dieselben voraus, und hatte darin vollkommen Recht. (Man s. §. 8 und 9 *über das formelle Princip der Staatswirthschaft, als Wissenschaft und Lehre*, von *Eschenmayer.* Heidelberg, bey Mohr und Zimmer, 1815.) Dieses Geschichtliche giebt dann dem Vf. Anlass, über die Reformen und Verbesserungen in der Staatsverwaltung zu sprechen, und hauptsächlich die in der preussischen in Schutz zu nehmen. Bey dem Räsonnement hierüber äussert er manche gute Ansicht. Nur hätte er auch die Ursachen untersuchen sollen, *warum gerade jene Systeme so auf einander folgen mussten, wie sie auf einander gefolgt sind.* Ursachen und Folgen sind nothwendig, nicht willkührlich; den Geist derselben in seinem Einflusse auf den wirklich genommenen Gang zu schildern, wäre sehr verdienstlich gewesen, und Rec. hätte dieses hier um so mehr erwartet, da das Geschichtliche schon so oft, und von so vielen anderen Schriftstellern, ausführlicher dargestellt worden ist. II) *Vergleichende Beurtheilung der verschiedenen Benutzungsmethoden der Domänen durch Administration, Zeitpacht oder Erbpacht.* 1) *Administration.* Der Vf. beweist das Nachtheilige dieser Benutzungsart mit folgenden Sätzen: a) der Charakter des Regenten vertrage sich nicht mit dem Charakter des Handelsmannes, weil er in Beziehung auf den Verkauf der Producte mit seinen eigenen Unterthanen wetteifern, oder Monopole oder Zwangsanstalten adoptiren müsste und könnte; b) die Veränderlichkeit des Ertrags der Landwirthschaft mache auch das Einkommen der Regierung daraus schwankend und unbestimmt; c) es herrsche in der Verwaltung der Domänen durch Beamte ein mehr nachlässiger und verschwenderischer Geist, als bey Privatpersonen; d) die Bewirthschaftung der Domänen erfodere die Sorgfalt

oft bis in die kleinsten Details und die Hintansetzung des eigenen Interesse für das der Staatsregierung, welches nicht bey Beamten oder Verwaltern, meist aber das Gegentheil, gefunden werde. Jedoch zum Beyspiele und zur Belehrung für bessere Bewirthschaftungen sey die Administration der Domänen nicht ganz abzuschaffen, weil durch sie für den gemeinen Landwirth, besonders durch die Veredlung der Viehgattungen, großer Nutzen gestiftet werden könne. Wegen dieser Ursache allein findet Rec. die Beybehaltung der Administration nicht so wichtig: denn gegenwärtig, wo wissenschaftlich gebildete Landwirthe sich so stark verbreiten und wirthschaften, können besser diese dem vorurtheilsvollen Landmanne das Beyspiel geben. Dass die Gerichtsbarkeit, das Polizey- und Rentey-Wesen mit der Administration der Domänen verbunden werde, verwirft der Vf. mit Recht (S. 41 ff.), weil zu viel Missbrauch daraus entsteht, und die so verschiedenartigen Geschäfte die Kräfte des geschicktesten und fleissigsten Mannes übersteigen müssten. 2) *Zeitpacht.* Hierüber findet Rec. nichts Neues. Dass Zeitpacht auf lange Zeit besser sey, als die Administration, ist eine längst bekannte Wahrheit. 3) *Erbpacht.* Auch dieser Abschnitt enthält nichts, als was schon früher in Vorschlag gebracht worden ist. Der Vf. hält, womit Rec. nicht übereinstimmt, diese Benutzungsmethode für die beste, besonders wenn die Erbverpachtung, ohne Einschränkung der Grade der Verwandtschaft auf gewisse Generationen, auf die Stammrechte der Descendenz des ersten Erwerbers, angenommen wird. In diesem Falle ist zwischen vollem Eigenthum und dieser Methode wenig Unterschied, und die Staatsregierung würde besser thun, sie ganz zu veräussern, weil dann wenigstens der Kaufpreis grösser ist, als das Erbbestandsgeld, und der jährliche Canon von der Grundsteuer, die alsdann auf die Grundstücke gelegt werden kann, nicht sehr verschieden seyn wird, übrigens solche Erbpachtsgüter doch keiner weiteren Besteuerung unterliegen dürfen. Sind in einem Staate noch unproductive Hände vorhanden, welche Urstoff zur Bearbeitung verlangen: so bleibt es immer das beste Mittel, die Staatsregierung veräussere stets von ihren Domänen in vollkommenes Eigenthum so viele, als diese Hände begehren; die übrigen Domänen gebe sie in lebenslänglichen oder Vitalpacht, wie der Graf von *Soden* in seiner Nationalökonomie sehr schön vorschlägt, um sie, wenn die unproductiven Hände in der Nation zunehmen, alsdann wieder veräussern zu können, was bey dem Erbpachte nicht geschehen kann. — III) *Ideen über die Dismembration oder Parzellirung grosser Landgüter.* Die Untersuchung dieser Aufgabe folgt zwar den richtigen staatswirthschaftlichen Ansichten; sie ist aber nur eine Wiederholung dessen, was mehrere staatswirthschaftliche Schriftsteller schon darüber geäussert haben. Namentlich hat Dr. *Karl Murhard* in seinen *Ideen über Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthschaft*, Göttingen 1808, S. 228, diese Materie gründlicher und von mehreren Seiten aus einander gesetzt; auch *Lotz* in seiner *Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschafts-Lehre* IV, §. 263 und 264, hat dasselbe behauptet, nämlich: vollkommene Freyheit in der Vergrösserung und Vertheilung des Grundstückebesitzes. Rec. möchte hinzusetzen: nur nicht die willkührliche Vergrösserung desselben von Seiten moralischer Personen. — IV) *Grundsätze über den Verkauf der Domänen und Bedingungen eines zweckmässigen Verfahrens bey der Veräusserung.* Der Vf. giebt hier, wie er sich ausdrückt, nur die wesentlichen Einwürfe gegen die Beybehaltung der Domänen an, die zufälligen berührt er nicht, und bleibt überhaupt in dem Hauptresultate ganz unbestimmt. Diese wesentlichen Einwürfe sollen nun seyn: Der Regent werde durch den Besitz von Domänen zu der Classe der von den Territorialabgaben befreyten grossen Gutsbesitzer oder Grundeigenthümer gezogen, und in das abgesonderte Interesse derselben verflochten(?), weswegen die übrigen steuerbaren Unterthanen am Ende höher belastet werden müssten. Diesem begegnet der Vf. dadurch, dass, da die Staatsregierung von dem Einkommen der Domänen schon die Bedürfnisse für den Staatszweck bestreitet, eine Steuer davon sie sich selbst nicht entrichten könne. Ferner der Totalertrag der Domänen sey im Besitze eines Privateigenthümers höher, als im Besitze der Staatsregierung, selbst wenn diese sie verpachte. Der Vf. bringt hier zwar annehmbare Gründe vor; allein sie sind doch nicht trifftig genug; die Regierung bleibt immer in der Kategorie der Gewerbetreibenden, was ihr nicht zusteht, gegen ihre Würde ist, indem sie sich nur mit Regieren, aber nicht mit Gewerbetreiben beschäftigen soll, und weil sie endlich den Gewerbsbürgern das raubt, womit diese sich eigentlich beschäftigen sollten. Die Veräusserung der Domänen zur Entrichtung der Staatsschulden untersucht der Vf. S. 124 ff. auf nachstehende Weise: Es sey sehr schwierig, Domänen zu veräussern, wenn die dringenden Bedürfnisse es nothwendig machen: denn die Menge feil gebotener Landgüter bringe eine Concurrenz hervor, welche den Preis derselben so herunter setzen würde, dass sie tief unter ihrem Werthe verschleudert werden müssten. Wenn die Noth eintritt, wie der Vf. hier anführt: so wird natürlich der Preis der Domänen schon durch diese Noth geringer, weil der Käufer davon Nutzen ziehen wird, und zu einer solchen Zeit gewöhnlich auch Noth unter den Staatsbürgern selbst sich findet. Die Menge zu gleicher Zeit feilgebotener Landgüter wirkt freylich auch auf einen niedrigen Preis: allein was schadet diess? wer kauft sie denn? — Solche Nationalglieder, welche ohnehin die Bedürfnisse der Regierung zu bestreiten haben. Erlangen diese die Güter auch um einen geringeren Preis: so ist ja in der That der Schaden nicht so gross; die Regierung verliert nichts, denn ihre Bedürfnisse müssen doch bestritten werden, und grosse Vorräthe, Schätze, soll und darf die Regierung, nach rein staatswirthschaftlichen Grundsätzen, nicht haben. Eher könnte man sagen, es falle mehr Last dadurch auf die übrigen Staatsbürger; allein was für eine Kleinigkeit wird

der im Grunde nicht sehr bedeutende Verlust aus einem geringeren Erlöse in der Quote für einen einzelnen Bürger betragen? — Auf die Niederhaltung und Verringerung des Werths der Grundbesitzungen wirke, sagt der Vf. weiter, hauptsächlich: 1) *die Unsicherheit der politischen Integrität mancher Staaten, und die sich täglich vermehrenden Regierungsbedürfnisse.* Ferner leiden die Grundbesitzer bey den jetzigen Kriegen mehr, als die übrigen Classen der Staatsbürger, daher vermindere sich die Nachfrage nach Landgütern und deren Kaufwerth. Die Ursache liegt aber auch nur in einem fehlerhaften Steuersysteme; wenn dieses mit Gerechtigkeit und Gleichheit organisirt ist: so wird keine Classe von Staatsbürgern bedeutend mehr, als die andere, leiden. — 2) *Die Abnahme der Gewerbs-Industrie durch Störungen des freyen Verkehrs.* Die Landwirthschaft werde durch das Sinken der Getreidepreise entkräftet, und von diesen seyen alle anderen Güterpreise abhängig. Gegen diese letztere Behauptung liesse sich sehr Viel einwenden, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. — 3) *Der steigende Zinsfuss, welcher durch die aus solchen Verhältnissen verminderte Circulation des Geldes hervorgebracht werde.* — Nun hält der Vf. S. 128 für besser, dass die Regierungen, wie es auch die preussische verordnet habe, ihre Domänen theilweise und successiv, nach Massgabe der Nachfrage, veräussern sollten, und bringt darüber ganz gute Gründe vor. Aber endlich schlägt er 4) *noch die von Frankreich adoptirte Immission der Staatsgläubiger in die Staatsgüter vor, mit einiger Abänderung.* Wenn freylich die Staatsgläubiger auf keine andere Weise zu ihren Foderungen kommen können: so werden sie sich diese Immission lieber gefallen lassen, als nichts zu erhalten. Es tritt bey diesen ja derselbe Fall ein, welcher vorhin berührt worden ist, nämlich: die Concurrenz der Menge solcher Domänen vermindere den Preis derselben. Es scheint ein hinterlistiges Mittel der Finanz-Regierung zu seyn, um sich unter einem Scheine von Wohlthätigkeit aus der Schlinge zu ziehen. Es ist auch nur von einem elenden französischen Finanzsysteme, dessen Dichten und Trachten immer nur auf Cassenfüllen, auf Anlegung eines Schatzes zum Erobern, ging, zu erwarten. Die Staatsgläubiger haben der Regierung klingende Münze, oder überhaupt Geld gegeben; sie bezahlt aber nicht wieder damit, was doch rechtlich wäre, sondern weiset, nach einer Ertragsberechnung und dessen Preise, denselben Grund-Eigenthum an, unbekümmert, ob sie den Werth ihres Anleihens dadurch ersetzt bekommen, oder nicht. Diese Operation kann Rec. für nichts anderes, als einen gewaltsamen Bankerott ansehen, der nach Art eines Privatbankerotts ausgemacht wird. Rec. nennt ihn *gewaltsam*, weil sich kein Staatsbankerott denken lässt, ohne dass die Staatsglieder aus einander gehen, und aufhören, einen Staat zu bilden. So lange der Staat sich nicht auflöset, und die Staats-Regierung Staatsschulden zu entrichten hat, muss sie diese Verbindlichkeit in ihrem vollen Werthe erfüllen; und kann sie dieses nicht auf einmal: so mag sie so lange davon abbezahlen, bis Capital und Zinsen entrichtet sind. Diese Operation ist besser und würdevoller, als die Unterthanen und Creditoren darum bringen, oder wenigstens einen Theil davon verlieren lassen. Die Regierung kann ihre Domänen feil bieten, und die Creditoren können sie kaufen: dann ist es ein von beiden Theilen bewilligter, freyer Vertrag, und dieses ist rechtlich; aber eine Immission wird nur derjenige Creditor eingehen, welcher auf keine andere Weise seine Bezahlung bekommen kann. Die Regierung muss den ihr gegebenen Credit heilig halten, mehr noch, als ein Privatmann, weil dieser oft in Umstände kommt, ihn nicht halten zu können; die Regierung aber niemals in diesen Fall kommen kann, indem sie Mittel und Wege genug hat, und sich eröffnen kann, um ihre Verbindlichkeiten, wenn auch auf lange Zeit hinaus verschoben, zu erfüllen. Was überhaupt die Veräusserung der Domänen betrifft: so wird am besten der Grundsatz angenommen werden können, dass sie nur dann zu adoptiren sey, wenn entweder die Noth oder nicht hinreichender productiver Urstoff für die urproductiven Hände einer Nation vorhanden ist, und diese letzteren zu ihrer vollen Beschäftigung mehr Grund und Boden verlangen. Die Beybehaltung so vieler Domänen, als der eigene Unterhalt des Regenten beträgt, möchte hier auch noch ein Gegenstand von Wichtigkeit seyn: denn der Regent ist nicht Staatsdiener; er ist Repräsentant des Staats. Wenn er seinen Unterhalt durch Besteuerung aus dem National-Vermögen ziehen müsste: so würde er von der Nation abhängig gemacht, und sein Unterhalt die Eigenschaft einer Besoldung annehmen. Er muss also auf Domänen fundirt werden, die dann, wie oben schon berührt worden ist, am besten durch Vitalpacht benutzt werden können.

A. E. Z.

CASSEL, b. Krieger: *Über die Nothwendigkeit der Anordnung eines deutschen Reichs- oder Bundes-Gerichts*, in Anwendung auf einen zwischen dem königl. hannöverischen Oberappellations-Gerichte zu Celle, und dem hessen-casselschen Oberappellations-Gerichte entstandenen Conflict über die Gerichtsbarkeit und den Gerichtsstand in der im October 1812 zur Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen angefangenen Appellations-Instanz in Sachen des Oberappellations-Raths von der Wense zu Celle Klägers und Wiederbeklagten, gegenwärtige Appellaten, wider den volljährigen Carl von Bodenhausen und dessen minderjährige Brüder zu Witzenhausen im Hessischen, Beklagte, Wiederkläger und jetzigen Appellanten, verschiedene persönliche Aussprüche betreffend, von dem Vormunde der minderjährigen Gebrüder von Bodenhausen, dem Doct. beider Rechte, *Friedrich Ludwig von Berlepsch.* 1815. im April. 64 S. 8.

Die Nothwendigkeit eines anzuordnenden deutschen Reichs-Bundesgerichts ward schon zu der Zeit, als

die verbündeten Heere sich nach der Schlacht bey Leipzig dem Rheine näherten, durch das veränderte Verhältniss der deutschen Staaten gegen einander, mehr noch zur Zeit der mehr vorausgesetzten, als erklärten Auflösung des Rheinbundes geboten, und Rec. war der gewissen Erwartung, dass der pariser Frieden wenigstens die *provisorische* Errichtung eines solchen Bundesgerichts herbeyführen würde. Denn wenn auch wirklich keine Anstände vorhanden waren: so konnten doch mehrere derselben möglich gedacht, und der baldigen Entscheidung werth erachtet werden. Konnten nicht unter den Gliedern der Regentenfamilie, unter Unterthanen und Regenten Streitigkeiten, konnten nicht Klagen über Versagung oder Verzögerung der Rechtshülfe, über verletzte Verbindlichkeiten eines Regenten gegen einen Dritten oder ähnliche Gegenstände entstehen? Konnte nicht der Ausbruch der Selbsthülfe zu befürchten seyn? Soll dem Volke, das so kräftig gewirkt hat, jedes Mittel zur Eigenthat, selbst zur Verschönerung der Mannichfaltigkeit seiner Individualität, ungehindert geraubt werden? Nicht genug, dass eine Menge solcher Fragen in Staaten, die ihren vorigen Regenten behielten, oder dem alten Regenten wieder zufielen, vor dem Gerichtshofe der Publicität vorgebracht wurden: so mussten diese Fragen noch verwickelter in allen Staaten werden, die entweder ganz oder zum Theil eine andere, wenn auch gleich nur provisorische Verfassung erhielten, die von ihrem vorigen Regenten des Rheinbundes getrennt, oder wohl ganz oder zum Theil anderen Regenten verliehen wurden. Allein entweder scheint man der provisorischen Veranstaltung für diese Staaten eine fast magische Kraft über die Grenzen ihres Begriffs, oder der Beendigung des wiener Congresses eine grössere Behendigkeit und leichtere Bewegsamkeit zugetraut zu haben, als er haben konnte; und so fehlte es denn auch nicht an Verwirrungen und Verirrungen jeder Art. Zu diesen gehört denn auch die in dem weitläuftigen Titel der vorliegenden Abhandlung vorgetragene Frage: Wo und bey welchem von beiden höchsten Territorial-Justizgerichten die Gerichtsbarkeit und der Gerichtsstand in der angefangenen Appellationsinstanz gegründet sey. — Eine Frage, die nach der Auflösung des Königreichs Westphalen für und wider behauptet, und, wie sich hieraus von selbst ergiebt, unentschieden bleiben wird, wenn nicht Hannover und Hessencassel sich dahin vertragen, ein drittes Oberappellationsgericht oder eine Juristenfacultät zur Entscheidung der Haupt- oder Vor-Frage zu bevollmächtigen, und den compromissarischen Spruch anzuerkennen. Die Gründe, die der Vf. für seine Meinung geltend macht, wonach das casselsche Oberappellations-Gericht zur Entscheidung in der zu westphälischen Zeiten angefangenen, aber nicht beendigten Appellationsinstanz berechtigt sey, sind allerdings sehr erheblich; allein da das cellische Oberappellations-Gericht bey seinen Gründen beharrt, und die von Bodenhausen allenfalls zwingen kann, vor den hannöverischen Justizgerichte, als dem angeblichen Gerichtsstande der belegenen Sache, Recht zu nehmen: so wird nur ein solches Compromiss die Sache bald endigen können, wenigstens früher, als das zu hoffende Bundesgericht, vor welches sie gehörte, wirklich errichtet wird.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) Ohne Angabe des Druckorts und des Verlegers: *Von dem möglich rechtlichen und national-ökonomischen Massstabe zur Repartition der Grundsteuer.* Von *A. D.* 1814. 51 S. 8. (6 Gr.)

2) *München*, b. Lindauer: *Beweis, dass die in acht Procenten des Rohertrags ausgesprochene Grundsteuer gerecht und national-ökonomisch sey;* und *dass der Rohertrag der Grundstücke zur Grundlage ihrer Werthesschätzung angenommen werden könne.* 1815. IV u. 90 S. 8.

Die beiden hier angezeigten Schriften sind von einem und demselben Vf., und die letzte eigentlich eine erweiterte und verbesserte Auflage der ersten, von welcher der Vf. erklärt, sie sey ohne sein Wissen und Willen in das Publicum gekommen. Beide sind eigentlich nichts weiter, als eine Rechtfertigung des Verfahrens der baierischen Regierung bey der Regulirung der Grundsteuer, und des hier adoptirten Grundsatzes: bey der Besteuerung der Grundstücke sey nur die natürliche Güte des Bodens zu berücksichtigen, die Steuerquote jeder Parcele aber auf acht Procent ihres rohen Ertrags zu bestimmen. Insbesondere aber liefert der Vf. eine Vertheidigung der in der *Instruction für die Commissäre und Taxatoren zur Bonitirung der Grundstücke vom 31sten August 1809*, und in der *Instruction für die Bonitirung und Classification aller Grundstücke* u. s. w. vom 15ten März 1811 für das erwähnte Geschäft gegebenen Weisungen; — und wir sind dem Vf. das Zugeständniss schuldig, dass er seine Rechtfertigung ziemlich gut geführt hat. So viel geht aus seinem mit vieler Sachkenntniss geführten Räsonnement, und der beygefügten Berechnung klar hervor, dass der Druck der Abgabe bey weitem nicht so gross ist, wie er beym ersten Anblick zu seyn scheint; dass bey Grundstücken der schlechtesten Qualität die acht Procente des Rohertrags das constitutionelle Steuerquantum von zwanzig Procenten, oder einem Fünftheil des reinen Ertrags, äusserst selten erreichen: bey Grundstücken von besserer Qualität aber die Abgabe sich von jenem Quantum immer mehr entfernt, je höher die Classificationsnummer des Grundstücks seiner natürlichen Güte nach, steigt; — was, wie der Vf. (S. 46 No. 2) sehr richtig bemerkt, offenbar der Beförderung der landwirthschaftlichen Industrie und Cultur sehr zusagt, ohne gerade für den Besitzer schlechter Parcelen drückend, oder überhaupt unbillig oder widerrechtlich zu seyn, so dass die Regierung dieser anscheinenden Ungleichheit wegen wirklich eher Lob verdient, als Tadel.

Z.



